

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Vierunddreißigster Theil.

KARL (HERZOG VON GUISE)—KAUFFAHRER.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1883.


LANDSCHAFT. BIBLIOTHEK

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Vierunddreißigster Theil.

KARL (HERZOG VON GUISE)—KAUFFAHRER.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KARL (Schluß).

XXV. Karl: Herzoge, Prinzen; Erzherzog.

a) KARL (von Lothringen), Herzog von Guise. Auf Schloß Joinville am 20. Aug. 1571 als ältester Sohn des Herzogs Heinrich I. von Guise und der Katharina von Cleve geboren, erhielt Karl den Titel eines „Prinzen von Joinville". Er wurde zur Vertheidigung der katholischen Kirche und zum Todhasse gegen den Protestantismus, zum Streben nach einer unabhängigen Stellung und zu maßloser Ehrsucht ohne Ansehung der Mittel zum Ziele erzogen. Im December 1586 bereits begleitete er den heldenhaften Vater aus der Champagne nach Rocroy, welche Stadt vom Herzoge von Bouillon durch einen Handstreich genommen worden war und jetzt rasch zurückerobert wurde, im November 1587 stritt er unter ihm bei Auneau gegen die Deutschen unter Baron Dohna, blieb in Soissons im Mai 1588 zurück, als sein Vater unvermuthet nach Paris zog, folgte ihm aber alsbald dahin ins Hôtel Guise und ging mit ihm nach Blois. Während sein Vater hier auf Befehl König Heinrich's III. am 23. Dec. 1588 ermordet wurde, wohnte der Jüngling der Messe bei; als er sich aus ihr hinwegbegab, umzingelten ihn Bewaffnete, durch die er sich vergeblich mit dem Degen Bahn brechen wollte, und setzten ihn gefangen. Der junge Herzog von Guise erhielt dem Namen nach am 18. Jan. 1589 das Gouvernement der Champagne, bis zu seiner Majorennität sollte es der Herzog von Nevers verwalten. Die pariser Behörden forderten vom Könige durch eine Deputation Karl's Entlassung aus dem Gefängnisse in Blois; er bewilligte ihm zwar eine Pension von 10,000 Thalern und die Städte Rocroy und Saint-Dizier, brachte ihn aber zu Schiffe in das Schloß Amboise und im April 1589 in den Schloßthurm zu Tours. Hier wurde er streng bewacht, sein greiser Erzieher de Fontaines theilte freiwillig seine Haft, den Dienern aber wurde erlaubt, täglich in die Stadt zu gehen.

Karl haßte Heinrich III., den Mörder seines geliebten Vaters, glühend und setzte seine Hoffnungen auf Philipp II. von Spanien; ihm versprach er, ergebene Dienste zu leisten, und Philipp dachte daran, ihn mit seiner Tochter zu vermählen, für die er den französischen Thron erstrebte; Karl stand mit ihm in ununterbrochener Correspondenz voll Unterwürfigkeit; der Bischof von Avranches, Franz Péricart, wahrte in erster Linie seine Interessen bei Philipp und der Infantin Isabella, deren Protection Karl demüthig anrief. Mit dem Haupte der Ligue, dem Herzoge von Mayenne, seinem ehrgeizigen Oheime, war der ehrgeizige Neffe wenig zufrieden, er liebte ihn nicht und mistraute ihm; Mayenne aber sah ihn mit Freude im Gefängnisse. Sein Entweichungsversuch aus einem Fenster des Thurmes im Februar 1590 misglückte, aber er gab den Gedanken, sich zu befreien, ebenso wenig auf wie seine zahlreichen Anhänger im Lande; war er aber frei, so wollte er die Thronansprüche des Ketzers Heinrich's IV. mit aller Macht bekämpfen und selbst versuchen, den Thron der Valois zu besteigen. Auf das Drängen seiner erbitterten Schwägerin, der Mutter Karl's, détachirte Mayenne im November 1590 Truppen längs der Loire, um seinen Neffen zu befreien; treue Diener riefen Philipp's II. Hülfe zu seiner Befreiung an, da jeder bisherige Versuch seiner Anhänger misglückt sei; die Mutter Karl's war unablässig thätig und bestürmte Philipp, mit Truppenmacht ihren Sohn aus dem Kerker zu erlösen, aber nichts geschah. Karl half sich selbst; ein äußerst findiger Kopf, hatte er durch seine Dienerschaft Beziehungen mit einem alten Kameraden seines Vaters La Châtre, dem Gouverneur von Berry und Orléanais, angeknüpft und seine Flucht auf den von seinem Vater besonders hoch gehaltenen Tag der Himmelfahrt Mariä, den 15. Aug. 1591, verabredet. In einer Pastete wurde ihm eine seidene Strickleiter zugesandt, die er an einem Fenster befestigte; auf ihr entfloh er mit zwei Pagen. In der Nähe von Tours fand er durch La Châtre Pferde, weiterhin auch hinreichende Bedeckung durch Reiterei und kam am 18. Aug. in Bourges an, wo er in Sicherheit war.*) In allen liguistisch gesinnten Theilen Frankreichs und besonders in Paris herrschte Jubel über die Befreiung des

*) Discours véritable de la délivrance miraculeuse de Monseigneur le Duc de Guise etc., Paris 1591 (Archives curieuses de l'histoire de France).

Herzogs, Freudenfeste wurden angestellt, das Gelingen der Flucht wurde der Jungfrau Maria und den Gebeten der Jesuiten von Lorette zugeschrieben, der Papst beglückwünschte ihn in einem Breve, die Prediger erhoben seine noch unbekannten Vorzüge auf Unkosten Mayenne's von den Kanzeln, die Presse pries ihn emphatisch. War Heinrich IV. die Flucht Karl's unlieb, so konnte ihm zum Troste dienen, daß Mayenne und sein Neffe entschiedene Rivalen werden mußten und die Zwietracht in der Ligue mächtig wurde; Philipp II. war hingegen gesonnen, aus Karl ein Werkzeug für seine Pläne auf den französischen Thron zu machen, und Karl widmete sich in der That voll Eifer und Ergebenheit seiner Politik, während er mistrauisch auf Mayenne schaute. Die mächtigen Sechzehner in Paris, die mit Mayenne in Fehde lagen, glaubten Karl, um den sich etwa 800 Soldaten sammelten, zu ihrem Alliirten machen zu können; Mayenne befürchtete dies, wollte Karl der Berührung mit ihnen entziehen und beließ, als er Ende November 1591 von Laon nach Paris eilte, dort sein Heer unter Karl's Führung, der in Guise mit dem Herzoge Alexander von Parma in seinem Namen unterhandelte, dabei aber unverblümt seinen Unwillen über den Oheim aussprach, der ihm nicht die erste Rolle abtreten wollte. Parma beutete den Unfrieden im guisischen Hause zum Besten Spaniens aus, lähmte alle Unternehmungen, forderte die Ueberlassung von La Fère als Waffenplatz und sprach von der Eventualität, Karl und Isabella von Spanien auf den französischen Thron zu setzen; seit ihrem Auftreten in Frankreich boten Spaniens Agenten Karl, um ihn völlig zum Diener Philipp's zu machen, und seine große Geldnoth benutzend, 4000 Thaler extra an. Bei den Unterhandlungen Mayenne's mit den Spaniern wegen der Ansprüche Isabella's, an denen auch Karl theilnahm, stellte letzterer seine ganze Hoffnung auf Philipp; dieser und seine Minister Ibarra und Feria sollten ihm die Krone verschaffen. Als das liguistisch-spanische Heer 1592 nach der Picardie vorrückte, befehligte Karl den Vortrab, wurde von Mayenne am 19. Jan. zum Generallieutenant aller Truppen in den Provinzen Anjou, Touraine, Maine, Berry, Orléanais und Guyenne ernannt, um seinem Streben nach Unabhängigkeit zu schmeicheln, und erhielt von ihm am 3. März die bisher von seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen von Joinville, innegehabte Stelle als Gouverneur und Generallieutenant von Champagne und Brie. Voll Bravour focht er am 1. Febr. in einem Scharmützel bei Aumale gegen Heinrich IV., nahm am 12. Febr. Neufchâtel, wurde aber am 17. d. M. vom Könige bei Bures überfallen, verlor alle Bagage und selbst seine grüne Standarte. Am 20. April zog er mit Mayenne, mit dem er in beständigen Zänkereien lebte, in Rouen ein, am 7. Mai verjagte Heinrich IV. beide aus Ivetot, wobei Karl auf dem Rückzuge den ererbten Muth bethätigte. Karl begleitete Parma, als er über die Seine zog, folgte ihm aber nicht nach den Niederlanden, sondern machte in Paris halt. Wie er Spaniens Schutz offen suchte, so griff er, oft rasch und unüberlegt in seinen Aeußerungen, Elisabeth von England als Hort des Protestantismus, den er verabscheute, und andere ketzerische Fürsten an, der englische Gesandte Henry Unton forderte ihn wiederholt in den beleidigendsten Ausdrücken zum Duell heraus, worauf er aber nicht einging. Karl zog ins Feld gegen den Herzog von Nevers, machte ihm verschiedene Plätze in der Champagne streitig, nahm Epernay, war aber wegen der kleinen Zahl seiner Soldaten bald zur Unthätigkeit verurtheilt und bekundete in Paris eine maßlose Ungeduld, in der ihn Philipp II. noch bestärkte; im August 1592 nahm er wieder am Feldzuge Mayenne's zwischen Rheims und Réthel theil und versprach Philipp II., sich nie mit dem Béarner zu vergleichen, sondern stets ihm zu dienen. Um an der Versammlung der Reichsstände gewichtigen Antheil zu nehmen und mit Hülfe des spanischen Gesandten Ibarra für seine Throncandidatur zu werben, traf Karl mit dem Erzbischofe von Lyon und dem intriguanten Cardinal von Pellevé am 26. Dec. aus der Champagne in Paris ein; sein mit Mayenne abgekarteter Plan, Heinrich IV. bei der schönen Gabriele d'Estrées in La Roche-Guyon zu überfallen, scheiterte am 4. Jan. 1593. Bald aber verließ Karl Paris wieder, am 15. Jan. ging er nach der Champagne, um mit Erlaubniß seines Oheims 100,000 Thaler aufzutreiben. Die Spanier ließen ihm keine Ruhe, er solle sich von seinem Oheim und Rivalen um den französischen Thron losmachen, sich zum Haupte der „Union“ aufwerfen und auf eigene Faust unter der Aegide Philipp's II. handeln; sie nährten das große Mistrauen Mayenne's und Karl's gegeneinander und drohten ersterem, ihn im Oberbefehle der spanischen Hülfstruppen durch seinen Neffen zu ersetzen. Karl sah sich, von Eifersucht und Argwohn erfüllt, durch seinen Oheim möglichst von den Geschäften des Staats fern gehalten, vereinigte darum in seinem Gouvernement Anhänger um sich, führte den kleinen Krieg, nahm im März und April die Schlösser Marsilly, Saint-Just und Merx weg und bedrohte Tonnerre mit Belagerung; er hoffte, mit dem Herzoge von Nevers sich schlagen zu können, und lehnte darum einstweilen die Einladung der Reichsstände nach Paris am 7. April höflichst ab. Obgleich er ihnen hierbei versicherte, er ehre Mayenne wie seinen Vater, intriguirte er beständig gegen ihn und seine Stellung, von La Châtre berathen und von allen Seiten vor ihm gewarnt. Nach der Einnahme von Fort Rosnay und dem Schlosse Epine traf Karl am 25. April zu der Familienzusammenkunft in Rheims ein, auf der unter Vorlage der gegenseitigen Pläne gegenseitiges Vertrauen geschaffen werden sollte, sich aber nicht erzwingen ließ. Am 6. Mai zog er mit Mayenne und dem Herzoge Karl von Aumale (s. d.) in Paris ein, wo alsbald die Spanier die Erwählung der Infantin Isabella Clara Eugenie zur Königin zur Sprache brachten, während sie ihr Karl zum Gemahl bestimmt hatten; er begleitete seinen Oheim am 10. Mai in die Generalversammlung der drei Stände, wohnte den Sitzungen der folgenden Tage bei und am 4. Juli sagte ihm der Herzog von Feria die Hand der Infantin zu, indem er seine Wahl zum König empfahl und seine Vorzüge pries. Alle Welt

drängte sich um den Herzog von Guise; der Legat, die Agenten Philipp's II. und die Sechzehner führten einen Theil der pariser Bevölkerung dahin, Karl's Königswahl für ausgemacht zu halten; die Spanier und Neapolitaner nannten ihn „Sire", die Sorbonne wollte ihn als König anerkennen, die Kanzel wurde zu seinen Gunsten benutzt. Der Marschall de la Châtre aber warnte ihn, sich zum Spielball der Spanier machen zu lassen, und Karl zeigte darum eine bei seiner Jugend ungewöhnliche Zurückhaltung; ärgerlich wies er die königlichen Titel zurück, da er seine Stellung sehr ungesichert fand, während er derart ohne Geld war, Mantel und Schabracke versetzen zu müssen. Die exaltirten Köpfe aber erhoben ihn in den Himmel, stellten ihn auf einem Bilde als Engel im Paradiese dar, wie er den Teufel (Heinrich IV.) bändigte und in die Hölle stieß. Ueberall erhoben sich Klippen, an denen die Thronaussichten des „schönen Königs", wie ihn die Herzogin von Montpensier nannte, zerschellen mußten; in seiner eigenen Familie waren genug Neider und Feinde; die Herzogin von Mayenne meinte, man müsse „dem kleinen Jungen, der kleinen Rotznase die Ruthe geben", der Herzog von Nemours bezeichnete ihn als „einen jungen Narren, dem seine Mutter dazu helfe, noch toller zu werden". Der Papst war, im Widerspruche mit den ausgesprengten Gerüchten, keineswegs mit den Projecten der Königswahl und der spanischen Heirath Karl's einverstanden und begann, sich der Bekehrung Heinrich's IV. als bestem Auskunftsmittel für Frankreich zuzuneigen. Unterdessen beschworen die Herzoge von Mayenne, Guise, Aumale und Elbeuf, der Cardinal von Pellevé, der Erzbischof von Lyon, die Marschälle de la Châtre, de Rosne und de Saint-Paul und ein Bevollmächtigter des Herzogs von Mercoeur von neuem am 23. Juli in die Hände des Legaten die Ligue, gelobten, niemals mit dem Könige von Navarra, „welchen katholischen Auftritt er auch mache", sich zu vergleichen oder auszusöhnen, hingegen den Krieg zu erneuern, sobald Philipp II. die von Feria für ihn verheißene Armee von 22,000 Mann und Geld zum Unterhalt der französischen Truppen gesendet habe, und die Reichsstände zusammenzuhalten, bis ein katholischer König gewählt worden sei. Auch nach dem Uebertritte Heinrich's IV. zum Katholicismus hielt Karl entschieden an der Ligue fest, blieb in der Atmosphäre der Intriguen und des politisch-religiösen Fanatismus, schrieb die demüthigsten Briefe an seinen Beschützer in Madrid, empfahl seine Interessen den spanischen Ministern und setzte seine einzige Hoffnung auf Philipp II. Mit Mayenne äußerst unzufrieden, wollten die Spanier in der Ligue eine Spaltung hervorrufen, Mayenne eine Partei unter Guise und Aumale entgegenstellen, und hielten ersterem vor, wie sein Oheim hauptsächlich seiner Königswahl entgegen sei; doch kam die Partei nicht zu Stande. In Rom vertrat der Abt von Orbais warm Karl's Interessen, während sein persönlicher Feind, der Herzog von Nevers, für Heinrich IV. arbeitete. Mit der Zeit gestaltete sich dem Scheine nach das Verhältniß zwischen Onkel und Neffen freundlicher, während für beide immer mehr die Hoffnung auf die Krone schwand; am 12. Jan. 1594 erschienen sie zusammen im Parlamente. Karl sah, daß die Spanier ihre Verheißungen nicht erfüllten und Ausflüchte suchten, daß sein alter Rathgeber de la Châtre sich Heinrich IV. anschloß, und verließ Ende Januar die Hauptstadt, um sich in die Champagne zu begeben; mit hundert Reitern eilte er nach Soissons und entsetzte La Ferté-Milon. Noch immer hielten Karl und sein General, der Marschall von Saint-Paul, Rheims, Mézières, Réthel, Rocroy, Saint-Dizier und Vitry-le-Français besetzt, indessen die Ligue am Erlöschen war, Heinrich IV. Paris genommen hatte und Karl's eigene Mutter auf seine Aussöhnung mit dem Könige sann. Auch in der Champagne erkannten manche Städte Heinrich IV. an; Karl wollte sich um so mehr auf die übrigen stützen, da er im Besitze von Macht für den König ein begehrenswertherer Alliirter sein mußte, als wenn ihn bereits alle Welt verlassen hatte. Der Marschall von Saint-Paul selbst wollte sich eine imponirende Stellung auf Karl's Unkosten verschaffen, nannte sich Herzog von Réthelois, begann den Herrn in Rheims zu spielen und baute auf spanische Hülfe; wegen seiner harten Bedrückungen und des Baues einer Citadelle beschwerten sich die Rheimser bei Karl. Dieser stellte Saint-Paul zur Rede, forderte ihn in Rheims am 25. April öffentlich auf, seine willkürlichen Maßregeln zurückzunehmen; Saint-Paul erwiderte arrogant, berief sich auf seinen Rang als Marschall und legte die Hand an den Degen, Karl aber kam ihm zuvor und durchbohrte ihn; das Volk jubelte ihm zu. Karl sann darauf, sich Heinrich IV. zu nähern, ohne offen mit Philipp II. zu brechen, betheuerte letzterem, er werde Rheims und die andern Plätze bei der Ligue halten, und spielte das damals übliche Doppelspiel. Täglich wurde seine Position bedenklicher, fast die ganze Champagne entschlüpfte seiner Hand, und in seinem Auftrage begannen de la Rochette und Péricart mit Heinrich IV. zu unterhandeln; sie forderten für Karl das Gouvernement von Champagne und Brie, die Würde des Oberstthofmeisters, alle Pfründen des verstorbenen Cardinals von Guise und die Zahlung sämmtlicher Schulden des Herzogs Heinrich I. von Guise. Heinrich wollte Karl keine so wichtige und Paris benachbarte Statthalterschaft überlassen, zumal er sie Nevers verliehen hatte, versprach, ihm eine andere Provinz anzuvertrauen, und schien geneigt, auf die andern Punkte einzugehen. Karl's Großmutter, Mutter und Tante bearbeiteten Heinrich zu seinen Gunsten, er lief Mayenne den Vorsprung ab, des Königs Günstling Sully (damals noch Rosny genannt) führte die Unterhandlungen mit ihm. Von der ganzen Champagne waren noch in seiner Gewalt Rheims, Fismes, Montcornet, Rocroy, Saint-Dizier, Guise und Joinville; für ihre und seine eigene Unterwerfung, die nicht ausstehen konnte, da in Rheims die Bürgerschaft an seine Verhaftung und Auslieferung dachte, übertrug ihm der König am 22. Oct. 1594 zu Paris die Statthalterschaft der Provence mit allen daranhängenden Rechten und Ehren, auch mit der Würde eines Admirals im Levantischen Meere, gab ihm 400,000 Thaler zur Zahlung der väterlichen Schulden und anstatt des Oberstthofmeisteramts, welches dem Grafen

von Soissons verblieb, setzte er ihm eine jährliche Pension von 8000 Thalern aus und gab seinen Brüdern reiche Pfründen, Gouvernements und Pensionen. Heinrich nannte Karl und seine Brüder in dem in Saint-Germain-en-Laye erlassenen und am 29. Nov. im pariser Parlamente einregistrirten Edicte über ihren Anschluß seine vielgeliebten Neffen; er pries die Tugenden und Leistungen Karl's; Capefigue hat die Summen, welche Heinrich die Aussöhnung mit den Guise's kostete, auf 3,888,830 Livres berechnet. Die Vergangenheit sollte vergeben und vergessen sein und auf Karl's bestimmte Forderung in den Städten Rheims, Rocroy, Saint-Dizier, Fismes, Guise, Joinville und Montcornet einzig die katholische Religion geduldet werden. Auf letztere Bedingung pochend, rechtfertigte Karl am 16. Nov. seine Handlungsweise bei dem Papste, den er nicht verletzen wollte, und erbot sich, seinen Glaubenseifer künftig im Kampfe gegen die Türken zu bethätigen. Im königlichen Staatsrathe waren gewichtige Stimmen gegen die Uebertragung der Provence an Karl laut geworden, besonders weil ein Guise leicht die alten Ansprüche seiner Verwandten, der Anjou, auf diese Provinz erneuern könnte; aber Heinrich hielt für viel bedenklicher, wenn Karl in der Champagne blieb; es war dem weisen Fürsten vor allem darum zu thun, ihn von Paris fern zu halten.

Am 15. Jan. 1595 zog der Herzog mit etwa 30 Edeln unter dem Jubel der Pariser im Louvre ein, wurde vom Könige und der Maitresse Gabriele äußerst huldvoll empfangen, begleitete ihn dann ins Feld nach Burgund, wo es Mayenne zu bekämpfen galt, und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus; er war der würdige Sohn seines Vaters; Heinrich IV. umarmte und belobte ihn wiederholt für seine Thaten. Der bisherige Gouverneur der Provence, der Herzog von Epernon, welcher einen verdächtigen Ehrgeiz verrieth und mit Spanien oder Savoyen zu liebäugeln begann, wollte Heinrich's Abberufungsbefehl nicht folgen und es darauf ankommen lassen, wer sich schließlich in der Provence behaupten könne. Heinrich IV. sandte Karl nach der Provence und gab ihm den bewährten Feldherrn Lesdiguières mehr als Wächter denn als General bei. Im November 1595 traf Karl in der Provence ein, wies die Zumuthung vieler Adeligen, sich eine unabhängige Stellung unter fremdem Schutze zu erschleichen, zurück, benutzte die Popularität seines Hauses, und von allen Seiten strömten die Katholiken der Provence der Sache des Königs zu, eine Stadt nach der andern fiel von Epernon ab, der sich mit Philipp II. verschwor. In Marseille war die katholische Partei gespalten, ein Theil hoffte auf Spanien, das längst nach dem Besitze der Stadt lüstern war, und rief spanische Galeren und Truppen unter Carlo Doria herbei, während der Großherzog von Toscana das französische Interesse beförderte, um nicht Marseille und die Provence in spanische Gewalt fallen zu lassen und sein Anrecht auf die drei Inseln von Pomègues (If) bei Marseille einzubüßen. Der Großherzog Ferdinand I., Heinrich IV. und Karl verständigten sich, der Befehlshaber der Toscanesen im Schlosse If leitete das Complot im Vereine mit einem Verwandten des marseiller Commandanten, ein corsischer Hauptmann in Marseille, Libertad, ließ sich bestechen und schloß einen heimlichen Vertrag mit Karl am 10. Febr. 1596 in Toulon ab. Karl's Truppen näherten sich heimlich Marseille, Libertad tödtete den spanisch gesinnten ersten Consul, öffnete Karl die Thore und dieser bemächtigte sich inmitten der entstandenen Unordnung am 17. Febr. der wichtigen Stadt; nach kurzer Gegenwehr räumten die Spanier und ihre Anhänger Marseille und schifften sich auf Doria's Galeren nach Genua ein. Heinrich IV. hatte hiermit den größten Sieg seit der Einnahme von Paris errungen, und Karl, der frühere Söldling Spaniens, Spanien eine gewaltige Niederlage beigebracht, die ihn dauernd von Spanien schied. Epernon gab nun seinen Widerstand auf, verließ die Provence und unterwarf sich Heinrich IV. Karl wußte sich des lästigen Lesdiguières bald zu entledigen und behauptete allein das Feld; er stellte Ruhe und Ordnung in der Provence her, bestrafte die Verbrecher, und hielt Spanien, Savoyen und Toscana gleichmäßig von den Grenzen zurück; der Ruhe im Innern wurde er am besten gerecht, indem er die Provinzialstände öfter zu gemeinsamen Berathungen berief. Einem ihm durch die Familie Marignane gelegten Hinterhalte an den Thoren von Marseille entgangen, unternahm Karl einen Zug gegen das von Savoyen seit 1591 occupirte Berre und nahm es am 15. Juli 1596. Mit fast königlichen Ehren empfing ihn das befreite Marseille am 29. Sept. Am 14. Jan. 1597 erbeutete der Herzog ein mit 450 Spaniern besetztes ragusanisches Schiff, welches seine reiche Fracht nach Neapel führen wollte, ihm aber infolge eines Sturms in den Weg gerieth, vertheilte die Beute unter seine Leute und schickte die Passagiere in Ketten auf die Galeren. Daß das Fort If von den Toscanesen besetzt bleiben sollte, erschien Karl undenkbar; er wollte sich seiner bemächtigen. Am 21. April überfiel der Befehlshaber der Toscanesen auf If die mit diesen gemeinsam die Besatzung bildenden französischen Wachtposten und ließ sie entfernen; Karl begann nun den Bau eines bedeutenden Forts auf der Insel Ratonneau, eines Trutz-If, legte vier neue Galeren in den Hafen von Marseille und kämpfte so lange mit den Toscanesen, bis durch Vertrag vom 1. Mai 1598 der Großherzog die drei Inseln räumte. Voll Sorgfalt hütete Karl die Küsten der Provence, leistete Heinrich IV. die treuesten Dienste, pflegte dabei die alten Freundschaften des Hauses und versäumte es, wenn irgend möglich, nicht, zu den Hoffesten zu erscheinen, wo seine Prunkliebe und Vergnügungssucht reiche Nahrung fanden. Im Jahre 1599 empfing er in Marseille mit der größten Prachtentfaltung die junge Gemahlin Philipp's III. von Spanien, welche der Erzherzog Albrecht nach Madrid führte. In Liebeshändeln häufig verstrickt, löste Karl sie ebenso leicht wie er sie einfädelte, und manche Geliebte konnte von seiner Untreue reden wie Marcelle de Castellane. Gern hätte er gesehen, daß Heinrich IV. seine Schwester Louise Margarethe heirathe, aber er entschied sich für Maria von Medici und jene wurde die Gemahlin des blödsinnigen Prinzen Franz von Conti. Der Herzog Karl Emanuel I. (s. d.)

von Savoyen wurde von ihm in Paris sehr gefeiert; als er aber gegen Frankreich gleich darauf Feindseligkeiten verübte, trat ihm Karl seit Mitte April 1600 energisch entgegen; er organisirte die Vertheidigung der Grenzen, belagerte Nizza und trieb den Savoyarden in die Enge. Am 3. Nov. 1600 empfing er, umgeben vom Adel der Provence, die neue Königin Maria von Medici in Marseille, geleitete sie bis Paris und versah bei ihrem Vermählungsbanket am 17. Dec. das Amt des Obersthofmeisters. Eine geheimnißvolle Rüstung Spaniens führte ihn nach der Provence zurück; er entdeckte, daß sie gegen Marseille gerichtet sei, rüstete alles zu ihrer Abwehr und vereitelte die Expedition im Werden. Welches Vertrauen Heinrich in ihn setzte, bekundete am deutlichsteu der Umstand, daß er ihm 1602 die Bewachung seines als Verschwörers verdächtigen Bruders, des Prinzen von Joinville, übertrug; wie wohl Karl das Vertrauen verdiente, zeigte sich, als er nicht nur 1602 die bedenklichen Machinationen des Herzogs von Savoyen und des spanischen Gouverneurs von Mailand, Grafen Fuentes, durchschaute und die Provence vor ihnen hütete, sondern auch als er 1604 die Hungersnoth beseitigte und im November 1605 ein Complot des Herzogs von Bouillon mit den Spaniern zur Eroberung Marseilles zum Scheitern brachte. Zur Krönung der Königin in Paris anwesend, erlebte Karl hier die Ermordung des großen Königs, an der ihm ganz grundlos Mitschuld zugeschrieben worden ist. Im Vereine mit den Ministern drang er in Maria, sich sofort der Regentschaft zu bemächtigen, ehe ihr die Prinzen von Geblüt diese streitig machen könnten. Er stieg mit dem Marschall Bassompierre am 14. Mai 1610 zu Pferde, sammelte den Adel, durchritt die Straßen und unterdrückte jede Aufregung im Keime, sodaß Maria ruhig die Regentschaft antreten konnte; er verscheuchte die Misstimmung Maria's gegen Sully, begleitete sie und Ludwig XIII. am 15. Mai ins Parlament; ihn und Mayenne durfte man als ihre besten Stützen bezeichnen. Am 29. Juni bei der Ueberführnng der königlichen Leiche nach Notre-Dame grüßte Karl, wie sein Vater stets gethan, das Volk nach allen Seiten, als eine Frau ihm zurief, er habe gut grüßen, dem Volke aber kosteten die Grüße seines Hauses schwere Summen; am 1. Juli wohnte er der Beisetzung in Saint-Denis, am 17. Oct. der Krönung des Königs Ludwig XIII. bei. Für seine Dienste und um die ererbte Habsucht Karl's zu befriedigen, gab ihm Maria im Juni 200,000 Thaler zur Bezahlung von Schulden; im Laufe der nächsten sechs Jahre kostete er sie überhaupt fast 1,700,000 Thaler. Sie verhalf ihm auch zur Hand einer der reichsten Erbinnen, welcher Verbindung ihr Gemahl entgegen gewesen war: Henriette Katharina, Witwe des Herzogs von Montpensier, die Herzogin von Joyeuse und Gräfin du Bouchage, wurde am 6. Jan. 1611 mit ihm vermählt; als sie im Sommer 1615 ihren Oheim, den Cardinal von Joyeuse, auch noch beerbte, fiel Karl das Recht der Verfügung über dessen geistliche Pfründen zu. Karl's früherer Plan, eine Tochter des Herzogs von Modena zu heirathen, war rasch wieder aufgegeben worden; auch soll er der Marquise de Verneuil die Ehe versprochen haben. Königin Maria fand an Karl Beistand, als sie ihren jüngeren Sohn mit seiner einzigen Stieftochter, Maria von Montpensier, verband, was ihm die bittere Feindschaft des hitzköpfigen Grafen von Soissons, der sie seinem Sohne zugedacht hatte, eintrug. Ein erbärmlicher Rangstreit des Grafen und seines Bruders, des Prinzen von Conti, des Schwagers Karl's, bei dem Karl vermittelte und für letzteren entschied, verschärfte die Feindschaft; Höflinge schürten und stellten Karl als frechen Beleidiger der Prinzen von Geblüt hin, zwei Parteien bildeten sich um Soissons und ihn, und Maria ließ ihn verhaften. Der Connétable forderte vor dem Staatsrathe Recht gegen ihn, Sully übernahm seine Vertheidigung, der Marschall von Bouillon und der Herzog von Epernon bewogen ihn, sich bei Soissons zu entschuldigen, Mayenne vermittelte schließlich, ohne die Empfindlichkeit des Hauses Guise zu verletzen, und Maria gab Karl frei. Er blieb in höchstem Ansehen im Reiche und bei der Königin-Regentin. Im April 1612 war er der eine der „Ritter des Ruhms“, welche „das Schloß der Glückseligkeit“ bei dem großartigen Carrousel in Paris angriffen, und am 16. Aug. d. J. führte er den außerordentlichen Gesandten Spaniens in großem Pompe ins Louvre, als dieser um die Hand von Madame Elisabeth für den Prinzen der Asturien anhielt; stets strahlte sein Haus allen voran, wo Noblesse und Pracht zu entfalten waren. Als der Baron von Lux geäußert hatte, er habe Antheil an der Ermordung von Karl's Vater gehabt, und dies Weihnachten 1612 in Paris Karl hinterbracht wurde, schwur er ihm Rache und hetzte seinen jüngsten Bruder, den streitsüchtigen Chevalier von Guise, auf ihn und seinen Sohn; der Chevalier tödtete beide im Duelle im Januar 1613, und Karl suchte sich und ihn bei Maria, zu deren Günstlingen diese gehörten, zu rechtfertigen. Der Chevalier wurde vorübergehend Stellvertreter Karl's in der Provence, und während viele Große sich dem Hofe ganz entfremdeten und ihr Misvergnügen mit Maria's Regierung offen bekundeten, blieb Karl ihr treu zur Seite, vereint mit Brüdern, Mutter, Schwester und dem Herzoge von Elbeuf; trotzdem übertrug Maria ihm 1614 nicht den Heeresbefehl gegen die misvergnügten Großen, aus Besorgniß, er könne die Macht misbrauchen, sondern söhnte sich lieber unter Opfern mit diesen aus. Im Streite des Hofs mit dem Parlamente erbot sich der Herzog, mit dem Könige gegen jedermann zu stehen und das Parlament in Schranken zu halten (22. Mai 1615); als sich Maria nach Südfrankreich begab (Mitte August 1615), befehligten Karl und Epernon ihr und des Königs militärisches Gefolge; am 9. Nov. leitete er an der Bidassoa die Auswechselung Elisabeth's von Frankreich und Anna's von Oesterreich und führte an der Spitze von 6—7000 Soldaten Anna von Oesterreich nach Bordeaux, wo sie am 25. Nov. mit Ludwig XIII. vermählt wurde. Am 27. Nov. bestätigte ihn Ludwig XIII. als Generallieutenant seiner Heere, um die in Poitou eingedrungenen rebellischen Großen zu bekämpfen; gegen Saint-Maxent hin machte er eine Bewegung und jagte drei Regimenter

davon. Der Friede vom 6. Mai 1616 war von sehr kurzer Dauer. Als der König den Prinzen von Condé verhaften ließ, schickte der Herzog von Guise seinen Bruder, den Prinzen von Joinville (Herzog von Chevreuse) an ihn, um die Gründe zu erfragen; es begannen resultatlose Unterhandlungen, Karl schlug sich zu den Misvergnügten und verließ mit seinen beiden Brüdern eilig Paris, von wo andere Große bereits entflohen waren. Seine Mutter, Gattin und Schwester schrieben ihm höchst beruhigend, aber er ließ sich nicht zur Rückkehr nach Paris bewegen; ebenso schlug er das ihm angebotene Obercommando über das Heer der Misvergnügten aus und ließ sich nicht durch die Drohungen des Herzogs von Bouillon, der selbst an seine Verhaftung dachte, umstimmen. Er blieb in Soissons, während die Misvergnügten, um ihn zum Mitschuldigen zu stempeln, ein falsches Manifest unter seinem Namen in Umlauf setzten. Dann übernahm er es, zwischen den Großen in Soissons und Ludwig XIII. zu vermitteln, reiste mit ihren schriftlichen Forderungen, von seinen Brüdern begleitet, nach Paris, wurde am 24. Sept. 1616 vom Könige sehr wohlwollend aufgenommen, aber die königliche ihnen am 27. Sept. zurückgebrachte Antwort war so wenig genügend, daß er an demselben Tage abermals nach Paris reiste, ohne etwas die Großen Beruhigendes zu erzielen. Er hielt sich nun von ihnen fern und erhielt das Commando des Heeres, welches in der Champagne gegen die Herzoge von Nevers und Bouillon operiren sollte; dabei aber haßte er wie sie den Günstling Concini und sprach wie sie von seiner Ermordung. Maria wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie den Grafen Karl von Auvergne (s. d.) aus der Bastille zog und den Prinzen gegenüberstellte. Ohne seine Statthalterschaft in der Provence aufzugeben, trat der Herzog im März 1617 sein Commando an, nahm das feste Schloß Richecourt-sur-Aisne am 4., die Flecken Rosoy-en-Thiérache und Château-Portien Mitte und 31. März, vertrieb den Feind in der Vorstadt von Laon, bemächtigte sich am 16. April Réthels, ließ dem Herzoge von Nevers nur noch Mézières und wandte sich nach Mouzon, um dem Herzoge von Bouillon den Weg zu verlegen, als die Ermordung des Marschalls von Ancre (Concini) am 24. April alles umgestaltete und die rebellischen Großen dem Könige wieder zuführte. Im J. 1618—1619 rüstete Karl als Gouverneur der Provence und Admiral im Levantischen Meere in Marseille zum Zuge gegen Algier, der Dei aber lenkte ein, gab alle französischen Gefangenen und Güter frei und schloß am 29. März 1619 einen Vertrag mit Frankreich ab.

Die Intriguen am französischen Hofe nahmen kein Ende, gegen den neuen Günstling de Luynes richtete sich jetzt der Abscheu der Großen. Der Herzog von Guise und seine Verwandten versicherten die Königin-Mutter heimlich ihrer Ergebenheit. Luynes hatte ihn persönlich verletzt, indem er ihm das Gouvernement der Provence entziehen und sich zuertheilen wollte. Der Herzog von Epernon entführte die Königin-Mutter mit ihrem Willen im März 1619, aber die Großen hielten ihr Versprechen nicht, sich zu ihr zu stellen. Ludwig XIII. übertrug Karl den Befehl der gegen Epernon aufgebotenen Truppen, doch kam es im September in Gegenwart Karl's in Tours zur Aussöhnung von Mutter und Sohn. Luynes aber, der Stärkung seines Credits am Hofe brauchte, buhlte um die Gunst der Großen, gewann Condé, Karl und Lesdiguières, verschaffte Karl am 1. Jan. 1620 die königlichen Orden und leitete zwei Verlöbnisse ein: die älteste Tochter des Prinzen von Condé sollte Karl's Sohn Franz, Prinzen von Joinville, und Luynes' Tochter den noch in der Wiege liegenden Sohn Karl's, Karl, Herzog von Joyeuse, heirathen; als Karl letzteren Contract unterzeichnen sollte, blieb er lange nachdenklich und antwortete dem erstaunten Monarchen: „Ich erinnere mich nicht mehr meines Namens und wie ich ihn schreiben soll." Die Ehen kamen nicht zu Stande. Der Herzog hielt sich von den erneuten Unruhen der misvergnügten Großen fern, begab sich in die Provence und bildete dort und im Dauphiné ein sofort disponibles Heer, aber Ludwig schloß abermals mit seiner Mutter Frieden. Im J. 1621 stritt Karl gegen die Hugenotten, kämpfte bei Montauban, wo er eine nachtheilige Wirkung des Todes seines Vetters Mayenne glücklich zu verhüten wußte, hatte aber die größte Mühe, seine Würde als Admiral im Levantischen Meere zu behaupten, da der König sie ihm durchaus nehmen wollte. Ludwig XIII. versuchte auch alle Künste der Schmeichelei, um den Herzog zum Austausch des Gouvernements der Provence gegen das von Guyenne zu bewegen; Karl sah in seinem Benehmen ein Zeugniß der Furcht vor der Popularität und den alten Ansprüchen seines Hauses auf die Provence und wich nicht. Er erhielt Befehl, eine starke Flotte zu sammeln und La-Rochelle von der Seeseite zu blokiren, errang am 27. Oct. 1622 in den Gewässern der Insel Ré einen glänzenden Seesieg über die La-Rocheller, entfaltete ebenso viel Heldenmuth wie Feldherrnblick und krönte seinen Sieg durch einen noch entscheidenderen am 12. Nov. Von allen Seiten strömten dem Sohne des Balafré Glückwünsche zu, die Deputirten des bordelaiser Parlaments begrüßten ihn auf seinem Admiralsschiffe als Besieger der Ketzer und Erhalter des Vaterlands. Die Bewohner von La-Rochelle flehten auf den Knien seine Fürsprache bei dem Könige an und überlieferten ihm ihre Banner. Gregor XV. sprach Karl in einem Breve vom 2. Jan. 1623 seinen warmen Dank aus. Ende December kehrte Karl nach Paris heim und wohnte am 10. Jan. 1623 Ludwig's stattlichem Einzuge daselbst bei. Die Hugenotten waren mit dem königlichen Edicte von Montpellier nicht zufrieden, neue Unruhen brachen aus, im Mai 1623 sammelte Karl abermals seine Seemacht und bedrohte die Inseln Ré und Oléron, La-Rochelle begann neue Unterhandlungen mit dem Hofe.

Der gewaltige Cardinal von Richelieu, welcher jetzt die Geschicke Frankreichs leitete, ließ die Guise wie die andern Prinzen und Großen seine Hand fühlen; er duldete nicht, daß sie ohne Noth in Paris weilten und Intriguen zu spinnen Muße fänden, und schickte sie in ihre Gouvernements. Kaum in der Provence angelangt, nahm




Karl im März 1625 drei von Barcelona nach Genua segelnde spanische Schiffe weg, die an die Küste getrieben waren, und machte auf ihnen reiche Beute; im J. 1626 führte er Truppen ins Languedoc und bekämpfte die Rebellen, die er dann hart bestrafte, hierauf unterhandelte er einen Frieden mit den Barbareskenstaaten. Am 27. Aug. 1627 übertrug ihm Ludwig XIII. abermals den Befehl der Flotte gegen La-Rochelle; er sollte seine Truppen in Morbihan sammeln, die englische Flotte zurückhalten und die spanische Hülfe erwarten. An Anfeuerung fehlte es nicht von allen Seiten; man rief Karl zu, jetzt sei der Moment, den Tod seiner Base Maria Stuart an England zu rächen, selbst Richelieu fand Schmeichelworte für ihn. Nach der Vertreibung der Engländer von der Insel Ré blieb Karl zum Schutz der Gestade von Olonne und Morbihan, und Ludwig war mit ihm sehr zufrieden; Karl versperrte den Zugang zu den Gewässern von Ré, sandte Schiffe an die Küsten von Guyenne, trat in herzliche Beziehungen zu dem spanischen Admiral, ließ wie dieser seine Flotte in Auray und ging mit ihm am 9. Jan. 1628 zu Ludwig XIII. Um nicht unter Richelieu dienen zu müssen, zog er sich von der Flotte zurück. Damals trat Richelieu, der Frankreich seegewaltig machen wollte, mit der Forderung auf, General-Oberintendant der Schiffahrt und des Handels zu werden. Karl sah sich in seiner Würde als Admiral im Levantischen Meere bedroht, widersetzte sich Richelieu's centralistischem Plane mit Lebhaftigkeit, schrieb „Deffence de l'admirauté du Levant", führte Heinrich's IV. gesetzlichen und feierlichen Willen ins Gefecht, womit ihm dieser vertragsmäßig 1594 die Admiralswürde verliehen hatte, citirte aus der langen Geschichte Frankreichs eine Reihe Beispiele, wonach die Gouverneure der Provence stets diese Würde bekleidet hätten und sie von der eines Admirals von Frankreich verschieden sei u. s. w. Der Cardinal blieb unbeugsam. Die Erbitterung steigerte sich, als Karl im J. 1629 den Auftrag, durch Nizza und Ligurien eine Diversion gegen Savoyen gleichzeitig mit dem Angriffe des Königs auszuführen, sehr lässig und schlecht vollzog und Casale nicht verproviantirte. Neuer Anlaß zum Hasse bot sich, als Karl sich der Königin-Mutter und dem Herzoge von Orléans zum Zweck, den Cardinal zu stürzen, anschloß und außer seinem Bruder Claudius alle Guise den König gegen den Cardinal aufstachelten. Von Lyon aus begleitete Karl 1630 den König zum Heere nach Piemont, wo er Richelieu alle erdenklichen Verlegenheiten bereitete. Er glaubte sicher an den Sturz Richelieu's, als dieser seinen Feinden die „Journée des dupes" entgegensetzte. Karl war auf nichts weniger gefaßt; mit der Königin-Mutter und Orléans im vertrautesten Verkehre, hatte er in der Provence beständig geschürt, Unruhen in Südfrankreich begünstigt, in Aix Aufstände hervorgerufen, versucht, die Hugenotten in Languedoc zur Wiedererhebung der Waffen heimlich zu bereden und den Marschall Herzog von Montmorency zu sich herüberzuziehen, ja hatte selbst Unterhandlungen mit Spanien begonnen; er erwartete, der Herzog von Orléans werde seine Tochter heirathen und er selbst Connétable werden. Aber die Königin-Mutter wurde nach Moulins verwiesen, Orléans entfloh und Karl mußte auf seine Sicherheit sinnen, weshalb er in Spanien und in Rom wegen eines Asyls anklopfte. Richelieu wollte vor allem sein Ansehen in der Provence untergraben, sandte den Prinzen von Condé mit Truppen gegen ihn, damit er Kenntniß von allem nehme, sich mit den Provinzialständen berede und Karl ausspionire. Condé beruhigte die Provinz rasch im März 1631; Karl wich ihm überall aus, wurde nun nach Paris zur Verantwortung vorgeladen, hielt es aber nicht für rathsam, diesem Befehle zu entsprechen. Unter dem Vorwande, ein altes Gelübde in Notre-Dame von Loretto erfüllen zu müssen, bat er den König um die Erlaubniß, dahin zu wallfahrten. Richelieu erkannte hierin seine Absicht, sich freiwillig zu verbannen, und Ludwig XIII. bewilligte ihm am 23. Aug. 1631 einen zwei- bis dreimonatlichen Urlaub, bei dessen Ablaufe er sich vor ihm zu verantworten habe. Karl war in solchen Geldnöthen, daß er sich an seinen Feind Richelieu um Unterstützung wendete, um reisen zu können, und immer wieder betheuerte er dem Monarchen, dessen Staaten er für immer verließ, seine tiefste Ergebenheit und wahrste Treue. Er ließ sich im September in Florenz bei dem ihm befreundeten Großherzoge Ferdinand II. nieder, der ihm die größten Ehren erwies. Königliche Bevollmächtigte begannen in der Provence eine Untersuchung seiner Handlungen; der König forderte ihn am 13. Jan. 1632 abermals zur Rückkehr auf, er aber wagte nicht, sich in seine Gewalt zu begeben, zumal seine in Frankreich gebliebene Gemahlin auf das Verlangen der Sicherheit seiner Person von Richelieu den Bescheid erhalten hatte, er solle seine Sicherheit in seiner Unschuld suchen. Sein Verharren im Ungehorsam wurde in Paris als Verbrechen angesehen, er wurde wie ein Rebell behandelt und verlor seine Aemter; das Gouvernement der Provence kam an den Marschall von Vitry. Der Herzog betrachtete sich als politischen Märtyrer, als Opfer nichtswürdiger Verleumdung und Verfolgung. Richelieu legte seinen Besitzungen allerlei Lasten auf, bisher steuerfreie Gebiete mußten Abgaben zahlen und Garnison aufnehmen. Im Juli 1632 besuchte der Herzog mit seinem Sohne Franz und seinem ganzen auf zwölf Personen beschränkten Gefolge Loretto; seine Gemahlin, welche in Frankreich seine finanziellen Angelegenheiten geordnet hatte, folgte ihm mit königlicher Erlaubniß am 6. Aug. 1632 nach Florenz und theilte sein Exil bis zum Tode. Im J. 1632 soll Karl in die Verschwörung Montmorency's verwickelt gewesen sein und, falls sie gelänge, beabsichtigt haben, italienische und spanische Truppen in die Provence zu führen. Durch den Tod seiner greisen Mutter erbte Karl am 11. Mai 1633 die Grafschaft Eu und andere Güter, ohne sie je antreten zu können.

Karl war ein Mann von hellem Verstande, witzigen Einfällen und lebhaftem Geiste, seine Tapferkeit war unbestritten, sein Muth glänzend, aber die Zeitverhältnisse, denen er unterworfen war, hatten eher lähmend als fördernd auf die Entfaltung seines Charakters gewirkt und ihn auf Abwege getrieben. Seine Lebendigkeit ging

oft in Leidenschaft und Hitzköpfigkeit über, der Teufel der Spielsucht saß ihm tief im Nacken, und wenn er gewann, war der Herzog geneigt, mit unüberbotener Großmuth Verzicht zu leisten. Er starb im Flecken Cuna bei Siena am 30. Sept. 1640; seine Witwe überführte seine Reste und die ihrer Söhne Franz und Karl 1641 in die Familiengruft der Collegiatkirche Saint-Laurent zu Joinville. Karl's Ehe waren zehn Kinder entsprossen, von denen Zwillinge, am 4. März 1613 geboren, schon nach vierzehn Tagen und Mademoiselle de Joinville, am 4. März 1617 geboren, nach zehn Monaten starben; Franz, Prinz von Joinville, geboren am 3. April 1612, starb in Florenz am 7. Nov. 1639; Karl Ludwig, Herzog von Joyeuse, geboren am 15. Juli 1618, starb in Italien am 15. März 1637; Heinrich, geboren am 4. April 1614, folgte dem Vater als Heinrich II., Herzog von Guise (s. d.); Ludwig, Herzog von Joyeuse, geboren am 11. Jan. 1622, starb am 27. Sept. 1654; Roger, geboren am 21. März 1624, starb als Malteserritter am 6. Sept. 1653; Maria, geboren am 15. Aug. 1615, blieb ledig, erbte in der Folge alle Besitzungen ihres Vaters und starb am 3. März 1688 als Herzogin von Guise, welche Würde mit ihr erlosch; Franziska Renata, geboren am 10. Jan. 1621, starb als Aebtissin von Montmartre am 4. Dec. 1682.

Karl's Witwe verschied als Kapuzinerin in Paris am 25. Febr. 1656; erst nach Richelieu's Tode hatte sie nach Frankreich zurückkehren dürfen und nach dem Ableben Ludwig's XIII. ihren Sohn Heinrich mit dem Hofe ausgesöhnt.

Vgl. Mémoires de la Ligue (Paris 1758); P. de l'Estoile, Journal du règne de Henri IV. (Bde. 1—4); Mémoires du Cardinal de Richelieu (im 7. und 8. Bande der Mémoires relatifs à l'histoire de la France, Paris 1823); Bazin, Histoire de France sous Louis XIII. (4 Bde., Paris 1837); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. 10 und 11, Paris 1865); R. de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. 2—4, Paris 1850); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (2 Bde., Paris 1866); A. von Reumont, Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats (Bd. 1, Gotha 1876).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL (von Lothringen), Herzog von Mayenne. Als zweiter Sohn des Herzogs Franz von Guise und der Anna von Este am 26. März 1554 geboren, wurde Karl nach häuslicher Vorbildung im Collége Navarre zu Paris erzogen, befreite sich aber früh vom Studium und widmete sich dem Dienste der Waffen als würdiger Bruder Heinrich's von Guise und Sohn seines Vaters. Der Marquis von Mayenne, wie er betitelt wurde, war sanft, gesellig, zugänglich, hatte viel Neigung zu Wohlleben und Eleganz, kleidete sich mit Sorgfalt und war weniger gewandt in körperlichen Uebungen als Heinrich, aber sehr intelligent, voll ritterlichen Muths, hochbegabt zum Kriegswesen, ehrenhaft in seinen Ansichten und Gefühlen, gewissenhaft in Erfüllung seines Worts, überlegt, klug, vorsichtig und doch manchmal zu Unbesonnenheiten hingerissen oder unentschlossen; von Natur hatte er keinerlei Neigung zur Intrigue, desto mehr zu ehrlichem Kriege; sein Charakter war viel wahrer als der Heinrich's. Schon 1569 begann seine kriegerische Laufbahn. Mit Heinrich trat er dem verhaßten Admiral Coligny, dem die Guise den Mord ihres Vaters zuschrieben, entgegen; am 22. Juli brachten beide den von Coligny in Poitiers Belagerten über 1200 Mann zu Pferde zu Hülfe, während Coligny hoffte, er werde sie gefangen nehmen können; Karl bewährte seine Tapferkeit, setzte sich der Gefahr keck aus und half muthigst bei der Vertheidigung, bis Coligny am 7. Sept. abzog. Am 9. Sept. zogen Heinrich und Karl von Poitiers ab und stießen mit ihren Leuten zum Heere des Herzogs von Anjou. Karl stritt wacker bei Moncontour und kam dann an den königlichen Hof, wo er die Gnade und Ungnade seiner Familie theilte. Er arbeitete gegen den Plan der Vermählung Margaretha's von Valois mit Heinrich von Béarn, begünstigte ihre Liebelei mit seinem Bruder Heinrich und darum wurde ihm im Juni 1570 der Zutritt zu ihr verboten. Als Oberkammerherr, welche Würde ihm 6000 Frcs. Gehalt eintrug, reiste er im November d. J. der neuen Königin Elisabeth (Isabella) bis Sedan entgegen, wohnte allen Festen ihr zu Ehren an, zog sich aber dann zurück. Katharina von Medici, die Königin-Mutter, entschied in seinem Streite mit dem Marschall von Retz, dem Oberkammerjunker, über das Recht, in Abwesenheit der Königin im Zimmer des Königs zu schlafen, gegen Karl, weil sie fürchtete, er werde den König bereden, seine Schwester Margaretha nicht mit Heinrich von Béarn, sondern mit dem Könige von Portugal zu vermählen. Am 14. Jan. 1572 unterzeichnete er mit Guise und seinem Oheime Aumale den Brief an Karl IX., worin sie in ihrem Streite mit Coligny die Alternative eines Zweikampfs oder eines Schiedsgerichts stellten, blieb dem Hofe fern und machte sich, von der Ungnade seines Hauses beengt, auf, um bei der heiligen Ligue unter Don Juan d'Austria gegen die Türken zu kämpfen. Im April 1572 ging er mit 200 französischen Edeln ab, wurde in Venedig sehr gefeiert und zum Nobile ernannt, stieß in Corfu zu Don Juan, fand aber keine Gelegenheit zu Kriegsthaten, da bald der Friede zu Stande kam. Er weilte fern von Frankreich, als sich hier die Greuel der Bartholomäusnacht abspielten. Von seiner Expedition zurückgekehrt, zog der eifrige Katholik mit dem Herzoge von Anjou gegen La-Rochelle, das Bollwerk des Protestantismus, focht 1573 voll Feuer, trotzte jeder Gefahr, mit dem gemeinen Soldaten an Ausdauer und Entsagung wetteifernd, und wurde am Beine verwundet. Im August 1573 nahm er hingegen auch an der feierlichen Einholung der polnischen Gesandtschaft, welche Anjou die Krone antrug, in Paris theil und Karl IX. errichtete zu seinen Gunsten im September d. J. das Pairie-Herzogthum Mayenne. Karl nannte sich seitdem Herzog von Mayenne. Er und der Marquis von Elbeuf mit 600 jungen Edeln begleiteten Heinrich (von Anjou) in sein polnisches Königreich, verließen mit ihm am 3. Nov. Paris, trafen mit ihm am 12. Dec. in Heidel-

berg ein, mußten hier von dem calvinistischen Hofe die ärgsten Vorwürfe über die Bartholomäusnacht hören und wurden selbst lothringische Metzger genannt. Sie trugen wesentlich zur Zierde des Königshofs in Polen bei, kehrten aber bald nach Frankreich um, von Karl IX. heimberufen. Im J. 1574 begleiteten sie den Herzog von Nevers nach Padua und gingen von hier dem aus Polen entflohenen neuen Könige Heinrich III. bis Treviso entgegen, um nun an seiner Seite zu bleiben. Am 17. Sept. wurde Karl Mitglied seines geheimen Raths und versah bei der Krönung Heinrich's III. und seiner Heirath in Rheims nicht nur das Amt des Oberkammerherrn, sondern auch des Repräsentanten der Grafschaft Champagne (Februar 1575). Als in diesem Jahre ein Einfall des Pfalzgrafen Johann Kasimir (s. d.) und anderer protestantischer Fürsten in die Champagne drohte, eilte Karl unter die Fahnen seines Bruders Guise, verlangte stürmisch danach, wegen der heidelberger Beleidigungen Rache an dem Pfalzgrafen zu nehmen, schlug bei Port-à-Binson am 10. Oct. die Deutschen und ihre französischen Alliirten und übernahm, seit 5. Febr. 1575 Generallieutenant der Armee, nach seines Bruders Verwundung trotz seiner Jugend den Oberbefehl des königlichen Heeres. Seit 1573 Nachfolger Aumale's als Statthalter von Burgund, schützte er diese Provinz voll Geschick und Umsicht gegen den überlegenen Feind, zeigte im kurzen Feldzuge militärisches Talent, ohne vor großer Brutalität zurückzuschrecken, manövrirte zwischen Loire und Saône, konnte aber nicht verhindern, daß Heinrich III. zum fünften Pacificationsedicte im Mai 1576 schritt. Hierüber höchst unzufrieden, wollte Guise zu offenem Widerstande gegen den Monarchen schreiten, Karl wußte hiervon nichts. Er vermählte sich am 6. Aug. 1576 in Meudon mit Henriette von Savoyen, Gräfin von Tenda und Sommariva, Erbtochter des Marquis Honoratus von Villars, Marschalls und Admirals von Frankreich, und Witwe des Herrn Melchior von Montpezat. Sie brachte ihm eine Rente von 20,000 Livres jährlich zu und Villars versprach, nach seinem Tode solle sie jährlich 43,000 haben; ferner besaß sie die Grafschaft Montpezat, die Baronien Aiguillon, Magdaillon und Sainte-Lyvrade in Agénois, die Vicomté Chastillon, Captal, die Herrschaften Vertes und Myes en Busez; binnen zwei Jahren wollte Villars zum Ankauf neuer Ländereien dem jungen Paare noch 200,000 Livres geben. Karl, dessen Vermögenslage sehr beengt war, konnte das Geld sehr wohl brauchen und Heinrich III. schenkte ihm als Gast bei der Hochzeit 100,000 Livres, um sie seinem Erstgeborenen zu vererben. Unter königlicher Einwilligung übernahm der Herzog von Mayenne am 28. April 1578 an Stelle seines Schwiegervaters die Würde eines Admirals von Frankreich, wogegen der auf die Guise argwöhnische Monarch seinen Verzicht auf die burgundische Statthalterschaft wünschte; Karl aber ging hierauf nicht ein und verkaufte gegen 120,000 Thlr., die ihm Heinrich III. zahlte, im Juni 1582 seinen Admiralsrang an den Herzog von Joyeuse. Am 6. Dec. 1576 wohnte er der Eröffnung der Reichsstände in Blois an und mit den andern katholischen Edeln bestürmte er Heinrich III., nur eine einzige Religion im Reiche zu dulden und die Ketzerei völlig auszutilgen. Heinrich willigte ein, erklärte sich zum Haupte der bisher von ihm verbotenen Ligue, der Karl angehörte, und befahl ihm am 8. Jan. 1577, den Bundesvertrag den burgundischen Ständen mitzutheilen. Karl verpflichtete sich, auf seine Kosten, solange der Krieg mit den Ketzern dauere, zu fechten, eiferte für eine einzige Religion und für den Krieg. Heinrich traute ihm eher als Guise und wollte das guisische Haus spalten, indem er Karl das Heer der Charente, etwa 10,000 Mann stark, übertrug, welches gegen Heinrich von Béarn und den Prinzen von Condé operiren sollte. Karl drang, von Erfolg begleitet, in Poitou vor, wo die Partei Condé's in Auflösung begriffen war, zwang ihn, von Saintes zurückzuweichen, eroberte fast ohne Widerstand Tonnay-Charente, Soubise, Rochefort und Marans, ließ übermüthig Condé in La Rochelle zu einer Art Horatier- und Curiatier-Kampf auffordern, zog bedeutende Verstärkungen an sich und begann am 22. Juni die Belagerung des wichtigen Brouage, welches zugleich von der Seeseite her durch eine Flotte blokirt wurde; trotz tapferster Wehr mußte Brouage am 16. Aug. capituliren. Karl begab sich nach Poitiers zum König, der ihm reiche Geldgeschenke machte, und begleitete ihn nach Angoulême und Saint-Jean-d'Angély. Voll Begier, den Krieg fortzusetzen, griff er Pons an, nahm das Schloß Coutras, belagerte Bouteville, um sich mit Heinrich von Navarra selbst zu messen, als plötzlich das Pacificationsedict von Bergerac zum größten Unwillen der Guise am 17. Sept. unterzeichnet wurde und Karl im Siegeslaufe hemmte. Als wegen Beleidigung der Herzogin von Guise der Mignon des Königs, de Saint-Mégrin, am 21. Juli 1578 von Vermummten an der Ecke der Straße Saint-Honoré in Paris niedergestoßen wurde, behauptete man, Karl sei ihr Anführer gewesen; man wollte ihn an seiner Gestalt erkannt haben. Der König fürchtete ihn und Guise, ihr Einfluß war wegen ihres Anhangs groß, Karl hatte viel Beziehungen zu der Marine, was sehr bedenklich erschien, und beide Brüder beuteten die öffentlichen Wirren für sich und die Ligue aus; sie traten so dreist auf, daß ihnen der Volksmund nachsagte, sie wollten sich zu „allerchristlichsten Königen" machen. Mit dem Könige überworfen, unter sich höchst einträchtig, verließen die Guise am 12. Mai 1578 den Hof. Sie stellten sich gut mit Philipp II. von Spanien, versprachen ihm ihre Hülfe zur Behauptung von Gravelines und hoben in ihren Gouvernements Truppen aus, was Heinrich III. in Unruhe versetzte. Eine neue Invasion von Alliirten der Hugenotten in Burgund drohte und Ende September befahl der König Karl, mit seinem Adel und den Bewohnern Burgunds und des Franche-Comté die Waffen zu ergreifen. Karl war froh, durch die königliche Autorisation bei seinen Rüstungen unterstützt zu sein, die nun eifrig betrieben wurden und ihm den Dank der katholischen schweizer Cantone eintrugen. Der König bekundete seine Abneigung gegen die Guise auch dadurch, daß er im December 1578 Guise und Mayenne den Heiligen Geist-

orden vorenthielt, den Mayenne erst am 31. Dec. 1582 empfing.

Im J. 1580 begleitete der Herzog von Mayenne die Königin-Mutter auf ihrer Reise durch den Süden des Reichs und unter ihrer Verantwortung verkaufte er 1580 die von seinem Schwiegervater ererbte Grafschaft Tenda an Emanuel Philibert von Savoyen, der ihn Philipp II. von Spanien sehr empfahl. Heinrich befahl ihm, ein Heer im Dauphiné zu commandiren und in dieser hugenottisch gesinnten Provinz das königliche Ansehen neu zu befestigen; zu seinen Rüstungen verwandte er die Kaufgelder von Tenda, rüstete 7000 Mann zu Fuß, 1000 zu Pferde, 500 Pionniere, zog die Berittenen der Provinz und 18 Geschütze an sich und trat hiermit dem Führer der dauphinesischen Protestanten, dem thatkräftigen Lesdiguières, entgegen. Leicht nahm er Saint-Quentin und Beauvoir, wobei er am Kopfe verwundet wurde, erstürmte La-Mure mit großen Opfern, imponirte aber selbst den Feinden durch strenge Redlichkeit und Erfüllung seines Worts, sodaß sie ihn „Prince de foi“ nannten, trat mit schlauer Mäßigung auf, kam den hugenottischen Edeln entgegen und garantirte ihnen religiöse Freiheiten, wenn sie nur den Interessen seiner Familie dienen wollten; Lesdiguières selbst versprach ihm bei einer Zusammenkunft in Grenoble im Namen des Adels Gehorsam und Treue für Heinrich III. Die Städte Die, Serres, Livron und Puymore unterwarfen sich rasch, Karl trat als Triumphator auf, brachte fast das ganze Dauphiné zur Ruhe und als er nach Paris kam, dankte ihm der König für seine guten Dienste. Der Vertrag Heinrich's mit den Hugenotten in Fleix am 26. Nov., welcher den von Bergerac erneute, rief dieselben Gefühle der Erbitterung in Karl und seiner Partei wach. Karl war wie Guise in die Verschwörung des Salcède gegen den Herzog von Anjou und den Prinzen von Oranien, den ersten Handstreich der Ligue, verwickelt, aber Guise weihte ihn noch nicht in seine Geheimnisse ein, weil er ihm zu wenig eifrig für die Ligue schien. Karl beschwor am 31. Dec. 1584 in Joinville die Ligue (s. hierüber Karl, Cardinal von Bourbon), nachdem er bisher zum Verdrusse von Guise dem Könige treu geblieben war, setzte seine Hoffnung auf Spaniens Beistand und betrachtete den Cardinal von Bourbon anstatt Heinrich's von Navarra als präsumtiven Thronerben; er unterschrieb zugleich für den Cardinal von Guise, die Herzoge von Aumale und Elbeuf. Am 19. März 1585 schrieben Karl und Guise an alle Parlamente, sie müßten zu ihrem unsaglichen Bedauern die Waffen ergreifen, Karl gewann Einverständnisse in seiner ganzen Statthalterschaft Burgund, in Auvergne und Lyonnais, erwies sich bald sehr brauchbar für die Ligue und befestigte in Burgund seine Stellung gegen den königlichen Generallieutenant de Tavannes. Er führte 4000 Mann Infanterie und 500 Reiter herbei, um den Schweizern den Zuzug zu Heinrich III. abzuschneiden, entbot den liguistischen Adel Burgunds zu sich und nahm Dijon. Am 2. Juni forderte er vom Könige für sich Stadt und Citadelle Châlons-sur-Saône und das Recht, Garden zu halten, am 3. Juli traf er in Nemours ein, wo Guise sein Hauptquartier aufgeschlagen, nachdem der König vergebens versucht hatte, Karl nach Paris zu ziehen und ihn durch Lockungen seinem Bruder und der Ligue abtrünnig zu machen, und am 7. Juli 1585 überlieferte sich der Monarch selbst der Ligue in Nemours, bei welcher Gelegenheit Karl als Sicherheitsplätze auf fünf Jahre das Schloß von Dijon, Stadt und Schloß Beaune überlassen wurden und er das Recht erhielt, 60 Mann auf königliche Kosten und 30 zu Pferde zu halten. Seine beste Sicherheit aber war die Liebe seiner Soldaten. In Paris, welches sich für die Ligue begeisterte, schrieb er am 8. Juli dem Papste, um seine scheinbare Lauheit für die Religion zu rechtfertigen, wurde von Heinrich III. huldreich empfangen, erhielt den Auftrag, den Hugenotten ihre Plätze in Guyenne wegzunehmen, und reiste Ende Juli nach Dijon ab. Karl wurde über das Heer gesetzt, welches den König von Navarra in Guyenne angreifen sollte; er hatte 6700 Mann und 12 Kanonen, wandte sich gegen Beaugency und wollte in Vendômois den Prinzen von Condé abschneiden, den Biron und Epernon bereits bedrängten; Condé sah sich zum Abzuge nach der untern Normandie gezwungen. Karl unterließ es aber, mit voller Energie in Poitou und Saintonge zu operiren und Brouage anzugreifen, vereinigte sich im December mit dem Marschall von Matignon, der von Bordeaux herankam und das Commando der Vorhut übernahm, ließ sich von ihm zu der Thorheit bewegen, sein Heer zu theilen, und verfolgte nur mit der Hälfte seinen Weg nach Périgord und Quercy. Er zog in Périgueux ein, überschritt die Vezère bei Terrasson, nahm Montignac, Tulle, Beaulieu, das Schloß Saignat und langte an der Garonne an, willens, den König von Navarra zu umzingeln und am liebsten zu fangen. Heinrich III. wollte aber Guise und Mayenne keine Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Popularität geben, indem er ihnen neue Siege ermöglichte, und ließ es Karl's Heer an Sold und Lieferungen fehlen; die furchtbare Winterkälte und eine Epidemie rafften zahlreiche Soldaten hin. Guise schrieb Karl, er dürfe unter keiner Bedingung seinen Feldzugsplan ändern oder sich ein anderes Commando geben lassen und um keinen Preis den Marschall von Montmorency kränken oder angreifen; er müsse die Anhänger Heinrich's III. durch Versprechungen von Pensionen u. s. w. von ihm abziehen und für die Guise gewinnen. Nach glücklichem Gefechte mit Truppen des Königs von Navarra brachte Karl die Städte und Schlösser Tonnoins, Damazan, Maz d'Agénois und Meillan zur Unterwerfung, während Matignon ihm die schlechtesten Dienste leistete und sich förmlich nöthigen ließ, Castets und Saint-Bazeille zu nehmen. Bei der hitzigen Belagerung von Schloß Monségur erkrankte Karl im Mai 1586 am dreitägigen Fieber und wurde in Paris für todt gesagt. In Bordeaux mit großen Ehren empfangen, überredete er die Führer der schweizer Soldtruppen, welche wegen ausbleibender Löhnung heimkehren wollten, bei dem Heere auszuharren; genesen, schlug er bei Blagnac eine Brücke über die Dordogne, unternahm im Juli mit dem Reste

seiner Truppen die Belagerung des seiner Gemahlin gehörigen Chastillon und erzwang am 30. Aug. die Capitulation, worauf seine Leute sich wildester Rachsucht überließen, ohne daß er ihnen Einhalt gebot. Die Schlösser Puynormand und Minzac fielen in seine Gewalt, aber der ganze Feldzug hatte keine entscheidenden Erfolge aufzuweisen, denn man hatte Karl hierzu die Mittel versagt, und sein Heer schmolz allmählich zusammen. Er führte bittere Klage über die ihm verweigerte Unterstützung, schob besonders dem Herzoge von Epernon die Schuld daran zu und ließ in einer Schrift seine Leistungen und die Bosheit seiner Feinde schildern, was nicht nur den Monarchen erzürnte und für seine Ergebenheitsbetheuerungen taub machte, sondern ihm auch viel Hohn zuzog; daß er im October die reiche Erbin Anna von Caumont aus Schloß La Vauguyon geraubt hatte, um sie seinem Sohne Heinrich zu sichern — die Heirath kam nicht zu Stande — bot seinen Feinden neuen Stoff zu Angriffen. Obgleich unter seinen Brüdern und Vettern vielleicht der Gemäßigteste, machte Karl unter ehrerbietigen Formen entschiedene und systematische Opposition gegen die königliche Autorität, und es war eine Demonstration, daß die Pariser und die Häupter der Ligue ihn, als er im December voll Wuth auf den König in Paris eintraf, stürmisch begrüßten. Die fanatisch katholische Section der Sechzehn wollte ihn zu ihrem Haupte und zum Stellvertreter von Guise, dem Chef der Ligue, machen; er wußte nicht recht, was er antworten sollte, gab Versprechungen und ließ sich in ihre verbrecherischen Anschläge hineinziehen; als ihre Pläne vereitelt wurden, versicherte er ihnen, sein Bruder und er würden sie nicht verlassen, nahm vom Könige Abschied, nachdem ihm Katharina von Medici einen Geleitsbrief verschafft hatte, leugnete, etwas von der Ligue zu wissen, und verließ Paris am 20. März 1587, ohne den Argwohn des Königs einschläfern zu können. Dieser sprach ihn vielmehr offen aus, traf Maßregeln zur Verhütung von Umtrieben, während Karl weiter conspirirte und die öffentliche Meinung ihm Pläne auf die eben erledigte Polenkrone andichtete. Von Burgund aus forderte er vergebens wiederholt Geld und Truppen, die zur Vertheidigung der Provinz nöthig waren, und im August führte er auf königlichen Befehl 8000 katholische Schweizer über Auxerre Guise an die Loire zu, nachdem ein von ihm gegen den Günstling Epernon in Lyon geplantes Complot gescheitert war. Fortgesetzt beunruhigte er die rechte Flanke des Feindes; am 27. Oct. verließ er Auxerre, um seine Truppen mit denen von Guise zu vereinigen, und griff mit ihm die Hugenotten und ihre deutschen Freunde unter Baron Dohna bei Vimory an, gerieth in große Gefahr und half zum entscheidenden Siege. Mitte November trennte er sich von Guise — es sollte auf ewig sein — und ging nach Burgund zurück, wo die Sache der Ligue durch Heinrich von Navarra gefährdet war. In Dijon erstach er einen illegitimen Sohn des früheren Kanzlers de Birague, den Hauptmann Sacremore, der in unziemlicher Weise die Hand seiner Stieftochter verlangt hatte, und nach wie vor stand er dem Könige dreist und feindlich gegenüber, während die Sechzehn in Paris auf seinen Beistand bei dem Untergraben der königlichen Autorität zählten; er rüstete sich, um bei allen Ereignissen vorbereitet zu sein, leugnete jede Theilnahme an Comploten dem Könige ab und arbeitete mit seinem Bruder Guise um die Wette an der Erhöhung der guisischen Macht; in Fässern versteckt oder als Bauern verkleidet, kamen immer neue Soldaten nach Dijon. Als Heinrich III. am 15. Juli 1588 den entwürdigenden Vertrag mit der Ligue unterzeichnete, wurde Karl zum Commandanten des Heeres ausersehen, welches in Dauphiné und Provence operiren sollte; er erwartete in Lyon die ihm zugetheilten Truppen und soll von hier aus den Monarchen vor den Umtrieben seines ehrsüchtigen Bruders Guise gewarnt haben; wie er dachten die Herzoge von Aumale und Elbeuf, trotz der Interessen ihrer Religion und ihres Hauses, und die drei bildeten die „Karolinische Faction". Nach der Ermordung seiner Brüder, des Herzogs und des Cardinals von Guise in Blois, sandte Heinrich III. den Obersten Alphonse Ornano nach Lyon, um Karl, das nunmehr wichtigste Glied der Familie Guise, zu verhaften; aber der spanische Gesandte ließ ihn durch einen Kurier von dem Morde benachrichtigen und ihn warnen, worauf er sich sofort am 26. Dec. nach Dijon begab, welches vorerst das Centrum seiner Thätigkeit wurde, zumal Lyon sehr zweifelhafte Gesinnungen bekundete. Karl's Rolle konnte jetzt die mächtigste im Reiche und er ein Candidat für den Königsthron werden, den die Katholiken gern anerkannten, aber ihm fehlte die Charakterfestigkeit seines Vaters, die Verschlagenheit des Cardinals Karl von Lothringen und die berauschende Popularität seines Bruders Heinrich; er war zwar ein erprobter, beliebter General, aber nicht befähigt, aller Blicke auf sich zu vereinigen und jeden Nebenbuhler auszuschließen; er hatte wenig Talent zu Intriguen, war dazu zu ehrlich und maßvoll, aber auch zu faul und sinnlichem Genusse ergeben, um durchgreifende Maßregeln zu lieben; Katholik aus Ueberzeugung, Patriot aus Herzensdrang, war er durchaus Egoist, für seine eigenen Interessen bedacht, sehr habsüchtig; er ließ sich leicht betrügen, hatte wenig Verständniß für den Zusammenhang und die vermuthliche Gestaltung der Verhältnisse. Jetzt blieb ihm keine Wahl; wollte er nicht gefangen oder getödtet werden, so geboten ihm seine Sicherheit und das Interesse seines Hauses, dessen Rächer er sein sollte, den Bruch mit dem königlichen Mörder, Rebellion und Antritt der Führerschaft der Ligue. Dem ihm nachreisenden Ornano schrieb er am 11. Jan. 1589 von Dijon in sehr schroffem Tone, in Dijon hetzte seine Schwester, die leidenschaftliche Herzogin von Montpensier, ihn beständig zur Rache an und bewog ihn, die heuchlerischen Freundschaftsbezeigungen, womit ihn der Monarch ins Garn locken wollte, zurückzuweisen. Selbst oder durch seine Generale versicherte sich Karl fast ganz Burgunds und des größten Theils der Champagne; Mâcon, Chalon, Beaume, Dijon, Autun, Châtillon, Auxonne erklärten sich für ihn und die Ligue; er operirte mit Einkerkerung und Entwaffnung aller Anhänger des Königs, wandte sich an Spanien um Hülfe und erhielt am 18. Jan. einen ersten

Credit von 10,000 Thlrn., rief den Heiligen Vater um Schutz für die getreuen Katholiken an und sandte an ihn und den Herzog von Savoyen einen Vertrauten ab, um ihr kräftiges Auftreten für die Ligue zu bewirken. Am 20. Jan. hielt er einen triumphatorischen Einzug in Troyes; Rheims, Sens, Vitry, Mézières und Chaumont pflanzten sein Banner auf, und ohne das königlich gesinnte Châlons anzugreifen, zog er gegen Orléans, welches am 31. Jan. capitulirte, versäumte es aber, unter dem Schilde der hierdurch erregten Furcht sich auf Blois zu werfen, wohin nun Heinrich III. zurückkehrte. In Orléans ließ der Herzog von Mayenne die „Remonstrance à tous les bons catholiques à l'encontre des huguenots et des hérétiques et politiques et pour la conservation de la religion catholique, apostolique et romaine et pour le soulagement du repos publique“ veröffentlichen, und auf die ihm durch den Nuntius gemachten Anträge Heinrich's III. antwortete er mit Insulten gegen diesen Elenden und Erbärmlichen, den er nicht mehr König nannte und mit den Waffen besiegen wollte. Paris und die Sechzehn bestürmten ihn, zu ihnen zu eilen; er besuchte Chartres, wohin er gerufen worden war, ließ die Stadt, wie alle, in die er kam, schwören, der heiligen Union (Ligue) anzugehören und an der Rache für die Mordthaten in Blois festzuhalten; die kleinen Städte von Beauce und Perche folgten dem Beispiele von Chartres und die Bewegung verbreitete sich nach Maine und Normandie. Am 15. Febr. traf Karl in Paris ein, wo ihn das Volk mit souveränen Ehrenbezeigungen empfing, sein Bild mit der Krone ausgestellt wurde und alles fertig schien, um ihn auf den Thron zu heben. Tausende riefen ihm: „Hoch die katholischen Fürsten! hoch das Haus Lothringen!“ entgegen; er aber ließ sich nicht durch eitle Huldigungen berücken, sondern suchte nach realem Untergrunde für seine Stellung als Haupt der Union (Ligue). Ihm misbehagte die tumultuarische und factiöse Herrschaft der Sechzehn und er wollte ruhigere Elemente an die Spitze der Geschäfte bringen, worin ihn sein Vetter Aumale unterstützte. Nach der Generalversammlung auf dem Rathhause errichtete Karl am 17. Febr. einen Generalrath der Union von 40 Mitgliedern aus den drei Ständen, welcher alle wichtigen Angelegenheiten Frankreichs bis zum Zusammentritt der Reichsstände erledigen sollte, und wurde Präsident desselben; da sehr viel Fanatiker und Heißsporne darin waren, so ernannte er, um sie zu hemmen, noch 14 überzählige Mitglieder ruhiger Richtung und verschaffte vielen geistlichen und weltlichen Personen von Rang eine berathende Stimme in diesem Rathe. So wurde die ursprüngliche Macht der Sechzehn im Generalrathe sehr modificirt. Am 21. Febr. gingen Karl, der Herzog von Nemours und der gefeierte Prediger Pigenat nach Rouen und entrangen dem widerspänstigen Parlamente den Eid auf die Union, worauf Karl die Normandie für [illegible]. Am 4. März publicirte der Generalrath [illegible] Ernennung zum Generalstatthalter des Staats und der Krone Frankreich, obgleich ein König lebte und [illegible] Karl [illegible] das Amt an und schwur den Eid auf die Union am 13. März in die Hände des ersten Präsidenten des pariser Parlaments, welches den Namen des Königs von seinen Erlassen gestrichen hatte. Die Einrichtung der neuen Regierung hatte ungeheuern Einfluß auf die Provinzen und Städte, an die am 7. April die neue Constitution und die Eidesformel versandt wurden. Sofort sorgte Karl für die Sicherung der Verwaltung und der Gerichte, für die Erhebung der Steuern u. s. w. Er sandte an den Papst und an Philipp II., um Schutz und Unterstützung an Mannschaft und Geld zu erbitten und ihre Allianz Heinrich III. zu rauben, aber Philipp verhielt sich sehr lau, denn er sah in Karl einen Thronbewerber und trachtete selbst für sein Haus nach der französischen Krone. Philipp wollte eine schiedsrichterliche Rolle in Frankreich gewinnen, wo seine Agenten unablässig wühlten, in Béarn und Guyenne eindringen, in der Bretagne festen Fuß fassen, und Karl bot ihm, um seine Allianz zu erlangen, hierzu bereitwillig die Hand an.

Heinrich's III. Gerichtshof in Tours verhängte am 27. April Confiscation über Karl's Mobilien und Immobilien, und doch suchte Heinrich den Herzog zu sich zu ziehen und zu begütigen, setzte seine Mutter, die Herzogin von Nemours, in Freiheit und bot ihm durch den Herzog von Lothringen und den Nuntius 40,000 Thlr. Gehalt und die Statthalterschaft Burgunds an, worauf Karl voll Verachtung antwortete. Während sein Leben durch Meuchler bedroht war, zogen Heinrich III. und Heinrich von Navarra ihr Heer zusammen, Karl bemächtigte sich Vendômes, schlug den Grafen von Brienne bei Saint-Ouen, zog über Vendôme nach Tours, um Heinrich III. zu fangen, konnte sich jedoch keines Erfolgs als der Einnahme einer Vorstadt rühmen und zog am 9. Mai wieder ab, da die Stadt sich nicht für ihn erklärte; von hier schickte er den Kopf eines der Mörder seines Bruders Heinrich als Rachegabe nach Paris ein. Wenig behelligt gelangte er nach Château-du-Loir, sammelte sich hier und rückte auf Alençon los, welches sich am 22. Mai ergab, führte sein Heer nach der Isle-de-France, nahm Montereau den Königlichen weg und verdrängte den Herzog von Epernon von der obern Seine. In Paris erwartete man Karl mit steigender Ungeduld, da die Mehrzahl der Bürger durch Gefahr und Schrecken entmuthigt war; auch viele Vorwürfe wurden gegen ihn laut. Seine Lage war nicht beneidenswerth; seine Truppen waren wenig tüchtig und nur etwa 18,000 Mann stark, die wallonische Reiterei, die schweizer Zuzüge und andere Verstärkungen verzögerten ihre Ankunft; die angerufene spanische Hülfe blieb aus, am 1. Mai hatte Philipp II. Karl 600,000 Thlr. zur Anwerbung deutscher Truppen versprochen, drei Monate später aber noch nichts geschickt; ebenso wenig gab Sixtus V. Gelder her. Am 4. Juli kam Karl in Paris an und traf, unbekümmert um fortgesetzte Bedrohungen seines Lebens, Maßregeln zum Schutze der Stadt, gegen die Heinrich III. und Heinrich von Navarra heranzogen, mußte Pontoise (25. Juli) und andere Städte verloren geben, hielt aber die Königlichen in Paris durch Furcht im Zaume, ließ Hunderte verhaften

und wollte einen verzweifelten Ausfall auf das Heer der Könige machen, um Paris zu entsetzen, als Heinrich III., wie es hieß mit seinem Vorwissen, am 2. Aug. dem Messer Clément's zum Opfer fiel. Allgemein war der Jubel der Liguisten. Die Herzogin von Montpensier bestürmte ihren Bruder Karl, selbst nach der Krone zu greifen; er war nicht abgeneigt, sie anzunehmen, um das Haus Bourbon darum zu betrügen, aber es fehlte ihm die erforderliche Verwegenheit, die revolutionäre Initiative, und er erwog die zahllosen Hindernisse, die ihm entgegenstanden. Im Vereine mit dem ersten Agenten Philipp's II. in Frankreich, Mendoza, entschied er sich darum, selbst vom Throne abzusehen, was auch liguistische Große und sein Rath Villeroi forderten, und die Ligue (Union) erkannte den alten und in navarresischer Gefangenschaft befindlichen Cardinal Karl (s. d.) von Bourbon als König Karl X. am 5. Aug. an, während Karl sein bisheriges Amt behielt und Karl X. vertrat. Philipp II. war mit der Wahl sehr zufrieden, da Karl als König seine Thronansprüche beseitigt hätte; auch Sixtus V. billigte sie und versprach Mannschaft und Geld zum Kriege. Allmählich hatte Philipp II. für Guise und Mayenne 3,800,000 Goldscudi ausgegeben, und er war zu weitern Opfern bereit, um Frankreich im Bürgerkriege zu halten. Der Papst sandte den Cardinal Cajetan als Legaten zur Ligue, der er monatlich 25,000 Frcs. ertheilen sollte. Am 5. Aug. erließ Karl mit dem Generalrathe der Union „Edict und Erklärung an alle wahren Franzosen, sich um den König und die Kirche zu scharen". Villeroi, der bedeutendste Politiker der Ligue, richtete an ihn ein Mémoire, welches darauf hinauslief, es sei das Rathsamste, mit Heinrich von Navarra in Unterhandlung zu treten, sobald er katholisch werden wollte, aber Karl machte hiervon nichts hören. Allmählich trafen seine Hülfstruppen bei ihm ein, und als Heinrich von Navarra im Bois de Boulogne mit Villeroi conferiren wollte, ließ er Villeroi nicht dahin gehen. Er gab einigen Heerhaufen Befehl, Karl X. aus Chinon und seinen Neffen, Herzog Karl (s. d.) von Guise, aus Tours zu befreien, doch erreichten sie dies Ziel nicht. Der Herzog hatte jetzt etwa 25,000 Mann um sich, aber es gebrach ihm an Geld; trotzdem brach er am 1. Sept. von Paris auf, wollte sich in Mantes mit einem lothringischen Corps vereinigen und war so siegesgewiß, daß er erklärte, wenn sich „der Béarner" nicht ins Meer stürze, so werde er ihn bald in Ketten durch die Straße Saint-Antoine führen; bereits wurden Fenster zu diesem Schauspiele vermiethet. Karl operirte äußerst langsam und ließ aus Vorsicht den günstigen Moment zur Entscheidung verstreichen; anstatt sich auf Heinrich's Heer bei Dieppe zu werfen, machte er zuerst eine Diversion gegen Gournay, Neufchâtel und Eu, wandte sich am 16. Sept. gegen Dieppe und erlitt bei Arques, wo er Heinrich angriff, trotz seiner Uebermacht am 21. hauptsächlich seiner Schwerfälligkeit wegen eine große Niederlage. In der Nacht zum 24. machte er eine Schwenkung und postirte sich, um Heinrich von Dieppe abzuschneiden, am 26. zwischen Arques und Dieppe. Er hatte dem pariser Parlamente seine Niederlage verhehlt, wollte jetzt an Heinrich Rache nehmen, entbehrte aber geübter Soldaten, erfahrener Offiziere und war aus Eifersucht ohne das nöthige Einvernehmen mit dem Herzoge von Aumale und dem Marquis du Pont, die ihm Truppen zugeführt hatten. Ueberall lächelte das Glück Heinrich, Karl sah sich allseitig bedrängt, mußte sich am 6. Oct. in die Picardie zurückziehen und spanische Hülfstruppen aus den Niederlanden an sich nehmen. In Amiens mit großen Ehren empfangen, bemächtigte er sich La Fère's, unterhandelte in Bioche mit Alexander Farnese wegen spanischer Subsidien, sandte nach Madrid und Rom Vertraute und sprach in sehr demüthigem Tone. Sobald er erfuhr, daß Heinrich die pariser Vorstädte nahm, eilte er schleunigst am 2. Nov. herbei, nahm aber die ihm angebotene Schlacht nicht an und verhütete auch nicht, daß der abziehende König Etampes, Joinville und alle feindlichen Plätze an der Loire eroberte, ganz Maine besetzte und Herr der festen Plätze in der untern Normandie wurde. Von allen Seiten sah sich Karl dem Tadel bloßgestellt; niemand erwog die schwierigen Verhältnisse, mit denen er zu kämpfen hatte und in denen er Spanien die unbedingte Schutzherrschaft über Frankreich zu bestreiten wagte, auf die Philipp seine Thronansprüche basirte. Karl sah sich durch die Sechzehn bedroht, wenn er nicht des unermüdlich wühlenden Philipp Schutzherrschaft anerkennen wollte, aber trotzdem proclamirte er den Papst als alleinigen Protector des Königreichs und der Religion und erklärte, der Generalrath der Union sei unvereinbar mit dem Königthume Karl's X. und der Generalstatthalterschaft; ohne ihn formell zu cassiren, beseitigte er ihn und schuf einen Staatsrath, der ihn überallhin begleiten, mit ihm alle administrativen und politischen Geschäfte erledigen sollte. Diese Verfügung nahm zwar den Sechzehn ihre politische Gewalt, doch behielten sie ihre Organisation und ihre Versammlungen bei und blieben als Partei bestehen. Villeroi rieth Karl, sie auch als solche zu zerbrechen. Ihm erschien Heinrich von Navarra der geeignetste König für Frankreich; er sollte Katholik werden und alle Katholiken der verschiedenen Parteien um sich vereinigen; darum rieth er Karl, Heinrich's Königthum anzunehmen, sobald derselbe überträte, andernfalls den Grafen von Soissons oder einen andern Bourbon als König zu proclamiren; hiermit allein könne er allen Umtrieben Philipp's und der Sechzehn, allen auswärtigen und republikanischen Wühlereien Trotz bieten und Frankreich den Frieden geben. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, hierauf zu hören. Karl ernannte einen neuen Siegelbewahrer und vier Staatssecretäre und erließ alle Verfügungen, ohne des Generalraths zu erwähnen, unter „Im Namen des Königs und da Monseigneur der Herzog von Mayenne Generalstatthalter ist". Obgleich er voraussah, daß der Krieg den Zusammentritt nicht erlauben würde, berief er, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, auf den 3. Febr. 1590 die Reichsstände nach Melun. Seine Mäßigung misfiel sehr den Parisern, die Parteien machten ihm unendlich zu schaffen. Er mußte von neuem zum Schwerte greifen,

Philipp's II. handelte, erhoffte Karl Hülfe an Geld und Mannschaft, und dessen Versicherungen lauteten sehr erfreulich. Der Tod des Chevalier von Aumale, des leidenschaftlichen Alliirten der Sechzehn, vor Saint-Denis ließ Karl kalt; sein eigener Versuch gegen Saint-Gobin wurde im Januar 1591 abgeschlagen. Er ließ Meaux stark besetzen, wollte sich La Fertés-sous-Jouarre bemächtigen und Château-Thierry belagern, um einen bedeutenden Erfolg zu erzielen. Seine Popularität nahm sichtlich ab; die Sechzehn lagen mit dem unglücklichen Feldherrn in beständigem Hader; er wollte ihre Bundesgenossenschaft nicht durch die Erneuerung des Generalraths der Union, offenen Krieg gegen Heinrich und ewige Allianz mit Spanien und dem Papste erkaufen; sie verlangten die Entfernung aller zur Mäßigung geneigten Beamten, „der Politiker", aus seinem Staatsrathe, da sie ihnen der Ketzerei und der Aussöhnung mit Heinrich verdächtig schienen, und Karl sah sich hierzu gezwungen, wandte aber möglichst milde Formen an. Während er dem Parlamente sehr schonend begegnete, weigerte er sich, durch ein Edict die Entwaffnung und die Einsperrungen verschiedener Magistrate gutzuheißen, und widersetzte sich der Einführung eines neuen Justizhofs gegen Ketzer und Verräther an Religion, Staat und Hauptstadt. Gebieterisch verlangten die Sechzehn und der spanische Gesandte den Einlaß einer spanischen Besatzung in Paris, Karl ließ es ungern zu und schied als Besatzung 4000 Spanier und Neapolitaner von seinem Heere aus. Chartres, der Kornspeicher von Paris, ging verloren, da Karl keine Hülfe bringen konnte, und die Einnahme von Château-Thierry bot hierfür kein Aequivalent; allgemein verwünschte man Karl im gemeinen Volke. Er ließ durch Villeroi mit Heinrich eine durch die gemeinsame Noth bedingte Abrede treffen, künftighin die Saaten und Ackerfelder zu schützen. Auf einer Conferenz in Rheims mit den lothringischen Prinzen und den Gesandten Spaniens und Savoyens zeigten Karl und sie keinerlei Neigung, Heinrich anzuerkennen; die Vertreter Spaniens und der Curie forderten laut den Zusammentritt der Reichsstände und eine katholische Königswahl, aber die liguistischen Fürsten wünschten beides nicht, jeder von ihnen hatte einen andern Candidaten für den Thron, meist sich selbst. Man einigte sich nur über die Sendung des Karl ergebenen Präsidenten Jeannin an Philipp II., um ihm die schlimme Lage der Ligue und den Unwerth einer jetzigen Ständeversammlung vorzustellen. Jeannin versprach Karl, Philipp die Candidatur seiner Tochter als unmöglich nachzuweisen und ihn wegen der Candidatur Karl's zu sondiren, sah aber die Nutzlosigkeit bald ein und stand davon ab; Karl hatte bei Philipp keinerlei Aussichten, Philipp kam immer auf die Infantin zurück. Jeannin mußte scheinbar einlenken, um Spaniens unentbehrliche Unterstützung der Ligue zu erhalten; Philipp versprach die Besoldung zweier Heere unter Farnese und Karl und 10,000 Scudi monatlich für Karl, um seine Stellung aufrecht zu halten; aber Jeannin fühlte, daß alles noch auf dem Papiere stehe und fern der Erfüllung sei; seiner Meinung nach thäte Karl am besten, sich mit den katholischen Bourbons oder Heinrich zu benehmen. Trotzdem Karl gegen extravagante Schritte Roms war, mußte er zu seinem Aerger Mai—Juni eine neue Bannbulle gegen Heinrich und Mahnschreiben des Papstes an alle ketzerischen Geistlichen und Laien publiciren lassen, da der Nuntius, der Vicelegat und der spanische Gesandte darauf bestanden; und doch schadeten diese Erlasse Roms Heinrich's Sache nicht im mindesten, sondern fanatisirten nur die Sechzehn und die dreisten Prediger, die Karl überall hemmten. Karl suchte Hülfe, wo immer es sein mochte; um dem Sultan Geschenke machen zu können, ließ er sich in Marseille Vorschüsse geben; er bat um Unterstützung in Savoyen, Toscana, Ferrara und Venedig, schrieb beständig nach Rom, wandte sich an den Kaiser und beschwor die deutschen Fürsten, dem Ketzer Heinrich ihren Beistand zu verweigern. Unter den liguistischen Throncandidaten war ihm der Herzog von Nemours, sein Stiefbruder, am sympathischsten, wenn er von sich selbst absah; von seines Neffen Guise Candidatur wollte er wenig wissen und dessen Flucht erregte in ihm keine Freude; Guise vergalt diese Kälte mit Mangel an Liebe und conspirirte bald mit den Sechzehn, während der Herzog von Mercoeur, ein anderer Guise, in der Bretagne sich unabhängig zu machen trachtete; so bereitete die eigene Familie dem Generalstatthalter neue Sorgen, indessen Philipp's Aussichten, von den Sechzehn warm gehegt, bedeutend stiegen und die Sorbonne ihn als „Galliae Protector" begrüßte.

In seinem Beginnen gegen Compiègne unglücklich, stellte Karl in Rouen die Ruhe her; seine Bemühungen, von Farnese Truppen zu erhalten, blieben erfolglos; sein Handstreich auf Mantes misglückte, er wagte keine Schlacht gegen Heinrich und Noyon fiel in dessen Gewalt. Nach Paris heimgekehrt, mußte Karl von den Sechzehn und den Ihren Spott und Tadel hören, auch „die Politiker" ersparten ihm solchen nicht; man sagte, er verstehe nur den Krieg mit Flaschen. Er besuchte die wichtigsten liguistischen Plätze in der Picardie und Lothringen, kam in Verdun im September mit dem Herzoge Karl von Lothringen zusammen, einigte sich mit ihm zu gemeinsamem Handeln und zog die armselige päpstliche Hülfsarmee an sich, konnte aber nicht hindern, daß Heinrich sich mit seinen Alliirten verband. Er ging in die Picardie und postirte sich in Laon. Seine Differenzen mit den Sechzehn hatten einen immer gehässigeren Charakter angenommen; dieselben bedrohten ernstlich seine Autorität, liebäugelten frech mit Spanien und den päpstlichen Vertretern in Paris und Karl hatte nicht die Macht, ihren Umtrieben zu steuern. Jetzt erfuhr er aus aufgefangenen Briefen, daß sie und die Sorbonne Philipp die Krone entgegentrugen, und die Herzogin von Guise berichtete ihm selbst in Laon von dem in Paris waltenden Terrorismus, dem die bedeutendsten Führer der Gemäßigten oder „Politiker", Brisson, Larcher und Tardif am 15. Nov. zum Opfer gefallen waren. Die spanische Garnison trat freilich den Terroristen rasch in den Weg und die Bürgergarde wehrte sich ihrer Haut, das Parlament protestirte feierlich gegen

die Blutthaten und alle Besonnenen im Volke verdammten die Excesse der Sechzehn, die Karl selbst zu tödten gedachten. Karl fand es nöthig, nach Paris zu eilen, überließ das Heer seinem Neffen Guise, den er somit von Paris und den Sechzehn fern hielt, und erschien mit vier Regimentern und 700 Cavalieren am 28. in Paris, ohne daß jemand den Dolch gegen ihn zückte. Der wildeste Prediger wollte ihm einreden, alle Vorfälle seien nur in seinem Interesse und zum allgemeinen Wohle unternommen worden; er aber sondirte das Terrain diplomatisch und griff seit dem 1. Dec. zur Gewalt, erzwang die Uebergabe der Bastille, stellte das zersprengte Parlament wieder her, verurtheilte neun Rädelsführer zum Tode, dem aber fünf entrannen, ließ die vier hängen, zwang alle Offiziere der Stadt zum Eide des Gehorsams, ermahnte die Sorbonne zur Mäßigung und verzieh die Unthaten vom 15. bis 17. Nov. unter strengem Verbote jeder Privatvereinigung; der Rath der Sechzehn wurde definitiv cassirt und Karl's Macht schien fester begründet als je; verabscheuten ihn die Fanatiker und Philipp's Söldlinge in der Hefe, so hingen ihm die Gemäßigten und Wohlhabenden an, was er dazu benutzte, sie durch Versprechungen an sich zu ketten. Am 13. Dec. ging er wieder zum Heere, aber hinter ihm blieben erbitterte Feinde zurück, vor allen der Prediger Boucher, „der wahre König der Ligue", mit dem Philipp II. wegen der Thronaussichten seiner Infantin wie mit seinesgleichen unterhandelte. In Paris befehdeten sich die Parteien Karl's, der mit Spanien verschworenen Sechzehn und der Politiker, welche für Heinrich sprachen und täglich wuchsen. Heinrich belagerte Rouen; Karl sandte seinen Sohn Aiguillon, titulären Gouverneur der Normandie, am 4. Oct. hin und vereinigte sich in Guise am 21. Dec. mit den Truppen, die Farnese herbeiführte, während der neue Papst Gelder versprach. Alsbald brachen Streitigkeiten zwischen Karl und Farnese aus, zu denen weitere zwischen Farnese und dem päpstlichen General und zwischen Karl und Guise kamen; Karl wollte den Spaniern La Fère in der Picardie nicht als Sicherheitsplatz und Dépôt überlassen, mußte aber nachgeben; die Spanier forderten schleunige Berufung der Reichsstände und Wahl eines katholischen Königs und verhehlten nicht, daß sie die Krone für die Infantin erstrebten, wogegen sich Karl's Patriotismus bäumte. Während dieser Unterhandlungen ließ er Villeroi mit dem Vertrauten des Cardinals Karl (s. d.) von Bourbon, des Hauptes der dritten Partei, dem Abte von Bellosane, unterhandeln, um diese Gruppe zu sich herüberzuziehen, und Jeannin, der mit Farnese conferirte, billigte diesen Versuch, um Philipp und Heinrich vom Throne ausgeschlossen zu sehen, falls letzterer Ketzer bliebe; die Verhandlungen mit Bellosane blieben jedoch resultatlos und die mit Farnese verzögerten den Fortgang des Kriegs. Sehr langsam kam endlich das vereinigte 30,000 Mann starke Heer Farnese's und Karl's nach der Normandie. Nach dem glücklichen Gefechte bei Aumale nutzten Farnese und Karl den Erfolg nicht aus, sondern nahmen an der Somme Posto, um bei Gelegenheit auf Rouen zu marschiren; endlich zogen sie dahin und zwangen Heinrich, die Belagerung von Rouen aufzuheben, in welche Stadt Karl und sein Neffe Guise am 20. April 1592 einzogen. Hierauf wandte sich das Heer unter Karl und Farnese gegen Caudebec, Farnese wurde verwundet und Karl leitete die Operationen allein; Caudebec mußte capituliren. Karl zog auf Yvetot, um das Land bis ans Meer zu unterwerfen, Heinrich aber eilte ihm nach und schlug ihn in fünf Gefechten; Farnese zog tödlich verwundet über Saint-Cloud nach den Niederlanden heim, um sein Heer vor der Vernichtung zu retten; der mit ihm überworfene Karl kam krank nach Rouen, mußte über einen Monat hier der Ruhe pflegen und seine Soldaten dabei im Zaume halten. Wiederum unterhandelte er aus Widerwillen gegen Spaniens Anmaßungen durch Villeroi mit Heinrich, wiederum ohne Erfolg, da er enorme Forderungen stellte; den Spaniern versprach er, ohne es ehrlich zu meinen, die Einberufung der Reichsstände zum 15. Juni, um dann die Königswahl zu regeln. Klugerweise suchte er dem Papste Clemens VIII. zu gefallen, um sich an ihm einen Halt gegen Spanien und einen Alliirten gegen Heinrich zu verschaffen, und wie Clemens erklärten Karl und alle katholischen Herren der royalistischen Partei Heinrich's Conversion als erste Bedingung. Gegen Karl wuchs das Mistrauen in der eigenen Partei zusehends; seine Verhandlungen mit Heinrich waren nicht geheim geblieben, der Anhang der Sechzehn rüttelte an seiner Stellung und suchte ihn verächtlich zu machen. Eben genesen, nahm Karl Pont-Audemer weg; vergebens erwartete er neuen Zuzug aus den Niederlanden und hoffte, den Lauf der Marne Heinrich streitig zu machen; er nahm Crépy-en-Valois, beständig sein Auge auf Paris richtend. Hier drohten ihm „die Politiker" und das Parlament abtrünnig zu werden und über ihn hinaus mit Heinrich abzuschließen, und um Herr der Lage zu bleiben, traf der Generalstatthalter am 24. Oct. in Paris ein. Drei Tage später sprach sich ihm gegenüber die Rechnungskammer für den Frieden mit Heinrich aus; Karl ließ zwar im Parlamente die Vollmachten des neuen Legaten in Bezug auf eine katholische Königswahl einregistriren, duldete aber am 30. Oct. die heftigsten Angriffe auf die Sechzehn, die Prediger und Spaniens Anhang. Er war für einen Mittelweg, aber die Umstände erheischten das Bekenntniß entschiedener Farbe, eine lavirende Politik war nicht am Platze. Von allen Seiten wurde seine Situation erschwert; er aber zauderte in unfaßbarer Weise. Der Tod Farnese's befreite ihn von einem furchtbaren Rivalen, neben dem er in nichts zu zerfallen drohte. Karl berief jetzt die Reichsstände auf Januar 1593 zusammen und ließ am 5. Jan. eine Erklärung an Heinrich's katholischen Anhang publiciren, worin er in sehr ruhigem Tone die Spaltung der Katholiken beklagte, sie an die Nothwendigkeit eines katholischen Monarchen erinnerte, sie beschwor, sich von den Ketzern zu trennen und Deputirte nach Paris zu senden, um mit der Union Maßregeln zum Heil von Staat und Kirche zu treffen. Dieser Mäßigung gegenüber stachen die pamphletartigen Schreiben des Legaten u. a. sehr ab. Karl's Handstreich, um Heinrich

in La Roche-Guyon bei der schönen Gabriele aufzuheben, scheiterte am 4. Jan., Intriguen ohne Zahl kreuzten einander, bis die Reichsstände am 26. Jan. unter dem Vorsitze Karl's im Louvre eröffnet wurden. Karl saß unter dem Thronhimmel, neben ihm sein Sohn Emanuel, sprach sehr unsicher und schien einer Ohnmacht nahe. Der Legat und der spanische Gesandte wollten ihn bestimmen, die Reichsstände müßten schwören, nie mit Heinrich zu unterhandeln, auch wenn er Katholik würde, was aber abgelehnt wurde. Heinrich's Erklärungen waren höchst gewandt abgefaßt, wurden den Ständen vorgelegt und zur Erwägung zugelassen; die Majorität war weder gewillt, sich dem päpstlichen Machtgebote noch den Befehlen Karl's blind zu fügen. Für Karl erschien es in hohem Grade wichtig, sich mit der erwarteten spanischen Gesandtschaft unter dem Herzoge von Feria zu einigen, ehe sie nach Paris käme, und sie auch hoffte davon für sich das Beste; Karl versicherte sich, daß die Stände in seiner Abwesenheit nichts über die Königswahl entschieden, ging am 8. Febr. Feria, der einige Truppen unter Mansfeld mitbrachte, nach Soissons entgegen und suchte zu verhüten, daß Guise an die Spitze des Heeres trete und durch eine glänzende That die Popularität seines Vaters erneuere. Karl und Feria misfielen einander gründlich; Karl begegnete lauter Hoffart und sehr wenig Neigung zu thatkräftiger Unterstützung; die Spanier bestanden auf der Abschaffung des Salischen Gesetzes und auf der Wahl der Infantin. Karl war anfänglich gewillt, die Unterhandlungen abzubrechen, es kam zu heftigen Auftritten, bis der spanische Diplomat Tassis vermittelte. Da Karl die französische Krone nicht gegen Abtretung von Provence und Picardie erlangen konnte, so versprach er, die Ansprüche der Infantin zu unterstützen, wogegen er bis zu ihrer Ankunft Generalstatthalter bleiben, die Statthalterschaft von Burgund erblich, unter Vorbehalt der Hoheitsrechte der Krone, und die Statthalterschaft der Normandie auf Lebenszeit erhalten sollte; Philipp versprach ihm 200,000 Scudi Rente, die auf die Kronfonds sicher gestellt wurden, 600,000 als Ersatz für sein im Kriege verbrauchtes Privatvermögen, 100,000 zur Vertheilung an die Deputirten der Reichsstände, 40,000 zur Verwendung in Burgund, volle Bezahlung seiner großen Schulden, die er innerhalb und außerhalb Frankreichs seit Beginn der Wirren contrahirt hatte, und aller dringlichen Ausgaben, und nach Ankunft der Infantin eins der ersten Reichsämter; die Truppen Mansfeld's wurden ihm unterstellt. Karl verpflichtete sich mit Brief, Siegel und Fürstenwort, alles aufzubieten, was in seiner Macht stehe, um die versammelten Stände zur Wahl der Infantin Isabella zu bestimmen, zumal ihm diese das wirksamste Mittel zur Ausrottung der Ketzerei, zur Erhaltung der heiligen römischen Kirche und zur Wiederherstellung des Reichs im alten Zustande scheine. Feria und Karl erneuerten die gegenseitigen Zugeständnisse schriftlich und Karl verpflichtete sich mündlich, seine Stimme unverzüglich der Infantin zu geben. Aber Karl traute den Spaniern nicht und war keineswegs entschieden, sein Wort zu halten. Jetzt trennte er sich von Feria, der nach Paris ging, und wandte sich mit Mansfeld, etwa 10,000 Mann stark, gegen Noyon, während die Reichsstände unablässig seine Ankunft in Paris verlangten. Heinrich konnte Noyon keine Hülfe bringen, es capitulirte zwar am 30. März, aber das liguistische Heer war im Kampfe, durch Desertion und Elend so zusammengeschrumpft, daß es Heinrich gegenüber nichts mehr wagen konnte; Mansfeld ging an die Grenze zurück. Karl sah, wie ungenügend Spaniens Hülfe sei, und immer wieder setzte er seine Hoffnungen auf Clemens VIII., suchte ihn in sein Interesse zu ziehen, ließ ihn durch den Bischof von Lisieux und Desportes, seine Geschäftsträger, bearbeiten und wollte durch ein Breve den Reichsständen als König empfohlen werden, wogegen das Tridentiner Concil und die Inquisition in Frankreich eingeführt werden sollten; Clemens lehnte es jedoch ab, eine Candidatur zu verfechten, und rieth Karl, Spaniens Hülfe zu suchen.

Trotz des Wüthens der Prediger und der Sechzehn erwirkten die Royalisten und die „Politiker" eine Conferenz in Suresnes, um den Versuch eines Friedens in Frankreich zu machen; Karl wohnte derselben nicht an, besprach sich in Rheims mit Herzog Karl von Lothringen und andern Fürsten seines Hauses und sandte Vertreter nach Suresnes, doch scheiterten die Verhandlungen nach mehrwöchentlicher Dauer. Ziemlich unvermuthet traf Karl am 6. Mai 1593 in Paris ein, von Guise, Aumale und Elbeuf begleitet; alsbald ließ ihn Heinrich durch Schomberg bestürmen, keinen andern als ihn wählen zu lassen, und die Spanier forderten von ihm die Erfüllung seines in Soissons verpfändeten Wortes; die Sechzehn und alle Exaltirten entfremdeten sich ihm völlig. Am 10. Mai kündigte er den Reichsständen officiell an, Feria habe ihnen etwas mitzutheilen; eine Commission hörte dessen Anerbieten an, am 28. Mai ließ Karl die Propositionen vorlesen und am 29. vernahmen die Stände mit eisiger Kälte die spanischen Thronansprüche; bei weitem die meisten Liguisten und die pariser Parlamentsräthe sprachen sich entschieden gegen jede Fremdherrschaft aus. Karl's Vertagungs- und Lavirpolitik schien die erwünschten Früchte zu tragen, alles blieb beim Alten, er war nach wie vor der erste Mann der Ligue; auch that er alles, um die Vermählung der Infantin mit seinem Neffen Guise zu hintertreiben, denn er war zu eifersüchtig, um ihn über sich steigen zu lassen; wichtiger als die Königswahl sei, wie er den Spaniern sagte, Geld und Mannschaft; mit Heinrich wollte er vorerst Waffenstillstand. Heinrich trat zur katholischen Kirche über und schloß einen dreimonatlichen Waffenstillstand mit der Ligue ab. Karl sah höchst ungern diese Wendung, die seinem Egoismus verderbenbringend war, und hoffte, der Papst werde seine Ratification verweigern, denn im Abschlusse des Friedens sah er auch den Abschluß seiner Rolle. Darum drängte er die Reichsstände dazu, das Tridentiner Concil für Frankreich anzunehmen, und wollte seinem Ehrgeize die gallikanischen Freiheiten und einen Theil der nationalen Souveränetät opfern. Mit diesem traurigen Acte schlossen die Reichsstände ihre Thätigkeit ab; hatten sie sich geweigert, Frankreich an Spanien auszuliefern,

so gaben sie es Rom preis; hatte Karl dem Legaten und den Spaniern versprochen, die Versammlung zusammenzuhalten, so bewilligte er jetzt dreimonatliche Urlaube, schwur am 8. Aug. mit den Ständen gemeinsam, man wolle zur Vertheidigung der Religion und zur Wiederherstellung des Königthums vereint bleiben, den heiligen Decreten und Ordonnanzen des Papstes unweigerlich gehorchen; dann reisten die meisten Deputirten heim. Als ein kleiner Theil später wieder zusammenkam, war die Reichsversammlung nur ein Phantom, das sich um Weihnachten 1593 ganz verflüchtigte. Karl klammerte sich, während Heinrich immer neue Erfolge errang, an seine zerbröckelnde Machtstellung; bald wandte er sich an den Papst, bald an Spanien; er unterließ, obwol er wiederholt mit Heinrich unterhandelte, nichts, um dessen Aussöhnung mit dem Papste unmöglich zu machen, und lebte der thörichten Hoffnung, Philipp werde von seinem Neffen Guise absehen und, da er selbst die Scheidung von seiner Gemahlin um der Krone willen verwarf, seinen Sohn Heinrich, mit der Infantin vermählt, auf den Thron erheben lassen. Dabei wünschte er die Verlängerung des Waffenstillstands mit Heinrich IV., um ungestörter gegen ihn arbeiten zu können; dieser aber durchschaute ihn und lehnte sie ab, während der Abfall von Karl zu ihm allerwärts begann, Spanien alle Schuld an der Desorganisirung der Ligue auf Karl warf und Heinrich's Krönung in Chartres ungeheuern Eindruck auf die Franzosen zu Ungunsten der Ligue machte. Erschreckt näherte sich Karl den Sechzehn und den Predigern, verbannte einige Politiker, wechselte den Gouverneur von Paris, aber der neue sann sofort auf die Uebergabe von Paris an Heinrich IV. Karl versicherte den Führern des Parlaments, er werde niemals spanisch handeln und wünsche mehr als jeder ehrenvollen Frieden, und das Parlament sprach für die Ausweisung der spanischen Besatzung. Man wunderte sich nicht wenig, als Karl, anstatt alles an die Behauptung von Paris zu setzen, sich mit seiner Familie am 6. März 1594 nach Soissons begab, um spanische Hülfstruppen unter Mansfeld an sich zu ziehen. Am 22. März zog Heinrich IV., ohne Widerstand zu finden, in Paris ein. Das Parlament schlug sich völlig auf seine Seite, annullirte am 30. März alle seit dem 29. Dec. 1588 zum Nachtheil des königlichen Ansehens und der Gesetze erlassenen Verfügungen, widerrief die Verleihung der Würde eines Generalstatthalters an Karl, verbot bei Strafe der Majestätsbeleidigung, ihn länger als solchen anzuerkennen, befahl ihm und seiner Familie den Rücktritt von der Ligue (Union) und die Anerkennung Heinrich's IV. als allein legitimen Königs. Karl's Rolle als Haupt Frankreichs war vorüber und im ganzen kläglich abgespielt. Er hielt sich aber noch in Laon, Soissons und Noyon, auf die Spanier in La Fère gestützt; auch andere Gebiete waren noch in den Händen von Liguisten; auf die Herzoge von Aumale, Guise und Lothringen konnte er nicht bauen, da sie ohne Einverständniß mit ihm waren; mit den Spaniern war er in Zwist, denn beide Theile wälzten einander alle Schuld und Verantwortung zu. Der Papst war unschlüssig, ob er nicht Heinrich IV. anerkennen sollte, Feria konnte sich in Laon mit Karl nicht einigen, weil dieser es verschmähte, ein baares Werkzeug Philipp's zu werden, und reiste ab. Karl ging selbst nach Brüssel, um vom Erzherzoge Ernst Beistand zu fordern; zwar entging er der von Feria u. A. Ernst vorgeschlagenen Verhaftung als „Verräther“ und sog einen wilden Grimm gegen diese Alliirten ein, mußte aber froh sein, eine kleine Truppenzahl unter Mansfeld zu erlangen, mit der er freilich zu schwach war, um Laons Capitulation (2. Aug.) zu verhüten. Infolge derselben fielen auch Château-Thierry, Péronne, Roie, Montdidier, Doulens, Amiens, Beauvais und Noyon Heinrich zu; die Herzoge von Guise und Elbeuf traten zu ihm; nur Soissons, Ham und La Fère leisteten noch Widerstand. Karl hoffte abermals auf Spanien, welches Besitz von La Fère ergriff, ging wieder nach Brüssel, wies Heinrich's IV. Anerbietungen als nicht glänzend genug von sich, machte große Forderungen an den Erzherzog-Statthalter, erlangte aber nicht, was er wollte, und verließ misvergnügt im October Brüssel. Sein Vetter, der Herzog von Lothringen, hatte sich mit Heinrich IV. versöhnt und wollte ihn nicht aufnehmen. Er ließ Besatzung in Soissons und ging nach Burgund, um sich in seiner Statthalterschaft zu behaupten, November 1594; aber auch hier war große Neigung zur Aussöhnung mit Heinrich IV. und Abneigung gegen ihn. Heinrich IV. theilte ihm aufgefangene Depeschen Feria's mit, der ihn bei Philipp herabzusetzen suchte, worauf Karl in heftigster Weise die Minister bei Philipp angriff und letzteren bat, seinen Zweikampf mit Feria zuzulassen. Karl war jetzt bereit, Heinrich anzuerkennen, wenn er ihm Burgund als erbliche Statthalterei überließe und eine Million in Gold zur Zahlung seiner Schulden gäbe; aber Heinrich wies ihn ab. Mit Schrecken sah er, wie ein Platz Burgunds um den andern überging; der Connétable von Castilien, Don Velasco, brachte zwar 10,000 Spanier zu Hülfe, konnte sich aber nicht mit Karl vertragen, ließ es zu, daß der Marschall Biron siegreich vordrang, deckte nur die Franche-Comté und rührte sich nicht für Burgund und Karl. Nach dem Falle von Dijon und der Niederlage von Fontaine-Française besaß Karl von Burgund nur noch Châlon, und dachte bereits daran, sich nach seiner piemontesischen Grafschaft Sommariva zurückzuziehen, um von da aus die Spanier, welche noch seine Generalstatthalterwürde anerkannten, nochmals um Beistand zu ersuchen; erbittert trennte er sich von Velasco und zog sich nach Châlon zurück. Nachdem sich Heinrich IV. mit dem Papste ausgesöhnt und Absolution empfangen hatte, blieb für Karl kein plausibler Grund zur Opposition mehr; als Vorbereitung zur Unterwerfung konnte der Waffenstillstand auf drei Monate gelten, den der König in Lyon mit ihm und seiner Partei am 25. Sept. abschloß. Jeannin unterhandelte nun mit Heinrich über die Vergleichsbedingungen, Gabriele d'Estrées verwandte sich bei dem Könige gütig für Karl, der ihren Kindern seine treue Protection versprach, Karl räumte die Citadelle von Dijon den Königlichen und beschloß, wieder ein Unterthan zu werden, da alle

Wege, mehr zu sein, verschlossen waren und er völlig isolirt stand. Durch das Edict von Folembray vom 31. Jan. 1596 wurde Karl und seinem Anhange als Preis ihrer Unterwerfung volle Amnestie für die Vergangenheit ertheilt; Karl behielt auf sechs Jahre als Sicherheitsplätze Soissons, Châlon-sur-Saône und Seurre; der König versprach, bis zum Belauf von 350,000 Thalern Kapital und 27,650 an rückständigen Zinsen Karl's Schulden zu bezahlen und mit den andern Kronschulden alle Summen zu begleichen, welche Karl als Parteichef im eigenen Namen für die fremden Truppen gemacht habe; Karl verzichtete auf die Statthalterschaft Burgunds und in einem Geheimvertrage bewilligte der König seinem älteren Sohne die Statthalterschaft der Isle-de-France ohne Paris, die Oberkammerherrenwürde und die Pairie als Herzog von Aiguillon; Karl bekam alle Güter zurück, sein Anhang blieb in allen von Karl erhaltenen Stellen und Würden; der König sprach Karl und alle fürstlichen Mitglieder der Ligue von jeder Schuld an der Ermordung Heinrich's III. frei. Fast der ganze Anhang Karl's unterwarf sich alsbald. Von nun an suchte Karl, seine ehrgeizigen Pläne begrabend, seine Ehre darin, der beste Rath und Diener seines glücklicheren Nebenbuhlers zu werden, und war vielleicht am achtbarsten in seinem Leben in dieser Rolle des Besiegten. In einem langen, demüthigen Schreiben entschuldigte er sich, was er besser unterlassen hätte, bei Philipp II. wegen seines Abkommens mit Heinrich IV. Sofort nach Abschluß des letzteren eilte er zu Heinrich nach Monceaux-en-Brie, Gabrielen's Schloß, fand den huldreichsten Empfang und schwur Unterthanentreue. Karl blieb unwandelbar treu, ließ dadurch alle bittern Rückerinnerungen des Königs verschwinden und erlangte die Achtung von Katholiken und Protestanten; der Führer der Ligue wurde zum echten Patrioten und steten Gefährten des Königs; er galt am Hofe als Muster von Erfahrung und Edelsinn; Heinrich frug ihn in allen wichtigen Dingen um Rath. Da die von diesem gezahlten Summen nicht zur Deckung von Karl's Schulden hinreichten, griff letzterer sein Vermögen dazu an und schränkte sich ein; im Juli 1599 trat er seinem Sohne die Oberkammerherrenwürde ab und lebte, sehr schwerfällig und gebrechlich werdend, am liebsten in Soissons; seine Söhne bereiteten ihm großen Kummer. Im J. 1596 begleitete Karl den König zur Belagerung von La Fère, welches bald capitulirte, und zu dem unfruchtbaren Unternehmen nach Calais, 1597 zur Belagerung von Amiens, wo er bedeutende Dienste leistete und den Sieg geradezu entschied; niemand unterstützte Heinrich so eifrig bei der Vertreibung der Spanier aus Frankreich wie der einstige Anhänger Spaniens. Im Februar 1599 vermählte er seine Tochter Katharina mit Karl von Gonzaga, dem reichen Herzoge von Nevers, und dessen Schwester Henriette mit seinem Sohne Heinrich, doch starb Henriette kinderlos schon 1602.

Seiner Gemahlin Maria empfahl der Monarch den alten Herzog von Mayenne stets als treuesten und bewährtesten Diener, und als er 1608 erkrankte, bestimmte er, Karl solle ihr erster Regentschaftsrath werden; am 20. März 1610 berief er ihn in den Regentschaftsrath, welcher während seiner Abwesenheit im Felde Maria zur Seite stehen sollte. Da traf im Mai 1610 Ravaillac's Dolch den großen König. Trotz seiner Schwäche eilte Karl herbei, um Maria zur Seite zu stehen und ihre schwankende Stellung zu befestigen. Er wies die misvergnügten Großen auf ihre Pflicht hin, beschnitt die Habgier der Höflinge und hütete sorgsam die Staatsgelder; streng trat er gegen die nach Ketzerverfolgung lüsternen Jesuiten auf und human schützte er die Reformirten 1610 und 1611 gegen jede Beeinträchtigung; 1611 unterstützte er im Rathe Maria's den Vorschlag, den reformirten Genfern gegen den Herzog von Savoyen Hülfe zu bieten. Wo er konnte, wirkte er versöhnend ein; selbst vom Krankenbette aus behielt er die Staatsgeschäfte im Auge und gab Maria weise Rathschläge. Im Sommer 1611 folgte er ihr nach Fontainebleau, im September d. J. kehrte er ganz erschöpft nach Soissons zurück, unternahm trotzdem eine Pilgerfahrt zu Notre-Dame de Liesse bei Laon und wurde nach seiner Rückkehr nach Soissons so krank, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Er erlag der Gicht am 4. Oct. 1611; seine Witwe folgte ihm schon am 14. Oct. d. J. in das Grab nach; beide ruhen im Dome von Soissons. Karl's älterer Sohn Heinrich, Herzog von Aiguillon, dann von Mayenne (geboren am 20. Dec. 1578), starb kinderlos am 17. Sept. 1621 an den Folgen einer vor Montauban erhaltenen Wunde; der jüngere, Karl Emanuel, Graf von Sommariva (Sommerive) (geboren am 19. Oct. 1581), starb im August 1609 in Neapel; die zweite Tochter Renata heirathete 1613 Maria Sforza, Herzog von Ognano, Grafen von Santa-Fiore und starb am 23. Sept. 1638 als letzte Mayenne, denn ihre Schwester Katharina (s. oben) war schon 1618 gestorben.

Vgl. Mémoires de la Ligue (sechs Bände, Amsterdam 1758); Histoire de la vie et trespas du duc Charles de Mayenne (in den Archives curieuses de l'histoire de France, Serie 1, Bde. XII und XV); Mémoires de Sully (Bde. I—III, Paris 1745); Pérau, Vie du duc de Mayenne; René de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. II—IV, Paris 1849—1850); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (2 Bde., Paris 1866); Forneron, Les ducs de Guise et leur époque (2 Bände, Paris 1877); Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. IX und X, Paris 1865); von Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (4. Aufl., Bde. I und II [Gesammelte Werke VIII und IX], Leipzig 1876). (*Arthur Kleinschmidt.*)

c[a]) KARL AMADEUS von Savoyen, Herzog von Nemours (und Aumale). Als zweiter Sohn Herzogs Heinrich I. von Nemours aus dem Hause Savoyen und Anna's von Aumale am 12. April 1624 geboren, verlor Karl Amadeus 1632 und 1638 die Aeltern, wuchs am pariser Hofe auf und wurde durch den Tod seines älteren Bruders Ludwig am 16. Sept. 1641 Herzog von Ne-

mours und Aumale. Die kleine Apanage in Savoyen bedeutete der Machtstellung in Frankreich und der Verwandtschaft mit den Häusern Lothringen und Guise gegenüber wenig, die französischen Interessen überwogen durchaus die italienischen. Tapfer, witzig, gewandt, angenehm im Umgange, heiter und lebensfroh, machte sich Karl Amadeus beliebt und geachtet, obgleich ihm Unbeständigkeit in der Freundschaft und noch mehr in der Liebe vorgeworfen werden durfte. Am 11. Juli 1643 bereits heirathete er die um zehn Jahre ältere Tochter des Herzogs Cäsar von Vendôme, Bastards König Heinrich's IV., Elisabeth von Vendôme, die ihm eine Mitgift von 900,000 und eine Leibgedingsrente von 20,000 Livres zubrachte. Diese Ehe führte ihn in nähere Verbindung mit dem Königshause und gab seiner großen Ehrsucht neue Nahrung, die bei seinem Mangel an Besonnenheit, an Ruhe und Kaltblütigkeit für ihn verhängnißvoll wurde. Als Freiwilliger machte er mehrere Feldzüge bei der Nordarmee mit, ohne ein Commando zu führen, wurde 1646 bei Mardijk am Schenkel verwundet, was seinen Freunden und weit mehr den Freundinnen großen Kummer bereitete. Seit 1648 nahm er an den Ränken der Großen theil, die sich besonders gegen den Cardinal-Premierminister Mazarin richteten, und als ihm Mazarin Gnadenbezeigungen verweigerte, die er beanspruchte, überwarf er sich Ende 1649 mit ihm in heftiger Weise. Mit dem Prinzen von Condé befreundet, der im Januar 1650 von Mazarin gefangen gesetzt wurde, ließ er sich leicht von dessen und seiner Geliebten, der Herzogin-Witwe von Châtillon, bewegen, einen Plan zur Befreiung Condé's und seiner Gefährten aus dem Schlosse Marcoussy zu machen; er versammelte den unzufriedenen Adel in Paris, seine Gemahlin trat der Verschwörung gegen Mazarin bei, führte derselben ihren Bruder, den Herzog von Beaufort, durch seine Geliebte, die Herzogin von Montbazon, zu und die Pfalzgräfin Anna Gonzaga gewann dafür den Coadjutor des pariser Erzbischofs, Paul von Gondi, und den Herzog von Orléans. Karl Amadeus las die Uebereinkunft bei der nächtlichen Begegnung der neuen Fronde, wie sich die Verschwörung nannte, vor und verschwieg dabei auf Verabredung seinem Schwager Beaufort mehrere Bedingungen, z. B. die Heirath des Prinzen von Conti mit Mademoiselle de Chevreuse, weil Beaufort als Klatscher bekannt war; sobald Beaufort bemerkte, er sei hintergangen worden, warf er unversöhnlichen Haß auf Karl Amadeus. Condé wurde freigegeben, Mazarin verließ Frankreich und ging nach Brühl. Der unzufriedene Adel aber beharrte in seiner Misstimmung gegen die Königin-Regentin Anna und fürchtete Mazarin's baldige Rückkehr; auch nach des Königs Volljährigkeitserklärung im September 1651 wurde die Stimmung keine andere. In Chantilly beriethen sich „die neuen Frondeurs", um Condé geschart, ob Aussöhnung, ob Krieg! und die Entscheidung fiel für den Krieg aus; Karl Amadeus sprach auch dafür, angespornt durch die Herzoginnen von Longueville und von Châtillon. In Montrond hielt Condé einen Rath ab, dem Karl Amadeus anwohnte; die Herzogin von Longueville schloß hier ein besonderes Bündniß mit dem Prinzen von Conti, den Herzogen von Nemours und Larochefoucauld und dem Präsidenten Viole, worin sich die Contrahenten verpflichteten, allein bei dem Kampfe auszuhalten, falls Condé sie verlassen und sich mit dem Hofe aussöhnen würde; diese Pression verfehlte ihre Wirkung auf Condé nicht und er zog das Schwert, wie es die Dränger wollten, denen er die Verantwortung zuschob. Am 16. Sept. 1651 ging Karl Amadeus von Montrond nach Bourges, mit ihm die Herzogin von Longueville und der Prinz von Conti. Sobald aber der königliche Hof sich anfangs October näherte, ergriffen die Einwohner von Bourges die Waffen gegen die Prinzen; diese konnten ihnen und den königlichen Truppen nicht widerstehen und zogen sich nach Montrond zurück. Eben in Bourges eingezogen, redigirte der königliche Kronrath am 8. Oct. eine Erklärung, wonach Conti, die Herzogin von Longueville, Karl Amadeus, der Herzog von Larochefoucauld und ihr Anhang der Majestätsbeleidigung schuldig befunden wurden. Condé begann Unterhandlungen mit Anna, der Königin-Mutter, und mit Mazarin durch Frau von Puisieux und verlangte für Karl Amadeus die Statthalterschaft der Auvergne, doch führten die Verhandlungen zu keinem Resultate. Als die königlichen Truppen sich Montrond näherten, verließen Karl Amadeus, die Prinzessin von Condé und die Herzogin von Longueville sofort den Platz und stießen in Bordeaux zu Condé. Letzterer sandte Karl Amadeus nach Stenay, um die Reste der alten Regimenter Condé's zu sammeln und ein spanisches Corps in Cambray damit zu vereinigen; zwischen Seine und Loire sollte er mit den Truppen des Herzogs von Orléans zusammenstoßen. Durch spanische Diversionen war sein Weg gedeckt, Orléans setzte auf ihn seine Haupthoffnung. Etwa 8000 Mann stark, kam Karl Amadeus durch die Picardie heran; der Herzog von Sully lieferte ihm Mantes aus, Karl Amadeus überschritt die Seine am 3. März 1652, obwol von königlichen Truppen heftig verfolgt; anstatt aber rasch vorzurücken und sich mit seinem Schwager Beaufort, der Orléans' Soldaten befehligte, zu vereinigen, um die schwächeren königlichen Truppen zu vernichten, kam er am 5. März nach Paris und begab sich, während sein Heer auf Houdan zog, mit 500 Reitern ins Luxembourg. Er und sein General Baron Clinchamp wollten sich vor allem in Paris amusiren, leichtfertig wie sie waren, und sich die zur Zusammenhaltung ihrer Truppen unentbehrlichen Gelder verschaffen. Die Herzogin von Montpensier und die Bürger gaben ihnen Bälle und feierten sie als Wiederhersteller der Freiheit, aber außer Vergnügen erreichten Karl Amadeus und Clinchamp nichts und ihre Truppen schwanden mittlerweile zusammen; Karl Amadeus' Söldner liefen theilweise davon und die Generale waren uneinig. Am 13. März verließ Karl Amadeus Paris, um sich mit Beaufort zu vereinigen, und bei Chartres verabredeten sie einen Feldzugsplan; alsbald aber geriethen sie in bittersten Zwist; Karl Amadeus hatte Condé versprochen, die Loire zu überschreiten, Montrond zu entsetzen und in Guyenne zu Condé zu stoßen, was Beaufort verwarf, und Beaufort überhob sich als Vertreter

Orléans' dermaßen gegen Karl Amadeus, daß dieser tief verletzt wurde. Beaufort und Karl Amadeus waren sehr mittelmäßige Generale. Die Herzogin von Montpensier berief einen Kriegsrath in eine Vorstadt von Orléans, Karl Amadeus und sein Schwager kamen; sie hoffte, sie miteinander auszusöhnen; statt dessen kam es zum heftigsten Gezänk; Karl Amadeus gab dem Schwager einen Verweis, erhielt eine Ohrfeige, warf sich auf ihn und nur die Herzogin verhütete eine blutige Sühne; die Versöhnung war eine scheinbare, die Schwäger haßten sich mehr als je und die Führung ihrer Truppen wurde immer schlechter. Murrend stand Karl Amadeus von seinem Feldzugsplane ab, das Heer des Prinzen marschirte nach Montargis und Condé übernahm den Oberbefehl. Im Kampfe bei Bleneau, 7./8. April, erhielt Karl Amadeus einen Pistolenschuß in den Leib, doch nahm die Wunde keine schlimme Wendung; er ging mit Condé und Beaufort nach Paris. Die Herzoginnen von Longueville und von Châtillon liebten ihn und haßten einander; letztere liebte dabei auch Condé und verstand es, Karl Amadeus diese Liebelei wünschenswerth zu machen, wie er auch um ihretwillen mit der Herzogin von Longueville brach. Condé stellte dem Hofe wieder Bedingungen zum Vergleich und forderte abermals für Karl Amadeus die Statthalterschaft der Auvergne; Turenne aber bot dem Hofe eine so glänzende und sichere Stütze, daß er von keinen Bedingungen hören wollte. In der Schlacht in der St.-Antons-Vorstadt zu Paris am 2. Juli vertheidigte Karl Amadeus die Straße Charenton, von wo ihn und seine Truppen der General Herzog von Navailles vertrieb und ihre Barrikade nahm; Karl Amadeus gab sich alle Mühe, letztere zurückzuerobern und Navailles zu schlagen, wurde aber geworfen und kampfunfähig gemacht; zwei Schüsse verwundeten seine Rechte. Auf Vorschlag der Prinzen wurde dem Generallieutenant des Königreichs, Herzoge von Orléans, ein Rath an die Seite gestellt, in den Karl Amadeus und Beaufort am 26. Juli 1652 traten; wegen des Vorrangs in demselben entspann sich ein neuer Streit zwischen den verfeindeten Schwägern, zumal Karl Amadeus durch die Ernennung Beaufort's zum Gouverneur von Paris gereizt war. Noch leidend an seinen Wunden schickte Karl Amadeus den Marquis von Villars an seinen Schwager und ließ ihn fordern. Am 30. Juli fand das Duell auf dem Pferdemarkte hinter dem Hôtel Vendôme statt. Karl Amadeus stürzte mit Schimpfreden auf Beaufort los, der gern das Duell vermieden hätte, schoß, fehlte, griff nach dem Degen, wurde aber auf den ersten Schuß Beaufort's, der den Kopf durchbohrte, todt niedergestreckt. Sein Tod erregte viel Bedauern. Seine Witwe starb am 19. Mai 1664. Da Karl Amadeus ohne Söhne starb, gingen Besitz und Titel auf seinen jüngeren Bruder Heinrich über, mit dem der Mannsstamm des Hauses Savoyen-Nemours am 14. Jan. 1659 erlosch. Karl Amadeus hinterließ zwei Töchter. Die ältere, Maria Johanna Baptista, heirathete den Herzog Karl Emanuel (s. d.) II. von Savoyen, verwitwete 1675, verkaufte das Herzogthum Aumale dem Könige Ludwig XIV., der es seinem Sohne Maine überließ, und beschloß ihr Haus am 15. März 1724; die jüngere, Maria Franziska Elisabeth, heirathete Alfonso VI., König von Portugal, arbeitete an seinem Sturze, wurde die Gemahlin seines Bruders und Nachfolgers, Pedro's II., und starb am 27. Dec. 1683.

Vgl. Mémoires de Mademoiselle de Montpensier (Bände I. und II., Edition Charpentier); Mémoires de Navailles (Amsterdam 1701); Mémoires de Mr. Joly (Bände I. und II.); Mémoires de Madame la Duchesse de Nemours (Amsterdam 1718); Mémoires de Madame de Motteville sur Anne d'Autriche et sa cour (neue Ausgabe, 4 Bände, Paris 1855); de Sainte-Aulaire, Histoire de la Fronde (3 Bände, 2. Auflage, Paris 1860); Fitzpatrick, Great Condé and the period of the Fronde (2 Bände, London 1873); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bd. XII., Paris 1865); Chéruel, Histoire de France sous le ministère de Mazarin 1651—1661, (Bd. I., Paris 1882).

(Arthur Kleinschmidt.)

c^b) KARL EMANUEL von Savoyen, Herzog von Nemours. Als ältester Sohn des Herzogs Jakob von Nemours und der Witwe Herzogs Franz von Guise, Anna von Este, im Februar 1567 im Schlosse Nanteuil geboren, wurde Karl Emanuel seit 1577 am turiner Hofe erzogen, begleitete 1585 seinen Vetter, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (s. d.), zur Vermählung nach Spanien und drückte, zu seinem Vater heimkehrend, diesem die Augen zu, nachdem er von ihm ermahnt worden war, sich nicht in die verderblichen französischen Parteikämpfe zu mischen. Aber kaum war Karl Emanuel am 15. Juni 1585 Herzog von Nemours geworden, so ließ er sich durch seine Mutter und das Haus Guise in das Treiben der Ligue hineinziehen, da sein Ehrgeiz nach Erfolg drängte. Er und sein Bruder Heinrich, Marquis von Saint-Sorlin, traten voll Eifer zur Ligue und waren die glühendsten Katholiken. Obwol fromm, klug, tapfer, freigebig, wo es sein Interesse wünschenswerth machte, liebenswürdig und einer der schönsten Männer, war er voll Heuchelei und Verstellung, ergab sich dem Parteigeiste völlig, huldigte unter dem Deckmantel der katholischen Religion schnöder Gewinnsucht und dem Eigennutze und scheute als Kind seiner Zeit vor Gesetzwidrigkeit und Frevel nicht zurück. Im November 1587 zog Karl Emanuel mit seinem Stiefbruder, Herzog Heinrich von Guise, ins Feld, verdiente sich bei Vimory die Sporen und Guise forderte für ihn von Heinrich III. die Statthalterschaft von Lyonnais, die ihm derselbe im August 1588 wirklich versprach. Nach der Ermordung seiner Stiefbrüder Heinrich und Ludwig (des Cardinals von Guise) wurde Karl Emanuel in Blois am 23. Dec. eingesperrt, entkam aber nach vier Tagen und eilte nach Paris, wo man ihn mit offenen Armen empfing. Der Herzog Karl (s. d.) von Mayenne nahm ihn in den Generalrath der Union am 17. Febr. 1589 auf und begab sich am 21. mit ihm nach Rouen, um bald nach Paris zurückzukehren. König Heinrich III. suchte ihn auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm die

Statthalterschaft von Lyonnais antragen ließ, wurde aber abgewiesen. Karl Emanuel sammelte in Lyonnais, Forez und Beaujolais, wo er als Statthalter Mayenne's fungirte, Krieger, führte sie seinem Stiefbruder Mayenne zu, erhielt den Oberbefehl der einen Hälfte von dessen Heere und stritt bei Arques tapfer gegen Heinrich von Béarn, Karl Emanuel's Cavalerie war anfangs siegreich, wurde aber durch La Force durchbrochen und auf die des Herzogs von Aumale zurückgeworfen. Karl Emanuel strebte nicht nur nach der Zertheilung der französischen Monarchie, sondern dachte eine Zeit lang an die Königskrone selbst; als guter Franzose war er ein Feind der Spanier; seine Stellung in Lyon schien seine Absichten auf Provence und Dauphiné zu begünstigen. Am 14. März 1590 stritt er unter Mayenne bei Ivry gegen Heinrich (IV.) von Béarn und floh. Mayenne übertrug ihm das Gouvernement von Paris und Isle-de-France an Stelle des untauglichen Herzogs von Aumale, was der öffentlichen Meinung sehr zusagte, denn er galt für intelligent und thatkräftig; Mayenne gab ihm große Vollmachten und vertraute ihm seine Familie an. Karl Emanuel befestigte Paris stark, rüstete zur ausgiebigen Vertheidigung mit größter Energie und erinnerte immer mehr die Pariser an seinen Stiefbruder Heinrich von Guise; alle Nothstände in der Stadt beugten seine Willenskraft nicht, Tag und Nacht war er thätig. Am 31. Mai nahm er an der großen Procession theil und schwur, lieber zu sterben als Paris „dem Könige von Navarra" zu überliefern. Als weder Mayenne noch die Spanier Entsatz brachten und die hungernden Pariser den Herzog von Nemours anflehten, ihnen Lebensmittel oder die Erlaubniß zur Capitulation zu geben, wich er mit der Entscheidung aus; er war gesonnen, bis zum letzten Moment auszuhalten, und opponirte jedem Vorschlage zur Einleitung von Unterhandlungen mit Heinrich; trotzdem erfolgte diese am 2. Aug., ohne einen Erfolg herbeizuführen. Als „die Politiker" eine Verschwörung planten, wurde der Herzog zeitig unterrichtet, erstickte sie leicht und schützte dann das Parlament vor der Wuth der „Sechzehn", August 1590. Alle lockenden Anträge Heinrich's, der ihm sogar seine Schwester Katharina zur Ehe geben wollte, wies Karl Emanuel standhaft zurück. Aber er kannte seinen vollen Werth und ließ ihn Mayenne fühlen, von dem er auch die Statthalterschaft der Normandie forderte; er stützte sich auf die Sechzehn und die heftigsten Liguisten und sein Ehrgeiz wuchs bedrohlich. Als Mayenne ihm die Normandie verweigerte, reichte er seine Entlassung ein, fest überzeugt, daß sie nicht angenommen würde, aber Mayenne hielt ihn beim Worte, überglücklich ihn los zu werden, übertrug das Gouvernement von Paris und Isle-de-France an de Belin, die Normandie seinem Sohne, dem Herzoge von Aiguillon, und der verletzte Herzog ging im Frühjahre 1591 wieder auf seinen Statthalterposten in Lyon, von wo aus er mit Hülfe lothringischer Truppen glückliche Streifzüge nach Burgund, Bourbonnais, Auvergne und Velai unternahm; trat er zwar stets unter der Firma des Generalstatthalters Mayenne auf, so träumte er doch beständig davon, in Südfrankreich eine souveräne Stellung zu gewinnen. Mayenne schonte ihn, schmeichelte ihm, da er seine Popularität ins Auge faßte, und begünstigte sogar seine Throncandidatur. Bei Gelegenheit der Frage der Königswahl war davon die Rede, Karl Emanuel solle die Tochter Philipp's II. von Spanien, Isabella, heirathen und mit ihr den französischen Thron besteigen; er hoffte Mayenne dafür zu erwärmen, wenn er ihm verspräche, er solle die Autorität und das Commando im Staate behalten. Unter allerlei Vorwänden vermied er es, seine Streitkräfte mit denen der Ligue zu verbinden, während er Mayenne's Mistrauen zu beschwichtigen bemüht war; die Anhänger Heinrich's (IV.) durchschauten seine Unwahrhaftigkeit und publicirten 1593 in Tours seine Ehrsuchtspläne unter dem Titel „Chimères monarchiques de la Ligue". Bei dem Verfalle der Ligue und der Uneinigkeit ihrer Führer trachtete Karl Emanuel nach einer unabhängigen Stellung in Lyonnais und Dauphiné. In Lyon hatte er 10—12,000 Mann versammelt und Vienne durch den Verrath des Gouverneurs 1592 erobert, dann aber war ihm Lesdiguières entgegengetreten und hatte ihn gezwungen, von weiteren Eroberungen abzustehen. Nach Sully's Angaben sollte die unabhängige Herrschaft, an die der ehrsüchtige Streber dachte, aus Lyonnais, Forez, Beaujolais, Mâconnais, Dombes und Dauphiné bestehen; aber Mayenne duldete keine Zerstückelung Frankreichs und im Volke hatte Karl Emanuel wenig Freunde. Er nahm dem Magistrate in Lyon, der nach alter Weise die Verwaltung führte, seine Macht und überließ sie erkauften fremden Leuten, nach absoluter Herrschaft strebend; seine glücklichen Streifzüge gegen die Royalisten steigerten seinen Uebermuth; er maßte sich die Wahl der Mitglieder des Provinzialraths an, bedrückte das Volk mit Steuern für seine meist fremden Truppen, usurpirte Mayenne zustehende Souveränetätsrechte, umgürtete Lyon mit einer Kette fester Plätze Toissei, Tisy, Charlieu, Saint Bonnet, Montbrison, Belleville, Sainte Colombe, Labastie, Echelles, Saint Marcellin, Virieux, Condrieux, Vienne und Pipet, in die er starke Besatzungen legte, und führte sogar in das am Eingange Lyons liegende Fort Pierre-Encise Soldaten ein. Lyon bereitete sich zum Widerstand, nachdem es längst gemurrt hatte. Karl Emanuel versuchte Mâcon, Lourdon, das Schloß der Abtei Cluny und Bourg-en-Bresse zu erobern, obwol letztere Stadt dem Herzoge von Savoyen gehörte, mit dem er auf gutem Fuße stehen mußte. Den Statthaltertitel verschmähte er und nannte sich einfach Herzog von Nemours, um an keine Abhängigkeit zu erinnern; 1593 weigerte er sich, Abgeordnete in die pariser Ständeversammlung zu schicken und sich dort vertreten zu lassen oder selbst zu erscheinen. Er schien sich um Mayenne nicht zu kümmern und verband sich mit seinen Gegnern. Als er die Lyoneser gedemüthigt genug glaubte, um keinen Kampf mit ihm zu wagen, begann er den Bau zweier Citadellen in der Stadt, verstärkte auf ihre Kosten mitten im Waffenstillstande seine Truppen und reizte sie zum Aeußersten. Mayenne sandte den Erzbischof von Lyon, Peter von Espinac, um die Schritte seines Stiefbruders zu über-

wachen und seine eigene Autorität in Lyon zu wahren. Espinac wurde der geheime Leiter des Widerstands gegen Karl Emanuel, spornte Bürgerschaft und Volk gegen ihn und seine Soldateska an und seit dem 18. Sept. 1593 herrschte offener Kampf in Lyon. Karl Emanuel rief den Commandanten von Vienne, Dizemieu, mit seinen besten Truppen zu Hülfe; als aber diese anlangten, hatten die Bürger Barrikaden errichtet und das Rhônethor gesperrt; sobald die Truppen Lyon betraten, kam es am 20. Sept. zum Straßenkampfe, die meisten Soldaten und ihr Commandant wurden gefangen, Karl Emanuel traf dasselbe Los, als er ihnen zu Hülfe eilte, und Lyon stellte sich unter Espinac's Schutz. Anfänglich in seinem Palaste verwahrt, wurde Karl Emanuel bald ins Fort Pierre-Encise eingesperrt, wo er vor der Volkswuth sicher war. Er verlor seine Statthalterschaft an Espinac. Seine greise Mutter beschwerte sich in heftigstem Tone bei ihrem Sohne Mayenne über die seinem Bruder zutheil gewordene Behandlung, Mayenne begnügte sich mit Entschuldigungen; sie bewog die städtischen Magistrate von Paris, sich bei denen von Lyon für „ihren guten Bürger" zu verwenden — Karl Emanuel war seit 1590 pariser Bürger —, auch dies nützte ihm nichts, er blieb Gefangener. Mayenne wünschte, daß ihm Karl Emanuel ausgeliefert würde, wollte ihn nicht in den Händen der Lyoneser lassen und trat mit ihm in Unterhandlungen, um die Plätze, worin er noch Garnisonen hatte, und das Gebiet seiner ganzen Statthalterschaft von ihm zu erhalten, und bot ihm als Ersatz das Gouvernement in Guyenne. Karl Emanuel aber lehnte ab, hoffte auf Befreiung durch seinen Bruder Heinrich und seinen liguistischen Anhang, während die Geistlichen in Paris für ihn Gebete anstimmten; Heinrich bedrohte Lyon mit Truppen und wartete auf spanischen Zuzug, der aber ausblieb. Lyon rief, während es wieder Barrikaden aufwarf, den Statthalter Heinrich's IV. im Dauphiné, Ornano, mit seinen Truppen herbei, verjagte die letzten Liguisten, warf Karl Emanuel's Bruder zurück und verbrannte die Wappen Spaniens, Savoyens, Nemours' und der Ligue; im Februar 1594 wurde Heinrich IV. gehuldigt. Am 26. Juli 1594 gelang es Karl Emanuel, in den Kleidern seines Kammerdieners durch ein in die Mauer von Pierre-Encise gebrochenes Loch zu flüchten und zu seinem Bruder Heinrich zu gelangen, der eine ansehnliche Truppenzahl bei Vienne gesammelt hatte. Der Herzog von Savoyen sandte ihm 3000 Schweizer zu Hülfe und Karl Emanuel begann den Lyonesern im Kleinkriege allerhand Schäden zuzufügen, ohne Größeres erreichen zu können. Die Ankunft des Connétable von Castilien, Don Velasco, in der Franche-Comté verlockte ihn, dahin zu eilen, um seine Unterstützung für seine Pläne zu erbitten. Diese Abwesenheit Karl Emanuel's wurde von Domezien, seinem Commandanten in Vienne, benutzt, um dem heranrückenden Connétable von Montmorency am 24. April 1595 Vienne und das Fort Pipet auszuliefern, nachdem die Schweizer aus Mangel an Sold und Proviant heimgegangen waren; alle festen Plätze in Lyonnais und Dombes huldigten Heinrich IV., mit dem auch der Herzog von Savoyen Frieden zu machen suchte. Karl Emanuel sah sich allerseits verlassen, endlich begann er durch seine Mutter und einen vertrauten griechischen Edelmann Verhandlungen mit Heinrich IV. von Annecy aus, wohin er entflohen war, starb aber hier während derselben an einem Brustleiden und an Blutstürzen am 13. Aug. 1595; der Kummer hatte seine Krankheit unheilbar verschlimmert. Seine Titel und Güter gingen, da er unvermählt geblieben, auf seinen Bruder Heinrich über.

Vgl. de l'Estoile, Journal de Henry IV. (Bände I. und II. in den „Archives curieuses de l'histoire de France", (I. Serie, Band XIII.); A. Bernard, Les d'Urfé, Souvenirs du Forez (Paris 1839); Péricaud, Lyon sous la Ligue, (Lyon 1844); Mémoires de la Ligue (6 Bände, Amsterdam 1758); R. de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bände III. und IV. Paris 1850); H. Martin, Histoire de France etc. (4. Auflage, Band X., Paris 1865).

(Arthur Kleinschmidt.)

d) KARL, Prinz von Baden-Durlach. Als dritter Sohn des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach aus erster Ehe mit der Wild- und Rheingräfin Juliane Ursula zu Salm am 22. Mai 1598 auf dem Schlosse Hochberg geboren, zeigte Karl schon früh scharfen Verstand, sicheres Urtheil und erweckte schöne Hoffnungen. Er liebte die Wissenschaft, war sehr unterrichtet, fand besondern Geschmack an fremden Sprachen und ehrte zeitlebens die Gelehrten. Im J. 1616 bereiste er Frankreich, England und die Niederlande, bereicherte sein Wissen und ging im folgenden Jahre nach Savoyen, um neben dem alten Marschall Lesdiguières, den Herzogen von Rohan und Angoulême und andern hervorragenden Ausländern unter dem streitbaren Herzoge Karl Emanuel I. in Piemont gegen die Spanier zu kämpfen. Im J. 1619 führte er unter väterlicher Leitung einige Heerhaufen und 1620 wohnte er mit dem Vater dem Feldzuge der Unirten in der Pfalz bei, stets tapfer und rühmlich kämpfend. Im J. 1621 besuchte er Italien, hielt sich auf Sicilien und Malta auf, kehrte 1622 von Malta zurück und commandirte in der unglücklichen Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai ein Infanterieregiment; allgemein war im liguistischen Heere das Gerücht seines Todes oder seiner schweren Verwundung verbreitet, beides jedoch irrig. Karl begab sich nach Venedig, wo ihm die Bemühungen des Nuntius, ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen, den Aufenthalt verleideten, durchzog die Lombardei, Piemont, Savoyen und ging durch Frankreich zu dem Prinzen Moritz von Oranien. Von hier suchte er den großen Condottiere, Grafen Ernst zu Mansfeld, 1623 in Ostfriesland auf, wurde von ihm zum Oberst der Reiterei ernannt und zog mit ihm am 10. Nov. feierlich in Aurich ein. Nach längerem Aufenthalte auf Hochberg diente er 1624 im französischen Heere gegen Spanien und focht 1625 unter dem Herzoge von Rohan im Veltlin gegen die Spanier. Die protestantischen Fürsten schickten ihn nach England, um den König zu reger Hülfe für sie zu bestimmen, aber in Boulogne erlag der ritterliche Prinz am 27. Juli 1625 den Blattern. Er wurde

am 17. Nov. d. J. in der Erbgruft zu Pforzheim beigesetzt.

Vgl. Caroli Marchionis Badae et Hochbergae Apotheosis (Straßburg 1727); J. D. Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis (Bd. IV., Karlsruhe 1766); M. Gmelin, Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen (Karlsruhe 1880); L. Graf Uetterodt zu Scharffenberg, Ernest Graf zu Mansfeld (Gotha 1867).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

e) KARL (Theodor Maximilian), Prinz von Baiern, geb. in München 7. Juli 1795, zweiter Sohn des späteren Königs Maximilian I. Joseph von Baiern aus dessen erster Ehe mit der 1796 verstorbenen Prinzessin Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, erhielt frühzeitig eine militärische Erziehung und wurde schon 1813 zum Generalmajor ernannt. In der Schlacht bei Hanau, wo die Baiern und Oesterreicher unter General Wrede am 30. und 31. Oct. 1813 gegen Napoleon kämpften, befehligte Prinz Karl seine Brigade. Zum Divisionsgeneral ernannt, übernahm er 1814 das Commando über österreichische und russische Truppen, belagerte mit diesen Belfort, kehrte zum Hauptheer zurück und wohnte den Schlachten bei Arcis-sur-Aube und bei Fère-la-Champenoise mit Auszeichnung bei. In den folgenden Friedenszeiten bekleidete er das Generalcommando in München, verließ im J. 1822 den Dienst als General der Cavalerie, trat aber wieder in denselben ein, als sein Bruder König Ludwig I. 1841 ihn zum Feldmarschall und zum Generalinspector der Armee ernannte. In dieser Eigenschaft übernahm er in dem Kriege von 1866 das Commando des bairischen Armeecorps und hatte zum Generalstabschef den Generallieutenant v. d. Tann. Um größere Einheit in die Operationen am Main zu bringen, übertrug ihm der Rest der Bundesversammlung zugleich den Oberbefehl über sämmtliche süddeutsche Bundestruppen mit der Bestimmung, daß er sich nach dem mit dem österreichischen Oberfeldherrn Benedek vereinbarten Operationsplane zu richten habe. Aber der einundsiebzigjährige Prinz war der schwierigen Aufgabe, ein aus verschiedenartigen Contingenten zusammengesetztes und nach particulären Rücksichten geleitetes Heer gegen eine einheitlich geführte und trefflich befehligte Armee zu commandiren nicht gewachsen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, mit den Hannoveranern Fühlung zu gewinnen, stieß der Prinz auf die preußische Mainarmee, wurde am 4. Juli in mehrern Gefechten bis zur Fränkischen Saale zurückgedrängt und zog sich nach weiteren ungünstigen Gefechten am 11. Juli über den Main zurück. Im Anschluß an das achte Bundesarmeecorps erlitten die Baiern am 25. und 26. Juli neue Niederlagen, daher der Prinz bei Würzburg über den Main ging, sich auf dem rechten Ufer aufstellte, die Stadt und die Festung Marienberg besetzt hielt. Die zwischen dem Prinzen und dem General Manteuffel am 1. Aug. abgeschlossene Waffenstillstands-Convention machte den Feindseligkeiten ein Ende. Nach dem Friedensschlusse legte der Prinz alle seine militärischen Aemter nieder, zog sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und nahm seinen Aufenthalt in dem reizend gelegenen Schlosse zu Tegernsee. Dort starb er am 16. Aug. 1875.

(*Wilh. Müller.*)

f) KARL ALEXANDER, Prinz von Lothringen und Bar. Als jüngerer Sohn des Herzogs Leopold Joseph Karl von Lothringen und Bar und der Elisabeth Charlotte von Orléans am 12. Dec. 1712 in Luneville geboren, erhielt Karl, als Lothringen 1736 abgetreten wurde, eine Apanage, bald darauf das Großpriorat von Pisa. Im Jahre 1736 trat er als Generalfeldwachtmeister in die kaiserliche Armee, wurde schon 1737 Generalfeldzeugmeister und machte den Türkenkrieg mit; bei der Niederlage des Feldmarschalls Grafen Wallis durch den Großvezier bei Groczka in Serbien im Juli 1739 rettete er durch Geistesgegenwart den linken Flügel. Schon 1729 des Vaters beraubt, schloß sich Karl eng an die Mutter an und theilte ihre Ansicht, die geforderte Abtretung Lothringens und Bars an Frankreich dürfe nie erfolgen; sie wollte ihm anfänglich nicht gestatten, zur Vermählung seines Bruders Franz Stephan mit der kaiserlichen Erbtochter Maria Theresia nach Wien zu gehen, damit ihm nicht eine Cessionsunterschrift entrungen werde, und als er dann hinging, gab sie ihm zwei von ihr verfaßte ausführliche Denkschriften gegen den Abtretungsplan 1735 mit; Karl sprach sich in diesem Sinne in Wien aus und versicherte Franz Stephan, er werde unter keiner Bedingung der Abtretung zustimmen; trotzdem unterzeichnete sie sein Bruder am 11. April 1736. Kaiser Karl VI. versprach am 3. Mai 1736 Franz Stephan, seine jüngere Tochter Maria Anna (geboren 14. Sept. 1718) solle nur Karl zutheil werden.

Als seine Schwägerin Maria Theresia im October 1740 den österreichischen, ungarischen und böhmischen Thron bestieg, wurde der junge Prinz Feldmarschall. Im Juni 1741 begleitete er sie und seinen Bruder zu ihrer Krönung nach Preßburg und erhielt das ungarische Indigenat; am 5. Nov. traf er mit Franz Stephan in Znaym bei dem Heere ein. Er war willens, gegen Prag vorzurücken und den Feind dort zum offenen Kampfe zu stellen. Im December 1741 löste der Prinz seinen Bruder als Oberbefehlshaber der Hauptarmee in Böhmen ab; er war nicht unwissend, hatte mancherlei gelernt, besonders nicht geringe militärische Kenntnisse erworben, wußte sich leicht und gefällig über das, was ihn beschäftigte, auszusprechen, und verstand es, eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten zu erwecken; von großer Schönheit, war er außerordentlich ritterlich und allgemein beliebt. Maria Theresia vor allen dachte höchst günstig von seinen militärischen Fähigkeiten; sie hielt ihn auch für über sein Alter besonnen und er entwickelte in der That große Umsicht und Gewissenhaftigkeit.

Als die Feinde in Mähren eindrangen, bat Karl in Wien um genaue Verhaltungsbefehle, wurde aber angewiesen, ganz nach bestem Gutdünken auf dem Kriegsschauplatze zu handeln; dies war ihm sehr peinlich, ihm fehlte es an selbständigem Urtheile und an Entschlossenheit in der Ausführung, er wollte durchaus wissen, ob er die Sach-

sen, Preußen oder Franzosen angreifen solle, und legte nun die Frage, was zu thun sei, am 4. März 1742 in Neuhaus einem Kriegsrathe vor; in diesem wurde beschlossen, eine Stellung einzunehmen, von der aus man zugleich die Sachsen in Iglau und die Preußen in Znahm bedrohen könne. Karl schwankte, da Browne gegen diesen Entscheid war und er auf ihn hohes Gewicht legte; er konnte sich nicht entschließen, ließ einige Wochen verstreichen, traf Vorbereitungen zum Marsch nach Mähren, setzte aber das Heer noch nicht in Bewegung. In Wien sah man schließlich ein, man müsse ihm seine Bahn genau vorzeichnen; am 26. März erhielt er Befehl, sich mit Zurücklassung eines Corps von 10,000 Mann nach Mähren zu wenden, um wo möglich die Sachsen zu schlagen. Nachdem sein Unternehmen auf Frauenberg gescheitert war, trat er am 1. April den Abmarsch an, ließ ein Corps unter Fürst Lobkowitz bei Budweis zurück, marschirte nach Znahm, zog am 25. April in dem von den Preußen verlassenen Olmütz ein und erhielt nun Ordre, sich mit dem Hauptheere nach Böhmen zu wenden. Karl führte seine Truppen nach Brünn und ließ sie von hier nach Böhmen ziehen, ging selbst nach Wien, um sich einen General von Erfahrung als Adlatus zu erbitten, und erhielt als solchen den unentschlossenen und überaus langsamen Feldmarschall Grafen Königsegg; da auch Lobkowitz da blieb, so befehligten drei Marschälle das Heer, von einheitlicher Leitung konnte darum keine Rede sein. Am 10. Mai trafen sie im Kloster Saar zusammen und verabredeten den Marsch auf Prag, ohne sich durch die Nähe der Preußen, deren Stärke Karl weit unterschätzte, abhalten zu lassen; vielmehr glaubte Karl, sobald er nahe, würden sich die Preußen über die Elbe zurückziehen. Karl täuschte sich absolut über die Absichten Friedrich's II. von Preußen, mit dem er sich zu messen dürstete: Am 12. Mai erreichte die österreichische Vorhut Czaslau; Karl unterließ es, sich am 16. Mai zwischen die getrennten zwei preußischen Heerestheile zu werfen, und seine Truppen standen zwölf Stunden unthätig bei Ronow. Als er sich dann entschloß, den Preußen zu folgen, kam er zu spät; über ihre Stellung war er schlecht unterrichtet und erstaunte nicht wenig, als ihm das bei Kuttenberg vermuthete preußische Hauptheer am 17. Mai bei Chotusitz entgegentrat. Trotz militärischer Ueberzahl wurde er glänzend besiegt, verließ die Wahlstatt und zog sich ziemlich geordnet und nicht weit verfolgt auf Czaslau, dann auf Willimow zurück. Durch sein Misgeschick nicht entmuthigt, wandte sich der Prinz gegen die Franzosen, überfiel Tehn, nahm dem General Aubigné sein Lager weg, zog Lobkowitz an sich, rückte gegen den Marschall Broglie vor, ließ seine leichten Truppen den fliehenden Franzosen nachsetzen und benahm durch die Einnahme Pilsens ihnen jede Verbindung mit Baiern. In Sliwenetz übergab er den Oberbefehl am 27. Juni seinem Bruder Franz Stephan, dem Großherzoge von Toscana. Der Marschall von Belle-Isle erhielt den Auftrag, mit Karl eine Unterredung wegen des Friedens zu führen, Königsegg besprach sich aber statt seiner. Karl stellte schon Mitte Juni die Feindseligkeiten Preußen gegenüber ein, mit dem am 11. Juni die Friedenspräliminarien in Breslau unterzeichnet wurden. Im Hauptquartiere seines Bruders sprach er im September für die Aufhebung der Belagerung von Prag, für den Angriff auf den Marschall Maillebois und seine Verfolgung bis über den Rhein; am 14. Sept. wurde die Belagerung Prags aufgehoben. Karl rieth, Baiern völlig zu räumen, wenn dadurch der Abzug der Franzosen aus Böhmen zu erkaufen sei. Als sein Bruder im November nach Wien zurückkehrte, übertrug er Karl den Oberbefehl. Um die Franzosen unter Broglie an der Besetzung Passaus zu verhindern, vereinigte sich der Prinz am 21. Nov. in Schärding mit Bernklau; er wollte Braunau und die übrigen vom Feinde noch besetzten Punkte am Inn wieder nehmen und beschoß Braunau seit dem 4. Dec.; als aber Broglie und Seckendorf sich vereinigten, hob er die Belagerung auf, ging bis Ried zurück, überließ den Befehl dem Feldmarschall Grafen Khevenhüller und verbrachte den Winter im lustigen Wien. Wie Khevenhüller sah er als Nothwendigstes die Wiedereroberung Baierns an, und mit ihm als seinem Hauptberather trat er Ende März 1743 wieder den Oberbefehl an; er wollte Braunau nehmen, rückte am 6. Mai von Schärding aus vor, hatte gute Erfolge gegen die Franzosen und die Kaiserlichen (Baiern), ließ das Lager letzterer bei Simbach erstürmen und wandte sich gegen Braunau. Die Besatzung verweigerte die Uebergabe, Karl ließ die Festung durch Graf Hohenembs eng umschließen und kehrte sich gegen die uneinigen Franzosen und Baiern; am 17. Mai fiel Dingolfing, kurz darauf Landau und Deggendorf in seine Hände, am 6. Juni ging er auf das rechte Donauufer, trieb Seckendorf gegen Ingolstadt zurück und war überall gegen die Baiern, die München verloren, glücklich. Kaiser Karl VII. beauftragte Seckendorf, mit ihm in Rain Verhandlungen zu eröffnen; Karl überließ dieselben am 27. Juni Khevenhüller, und war mit Seckendorf's Vorschlägen sehr zufrieden, während sie Maria Theresia weniger anmutheten. Nach dem Siege König Georg's II. von Großbritannien bei Dettingen sandte Karl Graf Browne zu ihm nach Hanau, um eine Uebereinstimmung in der Leitung beider Armeen herbeizuführen; Georg verlangte sich mit ihm zu vereinigen, wogegen sich Browne aussprach. Eine Uebereinstimmung kam nicht zu Stande, darum operirte Karl wieder auf eigene Faust, ließ Bernklau in Baiern, ging am 9. und 10. Juli bei Blindheim und Dillingen über die Donau, drang über Burgau, Cannstadt und Durlach vor und begab sich mit Khevenhüller zu Georg II. nach Hanau, um den unentschlossenen König zur Wiederergreifung der Offensive zu bestimmen. Er war entschieden gegen eine Vereinigung mit Georg, unter dem er auch nicht stehen wollte, wünschte ein einheitliches Vorgehen aller Streitkräfte gegen Frankreich in drei abgesonderten Heeren von Hüningen, Mainz und Trier aus, und theilte sich das härteste Stück Arbeit, des ersteren, zu, von Thatendurst getrieben. Georg stimmte bei und Karl eilte am 28. Juli zu seinem Heere zurück. Aeußerst langsam ging aber die Ausführung; am 2. Aug. setzte sich Karl's Heer von Durlach in Marsch,

war erst am 14. zwischen Freiburg und Altbreisach versammelt, Karl und Khevenhüller gingen nach Freiburg und Basel und erst am 3. Sept. versuchte Karl bei Altbreisach den Rheinübergang. Die Franzosen aber waren nicht lässig und benutzten die Zeit, sodaß der Uebergang am 4. Sept. abgeschlagen wurde; nur die Insel Rheinach wurde von Karl genommen und gehalten, während er nach besseren Gelegenheiten zum Uebergange suchte. Er wollte Altbreisach schleifen, Freiburg besetzen, eine Postirung am Oberrheine ziehen und das übrige Heer in Vorderösterreich und Baiern in Winterquartiere legen; nach dem Rückzuge der Briten im October blieb ihm nichts übrig, als vorerst jedem Gedanken an den Rheinübergang zu entsagen. Er ging nach Wien, wo ihn Maria Theresia als denjenigen begrüßte, der Baiern zurückerobert und die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben hatte. In Heer und Volk war er ebenso beliebt und hoch gestellt als Feldherr wie als Mensch. Im September 1741 hatte ihn Maria Theresia zum Generalgouverneur der Niederlande erhoben; da er aber in Deutschland Krieg führte, war er provisorisch durch den Grafen von Harrach in der Verwaltung ersetzt worden. Am 7. Jan. 1744 heirathete Karl in Wien die Erzherzogin Maria Anna; zugleich mit ihr sollte er die Niederlande gouverniren und ihr Erstgeborener diese Würde erben; bei der Verwaltung sollte ihm Graf Wenzel Kaunitz zur Seite stehen. Am 23. Febr. reiste das junge Paar nach Brüssel ab, trat am 20. und 28. April in Brüssel und Gent feierlich die Verwaltung an.

Noch ehe Frankreich an Maria Theresia den Krieg erklärte, rieth Karl ihr, den Schauplatz des Kriegs nach Flandern zu verlegen; die englischen, hannoverischen und holländischen Generale in den Niederlanden waren stets uneins unter sich und mit den österreichischen und Karl befürchtete mit Recht, dies würde die ganze Kriegführung beeinträchtigen. Am 19. Mai 1744 übernahm Karl im Lager von Heilbronn den Oberbefehl des trefflichen österreichischen Heeres, Graf Traun stand ihm zur Seite. Am 29. Mai brach der Prinz gegen Philippsburg auf, strebte nach raschem Ueberschreiten des Rheins und nach Angriff Elsaß-Lothringens. Glücklich manövrirend, gelang ihm der Rheinübergang am 30. Juni bei Schreck, Trenck schlug die Baiern, bis 3. Juli war das ganze österreichische Heer auf dem linken Ufer; Lauterburg und Weissenburg ergaben sich, der Prinz stand im Elsaß, Maria Theresia dankte ihm von ganzem Herzen. Ihm und Franz Stephan schien die Eroberung ihrer Heimat Lothringen viel leichter als sie war; bald rückten neue Ereignisse dieselbe in den Hintergrund. Um einen Stützpunkt für fernere Unternehmungen zu finden, begann Karl die Belagerung von Fort Louis, rückte nach Hochfelden, Nadasdy erstürmte Zabern und alles ließ sich günstig an. Da drohte von Preußen um so größere Gefahr für Maria Theresia, als Friedrich II. auf die Pforte gegen sie hetzte, und Karl wie sein Bruder überboten sich in Worten des Abscheus gegen „das Ungeheuer“. Karl erfuhr vom Abschlusse der Frankfurter Union und von Friedrich's Kriegsgelüsten, kehrte Ende August über den Rhein zurück, von den französischen Generalen unbehelligt, und er und Traun vereinigten sich am 2. Oct. zu Mirotitz mit dem Corps des Grafen Batthyany; Karl hielt Friedrich II. für verblendet, wollte ihn aushungern, von der Sazawa und Prag abschneiden und zog die Sachsen unter dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels bei Wosseczan 21—22. Oct. an sich. Er vermied auf Traun's Rath eine offene Feldschlacht mit Friedrich II., zog ihn hierhin und dorthin, bedrohte seine Proviantirung und nöthigte ihn, immer weiter zurückzugehen, bis er am 9. Nov. bei Kolin über die Elbe zog. Der Prinz hätte jetzt eine Pause im Feldzuge gewünscht, Maria Theresia aber verlangte völlige Vertreibung der Feinde. Mislang Karl's Versuch, die Elbe bei Przelautsch am 15. Nov. zu überschreiten, so war er bei Selemitz und Elbe-Teinitz am 19. Nov. glücklicher, überschritt trotz des „preußischen Leonidas“ Wedell den Strom; Friedrich II. mußte Böhmen aufgeben und zog sich nach Schlesien zurück. Ungern folgte ihm Karl auf Befehl Maria Theresia's hierhin, am 21. Dec. traf er in Neustadt ein, während er in Ungarn werben ließ. Da erfuhr er, daß seine heißgeliebte Gemahlin, die am 6. Oct. in Brüssel ein todtes Kind geboren, am 16. Dec. 1744 verschieden sei.

Mit Lorbern geschmückt, schien Karl 1745 der Würdigste, um den Oberbefehl des alliirten Heeres in den Niederlanden zu erhalten, und die Seemächte wünschten es, aber Maria Theresia übertrug ihm den Oberbefehl gegen Preußen; Traun trat ihm diesmal nicht zur Seite; Karl wollte den Ruhm nicht mit Traun theilen, und nahm darum den unbedeutenden Lobkowitz an seine Stelle. Er ließ den Kampf in Oberschlesien durch die ungarischen Insurrectionstruppen beginnen, traf am 4. Mai in Königgrätz ein und am 29. Mai vereinigten sich in Landshut das österreichische und das sächsische Heer, welche zusammen 75,000 Mann zählten. Es gelang Friedrich, Karl aus seiner guten Stellung in die „Mausefalle“ zwischen Schweidnitz und Striegau zu locken und durch einen Doppelspion zu belügen; am 4. Juni wurde Karl bei Hohenfriedberg glänzend geschlagen, er hatte keine persönliche Gefahr gescheut und einige Deserteure selbst niedergeschossen; überall mußte er zurückweichen, bis er endlich im Gebirge anlangte. Karl hatte sich, da ihm Traun fehlte, schwerer Unterlassungssünden schuldig gemacht.

Maria Theresia wünschte, er solle bald einen neuen Schlag gegen Friedrich führen, Gott werde ihn in Schlesien segnen; er aber zeigte hierzu wenig Lust, voll Unzufriedenheit mit den sächsischen Truppen und Generalen. Maria Theresia bestand auf ihrem Willen, Karl brach am 20. Sept. von Aujest auf, am 30. Sept. griff er bei Soor mit doppelter Truppenstärke den König an, der festen Meinung, derselbe werde sich vor ihm fürchten und durch die Défilés zurückziehen, wurde aber völlig geschlagen und sein Heer eilte in wilder Flucht in den Königreicher Wald. Er hatte ebenso unentschlossen und kraftlos wie unfähig zum Feldherrn operirt. Jetzt sprach er bei seiner Schwägerin entschieden gegen die Fortsetzung des Marsches nach Schlesien, wollte den Krieg unterbrochen und im Frühjahre wieder im Vereine mit Sachsen und

mit neuer Kraft begonnen sehen. Niemand wagte, seine Ersetzung im Oberbefehle der Kaiserin vorzuschlagen. Er theilte sein Heer in drei Theile und legte es in die Winterquartiere. Dann aber wurde ihm in Dresden der Auftrag zugewiesen, mit Graf Grünne und den Sachsen unter Graf Rutowski auf Berlin loszuziehen. Er hatte sich der sächsischen Grenze bedeutend genähert, betrat am 21. Nov. den sächsischen Boden und wollte durch die Lausitz auf Frankfurt vorrücken. Wieder lockte ihn Friedrich II. in die Falle; der Prinz glaubte ihn und sein Heer in den Winterquartieren und nur Winterfeld neben sich, kam und wartete auf Grünne. Die Sachsen aber erlitten die große Niederlage von Katholisch-Hennersdorf am 23. Nov.; hierdurch war Karl entzweigeschnitten, Grünne kehrte an der brandenburgischen Grenze um, Karl fühlte sich bei Schönberg nicht mehr sicher, kam in die peinlichste Lage und zog, von Winterfeld rastlos verfolgt, eilends auf Böhmen zurück; am 28. Nov. stand er wieder bei Gabel auf österreichischem Boden. Seine Magazine in Guben, Görlitz u. s. w. kamen den Preußen zu gute. Karl sammelte sich bei Außig und zog langsam über Reichstadt und Leitmeritz Rutowski zu; vom Erzgebirge her näherte er sich Dresden und hielt hier seinen Einzug. Anstatt seine unvernünftig verzettelten Truppen zu sammeln und eng mit den Sachsen zu verbinden, verschuldete er mit ihnen die entsetzliche Niederlage derselben bei Kesselsdorf, mit Zögern kostbare Zeit verlierend. Auf seinen Vorschlag, die Preußen nochmals gemeinsam anzugreifen, wollte Rutowski nicht eingehen und so zog er nach Böhmen zurück. Von hier ging er nach Wien, wo man ihn längere Zeit aufhielt, während Kaunitz seiner in Brüssel harrte. Er wußte sich bei Maria Theresia als unschuldig an allem Unheil der letzten Jahre hinzustellen, wurde von seinem kaiserlichen Bruder zum Reichs- und kaiserlichen Generalfeldmarschall ernannt, wurde Oberst zweier Regimenter zu Fuß und „Königliche Hoheit“ und erhielt das Obercommando in den Niederlanden, welches er am 21. Juli 1746 antrat; etwa 90,000 Mann unterstanden ihm. Er konnte Charleroi nicht entsetzen, suchte Namur vor den Franzosen unter dem Marschall von Sachsen zu decken, war gegen Löwen unglücklich, gab den Schutz Namur's auf und ging in der Nacht zum 29. Aug. über die Maas; bei Raucoux erlitt er am 11. Oct. eine Niederlage, während seine Truppen sehr wenig ins Gefecht kamen; wiederum hatte er Fehler in Fülle begangen. Der Prinz kehrte nach dem aachener Frieden (April 1749) für viele Jahre in Brüssel ein, um sein Amt als Generalgouverneur zu verwalten. Dabei aber nahm er den regsten Antheil an der Reform des Heerwesens, stets eifrigst bemüht, neue Kenntnisse zu sammeln und zu verbreiten; obgleich Friedrich's II. geschworener Widersacher, verstand er, von ihm zu lernen und seine vorzüglichen militärischen Reformen auf Oesterreich zu übertragen; bei dem Processe Franz von der Trenck's that er alles, um ihn zu retten, da er manche Schuld an seinen Vergehen trug. Im Jahre 1751 begleitete er Maria Theresia nach Ungarn. Als Generalgouverneur der Niederlande sehr beliebt, setzte er jeglichem Gedanken an Veränderung der bisherigen Zustände und an Reformen kräftigsten Widerstand entgegen; hingegen verbesserte er das Münzwesen, beförderte den Handel, erweiterte Häfen, legte Kanäle und Straßen an, erbaute in Ostende den Leuchtthurm, ermunterte den Ackerbau, verschönerte Brüssel, stiftete daselbst Militär- und Civilversorgungsanstalten und zog die schönen Städte Belgiens aus dem Schutte empor.

Als ein neuer Krieg am Horizont aufzusteigen drohte, berieth Karl in Brüssel 1755 mit dem britischen Minister Grafen Holdernesse über eine gemeinsame Action Oesterreichs mit den Seemächten und machte dafür bedeutende Concessionen; auf ihr Begehren wurde die Garnison Namurs durch 4000 Kaiserliche verstärkt. Als Frankreich die Abtretung der Niederlande zur Sprache brachte, erwähnte Oesterreich unter seinen eventuellen Bedingungen eine Entschädigung Karl's (Juni 1756). Trotz seiner unglücklichen und unfähigen Führung in den schlesischen Kriegen und im Oesterreichischen Erbfolgekriege behielt Maria Theresia von seinen Talenten eine hohe Meinung, berief ihn bei Einleitung des neuen Kriegs nach Wien und ernannte ihn zum Obercommandanten des österreichischen Hauptheeres, worauf er ihr seine Operationspläne vorlegte; sie entschied sich für den Einmarsch in die Lausitz und nach Sachsen. Als wiederum die Abtretung der Niederlande an Frankreich berührt wurde, setzte sie in den Vertragsentwurf als Separatbeisatz die Garantie der bisherigen Einkünfte aus den Niederlanden für Karl und seine Schwester Charlotte. Vergebens warnte man von verschiedenen Seiten in Wien vor der Uebertragung des Oberbefehls gegen Friedrich II. an Karl, dem ruhige Ueberlegung und Geistesgegenwart: die ersten Erfordernisse zum Feldherrn, mangelten, vergebens rieth man der Kaiserin zu Graf Browne und schlug ihr vor, Karl den Befehl der Reichsarmee zu übergeben, sie stellte Browne ihm als Ablatus zur Seite und legte so von vornherein Zwiespalt und Uneinigkeit in die Leitung des Hauptheeres. Karl zögerte mit der Eröffnung des Feldzugs, folgte seiner üppigen Feldausstattung erst am 28. April 1757 und nahm bei Prag in Nusle am 1. Mai sein Hauptquartier; von Browne's Wunsch, sofort die Preußen anzugreifen, wollte er nichts hören, ja er war willens, Prag aufzugeben. Er war ganz verblüfft über den Einmarsch der Preußen in Böhmen und wollte nun bei Prag in fester Stellung die Verstärkungen unter Graf Daun abwarten. Am 6. Mai befehligte er in der Schlacht von Prag den einen Flügel; während des entscheidenden Reitergefechts stand er bei den Grenadieren auf dem rechten Flügel, eilte nach der Verwundung Browne's heran, um die fliehende Reiterei zum Stehen zu bringen; aber alles Bitten und Drohen war gleich fruchtlos, der Schwarm der Flüchtlinge riß ihn selbst mit und infolge der Erregung überfiel ihn ein furchtbarer Brustkrampf; bewußtlos und dem Ersticken nahe, wurde er nach Nusle geschafft, wo man ihm zur Ader ließ. Preußische Husaren sprengten nach Nusle, der noch ohnmächtige Prinz wurde auf den Wissehrad gerettet, setzte sich, nach einem neuen Aderlasse zur Besinnung gekommen, sofort zu Pferde, um

sich auf das Schlachtfeld zu begeben, mußte aber rasch erkennen, daß nichts zu thun sei, und gelangte nicht ohne Lebensgefahr wieder nach Prag, wo er nun mit 40,000 Mann von den siegreichen Preußen eingeschlossen wurde. Bald stellten sich große Noth und Hunger in Prag ein, Karl vertheilte den Mundvorrath äußerst sparsam und harrte auf Entsatz durch Daun's Heer; die nach Beneschau geflohene Abtheilung von Karl's Heer vereinigte sich mit letzterem. Karl wollte einen Durchbruch des preußischen Heeres versuchen, was aber in Wien verworfen wurde; man rieth ihm, in Prag zu bleiben. Der König begann jetzt die Beschießung, an 900 Häuser wurden verwüstet, ganze Gassen brannten nieder, die Noth in Prag wurde furchtbar. Aber Daun's glorreicher Sieg bei Kolin änderte die Lage, am 20. Juni mußten die Preußen die Belagerung Prags aufheben. Auf den Nachtrab der Truppen des Feldmarschalls Keith ließ Prinz Karl einen Angriff machen, bei dem ein Brückentrain und fünf Kanonen erbeutet wurden, und am 26. vereinigte er sich mit Daun, der sich sofort seinem Oberbefehle unterstellte. Vergebens bestürmten die ersten Räthe Maria Theresia, Karl unter dem Vorwande eines Fußübels vom Oberbefehle zu entbinden und ihn Daun zu übertragen; sie hielt am Bruder ihres Gemahls fest; ebenso dachte Franz I. selbst. Auf Befehl aus Wien erschwerte Karl den Preußen durch leichte Truppen den Rückzug, drängte sie ohne Schlacht aus Böhmen, ging am 1. Juli über die Elbe, und die Preußen wichen beständig zurück. Daß Karl, um die preußischen Mundvorräthe zu zerstören, die offene Handelsstadt Zittau in Brand schießen ließ, war eine Brutalität, die ihm Freund wie Feind zum herbsten Vorwurf machten. Sein Bruder und seine Schwägerin wünschten, er solle Derartiges unterlassen und mit 60,000 Mann 24,000 Preußen zur Schlacht stellen; Karl that dies jedoch nicht, der König und der Prinz von Preußen konnten sich ruhig vereinigen. Unfern Zittau längs der Neiße standen Karl und Daun in vorzüglichen Stellungen, als Friedrich der Große am 16. Aug. heranrückte; sie ließen sich nicht zur Schlacht zwingen und er zog, sein Vorhaben aufgebend, nach Ostritz zurück. Das kaiserliche Obercommando war schwerfälliger und zwiespältiger als je; immer wieder wurde der Wunsch wach, Karl zu entfernen und Daun den Oberbefehl zu geben. Auf Anregung des Kaisers und des französischen Generals Montazet ließ Karl am 7. Sept. Winterfeld bei Moys angreifen, wo derselbe besiegt wurde, und folgte dann mit Daun dem Herzoge von Braunschweig-Bevern nach Schlesien; bei Lissa lagerten sie sich ihm gegenüber. Von Wien kam Schreiben auf Schreiben, Karl solle endlich einen entscheidenden Schlag führen, zumal er dem Feinde numerisch so sehr überlegen sei; er solle Schweidnitz und dann Breslau erobern. Karl unternahm nun die Belagerung von Schweidnitz, wagte keinen Angriff auf die preußischen Linien vor Breslau, und ließ Hadik einen kecken Streifzug nach Berlin antreten. Graf Nadasdy zwang Schweidnitz am 12. Nov. zur Capitulation, stieß dann zu Karl, der an der Lohe zum Schlagen bereit stand und am 22. Nov. gelang es Karl bei Breslau, den Herzog von Bevern völlig zu überwinden; am 24. gefangen, wurde er von Karl nach Znaym gesandt. Breslau fiel und Schlesien schien für Friedrich verloren. Viele Beamte huldigten wieder der Kaiserin, der Fürstbischof von Breslau schloß sich offen den Kaiserlichen an, die Protestanten im Lande zitterten. Karl war jetzt vor allem bemüht, Liegnitz zu behaupten, Friedrich nach Neumarkt entgegenzuziehen und ihn aus seinen Stellungen zu vertreiben, ehe er sich darin zu sehr befestigt habe. Friedrich versprach seinen Generalen, er werde Karl trotz seiner dreifachen Ueberlegenheit angreifen, wo er ihn finde, nahm am 4. Dec. Neumarkt und hinderte Daun, die dortigen Höhen zu besetzen. Die Kaiserlichen verließen ihr Lager an der Lohe, rückten auf Lissa, was Friedrich zu gute kam, und Karl beschloß, unbekümmert um die Warnungen Daun's und Serbelloni's, ihm mit 60,000 Mann entgegenzugehen. Am 4. Dec. überschritt er die Weistritz, nahm eine Defensivstellung bei Leuthen ein, benutzte geschickt alle Vortheile des Terrains, vertheilte aber seine Truppen zu weithin. Er erlitt am 5. Dec. eine entsetzliche Niederlage und sein Heer floh in Unordnung nach Breslau. Er zog mit den sich um ihn Sammelnden gegen Schweidnitz zu, während Breslau fiel, hielt es bald für unmöglich, sich den Winter in Schlesien zu behaupten und gelangte unter unsäglichen Strapazen mit nur 35,000 zur Hälfte kranken Soldaten Ende December nach Böhmen.

Der unglückliche Feldherr traf am 7. Jan. 1758 in der Hofburg ein; in Volk und Heer war die Misstimmung gegen ihn gleich groß. Maria Theresia machte ihn zwar für seine Niederlage nicht persönlich verantwortlich, Franz I. holte ihn selbst ein und es wurde in einer öffentlichen Proclamation bei strenger Strafe verboten, wegen Leuthens ungünstig von ihm zu sprechen, aber es war nicht möglich, ihn am Obercommando zu lassen; er wurde am Anfang Februar 1758 desselben enthoben und durch Daun ersetzt. Karl erhielt nie mehr ein Commando; hingegen schmückte ihn der Kaiser selbst mit dem Maria-Theresien-Großkreuz in Brillanten und er suchte sich durch gute Rathschläge betreffs der Kriegführung nützlich zu machen. Er kehrte auf seinen Statthalterposten nach Brüssel zurück, blieb aber mit seinem Bruder in beständigem Briefwechsel wegen der Kriegsbegebenheiten und wurde Mitglied des Staatsraths. Als Kurfürst Clemens August von Köln starb, verschafften Kaiser und Kaiserin Karl die Würde des Großmeisters des Deutschen Ordens zu Mergentheim, die dieser auch bekleidet hatte, am 4. Mai 1761; belehnt wurde er in Wien am 14. Nov. 1762 und am 24. Juni 1775. Maria Theresia wollte ihm die polnische Krone verschaffen, Kaunitz gewann hierfür Großbritannien und Rußland, aber Preußen trat dem Projecte entgegen, suchte Frankreich und die Pforte dagegen aufzubringen und das Ganze scheiterte am Widerstande des polnischen Reichstags. Als Generalgouverneur der Niederlande machte sich der Prinz sehr beliebt und äußerst verdient, sein Andenken blieb in hohen Ehren; seine unvergleichliche Herzensgüte zog alle an, stets war er guter Laune und von ungemessener

Freigebigkeit; auch ihm waren wie dem Volke die althergebrachten Privilegien und Freiheiten der belgischen Provinzen heilig, er verfocht sie feurig in Wien. Die Stände dankten Karl würdig, indem sie in Brüssel am 17. Jan. 1775, als er 25 Jahre Statthalter war, seine herrliche Reiterstatue aufstellten. Seine Freigebigkeit führte ihn jedoch zu beständigen Geldverlegenheiten, hierzu kam seine Liebe zum Wohlleben, seine Trinklust und wiederholt mußte Maria Theresia große Summen für ihn opfern; doch überwogen bei ihr seine Vorzüge und Graf Karl Philipp Cobenzl stand ihm würdigst zur Seite. Im Jahre 1769 eröffnete „die gelehrte Gesellschaft“ in Brüssel ihre Sitzungen, mit Karl's reger Theilnahme wurde 1772 die Akademie der Wissenschaften gegründet, er that sehr viel für das höhere Schulwesen und für die Pflege der Kunst.

Mit Maria Theresia blieb er bis zum Tode durch innigste Freundschaft verbunden; sie beklagte seine große Schwäche zur Verschwendung und zu den Frauen, von denen manche ihn zu ihren Zwecken misbrauchten und unter denen die Gräfin von Choiseul-Meuse seine Herrin in den letzten Lebensjahren genannt werden konnte. Sein Tod ging der Kaiserin ungemein nahe; sie wollte Karl dauernd verherrlichen, indem sein Regiment ewig seinen Namen führen sollte, aber schonungslos sprach Joseph II. dagegen und sie unterließ es, von seiner Härte peinlich berührt. Der Prinz starb, aufrichtig von den Niederländern betrauert, am 4. Juli 1780 auf dem Schlosse Tervueren. In der Revolution Frankreichs wurde seine Statue zerstört, 1846 hingegen eine neue von Jehotte im Hofe des Industriepalasts in Brüssel aufgestellt.

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (Band 6, Wien 1860); A. v. Arneth, Geschichte Maria Theresia's (10 Bände, Wien 1863—1879); Th. Carlyle, History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great (Bände 7, 8 und 10, Leipzig 1862—1865); Fürst N. S. Galitzin, Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit (Band 3, Kassel 1875); C. Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges (Bd. 2, Gotha 1881); A. Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Kriegs (2 Bände, Berlin 1867—1874); J. P. J. du Mont, Histoire de Belgique (Bd. 2, Antwerpen 1836); Discailles, Les Pays-Bas sous le règne de Marie-Thérèse (Brüssel 1873); Piot, Le règne de Marie-Thérèse dans les Pays-Bas Autrichiens (Löwen 1874). (*Arthur Kleinschmidt.*)

g) KARL, Prinz von Viana. Als ältester Sohn Johann's I. von Navarra, nachmaligen Königs Johann II. von Aragonien, und Blanca's, Königin von Navarra, am 19. Mai 1421 geboren, sollte Karl gemäß dem Heirathsvertrage seiner Aeltern nach der Mutter Tode das Königreich Navarra erben; Blanca traf in ihrem letzten Willen dieselbe Bestimmung, fügte aber hinzu, Karl solle vor Antritt der Regierung um des Vaters Genehmigung nachsuchen, welcher Zusatz die schlimmsten Wirren herbeiführen und das Leben ihrer Kinder vergiften sollte. Am 1. April 1441 starb Blanca. Man weiß nicht, ob Karl (Carlos) die Zustimmung seines Vaters eingeholt und dieser sie verweigert habe; wahrscheinlich gab Karl zu, daß sein Vater, der Navarra nicht herausgeben wollte, Rang und Titel eines Königs dieses Reichs beibehalte, bis ihm selbst die Ausübung königlicher Rechte gestattet würde. Vorerst blieb Karl Statthalter und Befehlshaber in Navarra, was er seit mehrern Jahren war, und begnügte sich mit dem Fürstenthume Viana. Seitdem sein Vater die herrschsüchtige und tückische Johanna Henriquez 1447 geheirathet, verbitterte sich die Stellung von Vater und Sohn; Johanna, die unbegrenzten Einfluß auf den alten König gewann, verlangte, in Navarra die Verwaltung der Regierung mit Karl zu theilen, der schwache Johann erfüllte ihren Wunsch und schickte sie 1450 nach Navarra. Mit beleidigendem Dünkel und stiefmütterlicher Abneigung trat die Königin Karl entgegen, der nicht gesonnen war, sie in seiner Mutter Erbe nach Gutdünken schalten zu lassen. Alsbald schlug sich die eine der in Navarra mächtigen Parteien, die Beaumonts, auf Karl's Seite, die andere, die Agramonts, auf die der jungen Königin; zahlreiche Anhänger riethen Karl, die Eingriffe in seine Rechte mit Gewalt zurückzuweisen. Der castilische Hof, an dem unter dem schwachen Könige Johann II. der allmächtige Connétable Alvaro de Luna herrschte, fachte die Zwietracht zwischen Vater und Sohn seit 1450 an, schickte geheime Boten an Karl und beredete ihn, mit Waffengewalt dem Vater die Krone Navarras abzutrotzen, die ihm allein gebühre. Von Castilien empfohlen, wandte sich der „Prinz von Viana“ an den mit Aragonien verfeindeten französischen Hof und bat König Karl VII., obwol derselbe 1451 seine Heirath mit Isabella Stuart, der Witwe Herzogs Franz I. von Bretagne, verhindert hatte, um Hülfe. Dann zog er das Schwert und belagerte seine Stiefmutter in Estella, von allen Seiten strömte ihm Zulauf zu, Alvaro de Luna sandte castilianische Truppen und hielt sich mit seinem Monarchen und dem Prinzen Heinrich in der Nähe, Karl VII. von Frankreich schickte Geld und versprach Truppen. Sobald Karl's Vater an der Spitze eines starken Heeres aus Aragonien nach Navarra eilte, standen der König von Castilien und Karl von der Belagerung Estella's ab. Im offenen Felde traten sich Vater und Sohn an der Spitze ihrer Heere entgegen, Karl um so mehr erbittert, als ihm jüngst ein Stiefbruder, der spätere Ferdinand der Katholische, geboren worden war, in dem er einen neuen Rivalen in des Vaters Herz erblicken mußte. Als die Heere bei Aybar sich begegneten, ergriff Vater wie Sohn vorübergehend der Wunsch, den unnatürlichen Zwist durch einen Vergleich zu beenden, Bedingungen wurden verabredet, aber die alten Parteiungen und der geheime Einfluß Luna's erstickten den Ausgleich im Werden, und es kam zu einer blutigen Schlacht, in der Johann kraft seiner besser disciplinirten Mannschaft das größere Heer des Sohnes am 23. Oct. 1452 völlig besiegte und diesen gefangen nahm. Karl wurde in Haft im Schlosse Tafalla gehalten, welches er bald mit Schloß Monroy vertauschte, während Navarra in der ärgsten Anarchie blieb. Die Theilnahme für den schon um seiner Mutter willen beliebten Prinzen

war in Navarra allgemein und fand lebhaften Widerhall in Aragonien und Castilien; die Stände Aragoniens bestürmten seinen Vater, der für seinen in Neapel regierenden Bruder Alfonso V. in dessen aragonischem Reiche Vicekönig war, ihn freizugeben, und Johann von Navarra gab nach. Er öffnete Karl's Gefängniß, indem er die schroffsten Bedingungen stellte und sein unbestreitbares Thronrecht auf Navarra nicht erwähnte. Von einer gründlichen Aussöhnung beider konnte keine Rede sein, denn sie war von beiden Seiten unehrlich. Kaum war Karl in Freiheit, so erneuerten sich die wilden Parteikämpfe in Navarra, das Glück mied seine Waffen, alle Versuche zu voller Aussöhnung von Vater und Sohn scheiterten, Castiliens Intervention hatte keinen Erfolg, so herzlich sie auch der neue König Heinrich IV. versuchte; schließlich sicherte Johann die Krone Navarras nach seinem Ableben seiner jüngsten Tochter erster Ehe, Leonore, der Gemahlin des Grafen von Foix, zu und erklärte Karl und seine ältere Schwester Blanca, die frühere Gemahlin Heinrich's IV. von Castilien, für unfähig zur Succession.

Infolge dieser Verfügungen stand Navarra gegen Johann auf, Karl nahm Pampelona, wo er 1455 zum König von Navarra ausgerufen wurde, aber ehe das Jahr ablief, hatte ihn Johann aus Navarra vertrieben. Unter französischem Schutze verweilte der unglückliche Prinz im Mai 1456 in Poitiers, dann ging er ins Lyonnais zu Karl VII., bat ihn um Hülfe zur Erlangung der Krone Navarras und reclamirte das Herzogthum Nemours, welches seinem Großvater, dem Könige Karl III. von Navarra, gehört hatte; aber obwol Heinrich IV. von Castilien nach wie vor bei Karl VII. für ihn eintrat, nahm dieser sich seiner nicht an, ergriff, selbst mit seinem Dauphin zerfallen, die Sache von Karl's Vater und Karl sah sich genöthigt, Frankreich zu verlassen. Er beschloß, sich seinem Oheime, König Alfonso V. von Neapel, in die Arme zu werfen, um durch ihn zu seinem Rechte zu gelangen, und machte sich nach Italien auf. An den verschiedenen Höfen Italiens wurde Karl mit großer Auszeichnung behandelt, der Papst empfing ihn gnädig und Alfonso V. nahm ihn liebreich auf. Er rieth ihm ab, länger mit dem Vater auf Kriegsfuß zu bleiben, versprach die Aussöhnung zu bewerkstelligen, bot ihm eine angenehme und heitere Existenz mit einem Jahrgelde von 12,000 Dukaten und begann durch die Absendung zweier Vertrauten seine Mittlerrolle zwischen Bruder und Neffen. Die liebenswürdigen Eigenschaften Karl's, seine offene und gefällige Gemüthsart erwarben ihm rasch die Liebe der Neapolitaner in so hohem Grade, daß nach der Aussage der neapolitanischen Geschichtschreiber Summonte und Giannone Alfonso argwöhnisch wurde. Da starb Alfonso am 27. Juni 1458 und hinterließ Karl's Vater als Johann II. Aragonien mit den Balearen, Sicilien und Sardinien, seinem natürlichen Sohne Ferdinand I. aber Neapel. Alsbald forderte eine große Partei den beliebten Prinzen von Viana auf, letzterem den Thron streitig zu machen, und sagte ihm allgemeine Unterstützung zu; Karl aber war zu verständig, den voraussichtlich langwierigen und hitzigen Krieg mit Ferdinand auf die wankelmüthige Volksgunst hin zu wagen, wies die ihm gemachten Anträge bestimmt zurück, so sehr auch die catalanischen und sicilianischen Großen Neapels ihn zu verlocken suchten, und begab sich mit Einwilligung Ferdinand's nach Sicilien; Ferdinand war froh, ihn los zu sein. Karl suchte von Sicilien aus abermals eine Aussöhnung mit seinem Vater einzuleiten, aber die Stiefmutter wußte sie unmöglich zu machen. In Sicilien, wo ihm Ferdinand die von Alfonso V. bewilligte Pension fortbezahlte, wurde Karl voll Liebe aufgenommen, denn noch stand seine Mutter, in erster Ehe Königin des Landes, hier im besten Andenken; jetzt übertrug das Volk seine Anhänglichkeit auf ihn. Die Stände der Insel wirkten ihm die Mittel zum Unterhalt aus; ja sie sollen in ihn gedrungen sein, er möge ihr Landesherr werden. Um dem ewig regen Argwohne seiner Aeltern zu entgehen, zog sich der Prinz in ein Benedictinerkloster bei Messina zurück, erfreute sich hier des Umgangs gelehrter Männer und einer reichen Bibliothek, setzte seine Jugendstudien in Philosophie und Geschichte fort; später trat er mit Papst Pius II. in Unterhandlung wegen Verlegung der besonders an alten Classikern reichen Bibliothek nach Spanien. Die zunehmende Popularität Karl's in Sicilien ließ Johann II. keine Ruhe; er suchte den Sohn in seine Gewalt zu bekommen. Da Karl keinen höheren Wunsch zu haben schien als die Versöhnung mit ihm, so erkannte er hierin seine sicherste Handhabe; er verschwendete an ihn die gütigsten Worte und Verheißungen und rief ihn zu sich; er versprach ihm volle Aussöhnung und wünschte, daß er auf Majorca residire. So sehr auch seine sicilianischen Rathgeber ihn beschworen, dem Vater nicht zu trauen, reiste der wackere Prinz nach Majorca ab. Von hier aus begann er neue Unterhandlungen mit dem Vater und trat in geheime Beziehungen zu Heinrich IV. von Castilien, seinem einstigen Schwager. Indem er dem Vater seine Unterwürfigkeit versicherte, forderte er von ihm vollste Amnestie für alle seine Anhänger, Freigebung des Connétable Navarras, Ludwig von Beaumont, und unbeschränkte Nutznießung der Einkünfte des Fürstenthums Viana. Nach langen Unterhandlungen kam am 26. Jan. 1460 ein Vertrag zu Stande, wonach Karl in allen Staaten seines Vaters außer Navarra und Sicilien, die ihm gerade am liebsten waren, residiren durfte und seinem Anhange Amnestie zutheil werden sollte; der Vater reiste nach Navarra ab, ohne den Sohn zu sehen. Karl setzte nach der Küste von Barcelona über; als ihm Barcelona einen demonstrativ glänzenden Empfang bereiten wollte, fürchtete er, dadurch bei dem Vater anzustoßen, und landete bescheiden am 22. März bei Igualada. König und Königin empfingen ihn mit erheuchelter Zärtlichkeit, er hingegen zeigte sich wirklich demüthig und bat um Verzeihung. Mit den Aeltern zog er festlich in Barcelona ein und es hieß, er solle eine Infantin von Portugal heirathen. Allgemein erwartete man, Johann II. werde jetzt den Sohn als Erben der Krone Aragonien anerkennen und ihn den Ständen den Eid schwören lassen. Man täuschte sich aber völlig. Johann berief die Cortes Aragoniens nach Fraga, ließ sich huldigen, verweigerte ihnen

aber die Erlaubniß, auch Karl zu huldigen, und tadelte heftig die Catalanen, weil sie Karl als Thronfolger angeredet hatten. Johann hatte alle Liebe auf seinen Sohn zweiter Ehe, Ferdinand, übertragen, die Königin riß jede Neigung für Karl aus seinem Herzen und verdächtigte alle seine Handlungen.

Karl erkannte, daß ihm des Vaters Liebe unwiederbringlich verloren sei, und suchte Halt an Heinrich IV. von Castilien, der ihm die Hand seiner Schwester Isabella anbot. Sobald seine Aeltern, die ihrem Sohne Ferdinand Isabella zugedacht hatten, hiervon erfuhren, beschlossen sie, sich seiner zu bemächtigen. Johann forderte Karl auf, sich zu den catalanischen Cortes nach Lerida zu begeben; thörichterweise hegte der Prinz abermals Hoffnungen auf eine mildere Stimmung des Vaters und folgte dem Rufe in der Hoffnung, auf der Versammlung als Thronerbe anerkannt zu werden. Aber nach kurzer Unterredung mit dem Vater wurde er am 2. Dec. verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Die Bestürzung hierüber war allgemein, Johann's Vorwand einer Verschwörung Karl's gegen sein Leben fand nirgends Glauben, die Cortes von Catalonien und vou Aragonien, der Stadtrath von Barcelona forderten Darlegung von Karl's Verbrechen oder seine Freiheit; der König antwortete kalt ausweichend und seine Unterthanen fürchteten für das Leben des Prinzen. Die Catalanen griffen zu den Waffen, in Barcelona wurde der königliche Gouverneur eingekerkert, der erhitzte Pöbel marschirte nach Lerida, um den alten König zu fangen, der nach Fraga und von hier nach Zaragoza entfloh. Aragonien, Valencia und Navarra erhoben sich, der König von Castilien sandte Truppen zur Unterstützung von Karl's Sache, die Beaumonts machten eine Landung in Aragonien. Karl war unter zahlreicher Bedeckung in die unzugängliche Festung Morella an der Grenze Valencias geführt und eingesperrt worden. Als aber sein Vater die allgemeine Erbitterung seiner Reiche sah, die ihm den Thron kosten konnte, hielt er es für gerathen, Karl freizugeben, und gab sich den Anschein, als thue er es auf Fürbitte seiner Gemahlin, was freilich niemand betrog. Die Königin holte Karl am 4. März 1461 aus seinem Gefängnisse ab und gab ihm das Geleit, um nach Barcelona zu kommen; aber in Villa Franca baten sie die Abgeordneten des Magistrats, sich lieber nicht in Barcelona sehen zu lassen, und sie blieb dort. Der Zug Karl's durch das Land war ein ununterbrochener Triumphzug, allerwärts bekundete sich die rührendste Liebe und Sympathie für den schicksalverfolgten Mann; wie ein Sieger zog er in Barcelona ein. Die Catalanen bestanden darauf, daß Johann II. seinen Erstgeborenen öffentlich als seinen rechtmäßigen Erben und Thronfolger anerkenne, ihn auf Lebenszeit zum Generalstatthalter von Catalonien ernenne und sich verpflichte, nie ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß Catalonien zu betreten; der König ging mit verstellter Freundlichkeit auf diese schmählichen Bedingungen ein und bewilligte allen Anhängern Karl's volle Amnestie. Zwischen den Königen von Aragonien und Castilien und Karl wurde Friede geschlossen. Endlich schien Karl's Geschick eine gute Wendung zu nehmen, da ergriff ihn ein Fieber in Barcelona und nach drei Tagen war er am 23. Sept. 1461 eine Leiche. Die öffentliche Meinung sprach von schleichendem Gifte, das ihm in Morella beigebracht worden sei, und sah mit offenem Argwohne nach dem Throne. Karl vermachte sterbend seine Thronansprüche an Navarra seiner unglücklichen Schwester Blanca. Die Bewohner Barcelonas erzählten, sein Geist ziehe nachts durch die Straßen, beklage sein frühes Ende und rufe nach Rache an den Mördern. Von einer schönen Sicilianerin, die Karl 1459 mit sich nach Spanien genommen, hatte Karl zwei, von einer andern Maitresse ein natürliches Kind. Seine Gemahlin Agnes, die Tochter des Herzogs Adolf von Cleve, war nach neunjähriger kinderloser Ehe am 6. April 1448 gestorben.

Gelassen, mäßig, sanft, freigebig und gütig, war Karl ein edler Mensch und verdiente das Interesse der Mit- und Nachwelt, die mitleidig sein hartes Los betrachtet; den Ränken nichtswürdiger Aeltern nicht gewachsen, wurde er von Natur zum ruhigen Genusse der Wissenschaften weit mehr als zu einer politischen Rolle hingezogen. Er trieb Musik, Malerei, dichtete gern und liebte den Verkehr von Gelehrten und Poeten, besonders des Osias March, des bedeutendsten catalanischen Dichters, der sein Leben und Leiden in einem ergreifenden Gedichte besang. Karl's Gedichte waren lateinisch, französisch oder spanisch, welcher Sprachen er Meister war, gern sang er sie zur Laute. Seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Geschichte; seine spanische Uebersetzung von Aristoteles' Ethik erschien 1509 in Zaragoza im Drucke, seine Geschichte Navarras von den frühesten Zeiten bis auf ihn blieb Handschrift, wurde aber von Garibay, Blancas und andern alten Historikern viel benutzt. Auf seinem Grabe im Kloster Pobletta geschahen nach frommem Glauben große Wunder, man verehrte ihn wie einen Heiligen, aber seine Kanonisirung konnte nie in Rom erlangt werden.

Vgl. Lucio Marineo Siculo (Coronista de sus magestades), Las cosas memorables de España (Alcala de Henarez 1539); A. Favyn, Histoire de Navarre, contenant l'origine, les vies et conquestes de ses Roys, depuis leur commencement jusques à présent (Paris 1612); Zurita, Anales de la corona de Aragon (Bd. IV., Zaragoza 1669); Aleson, Anales del Reyno de Navarra, contin. de Moret (Bd. IV., Pampelona 1766); J. J. Pontanus, De Ferdinando I. rege Neapolitano libri VI. (ohne Ort und Jahr); Peter Giannone, Bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel, Bd. III., übersetzt von Le Bret (Leipzig 1768); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. VI., Paris 1865); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII., Roi de France et de son époque 1403—1461 (Bd. III, Paris 1865); E. A. Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter (Leipzig 1828); W. H. Prescott, Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien, deutsche Uebersetzung (Bd. I, Leipzig 1842); Rosseeuw Saint-Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de

Ferdinand VII. (neue Auflage, Bd. V, Paris 1844); Baron de Nervo, Histoire d'Espagne depuis ses origines (Bd. IV, Paris 1873). (*Arthur Kleinschmidt.*)

h) KARL (Ludwig Johann), Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Teschen, dritter Sohn des Kaisers Leopold II., kaiserlicher Generalfeldmarschall, Sieger von Aspern. Karl war geboren zu Florenz am 5. Sept. 1771 als das fünfte unter den Kindern und als der dritte unter den Söhnen Leopold's, Großherzogs von Toscana, später deutscher Kaiser, aus dessen Verbindung mit Maria Ludowica von Bourbon, Infantin von Spanien. Karl war in seinen ersten Lebensjahren schwächlich und kränklich. Dabei entwickelten sich auf Kosten seines Körpers seine geistigen Anlagen und Neigungen, die sorgfältig gepflegt wurden von seinen Erziehern, General Spannochi und dem Grafen Sigismund Hohenwart (nachmals Erzbischof von Wien). Am meisten beschäftigten den Jüngling das Studium der Classiker, darunter am meisten Cäsar und Tacitus, und der Mathematik und Kriegsgeschichte. Nach dem Tode Kaiser Joseph's kam Karl mit seinem Vater, der den Kaiserthron bestieg, 1790 nach Wien, wo er von seiner Tante, der geistvollen und edeln Maria Christine und deren Gemahl, Herzog Albert von Sachsen-Teschen an Kindesstatt angenommen wurde, da dieses Paar selbst kinderlos war. Mit ihnen zog Karl nach Beendigung der belgischen Unruhen 1791 nach Brüssel, wo er eifrig militärische Studien trieb und schon im folgenden Jahre in dem französischen Kriege Gelegenheit fand, dieselben praktisch zu verwerthen. Im J. 1792 focht Karl an der Spitze einer Brigade in der Schlacht bei Jemappes. Im J. 1793 befehligte er die Vorhut des Corps des Reichsfeldmarschalls Prinzen Josias von Sachsen-Koburg und focht mit besonderer Tapferkeit bei Aldenhofen und Neerwinden. Belgien ward wieder erobert und Karl wurde zum Generalstatthalter der Niederlande ernannt und erhielt das Großkreuz des Maria-Theresiaordens (im Alter von 22 Jahren, ein Fall, der ohne Beispiel war). Im J. 1794 nahm er an den Kämpfen bei Cateau, Courtray, Tournay und an jenen an der Sambrelinie theil. Nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus und dem gegen den Rath Karl's erfolgten Rückzuge gingen die Niederlande für Oesterreich verloren. Karl, dessen schwache Gesundheit unter den Anstrengungen der ersten Feldzüge arg gelitten hatte, hielt sich nun in Wien auf und widmete seine Muße einem eindringenden Studium der Kriegswissenschaften unter der Leitung des als Theoretiker berühmt gewordenen Lindenau.

Am 4. April 1796 wurde Karl zum Reichsfeldmarschall ernannt und an die Spitze der österreichisch-deutschen Rheinarmee gestellt. Die ersten Gefechte fanden in der Pfalz statt, die Oesterreicher wichen auf Mannheim zurück. Jourdan und Kleber setzten über den Rhein und gewannen das rechte Ufer. Jetzt erst rückte Erzherzog Karl vom Taunus her, überschritt am 15. Juni bei Wetzlar den Main, brachte die Franzosen zum Weichen, stürmte die Höhen von Altstetten und zwang Jourdan zu dem Rückzuge über den Rhein, der allerdings dem Rheinübergange Moreau's bei Straßburg zur Maskirung diente. Ein glückliches Gefecht lieferte der Erzherzog bei Malsch, welchen Punkt die Oesterreicher gegen Desaix hielten und die Franzosen zum Rückzuge auf Rastatt zwangen. Da aber die Franzosen auf allen andern Punkten glücklich waren, rückte Moreau gegen Schwaben vor, und um dem Feinde am oberen Neckar zuvorzukommen, zog sich Karl auf Pforzheim zurück und überschritt die Flußübergänge bei Cannstadt und Eßlingen. In sehr geschickten Rückzugsgefechten gelang es dem Erzherzoge, die reichen Magazine bei Ulm und Günzburg zu decken und das schnelle Vordringen des Feindes aufzuhalten. Schlimmeres als von den Franzosen erfuhr der Erzherzog von den eigenen Bundesgenossen, Würtemberg, Baden und dem Schwäbischen Kreise, welche einen Waffenstillstand mit dem Feinde schlossen. Bei Neresheim wurde am 11. Aug. ohne Entscheidung gekämpft. Am 18. und 19. Aug. drang er an die Altmühl vor, um sich in der Oberpfalz mit dem Corps des Grafen Wartensleben zu vereinigen, und bedrohte nunmehr den rechten Flügel Jourdan's, den Bernadotte führte. Am 23. siegten die Oesterreicher bei Neumarkt, am 24. zwang Karl Jourdan zur Schlacht bei Amberg. Die Franzosen wichen über die Pegnitz zurück, indeß die beiden Heere Karl's und Wartensleben's auf dem Schlachtfelde ihre Vereinigung vollzogen. Karl verfolgte dann die Maas-Sambrearmee durch Franken, bis sich plötzlich Jourdan bei Würzburg gegen ihn wandte, jedoch von Karl in dieser Schlacht am 3. Sept. völlig geschlagen wurde. Die Franzosen zogen sich in wilder Unordnung durch den Spessart und die Rhönegegend zurück. Am 16. Sept. wurden sie bei Limburg noch einmal von Karl angegriffen und am 19. die französische Nachhut bei Höstebach geschlagen und ihr Führer Marzeau gefangen. Karl ließ ein Beobachtungscorps zurück und wandte sich mit dem größten Theile seines Heeres gegen den Oberrhein, wohin sich Moreau zurückgezogen hatte. Bei Kehl traf Karl auf ihn und ließ am 24. Oct. seine Stellung bei Schliengen stürmen. Doch war bereits der größte Theil der französischen Armee über den Rhein gegangen und auf das linke Ufer gezogen. Karl nahm nun auch Kehl, welches am 9. Jan. 1797 von Desaix übergeben wurde, und Hüningen und beendigte damit seinen glänzenden deutschen Feldzug, der parallel ging mit Bonaparte's Campagne in Italien, die für Oesterreich so unglücklich verlief.

Deshalb berief Kaiser Franz seinen Bruder Karl vom Rheine ab und stellte ihn an die Spitze der Trümmer der österreichischen italienischen Armee als Generalissimus. Allein der Vormarsch Bonaparte's war nicht mehr aufzuhalten, es war zu spät, als daß Oesterreich noch hätte Hülfsmittel aufbieten und organisiren können. Massena bemächtigte sich des Passes von Pontafel und nahm auf den beherrschenden Höhen von Tarvis Stellung. Karl hatte anfangs hinter dem Tagliamento Stellung und suchte Bonaparte in seinem Vormarsche aufzuhalten — die beiden fast gleichalterigen jungen Feldherren standen sich hier zum ersten mal gegenüber — er sicherte die Straße am Isonzo und den Uebergang über den Predil und eilte gegen Tarvis, um etwa die Höhe zu gewinnen.

Am 23. März 1797 stürmte er, selbst in Lebensgefahr kommend, auf Masséna's Stellung los. Es gelingt nicht, diese zu gewinnen. Karl zieht sich nach Klagenfurt zurück, inzwischen Bonaparte die ihn aufhaltende Division Bajalich überwältigt und hierauf am 29. März in Klagenfurt einzieht, das Erzherzog Karl den Tag zuvor geräumt hat. Am 31. März schreibt der letztere einen Brief an Erzherzog Karl, in welchem er den Frieden anbietet. Karl antwortet am 2. April zustimmend und daß er nach Wien berichten wolle. Während von dort aus die Antwort abgewartet wird, rückt Bonaparte in Steiermark ein, gewinnt die Gefechte bei Neumarkt und Unzmarkt und empfängt die Abgesandten des österreichischen Hofes, Feldmarschalllieutenant Bellegarde und General Graf Merveldt in seinem Hauptquartiere zu Judenburg. Dort wird ein sechstägiger Waffenstillstand geschlossen und nach Ablauf dieser Frist erneuert und dann bei Leoben ein Präliminarvertrag unterfertigt (18. April 1797).

Als 1799 der Krieg von neuem begann, führte Karl den Oberbefehl in Deutschland, siegte bei Ostrach (am 21. März), bei Stockach (am 25. März) und zwang die Franzosen, das rechte Rheinufer zu räumen und sich auf das linke zurückzuziehen. Doch wurden die Siege nicht verfolgt und ausgenützt. Der Erzherzog, krank, übergab das Commando an Wallis und der wiener Hofkriegsrath hinderte weiteres Vordringen, ebenso wie die schlechte Heeresverpflegung die Armee arg schädigte. Karl wird nach der Schweiz beordert, um in Verein mit Hotze und Bellegarde gegen Masséna zu kämpfen. Am 4. Juni 1799 greift Karl den letzteren in seiner verschanzten Stellung bei Zürich an und zwingt ihn, dieselbe zu räumen; am 6. Juni nimmt Karl dieselbe in Besitz. Nach mehrfachen Einzelgefechten erhält Karl den Befehl, die Schweiz zu verlassen und an den Rhein zu ziehen (31. Aug.). Am 12. Sept. entsetzt er das von den Franzosen blokirte Philippsburg; am 18. erstürmt er Neckarau, die Schanzen von Mannheim, erobert die Stadt, ohne jedoch mit allen diesen Operationen eine günstige Wendung für die Verbündeten bewirken zu können. Seine Pläne zu einem neuen Angriff in der Schweiz wurden nicht angenommen, seine Befürwortung eines Friedensschlusses in Wien nicht gehört und am 17. März 1800 legte Erzherzog Karl, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, den Oberbefehl nieder und nahm in einem eindrucksvollen Generalbefehle Abschied von der Armee. Die österreichische Armee wird allenthalben geschlagen und nach dem großen Unglücke von Hohenlinden am 1. Dec. erhält Karl wieder das Commando über die geschlagene österreichische Armee in Deutschland. Er erklärte jedoch den Widerstand für unmöglich und schloß am 25. Dec. 1799 den Waffenstillstand zu Steyr, dem dann der Friede von Lunéville (9. Febr. 1801) folgte. Während er vom Oberbefehle entfernt war, weilte Karl in Böhmen und brachte dort durch eine begeisternde Proclamation ein freiwilliges Corps von 25,000 Mann unter die Waffen.

Am 9. Jan. 1801 wurde Karl zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt und mit der obersten Leitung des Kriegswesens betraut.

Er führte organisatorische Reformen der tief eingreifendsten Art durch, hob den lebenslänglichen Kriegsdienst auf und führte dafür die Capitulation ein, stellte die Reichswerbung ein und führte dafür die Werbung in den Ergänzungsbezirken ein. Statt der früheren Landaufgebote wurden Reserveanstalten eingeführt. Eine wichtige Schöpfung war jene der Landwehr, bestimmt zur Vertheidigung des heimischen Bodens. Er schaffte den Verkauf der Offiziersstellen ab und bei den Soldaten den Zopf, der bis 1805 getragen wurde. Im J. 1803 schuf er eine neue Instruction für den Geschäftsbetrieb des Hofkriegsrathes, ordnete die verschiedenen Zweige der Militärorganisation, stellte den Wirkungskreis der Landesgeneral-Commandanten fest, errichtete das Militärappellationsgericht, gründete das Kriegsarchiv, die Kriegsbibliothek und das Centralarmee-Equitationsinstitut. Nach dem Feldzuge von 1805 gab er der Armee neue Vereinfachungen der Taktik, der Evolutionen und neue Reglements.

Die dritte Coalition führte Oesterreich wieder in den Kampf gegen Frankreich. Der Krieg von 1805 wurde von Erzherzog Karl seinem kaiserlichen Bruder auf das entschiedenste widerrathen. Gleichwol übernahm er das Commando in Italien, wo er nach heftigen Gefechten den Marschall Masséna am 30. und 31. Oct. vollständig besiegte. Allein das Unglück der österreichischen Waffen in Deutschland, die Katastrophe von Ulm, der Verlust einer ganzen Armee des Kaisers auf dem deutschen Schauplatze veranlaßten Karl, seine Armee in geschlossenen Massen über Vicenza und Friaul nach Krain zu führen, nicht ohne Belästigung von seiten der Franzosen, die er jedoch überall zurückwies. Karl rückte dann über Laibach nach Kärnten, nahm am 26. Nov. zwischen St.-Peter und Gonobitz die Truppen aus Tirol auf, neue Befehle erwartend, um an irgendeinem Punkte der Monarchie entscheidend einzugreifen. Zwischen Marburg und Pettau in Untersteiermark rasteten seine Truppen. Da erhielt er die Nachricht, daß die Franzosen am 13. Nov. 1805 Wien besetzt hatten. So brach er denn am 1. Dec. auf und führte seine Truppen durch Steiermark nach Ungarn, wo er bei Körmend ein Lager bezog.

Merkwürdigerweise wurde auf diese Armee im russisch-österreichischen Hauptquartiere keine Rücksicht genommen, die Schlacht bei Austerlitz war geschlagen und verloren und Karl erhielt am 7. Dec. die Kunde von dem Waffenstillstande. Er reiste am 10. Dec. zum Kaiser Franz und hatte am 27. Dec. eine Zusammenkunft mit Napoleon zu Stammersdorf bei Wien. Der müßige Karl kündigte am 2. Jan. 1806 seiner unversehrten Armee den Frieden von Preßburg an und übernimmt nun wiederum die Leitung des Kriegswesens. Er suchte die militärischen Kräfte Oesterreichs zu stärken und zu vermehren und auf die Hebung des Offizierstandes und der moralischen Kräfte in der Armee zu wirken. In diesem Jahre begann er seine berühmten theoretischen Werke „Grundsätze der höheren Kriegskunst, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland" und „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Offiziere der österreichischen Armee". Am 20. Febr.

1809 wurde Erzherzog Karl zum Generalissimus ernannt und mit großen Vollmachten ausgestattet. Er erhielt den unmittelbaren Befehl über die deutsche Armee, verfügte über ein großes Heer und hatte an seiner Seite als Generalstabschef Philipp Grünne (seit 1793 Adjutant, 1800 Generalmajor, 1806 Vorstand des Bureaus des Erzherzogs, wissenschaftlich gebildet und freimüthig). Am 9. April 1809 kam Karl nach Oberösterreich und kündigte dem Obergeneral der französischen Truppen in Baiern förmlich den Krieg an. Am 10. zog sein Heer über den Inn, am 16. über die Isar. Bald rückte er an die Donau, um bei Ingolstadt oder Regensburg über den Fluß zu gehen, zwei böhmische Corps noch aufzunehmen und bei Eichstädt die Franzosen vereinzelt zu schlagen, ehe Napoleon selbst auf dem Schauplatze angelangt sei. Allein die einzelnen Corps waren nicht glücklich in der Durchführung ihrer Aufgaben (Schlacht bei Thann am 19. April); die Absicht des Erzherzogs mislang, die Vereinigung Davoust's mit den Baiern bei Abensberg zu verhindern, wo vielmehr Napoleon die Baiern und Würtemberger, die ihn jubelnd empfingen, begrüßte. Die österreichischen Corps waren getrennt, wogegen Napoleon auf einem ungetrennten Raume über 150,000 Mann verfügte. Die Gefechte vom 20. April (die Schlacht von Abensberg) hatten die Folge, daß sich die Franzosen zwischen die Hauptarmee und den linken Flügel einschoben. Wohl zogen die Oesterreicher am Abend des 20. April in Regensburg ein, aber vergebens erwartete Erzherzog Karl die Mitwirkung Hiller's, der inzwischen geschlagen war. Am 22. führte Karl einen Angriff auf Davoust. Als dieser misglückte, mußten die Oesterreicher über die Donau zurück und vollzogen in der Nacht ihren Uebergang. Ende April war kein österreichischer Soldat mehr auf bairischem Boden. Die Wirkungen des Mislingens des Donaufeldzuges wurden verhängnißvoll für Oesterreich und Europa. Oesterreich war jetzt auf die Vertheidigung angewiesen. Statt eines großen Volkskrieges kamen nur einzelne Schilderhebungen vor, die mislangen (Katt's Versuch zur Befreiung Magdeburgs, die Erhebung des Obersten Dörnberg im Hessenlande und der Zug des Majors Schill). Die Franzosen zogen die Donau entlang gegen Wien, umschlossen die Stadt in einem großen Bogen, Napoleon nahm wie im J. 1805 sein Standquartier im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn.

Das rechte Ufer der Donau von Linz bis an die ungarische Grenze war in der Gewalt der Franzosen, das linke in der der Oesterreicher. Karl vollzog die Vereinigung mit Hiller und gebot über 70—80,000 Mann. Auf dem Marchfelde, auf welchem einst vor 500 Jahren Rudolf von Habsburg die Herrschaft über die österreichischen Länder gewann, wo 1683 die Befreier sich sammelten, um das von den Türken bedrängte Wien zu retten, dort lag die Entscheidung. Am Abende des 20. Mai 1809 erließ Karl den Schlachtbefehl mit den Worten: „Morgen ist Schlacht, das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab, ich werde meine Schuldigkeit thun und erwarte dasselbe von der Armee.“ Karl übernachtete in Ebersdorf, Kaiser Franz in Wolkersdorf, Napoleon auf der Insel Lobau. Am Morgen des 21. April, an einem Pfingstsonntage, stellte Karl seine Armee von 75,000 Mann zwischen dem Bisamberg und dem Rußbach auf.

Das Ziel war, die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen zu erobern, den Hauptstoß gegen das französische Centrum zu richten und die Feinde über die Donau zurückzutreiben. Der Kampf war ein entsetzlicher und hörte erst in der Nacht um 9 Uhr auf. Die Franzosen werden aus Aspern gejagt, bleiben jedoch im Besitze von Eßlingen. In der Nacht lagerten die beiden Armeen einander gegenüber. Mit Tagesanbruche des 22. Mai begann der Kampf von neuem. Napoleon wollte das Centrum der Oesterreicher durchbrechen. Aus 400 Geschützen ließ er das österreichische Fußvolk beschießen und von der Infanterie angreifen. Schon begann das Regiment Zach zu wanken, es entstand eine Lücke und die Franzosen rückten von neuem vor. Aber Karl hat alsbald auch die Gefahr erblickt, läßt die Lücken wieder ausfüllen, ergreift selbst die Fahne des Regiments Zach und führt die Truppen in den Kampf. Der Sieg auf seiten der Oesterreicher war entschieden. Ein neuer Sturm auf Aspern brachte dieses Dorf schon um 10 Uhr morgens in die Hände der Oesterreicher, Eßlingen konnte jedoch den Franzosen nicht entrissen werden. Napoleon eilte aus der Schlacht hinweg auf die Lobau hinüber und ließ Masséna das Commando, der in der Nacht vom 22. auf den 23. den Rückzug der Franzosen auf die Lobau ausführte. Napoleon aber fuhr mit Berthier und Savary um Mitternacht nach Ebersdorf hinüber, dort legte er sich auf ein Bündel Stroh und verfiel in einen wahrhaft todesähnlichen Schlaf, der 36 Stunden anhielt.

Aber die Oesterreicher hatten diesen glänzenden Sieg nicht ausgenutzt, thaten keinen Angriff auf die Lobau, den die Franzosen selbst als unvermeidlich erwarteten, schon hielten sie sich für vernichtet oder gefangen. Aber es fehlte im österreichischen Hauptquartiere an Muth, an Munition und Schiffen zur Ueberbrückung. Hätten die Oesterreicher den Uebergang erzwungen, hätte ein Corps von nur 12,000 Mann bei Krems die Donau überschritten oder die Wiener einen Ausfall oder Aufstand gewagt, das Schicksal der Franzosen war besiegelt. Aber nichts von alledem geschah. Sechs Wochen später mußten die Oesterreicher auf demselben Felde, wo sie gesiegt hatten, unterliegen. Karl wollte seine Armee nicht aussetzen, vor allem die Verbindung mit Böhmen und Mähren behaupten, die Entscheidung hinausschieben und eine Erhebung Norddeutschlands abwarten. Aber diese blieb aus und am 5. und 6. Juli 1809 unterlag die kaiserliche Armee in der Schlacht von Wagram. In der Nacht vom 4. auf den 5. ließ Napoleon fünf Brücken über den Donauarm bei Enzersdorf schlagen. Von morgens 9 Uhr bis Mittag den 5. geschah die Ordnung der Schlacht. Auf österreichischer Seite nahm das 5. Corps an der Schlacht nicht theil und so hatte der Erzherzog nur etwas über 98,000 Mann Infanterie, 12,000 Reiter und 410 Geschütze zur Verfügung, während die französische Armee über 146,000 Mann Fußvolk, 30,000 Reiter und 584 Geschütze zählte. Am ersten Tage behaupteten die Oesterreicher das Schlacht-

feld, Karl hoffte für den nächsten Tag einen entscheidenden Sieg, da er mit Sicherheit auf das Eintreffen seines Bruders, des Erzherzogs Johann (von Marchegg aus) mit einer vollständigen Armee in den Morgenstunden rechnete. Zu Mittag waren noch die Oesterreicher am rechten Flügel und in der Mitte Sieger, der schwache linke Flügel hingegen war im Nachtheil und nach hartnäckiger Gegenwehr total geschlagen. Um 5 Uhr nachmittags, also 4 Stunden nach dem Rückzuge der Kaiserlichen, traf Erzherzog Johann mit einer Armee von 11,000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 3 Batterien ein, zu spät für den Erfolg der Schlacht. Die Schlacht war verloren, die letzte große Armee Oesterreichs zum Rückzug nach Mähren genöthigt. Noch einmal schlug sie sich unter der Führung Karl's bei Znahm gegen die Franzosen. Am Abend des 11. Juli schickte Karl an Napoleon eine Botschaft, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der noch in derselben Nacht auf 4 Wochen geschlossen wurde.

Kaiser Franz wollte jedoch diesen Waffenstillstand nicht anerkennen, sein Kriegsrath in Komorn tadelte den Erzherzog Karl und sprach sich für Fortsetzung des Krieges aus. Erst am 18. Juli 1809 ratificirte Franz den Waffenstillstand und übertrug die Ausführung desselben dem Erzherzog Johann. Dadurch auf das tiefste gekränkt, legt Karl sein Amt nieder, nimmt in einem Tagesbefehle Abschied von der Armee, die ihn vergötterte, entsagt fortan jeder militärischen Thätigkeit, lebt zurückgezogen vom Hofe als Privatmann, anfangs in Teschen bei seinem väterlichen Freunde, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, der ihn zum Erben seiner großen Güter in Schlesien und Ungarn einsetzte, später in Wien. Bei der Vermählung Napoleon's mit Maria Louise durch Procuration vertritt der Erzherzog den französischen Kaiser. Während der Befreiungskriege ist er ein theilnahmsvoller, aber müßiger Zuschauer der Kämpfe. Im J. 1815 ist er für einige Wochen Gouverneur der Festung Mainz. Danach zog er sich definitiv ins Privatleben zurück und starb am 30. April 1847.

Am 17. Sept. 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau (gest. 29. Dec. 1829) und erbaute ihr zu Ehren das Schloß Weilburg bei Baden in vollständiger, treuer Nachahmung ihres heimatlichen Besitzes. Sie schenkte ihm 5 Söhne und 2 Töchter, Albrecht (den Sieger von Custozza, geb. am 3. Aug. 1817, vermählt am 1. Mai 1844 mit Hildegarde von Baiern, gest. am 2. April 1864); Karl Ferdinand (geb. 29. Juli 1818, vermählt mit Elisabeth 18. April 1854, gest. 20. Nov. 1874); Friedrich (geb. am 14. Mai 1821, gest. 5. Oct. 1847); Rudolf (geb. 25. Sept., gest. 11. Oct. 1822); Wilhelm Hoch- und Deutschmeister (geb. 21. April 1827); Töchter: Maria Theresia (geb. 31. Juli 1846, vermählt mit König Ferdinand II. von Neapel, Witwe seit 22. Mai 1859) und Maria (geb. 10. Sept. 1825, vermählt 21. Febr. 1852 an Erzherzog Rainer.)

Karl ist verherrlicht durch ein großes Reiterdenkmal aus Erz (von Fernkorn), enthüllt am 22. Mai 1860 in Wien auf dem äußern Burgplatze; auf dem Schlachtfelde von Aspern bezeichnet ein ruhender Löwe die Stelle seines glänzendsten Sieges, mit welchem er den Nimbus der Unbesiegbarkeit Napoleon's zerstörte. Im J. 1801 ließ König Gustav IV. von Schweden auf dem deutschen Reichstage in Regensburg den Antrag stellen auf Errichtung eines Denkmals für Karl, der Erzherzog lehnte jedoch sofort ab. In der Dichtung ist Karl vielfach verherrlicht, so von Theodor Körner, Heinrich von Kleist, Lenau, Zedlitz und Hammer-Purgstall, endlich von J. G. Seidl und Castelli.

Literatur. Allgemeines: Posselt, Europäische Annalen (Tübingen 1795—1820); Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (Schlußbände); Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, (Berlin 1869); von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit (Schluß); Wachsmuth, Geschichte von Frankreich im Revolutions-Zeitalter (Gotha 1840—1844); Vivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik während der französischen Revolutions-Kriege; Vivenot, Hermann Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall; Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser (Wien 1869); Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik (Leipzig 1877); Hermann Hüffer, Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution (Bonn 1868). Die Verträge in den Sammlungen von Martens (III) und L. Neumann (I). Zusammenfassend die Periode des Kaisers Franz: Adam Wolf, Kaiser Franz (Wien 1866). Ferner militärisch: Die beiden Werke Erzherzog Karl's (auch ins Französische übersetzt); Streffleur, Oesterr. Militärische Zeitschrift, 3. Jahrgang (1862); volksthümliche Monographien über Erzherzog Karl von Duller und von Schneidawind. Wichtig die einschlägigen französischen Arbeiten von Ad. Thiers, Geschichte der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, und die von Mignet und Correspondance Napoleon's I. Lexikalisches: Oesterreichisches Militärisches Conversations-Lexikon, herausgegeben von Hirtenfeld und Meynert (Wien 1851, Band III.); Militär-Zeitung von Hirtenfeld, Jahrgang XIII (1860, Nr. 33—39), enthält die Relation über die Schlacht bei Aspern aus der Feder Grünne's; Jos. Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer vom 16.—19. Jahrhundert, B. I. S. 276 fg. und B. II an mehreren Orten; Die Hofkriegsraths-Präsidenten und Kriegsminister der k. k. österreichischen Armee, Biographische Skizzen nach Acten (Wien 1874). Gegen die vielen apologetischen Urtheile ist zu vergleichen Clausewitz, Hinterlassene Werke, Band V. *(H. M. Richter.)*

XXVI. Karl: Cardinäle, Bischöfe, Erzbischöfe, Fürstbischöfe.

a) KARL (I.) von Bourbon, Cardinal, Erzbischof von Lyon, Primas von Frankreich. Karl, Cardinal von Bourbon, wurde um 1434 als dritter Sohn Herzog Karl's I. (s. d.) von Bourbon und Auvergne von Agnes von Burgund geboren, wuchs in unruhigen Zeiten am älterlichen Hofe auf und wurde zum geistlichen Stande

bestimmt, obwol er keine Neigung dazu verspürte und lebenslang äußerst weltlich gesinnt blieb. Als Johann von Bourbon, der natürliche Sohn von Karl's Großvater, Herzog Johann I. von Bourbon, ein Mönch in Cluny, im Februar 1443 einstimmig in Lyon zum Erzbischof gewählt wurde, veranlaßte ihn die Familie Bourbon, zu Gunsten des kleinen Karl zu verzichten, und auf Verlangen des Domkapitels übernahm Johann die Verwaltung des Erzstifts bis zu Karl's Volljährigkeit. Karl erhielt 1443 die Abtei Saint-Waast in Arras, dann die Abteien Issoire, Grandmont und Lille-Barbe, die Prioreien zu Souvigny, Saint-Pourcain und Saint-Rambert. Er machte die Schule als Vorsänger und Chorherr in Lyon durch, nahm erst Ende September 1466 Besitz vom Erzstifte und wurde 1470 vom Erzbischofe von Bourges feierlich geweiht. Der Erzbischof von Lyon überließ aber die Geschäfte seinem klugen Generalprocurator, Meister Bartholomäus Bellièvre, und als er am 10. März 1476 auch Bischof von Clermont wurde, ließ er diese Diöcese gleichfalls durch andere verwalten. Karl lebte der Welt und ihren Freuden, dachte wie ein kecker Glücksritter „n'espoir ne peur", war tapfer, dabei voll Prachtliebe und Wollust, gab auch in seinem pariser Palaste schwelgerische Feste. Zu diplomatischen Verhandlungen besaß er viel Geschick, war weltklug und zu Staatsgeschäften sehr verwendbar. Er lag öfter vor schönen Frauen als vor Gott auf den Knien, war ein gewandterer Höfling als erfahrener Bibelkenner und handhabte besser den Degen als das Brevier.

Im J. 1465 war er unter den ersten Fürsten, welche gegen Ludwig XI. die Fahne des Aufruhrs erhoben; bald aber bereute er aufrichtig, unterwarf sich, gab die Freundschaft mit dem burgundischen Hause auf und blieb Ludwig unerschütterlich ergeben; er überwand dessen großes Mistrauen und gehörte zu den wenigen Menschen, denen der König vertraute. Er begleitete ihn auf allen Feldzügen und Reisen, theilte die Gefahr mit ihm, war 1468 in dem kritischen Moment in Péronne bei ihm, wurde in alle Geheimnisse eingeweiht und mit Auszeichnungen überhäuft. Nicht nur erhielt er die Leitung des Raths und für längere Zeit die Verwaltung des Erzbisthums Bordeaux, sondern Ludwig gab ihm auch die Statthalterschaft von Paris und der Ile-de-France und verschaffte ihm von Sixtus IV. am 18. Dec. 1476 den rothen Hut mit dem Titel San Martino de Monte. Sixtus hielt große Stücke auf ihn, ernannte ihn zum Legaten von Avignon, glaubte, er sei sehr gelehrt und kenntnißreich, und doch hat Karl nur eine Kirchenversammlung in Lyon abgehalten, um das durch die baseler Beschlüsse hervorgerufene Schisma zu unterdrücken. Im J. 1475 stellte Ludwig XI. in Pecquigny Karl Eduard IV. von England vor, lud den König ein, nach Paris zu kommen, und sagte, wenn er den Anfechtungen der Schönen erliege, so wolle er ihm Karl als Beichtvater geben, derselbe werde ihn gern absolviren; Eduard erwiderte: er wisse, daß der Erzbischof ein guter Kamerad sei. Bald nach des Königs Tode zog sich der Cardinal vom Hofe des minorennen Karl VIII., seines Pathen, nach Lyon zurück, wo er einen prächtigen Palast baute und viele Almosen spendete; die Kapelle des heiligen Ludwig in der Kirche des Cölestiner-Klosters in Paris ist auch seine Stiftung. Am 1. April 1488 starb Karl's älterer Bruder, Herzog Johann II., ohne legitime Kinder und trotz seiner ungeheuern Einkünfte wollte der Cardinal die große Erbschaft antreten. Aber die Gemahlin seines Bruders Peter, die mannhafte Anna von Beaujeu (s. Anna von Frankreich), kam ihm zuvor, besetzte schleunig die wichtigsten Plätze des Herzogthums Bourbon und begann dann mit Karl, der sich als nächstberechtigten Erben betrachtete und sich den Titel „Herzog von Bourbon und Auvergne" als „Karl II." beilegte, zu unterhandeln. Karl war kränklich und scheute den Kampf mit Anna, verzichtete darum zu Gunsten Peter's auf die Erbschaft, begnügte sich mit den Einkünften der Herrschaft Beaujolais und einer Pension von 20,000 Livres. Er starb in Lyon am 13. Sept. 1488 und ruht in der von ihm begonnenen, von Peter vollendeten Kapelle des dortigen Doms. Von Gabriele Bartine hatte er Isabella von Bourbon, die er 1484 mit seinem Haushofmeister Gilbert von Chantelot, Herrn von Lachaise, vermählte; sie wurde 1491 legitimirt und starb in Paris 1497 kinderlos.

Vgl. Paradin, Histoire de Lyon; Saint-Aubin, Histoire de Lyon (Bd. 2); Claudius Robertus, Gallia christiana; Béraud, Histoire des Sires et des Ducs de Bourbon (Bd. 2, Paris 1843); Legeay, Histoire de Louis XI. (zwei Bände, Paris 1874); Cherrier, Histoire de Charles VIII., Roi de France (Bd. 1, Paris 1868). (*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL (II.) von Bourbon, „der ältere Cardinal von Bourbon", Cardinal, Erzbischof von Rouen, als „Karl X." König der Ligue. Als fünfter Sohn des Herzogs Karl I. des Großmüthigen von Bourbon-Vendôme (s. d.) und der Franziska von Alençon zu La Ferté (in Brie) am 22. Dec. 1523 geboren, wuchs Karl unter den Augen der Aeltern zu La Fère (in der Picardie) auf und erhielt mit Karl von Guise, nachmals Cardinal von Lothringen, im Collége Navarre zu Paris durch Bischof Jean Hannoyer von Lisieux eine gelehrte Erziehung, um zum Kirchendienste befähigt zu werden. Früh besaß er eine große Zahl reicher Pfründen und Würden, die Gunst der letzten Valois machte ihn mit der Zeit zum reichsten Prälaten Frankreichs. Karl lebte meistens am Hofe, gab in seinem Palaste zu Paris pomphafte Feste und ließ seine geistlichen Aemter durch Beamte verwalten. Karl war nicht ohne theologische Kenntnisse, gewissermaßen religiös, ein eifriger Katholik und Todfeind aller Ketzerei, die Tugenden der Freigebigkeit und Sanftmuth zierten ihn, aber er liebte Wollust und Ueppigkeit, entbehrte aller Charakterstärke, ließ sich von jedem leiten, der seine vielen Schwächen benutzen wollte, besaß sehr bescheidene Geistesgaben, hingegen eine eminente Eitelkeit, die ihn gern auf das alberne Geschwätz der Astrologen lauschen ließ, und eine ihr angemessene Leichtgläubigkeit. Schon 1539 erhielt er unter päpstlichem Dispens das Bisthum Nevers, 1542 das Bisthum Saintes und der König verschaffte ihm bei Papst

Paul III. am 27. Juli 1547 den Cardinalshut. Er nannte sich Cardinal von Vendôme. Im J. 1550 wurde er Erzbischof von Rouen und Primas der Normandie, ergriff am 11. April 1551 von der Erzdiöcese Besitz und dachte daran, die hierzu gehörige Herrschaft Gaillon in ein Pairie-Herzogthum verwandeln zu lassen, was ihm aber nicht gelang. Als der Cardinal Ludwig von Bourbon, dem er einen Theil seiner Pfründen verdankte, 1557 starb, nahm er den Titel Cardinal von Bourbon an. Im J. 1568 erhielt er das Bisthum Beauvais, dazu nach und nach über 18 theilweise reiche Abteien, wie Saint-Denis, Saint-Ouen, Saint-Germain-des-Prez in Paris, Vendôme, Corbie, Jumièges, Ourcamp; in der Folge trat er seinem Neffen (s. den folgenden Karl III.) und dem Cardinal von Guise einige davon ab. Im J. 1572 wurde er Pair von Frankreich, am 31. Dec. 1578 Commandeur des Heiligen Geist-Ordens und Pius IV. verlieh ihm die Würde eines Legaten von Avignon. Der Cardinal zog vor, sich stets um weltliche Dinge zu bekümmern und an den ehrgeizigen Intriguen der französischen Großen theilzunehmen, wohnte 1555 persönlich der Papstwahl in Rom bei, trotzte aber dann den Verordnungen der Reichsversammlung, wonach die Geistlichen ohne Ausnahme ihre Amtspflichten selbst vollziehen sollten, und lebte als weltlicher Fürst. Bis zum Tode Heinrich's II. blieben Karl und seine Brüder Anton und Ludwig von den Staatsgeschäften ausgeschlossen; auch unter Franz II. und Karl IX. versäumten sie aus Unfähigkeit und Schwäche, sich mit gesammter Kraft dem Aufstreben des Hauses Guise entgegenzustellen, welches nach der ersten Rolle bei Hofe griff. Als seine Brüder und sein Vetter, der Herzog von Montpensier, vom Katholicismus abfielen, war dies ein furchtbarer Schlag für den bigotten Cardinal und er gerieth seitdem ganz in die Abhängigkeit des schlauen Cardinals Karl von Lothringen.

Im J. 1548 begünstigte Karl die Heirath seines ältesten Bruders Anton mit der Erbin des Königreichs Navarra unter Aufopferung seines Pflichttheils, den er vergebens nachher zurückforderte; 1552 verschaffte er Heinrich II. drei Millionen Goldthaler aus den Einkünften des Klerus gegen Aufhebung der Ordonnanz „Wilhelmine" von 1539, welche die geistliche Gerichtsbarkeit beschränkte; diese Summe wurde theilweise zur Unterstützung der deutschen Protestanten gegen Kaiser Karl V. verwendet, was einen Aufstand eifernder Katholiken gegen Karl herbeiführte, den er rasch erstickte. Dem Willen des gebieterischen Cardinals von Lothringen sich fügend, ließ sich der Erzfeind des Hugenottenthums bestimmen, mit ihm und dem Cardinal von Châtillon das Amt von Großinquisitoren von Frankreich zu übernehmen, was Papst Paul IV. ihnen am 26. April 1557 übertrug; der Cardinal von Lothringen durfte hoffen, ihn nach seiner Laune zu leiten. Karl errichtete in seiner Erzdiöcese ein Inquisitionsgericht, konnte aber die Ketzer nicht vertilgen, mußte selbst Beschimpfungen durch die Hugenotten erdulden und war so eingeschüchtert, daß er nicht wagte, die projectirte Verzierung des Innern der Kathedrale von Rouen vorzunehmen. Im J. 1560 sandten die Guise den bedeutungslosen Cardinal an seine Brüder, König Anton von Navarra und den Prinzen von Condé, um sie unter Verheißung voller Sicherheit, friedlichen Gehörs und freier Rückkehr aufzufordern, nach Orléans zu gehen; sie erschienen daselbst am 31. Oct. Bei dem Religionsgespräche in Poissy, 1561, spielte Karl eine untergeordnete Rolle neben dem Cardinal von Lothringen. Der Krönung Karl's IX. wohnte er nicht bei, sondern begleitete seinen Bruder Condé, den er kurzsichtig im vorigen Jahre in Orléans in die Gewalt seiner Feinde geführt hatte, zum pariser Parlament, wo sein Proceß vernichtet wurde. Unter dem Triumvirate des Connétable Herzogs von Montmorency, des Herzogs Franz von Guise und des Marschalls von Saint-André spielte er nicht nur eine traurige Figur, sondern mußte auch für sein Leben bangen; hingegen gelang nicht in letzter Linie seinem Einflusse die Conversion seines Bruders, Königs Anton, zur katholischen Kirche, indem er ihm lauter Lockbilder vorhielt. Nachdem das Blutbad von Vassy neue Aufregung verursacht hatte, ernannte die Königin-Mutter Katharina Karl im März 1562 zum provisorischen Gouverneur von Paris, um ein Gleichgewicht zwischen den Parteien herzustellen; auf Anstiften seines Bruders Condé befahl er diesem und dem Herzoge von Guise, die Stadt zu verlassen, Condé ging, Guise aber blieb und der Bürgerkrieg brach mit allen Greueln aus. Karl trat bald seine Statthalterschaft in Paris dem Marschall von Brissac ab. Der Tod seines Bruders Anton am 17. Nov. 1562 machte Karl zum Senior der Familie Bourbon und verschaffte ihm den Vorsitz im Staatsrathe, doch blieb der Einfluß von Guise dominirend, und mit ihm arbeitete Karl an der Ausrottung der Ketzerei und der Unterdrückung Condé's. Von allen Interessen seines Hauses sich trennend, diente er mit eifrigster Gelehrigkeit den Zwecken der Guise und wurde der erbärmliche Dienstmann der Feinde seiner Familie. Nach dem Tode Anton's dachte Karl daran, sich zu verheirathen und betrieb monatelang in Rom diese Angelegenheit, vom Nuntius in Paris unterstützt, der Papst aber gab den Dispens nicht. Nach der Ermordung Franz' von Guise forderte auch er am 26. Sept. 1563 in Meulan von Karl IX. die strengste Verfolgung des Verbrechers. Mit dem Religionsedicte von Amboise höchst unzufrieden, überbrachte er es dem pariser Parlamente zur Einregistrirung und verbarg seinen Unwillen nicht; nachdem der König in Rouen für majorenn erklärt worden, mußte er die Unzufriedenheit des pariser Parlaments über das Edict unterdrücken, obgleich er sie theilte. Im J. 1565 begleitete er Karl IX. und seine Mutter auf der Reise in Süd- und Ostfrankreich, wohnte in Bayonne ihrer Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzoge von Alba bei, war 1566 auf der Versammlung zu Moulins, wo er in heftigen Streit mit dem großen Kanzler de l'Hôpital wegen der Religion gerieth, erschien 1567 mit der Königin-Mutter und dem Cardinal von Lothringen auf dem Kriegsschauplatze, wo Condé die Hugenotten befeh-

ligte, und mußte darüber die bittersten Vorwürfe seiner Schwägerin, der Königin-Witwe Johanna von Navarra, hören, die ihn geradezu einen Untergebenen des Cardinals von Lothringen nannte. Später söhnte er sich mit Johanna aus, verzichtete auf ihren Wunsch nochmals auf sein väterliches und mütterliches Erbe und auf alle Rechte als Aeltester des Hauses zu Gunsten ihres Sohnes Heinrich, und obgleich er gegen dessen Ehe mit Margaretha von Valois war, betrieb er bei dem Papste den Dispens dazu. Der Religionsfriede von Saint-Germain kam dem bigotten Prälaten sehr ungelegen, und die Klagen, die Pius V. ihm gegenüber anstimmte, fanden bei ihm ein lautes Echo.

Gregor XIII., der Nachfolger, wollte den Dispens zur Ehe von Karl's Neffen, Heinrich von Navarra, nur unter Bedingungen ertheilen, die einer Weigerung gleichkamen; Karl IX. aber war entschlossen, die Ehe vollziehen zu lassen, und der zur Function berufene Cardinal von Bourbon mußte dem Papste vorstellen, daß der König von seinem Willen nicht abgehe. Um seine Bedenken einzuschläfern, stellte sich Karl IX., als habe er von Rom einen Brief mit der Ankündigung eines willfährigen päpstlichen Breve erhalten, und nun vollzog der Cardinal am 18. Aug. 1572 auf einem vor dem großen Portale der Notre-Dame errichteten Gerüste die Trauung, um sich sofort bei Gregor zu entschuldigen, der es ihm verzieh, da die Bartholomäusnacht ihn entzückte. Karl verfolgte die Hugenotten auf jede Weise, hatte sogar 1568 mit päpstlicher Einwilligung Kirchengut veräußert, um Mittel gegen sie zu erhalten, ließ die furchtbaren Greuel in Rouen im September 1572 an ihnen zu, begab sich zuweilen mit mehrern Prälaten, das Kreuz in Händen, in ihren Gottesdienst, vertrieb ihre Prediger, konnte aber ihren Glauben nicht ausrotten. Er begünstigte die Ansiedelung der Jesuiten und Kapuziner in seinem Sprengel, sorgte für die Gründung neuer Klöster, von denen er mehrere unter seinen unmittelbaren Schutz nahm, und ließ das Diöcesanbrevier der Kirche von Rouen, um es den Vorschriften des Tridentiner Concils entsprechen zu lassen, abgeändert abdrucken; im April 1581 hielt er eine Provinzialsynode wegen des kirchlichen Zustands seiner Gebiete. Es gelang ihm, den gelehrten Erzdiaconen von Toulouse, Toussaint Gibault, in den Schos der römischen Kirche zurückzuführen. Karl begünstigte manchen Misbrauch und manches schädliche Privilegium seiner Kirche, nahm u. a. die Rechte des Reliquienkastens des heiligen Romanus in der Kathedrale von Rouen in Schutz, wonach dahin flüchtende Verbrecher straffrei wurden; als die Parlamente von Rouen und Paris hierüber bittere Klage führten und der Präsident des pariser Parlaments auf der Reichsversammlung von 1583 diesen Misbrauch zur Sprache brachte, warf sich Karl dem Könige zu Füßen, erklärte die Klage für eine schamlose Beleidigung der Kirche und ihrer Heiligen und versicherte, er habe, wenn man ihm dieses Privileg entziehe, kein Mittel zur Besserung der Sünder. Karl schmückte die Kathedrale, die in den Unruhen stark beschädigt worden, mit Gemälden und Verzierungen, verbesserte das Einkommen ihrer gleich ihm der Ligue zugethanen Geistlichkeit, erweiterte seinen Palast in Rouen durch Bauten und Gärten, ließ in der Abtei Saint-Germain-des-Prez einen Palast anlegen, gründete in Gaillon die Karthause, in Paris das Profeßhaus der Jesuiten und die Kirche des heiligen Ludwig und schenkte den Jesuiten später seine Bibliothek.

Mit Hülfe eines abtrünnigen reformirten Geistlichen suchte er seine nächsten Verwandten, die Häupter der Hugenotten, zu bekehren, bald aber kehrten sie der katholischen Sache schroff den Rücken. Er half bei der Ausführung der letzten Maßregeln Karl's IX., ging Heinrich III. bis Lyon entgegen und diente ihm als Rathgeber in wichtigen Dingen. Er war außer sich, als sich sein Neffe Heinrich 1576 wieder an die Spitze der Hugenotten stellte; zur Ausrottung der Hugenotten stellte er 1577 Heinrich III. die Kirchengüter zur Verfügung; als die Königin-Mutter am 9. Febr. 1577 im Staatsrathe sich in der Religionsfrage mild äußerte, schrie er auf: er habe zwei ketzerische Neffen, wolle ihnen aber selbst als Henker dienen, wenn sie Hugenotten und Rebellen blieben; am 28. Febr. sprach er inbrünstig für die eine katholische Religion. Im Herbste 1578 begleitete er Margaretha nach Nérac zu ihrem Gemahle, König Heinrich von Navarra, um ihn, den präsumtiven Thronerben Frankreichs, zur römischen Kirche zurückzuführen, erhielt aber die höhnische Antwort: „Mein Oheim, man behauptet, gewisse Leute wollten Euch zum König machen; laßt Euch lieber zum Papst wählen, wozu Ihr mehr berufen seid und wodurch Ihr größer sein werdet als alle Könige."

Ebenso wenig Karl wie die Guise wollten einen Ketzer auf den Thron Frankreichs lassen und die Guise dachten an den Cardinal als den bedeutungslosesten Nebenbuhler des Königs von Navarra. Von einem von den Guise bestochenen Rathe, dem Bastard Andreas von Bourbon-Rubempré, völlig geleitet, ließ er sich für die Chimäre, König zu werden, gewinnen; Herzog Heinrich von Guise umgab ihn mit seinen Creaturen, die seine lächerliche Eitelkeit immer anfeuern mußten, und machte ihn zum blinden Werkzeuge seiner Ehrsucht. Für die Anhänger Heinrich's III. war er seitdem nur „der rothe Esel"; Heinrich III. selbst erstaunte darüber, daß sich Karl mit zwei Kronen beladen wolle, und meinte, er wisse nicht, wie Karl mit der Königskrone fertig zu werden gedenke, da ihm die weit leichtere Priesterkrone schon zu schwer sei. Durch Schwelgerei geistesschwach, durch Spiel entnervt, glaubte der eitle Priester so gewiß an seine Thronfolge, daß er sich mit der Schwester seines neuen Protectors Guise, der jüngst verwitweten Herzogin Katharina von Montpensier, vermählen wollte, um Erben zu bekommen; Guise versprach, ihm in Rom den Dispens vom Kirchenamte zu erwirken. Die Königin-Mutter ließ sich für diese Combination durch die Aussicht auf die Beseitigung des Thronrechts ihres Schwiegersohns, Heinrich von Navarra, gewinnen und hoffte auf Rechte für ihre lothringischen Enkel. Pamphletisten bezeichneten Karl als nächstberechtigten Thronfolger; Mateo

Zampini erläuterte, der Onkel sei dem Neffen um einen Grad voraus. Philipp II. von Spanien war bereit, Karl's Ansprüche zu unterstützen. So kam am 16. Jan. 1585 (31. Dec. 1584) auf dem Schlosse Joinville der Geheimvertrag Philipp's, Karl's, der Guise und der heiligen Ligue zu Stande; Karl's Vertreter war der Hauptagent Heinrich's von Guise bei dem liguistischen Geheimconseil in Paris, Franz von Roncherolles, Herr von Maineville, den Heinrich III. gern als Mène-ligue bezeichnete. Alle verpflichteten sich zur Bewahrung der einen katholischen Kirche in Frankreich. Da ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, somit Heinrich von Navarra vom Throne ausgeschlossen sein müsse, sollte Karl, im Falle Heinrich III. ohne Söhne stürbe, ihm auf dem Throne succediren; als König müsse er sofort den Frieden von Câteau-Cambrésis ratificiren, jeder Allianz mit der Türkei abschwören, das Tridentiner Concil und seine Beschlüsse zur Basis seiner Regierung nehmen, alle dem spanischen Handel in Indien nachtheiligen Seeunternehmungen aufgeben, die Ketzerei in Frankreich verbieten und in einem Vernichtungskriege austilgen. Die contrahirenden Fürsten versprachen, Philipp II. mit allen Mitteln zur Wiedererlangung von Cambray zu verhelfen; er verpflichtete sich, ihnen in den ersten sechs Monaten der Waffenerhebung 600,000 Thlr. und dann während der ganzen Kriegsdauer monatlich 50,000 zu zahlen, was ihm alles bei der Thronbesteigung Karl's oder seines Nachfolgers zurückzuerstatten sei. In einem Sondervertrage versprach Karl dem Könige Philipp die Abtretung Nieder-Navarras und Béarns und lieferte somit diese Grenzgebiete von hoher Wichtigkeit aus. Schon vor Wochen hatten Karl, die Guise und der Herzog von Nevers den lyoneser Jesuiten Matthieu, „den Courier der Ligue", an den Papst gesandt, um seine Hülfe zu erbitten; Gregor billigte unumwunden die Waffenerhebung gegen die Ketzer mit oder ohne Erlaubniß des Königs, benahm den Verbündeten von Joinville jedes Gewissensbedenken, gab ihnen vollen Ablaß für ihr heiliges Werk und stellte die Bannung Heinrich's von Navarra und Heinrich's von Condé für den Moment in Aussicht, da der Krieg begönne; den Mord des Königs abrathend, sprach er sich für seine Gefangennahme aus.

Heinrich III., der Heinrich von Navarra zum Thronerben erklärt hatte, spottete über die einfältigen Träume des alten Cardinals und besuchte ihn im September 1584 auf seinem Schlosse Gaillon, um ihn auszuforschen. Karl war zuerst verschlossen, dann aber bekannte er offen, er sei gesonnen, seinen Neffen nicht succediren zu lassen, da ihm ein Näherrecht an den Thron zustehe. Der Monarch klopfte ihm auf die Schulter und sagte höhnisch: „Lieber Freund, das Châtelet wird Euch zwar die Krone geben, das Parlament aber sie wieder nehmen;" dann reiste er ab. Die Verbündeten machten nun große Rüstungen, mit spanischem Gelde versehen; der Cardinal ließ Truppen in der Schweiz werben, sammelte in Gaillon den Adel der Normandie und Picardie um sich und ließ sich vom Herzoge von Aumale (s. d.) nach Péronne führen. Von hier erließ Karl am 31. März 1585 ein in Rheims gedrucktes Manifest, nachdem er in Guise Heinrich III. schriftlich gebeten hatte, er möge ihm nicht verübeln, daß er aus Sicherheitsgründen Gaillon verlassen habe. „Im Namen des allmächtigen Gottes, des Königs der Könige" redigirt, führte das Manifest den Titel „Déclaration des causes qui ont mû monsieur le cardinal de Bourbon et les pairs, princes, seigneurs, villes et communautés catholiques de ce royaume, de s'opposer à ceux qui, par tous moyens, s'efforcent de subvertir la religion catholique et l'Etat." Karl erklärte, ihm als erstem Prinzen von Geblüt stehe vor allem die Obhut der Religion der Väter zu, und forderte vom Könige Restitution derselben in die Alleinberechtigung im Reiche, Wiederherstellung der Adelsfreiheiten und der juridischen Machtvollkommenheit der Parlamente, Befreiung des Volks von den seit Karl IX. auferlegten Abgaben, bessere Verwendung der Steuern, öftere Einberufung der Reichsstände u. s. w. Die Herzoge von Guise und Aumale führten den Cardinal mit fast königlichem Pompe nach Rheims, von da ins Hauptquartier der Ligue nach Châlons, während der König sich in einer Declaration gleichsam gegen die Anschuldigungen der Verbündeten rechtfertigte und den Trotz derselben durch seine Haltlosigkeit nährte. Ein wahrer Regen von Pamphleten ergoß sich gegen die Ligue; Duplessis-Mornay war der Hauptheld dieser Fehden und widerlegte das Manifest von Péronne. Die Ansprüche Karl's auf den Thron verfocht Anton Hotman in der Flugschrift „Les droits de l'oncle contre le neveu" (Paris 1585), um sie acht Tage später zu widerrufen; sein Bruder, der Hugenott Franz Hotman, schrieb dagegen „Disputatio de controversia successionis regiae inter patruum et nepotem" (Frankfurt a. M. 1585). Papst Sixtus V. hatte anfänglich Karl's Thronabsichten misbilligt, weil der dadurch beleidigte Heinrich III. genöthigt werden könnte, die Ketzer gegen seine Unterthanen zu Hülfe zu rufen; als er schließlich nachgab und trotz seiner geringen Meinung von dem vielfach verspotteten Karl sich für ihn erklärte, als er am 9. Sept. 1585 Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé unter Verlust ihrer Gebiete und Rechte in den Bann that, schleuderte F. Hotman das Pamphlet „Papae Sixti brutum fulmen" ins Volk. Der gelehrte Theolog Jakob Berson pries Karl's unerschütterlichen Eifer in der Schrift „La saincte et tres chrestienne resolution de Monsgr. le Cardinal de Bourbon pour maintenir l'eglise catholique et romaine" (Paris 1586). Im J. 1588 ließ Karl alles, was über seine Erbfolge erschienen war, durch einen Juristen sammeln und zu Paris publiciren als „De la succession, du droit et prerogative de premier Prince du sang, déférée à Mr. le Cardinal de Bourbon par la loy du Royaume".

Durch die Fortschritte der Ligue geängstigt, schloß Heinrich III. mit ihr am 7. Juli 1585 den demüthigenden Vertrag von Nemours. Nicht allein die eine katholische Religion erlangte hier ihre Anerkennung, sondern eine Reihe Sicherheitsplätze wurden auf fünf Jahre den Häuptern der Ligue überwiesen; Karl erhielt

die Stadt Soissons und eine Leibwache von 100 Mann auf Kosten des Königs, dem er am 13. Juli in Saint-Maur seine Huldigung darbrachte. Der Herzog von Guise und seine Genossen überboten sich in Schmeicheleien gegen den geckenhaften Kirchenfürsten, der ihnen als bestes Aushängeschild diente; alle Warnungen vor ihren Tücken blieben bei ihm unbeachtet. Im „Kriege der drei Heinriche" zog er mit Degen und Federhut unter Guise ins Feld, und spottend nannte ihn das Volk „le grand duc de Bourbon". Seine Königswahl kam stets wieder zur Sprache und er fühlte sich der Erreichung seines Ziels immer näher. Zuweilen beschlich ihn wol ein gewisses Mitleid mit seinen verirrten Neffen Navarra und Condé, und als 1587 der Herzog von Joyeuse bei seiner Abreise in den Krieg sich brüstete, er werde bald ihre Köpfe überbringen, verwünschte er dessen nichtswürdigen Dünkel. Heinrich III. wollte die Wiederherstellung des Friedens und sandte seine Mutter, Karl und die Herzoginnen von Nemours und Montpensier im Mai 1587 zu dem Herzoge von Guise, doch blieben ihre Bemühungen fruchtlos. Im Juli 1587 hielt Karl mit dem Cardinal von Vendôme eine feierliche Procession in Paris zur Unterdrückung der Ketzerei; im Januar 1588 traf er mit den Guise in Nancy zusammen und forderte mit ihnen den König auf, sich enger an die Ligue anzuschließen, das Tridentiner Concil zur Richtschnur zu nehmen, die Inquisition einzuführen u. dgl., und als sein Neffe Condé starb, sah er darin die Strafe des Himmels für seine Ketzerei. Im Februar 1588 siedelte er mit den Führern der Ligue nach Soissons über, um Paris näher zu sein, das sie nicht betreten durften; hier sollten sie bleiben, bis der Moment gekommen sei, in Paris zu handeln; Heinrich von Guise besprach sich hier mit ihnen und zog im Mai unerwartet in der Hauptstadt ein, bald folgte ihm Karl und wohnte bei ihm im Hôtel Guise. Der Herzog von Guise, die Cardinäle von Bourbon und Guise forderten von Heinrich III. die Entfernung und Absetzung seiner Günstlinge Epernon und La Valette und eine Reihe Dinge, deren Erfüllung Guise zum Herrn der Lage machen mußte. Die Ligue taufte sich in Union um und am 15. Juli unterwarf sich Heinrich III. den Forderungen des übermüthigen Guise. Er schloß Heinrich von Navarra von der Erbfolge aus, erkannte Karl als nächsten Verwandten an und machte Guise zum Höchstcommandirenden aller Heere, wofür ihm Karl und der Herzog danken ließen. In Chartres empfing sie der gedemüthigte König auf Anstiften seiner Mutter am 1. Aug., und durch Erlaß vom 17. Aug. bewilligte er Karl als nächstem Verwandten das Recht, in jeder Stadt Frankreichs einen Zunftmeister zu ernennen, bisher ein Vorrecht der Könige und der Königinnen nach Geburt eines Dauphin, während er seinen Beamten und Dienern alle Privilegien seiner eigenen verlieh. Um unter den Ständen eine Stütze gegen die Uebermacht der Union zu finden, berief der Monarch den Reichstag in Blois; in Rouen wurde Karl vom Klerus zum Deputirten gewählt und mit dem Cardinal von Guise im October Präsident des Klerus auf dem Reichstage. In der Jakobinerkirche reichte er am 9. Oct. allen Deputirten die Communion, bei der Eröffnungssitzung erschien er krankheithalber nicht (16. Oct.), Guise aber berieth sich mit ihm. Nach der Ermordung des Herzogs und des Cardinals von Guise wurde Karl am 23. Dec. in seinem Bette in Blois überfallen und in die Citadelle geführt; eine Deputation der Pariser forderte alsbald vom Könige seine und seiner Gefährten Freilassung. Die Königin-Mutter besuchte Karl in der Haft; er aber rief ihr entgegen, sie habe nicht geruht, bis die Guise zur Schlachtbank geführt seien, und der Eindruck seiner Vorwürfe beschleunigte ihren Tod. Während der Herzog von Mayenne an die Spitze der Union trat und Philipp II., der selbst auf Frankreich speculirte, seine Agenten in Frankreich in für Karl wenig begeisterter Weise instruirte, wurde letzterer Ende Januar 1589 in das Schloß zu Amboise gebracht; hier verwandelte sich sein Kerkermeister du Guast, der Mörder des Cardinals von Guise, plötzlich in seinen demüthigen Diener, nannte ihn sogar „Majestät" und ließ sich von ihm zu Unterhandlungen mit den Liguisten in Paris autorisiren; Heinrich III. jedoch wußte ihn zu erkaufen: gegen 30,000 Thaler gab er ihm Karl, den jungen Herzog von Guise und den Herzog von Elbeuf heraus und im März führte der König sie nach Blois zurück. Von hier kam der Cardinal nach Chinon. Obgleich die Union Heinrich III. für abgesetzt betrachtete, that sie nichts zur Proclamirung Karl's zum König; Sixtus V. hingegen nahm sich seiner und seines Leidensgenossen, des Erzbischofs von Lyon, an und verlangte von Heinrich III. ihre Freilassung binnen zehn Tagen unter Androhung des Bannes (24. Mai). Der König ließ Karl trotzdem in Chinon. Von Clément's Dolch getroffen, ernannte er Heinrich von Navarra zum Nachfolger und starb als letzter Valois am 2. Aug. 1589.

Den Vorschlag, Mayenne unter spanischem Schutze im Besitze der Macht der Union zu lassen und von Karl Abstand zu nehmen, verwarf der spanische Gesandte Mendoza; Karl, der bestimmte Verpflichtungen gegen Spanien, besonders in Betreff der Landabtretung, übernommen hatte, sollte die Krone erhalten. Ebenso dachten die besonnenen Liguisten in Frankreich. Der Rath der Union erklärte sich für den Cardinal, der in den Händen Heinrich's (IV.) war; Mayenne übte in seinem Namen seine Charge als Generallieutenant des Staats und der Krone Frankreich weiterhin aus, ließ ihn am 7. Aug. als Karl X. zum König von Frankreich proclamiren, alle Städte der Union erkannten ihn an, aber erst am 21. Nov. proclamirte ihn das pariser, am 14. Dec. das rouener Parlament als König; erst vom 21. Nov. an datirten die Erlasse in seinem Namen, erst am 15. Dec. verordnete er die Prägung von Münzen mit „Carolus decimus, Dei gratia Francorum rex". Philipp II. hoffte, wie wir aus seinen Briefen an Mendoza ersehen, König Karl werde ihm in allem zu Willen sein und die Wege zur Thronfolge der Infantin in Frankreich ebnen; Mendoza, Tassis und Moreo gaben die Erklärung ab, ihr König verpflichte sich, ihn aus der Gefangenschaft zu

befreien und in Rheims salben zu lassen, wobei Flandern oder Burgund mit Frankreich vereinigt werden sollten. Mayenne lud alle Franzosen ein, Karl den Eid der Treue zu leisten, während dieser in enger Haft blieb und sich bei ihm beschwerte, daß nichts zu seiner Befreiung gethan werde. Mayenne ließ hierauf Truppen auf Chinon ziehen. Der Papst sandte den Cardinallegaten Cajetan nach Frankreich, um die Befreiung König Karl's zu erwirken, wofür er bedeutende Gelder mitbrachte; Philipp II. ging mit ihm dieselbe Straße. Aus seiner Gefangenschaft erließ Karl einige Verfügungen, wie am 16. Jan. und im Februar 1590 über Abgaben in Soissons und neun dazu gehörigen Orten. Am 5. März 1590 forderte auch das pariser Parlament dazu auf, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien; in einem Manifeste erklärte sich Philipp II. in demselben Sinne. Karl saß seit 3. Sept. 1589 in Loudun, seit 15. Oct. in Fontenay-le-Comte (Vendée), wagte nicht länger den Königstitel zu behaupten und bot seinem Neffen, Heinrich IV., seine Unterwerfung gegen seine Freiheit an; Heinrich ging hierauf ebenso wenig ein wie auf den vom Grafen von Soissons angeregten und vom Parlamente von Tours ausgesprochenen Gedanken einer gemeinsamen Regierung nach Art der alten Kaiser Roms. Karl suchte sich in seiner Haft mit Religion zu stärken, enthielt sich aller Intriguen und erlag schweren Steinleiden in Fontenay am 8. Mai 1590. Sein Tod diente zum Vorwande neuen Unfriedens und noch 1595 wurden Münzen mit seinem Bilde geprägt. Er ruht in der prachtvollen Karthause zu Gaillon. Für seinen Bastard Sieur Poullain sorgte Heinrich IV.

Vgl. La Pommeraye, Histoire des archevêques de Rouen; Mémoires de la Ligue (Paris 1758); Archives curieuses de l'histoire de France (Bde. 7, 11 und 13 der ersten Serie); Archives de l'empire. Inventaires et documents. Publiés par ordre de l'empereur. Monuments historiques. Par Jules Tardif (Paris 1866); von Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Bd. 1, Stuttgart und Tübingen 1852); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. IX. u. X., Paris 1865); R. de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bd. 3, Paris 1850); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (zwei Bände, Paris 1866).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

c) KARL (III.) von Bourbon-Vendôme, „der jüngere Cardinal von Bourbon", Erzbischof von Rouen, Primas der Normandie. Als vierter Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé aus dem Hause Bourbon-Vendôme aus erster Ehe mit Eleonore von Roye, Gräfin von Roucy, am 30. März 1562 zu Gandelu (in Brie) geboren, verlor Karl schon 1564 die Mutter, 1569 den Vater, eifrige Protestanten, und wurde infolge des freilich nur vorübergehenden Uebertritts seines ältesten Bruders, des Prinzen Heinrich I. von Condé, mit seinen Geschwistern vom Abte Johann Touchard von Bellozane (Bellosane) streng katholisch erzogen; der Abt wurde trotz anrüchigen Wandels später sein Rathgeber und Geheimsecretär. Karl war nicht unbeanlagt, liebte die Wissenschaft und ihre Verkündiger, legte sich eine auserlesene Bibliothek an und hatte Rednertalent; aber bei aller Liebenswürdigkeit war er launenhaft, bei allem Ehrgeize von seinen Schmeichlern abhängig; über alle Neigung zu Kenntnissen ging ihm der triviale Genuß der Possenreißerei, den ihm Meister Wilhelm aus Louviers bot; er war habsüchtig, furchtsam und schwach an Körper und Charakter; gewissermaßen sein Vorbild schien sein Oheim, der Cardinal Karl von Bourbon (s. d. vorigen). Ihm verdankte er auch in erster Linie sein rasches Steigen im geistlichen Stande; wie er verfolgte Karl die Hugenotten aus Fanatismus, von ihm erhielt er die Abteien zu Saint-Denis, Saint-Germain-des-Prez, Saint-Ouen, Bourgeuil, Sainte-Catherine in Rouen und Ourcamp, sowie die Coadjutorie im Erzstifte Rouen; Gregor XIII. gestattete ihm am 1. Aug. 1582, nach dem Tode seines Oheims ohne weiteres den erzbischöflichen Thron zu besteigen. Da er infolge seiner Geburt in Streitigkeiten mit den Cardinälen und Erzbischöfen wegen des Vortritts am Hofe gerieth, erwirkte ihm König Heinrich III. bei Gregor XIII. am 12. Dec. 1583 die Würde eines Cardinals; da er aber nicht Cardinalpriester wurde, so hörten die Zänkereien mit hohen Geistlichen, besonders dem Cardinal von Guise, nicht auf. Er nannte sich Cardinal von Vendôme und machte seinem Wahlspruche „Superat candore et odore", den er durch eine Lilie unter Dornen versinnbildlichte, wenig Ehre.

Obgleich kein Freund der Ligue, folgte er im Mai 1588 seinem Oheim, dem Cardinal, nach Paris und nahm bei dem Herzoge von Guise Wohnung; er erschien auf dem Reichstage in Blois im October d. J. neben Heinrich III., um voll Erbitterung den Triumph des Herzogs von Guise zu schauen; am 20. Nov. kam dieser Groll durch ein blutiges Gefecht ihrer Pagen in Blois zum Ausdruck; er aber enthielt sich jeder Berührung mit den Guise und der Ligue und soll um den bevorstehenden Mord der ersteren gewußt haben. Trotzdem scheint er geneigt gewesen zu sein, sich dem Herzoge von Mayenne und der Ligue anzuschließen, sobald er im Falle des Ablebens des alten Cardinals von Bourbon als nächstberechtigter Prinz von ihnen anerkannt würde. Er schloß sich Heinrich von Navarra an, wollte ihn zum Uebertritt zum Katholicismus bewegen, erhielt aber 1589 die Antwort, er könne nicht die Religion wie die Wäsche wechseln. Er erkannte Heinrich nach dem Tode des Königs als Heinrich IV. an und empfing ihn, begleitet vom Cardinal von Lenoncourt, am 21. Nov. 1589 zu Tours, wo sich jetzt die höchsten Staatsbehörden befanden. Heinrich ernannte ihn zum Chef seines Staatsraths und übertrug ihm das Amt des Großsiegelbewahrers, verlor aber sehr rasch sein Zutrauen, denn schon im December nahm er ihm letztere Stelle wieder ab. Er traute ihm zu, er und sein Bruder, der Graf von Soissons, intriguirten mit dem Herzoge von Epernon, um sich des alten Car-

dinals, des Königs der Ligue, zu bemächtigen, und ließ letzteren darum inmitten der Hugenotten nach Fontenay schaffen.

Nach dem Tode seines Oheims im Mai 1590 nahm Karl den Titel „Cardinal von Bourbon" an und ließ sich bald verleiten, in den verwirrten Verhältnissen Frankreichs eine unglückselige Rolle zu übernehmen. Blieb Heinrich IV. Ketzer, so dürfe er nicht König sein, wurde sein Glaubenssatz, in dem ihn der Abt von Bellozane und Jakob David Puderron, seine Vertrauten, bestärkten; mit ihnen agirten der Graf von Soissons und die frühere Maitresse Heinrich's IV., die Gräfin von Grammont. Zwischen der Ligue und den Royalisten sollte eine dritte Partei gebildet werden, um die Hugenotten aus Frankreich zu jagen, Heinrich (IV.) zum Uebertritt zu zwingen oder, wenn er hartnäckig bleibe, einen katholischen Bourbon zum König zu krönen. Der Cardinal von Bourbon wurde der Mann dieser Partei, die sich sofort um Spaniens Protection bewarb, Angers aufreizte und vergebens Tours zu gewinnen suchte. Karl sandte einen Agenten mit geheimen Instructionen nach Rom, diese wurden aber aufgefangen und dem Könige Heinrich im März 1591 mitgetheilt. Hieraus ergab sich, daß Karl dem Papste seine Unterwürfigkeit ausgesprochen und versichert hatte, bisher habe er Heinrich nur aus Zwang und in der Hoffnung gedient, er werde sich bekehren; da ihn aber seine Hoffnungen betrögen, so möge er nicht länger der Mitschuldige des „Königs von Navarra" bleiben und bitte den Papst, seine eigenen Rechte auf den Thron zu unterstützen; alle katholischen Königlichen würden sich zu ihm schlagen, sobald der Papst zu seinen Gunsten bei der Ligue intervenire. Die Ligue unter Mayenne arbeitete Karl's Aussichten in Rom entgegen und Gregor XIV. erklärte sich offen für die Ligue und Spanien, während seine Günstlinge dem eiteln Cardinal vorschwatzten, sie würden ihm die Hand der Tochter Philipp's II. verschaffen und ihn auf den französischen Thron setzen. Durch die Gewandtheit Sully's erfuhr Heinrich IV. das ganze Abkommen und rief, um Karl ohne eine damals bedenkliche Züchtigung unschädlich zu machen, ihn zu sich ins Lager vor Chartres, wo er ihn genau beaufsichtigte. Während Karl dem Bischofe von Evreux, Claudius von Saintes, der den Mord Heinrich's IV. als erlaubt bezeichnete, bei diesem das verwirkte Leben rettete, trat er bei der Berathung des Toleranzedicts im Juli 1591 im Staatsrathe schroff hiergegen auf, murrte, protestirte und wollte weggehen, wurde aber zum Bleiben gezwungen. Heinrich fürchtete ihn um so weniger, als er du Perron erkauft hatte und durch ihn alle Machinationen und Pläne Karl's erfuhr. Karl unterzeichnete mit den andern Prälaten die feierliche Mittheilung vom 21. Sept. an alle französischen Katholiken, wonach Gregor's XIV. Bannstrahlen gegen Heinrich null und nichtig seien. Hatte der Cardinal gehofft, Mayenne werde ihm gegen große Belohnungen den Weg zum Thron bahnen und die Hand der Infantin verschaffen, so fiel sein ganzes Kartenhaus zusammen, als Mayenne sich mit Heinrich IV. verständigte und letzterer sich am 25. Juli 1593 zur katholischen Religion bekannte. Vergebens hatte Karl ihm Schwierigkeiten in den Weg legen wollen und in der geistlichen Versammlung zu Saint-Denis erklärt, die gallikanischen Prälaten dürften dem Entscheide des Papstes nicht vorgreifen und den König in den Schos der Kirche aufnehmen; er war überstimmt und vom Könige von den weiteren Sitzungen ausgeschlossen worden, aber am 25. Juli wohnte er dem feierlichen Uebertritte bei, seinen Grimm erstickend. Der König schonte ihn trotz seiner Eitelkeit und der wenig verhehlten Erwartung, die echten Katholiken würden sich doch noch für ihn erklären, worin mancher Liebediener Karl bestärkte, den die Hugenotten wie die Katholiken verhöhnten. Karl wohnte Heinrich's Krönung in Chartres am 27. Febr. 1594 nicht bei; der Fall von Paris zerstörte am 22. März seine letzten Hoffnungen. Da Karl auf der Seite Heinrich's IV. gestanden, hatten nach dem Tode seines Oheims das liguistisch gesinnte Erzstift und die Stadt Rouen ihm die Besitzergreifung sehr erschwert. Der Streit währte, bis sich Rouen endlich Heinrich IV. am 30. März 1594 ergab und das Domkapitel sich am 14. April mit Karl aussöhnte. Karl war krank, auf der Reise nach Paris begriffen, konnte darum nicht in Person Besitz ergreifen und sich zum Priester weihen lassen. Ueber die Lage der Dinge verzweifelnd, war er erkrankt und man hielt ihn für schwindsüchtig; er hingegen glaubte, von der Maitresse des Abtes von Bellozane, Frau von Rosières, verzaubert und vergiftet zu sein, ließ sich in einer Sänfte von Gaillon nach Paris tragen, schlug am 16. April 1594 seinen Sitz in der Abtei Sainte-Geneviève, dann in der von Saint-Germain-des-Prez auf. Er wurde immer elender, sah sich von seiner nichtswürdigen Dienerschaft misachtet und betrogen, ließ den Minister Sully zu sich bitten, klagte ihm seine Noth und wünschte, bei dem Könige ein besseres Andenken zu hinterlassen; er rieth, Heinrich IV. solle sich dem Papste anschließen, von der Errichtung eines Patriarchats abstehen, seine unfruchtbare Ehe mit Margarethe von Valois lösen und eine andere eingehen, empfahl dem Könige den alten, seit Maria Stuart's Katastrophe in Frankreich lebenden und als Liguisten schel angesehenen Erzbischof von Glasgow, wünschte über seine Pfründen das Verfügungsrecht, um manche Sünde seines Oheims und seiner selbst an würdigen Uebervortheilten gut machen zu können, und sprach sich für die angegriffenen Jesuiten wärmstens aus. Der König aber schrieb ihm am 26. Juni, er solle sich nur um seine Genesung bekümmern und den falschen Gerüchten seiner Umgebung keinen Glauben schenken, versprach ihm, wenn er genesen sein würde, noch einmal soviel Pfründen als bisher und sagte spottend zu den Seinen, das beste Mittel seiner Wiederherstellung sei die Verheißung, ihn bald König werden zu lassen. Nach langem Siechthum starb der Cardinal in der Abtei Saint-Germain-des-Prez am 28. Juli 1594 und ruht in Gaillon. Kaum war er todt, so plünderten seine Diener die ganze Wohnung und bei der Inventarisirung fand sich nur noch ein

altes an einer Kette befestigtes Messer in der Küche. Manches Spottlied wurde auf ihn gemacht, Frankreich verlor nichts an ihm.

Vgl. Claudii Roberti Gallia christiana; La Pommeraye, Histoire des archevêques de Rouen; Mémoires de Sully (Paris 1745, Bd. I.); Thuanus, Historia sui temporis (Bd. 5, französische Ausgabe, Paris 1734); P. de l'Estoile, Journal du règne de Henry III. (Bd. 5), und desselben, Journal du règne de Henry IV. (vier Bände); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. 10, Paris 1865); René de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. 3 und 4, Paris 1850).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

d) KARL (IV.), Bastard von Bourbon, Cardinal, Erzbischof von Rouen und Primas der Normandie. Als uneheliches Kind König Anton's von Navarra und des Hoffräuleins Louise de la Beraudière, Fräulein von Rouet, vor 1557 geboren, wurde Karl von dem abenteuerlichen Juristen Franz Balduin (s. d.) erzogen, gerieth 1564 in die Hände seines Oheims, des Cardinals Karl (II.) von Bourbon, wurde trotz seines weltlichen Sinnes der Kirche bestimmt, studirte in einem katholischen Seminar, wurde Prior des Cluniacenser-Ordens in Orence und nach seiner Legitimation Bischof von Comminges und Lectoure, blieb aber trotzdem in Verbindung mit seinen protestantischen Verwandten und übernahm gern Dienste, die mit dem geistlichen Berufe nichts zu thun hatten. Unter seinem Oheim, dem Prinzen von Condé, kämpfend, fiel er am 13. März 1569 in der Schlacht bei Jarnac in Gefangenschaft und verlor seine Pfründen. Erst nach erlangter Freiheit erhielt der Knabe 1571 sein Bisthum zurück. Er wurde Doctor des kanonischen und römischen Rechts, galt für gelehrt, wurde aber von seinem Halbbruder, Heinrich IV., trotzdem für unwissend gehalten. In lustiger Gesellschaft befand er sich jedenfalls wohler als unter ernsten Priestern und bei den Büchern; Anton von Roquelaure theilte sein bewegtes Leben. Am 5. Nov. 1594 verschaffte ihm dieser bei Heinrich IV. das Erzbisthum Rouen, von dem er am 24. Dec. Besitz ergriff und die Einkünfte bezog; am 26. März 1597 bestätigte ihn Papst Clemens VIII. und ernannte ihn zum Cardinal, am 26. Dec. empfing er die Priesterweihe. Erst am 24. Mai 1599 hielt er seinen feierlichen Einzug in Rouen. Im J. 1597 wurde er Commandeur des Heiligen Geist-Ordens und Kanzler der französischen Orden. Lange sträubte er sich 1599, die Ehe seiner reformirten Schwester mit dem katholischen Herzoge Heinrich von Bar zu weihen, und erst Roquelaure konnte seine Scrupel verscheuchen. Karl gab sich alle Mühe, in seinem Erzstifte beliebt zu werden, gestattete die Erbauung von Klöstern der Pauliner in Rouen und der Carmeliter in Pontoise, der König aber fand ihn unfähig, sein Amt länger zu behalten. Unter dem Vorwande, er könne die Luft in Rouen nicht vertragen und müsse zur Stärkung seiner Gesundheit eine bessere aufsuchen, verzichtete er im März 1604 auf das Erzstift an den Cardinal Franz von Joyeuse, der ihm seine Abteien Marmoutier in Touraine und Saint-Florent zu Saumur abtrat; der König hatte Karl hierzu bewogen. Der Cardinal entsagte der Welt, gab seine Würde als Ordenskanzler auf, lebte, seinen Leichtsinn abbüßend, in strengster Zurückgezogenheit im schönen Marmoutier und starb hier aus Gram über die Ermordung seines Wohlthäters und Halbbruders im Juni 1610.

Vgl. P. de l'Estoile, Journal du règne de Henry IV. (4 Bände); Mémoires de Sully (Bd. 1, Paris 1745).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

e) KARL (von Lothringen), Cardinal von Lothringen, Herzog und Erzbischof von Rheims, erster Pair von Frankreich, Legat des Heiligen Stuhls. In Joinville am 17. Febr. 1524 als zweiter Sohn des Herzogs Claudius von Guise und der Antoinette von Bourbon-Vendôme geboren, wurde Karl zum Dienst der Kirche bestimmt und seit dem zehnten Jahre im Collége Navarre in Paris unter der Leitung des späteren Bischofs Jean Hennuyer erzogen. Schon mit neun Jahren zum Erzbischof von Rheims ernannt, trat er am 26. April 1538 in den Besitz der bisher von seinem Oheim, dem Cardinale Johann von Lothringen, für ihn verwalteten Erzdiöcese, wurde im Februar 1545 zum Erzbischof geweiht, erhielt im Mai d. J. das Pallium und zog am 6. Dec. 1546 feierlich in Rheims ein. Karl war schön, einnehmend, voll Würde in seinem Auftreten; er hatte einen scharfen, aufgeweckten Verstand, ein lebhaftes Urtheil, war sehr bewandert im Griechischen, Lateinischen, Spanischen und Italienischen, sammelte gründliche und reiche Kenntnisse in der Theologie und dem kanonischen Rechte, trieb Philosophie und warf sich voll Interesse auf politische Dinge. Unterstützt von einem seltenen Gedächtnisse und schlagfertig wie wenige, überbot er als Redner die meisten Zeitgenossen, sprach so hinreißend und beredt, daß selbst ein Beza (s. d.) bewundernd ausrief: wenn er diese Eleganz der Beredsamkeit besäße, so könnte er halb Frankreich zu seinem Bekenntnisse bekehren. In jungen Jahren bereits galt er für ein Wunder an Gaben. Mit ganzer Seele gab er sich der römischen Kirche hin, in ihren Dienst stellte er alle seine Interessen und Talente; vor keinem Mittel zu ihren Zwecken erröthete er; sein verzehrender Ehrgeiz, das Erbtheil seines Hauses, sein heftiger Charakter, sein hoffärtiger Sinn, seine hervorstechende Vorliebe zu Intriguen, seine Heuchelei und Doppelzüngigkeit machten ihn bald furchtbar und zum werthvollen Alliirten nicht nur seines Bruders, des Herzogs Franz von Guise, sondern auch der Krone. Karl war je nach den Umständen hoffärtig und schmiegsam, rauh und einschmeichelnd, beleidigte leicht, vergaß aber nicht Beleidigungen und suchte nach Rache; im Glücke maßlos übermüthig, war er ganz unfähig, sich im Unglück aufrecht zu halten, und knickte zusammen. Trotz außerordentlicher Sparsamkeit wußte sich Karl bei seinen Untergebenen beliebt zu machen; er fastete oft und beobachtete mit peinlicher Pünktlichkeit alle religiösen Vorschriften, während seine Lieblingserholung der Umgang mit Gelehrten und Künstlern und er für sie ein wahrer Gönner war; hierfür vergalten ihm Ronsard und andere Dichter mit freigebigem Lobe. Auch

am Königshofe setzte der Erzbischof sein arbeitsames Leben inmitten der Zerstreuungen fort, umgab sich mit jungen Edeln, deren Religionseifer er anspornte, erwarb sich allgemeines Ansehen, wurde mit der letzten Ausbildung des Dauphin und der Leitung seines Verhaltens betraut und 1546 Kanzler des St.-Michael-Ordens. Er besaß eine lange Reihe von Stiftern und Abteien, was ihm enorme Einkünfte abwarf, jährlich 300,000 Livres; dreimal vergab er die geistliche Verwaltung des Bisthums Metz, behielt sich aber die weltliche Macht vor; mit Erlaubniß von König und Papst verfügte er frei über seine Pfründen und Kirchenwürden; 1550 vereinigte er die Abtei St.-Remy zu Rheims mit dem Erzstifte und legte den Grund zur rheimser Universität. Heinrich II. schenkte ihm das Lusthaus Marchez, die Schlösser Dampierre und Meudon nebst Chevreuse, er legte hier herrliche Anlagen an, erbaute in Meudon eine kostspielige Residenz und gab glänzende Feste.

Karl schmeichelte wie sein Bruder, Herzog Franz, Diana von Poitiers, um durch sie entscheidenden Einfluß auf Heinrich II. zu gewinnen, dem er sich bereits als Gouverneur werth zu machen verstanden hatte; er veranlaßte die Heirath ihrer ältesten Tochter Louise mit seinem Bruder Claudius, Herzoge von Aumale, und wollte auf ihre Macht über Heinrich II. seine Autorität gründen. Am 3. April 1547 wurde er in den geheimen Rath berufen, in dem die Staatsangelegenheiten und das Finanzwesen erledigt wurden, am 26. Juli krönte er in Rheims den König. Am 1. Aug. d. J. ernannte ihn der Papst zum Cardinalpriester mit dem Titel von Santa-Cecilia, später von Sanct-Apollinaris. Als sein Oheim starb, nahm er den Titel „Cardinal von Lothringen" im Mai 1550 an, erbte den größten Theil seines reichen Nachlasses, ließ aber seine enormen Schulden gleich den eigenen unbezahlt und betrog seine Gläubiger elend. Heinrich II. sandte den Cardinal nach Rom, um Paul III. seine Ergebenheit zu bezeigen, ihn an die dem Papstthume von den französischen Königen geleisteten Dienste zu erinnern und ihm seine Hülfe gegen die ihn bedrohenden Gefahren anzubieten. Von seinem Bruder Claudius begleitet, kam Karl am 22. Oct. 1547 in Rom an, fand bei Paul die liebreichste Aufnahme, das Volk begrüßte ihn überall enthusiastisch, und als ihm der Papst am 14. Dec. im Consistorium den rothen Hut überreichte, hielt Karl an ihn eine diplomatische Rede, um ihn gegen den Kaiser zum engen Bunde mit Frankreich zu bewegen. In vertraulichem Gespräche zählte er ihm die Machtmittel des Königs auf und entflammte Paul's Haß gegen den Kaiser. Paul genehmigte die Errichtung einer Pönitentiaria und einer Universität in Rheims; Karl sah häufig Loyola, der ihm den Jesuitenorden dringend empfahl, und nach seiner Heimkehr erwirkte er im geheimen Rathe die Zulassung des Ordens in Frankreich, 1573 errichtete er ihm ein Ordenshaus in Pont-à-Mousson. In Rom trat er in rege Beziehung zu neapolitanischen Emigranten, die wegen der Härte des Vicekönigs und der Inquisition geflohen waren, ihn zum Sturz des kaiserlichen Regiments aufzureizen suchten und Heinrich II. die neapolitanische Krone anboten; sie fügten hinzu, wenn letzterer die Krone ausschlage, so möge er ihre Annahme durch Franz, Karl's älteren Bruder, gestatten, dessen Haus seit lange Ansprüche daran machte. Der Cardinal drang in den König, zur Eroberung Neapels zu rüsten, stellte sie ihm als sehr leicht dar, und sein katholischer Eifer hinderte ihn nicht daran, ein Bündniß des Königs und des Papstes mit dem Sultan und den Barbareskenstaaten zu empfehlen; bei ihm diente eben alles dem Interesse maßloser Ehrsucht. Heinrich beeilte sich nicht, auf diese Pläne einzugehen, Paul zögerte mit dem Bruche Karl V. gegenüber, Venedig mit der Aufgebung seiner Neutralität und so reiste Karl unbefriedigt von Rom ab, wo er dem Cardinal du Bellay die Fortführung der von ihm begonnenen Unterhandlungen überließ. Hatte er in Rom Schritte eingeleitet, um seinem Oheim Johann die Nachfolge auf dem Heiligen Stuhle zu verschaffen, so negociirte er in Ferrara im Januar 1548 die Verheirathung seines Bruders Franz mit der Prinzessin Anna von Este. Nach dem Tode Paul's kam Karl im December 1549 nach Rom, um für die Erwählung seines Oheims Johann zum Papste zu wirken, ließ sich Cardinal von Anjou nennen, um an die Ansprüche seines Hauses auf Neapel zu erinnern, erreichte aber hiermit ebenso wenig wie mit den Bemühungen für den Oheim, denn Julius III. wurde gewählt. Hierüber vom Könige getadelt, reichte Karl eine Apologie ein. Mit Entsetzen sah Karl, wie die Reformation an Geltung gewann; er wachte streng darüber, daß in seiner Diöcese die Pfarrer ihren Dienst gut versahen, predigte manchmal selbst, hielt zeitweilig Provinzialconcilien und benutzte alle äußeren Mittel des Cultus, um die Lehre der Väter zu befestigen und den Calvinismus auszurotten; während er aber alles aufbot, um den Calvinismus in Frankreich zu bekämpfen, unterstützte er den deutschen Protestantismus gegen den Kaiser, rieth Heinrich II. zum Bündnisse mit Moritz von Sachsen und seinen Genossen, um Frankreich die erste Stimme in Europa zu verschaffen und dann dieses Frankreich selbst zu lenken. Ronsard rief ihm zu: „Du sagst und thust alles, und unser König findet nichts gut, was nicht Dein Rath gewichtig empfiehlt", während Karl's Feinde in seiner ministeriellen Allmacht Frankreichs Ruin erblickten. Immerdar arbeitete er darauf hin, die Curie gegen den Kaiser aufzustacheln, und sann stets auf die Erhöhung des Ansehens seines Hauses in Frankreich und Europa. Unter seinen Auspicien erließ der König 1551 die Edicte, welche seinen Unterthanen Geldabgaben nach Rom bei Strafe der Majestätsbeleidigung verboten, alle alten Verfügungen gegen die Ketzer und ihre Schriften erneuerten, jedem Aspiranten zu richterlichen oder gelehrten Stellen das Bekenntniß echt katholischer Gesinnung abverlangten. Er drängte den mächtigen Connétable von Montmorency in den Schatten und ward erster Minister. Als der König sich mit Ottavio Farnese alliirte, um ihm Parma zu verschaffen, und ihm Truppen gesandt hatte, die über seine Feinde Erfolge errangen, vermittelte der Cardinal im December 1551 den Frieden zwischen Heinrich II. und dem Papste Julius III. Da der Staatsschatz er-

schöpft war und der Krieg kein Ende nehmen wollte, bewirkte Karl die Stiftung von über 600 neuen richterlichen Kaufämtern und speculirte mit diesem verwerflichen Mittel geschickt auf den französischen Drang zum Aemtchen. Im J. 1552 begleitete er den König nach Lothringen und Elsaß, alle politischen Ereignisse beschäftigten ihn, alles wurde ihm vom Könige zur Berathung unterbreitet. Im J. 1555 war er für ein Abkommen Heinrich's mit dem Kaiser, unterhandelte in Ardres durch Vermittelung des Cardinals Pole mit ihm, doch scheiterten die Friedensaussichten, zumal seit Paul IV. Papst geworden war und nach Krieg mit dem Kaiser verlangte. Der Cardinal arbeitete sofort an Paul, sich engstens an Frankreich anzuschließen, Diana von Poitiers leitete neben ihm den schwachen König, während Karl als letzte Consequenzen der französischen Intervention in Italien für sich die Tiara nach Paul's Tode, für seinen Bruder, den Herzog von Guise, die neapolitanische Krone in Aussicht nahm; er wollte in Rom ebenso viel Einfluß haben wie in Paris, und während er für die Inquisition und die Ketzerverfolgung eintrat, verlor er Italien nie aus dem Auge. Er stellte dem Könige die Eroberung Neapels von Rom aus als Kinderspiel dar, da in Neapel noch eine starke Anjou-Partei sei, schmeichelte ihm mit blendenden Bildern und verdrängte alle Warner, den Connétable an der Spitze. Begleitet von dem geschäftskundigen Cardinal von Tournon, ging Karl im September 1555 mit Vollmacht zu einer Offensiv- und Defensivallianz gegen den Kaiser nach Rom, wurde von Paul höchst ehrenvoll aufgenommen und erhielt auf die Dauer seines Episkopats den früher an dem rheimser Stuhle haftenden Titel eines geborenen Legaten des Heiligen Stuhls in Frankreich mit Jurisdiction und bedeutenden Rechten. Der französische Gesandte hatte glücklich vorgearbeitet und so unterzeichneten Paul und Karl am 15. Dec. 1555 in Rom das päpstlich-französische Bündniß, welches der spanischen Herrschaft in Italien ein Ende bereiten sollte. Karl hüllte die Verabredungen mit dem Papste in tiefes Geheimniß, verließ, um Spanien zu täuschen, mit scheinbarem Unwillen die ewige Stadt und ging nach Venedig. Hier setzte er alle Hebel an, um die Republik zum Anschlusse an die neue Ligue zu bringen, aber der Senat ließ sich weder durch das Anerbieten der Uebergabe Ravennas als Pfand noch der Abtretung Apuliens noch durch die Drohung mit einem Türkenkriege ködern, blieb unerschütterlich und benachrichtigte den Kaiser von den gegen ihn abzielenden Intriguen. Dieser begann sofort mit Heinrich II. Waffenstillstands-Verhandlungen, es kam zwischen ihnen zur Waffenruhe von Vaucelles am 5. Febr. 1556, über die Paul IV. in helle Wuth gerieth. Heinrich beauftragte den Cardinal, dem Papste von der Waffenruhe Kenntniß zu geben; Karl war schmerzlich berührt, ließ sich aber nicht entmuthigen; er überließ dem Cardinal Tournon die Mittheilung seines Auftrags an Paul und kehrte im Februar an den Hof zurück, um Heinrich von der Waffenruhe abzulenken und wieder zu seiner Politik zu bekehren, seine Feinde zu verdrängen und Heinrich zum entschiedenen Bruche mit Spanien zu bestimmen. Auf seinen und Diana's Rath entschloß sich der König zum Kriege; der Einfluß der Guise wuchs stetig; um eine feste Residenz in Paris zu haben, ließen sie das herrliche Hôtel Guise bauen. Herzog Franz befehligte die Expedition nach Italien; als es aber Karl gerathen schien, bewirkte er seine Zurückberufung im Sommer 1557. Die Königin Katharina von Medici (s. d.) schloß mit der Maitresse und Karl ein Bündniß, sie erkannte seine Weisheit und Thätigkeit und wollte ihn nicht zum Feinde haben; Heinrich setzte in ihn sein ganzes Vertrauen, überließ ihm die Staatszügel und Karl sorgte als Finanzminister für die Heere, bekundete eminente Urtheilskraft und Activität und verschaffte seinem Bruder Franz die Würde eines Generallieutenants der Heere Frankreichs, welche ihm dictatorische Macht gab. Mit Franz herrschte er, der König trat in den Hintergrund, aber obgleich er über die Herrschaft der Guise grollte, konnte er nicht ohne sie regieren; sie waren unentbehrliche Uebel für ihn.

Des Cardinals Fanatismus für die katholische Kirche war grenzenlos; mit wildem Feuer verfolgte er die Ketzer, gegen sie schien ihm keine Strafe zu grausam, und doch war auch hier die Politik der Grund seiner Handlungsweise. Gleichzeitig verschaffte er seinem Bruder Franz alle Gelder und Wege, um den Ruhm des Hauses durch Waffenthaten zu erhöhen, Calais und Guines zu erobern, und präsidirte dem Klerus im Januar 1558 bei den pariser Generalständen, die wegen der zum Kriege nöthigen Gelder zusammenberufen worden waren; hier erlangte er vom Klerus große Opfer. Eine Art Lohn für diese Leistungen war die vom Könige gegebene Billigung der Einführung eines Inquisitionstribunals in Frankreich, welche Karl betrieb; am 26. April 1557 decretirte Paul IV. in einer Bulle die Organisirung des Tribunals und stellte es unter drei Großinquisitoren, die Cardinäle von Lothringen, Bourbon und Châtillon; Bourbon verfiel leicht der Leitung Karl's, Châtillon neigte sich hingegen der Reformation zu und seine Ernennung war eine Maske; Karl wurde das furchtbare Haupt des neuen Instituts, welches die Gewissen knechten wollte. Mehr und mehr entfernte er sich von Diana, deren Gunst er früher erschlichen hatte und durch die er so hoch gestiegen war, näherte sich in demselben Maße der Königin Katharina, ihrer Feindin, und schloß im Bunde mit seinem Hause die Ehe des Dauphins Franz mit seiner Nichte, Maria Stuart, ab; Karl, sein Bruder Franz, der Dauphin und Maria setzten alles daran, in engstem Bunde Frankreich gegen England zu lenken; Karl hatte Maria's Erziehung geleitet und hoffte, sie zu beherrschen. Durch die Vermittelung der Herzogin von Lothringen begannen Friedensverhandlungen Frankreichs mit Spanien im Dorfe Marcoing, Mai 1558; hier trafen sich Karl und Granvella, beriethen über den Frieden, Karl ging auf Granvella's Friedensneigung ein und am 15. Oct. traten Bevollmächtigte Frankreichs, Spaniens, Englands und Savoyens, unter ihnen Karl und Granvella, in der Abtei Cercamp zusammen, freilich ohne daß die Verhandlungen

vorrückten. Der Connétable Montmorency war für den Frieden um jeden Preis, die von den Guise beleidigte Diana schloß sich ihm eng an und hetzte Heinrich II. gegen die Guise auf, denen Misgriffe und Gewaltthätigkeiten genug nachzuweisen waren; Heinrich selbst wünschte ihrer Vormundschaft ledig zu werden, denn ihre Größe wuchtete auf seiner Erbärmlichkeit. Der von ihm abgeschlossene unwürdige Friede von Câteau-Cambrésis mit Spanien, Savoyen und England war der deutlichste Beweis der erschütterten Stellung der Guise (April 1559). Sie hielten sich jetzt voll Vorsicht und Berechnung in zweiter Linie, ohne die Möglichkeit zur gänzlichen Entfernung vom öffentlichen Leben zu geben. Scheinbar ließ es Karl ruhig geschehen und sah ohne Einspruch zu, daß im Friedensschlusse die Bisthümer Cambray, Arras und Tournay vom rheimser Erzstuhle losgetrennt und ihm entzogen wurden; aber seine Wuth war trotzdem groß und sein Haß auf den Connétable ließ sich nicht verbergen. Ihn und die Familie Coligny zu verdrängen und zu stürzen, wurde sein Hauptgedanke, und hierzu konnte ihm nichts förderlicher sein, als wenn er sich zum Schützer der bedrohten römischen Lehre und zum Rächer aller Ketzerei aufwarf. Er verschaffte sich nochmals die Allianz der bisher zurückgesetzten Diana, indem er ihr glänzende Aussichten auf die Güter der geächteten Ketzer eröffnete, und ängstigte den König mit dem Ueberhandnehmen des Calvinismus. Auch im Parlamente waren viele Sektirer; gegen diese reizte darum der Cardinal, von Diana unterstützt, den Monarchen an; er rieth ihm, den Beweis zu liefern, daß er im Glauben stark sei und Philipp II. von Spanien in Treue nicht nachstehe, und war für die Hinrichtung mehrerer Parlamentsräthe; am 15. Juni 1559 begleitete er Heinrich ins Parlament, wo dieser mehrere Räthe greifen ließ.

Am 10. Juli 1559 verschied Heinrich II., der Karl's Händen zu entschlüpfen gedroht; ihm folgte der mit Maria Stuart vermählte Franz II., um sofort die ganze Staatsverwaltung Karl zu übertragen; Franz II. war König dem Namen nach, der Cardinal und der Herzog von Guise regierten der That nach. Karl schrieb eine lateinische Lobrede auf Heinrich II., die Pierre Paschal ausführte und unter seinem Namen 1560 in Paris herausgab; sie wurde ins Französische, Spanische und Italienische übersetzt; im August übergab er Heinrich's Leiche der Gruft. Jetzt mußte seine Zeit recht eigentlich kommen; es war selbstverständlich, daß er Frankreichs Lenker wurde, da sein Neffe noch nicht sechzehn Jahre zählte und ihm äußerst ergeben war. Hierüber waren die Bourbons, Châtillons und Montmorencys erbost und beschlossen, ihm die Herrschaft streitig zu machen. Dem Connétable Montmorency wurden so unzweideutige Beweise von Ungunst zutheil, daß er mit seinem Anhange den Hof verließ; König Anton von Navarra ließ den Guise volle Versöhnung und Beistand gegen Montmorency anbieten; die Königin-Mutter Katharina, der die Guise keinen Antheil an der Regierung gönnten, näherte sich ihnen doch, zumal sie ihr jetzt Diana opferten. Sie nahmen bedeutsame Veränderungen in den ersten Aemtern vor, besetzten diese mit ihren Geschöpfen und Franz II. erklärte in Saint-Germain dem Parlamente, er überlasse die Finanzen und die Justiz dem Cardinal als erstem Minister, das Kriegswesen dem Herzoge von Guise. Der Klerus legte Karl gegenüber eine grenzenlose Ergebenheit an den Tag, das Heer gegenüber Guise; am Hofe war ihr Einfluß allgewaltig, im Hofhalte der Königin Maria waren vier Frauen ihres Hauses und die nächsten Verwandten des Königs empfahlen sie ihm als seine besten Räthe, während sie selbst ihn beständig vor den Bourbons als den Feinden seines Throns warnten, Mistrauen gegen sie säeten und sie mit beleidigender Hoffart behandelten. Um seine Stellung zu befestigen, buhlte der Cardinal um die Gunst Philipp's II. von Spanien, des Schwagers Franz II.; dieser sagte seinen Schutz mit einer für Frankreich kränkenden Ueberhebung zu, was die Erbitterung gegen Karl steigerte. Karl begann für sein Leben zu bangen und ließ unter Androhung strenger Strafen das Tragen von Pistolen und Dolchen wie von weiten Stiefeln und langen Mänteln allen Privaten verbieten. Um die Ordnung im Staatshaushalte herzustellen, beseitigte Karl den Wucherzinsfuß bei den dem Könige von Bankiers geliehenen Summen, was dem Credit schadete. Die Regierung war in den drückendsten Finanzumständen. Karl suchte dem Volke Erleichterung zu verschaffen und Ersparnisse zu machen, setzte die Kosten des Hofhalts um eine halbe Million herab, erweckte sich aber dadurch nur neue Feinde in den ihrer Stellen und Einnahmen Beraubten, konnte den Credit nicht herstellen und wurde für alle Gebrechen verantwortlich gemacht; und doch reducirte er die Zahl der käuflichen Aemter auf die Hälfte, schaffte die Anwartschaften ab, zog entfremdete Güter an die Krondomänen zurück, wobei freilich manche Parteilichkeit mitspielte. Am 18. Sept. krönte Karl Franz II. in Rheims, man nannte ihn gern die „Seele" des Königs, und er ließ bei diesem Anlasse mehrere Privilegien der Kirche und der Universität in Rheims erneuern; zu Gunsten des Hauptes des lothringischen Hauses, des Herzogs von Lothringen, verzichtete Franz auf die Souveränetät des Herzogthums Bar, was neuen Unwillen gegen die Guise erzeugte, auf die Schmähschriften circulirten. Nach Fontainebleau eilten zahlreiche Edelleute zum König, um Klage über das neue ihnen ungünstige Regiment zu führen; Karl aber ließ ihnen sofortige Heimkehr unter Androhung des Todes und Errichtung von Galgen gebieten, was selbst Guise zu arg schien. Karl wollte seine Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit unter furchtbarer Maske verbergen und vermehrte durch Schreckensmaßregeln beständig die Zahl seiner Feinde. Bei den Finanznöthen mußte überdies große Misbilligung erregen, daß die Regierung zur Intervention in Schottland rüstete; Karl lebte und webte in den Entwürfen gegen England, vermochte Franz und Maria, sich Namen und Wappen Englands beizulegen, denn ihm war natürlich Königin Elisabeth ein Bastard und wollte in Schottland Maria's und die französisch katholische Sache zum Siege führen, um Englands Einfluß daselbst zu vernichten. Seine Schwester, die Königin-Mutter von Schottland, Maria Guise, war gegen

eine solche Intervention, und auch Philipp II. wollte nichts davon hören, während er für den Kampf gegen die Ketzerei und für den Gedanken der Nichtberufung der Reichsstände beredte Zustimmung gab. Als der Papst Paul IV. starb, wagte Karl nicht, Paris zu verlassen und sich als Candidat in Rom einzustellen, aber er setzte seinen mächtigen Einfluß ein und Pius IV. ging aus der Wahl hervor. Mit verdoppeltem Eifer ging Karl gegen die Protestanten vor; die Hugenotten wurden scheußlich verfolgt, ein Edict gegen sie machte dem andern Platz, aus dem Faubourg Saint-Germain entfloh einer um den andern, um nicht eingekerkert zu werden, überall wurde Jagd auf die Ketzer gemacht und ihre Habe confiscirt, sie selbst eingesperrt. Der Proceß gegen die in der Bastille sitzenden Parlamentsräthe (s. oben) wurde in tückischster Weise geführt, was solche Erbitterung erregte, daß der Parlamentspräsident Minard im Meuchelmorde fiel; Karl hierüber ebenso wüthend wie für sein Leben besorgt, ließ den standhaften du Bourg und andere Ketzer verbrennen, entsagte jeder Milde und verlor dadurch nichts an der Volksliebe, denn die Prediger der Sorbonne entsittlichten derart das Volk, daß ihm die Executionen gefielen. Bei Todesstrafe wurden alle geheimen religiösen Zusammenkünfte und jede Beschützung von Ketzern verboten, ihre Angebung hingegen mit hohen Summen belohnt.

Die Wuth der vornehmen Stände gegen die Ueberhebung des Frankreich fremden Hauses Lothringen-Guise, welches nicht nur auf Provence und Anjou, sondern selbst auf den Thron Frankreichs als Abkomme Karl's des Großen Ansprüche machte, stieg um die Wette mit der Wuth der Hugenotten, die in den Guise ihre schlimmsten Feinde, in Karl ihren teuflischsten Verfolger erblickten. Von allen Seiten strömten Pamphlete und Epigramme gegen die Guise und fanden manche herbe Antwort, als plötzlich ein Complot gegen ihre Machtstellung trotz Calvin's Abmahnungen von den Hugenotten versucht wurde. Der vornehmste Urheber war der geflüchtete Edelmann de la Renaudie, den persönlicher Rachedurst gegen die Guise antrieb; im Februar 1560 gewann er in Nantes eine Anzahl Edelleute für sein Vorhaben, die usurpirte Macht der Guise zu stürzen; man hoffte, der Prinz von Condé werde sich an die Spitze stellen, wollte sich der beiden Guise bemächtigen, sie der Gerechtigkeit überliefern u. s. w. Karl erhielt Kunde durch einen Verräther, wurde von Schrecken erfaßt, hielt sofort alles für verloren und wollte alle Welt zum Schutz des Königs unter die Waffen rufen; sein Bruder, Herzog Franz, redete ihm dies aus, rieth, allen Eclat zu vermeiden, den Hof nach dem sicheren Amboise zu verlegen, sich beobachtend zu verhalten und in die schottischen Händel weniger eifrig einzugreifen. Die Guise ließen sich von Bewaffneten bewachen und zogen Truppen an sich, es kam mehrfach zu Händeln zwischen Verschworenen und königlichen Soldaten, furchtbare Strenge wurde gegen die Verschworenen angewendet, viele enthauptet, gehängt, ersäuft, La Renaudie selbst fiel; die Guise befestigten Amboise, um einem neuen Anschlage begegnen zu können. Unter diesen Stürmen hatten sie sich zu einer milderen Haltung gegen die Protestanten bestimmen lassen; Karl erließ am 8. März ein in Paris am 11. vom Parlamente registrirtes königliches Edict, welches in Religionssachen Amnestie gewährte, die Kerker der Protestanten öffnete, aber verlangte, sie müßten fortan treue Katholiken sein; von der Amnestie waren die Prediger und alle Verschwörer und Gewaltthäter gegen Krone und Staat ausgeschlossen. Die Regierung ließ von der rücksichtslosen Strenge der Gesetze nach. Nachdem aber das Complot besiegt war, rächte sich Karl als Feigling mit äußerster Blutgier; er und sein Bruder machten den schwachen König unerbittlich, der sterbende Kanzler Olivier rief ihm nach: „O Cardinal, du läßt uns alle verdammen!" aber er und Guise bedauerten nur, daß sie nicht die Bourbons und Châtillons dem Henker überliefern und Franz II. zur Erdolchung Condé's bereden konnten, den Karl tödlich haßte. Um der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, wurde der ehrenhafte de l'Hôpital Kanzler; es wurde von Karl die Berufung eines gallikanischen Concils vor Ablauf eines halben Jahres in Aussicht gestellt, um Auswüchse der Kirche Gottes zu tilgen, und „der Tiger Frankreichs", wie ihn ein Pamphlet nannte, setzte alle Hebel an, um seine Feinde zu zermalmen. Aber die Stellung der Guise war fortwährend bedroht; selbst Philipp II. rieth dem Könige zu ihrer zeitweiligen Entfernung vom Hofe, um die Volksstimme zu beruhigen, die Königin-Mutter Katharina nährte entschiedenen Widerwillen gegen sie, wenn auch die Politik sie häufig verbündete, die parlamentarischen Körperschaften waren erbittert gegen ihr Regiment. Sie mußten jedenfalls einstweilen ihren Wünschen nach Organisirung der Inquisition entsagen, um nicht Katholiken wie Protestanten zur Erhebung zu reizen, und sich mit dem Edicte von Romorantin im Mai begnügen, welches in harten Ausdrücken alle protestantischen religiösen Versammlungen verbot und den niedern Gerichtshöfen freie Hand gegen sie verlieh, während den Bischöfen allein die Erkenntniß über das Verbrechen der Ketzerei zustehen sollte. Dieses Edict erbitterte die Protestanten nicht wenig, da ihre Religions-Zusammenkünfte mit aufrührerischen Zusammenrottungen auf Eine Stufe gestellt wurden, und in ganz Frankreich forderte man seinen Widerruf, das Parlament fühlte sich gleichzeitig in seinen Privilegien geschmälert. Scheinbar wurde Karl sehr nachgiebig; seine Güte ließ sich sogar herab, mit protestantischen Theologen zu disputiren oder ihrer Besprechung von Streitfragen zuzuhören, aber er wich nur dem Drange der Lage und zeigte sich als Meister der Lüge und Heuchelei. Die Wirren in Schottland beschäftigten beständig seine Aufmerksamkeit, er spornte seine Schwester, die Königin-Mutter, zur Verfolgung von Knox und den Protestanten an, sie aber unterlag im Kampfe, die katholische Partei erlitt durch ihren Tod einen unheilbaren Schlag und die Guise sahen sich gezwungen, mit Elisabeth in Unterhandlungen zu treten und die nach Schottland gesandten französischen Truppen heimzurufen. Franz II. war schwächlich und um sich an der Nation einen Halt zu geben, ließen die Guise jetzt ihr Bedenken vor Reichsständen fallen; aber vor deren Zusammenkunft

sollte erst eine Notabelnversammlung stattfinden. Um hier nicht den vereinigten Bourbons, Châtillons und Montmorencys entgegenzustehen, hielten die Guise den König von Navarra und Condé vom Erscheinen ab; die andern kamen, aber mit großer Mannschaft. Es gelang den Guise nicht, die am 21. Aug. in Fontainebleau eröffnete Versammlung zu meistern; Admiral Coligny nahm in entschiedener Weise die Partei der Hugenotten, forderte in ihrem Namen freie Religionsübung in ihren Kirchen. Der Cardinal konnte sich mit solchem Ansinnen nicht befreunden; seiner Ansicht nach verlangten sie eine königliche Bestätigung ihres Götzendienstes. Hingegen billigte er den Wunsch nach einer Reichsversammlung und nach einem Nationalconcil, falls der Papst sich nicht zu einem ökumenischen bestimmen ließe; zu beiden Versammlungen ergingen sofort Einladungen. Bewegungen Unzufriedener in der Provinz wurden rasch unterdrückt, den Intriguen des Königs von Navarra und Condé's kamen die Guise leicht zuvor, sie ließen compromittirende Briefe auffangen, machten Truppenaushebungen in Deutschland, sammelten Soldaten um Franz II., baten Spanien um Hülfe, concentrirten in Orléans ein Heer und brachten Navarra und Condé in ihren Gewahrsam; vielleicht wollten sie beide aus dem Leben schaffen; jedenfalls war die Rede von einem Todesurtheil gegen Condé. Die ständischen Abgeordneten trafen in Orléans ein und Karl wollte von ihnen die Legalisirung einer perpetuellen katholisch-guisardischen Macht erlangen; sie sollten ein katholisches Glaubensbekenntniß unterzeichnen und Weigerer den Ketzergerichten überliefert werden; Karl wünschte sein Vorgehen gegen Condé autorisirt und die Protestanten feierlich verflucht zu sehen. Die Macht der Guise schien bedrohlicher und wurde mehr gefürchtet als je; da starb, bis zum letzten Moment ihr gefügiger Diener, Franz II. vor Eröffnung des Reichstags am 5. Dec. 1560. Schon während seiner Krankheit ebnete sich die Königin-Mutter Katharina die Wege zur Macht, während die Guise mit Entsetzen das Ende ihrer Autorität kommen sahen und Katharina's Beziehungen zu den Bourbons belauerten. Katharina schloß eine Allianz mit König Anton von Navarra, von dem Calvin eine gerichtliche Aburtheilung der Guise erwartete, der Adel erblickte in Anton seinen natürlichen Führer und die Macht über das Militärwesen entglitt den Händen des Cardinals. Am 13. Dec. begann der Reichstag, und hatte Karl den Ständen verboten, sich über die Religionsangelegenheiten zu äußern, so bildeten diese jetzt das Hauptthema der Berathungen. Karl hatte alle Macht eingebüßt, wenn er auch im Kronrathe Katharina's eine Stelle erhielt; viele Freunde fielen von ihm ab. Als er auf dem Reichstage zum Redner der drei Stände erwählt werden wollte, um der erkorene Dolmetsch der Nation zu scheinen, fiel er bei Adel und drittem Stande durch und verzichtete, nur vom Klerus gewählt, auf die Wahl. Er bot den Rest seines Ansehens bei Hofe dazu auf, König Anton's Steigen zu hemmen und sich Katharina, die ihm gram war, zu nähern. Während vielfach die Rede von einer Prüfung seiner Finanzverwaltung war, empfahl er Philipp II. die Erhaltung der katholischen Sache in Frankreich, und da er am Hofe lauter unfreundliche Mienen sah, zog er sich im Februar 1561 nach Rheims zurück, „um seine kleine Heerde zu erbauen" und seinem Berufe zu leben, ohne natürlich geheimen Beziehungen mit dem Hofe zu entsagen und auf die Rückkehr zur Macht zu verzichten. Von Rheims aus intriguirte er in Madrid wegen der Vermählung Maria Stuart's mit Don Carlos, von hier aus nahm er an seines Bruders Franz Bündniß mit dem Connétable Montmorency und dem Marschall von Saint-André freudig Antheil (Triumvirat), um gegen die Bourbons und Châtillons zu arbeiten, suchte den religiösen Frieden zu untergraben und den aufstrebenden Protestantismus auszurotten. Am 15. Mai krönte er in Rheims Karl IX., seine dritte Krönung, wie er als Abt von Saint-Denis drei Könige bestattete. Diese Begegnung mit Karl IX. wurde von ihm ausgenützt, um dessen Haß gegen die Ketzer anzuspornen und ihre Ausrottung ihm als bestes Mittel zur Sicherung seiner Krone anzuempfehlen. Hatte er dem protestantenfreundlichen Edicte vom 19. April die bittersten Klagen und Vorwürfe entgegengesetzt und den Volkshaß beständig gegen die Hugenotten geschürt, so veranlaßte er nachher die Zurücknahme des Edicts und das unheilvolle neue Edict vom 31. Juli, welches die neue Lehre zu vernichten schien. Karl wünschte die Intervention Spaniens in Frankreich, um dem Protestantismus den Garaus zu machen, und suchte in die Reihen der Protestanten Spaltung und Zwist zu bringen, indem er den französischen Reformirten die Hülfe der deutschen Lutheraner entzog; er trat mit letzteren in Verbindung und forderte die lutherischen Höfe von Würtemberg und Pfalz auf, zu einem Religionsgespräche hervorragende Gottesgelehrte zu senden; hierbei zeigte er so großen Eifer, daß ihn viele der Hinneigung zum Lutherthum beschuldigten. Aus ganz verschiedenen Motiven waren die Männer der Toleranz, voran L'Hôpital, für ein Religionsgespräch, und im September fand es zu Poissy statt. Karl war katholischerseits einer der Hauptkämpen gegen Theodor Beza, Petrus Martyr u. a. und entfaltete den ganzen Zauber seiner wunderbaren Beredsamkeit; obwol er Beza's Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ und ein gewisses, bei ihm unerhörtes Wohlwollen gegenüber den Ketzern bekundete, veranstaltete er doch, daß die Disputation nur über die Kirche und das Abendmahl stattfinde, schlug die Behauptungen Beza's nieder, war sehr ärgerlich, daß weder die würtemberger noch die pfälzer Theologen, auf deren Hülfe er gegen die Reformirten rechnete, eintrafen, und schließlich scheiterte alles zum Entsetzen des größten Schauspielers des 16. Jahrhunderts, der Mitte October nach Rheims zurückkehrte und im Januar 1562 der Versammlung in Saint-Germain fern blieb, weil er mildere Maßregeln gegen die Hugenotten voraussah. Er war wie sein Bruder Franz fest entschlossen, das milde Edict von Saint-Germain zu bekämpfen, Condé die Hülfe der deutschen Lutheraner zu rauben und den in Poissy gescheiterten Versuch der Zerreißung des Protestantismus zu siegreichem Ende zu führen; darum näherten sich die Brüder abermals dem allgemein geachteten Herzoge Christoph von Würtemberg. Im Februar 1562 trafen

sie, zwei ihrer Brüder und ein Sohn des Herzogs von Guise in Saverne (Zabern) mit Christoph, seinem Sohne, einem hessischen Prinzen und den Reformatoren Brenz und Andreae zusammen, und Karl zeigte eine auffallende Güte für die lutherische Richtung. Karl predigte zweimal vor Christoph, die Conferenzen bei Karl währten nur drei Tage; Karl beschwatzte den Herzog, dem Lutherthume solle freier Zugang in Frankreich gestattet werden. Er und seine Brüder schwuren, den Reformirten kein Leid zuzufügen, proponirten eine Religionsconferenz in Deutschland unter kaiserlichem Beistande, um dem Tridentiner Concil und Philipp II. ein Gegengewicht zu geben, und erreichten, daß Christoph unter der Bedingung der Abstellung katholischer Misbräuche in Frankreich versprach, sich jedem Bunde der deutschen Lutheraner mit Condé und den französischen Calvinisten zu widersetzen. Die Guise dachten damals an Erlangung des Ranges deutscher Reichsfürsten, da sie lothringischer Herkunft waren, und schmeichelten dem Kaiser durch das Anerbieten der Hand ihrer Nichte Maria Stuart für einen seiner Söhne, wie sie mit Maria's Reizen die Höfe zu bestechen liebten. Das Blutbad von Vassy und andere Greuel mußten die Lutheraner bald belehren, wie die Guise die Toleranz ausübten, während letztere den schwachen König Anton zu sich zogen und von seinem Bruder Condé löſten. Am 24. April traf Karl in Paris ein, wo ihm die falsche Königin-Mutter Katharina große Gunst bezeigte, ihn mit dem Unterrichte Karl's IX. beauftragte und auf ihn als Muster der Religiosität hinwies; in allen Kirchspielen rief er nun zum Kriege gegen die Hugenotten auf; wieder pries man ihn als den Mann, der alle andern an Beredsamkeit und katholischer Begeisterung übertreffe und dessen Wissenschaft einzig dastehe. Obwol er an den Herzog von Würtemberg im Tone christlicher Liebe schrieb, ließ er sich und den Cardinal von Ferrara durch eine päpstliche Bulle vom 12. Mai, welche das Parlament am 27. Juli einregistrirte, mit der Inquisition für Frankreich beauftragen, schürte in England alle katholischen Wühlereien gegen die verhaßte Elisabeth, beeinflußte beständig die unglückliche Verwaltung Maria's in Schottland, und während sein Bruder gegen die Ketzer zu Felde zog, verschaffte er ihm Gelder durch ein Edict wegen Veräußerung weltlicher Güter der Kirche.

Am 19. Aug. erklärte Karl IX., er habe den Cardinal zu seinem Abgesandten auf dem Tridentiner Concil auserkoren; Katharina war froh, den Intriguanten für einige Zeit unter ehrenvollem Scheine aus Frankreich entfernt zu sehen, und er selbst ging gern, um eine große Rolle zu spielen, die ihm bei Hofe versagt blieb, und dem Papste, dem Kaiser und Philipp II. gegenüber seine Aufgabe erfolgreich zu erledigen. In Rom erregte seine Wahl peinliche Aufregung; Pius IV., der ihn ironisch den zweiten Papst nannte, fürchtete, er werde an die Spitze aller Gegner Roms und der Italiener auf dem Concil treten und sich den Anschein geben, als sehe er in Rom alle Hindernisse kirchlicher Reform, wenn er auch selbst 300,000 Thaler Rente an Pfründen einnehme; Pius vermuthete, Karl wolle die päpstliche Macht zu Gunsten der bischöflichen einschränken, Kirchenreformen im weitesten Umfange anempfehlen, in Trient ähnlich wie in Poissy auftreten, die Prätensionen des Concils in Betreff der Papstwahl und der Superiorität über den Papst erneuern und Frankreich mit dem Kaiser gegen die Curie verbünden. Karl reiste sehr langsam und mit großem Pompe, um den Effect zu steigern; am 9. Nov. kam er in Italien an, worauf das Concil seinetwegen bis zum 26. aussetzte; am 13. Nov. traf er in Trient mit 14 Bischöfen, 3 Aebten und 18 Theologen, meist von der Sorbonne, ein und wurde mit großen Ehren empfangen. Die ihm vom Könige mitgegebenen Instructionen waren eigentlich von ihm selbst dictirt; er sollte besonders fordern den Gebrauch des Kelchs bei allen Communionen, die Spendung der Sakramente in französischer Sprache, die auch für viele Theile des Gottesdienstes beansprucht wurde, vorbeugende Maßregeln gegen unsittlichen Wandel der Geistlichen und versöhnende Institutionen zur Wiedergewinnung verlorener Länder für die katholische Lehre, z. B. eventuelle Erlaubniß der Priesterehe u. s. w. Karl bemühte sich, die Rolle des Vermittlers in den Streitfragen zu erlangen, die Ansprüche Frankreichs und des Kaisers mit der Autorität der Curie auszusöhnen, und verfocht mit weit weniger Leidenschaft als seine meisten Begleiter die gallikanischen Doctrinen; er spielte den demuthsvollen Diener des Papstes, war unergründlich, fand kein Vertrauen und wurde sorgfältig im Auftrage des Papstes und Spaniens überwacht; sobald er von Reform der Lehre und der Disciplin der katholischen Kirche sprach, erschien er Pius und Philipp II. höchst verdächtig. Als er in Trient den Tod des Königs Anton von Navarra erfuhr, konnte Karl seinen Aerger nicht verbergen, von Paris fern und nicht in der Lage zu sein, anstatt seiner an die Spitze der Geschäfte unter Karl IX. treten zu können; die Stärke des Hugenottenthums in der Schlacht von Dreux gab ihm viel zu denken; sobald er von der Ermordung des Herzogs von Guise und dem Frieden von Amboise vernahm, sank ihm das Herz und er mäßigte mit einem Schlage seine reformatorischen Neigungen, um sich und seinem wankenden Hause die Stütze Roms und Spaniens zu verschaffen; er verließ seine französischen Collegen, erkannte den Papst als allgemeinen Verwalter der Kirche an und versicherte sich seiner Ansichten, bevor er selbst welche äußerte. Die Stellung des ersten Legaten und Lenkers des Concils, um die er buhlte, wurde ihm trotzdem nicht gewährt; seine Reise zum Kaiser nach Innsbruck im Februar blieb erfolglos und nach seiner Rückkehr ließ er sich ganz vom Papste gewinnen. Als Gehülfe und Mitarbeiter der Legaten ging er immer mehr mit der römischen Partei auf dem Concil, entsagte den Reformationsplänen und gerieth mit den andern Vertretern Frankreichs hart aneinander. Er besuchte den Papst in Rom, wurde von ihm herzlich und prächtig aufgenommen, kehrte als sein gehorsamer Diener nach Trient zurück und betrieb den Abschluß des Concils. Derselbe fand am 3. Dec. 1563 statt, Karl selbst verfaßte die üblichen Acclamationen und konnte es sich nicht versagen, sie laut anzustimmen, was

seinem hohen Range wenig entsprach; obgleich ohne Autorisation, unterzeichnete er für Karl IX. die Concilsdecrete. Aber er hielt, wie er selbst erklärte, die Reformen des Concils für unvollkommen und für „eine einfache Leiter, um zu solideren Verbesserungen aufzusteigen", und verhinderte den Ausspruch des Bannfluchs über die Ketzer. Im Staatsrathe zu Paris fand sein Verhalten auf dem Concil strengste Misbilligung, da er zu nachgiebig gegen den Papst und zu unbesorgt für die französischen Interessen gewesen war; der König wollte nichts vom Vollzuge der Concilsbeschlüsse hören, denen auch die Parlamente lebhaft widersprachen, und als Karl im Februar 1564 in Paris eintraf, mußte er von Katharina herben Tadel hören. Zwar durfte er in Fontainebleau vor dem Hofe predigen, erhielt auch die Erlaubniß, zu seiner Sicherheit eine schon in Trient formirte Leibwache von 50 Büchsenschützen halten zu dürfen, aber im Staatsrathe kam es alsbald zu heftigem Zwiste zwischen ihm und dem Kanzler de l'Hôpital, der Katharina's Politik leitete und den er der Begünstigung der Hugenotten beschuldigte. Vergebens forderte der Cardinal Bestrafung der Rädelsführer in den letzten Unruhen, Untersuchung der an seinem Bruder verübten Mordthat, vergebens ließ er die Forderung bei Karl IX., der ihn nicht vor sich ließ, durch bei Hofe erschienene Abgesandte des Papstes, des Kaisers, Spaniens und Savoyens erneuern. Misvergnügt zog er sich nach Rheims zurück, erbaute seine Heerde, führte die tridentiner Beschlüsse bezüglich der Kirchenzucht ins Leben, leitete mit seinem Kapitel die Errichtung eines Seminars ein und das rheimser Hôtel in Paris mußte zur Bezahlung der Kosten seiner tridentiner Reise verkauft werden. Von den Staatsgeschäften wurde er jetzt definitiv ausgeschlossen. Er gab sich den Anschein, als lebe er nur seinem geistlichen Amte und seiner Familie, reiste nur zu dieser nach Joinville, belauerte aber unablässig den Hof und erfuhr alles, was er wissen wollte. Ende November 1564 eröffnete er eine Provinzialsynode, auf der außer der Kirchenzucht, Liturgie u. s. w. auch die Trennung der Bisthümer Cambray, Arras, Thérouanne und Tournay von der rheimser Metropolitankirche zur Sprache kam. Hierüber wollte er mit Karl IX. selbst sprechen. Nachdem er in Soissons mit Condé zusammengetroffen war und in der Hoffnung, ihn zum Katholicismus zu bestimmen, sein Auge auf die Witwe des Herzogs von Guise, vielleicht auch auf Maria Stuart, zu lenken versucht hatte, ohne Erfolg zu haben, zog er mit seinen Neffen, dem jungen Herzoge von Guise und dem Marquis von Mayenne, viel Gefolge und seiner Leibwache auf Paris zu, wo sein Bruder, der Herzog von Aumale, gleichzeitig eintreffen sollte. Der Marschall von Montmorency, der Sohn des Connétable, hatte kürzlich ein königliches Verbot, mit bewaffnetem Gefolge zu erscheinen, publicirt; jetzt nahm er keine Rücksicht auf die Karl ausnahmsweise ertheilte Erlaubniß, sich eine Leibwache zu halten, ließ ihn mit Wissen des Parlaments auffordern, seinen Weg ohne Bewaffnete fortzusetzen, und als der Cardinal darauf nicht achtete und mit seinen Neffen im Triumphe in Paris einziehen wollte, griff ihn Montmorency in der St.-Denis-Straße von Paris am 8. Jan. 1565 unerwartet an; seine Leute wurden niedergehauen oder zersprengt, er selbst suchte, vor Furcht schlotternd, Zuflucht bei einem Seiler und schlich sich nachts in sein Hôtel Cluny; hier schützten ihn Aumale und viele ergebene Bürger, während Montmorency mit 800 Mann auf- und abmarschirte und letztere die beleidigendsten Spottverse auf Karl sangen. Karl fühlte die Unmöglichkeit, in Paris zu bleiben, zog in der Nacht des 10. Jan. nach Meudon ab und kehrte wüthend nach Rheims zurück. Die Hugenotten und die Freunde Montmorency's ergossen ihren vollen Hohn über den Cardinal de la Ruine (anstatt Lorraine), es kam zu einem Pamphletkriege für und wider, in den sich die Regierung nicht einmischte, während die Parteien sich zum Kampf mit den Waffen rüsteten. Karl sann ernstlich auf eine Generalligue aller Großen Frankreichs, indessen Karl IX. den Guise und den Châtillons den Aufenthalt in Paris untersagte und alle Großen eidlich verpflichtete, ohne seine Erlaubniß nicht zu den Waffen zu greifen.

Karl betrachtete sich als Bischof von Metz stets als Glied des deutschen Reichs, beschickte die Reichstage und ließ sich von den Kaisern Schutzbriefe für das Bisthum ausstellen. Auf einen Schutzbrief Maximilian's II. hin wollte er aus dortigen Plätzen feste Punkte für seinen Schutz bilden, sie vom Bisthum trennen und daraus eine selbständige Markgrafschaft zu Gunsten eines lothringischen Prinzen als deutsches Reichslehen errichten; gleichzeitig beabsichtigte er, die bedeutende Abtei und Herrschaft Gorze unter lothringische Hoheit zu bringen. Dies alles wäre für Frankreich sehr nachtheilig gewesen, es kam nicht dazu. Karl hatte auf den ihm verpflichteten Gouverneur von Marsal, Salcède, gerechnet; dieser aber wollte die Pflichten gegen den König nicht verletzen lassen, verjagte Karl's Beamte, nahm Vic und Albestroff und es kam zu dem fünfwöchigen „Cardinalskriege"; Karl ließ schließlich aus Furcht vor dem Zorne des Königs, der ihn nach Paris befahl, die Waffen sinken, verabschiedete am 30. Juli 1565 seine Truppen und mußte furchtbaren Spott ertragen.

Am 11. Jan. 1566 empfingen Karl IX. und Katharina Karl freundlich in Moulins, wo er sich auf ihren Wunsch mit dem Marschall von Montmorency aussöhnte und Coligny, den er bisher des Mordes seines Bruders geziehen, den Friedenskuß gab; hier kam er jedoch in wilden Streit mit de l'Hôpital, dessen Toleranz gegen die Hugenotten er angriff und auf dessen würdige Vertheidigung der bigotte Cardinal mit gemeinen Schimpfreden antwortete, was Anlaß zum Abbruch der Staatsrathssitzung gab. In letzter Zeit hatte Karl wieder Einfluß bei Hofe gewonnen, die bayonner Reise war bei Katharina von nachhaltiger Wirkung, Karl stützte sich mehr denn je auf Spanien, dessen König er demüthigst begegnete; mit berechtigter Unruhe sahen die Hugenotten, wie er durch den spanischen Gesandten Katharina beeinflußte, und sannen auf seine Verdrängung aus dem Staatsrathe. Sie wußten, daß er trotz aller Versöhnungsscenen unversöhnlich geblieben war und in seinem Herzen

keine Mäßigung kannte, sobald ihm der Erfolg lächelte. Ueberall erhoben sich die Hugenotten, ihr Handstreich auf den Hof mislang aber. Karl war mit dem Hofe von Monceaux nach Meaux gegangen, hatte ihm stets die äußersten Maßregeln empfohlen, aber es nicht gewagt, mit ihm nach Paris zurückzukehren, da er die Unruhen hauptsächlich gegen sich abzielend glaubte; heimlich entwich er mit wenigen Begleitern am 29. Sept. 1567 aus Meaux, gerieth bei Dormans in einen Hinterhalt der Hugenotten, entrann nur durch die Geschwindigkeit seines Pferdes mit Verlust von Gepäck und Silberzeug und eilte spornstreichs und zu Tode geängstigt nach Rheims. Ihm schien es möglich, die Hugenotten könnten schließlich siegen und sein Haus werde aus Frankreich verbannt, und so richtete er Brief um Brief an Philipp II. und den Herzog von Alba, um sie zur bewaffneten Intervention in Frankreich zu vermögen. Er machte Philipp darauf aufmerksam, wie er im Falle kinderlosen Ablebens Karl's IX. und seiner Brüder die französische Krone als Gemahl einer französischen Prinzessin beanspruchen könne, bot ihm an, sich ganz in seinen Schutz zu begeben und ihm einige feste Grenzplätze zu überliefern, arbeitete somit auf den Ruin der französischen Nationalität hin. Aeußerst ungern sah Karl den Abschluß des Religionsfriedens von Longjumeau, aber seine Bemühungen, ihn zu hindern, waren vergebens. Er suchte die den Hugenotten in Longjumeau gemachten Zugeständnisse nach Kräften zu vereiteln, setzte alle Hoffnung auf Philipp II., den er den Spiegel der Könige nannte, schmeichelte dessen Gesandten in Paris auffällig, veranlaßte die Mission seines Bruders, des Cardinals von Guise, nach Madrid, um spanische Hülfe zu verlangen, und suchte Geldquellen zu neuem Kriege zu finden, wo es nur möglich war, auch wenn geistliches Gut dabei angegriffen werden mußte; stets nährte er die Kampflust und den Rachedurst seines Neffen, des Herzogs Heinrich von Guise. In leidenschaftlicher Weise griffen ihn die Hugenotten als den unverbesserlichen Brandstifter zu Krieg und Blutthat an, in der Légende du Cardinal de Lorraine et de ses frères und andern Pamphleten schilderten sie den herrschsüchtigen Prälaten als ein Ungeheuer, Condé warf in einem Briefe an den König, vom 23. Aug. 1568, alle Schuld am Unheile Frankreichs auf ihn und seinen Anhang und erklärte, der protestantische Adel müsse zum Heil Frankreichs die Waffen gegen diesen Tiger erheben. Karl jubelte darum, als er vom Siege von Jarnac und Condé's Tode erfuhr, zog mit Karl IX. und Katharina zu Felde gegen die Ketzer, die er hartnäckiger als die Dämonen nannte, kam aber manchmal mit Katharina in Zwist, da sie ihn nur aus Zwang um sich duldete, seine Prätensionen auf die Stelle eines allmächtigen Ministers zurückwies und ihm seine Ränke nie vergaß; man behauptete überdies, er habe durch seinen Bruder, den Cardinal von Guise, Philipp II. bestimmen wollen, sie völlig von der Theilnahme an der Regierung ausschließen zu lassen. War Philipp geneigt, Karl's Wünsche zu unterstützen, so warnte ihn hingegen sein Gesandter beständig vor Karl's grenzenloser Ehrsucht, und Katharina hätte ihn gern entfernt, wenn sie nicht ihn und sein Haus hätte schonen müssen; so aber ertrug sie ihn wie ein nothwendiges Uebel. Als den Katholiken der Sieg zufiel, wollte er ihn ausgebeutet sehen, war für die Aechtung Heinrich's von Béarn und des jungen Condé, um den Guise deren Stellungen als Prinzen von Geblüt zuzuwenden, und Königin Johanna von Navarra sah richtig, wenn sie ihm die Absicht zutraute, das Haus Bourbon zu vernichten. Fortwährend schrieb er an Philipp II., um ihn zum Eingreifen in die französischen Wirren zu vermögen; sein Credit bei Katharina und Karl IX. sank immerzu, je mehr diese die Nothwendigkeit eines neuen Abkommens mit den Hugenotten erkannten; er zog sich mit seinen Neffen vom Hofe zurück, sah seinen Plan einer Heirath des jungen Herzogs von Guise mit des Königs Schwester Margarethe scheitern und den Religionsfrieden von Saint-Germain eintreten. Hingegen gelang ihm die Ehe seiner Nichte Katharina mit dem Herzoge von Montpensier, einem Prinzen von Geblüt, und er fädelte die Ehe Karl's IX. mit Isabella (Elisabeth) von Oesterreich ein, um den Kaiser Frankreich zu nähern und den französischen Reformirten noch mehr zu entfremden. Als er zur Begrüßung der jungen Königin in Sédan erschien, fand er bei Karl IX. einen eisigen Empfang und zog sich nach Rheims zurück, kam, um die Königin zu krönen, im März 1571 nach Saint-Denis, und ging als politisch todt abermals nach Rheims. Die Montmorency nahmen bei Hofe die Rolle der Guise ein. In Rheims überließ er sich mit verjüngtem Eifer seinen geistlichen Pflichten, beschenkte die Kirchen reichlich, machte Reformen im Gottesdienste u. s. w.; daneben beschäftigte ihn die Wiedervermählung Maria Stuart's und ihre Gefangenschaft in England, und er blieb in regsten Beziehungen mit Spanien, obwol er Philipp's zaudernde Politik Maria gegenüber verurtheilte und aus Maria's Sache die erste Sorge der katholischen Welt machen wollte; für Maria wünschte Karl den Herzog von Norfolk zum Gemahl, da keine Wahl geeigneter sei, um England zum Katholicismus zurückzuführen, und in Rom arbeitete er auf die Verfluchung Elisabeth's von England mit bestem Erfolge hin. Karl war ein Gegner des königlichen Bruders, Heinrich's von Anjou, dessen rasches Aufsteigen ihm sehr misfiel, aber in seiner Ehefrage mit Elisabeth gewann er großen Einfluß auf ihn; Heinrich sollte als Vorkämpfer des Katholicismus in Frankreich bleiben und Karl bot ihm im Juli 1572 seitens des Klerus 400,000 Thaler jährlich an, damit er auf Elisabeth verzichte, worauf an Anjou's Stelle sein jüngerer Bruder, Franz von Alençon, als Werber trat.

Um den Cardinal für einige Zeit zu entfernen und ihn in Rom zu benutzen, schickte ihn Karl IX. im Mai 1572 dahin; eine Papstwahl stand bevor und er sollte bei dem Erwählten den Dispens für die Heirath Heinrich's von Navarra mit Margarethe von Valois erwirken. Es war eine anständigere Art von Verbannung und Karl ging nicht ungern, da er in Frankreich nichts mehr zu bedeuten schien. Unterwegs erfuhr er zwar, es sei bereits Gregor XIII. erwählt, aber er setzte die Reise nichts-

destoweniger fort und wurde vom Papste und den Cardinälen mit außergewöhnlichen Ehrenbezeigungen begrüßt. Der Papst überließ ihm den Vatican als Wohnung, besuchte ihn häufig, besprach mit ihm alles, ertheilte ihm die Befugniß zur Errichtung einer Universität in Pont-à-Mousson und gab ihm einen Neffen Franz zum Coadjutor in Rheims. Karl erneuerte bei ihm mehrfach das Ansuchen um Dispens für die Ehe Heinrich's, schließlich meldete er ihm ihren Vollzug und Gregor billigte die nicht rückgängig zu machende Thatsache, während er bisher nichts davon hören wollte.

An der Bartholomäusnacht war der Cardinal unschuldig, obwol ihm vielfach die Urheberschaft zugeschrieben wurde; höchst zweifelhaft ist auch die Uebersendung von Coligny's Kopf an ihn. Hingegen gab er seinem Jubel über die furchtbaren Ereignisse der Bartholomäusnacht in Rom den eclatantesten Ausdruck. Dem Boten seines Bruders Aumale schenkte er tausend Thaler Gold, durch feierlichen Anschlag brachte er die Schreckensthat als ein herrliches Ereigniß im September 1572 zur allgemeinen Kenntniß und verglich Karl IX. mit dem Würgengel des Herrn; er wohnte den Dankfesten des Papstes bei und schrieb bewundernde Briefe an Karl IX., der anfänglich die Schuld an den Greueln auf die Guise wälzte. Es war ein Meisterstreich des Cardinals, daß er sofort der Krone die Rückkehr zu einer gegen die Hugenotten versöhnlichen Politik dadurch abschnitt, indem er die Bartholomäusnacht als Abschluß eines seit Jahren systematisch auf die Täuschung und den Ruin der Hugenotten berechneten Systems verherrlichen ließ; auf seinen Antrieb schrieb Capilupi seine Schrift „Lo stratagemma di Carlo IX. contra gli Ugonotti ribelli di Dio“ (Roma 1574). In Rom brüstete er sich, die Unthat sei das Werk seines Hauses, und rief, man müsse daraus die vollen Consequenzen ziehen. Er wollte Heinrich's Ehe mit Margarethe nun wieder gelöst sehen, um die Bourbons zu beseitigen und die Krone von neuem in Abhängigkeit von den Guise zu bringen. Am 1. (2.) Febr. 1573 kam Karl nach Paris zurück, aber Karl IX. und Katharina sahen mit großem Argwohne auf ihn und seine enge Verbindung mit dem spanischen Gesandten; letzteren warnten selbst Philipp und Alba vor dem unzuverlässigen und geriebenen Prälaten. Da ihm keinerlei Zutritt zu den Staatsgeschäften gewährt wurde und Katharina jedesmal, wenn er mit dem jungen Könige allein reden wollte, rasch herbeikam, um ihn zu überwachen, so ging er Ende Februar nach Saint-Denis, dann zu seiner Mutter nach Joinville; als er vom Herannahen hugenottischer Truppen aus Deutschland und Belgien hörte, eilte er im April nach Saint-Dizier und rief den katholischen Adel und die Nachbarstädte in die Waffen. Mit Entsetzen sah er Karl's Neigung, sich mit den Hugenotten abermals zu verständigen, und den Frieden von La-Rochelle, mit Genugthuung die Abreise des ihm und seinem Hause als Nebenbuhler verhaßten Heinrich von Anjou nach Polen. Im Namen des Klerus überwies er Karl und Heinrich bedeutende Geldgeschenke, um ihrer Finanznoth abzuhelfen, hielt dabei an Karl eine Lobrede, die große Bewunderung fand, und begleitete dann Heinrich über Rheims bis Blamont. Schweres Leid bereitete ihm der Tod seines Neffen und Coadjutors Franz im October 1573. Kam er auch bisweilen an den Hof Karl's IX., der ihn trotz aller Abneigung seinen Vater nannte, und durfte ihm Rath ertheilen, so fühlte er doch seinen Sturz aus der Höhe nach wie vor. Karl's IX. Tod gab daher ihm nicht nur Anlaß zu einer pomphaften Leichenrede, sondern erweckte in ihm die stolze Hoffnung, unter dem aus Polen zurückkehrenden Heinrich III. das Scepter wieder führen zu dürfen. Er begrüßte Heinrich III. im September 1574 in Lyon und erhielt am 17. d. M. Sitz und Stimme im neuen Staatsrathe; da Katharina ihm überall in den Weg trat, erheuchelte er Bescheidenheit und Bedauern über den seinem Hause erwiesenen Undank, und man glaubte, die Guise wünschten den Hof zu verlassen. Karl rieth dem Könige, mit der Abschaffung einiger schreienden Misbräuche in der Kirche seine Regierung zu beginnen, einen Ritterorden der Passion gegen die Ketzer zu stiften und gegen letztere einen neuen Krieg zu führen. Obgleich Heinrich III. seine Cousine Louise von Vaudémont heirathen wollte, rieth ihm Karl als treuer Anhänger Spaniens zur Ehe mit einer Infantin und verpflichtete sich dadurch Philipp II. von neuem. Der Krieg mit den Hugenotten bewog Heinrich und Karl, sich nach Avignon zu begeben; hier veranstaltete Karl großartige Kirchenfeste. Mit dem Kreuze der schwarzen Büßer geziert, zog er am 8. Dec. 1574 barfuß uud barhäuptig an der Spitze einer Procession zu Ehren der Mutter Gottes einher, als ihn plötzlich eine Ohnmacht anwandelte und er nach Hause getragen werden mußte. Nicht Gift tödtete ihn, sondern eine infolge der Erkältung auftretende Entzündung. Er starb, als wäre er der frömmste Mann gewesen, am 26. Dec. 1574; Katharina von Medici athmete erleichtert auf. Karl ruht in Rheims unter einem von ihm selbst errichteten Grabdenkmale. Sein Neffe Heinrich von Guise war sein Haupterbe, erbte aber auch an 600,000 Livres Schulden, da Karl's Verhältnisse sehr zerrüttet waren.

Der Cardinal hinterließ eine Tochter Anna von Arne, Ehrenfräulein der Königin Elisabeth von Spanien, und dann mit einem der Mordgesellen der Bartholomäusnacht, Besme, verheirathet.

Vgl. René de Boullé, Histoire des ducs de Guise (Bände I. und II., Paris 1849); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (Bd. I., Paris 1866); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bände VIII. und IX., Paris 1865); von Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Bd. I., Stuttgart und Tübingen 1852); J. M. Göschl, Geschichtliche Darstellung des großen allgemeinen Concils zu Trient (zweite Abtheilung, Regensburg 1840); F. Bungener, Histoire du concile de Trente (2. Auflage, Bd. II., Paris 1854); J. von Döllinger, Ungedruckte Berichte und Tagebücher

zur Geschichte des tridentinischen Concils (zwei Bände, Nördlingen 1876); H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht (Strasburg 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

f) KARL (von Lothringen), Cardinal von Lothringen, apostolischer Legat, Bischof von Metz und Straßburg. Als zweiter Sohn des Herzogs Karl III. (II.) von Lothringen und Bar und Claudia's von Frankreich, Tochter König Heinrich's II., am 1. Juli 1567 in Nancy geboren, wurde Karl schon als Kind zum Dienst der Kirche bestimmt, um die Autorität seines Hauses zu erhöhen. Seine Lehrer waren der Großpropst von Saint-Dié, Cunin Alix, und Franz Johann von Anglure. Er besuchte früh die Universität in Pont-à-Mousson und vollendete in Paris seine Studien, besonders regte ihn der strenge Theolog Nicolaus Boucher an. Seine Bildung war durchaus französisch und liguistisch gefärbt; er besaß bedeutende Fähigkeiten und erlangte sicheres Urtheil, große Geschäftserfahrung und Klugheit. Auf Fürsprache seines Vetters, des Cardinals Ludwig von Guise, ertheilte ihm der Papst im April 1573 bereits die Coadjutorie des Bisthums Metz, und um ihm im deutschen Reiche Aussichten auf eine hohe Kirchenwürde zu eröffnen, verschaffte ihm sein Vater Kanonicate in Trier, Köln, Mainz und 1585 in Straßburg; hier wohnte er abwechselnd einige Zeit. Die Pläne, ihm eine geistliche Kurwürde in Deutschland zu verschaffen, scheiterten. Er wurde Abt von Saint-Victor zu Paris, von Saint-Mihiel im Bisthume Verdun, von Beaupré bei Luneville und erhielt 1574 die säcularisirte Benedictinerabtei Gorze. Am 18. Juli 1578 folgte er Ludwig von Guise als Bischof von Metz, war aber noch zu jung, um zu regieren, und die Verwaltung wurde einstweilen dem Bischofe Nikolaus Bosmard von Verdun und dem Cantor des Domkapitels von Metz, Johann Anetz (Annet) übertragen; erst am 22. Aug. 1585 übertrug Sixtus V. ihm selbst die Leitung der weltlichen, im März 1590 die der geistlichen Stiftsangelegenheiten, Kaiser Rudolf II. belehnte ihn 1588 mit dem Bisthume. Sein Vater verschaffte ihm noch drei Abteien und zwei Priorate in Lothringen; er und Heinrich III. von Frankreich bemühten sich für ihn um die Cardinalswürde; Karl wurde am 14. Dec. 1588 Cardinal-Diacon und bei seiner längeren Anwesenheit in Rom am 5. April 1591 Cardinal-Priester mit dem Titel von St.-Agatha. Der Papst vergütete ihm die Reisekosten und gab ihm für seinen Vater 15,000 Thaler monatlich und einige Hülfstruppen zur Bekämpfung Heinrich's IV.; auch ernannte er Karl zum apostolischen Legaten in den Bisthümern Metz, Toul und Verdun und in den Herzogthümern Lothringen und Bar, gab ihm einen ausgedehnten Indult für alle Stifter und Pfründen dieses Sprengels und die Vollmacht, nicht nur über alle kirchlichen Angelegenheiten und Güter und alle Unterrichtsanstalten zu verfügen, sondern auch in gewissen weltlichen Dingen zu entscheiden, Bastarde zu legitimiren u. s. w. Die Befugnisse Karl's beeinträchtigten die Schutzrechte des französischen Königs über Metz, Toul und Verdun; darum beschwerte sich Heinrich IV. nach seiner Aussöhnung mit dem Papste bei diesem, doch ohne Erfolg. Der Cardinal war wie seine Familie eifrig liguistisch, unterstützte den Vater im Kriege mit Geld, sprach sich jedoch in Rom sehr vorsichtig über die Prinzen von Geblüt aus. Am 26. Juni 1591 kehrte er von Rom nach Lothringen zurück. In Metz konnte er seine Residenz nicht aufschlagen; hieran hinderte ihn das Mistrauen der Bürger und Heinrich's IV. gegen seinen nach dem Besitze von Metz lüsternen Vater, dem er mit unselbständiger Ehrfurcht ergeben blieb. Die Männer seines Vertrauens, welche für ihn in den Stiftern reformiren sollten, konnten nicht durchgreifen; überall begegnete man seinen Bestrebungen mit Widerspenstigkeit, zu der das metzer Domkapitel ein von den Mönchen der Abteien rasch nachgeahmtes Vorbild bot. Hierzu kamen stete Kämpfe mit den Ketzern, die Karl nicht unterdrücken konnte, verdrießliche Händel mit dem Commandanten in Metz u. s. w. Körperlich sehr elend, lebte der Cardinal meistens am väterlichen Hofe und kam nur am 29. Aug. 1607 nach Metz, wo er den hierüber beleidigten Domherren versprach, sie sollten künftig seine Rathgeber sein. Auch als Legat visitirte er nicht selbst Stifter und Kirchen, sondern übertrug diese Arbeit seinen Beamten, die seine Synoden gleichfalls abhielten. Nur in wenigen Klöstern gelangen ihm Reformen. Um tüchtige Geistliche für die Zukunft heranzubilden, gründete er zu Pont-à-Mousson ein Seminar für zwölf Studenten des metzer Sprengels; in Metz gab er dem Orden der Minimen ein Kloster und beförderte die Errichtung eines Kapuzinerklosters. Sein Vater besetzte während der liguistischen Unruhen Marsal und Karl trat ihm diese Stadt mit ihren Salinen ab.

Um sein Land in kirchlicher Hinsicht gänzlich abzuschließen, sann Karl III. auf die Errichtung eines Bisthums in Nancy, aber Frankreich erhob beständig Einspruch, um nicht die Befugnisse der Bisthümer Metz, Toul und Verdun schmälern zu lassen. Karl III. dachte seinem Sohne das Bisthum Nancy zu, damit es ganz von ihm abhinge, aber die Gegenbemühungen des Cardinals von Ossat in Rom waren vom besten Erfolge gekrönt; das Bisthum unterblieb, und durch eine Bulle des Papstes vom 15. März 1603 wurde ein Primatialkapitel in Nancy geschaffen, Karl Primas desselben. Schon 1590 war der Versuch gemacht worden, Karl die Coadjutorie in Straßburg zuzuwenden, jedoch gescheitert. Nachdem er das Bisthum Verdun ausgeschlagen, erwählte ihn die aus Straßburg nach Zabern vertriebene Minorität der Domherren am 9. Juni 1592 zum Bischof von Straßburg, während die protestantische Majorität unter dem Schutze der Stadt Straßburg und evangelischer Nachbarfürsten den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zum Administrator postulirte. Karl suchte mit Waffengewalt, vom Vater unterstützt, des Bisthums Herr zu werden, konnte aber Johann Georg nicht vertreiben, obschon er in dem verheerenden Kriege im Vortheile blieb; die Truppen seines Vaters verübten entsetzliche Greuel, die ungerechterweise Karl zur Schuld gelegt wurden. In einer Reihe von Pamphleten griffen sich beide Parteien maßlos gehässig an. Endlich wurde am 9. März 1593 zwischen ihnen ein Vergleich abgeschlossen, welcher das Bisthum vorläufig unter beide theilte und

die Entscheidung des Streits einer kaiserlichen Commission überwies, deren Bemühungen jedoch von Kurbrandenburg vereitelt wurden. Der durch Heinrich IV. von Frankreich am 20. Sept. 1595 in Saarburg erneuerte Vertrag verhütete den Wiederausbruch des Krieges beider Prätendenten. Umsonst bemühte sich Karl, den Kaiser zu durchgreifenden Maßregeln zu bewegen und von den katholischen Fürsten ausgiebige Unterstützung zu erhalten, und seit 1593 versuchte er Johann Georg durch Geld abzufinden, was ihm aber trotz Baierns Vermittelung nicht gelang. Nachdem Karl darauf verzichtet, seinem jüngeren Bruder Franz die Coadjutorie zu verleihen, und sie dem Erzherzoge Leopold versprochen hatte, belehnte ihn Rudolf II. am 13. März 1599 mit dem Bisthume. Der Cardinal bat den Herzog Friedrich von Würtemberg um seine Vermittelung, schloß mit ihm am 12. Oct. 1600 in Oberehenheim einen Vertrag, in welchem er ihm dafür den Fortbesitz des ihm von Johann Georg verpfändeten bischöflichen Amtes Oberkirch zusicherte, erlangte aber trotzdem seinen Zweck nicht. Er entriß Johann Georg den größten Theil des in Besitz genommenen Gebietes, erneute am 10. Oct. 1602 in Molsheim den Vertrag mit dem Herzoge von Würtemberg, aber Heinrich IV. verhinderte abermals den Krieg gegen die protestantische Partei, ohne freilich den Krieg des Herzogs von Lothringen mit Johann Georg verhüten zu können. Verschiedene Ausgleichversuche Heinrich's IV. und Rudolf's II. scheiterten, obwol Karl fortwährend Friedensanerbietungen machte. Erst am 22. Nov. 1604 kam durch würtembergische Intervention in Hagenau ein Vergleich zwischen Karl und dem katholischen Domkapitel einerseits, Johann Georg, den protestantischen Domherren und der Stadt Straßburg andererseits zu Stande. Johann Georg trat gegen eine hohe Summe zurück, den ihm anhängenden acht Stiftsherren verblieben verschiedene Güter und Einkünfte und ein funfzehnjähriger Waffenstillstand wurde mit ihnen vereinbart; alles Uebrige erhielten die Katholiken, Oberkirch blieb würtembergische Pfandschaft. Der Cardinal wurde als Bischof anerkannt, mußte aber nicht nur der Stadt Straßburg alle Gerechtsame gegenüber den Bischöfen bestätigen, sondern auch alle während des Bischofsstreits von Johann Georg's Seite gemachten Abtretungen an Einkünften und Gütern unter gewissen Vorbehalten belassen. So erkaufte er den Besitz des Stiftes mit enormen Opfern. Der Rath von Straßburg gestattete ihm nicht, im Dome katholischen Gottesdienst abzuhalten; darum verlegte er den Sitz des Domkapitels nach Molsheim; hier gründete er Klöster, ein Knabenseminar und beförderte das junge Jesuitencolleg. In seiner ganzen Machtsphäre arbeitete er unermüdlich für die Verbesserung des kirchlichen Lebens und für die Unterdrückung des Protestantismus. Seit seiner Romfahrt (s. oben) war Karl schwer leidend, konnte nicht mehr gehen, reiten und fahren, mußte in der Sänfte getragen werden, 1595 überkamen ihn heftige Gliederschmerzen, er wurde gelähmt und nur die Zunge blieb beweglich. Vielfach wurde Vergiftung vermuthet. Im J. 1604 ließ er sich von einem mailänder Mönche exorciren, hielt sich längere Zeit für sehr erleichtert, konnte aber sein Lager nie verlassen und starb, nachdem er seinem Bruder Franz entschieden verboten hatte, in die Dienste Venedigs zu treten, am 24. Nov. 1607 in Nancy. Hier ruht er. Sein Vater war untröstlich über sein Ableben.

Vgl. Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine (Bände II. und III., Nancy 1745); Meurisse, Histoire des Evêques de l'église de Metz (S. 642 fg.); Lettres du Cardinal d'Ossat, nouvelle édition par Amelot de la Houssaie (Bände I. und II.); Graf d'Haussonville, Histoire de la réunion de la Lorraine à la France (Bd. I., Paris 1854); A. Digot, Histoire de Lorraine (2. Auflage, Bd. IV., Nancy 1880); Allgemeine deutsche Biographie (Bd. XV., Leipzig 1882).

(Arthur Kleinschmidt.)

g) KARL, auch Karlmann genannt, der 34. Bischof von Konstanz (1069—71), spielte eine fast nur passive Rolle in den kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit. Der bamberger Archivar Jäck in einer handschriftlich von ihm hinterlassenen Notiz bezeichnet ihn als Markgrafen von Thüringen, ohne jedoch seine Quelle anzugeben, und dem Unterzeichneten ist es — wenigstens in meißnischen und magdeburgischen Actenstücken und Quellenforschungen — nicht gelungen, einen Nachweis zu finden, daß derselbe aus Thüringen stamme und wie sein Familienname gelautet habe. Bemerkt mag hier werden, daß der Name Karl im 11. Jahrh. in thüringisch-sächsischen Fürstenhäusern nicht ganz unvertreten gewesen ist, da wenigstens Thietmar (Chron. VII, 4) den Tod eines Karl, eines Sohnes des Markgrafen Rikdag, zum J. 1014 erwähnt. In den Stammbäumen, welche in von Witzleben's sorgfältig bearbeitetem Werke „Stammbaum des Hauses Wettin" vorliegen, findet sich ein Karl als Bischof von Konstanz nicht aufgeführt. — Es war in der Zeit des kräftigsten Aufschwungs päpstlicher Allgewalt, in der Zeit, wo dem Papste Alexander II. bereits Hildebrand, der nachherige Papst Gregor VII., als Berather zur Seite stand, als der Bischof Rumold von Konstanz am 2. Nov. 1069 starb, und angeblich große Reichthümer hinterließ. Daß sich nun um das erledigte Bisthum mehr als Ein Bewerber fand, ist sehr begreiflich, und die Wiederbesetzung gab Veranlassung zu Aufsehen und tiefgehendem Aergerniß. Wenn auf der einen Seite erwiesene Beispiele vorlagen, daß König Heinrich in solchen Fällen von Günstlingen sich hatte misbrauchen lassen, und gelegentlich Geistliche auf Grund von Bestechungen mit erledigten Pfründen begabt hatte, so ist andererseits doch auch zu berücksichtigen, daß es schon Hildebrand war, der um das J. 1070 den Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum um die Suprematie einleitete. Scheinbar allerdings griff Papst Alexander in den sich entspinnenden Streit nicht unmittelbar ein, und darum gewinnt es Wahrscheinlichkeit, daß in diesem Falle die Anklage gegen den vom Kaiser begünstigten Bischof auf gutem Grunde beruht haben mag. Fast alle Berichte (Bernold. chron. ad ann. 1071; Mariani Scoti chron. bei Pertz, Ser. V, 560; die Note dazu bei Pertz, Ser. V, 483; Manlii

chron. episc. Constant. etc.) stimmen darin überein, der vom Kaiser eingesetzte Bischof Karl habe das Bisthum erkauft und sich der Simonie schuldig gemacht. Günstiger erscheint diese Angelegenheit in der ausführlichen Darstellung der Annalen des Lambertus.

Zunächst hatten nach hergebrachter Sitte die konstanzer Geistlichen aus ihrer Mitte den Kanonikus Siegfried zum Nachfolger auf ihrem bischöflichen Stuhle gewählt, und wandten sich dann an den Kaiser mit dem Gesuche, ihn mit Ring und Stab zu belehnen. Schon um dieselbe Zeit aber hatte der magdeburger Kanonikus Karl — wie man ihn seitdem beschuldigte — durch Bestechung einiger Günstlinge des Kaisers und durch Versprechungen es dahin gebracht, daß Kaiser Heinrich ihm das erledigte Bisthum verlieh. Lentz (Dipl. Stifts- und Landeshist. von Magdeburg, S. 82 fg.) gibt an, Karl habe sich die Gunst und Fürsprache Heinrich's durch geleistete Dienste erworben. Während nun Lambert. Ann. 1069 erzählen, daß die konstanzer Geistlichkeit diesen neuen Bischof anfangs wohlwollend aufgenommen habe, sprechen die Thatsachen dafür, daß mindestens ein großer Theil derselben sich nur mit Widerstreben*) dem kaiserlichen Willen gefügt hatte. Jedenfalls regte sich schon sehr bald eine starke gegnerische Partei, und auf deren Berichten mag es wol beruhen, wenn Neugart (Episcop. Constant. p. 456) harter Beschuldigungen gegen Karl bereits bald nach dessen Einsetzung gedenkt. Auch Lambertus a. a. O. stimmt damit überein, daß Karl sich bald Willkürlichkeiten habe zu Schulden kommen lassen, und angeblich dadurch habe er sich innerhalb des konstanzer Klerus Feinde gemacht. Man klagte, Karl habe sich nun in widerrechtlichen Besitz vieler Schätze und Kostbarkeiten der ihm übertragenen Kirche gesetzt; vielleicht aus Eigennutz, vielleicht gedrängt, seinen gegebenen Versprechungen Genüge zu leisten, habe er Kirchengefäße und Altarschmuck veräußert. Neben der Anklage der Simonie ward bald die weitere Klage laut, der Bischof habe sich widerrechtlich (furtive bei Lambertus und utpote sacrilegus fur bei Bernold) Besitzstücke des Bisthums angeeignet. Mit solchen Anklagen wandten sich seine Gegner an den Papst und beschuldigten Karl der Simonie. Vergeblich beantragte nun Karl wiederholt beim päpstlichen Stuhle seine Ordination als Bischof. Nach Lambertus, Ann. 1071, könnte es scheinen, als habe Papst Alexander damals vermeiden wollen, in diesen Simoniestreit persönlich einzugreifen. In der That beauftragte er vielmehr den Erzbischof Siegfried von Mainz, einen erprobten Gegner der Simonie, dem Bischofe Karl die Consecration zu versagen, bis die streitige Angelegenheit in seinem Beisein sorgfältig untersucht und entschieden worden sei. Der konstanzer Klerus setzte seine Proteste energisch fort und mahnte, es dürfe nicht gegen die kanonischen Vorschriften ein der Simonie, ja des Diebstahls Angeklagter als ihr Bischof ordinirt werden (Lambertus, Ann. 1071). Mit solchen Verhandlungen verging ein großer Theil des J. 1070. Endlich beauftragte der Papst den Erzbischof Siegfried, die streitige Sache zu untersuchen und zur Entscheidung zu bringen. Er befahl zu diesem Zwecke, den Bischof Karl und dessen Ankläger vor eine in Mainz zu haltende Synode vorzuladen, wo die Angelegenheit genau untersucht werden sollte; könne Karl seine Schuldlosigkeit nicht erweisen, so solle ihm die Consecration definitiv verweigert werden (Bernold, Chron. 1071). Der Erzbischof berief deshalb für August 1071 eine Synode nach Mainz, obgleich Kaiser Heinrich ihm dagegen lebhafte Vorstellungen machte. Lambertus hebt hervor, Karl habe sich die Freundschaft des Kaisers erworben; er habe ihm wiederholt nützliche Dienste geleistet, und deshalb habe der Kaiser sich bemüht, den Bischof nicht fallen zu lassen. Außerdem liegt der Gedanke nahe, daß der Kaiser den Versuch machen mußte, sich innerhalb des deutschen Klerus Anhänger zu erhalten, auf die er sich im Kampfe gegen die Prätensionen des Papstthums stützen könnte. Als aber dennoch die Vorladung des Bischofs vor die Synode erfolgte, entschloß sich der Kaiser gegen Anfang des August ebenfalls nach Mainz zu gehen, um bei der Verhandlung anwesend zu sein und zu Gunsten Karl's seinen Einfluß geltend zu machen. Nach Lambertus, Ann. 1075, meinten damals manche, der Kaiser gebe seine Zustimmung in diesem wie in andern Processen wegen Simonie gegen seine Anhänger in der geheimen Absicht, dann auch auf denselben Grund hin einen seiner Hauptgegner, den Bischof von Worms, zum Falle bringen zu können.

Die Synode trat zusammen, um das Urtheil zu sprechen, nach Cod. Udalrici n. 123 „XVIII. Kal. Sept.", also am 15. Aug., während Mansi (Concilia, XX, 10) irrthümlich den 18. Sept. angibt. Anwesend waren außer dem Kaiser und einem päpstlichen Legaten Bischöfe und Aebte aus mehrern Diöcesen (Ann. Laub., Weissenburg., Lamb. und Nota zu Mar. Scoti chron. 1071). Nachdem dann die konstanzer Gegner des Bischofs ihre Klagen angebracht hatten, mischte sich der Kaiser selbst in die Verhandlung, und indem er den Angeklagten möglichst zu rechtfertigen suchte, machte er den Klägern Vorwürfe über ihre Vermessenheit (impudentia bei Lambertus), daß sie gegen kaiserliche Auctorität die Klage aufrecht erhielten. Mit solchen Reden und Gegenreden verstrichen zwei Tage ohne Erfolg, und erst am 15. Aug. konnte der Beschluß der Absetzung Karl's erfolgen. Die betreffenden Concilsacten bei Hartzheim, Concilia Germ. III, 154—157 und Pertz, Ser. 5, S. 185—188. Karl selbst sowie der Kaiser mußten schließlich einsehen, daß die Mehrzahl der Anwesenden gegen den ersteren entschieden eingenommen war, und daher die weitere Vertheidigung aussichtslos bleiben mußte. In den meisten Quellen heißt es allerdings, Karl sei der Simonie angeklagt und überwiesen worden (accusatus et convictus est). Eine förmliche Absetzung Karl's bezeugen die Ann. Weissenburg. Die Concilsacten dagegen weisen aus, daß der Bischof selbst seiner Verurtheilung zuvorgekommen sei und die Insignien des Bisthums an den Kaiser zurückgegeben habe. Damit stimmen die Berichte bei Lambertus

*) In den Ann. August. 1070 heißt es: Karolus episcopus a rege constituitur, sed respuitur.

u. a. überein. Lambertus fügt dann noch hinzu, der Kaiser habe den gewesenen Bischof zu trösten gesucht und ihm Ersatz versprochen bei nächster Gelegenheit. — Karl begab sich darauf nach Magdeburg zurück und starb bereits am 27. Dec. desselben Jahres. In Betreff seiner Persönlichkeit führt Pregitzer (Suevia et Würtembergia sacra, p. 467) nach Bruschius an, Karl habe sich durch gute Statur und Bildung, Klugheit und angenehme Sitten ausgezeichnet. Vgl. noch Serarii Mogunt. rerum lib. V, p. 752; Floto, Kaiser Heinrich IV., I, 328 fg.; Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, I, 274 fg. u. a. (*H. Brandes.*)

h) KARL, Erzbischof von Mainz 856—863, Karolinger, war jüngerer Sohn des Königs Pipin I. von Aquitanien, der von seinem Vater, Kaiser Ludwig dem Frommen im J. 814 eingesetzt, vor diesem im December 838 starb und außer Karl einen älteren Sohn, Pipin II., hinterließ. Unmündig, wie sie waren, wurden die Brüder bei der Thronfolge nicht berücksichtigt; der westfränkische König Karl der Kahle, ihr Oheim, der seinen gleichnamigen Neffen aus der Taufe gehoben hatte, nahm Aquitanien für sich in Anspruch und während Pipin II. sich trotzdem im Lande als König zu behaupten versuchte (843 fg.), lebte Karl eine Zeit lang (847) unter dem Schutze seines ältesten Oheims, des Kaisers Lothar I., bis er durch eine ihm nachtheilige Abwandlung in der Politik desselben zur Rückkehr nach Aquitanien veranlaßt wurde. Unterwegs gerieth er in die Gefangenschaft Karl's des Kahlen, wurde von diesem gezwungen, Kleriker zu werden (im Juni 849) und begann seine geistliche Laufbahn als Mönch im Kloster Korbie. Indessen nachdem er die Weihe eines Diacons empfangen hatte, entwich er im J. 854 von dort, um sich in den Schutz seines ostfränkischen Oheims, des Königs Ludwig des Deutschen, zu begeben. Bald stand er hoch in der Gunst desselben; als das Erzbisthum Mainz im Februar 856 durch den Tod des Rabanus Maurus erledigt wurde, übertrug der König diese vornehmste und wichtigste Prälatur des Reiches seinem Neffen, obwol in Mainz selbst viele Geistliche und Laien diesem abgeneigt waren. Als Erzbischof waltete Karl etwas über sieben Jahre und zwar in einer bewegten, an politischen und kirchlichen Kämpfen reichen Zeit, welche einem Kirchenfürsten von der Herkunft und Stellung Karl's Anlaß genug gab, nach vielen Seiten hin eine rege und bedeutende Thätigkeit zu entfalten. Aber keine Spur davon; die von ihm bekannten Regierungshandlungen haben fast nur locales Interesse, mit Ausnahme einer großen Synode, welche er am 1. Oct. 857 in Mainz hielt, die unter andern mit kirchenrechtlichen Fragen sich beschäftigte. Am 5. (4.?) Juni 863 starb Erzbischof Karl, noch in jugendlichem Alter, ruhmlos und nur merkwürdig als einer von den wenigen legitimen Nachkommen Karl's des Großen, welche hohe Kirchenämter verwaltet haben.

Vgl. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches I, 128 u. a.; B. Simson, Jahrb. des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen II, 193; C. Will, Regesten zur Geschichte der mainzer Erzbischöfe (J. Fr. Böhmer, Regesta archiepiscopor. Moguntinensium), I. Band, S. XXV und S. 71 fg. (*E. Steindorff.*)

i) KARL (von Lothringen-Vaudémont), Cardinal von Vaudémont, Fürstbischof von Toul und Verdun. Zu Noményy am 20. April 1561 (nach andern am 2. April 1561 oder 1559) als dritter Sohn des Nikolaus von Vaudémont, Herzogs von Mercoeur, aus zweiter Ehe mit Johanna von Nemours aus dem Hause Savoyen geboren, empfing Karl eine gelehrte Bildung in Pont-à-Mousson, von wo aus er infolge der Vermählung seiner Stiefschwester Louise mit König Heinrich III. einen längeren Aufenthalt am französischen Hofe nahm. Er erwarb sich große Kenntnisse auf theologischem Gebiete, gab eine Reihe Thesen heraus und gewann solches Ansehen bei Gregor XIII., daß ihm dieser auf Empfehlung des Königs am 21. Febr. 1578 trotz seiner großen Jugend den Cardinalshut verlieh. Gelehrt und beredt, bescheiden und genügsam, hielt er sich an die politischen Grundsätze seiner lothringischen Verwandten, war aber weder so habgierig noch so ehrsüchtig wie sie und ihnen an Sittenstrenge weit überlegen. Der gefeierte mailänder Erzbischof, Sanct-Carlo Borromeo, stand mit ihm in Briefwechsel und ertheilte ihm manchen weisen Rath, den Karl als Hirt seiner Diöcese verwerthete (s. Balthassar Oltrocchi, De vita et rebus gestis Sancti Caroli Borromei etc. libri septem, Mailand 1751). Als Liguist legte Karl hohen Werth auf die Rathschläge des parteiischen Cardinals Pellevé und vier Jesuiten hielten ihn in voller Abhängigkeit, während er sich bestrebte, Borromeo gleich zu werden. Nur mit Mühe ließ sich der Papst durch Heinrich III. und den Herzog von Lothringen bestimmen, seine Wahl zum Bischof von Toul (Februar 1580) am 9. März 1580 durch die Präconisation gutzuheißen; es wurde Karl gestattet, trotz seiner Jugend die Weihen zu nehmen. Außerdem besaß Karl die Abteien Moyenmoutier und Mureaux, vermied aber allen Aufwand in seinem Haushalte, lebte klösterlich einfach, behielt kaum ein Drittel seiner Einkünfte für sich, verwendete sie größtentheils zur Erhaltung und Aufbesserung der Kirchengüter und Kirchen und zur Armenpflege, vertheilte das Kirchengut gewissenhaft, visitirte seine Sprengel mit peinlicher Sorgfalt, überwachte die Kirchenzucht, für die er auf mehrern Synoden die nöthigen Regeln festsetzen ließ, suchte die Geistlichen zu gottgefälligem Wandel zu erziehen, predigte oft selbst und durfte als ein Muster an Frömmigkeit gelten. Im Jahre 1584 gab er sich vergebliche Mühe, die Domherren zur Annahme der Tridentiner Beschlüsse in dem Bisthume zu bewegen, sie widersetzten sich energisch diesem Ansinnen. Im August 1583 veranstaltete er eine Pilgerfahrt des Domkapitels und der Bürgerschaft von Toul nach der Kirche zu Saint-Nicolas du Port, um durch Anrufung des heiligen Nikolaus Europas Befreiung von allem Elend zu erwirken, hielt ergreifende Ansprachen und kehrte mit zahlreichem Gefolge von Adeligen nach Toul zurück. Im Jahre 1580 erschien in Paris ein Buch seines Archidiacons François de Rosières „Stemmatum Lotharingiae ac Barri Ducum tomi septem" mit erschliche-

nem königlichen Privileg; in ihm waren die valesischen Könige herabgesetzt und auf Kosten der historischen Wahrheit dem Hause Lothringen das Näherrecht auf den französischen Thron zugesprochen. Im Januar 1583 wurde Rosières von königlichen Commissairen über Stellen seines Buchs verhört, berief sich umsonst auf seinen geistlichen Charakter, um sich weltlicher Gerichtsbarkeit zu entziehen, kam als Gefangener in die Bastille, wurde am 26. April 1583 vor den königlichen Staatsrath geführt, und auf Verwenden der Königin-Mutter Katharina stand man von der Todesstrafe für ihn ab, da er bereute und widerrief. Das Buch wurde verdammt, Rosières freigegeben. Auf Karl's Gerichtsbarkeit über ihn war keinerlei Rücksicht genommen worden (s. René de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise, Bd. III., Paris 1850). Karl's Beziehungen zur Ligue veranlaßten ihn zu häufiger Anwesenheit in Paris, wo er auch im Staatsrathe saß und von Heinrich III. zum Commandeur des Heiligen Geistordens ernannt wurde. Am 4. März 1585 wurde Karl Fürstbischof von Verdun und wollte Toul seinem Stiefbruder Anton abtreten, der Papst aber bestimmte ihn, die alte Diöcese neben der neuen zu behalten; Karl reiste nach Rom und Sixtus V. bestätigte ihn, nahm ihn auch unter die Cardinalpriester auf. Der Stadtrath von Verdun huldigte ihm erst, nachdem er versprochen, die Investitur sofort bei dem Kaiser zu erbitten und bei ihm die Huldigung zu verantworten. Eine pariser Reise zog dem Cardinal ein hitziges Fieber zu, dem er in Toul schon am 29. Oct. 1587 erlag. Er ruht in der Fürstengruft der Franziskaner-Kirche zu Nancy.

Vgl. Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine (Bd. III.); Bénoît, Histoire ecclésiastique de Toul; Histoire ecclésiastique et civile de Verdun; Digot, Histoire de Lorraine (2. Aufl., Bd. IV., Nancy 1880). *(Arthur Kleinschmidt.)*

k) KARL (von Lothringen), Fürstbischof von Verdun, dann Jesuit. Als ältester Sohn des Grafen Heinrich I. von Chaligny aus dem Hause Vaudémont und der Claudia, Erbin von Mouy, am 18. Juli 1592 auf Schloß Coeurs geboren, erbte Karl 1601 durch des Vaters Tod die kleine Grafschaft Chaligny in Lothringen unter Vormundschaft seiner Mutter und seines Oheims, des Fürstbischofs Erich von Verdun, empfing eine weltliche Erziehung, liebte außer den Waffen leidenschaftlich das Vergnügen, studirte mit größtem Interesse die Geschichte seiner ehrgeizigen Familie und versprach, ein hervorragender Weltmann zu werden; zum Geistlichen schien ihm jede Anlage versagt. Da faßte sein Oheim Erich den Entschluß, abzudanken und unter die Kapuziner zu gehen, Karl aber seine geistlichen Würden zuzuwenden; es kostete Karl große Ueberwindung, auf Erich's Anerbieten Ja zu sagen, und Papst Paul V. mit seinen Cardinälen trug, als sich der König von Frankreich für ihn verwandte, Bedenken, für seine Wahl zum Bischof zu wirken. Kluge Ordensgeistliche riethen Karl, das Bisthum Verdun anzunehmen, Paul V. gab seine Zustimmung und Karl begann in Pont-à-Mousson aufs eifrigste Theologie zu studiren, während sein Bevollmächtigter am 30. März 1611 für ihn vom Bisthume Besitz ergriff.

Zwar wurde Karl kein gelehrter Prälat, aber einer der gewissenhaftesten. Bald bereitete es ihm die höchste Freude, sein geistliches Amt auszuüben, seine Diöcese zu visitiren, die Sakramente zu verwalten, Almosen auszutheilen; er liebte die Proselytenmacherei und führte gern Ketzer in die katholische Kirche zurück; mit milder und überzeugender Beredsamkeit ausgerüstet, predigte er voll Inbrunst, oft selbst zu Thränen gerührt; um nichts zu verabsäumen, was zur Belehrung und Besserung seiner Heerde dienen konnte, erklärte er manchmal selbst den Kindern den Katechismus. Anfänglich gab sein Lebenswandel noch manches Aergerniß, bis das Fleisch ertödtet war und Asketen ihn zum Schwärmer für ein gottgeweihtes Leben machten. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit vertheidigte er Besitz und Rechte seines Bisthums, die durch Erich ungeheure Schmälerung erlitten hatten, gegen die Uebergriffe Frankreichs, machte aus diesem Grunde mehrmals die Reise nach Paris, um die Gerichtsbarkeit des Bisthums zu retten, wollte die höchste Instanz in Streitfragen nach altem Herkommen dem Reichskammergerichte in Speier erhalten und gebot im Mai 1611 seinen Stiftsbeamten, sich in allen Stücken den Eingriffen des metzer Gerichtspräsidenten zu widersetzen; vielleicht bewarb er sich auch um kaiserlichen Beistand, wie ihm vorgeworfen wurde. Die französische Regierung erließ scharfe Befehle zum Vollzug ihrer Verordnungen und drohte Karl bei längerem Widerstande mit dem Verluste aller weltlichen Rechte. Karl's ganzes Ankämpfen gegen die Uebergriffe des Königs blieb erfolglos, er verlor den Rest der bischöflichen Gerechtsame, so eifrig er auch stritt. Seit 1616 war Karl ganz in den Händen der Jesuiten, die sein weiches und lenkbares Gemüth trefflich zu bearbeiten wußten; 1617 ließ er sich die Priesterweihe geben, verfiel in volle Schwärmerei, verachtete alle Genüsse der Welt, mied, soviel irgend möglich, den lothringischen Hof, versäumte keinen Gottesdienst und lebte nur jesuitischer Frömmigkeit. Von der Verderbtheit der Höfe überzeugt, schrieb er einen im Manuscripte hinterbliebenen „Traité sur la grandeur des devoirs des princes et des dangers auxquels leur condition les expose", der seiner Familie wenig gefiel. Allmählich ergriff ihn Ekel an seinem bischöflichen Amte; er wünschte, der glänzenden Stellung ledig zu werden und in bescheidener Dienstbarkeit Gott zu leben, und so sehr ihm auch seine Mutter abrieth, ließ er sich nicht umstimmen. Er verzichtete auf seine Grafschaft Chaligny zu Gunsten seines Bruders, des Marquis Heinrich von Mouy, und auf das Bisthum Verdun zu Gunsten seines jüngsten Bruders Franz, wozu Papst Gregor XV. am 22. April 1622 seine Erlaubniß gab, reiste nach Rom und trat als Novize bei den Jesuiten daselbst ein. Seine Mutter bewunderte seinen anfangs verurtheilten Entschluß derart, daß sie 1623 in das von ihr gestiftete Augustinerkloster zu Charleville ging, wo sie unter Büßungen am 3. Nov. 1627 starb.

Rasch ging die Novizenzeit vorüber und „Pater

Karl von Lothringen" gehörte dauernd dem Orden Jesu an. Der Ordensgeneral sandte ihn als Vorsteher des Profeßhauses nach Bordeaux, und hier erwarb er sich bald solches Vertrauen bei den Vätern des Ordens, daß sie ihn in ihren Angelegenheiten nach Rom sandten. Der Herzog von Lothringen, sein Vetter, empfahl den frommen Mann dem Papste zum Cardinalat, Gregor XV. war gern bereit; Karl aber war in den Orden getreten, um äußerm Glanze zu entsagen, und lehnte darum entschieden den rothen Hut ab. Nach Bordeaux zurückgekehrt, wollte er die Pestkranken pflegen, aber seine Vorgesetzten duldeten es nicht und versetzten ihn als Provinzial nach Toulouse. Hier konnte er die Luft nicht vertragen, ging aber nicht auf den Vorschlag des Generals ein, den Ort zu wechseln; er sah in der Gefährdung seines Lebens eine göttliche Fügung und starb mit großer Ergebung am 28. April 1631 in Toulouse, wo er ruht; sein Herz wurde in Verdun beigesetzt. Ein von ihm in italienischer Sprache hinterlassenes ascetisches Werk gab der Jesuit Franz Baltus in Uebersetzung 1720 in Dijon als „Réflexions spirituelles et sentiments de piété du Père Charles de Lorraine" heraus.

Vgl. Père Nicolas de Condé, Vie du Père Charles de Lorraine (Paris 1652); Père Ignace de Laubrussel, La vie du Très-Révérend Père Charles de Lorraine, de la compagnie de Jésus (Nancy 1733); Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine (Bd. III); Digot, Histoire de Lorraine (2. Aufl., Bd. V., Nancy 1880). *(Arthur Kleinschmidt).*

l) KARL (Joseph), Erzherzog von Oesterreich, Fürstbischof von Passau (geb. 7. Aug. 1649 zu Wien, gest. 27. Jan. 1664), war der Sohn des Kaisers Ferdinand III. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Leopold von Tirol. Im Alter von 13 Jahren am 14. Mai 1662 wurde er Coadjutor seines Oheims, des Erzherzogs Leopold Wilhelm und im Herbste desselben Jahres nach dem am 20. Nov. erfolgten Tode desselben Großdeutschmeister und Fürstbischof von Passau und 1663 auch von Olmütz und Breslau. In Passau führte das Vicariat der Domdechant Hector Schad. Er besuchte vorübergehend Passau, starb aber noch, bevor er das Amt der Kirchenverwaltung selbst übernommen hatte, als funfzehnjähriger Jüngling am 27. Jan. 1664. Sein Leichnam wurde auf der Donau nach Wien gebracht und dort in der kaiserlichen Familiengruft bei den Kapuzinern beigesetzt.

Literatur: Hansiz, Germania sacra, I, 753; Buchinger, Geschichte von Passau, II, 393.

(H. M. Richter.)

KARLBURG (ungar. Oroszvár), ein größtentheils von Deutschen bewohnter Marktflecken im ungarischen Comitat Wieselburg, liegt unweit von Preßburg an einem Nebenarme der Donau, in anmuthiger und fruchtbarer Gegend, mit 1780 Einwohnern. Die größte Zierde des Ortes ist das sehr schöne Castell des Grafen Zichy mit großem Parke und Gewächshäusern.

(J. Hunfalvy.)

KARLSBAD, einer der bekanntesten Curorte der Welt, liegt im nordwestlichen Böhmen am Einflusse der Tepel in die Eger, unter 50° 13′ 22″ nördlicher Breite, 30° 33′ 5″ östlicher Länge (Ferro), 374,13 Met. über der Meeresfläche. In der romantischen, von bewaldeten Anhöhen eingeschlossenen Thalschlucht der Tepel ziehen sich die Häuserreihen des berühmten Weltbades an beiden Ufern des Flüßchens in der Hauptrichtung von Nordwest nach Südost und suchen rechts und links die steilen Höhen hinanzuklimmen. Die sich alljährlich vergrößernde Stadt zählt über 900 für die Fremdenaufnahme gut eingerichteter Wohngebäude und vorzügliche Hotels. Die katholische, von den Kreuzherren mit dem rothen Stern besorgte Dekanatkirche wurde nach den Plänen Dienzenhofer's 1732—1736 erbaut. Ueberdies wird selbständiger Gottesdienst abgehalten in einer protestantischen (erbaut 1856), einer englischen (erbaut 1876), einer griechischen (erbaut 1866) Kirche und in der prächtigen 1877 vollendeten jüdischen Synagoge. An sonstigen monumentalen Bauwerken wurden in neuerer Zeit auf Communalkosten hergestellt: das schöne Curhaus mit Speise- und Concertsälen, Lesezimmern, Bibliothek, Museum und Bädern (vollendet 1867), die imposante Mühlbrunncolonnade mit der Mühlbrunnhalle nach Plänen Zitek's, ein antiker Säulenbau (1871—1880), die prächtige, geräumige, in Eisenconstruction aufgeführte Sprudelcolonnade (1878—1879), das Stadtparkrestaurant in dem neu angelegten Stadtparke (1881), das Moorbadehaus (1880), das Sprudelsalzsudhaus (1880) und der Schlachthof (1878). Für den öffentlichen Unterricht bestehen eine zehnklassige Volksschule und eine sechsklassige Bürgerschule. Daneben existiren Privatunternehmungen für den Unterricht in der Musik und den neueren Sprachen. An Hospitälern besitzt die Stadt das Heiligengeistspital (1531 gegründet), das allgemeine Krankenhaus (seit 1877), das israelitische Spital (1847), das Fremdenhospital (1806), das Siechenhaus und das stattliche Militärbadehaus (1850—1856). An kaiserlichen Aemtern befinden sich in der Stadt die Bezirkshauptmannschaft, das Bezirksgericht, Hauptzollamt, Post-, Telegraphenämter u. a. Karlsbad ist Station der Buschtiehrader Eisenbahn (Böhmische Nordwestbahn) und hat während der Badesaison directe Verbindungen nach allen größeren Städten (Berlin 11 Stunden, Hamburg 21 St., Leipzig 8 St., Lemberg 30 St., München 8 St., Paris 30 St., Wien 13 St.). Für das Vergnügen sorgen namentlich ein gutes Theater (1883 im Neubau begriffen), vorzügliche Brunnen- und Concertmusik. Geradezu musterhaft sind die Promenadenwege, welche durch die städtischen Waldungen nach den schönsten Punkten in einer Gesammtlänge von 7 Meilen führen und allenthalben mit Ruheplätzen versehen sind.

Die stabile Bewohnerschaft Karlsbads beziffert sich nach der Zählung vom 31. Dec. 1880 auf 10,579 (4782 männliche, 5797 weibliche) gegen 7276 im J. 1869, 4805 im J. 1858. Im J. 1742 hatte Karlsbad nur 972 Seelen. Die Bevölkerung ist deutsch und spricht einen dem Egerländischen (Ostfränkischen) ähnlichen Dialekt. Die Bewirthung der Badegäste ist ihr eigentlicher

Hauptnahrungszweig. Nennenswerth erscheint unter den Gewerben die Verarbeitung des Sprudelsteins zu selbständigen Gegenständen und zu Verzierungen, die Nadlerei, Kunsttischlerei, Kunstgärtnerei und Schuhwaarenerzeugung. Weltberühmt sind die karlsbader Kaffeewirthschaften ob ihres vorzüglichen Getränkes und das karlsbader Gebäck (karlsbader Oblaten).

Die karlsbader Heilquellen stehen unter den alkalisch-salinischen Mineralquellen obenan. Das schwefelsaure Natron, kohlensaure Natron, Chlornatrium und die hohe Temperatur werden als Hauptfactoren der therapeutischen Wirkungen bezeichnet. Die vornehmste Quelle ist der Sprudel (Springer), dessen 73,8° C. heißes Wasser stoßweise in Mannsdicke meterhoch emporspringt und ein interessantes Naturschauspiel bietet. Mehrere Nebenquellen des Sprudels entspringen im Flußbette der Tepel, die offenbar von dem Wärmegrade der Quellen ihren Namen erhalten hat (teplý slawisch = warm). Aus den Ablagerungen des Sprudelwassers bildet sich die Sprudelschale (Sprudelstein, Erbsenstein), die zumeist aus kohlensaurem Kalk besteht. Nach den neuesten Analysen (von Professor Dr. Ernst Ludwig in Wien ausgeführt im J. 1879) ist das specifische Gewicht des Sprudelwassers 1,0053 und kommen auf 10,000 Gramm Wasser folgende mineralische Bestandtheile: kohlensaures Eisenoxydul 0,030; kohlensaures Manganoxydul 0,002; kohlensaures Magnesium 1,665; kohlensaures Calcium 3,214; kohlensaures Strontium 0,004; kohlensaures Lithium 0,123; kohlensaures Natrium 12,980; schwefelsaures Natrium 24,053; schwefelsaures Kalium 1,862; Chlornatrium 10,418; Fluornatrium 0,051; borsaures Natrium 0,040; phosphorsaures Calcium 0,007; Aluminiumoxyd 0,004; Kieselsäure 0,715; Kohlensäure halbgebunden 7,761; Kohlensäure frei 1,898; und Spuren von Cäsium, Rubidium, Brom, Jod, Arsen, Antimon, Zink, Thallium, Selen und Ameisensäure. Die übrigen im Gebrauche stehenden Quellen differiren in Bezug auf die chemische Zusammensetzung nur wenig vom Sprudel, wesentlich aber in Bezug auf die Temperatur. Es haben: der Sprudel 73,8° C.; der Neubrunnen 63,4°; der Theresienbrunnen 61°; die Felsenquelle 60,9°; der Mühlbrunnen 57,8°; der Schloßbrunnen 56,9°; der Marktbrunnen 50°; der Kaiserbrunnen 49,7°; die Elisabethquelle 42°. Das Wasser aller Quellen ist klar und farblos, ohne charakteristischen Geruch, von schwach salzigem Geschmack, der oft mit dem einer leichten Hühnersuppe verglichen wurde. Früher wurden die Thermen nur zum Baden benutzt, neuestens wird die Trinkcur vorgezogen und werden Bäder allerdings daneben gebraucht. Die Saison dauert officiell vom 1. Mai bis 1. Oct., doch kann die Cur zu jeder Jahreszeit gebraucht werden, und man findet auch zur Winterszeit Badegäste in Karlsbad. In der Hochsaison entwickelt sich im Curorte ein großstädtisches Leben, da aus allen Welttheilen Heilungsuchende herbeiströmen. Im J. 1756 kamen 137 Parteien zu Curzwecken nach Karlsbad, im J. 1795, seit welcher Zeit gedruckte Curlisten erscheinen, werden 638 Parteien nachgewiesen. Funfzig Jahre darauf, im J. 1845, hat sich der Besuch auf 3245 Parteien gehoben. Seitdem steigt die Frequenz in rapider Weise. Im J. 1860 zählte man 6366, 1870 — 9729, 1876 — 15,411 Parteien mit 20,701 Personen, 1880 — 19,502 Parteien mit 26,450 Personen und 1881 (obwol des Wetters wegen ungünstig) 19,692 Parteien mit 26,614 Personen. Von der langen Reihe berühmter Namen unter den Curgästen führen wir eine kleine Auswahl an: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1708), Peter der Große (1711 und 1712), König August I. von Polen (1712), Kaiser Karl VI. (1732), König Friedrich I. von Preußen (1732), Kaiser Joseph II. (1766), König Friedrich Wilhelm III. (1816, 1817, 1818), König Otto von Griechenland (1856, 1864, 1865), Kaiser Wilhelm von Deutschland (1864, 1865), König Johann von Sachsen (1866), Friedrich Wilhelm Kronprinz von Deutschland (1870), Philippine Welser (1571), Albrecht von Wallenstein (1630), Sebastian Bach (1720), Prinz Eugen (1732), Gellert und Laudon (1763), Goethe (13 mal von 1785 —1823), Schiller (1791), Fichte (1792), Schelling (1792 und öfter), Theodor Körner (1811 und 1812), Beethoven (1812), Fürst Karl Schwarzenberg (1817 und öfter), Blücher (1817), Bismarck (1864) u. s. w.

Seit dem J. 1844 begann die Versendung der karlsbader Mineralwässer zum häuslichen Gebrauch, und diese hat im Verlaufe der Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Bis zum J. 1849 war sie gegen einen jährlichen Zins von 500 Fl. in Pacht gegeben. Im genannten Jahre übernahm die Gemeinde das Geschäft in eigene Regie, und 1853 wurden bereits 106,529 Krüge versendet. Seit 1857 wurde die Versendung wieder verpachtet und zwar zuerst gegen einen Zins von 6050 Fl., seit 1867 an Mattoni für 14,000 Fl. Im J. 1876 übernahm die Firma Schottländer aus Breslau den Pacht auf 10 Jahre gegen einen jährlichen Zins von 70,000 Fl. Im J. 1870 wurden 635,000 Flaschen in den Handel gebracht, das Ergebniß von 1880 wird auf 1,800,000 Flaschen geschätzt. Die Bereitung und der Verkauf der Sprudelseife und des Sprudelsalzes wird in städtischer Regie betrieben und wurden 1878 nicht weniger als 68,000 Pfund Sprudelsalz verkauft.

Nach den gemachten Erfahrungen und den Lehren der Wissenschaft ist der Gebrauch der karlsbader Thermen bei folgenden Krankheiten indicirt 1) des Magens: chronischer Magenkatarrh, Kardialgie, Magengeschwür, Dyspepsie, Magenerweiterung; 2) des Darmes: chronischer Katarrh, chronische Diarrhöe, habituelle Stuhlverstopfung, Duodenalgeschwür, Hämorrhoiden; 3) der Milz: chronische Hyperämie, Milztumoren; 4) der Leber: Hyperämie derselben, Fettleber, die heilbaren Formen der Gelbsucht, Hypertrophie, beginnende Speckleber, Gallensteine; 5) der Nieren und Harnorgane: chronischer Katarrh derselben, Nieren- und Harnsand, Nieren- und Blasensteine, Albuminurie; 6) der Prostata: chronische Hyperämie, Hypertrophie; 7) chronischer Katarrh der Gebärmutter, chronischer Uterus-Infarct; 8) Gicht, Skrophulose, Asthma; 9) Fettleibigkeit, Unterleibsplethora; 10) Diabetes mellitus; 11) im allgemeinen bei allen

jenen Krankheiten, welche als Folge von Blutstockungen im Unterleibe auftreten. — Die karlsbader Wässer wirken schmerz- und krampfstillend, sie vermehren die Alkalescenz des Blutes und sind daher säuretilgend; sie regen die Secretionen an und üben Einfluß auf die Absorption der Fettgebilde. Im J. 1881 prakticirten in Karlsbad 41 Brunnen- und Badeärzte und 5 Wundärzte.

Ueber die Entstehung der karlsbader Quellen belehrt uns eine reiche geologische Literatur. Die Thalspalte der Tepel ist vulkanischer Natur, worauf schon die Basaltkegel des benachbarten duppauer Gebirges hinweisen. Sie scheidet zweierlei Granit voneinander, den grobkörnigen (Hirschensprunggranit) und den feinkörnigen (Kreuzberggranit). Zwischen beiden, auf beiden Seiten der Tepel liegend, nimmt Hochstetter eine dritte Varietät des Granits an, welche er den „karlsbader" Granit nennt. Die drei Hauptgranitarten bei Karlsbad, welche größere Gebirgstheile zusammensetzen, sind gleichen Alters. Die karlsbader Quellen entstehen nun wie alle andern Quellen durch das Wiederaufsteigen der ins Innere der Erdrinde (hier durch Basaltspalten) gedrungenen atmosphärischen Niederschläge. Die mineralischen Bestandtheile der Thermen erklären sich durch die Zersetzung und Auslaugung des Granits, die hohe Temperatur ist nach den Geologen durch die natürliche Erdwärme bedingt. Einige Chemiker behaupten allerdings, daß schon durch den chemischen Zersetzungsproceß des Granits eine erhöhtere Temperatur erzeugt werde. Nach Hochstetter sind die karlsbader Quellen „aufsteigende Quellen", und nach seiner Berechnung müßte der Sprudel mindestens aus einer Tiefe von 6785 Fuß kommen. Das stoßweise Hervorbrechen des letztern wird durch die in den Kanälen der Sprudelschale frei werdende Kohlensäure hervorgerufen, welche sich fortwährend sammelt und entleert und periodisch die Wassersäule mit emporreißt. Nach dem genannten Gelehrten ist das geologische Alter der karlsbader Quellen an das Ende der Braunkohlenperiode nach der Basalteruption zu setzen.

Infolge der großen Calamität, welche die teplitzer Quellen getroffen, ersuchte der karlsbader Stadtrath am 30. Juni 1879 die Behörden um geeignete Verfügungen zum Schutze der karlsbader Thermen. Die prager Berghauptmannschaft stellte in Gewährung dieser Bitte mit Erlaß vom 28. Jan. 1881 zwei Schutzgebiete für die karlsbader Thermen auf; ein engeres, innerhalb dessen jeder Schurf- und Bergwerksbetrieb für unzulässig erklärt wird, und ein weiteres, in dessen Grenzen der Bergbau nur unter gewissen Cautelen zu gestatten ist. Das engere Schutzgebiet umfaßt die Katastralgemeinden Karlsbad, Funkenstein, Espenthor, Pirkenhammer und den südlich vom Egerflusse gelegenen Theil der Katastralgemeinde Drahowitz. Die Grenzen des weiteren Schutzgebiets erstrecken sich auf den ganzen Gerichtsbezirk Karlsbad (ausgenommen die Gemeinden Rodisfort, Lappersdorf, Unter- und Oberlomitz, Ranzengrün, Zwetbau, Altdorf und Mühldorf) und vom Gerichtsbezirk Elbogen auf die Gemeinden Imligau und Neurohlau.

Geschichte. Für ackerbautreibende Ansiedler hat die enge Thalschlucht der Tepel mit den steilen felsigen Seitenwänden keine besondere Anziehungskraft. Karlsbad erscheint als individuelle Ortschaft erst im 14. Jahrhundert nachweisbar. Es verdankt seine Gründung wie sein späteres Aufblühen offenbar nur der zunehmenden Erkenntniß von der Wichtigkeit der Heilkraft seiner Thermen. Diese selbst dürften viel früher wol schon den ersten Ansiedlern im zettlitzer Gau bekannt gewesen sein, worauf wenigstens der Name des Flüßchens Tepel (teplý, „heiß"), der urkundlich im 12. Jahrhundert nachgewiesen werden kann, hindeutet. Der zettlitzer Gau dehnte sich zwischen dem Erzgebirge im Norden und dem karlsbader Gebirge im Süden aus und fand seine Begrenzung im Westen in den kulmer Anhöhen, der Scheidelinie gegen das damals noch nicht zu Böhmen gehörende Egerländchen. Zettlitz am linken Ufer der Eger, eine Stunde von Karlsbad entfernt, erscheint im 12. Jahrhundert als Vorort des ursprünglich von Slawen besiedelten Gaues. Im J. 1234 eximirt König Wenzel I. die Güter des Klosters Doxan im zettlitzer Gau von der königlichen Gewalt; und im selben Jahre tritt urkundlich zum ersten mal der Name der Burg Loket auf, dessen deutsche Form „Elbogen" seit 1239 die gangbare wird. Um diese Zeit beginnt bereits der Germanisirungsproceß des Gaues, welcher durch König Ottokar II. in der Mitte des 13. Jahrhunderts systematisch betrieben wird. Elbogen als königliche Burg tritt an die Stelle von Zettlitz als Vorort des nunmehr richtiger bezeichneten elbogener Grenzbezirks. Auf den königlichen Gütern wie auf denen der doxaner Nonnen und der Prämonstratenser von Tepel werden deutsche Dörfer gegründet, und am Fuße der elbogener Burg entwickelt sich ein städtisches Gemeinwesen. Zur elbogener Burg gehörten die an der Eger sich bis zur Tepelmündung erstreckenden Waldungen, die im 14. Jahrhundert unter dem Namen „Burkheg" vorkommen und in welchen die Jagd ausdrücklich dem elbogener Burggrafen vorbehalten wurde. Die in dieser Zeit in der unmittelbaren Nähe der heißen Quellen auftauchenden Ortsnamen „Thiergarten" und „Espenthor" sind in Beziehung mit dem Burkheg zu bringen und müssen als Niederlassungen elbogener Burgsassen angesehen werden. Zum J. 1325 tritt nun eine positive Nachricht über das Warmbad, wie wol schon damals die deutschen Ansiedler den Quellenbezirk genannt haben mögen, auf. Es haben sich zwei Urkundenverzeichnisse der Privilegien des Curorts erhalten, das eine vom J. 1589 angefertigt in Eger, das andere in Elbogen im J. 1620 ausgestellt. In dem egerer Verzeichniß heißt es „Privilegium König Johannis über den Thiergarten und Purckhig sub anno 1325", im elbogener „König Johanns breve testatum und Lehnbrief über den Thiergarten sub anno 1325". Die Urkunde ist verloren gegangen und über ihren Inhalt halten wir den bisherigen Deutungen gegenüber nur vorsichtige Vermuthungen für zulässig. Immerhin mag man die Organisation einer Ortschaft im Bezirke der Quellen mit dem J. 1325 in Zusammenhang bringen. Auch die Nachricht des K. Brusch von der Gründung eines Schlößchens durch Karl IV. im J. 1358 auf dem steilen

„Marktfelsen" ist nicht verbürgt, und erst mit dem J. 1370 stehen wir auf festem urkundlichen Boden. In diesem Jahre am 14. Aug. verleiht Karl IV. dem Orte, den er Karlsbad nennt, städtische Gerechtsame in demselben Umfange, wie sie Elbogen bereits besaß. Karl selbst hielt sich nachweisbar im J. 1370 vom 16. bis 18. Oct. und im J. 1376 vom 4. bis 10. Jan. in der Stadt auf. Was von der Auffindung des Bades durch den Kaiser, von seiner Badecur daselbst und sonst noch erzählt wird, gehört vorläufig in das Bereich der Sage. Karlsbad theilte lange Zeit hindurch in politischer Beziehung das Schicksal Elbogens. Zugleich mit dieser Stadt wurde es 1438 von König Sigmund an das mächtige Grafengeschlecht der Schlicke verpfändet. Diese versuchten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Pfandbesitz in einen erbeigenthümlichen umzuwandeln und geriethen deswegen mit den ihre Autonomie vertheidigenden Bürgern von Elbogen und Karlsbad in den heftigsten Conflict. Derselbe wurde 1506 beendigt mit der Anerkennung der Privilegien der beiden Städte. Doch blieben diese bis zum J. 1547 in der Pfandschaft der Schlicke. Unter Max II. (1567), Rudolf (1577) und Matthias (1617) finden wir Karlsbad wiederum verpfändet, bis es mit Beginn des 18. Jahrhunderts als königliche freie Stadt bezeichnet und behandelt wird. Im J. 1554 nahmen die Karlsbader den Protestantismus an und blieben dieser Confession ergeben bis zu den Zeiten der Gegenreformation. Im J. 1624 wanderten viele karlsbader Familien, welche zum Katholicismus nicht zurückkehren wollten, nach dem sächsischen Johann-Georgenstadt aus. Seit dem 16. Jahrhundert, in welchem Karlsbad noch als kleines Städtchen erscheint, erfüllen die Geschichte der Stadt die Curverhältnisse. Noch gilt die Badestadt theilweise auch als Belustigungsort. Als souveränes Heilbad mit vorwiegend ernstem Charakter entwickelt es sich erst im 19. Jahrhundert zu ungeahntem Aufschwung, an welchem besonders die gegenwärtige Stadtvertretung ihren verdienstlichen Antheil hat (siehe die Badefrequenz oben). Als wiederkehrende Calamitäten, die Karlsbad heimsuchten, sind nebst den Feuersbrünsten (1604, 1759, 1787, 1818) die gefährlichen Ueberschwemmungen der Tepel (1582, 1636, 1735, 1784, 1806, 1821, 1867, 1870, 1872, 1876) und die gefürchteten Ausbrüche des Sprudels an unvorhergesehener Stelle (1617, 1620, 1713, 1727, 1749, 1766, 1774, 1788, 1799, 1809, 1824, 1832, 1834, 1835, 1838, 1845, 1855, 1856, 1878) zu erwähnen. (*L. Schlesinger.*)

KARLSBADER BESCHLÜSSE waren das Resultat der im Sommer 1819 auf dem zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministercongresse (**Karlsbader Conferenzen**) gepflogenen Berathungen. Fürst Metternich sah den österreichischen Absolutismus und die österreichische Herrschaft über das übrige Deutschland gefährdet durch den Einfluß der repräsentativen Verfassungen der drei süddeutschen Staaten und Sachsen-Weimars, durch den oppositionellen Geist der Presse und durch die seit 1816 auf den deutschen Universitäten gegründete Burschenschaft und deren politische Bestrebungen. Der Freiheitsgeist jener Zeit sollte dadurch zurückgedämmt werden, daß die Competenz der Landstände, die Redefreiheit der Abgeordneten, die Oeffentlichkeit der Debatten und das Recht der freien Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen beschränkt, daß die Preßfreiheit in allen Bundesstaaten abgeschafft und die Censur eingeführt, daß die Universitäten, und zwar Lehrer wie Studenten, unter streng staatliche Aufsicht gestellt, daß die Gesetzgebung der Einzelstaaten von der Bundesgesetzgebung abhängig gemacht, daß zur Untersuchung der revolutionären Umtriebe und zur Ausführung der gegen dieselben gerichteten Bundesbeschlüsse je eine besondere Commission eingesetzt würde. Zu diesem Zwecke lud Metternich, nachdem er sich mit Preußen verständigt hatte, die Bevollmächtigten der acht größeren deutschen Staaten nach Karlsbad zu geheimen Conferenzen ein. Der Bundestag, obgleich das einzige verfassungsmäßige Organ des Bundes, wurde absichtlich umgangen, weil der dortige Geist damals infolge des selbständigen Auftretens der Vertreter von Würtemberg, Baiern, Kurhessen und Hessen-Darmstadt für zu liberal galt und der Geschäftsgang der dortigen Verhandlungen ein schwerfälliger war. Was aber die zehn größeren Staaten in Karlsbad einmüthig beschlossen hatten, das konnte, glaubte Metternich zuversichtlich, in Frankfurt leicht durchgesetzt werden. Die Feier des Wartburgfestes am 18. Oct. 1817, die Ermordung des russischen Staatsraths Kotzebue durch Karl Ludwig Sand von Wunsiedel und das Attentat des Apothekers Löhning in Schwalbach auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell stimmten die Regierungen willfährig für die Pläne Metternich's. Die Conferenzen wurden am 6. Aug. 1819 eröffnet. Metternich führte den Vorsitz und der österreichische Hofrath von Gentz das Protokoll. Preußen war vertreten durch den Minister des Auswärtigen, Grafen von Bernstorff, welcher sich von Metternich ganz einnehmen und leiten ließ. Letzterer legte der Conferenz die fertigen Entwürfe vor, gegen welche nur die Vertreter Baierns und Würtembergs, soweit die dort eingeführten Verfassungen dadurch gar zu sehr beeinträchtigt wurden, einigen Widerspruch erhoben, ohne damit bedeutenden Erfolg zu erzielen. Die Beschlüsse dieser Conferenz, welche bis zum 31. Aug. tagte, fielen so reactionär als möglich aus. Hinsichtlich der Verfassungen wurde als eins der ersten und dringendsten Geschäfte bezeichnet, „zu einer gründlichen, auf alle Bundesstaaten anwendbaren, nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern, sondern von deutschen Begriffen, deutschem Rechte und deutscher Geschichte abgeleiteten, vor allem aber der Aufrechthaltung des monarchischen Princips vollkommen angemessenen Auslegung und Erläuterung des Artikels 13 der Bundesacte zu schreiten". Es wurde zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen unterschieden, jene, eine Vertretung der Klassen und Stände in mittelalterlichem Sinne, als die allein echt deutsche, historische, mit dem monarchischen Princip im Einklange stehende, diese dagegen, auf dem Begriffe der Volkssouveränetät wurzelnd, als eine französische, demokratische, antimonarchische, zur Revolution führende Einrichtung bezeichnet. Es wurde für eine Misdeutung erklärt, wenn

Regierungen oder Volksstämme unter der von der Bundesacte gewährleisteten Verfassung eine andere als eine ständische verstanden. Da aber die in den obengenannten vier Staaten bereits eingeführten repräsentativen Verfassungen vorderhand nicht zu beseitigen waren, so war die Conferenz darauf bedacht, sie möglichst unschädlich zu machen. Die Sitzungen dieser Landtage sollten nicht öffentlich sein, der Druck der Protokolle unter strenger Controle stehen und nichts darin geduldet werden, was dem monarchischen Princip oder der Autorität des Bundes Abbruch thun könnte; alle Verfassungsbestimmungen und Landtagsbeschlüsse sollten ungültig sein, welche mit der Bundesgesetzgebung im Widerspruche ständen; die Bundesversammlung, als die Vertreterin sämmtlicher Bundesregierungen, habe eben deshalb auch die oberste Gewalt, oder was sie beschließe und anordne, müsse in allen Bundesstaaten vollzogen werden. Dem „Unfuge der Presse" sollte durch Einführung der Censur für alle Zeitungen und Flugschriften und für alle Schriften unter 20 Bogen gesteuert werden; in keinem Bundesstaate sollte eine solche Schrift ohne vorherige Genehmigung der Landesbehörde ausgegeben werden dürfen, und die Bundesversammlung sollte das Recht haben, Schriften unter 20 Bogen, deren Inhalt sie für die Ruhe und Sicherheit des Reiches gefährlich hielt, aus eigener Machtvollkommenheit zu verbieten. Zur Niederhaltung des auf den Universitäten, welche als Giftquellen bezeichnet wurden, herrschenden staatsgefährlichen Geistes sollte auf jeder Hochschule ein Regierungsbevollmächtigter (Curator) angestellt werden mit dem Auftrage, die Vollziehung der bestehenden Gesetze oder Disciplinarvorschriften und die Vorträge der akademischen Lehrer zu überwachen; diejenigen Lehrer, welche sich hinsichtlich des Geistes ihrer Vorträge nicht fügten, sollten entlassen und in keinem andern Bundesstaate mehr angestellt werden. Die geheimen Studentenverbindungen, besonders die „allgemeine Burschenschaft", und ihre Turnanstalten sollten verboten werden. Eine Centraluntersuchungs-Commission, aus sieben vom Bundestage gewählten Mitgliedern bestehend, sollte in Mainz eingesetzt werden und die Befugniß haben, in allen Bundesstaaten die demagogischen Umtriebe gerichtlich zu verfolgen. Eine weitere Commission, aus fünf Mitgliedern bestehend, sollte die Aufgabe haben, Bundesbeschlüsse, deren Vollziehung die Bevölkerungen oder die Regierungen sich widersetzten, mit Waffengewalt durchzuführen, zu welchem Zwecke, bis eine Bundesexecutions-Ordnung eingerichtet sei, eine provisorische Executions-Ordnung eingeführt wurde.

Diese Karlsbader Beschlüsse wurden von der Bundesversammlung am 20. Sept. 1819 zunächst auf fünf Jahre bestätigt. Sie bildeten den Ausgangspunkt einer trüben Zeit, ein unverdientes Nachspiel zu der Begeisterung der Befreiungskriege. Die Fürsten und Regierungen wurden in ihrer Souveränetät beschränkt, die Landtage zur Ohnmacht verurtheilt, der Presse jede Kritik der bestehenden politischen Verhältnisse unmöglich gemacht, die Universitäten zu Dressiranstalten herabgewürdigt. Die Bundesversammlung, welche die Pflicht hatte, ein nach außen und im Innern starkes Deutschland zu schaffen, vernachlässigte ihre eigentliche Aufgabe, besonders auf wirthschaftlichem Gebiete, und fand volle Befriedigung darin, die oberste Polizeibehörde von ganz Deutschland zu sein. Der preußische Minister Wilhelm von Humboldt bezeichnete die Karlsbader Beschlüsse als „unnational, schändlich, ein denkendes Volk aufregend", wollte den Minister Bernstorff wegen Unterzeichnung derselben in Anklagestand versetzt sehen und beantragte, in Verbindung mit dem Kriegsminister von Boyen und dem Großkanzler von Beyme, die Lossagung Preußens von diesen Beschlüssen. Aber der König wies den Antrag zurück, worauf die drei liberalen Minister ihre Entlassung nahmen und eine maßlose Reaction in Preußen eintrat. In Süddeutschland aber, wo die Regierungen voll Eifersucht auf die Uebermacht der Großmächte waren und lieber sämmtliche Mittelstaaten zu einem engeren Bunde (Trias) jenen gegenüber vereinigt hätten, wurden die Karlsbader Beschlüsse nie in dieser Schärfe und Ausdehnung ausgeführt wie in Norddeutschland. Und doch genügten zur Unterdrückung des Freiheitsgeistes dem Staatskanzler Fürst Metternich die Karlsbader Beschlüsse noch nicht. Besonders sollten die repräsentativen Verfassungen zu Gunsten des monarchischen Princips noch mehr eingeschränkt werden. Vom 25. Nov. 1819 bis 24. Mai 1820 tagten auf seine Einladung die Bevollmächtigten sämmtlicher Bundesstaaten in Wien. Ihre Beschlüsse betrafen theils allgemeine Bestimmungen über das Wesen des Bundes, über die Rechte und Pflichten der Bundesversammlung, theils Festsetzungen über die auswärtigen und militärischen Verhältnisse, theils besondere Bestimmungen in Bezug auf innere Verhältnisse der deutschen Bundesstaaten, und sie wurden unter dem Namen der „Wiener Schluß-Acte" von der Bundesversammlung am 8. Juni 1820 bestätigt und unter die Grundgesetze des Deutschen Bundes aufgenommen. Diesen reactionären Maßregeln, an welche sich die ungerechtesten, zum Theil unbilligsten Verfolgungen anschlossen, folgte die „Epuration" des Bundestages, d. h. die Verdrängung aller liberalen Bundestagsgesandten und die Umwandlung des Bundestages zu einem reinen Werkzeuge des Fürsten Metternich und seiner absolutistischen Politik. Auf seinen Antrag wurde die Gültigkeit der Karlsbader Beschlüsse von der Bundesversammlung im J. 1824 verlängert. Die staatsrechtliche Stellung der Einzelregierungen zum Bund wurde durch die Karlsbader Beschlüsse wesentlich verändert. Waren sie auf dem Wiener Congresse bestrebt gewesen, sich in der Leitung der innern Angelegenheiten ihrer Länder eine fast unbeschränkte Souveränetät zu sichern, so war jetzt die Bundesversammlung in allen äußern und innern Fragen mit der obersten Gewalt ausgerüstet, die Einzelregierungen dagegen gezwungen, den Beschlüssen des Bundestags, d. h. Oesterreichs, unbedingt Folge zu leisten. *(Wilh. Müller.)*

KARLSBURG (ungar. Károly-Fejérvár), Stadt und Festung mit 7338 walachischen und ungarischen Einwohnern (ohne Militär), im siebenbürgischen Comitat Unterweißenburg, an der ersten siebenbürgischen Eisenbahn

unweit vom Marosflusse, auf der Landstrecke zwischen Maros und Ampol, in der Nähe der Vereinigung beider Flüsse. Die Festung ist auf einem flachen Hügel erbaut, während die Stadt in einiger Entfernung nordöstlich davon in der Ebene gegen den Marosfluß sich erstreckt. Die Stadt selbst hat wenig Merkwürdiges aufzuweisen, sie unterscheidet sich kaum von einem Dorfe, die Häuser sind unansehnlich, die Gassen abwechselnd kothig und staubig. Nur die Kirchen verdienen einige Beachtung, namentlich die Kirche und das Kloster der Franziskaner, die im J. 1760 erbaute Kirche der Reformirten und die im J. 1825 erbaute Kirche der Lutheraner. Die unirten und nicht unirten Griechen haben daselbst je zwei Kirchen, ebenso haben auch die Juden zwei Synagogen. Ein Theil des geräumigen Marktplatzes ist eine mit Bäumen bepflanzte Promenade.

Die Festung nimmt einen weiten Raum ein, es ist die einzige bedeutende Festung Siebenbürgens; sie bildet ein großes Fünfeck und wurde nach den Plänen des Herzogs Eugen von Savoyen in Vauban's Manier erbaut. Dort befindet sich der Sitz des römisch-katholischen Landesbischofs und seines Kapitels, des Artillerie-Districts-Commandos, einer Montursökonomie-Commission und anderer militärischer Chargen. Ungefähr in der Mitte der Festung steht die Domkirche zum heiligen Michael, das merkwürdigste Gebäude in Karlsburg. Sie ist der schönste Kirchenbau in ganz Siebenbürgen aus der Zeit des romanischen Baustils. Sie wurde nach dem Abzuge der Mongolen um das J. 1275 erbaut, schon im J. 1277 wurde sie von Alardus' Söhnen ausgeraubt und eingeäschert, sodaß die Mauern derselben 1287 erhöht werden mußten und 1291 das Dach derselben fertig wurde. Im J. 1601 wurde sie von kaiserlichen Truppen, Walachen und Haiducken geplündert, im J. 1658 aber von den Türken verheert. Sie mußte also zu wiederholten malen restaurirt werden. Wahrscheinlich hat auch der Gubernator Johann Hunyad dieselbe restauriren lassen, denn manche Schriftsteller behaupten, daß er sie zum Andenken an den über die Türken bei Szent-Imre (einem nordöstlich von Karlsburg an der Maros gelegenen Dorfe) erfochtenen Sieg im J. 1441 errichten ließ. Vermuthlich wurde damals ihre ursprünglich halbrunde Apsis umgestaltet und das verlängerte Sanctuarium im Spitzbogenstile gebaut. Das jetzige Sanctuarium wurde in der Form des älteren im J. 1755 restaurirt. Auch im J. 1849 wurde die Kirche stark beschädigt. Die vielfachen Renovirungen und Restaurirungen sind nicht immer stilgemäß gewesen, und die Kirche wurde auch durch Uebertünchungen mit Kalk und geschmacklosen Farben verunstaltet. Dr. Ludwig Haynald, jetzt Erzbischof von Kalocsa und Cardinal, hat als siebenbürgischer Bischof zuerst eine kunst- und stilgemäße Renovirung der Kirche begonnen und sein Nachfolger ließ die Arbeiten fortsetzen. Im ganzen genommen ist die Kirche im romanischen Stile gebaut, zeigt aber auch Anklänge an den älteren byzantinischen Stil und bildet infolge der späteren Zubauten und Restaurirungen den Uebergang zum Spitzbogenstil. Namentlich ist das Sanctuarium im Spitzbogenstile erbaut. Die Sakristei ist ein späterer Zubau im Renaissancestile. Die Kirche hat drei Längsschiffe und ein Kreuzschiff, was in Ungarn sehr selten vorkommt. Die Seitenschiffe sind niedrig und von dem Hauptschiffe durch mächtige Pfeiler, die sich von einer viereckigen Basis erheben, getrennt. Die obern Rippen dieser Nebengewölbe verlaufen bisweilen in erhabener Arbeit an der Außenseite der Mauer und sind geschmackvoll mit schön gehauenem Laubwerke und Blumen verziert. Die Capitäle der Säulen sind reich gemeißelt; Früchte, Blätter und Blumen bilden in vielfältiger Verschlingung und Abwechselung die Ornamente; einige Capitäle zeigen auch menschliche Köpfe und Vögel in phantastischer Gruppirung. Besonders reich ist die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Formen im Innern. Es ist etwas Großartiges und Feierliches in den mächtigen, massiven Pfeilern und in dem düstern Halbdunkel, welches die niedere Wölbung und die außerordentlich dicken Mauern über die Seitengänge verbreiten. Besonders schön ist das südliche Portal, welches ein wahres Musterwerk des spätromanischen Stils zu nennen ist. Die reich gezierten Glieder wechseln hier mit den einfacheren in so geschmackvoller Weise ab, daß das Ganze einen großen ästhetischen Eindruck macht. Am Fuße der Säulen und an den Gurtengliedern der entsprechenden Bogen ist die Leichtigkeit und das Ineinanderschlingen der Ornamente am vollendetsten. Ebenso ausgezeichnet ist die Meißelung des Laubwerks der Capitäle. Im Tympanum dieses Portals ist Christus dargestellt, lehrend und die rechte Hand zum Segen erhoben; ihm zur Seite stehen die Apostel Petrus und Johannes. Ueber ihren Köpfen schweben zwei Tauben als Symbol des Heiligen Geistes. (Vgl. Dr. Henßlmann: Magyarország ó-keresztyén, román és átmeneti stylű műemlékeinek ismertetése. Budapest 1876; Fr. Müller, Die kirchliche Baukunst des romanischen Stiles in Siebenbürgen (III. B. des Jahrbuchs der k. k. Centralcommission in Wien.)

Die Kathedrale war lange Zeit die Begräbnißstätte der siebenbürgischen Wojwoden und Fürsten. Manche Grabmonumente wurden zerstört oder verstümmelt. Es befinden sich daselbst die sterblichen Ueberreste des Gubernators Johann Hunyad, seines jüngeren Bruders Johann Székely von Szent-György, seines in Ofen enthaupteten Sohnes Ladislaus, der Königin Isabella und ihres Sohnes Sigmund Zápolya, dann der Fürsten Gabriel Bethlen sammt Gemahlin und Georg Rákóczi des Aelteren, ferner des im J. 1551 auf Castaldo's Befehl ermordeten Cardinals Martinuzzi und mehrerer Bischöfe. Hunyad's Grabmal besteht aus einem einfachen Sarkophag mit Basreliefs, die auf dem Deckel ausgemeißelte Ritterstatue ist stark verstümmelt. Die Grabmäler Isabella's und ihres Sohnes sind viel besser erhalten, die Figuren auf dem Deckel der Sarkophage sind recht hübsch gemeißelt, die Basreliefs an den Seiten der Sarkophage zeigen uns die Rüstung und die Kampfesweise der damaligen Ritter.

In der Nähe der Kathedrale steht die bischöfliche Residenz, welche an der Stelle des ehemaligen fürstlichen Palastes erbaut wurde; in einem Theile derselben befin-

det sich das alte Landesarchiv, welches sowie die vom ehemaligen Bischofe Ignaz Batthyáni gestifteten Institute, nämlich eine an Handschriften und Incunabeln reiche Bibliothek und eine Sternwarte unter der Aufsicht des Domkapitels stehen. Die Sternwarte, in welcher jedoch schon seit lange keine Beobachtungen angestellt werden, und die Bibliothek befinden sich in dem einstigen Kloster der Trinitarier; daselbst ist auch das Priesterseminar. Nicht weit von der Kathedrale befindet sich ferner das Münzamt, in welchem vor 1848 das in Siebenbürgen gewonnene Gold und Silber geprägt wurde, jährlich etwa 2500 Mark Gold und 5000 Mark Silber. Die dort geprägten Münzen haben das Zeichen „E". Gegenwärtig werden dort keine Münzen geprägt. Ein sehr imposantes Gebäude ist endlich auch die neue Kaserne und der Offizierspavillon; vor demselben steht ein im Spitzbogenstile ausgeführtes Monument zum Andenken an den k. k. Oberst Ludwig Losy, welcher am 9. Febr. 1849 in dem Gefechte bei Piski gefallen ist.

Die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung sind der Ackerbau und Weinbau. Im Nordwesten der Stadt breitet sich zwischen den Nebenflüssen der Maros, Ampol und Gáld ein schönes Hügelland aus, wo sehr guter Wein wächst; diese Gegend wird die siebenbürgische Hegyalja genannt, Karlsburg ist demnach auch seiner ausgezeichneten Weine wegen berühmt.

Es scheint hier am Zusammenflusse der beiden Ströme Ampol (lat. Apulus) und Marosch schon eine Ansiedelung der Daken bestanden zu haben, welche von den Römern zur Colonia Apulensis erhoben wurde. Daß diese Colonie eine bedeutende Stadt war, beweisen die römischen Denkmäler, welche in Karlsburg und in der Umgegend gefunden werden. Bald nachdem Siebenbürgen unter die Krone Ungarns gelangt war, wurde Karlsburg, damals Gyula-Weißenburg (Gyula-Fejérvár) genannt, Sitz des Landesbisthums, welches seine Dotation hauptsächlich dem König Ladislaus dem Heiligen verdankte. Die Mongolen verwandelten die Stadt im J. 1241 in einen Schutthaufen. Rogerius erzählt in seinem Carmen miserabile als Augenzeuge Folgendes: „Acht Tage, nachdem wir den Wald verlassen hatten, kamen wir nach Weißenburg ... wir fanden daselbst nur Knochen und abgeschnittene Köpfe ... die Mauern der zerstörten Paläste und Kirchen sind mit Christenblut gefärbt; und obgleich die Erde das unschuldige Blut, welches sie eingesogen hat, unsern Augen verbirgt, so zeigen sich uns doch die mit Blut gefärbten Steine, an denen wir so schnell als möglich vorbeieilen, indem wir tiefe Seufzer ausstoßen". Damals ist wol auch die älteste Kathedralkirche zerstört worden und an ihrer Stelle mag um 1275 eine neue Domkirche erbaut worden sein, denn Weißenburg blieb auch fernerhin Residenz der Bischöfe, bis das siebenbürgische Bisthum zufolge der Fortschritte der Reformation auf dem Landtage zu Klausenburg im J. 1556 säcularisirt und die Güter desselben für den landesfürstlichen Schatz eingezogen wurden. Die Sachsen hatten die Augsburger Confession, die Ungarn und Szekler größtentheils Calvin's Lehre angenommen. Georg Blandrata, Leibarzt des Fürsten Johann Sigmund Zápolya, wußte auch den unitarischen Lehren Eingang zu verschaffen; so wurde in Siebenbürgen bereits im J. 1557 die volle Gewissens- und Glaubensfreiheit gesetzlich anerkannt und auf dem thordaer Landtage bestätigt. — Nach der vollständigen Trennung Siebenbürgens von Ungarn wurde Weißenburg der gewöhnliche Wohnsitz der Landesfürsten, und es begann schon Johann Sigmund den Bau eines Residenzschlosses, welches aber erst von Gabriel Bethlen vollendet und eingerichtet wurde. Fürst Gabriel Bethlen, eifrig bemüht für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse im Lande, stiftete hier eine reichdotirte Akademie, an welcher auch mehrere berühmte deutsche Gelehrte des 17. Jahrhunderts, namentlich Altstädt, Biesterfeld, Fischer und Opitz docirten. Es kamen aber nach Bethlen's Tode wieder sehr unruhige Zeiten, welche das Aufblühen der Akademie verhinderten, endlich löste sie sich nach der Verwüstung Weißenburgs durch die Türken im J. 1658 gänzlich auf und wurde erst vom Fürsten Michael Apaffi I. neu organisirt und nach Nagy-Enyed verlegt. Unter Leopold I. verlor Siebenbürgen seine Selbständigkeit und gelangte in den Besitz der Habsburger als ungarischer Könige. Weißenburg war damals fast gänzlich zerstört. Mit der österreichischen Regierung kamen auch die Jesuiten ins Land, die sofort die Gegenreformation einleiteten. Das siebenbürgische Bisthum wurde schon im J. 1696 neu errichtet und dotirt, aber erst im J. 1717 nahm Bischof Georg Mártonfi seine Residenz in dem auf Staatskosten hergestellten fürstlichen Schlosse ein. Im J. 1715 wurde der Bau der Festung begonnen und im J. 1735 in seiner gegenwärtigen Gestalt vollendet. Die Festung wurde Karlsburg genannt, und dieser Name wurde auch auf die Stadt übertragen. In den Jahren 1848 und 1849 mußte auch Karlsburg viele Drangsale erleiden. Nachdem die Walachen unter Janku's Anführung die blühende Bergstadt Zalathna zerstört und die ungarischen Einwohner größtentheils hingeschlachtet hatten, wandten sie sich gegen Karlsburg. Die Festung war von kaiserlichen Truppen besetzt. Die von den Walachen bedrohten Einwohner der Stadt flehten den Festungscommandanten General Horak um Unterstützung oder doch um die Erlaubniß an, hinter den Mauern der Festung Schutz suchen zu dürfen. Beides wurde ihnen versagt. Da ergriff die Nationalgarde der Bürgerschaft die Waffen und stellte sich zur Wehr, so gering auch ihre Zahl war; 800 Nationalgardisten machten einen Ausfall und jagten die beute- und blutgierigen Walachen in die Flucht. Nach dem Gefechte ließ aber der Festungscommandant die ungarische Nationalgarde entwaffnen; die ungarischen Einwohner verließen nun die Stadt und flüchteten sich theils nach Nagy-Enyed und Thorda, theils nach Klausenburg. Die Walachen konnten nun in der Stadt und Umgegend nach Herzenslust wirthschaften. Nachdem die Ungarn im Frühlinge 1849 unter Bem's Anführung siegreich vorgedrungen waren und beinahe ganz Siebenbürgen den kaiserlichen Truppen, sächsischen und walachischen Freischaren entrissen hatten, cernirten sie auch die Festung Karlsburg. Bem ließ an

31. März 1849 den Platz mit seiner ganzen Feldartillerie beschießen und forderte dann die Uebergabe desselben. Der Commandant, Oberst August, verweigerte das Ansinnen und somit mußte die Festung durch ein förmliches Belagerungscorps im Zaume gehalten werden. Dieses Corps war aber viel zu schwach, um ernstliche Angriffe machen zu können, und besaß auch keine Belagerungsgeschütze. Die Beschießung der Festung war demnach erfolglos, obgleich fast alle Gebäude darin abbrannten.

(*J. Hunfalvy.*)

KARLSHAFEN oder Carlshafen, preuß. Amtsgerichtsstädtchen in der Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, in reizender Lage am Einflusse der Diemel in die Weser, 50 Kilom. von Kassel, in 99 Met. Höhe gelegen, ist regelmäßig und freundlich im J. 1704 durch den Landgrafen Karl an Stelle des Dorfes Syburg gebaut und mit geflüchteten Waldensern bevölkert worden. Durch Dampfschiffe steht es mit Münden und Hameln in Verbindung. Die 1755 Einwohner sind am Hafen in lebhafter Schiffahrt beschäftigt. Der Ort hat Fabriken in Taback, Strumpfwaaren, Tuch, Essig, eine Farbenmühle, Eisengießerei und ein großes Waarenhaus. Von der 10 Min. entfernten Juliushöhe genießt man eine schöne Aussicht. (*G. A. von Klöden.*)

KARLSORDEN. Orden dieses Namens bestehen:

1) In Spanien. Orden Karl's III. Dieser König stiftete am 19. Sept. 1771 bei Gelegenheit der Geburt seines Enkels Karl Clemens Prinzen von Asturien diesen Orden und weihte denselben dem Geheimnisse der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau, erklärte sich zu dessen Großmeister und verband diese Würde auf immer mit der spanischen Krone. Der Orden wurde von Papst Clemens XIV. am 21. Febr. 1772 bestätigt und ist bestimmt, diejenigen spanischen Edelleute zu belohnen, welche sich durch ihr Verdienst und ihre Tugenden auszeichnen. Karl IV. veranlaßte durch ein Decret vom 12. Juni 1804 einige Veränderungen in diesem Orden, indessen wurde derselbe mit den übrigen spanischen Orden im J. 1808 durch Joseph Napoleon aufgehoben, aber 1814 mit der alten Verfassung wiederhergestellt, nach welcher der Orden außer dem Großmeister und den Mitgliedern der königlichen Familie aus 60 Großkreuzen, 200 Rittern, welche Pension beziehen, und aus einer unbestimmten Anzahl von überzähligen Mitgliedern besteht.

Um Großkreuz oder Ritter zu sein, muß man mindestens 25 Jahre alt sein und dem Adel angehören. Die Großkreuze führen den Titel „Excellenz" und die besoldeten Ritter beziehen eine Pension von 4000 Realen. Das Ordenszeichen kann zugleich mit dem des Goldenen Vließes getragen werden, doch dürfen die Ritter dasselbe weder mit dem der vier Orden Spaniens noch mit den ausländischen desselben Ranges zusammen anlegen. Die Decoration wird von den Großkreuzen an einem breiten, in der Mitte weißen und an den beiden Seiten blauen Bande von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragen und besteht in einem achtspitzigen goldenen, weiß emaillirten Kreuze, auf dessen vier Armen ein kleineres dunkelblaues von gleicher Form liegt und dessen Winkel mit goldenen Lilien besteckt sind. Auf der Mitte ruht ein Oval, in welchem die Jungfrau Maria betend auf einem Halbmond steht. Dieses Kreuz, welches an einem goldenen Kranze hängt, zeigt auf der Rückseite in einem Oval den Buchstaben C, doppelt gegeneinander gekehrt, und die Zahl III, umgeben von den Worten virtuti et merito. Die Großkreuze tragen außerdem einen Stern auf der linken Brust. Die besoldeten und überzähligen Ritter tragen ein kleineres Kreuz im Knopfloche und die Geistlichen dieser Klasse tragen dasselbe an einem schwarzen Bande um den Hals. König Ferdinand VII. gestattete durch Decret vom 25. April 1815 den besoldeten Rittern, außer dem Kreuze den Stern in Silber auf der linken Brust gestickt zu tragen.

Als Sonderbarkeit verdient angeführt zu werden, daß der heilige Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, sich unter den Großkreuzen befindet und nach der alten, aus den Zeiten der Kriege gegen die Mauren herrührenden spanischen Sitte, Heilige auf solche Art zu ehren oder gar zu Anführern bei besondern Expeditionen zu ernennen, im J. 1807 mit dieser weltlichen Ehre bekleidet wurde.

2) In Baden. Militärischer Karl Friedrich Verdienst-Orden. Derselbe wurde vom Großherzog Karl Friedrich am 4. April 1807 gestiftet und wird in drei Klassen an Offiziere aller Grade verliehen, doch können das Großkreuz nur Generale erhalten. Die zwei ältesten Großkreuze, die drei ältesten Commandeure und die acht ältesten Ritter erhalten ein jährliches Einkommen von 400, 200, resp. 100 Gulden. Die Insignien bestehen aus einem achtspitzigen weiß emaillirten Ordenskreuze, dessen Arme ein Lorberkranz umgibt, nach den drei Klassen in der Größe verschieden. In der Mitte desselben befindet sich auf der Vorderseite in einem runden Felde der Namenszug des Stifters, auf der Rückseite ein silberner Greif, den badenschen Wappenschild haltend, mit der Umschrift: „Für Badens Ehre". Das Ganze bedeckt eine Krone, woran das Kreuz an einem der Länge nach dreifach von Roth, Gelb und Roth gestreiften und mit weißen Rändern versehenen Bande getragen wird. Zu dem Orden gehört eine Medaille, welche an Unteroffiziere und Gemeine verliehen wird. Das feierliche Ordenskapitel findet alljährlich am 20. Nov. unter dem Vorsitze des Großherzogs als Großmeister statt.

3) In Schweden. Orden Karl's XIII., zur Aufmunterung und Belohnung der Bürgertugend am 27. Mai 1811 gestiftet, wird nur an ausgezeichnete Mitglieder des Freimaurerordens in schwedischen Logen verliehen. Das Ordenszeichen ist ein rubinrothes, in Gold gefaßtes Kreuz unter der Königskrone, in dessen Mitte auf weißem Grunde der Namenszug des königlichen Stifters steht, und wird an einem rothen Bande um den Hals, seit 1822 außerdem noch in Gestalt eines kleineren Kreuzes ohne Krone von rothem Stoffe oder Email auf der linken Brust getragen. Der Orden zählt nur 30 Mitglieder,

27 weltlichen und 3 geistlichen Standes, die königlichen Prinzen ungerechnet. Am Ordenstage, dem 28. Jan. (Karlstage), erscheinen die Ritter in einer besondern Ordenstracht.

4) In Monaco. Orden vom heiligen Karl, vom Fürsten Karl III. am 15. März 1858 gestiftet und am 16. Jan. 1863 mit veränderten Statuten versehen, besteht aus fünf Klassen, Großkreuz, Großoffizier, Commandeur, Offizier und Ritter, an deren Spitze der Fürst als Großmeister steht. Die Decoration ist ein goldenes, weiß emaillirtes und roth gerändertes Kreuz, welches in einem rothen Mittelfelde ein doppeltes C mit Fürstenkrone zeigt, und dessen Arme durch Lorberzweige verbunden sind. Das Ordensband ist roth und weiß.

(*J. Graf von Oeynhausen.*)

KARLSRUHE, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Baden, im gleichnamigen Kreise, am Hardtwalde, zwischen den Flüssen Alb und Pfinz, zwischen der Bergstraße und dem Rhein, von letzterm 8 Kilom. entfernt, in ebener Gegend, 117,5 Met. über dem Meere. Es ist in Form eines Fächers angelegt, dessen Strahlen vom Schloßthurme nach Süden und Westen auslaufen und sich durch Alleen auch in nördlicher und östlicher Richtung durch den Hardtwald und den Fasanengarten erstrecken. Es sind dreizehn in westsüdwestlicher, südlicher und südöstlicher Richtung verlaufende Längsstraßen, welche vom Zirkel, der Kaiser-, Zähringer-, Erbprinz-, Hospital-, Kriegs- und einigen andern Straßen durchschnitten werden, sodaß dadurch trapezförmige Häusergruppen entstehen. Die Bauart der Stadt ist, ihrem jungen Ursprunge entsprechend, durchaus modern, freundlich und zum Theil prachtvoll. Karlsruhe ist Residenz des großherzoglichen Hofes, Sitz der obersten Landesbehörden, Versammlungsort der Landstände, Sitz eines Oberlandesgerichts, eines Landgerichts, einer Kammer für Handelssachen, einer Handelskammer, eines Rheinschiffahrtgerichts, einer Reichsbankstelle, eines Hauptsteueramts, des Generalcommandos des XIV. Armeecorps, des der 28. Division, der 55. Infanterie-, der 28. Cavalerie- und der 24. Artilleriebrigade. Die Garnison zählt 3542 Mann. Karlsruhe hat zehn Plätze, unter denen besonders hervorzuheben: der Schloßplatz, südlich vom Schlosse, mit schönen Anlagen und dem Bronzedenkmale des Großherzogs Karl Friedrich, der Markt mit dem Monument (Pyramide) des Markgrafen Karl Wilhelm, Gründers der Stadt, und dem Standbilde des Großherzogs Ludwig; sodann im südwestlichen Theile der Stadt verschiedene mit Anlagen geschmückte Plätze, darunter der schönste von allen, der Friedrichsplatz, südwestlich vom Marktplatze, der markgräfliche Garten, nördlich vom Bahnhofe, der von Berckholtz'sche Garten an der Kriegsstraße und andere. Noch weiter südlich erstreckt sich der herrliche Stadtgarten mit prachtvoller und großartiger Festhalle, die den größten Festhallesaal in Deutschland aufzuweisen hat, und einem $1^1/_2$ Hektaren großen See. Oestlich davon das liebliche Sallenwäldchen, dem sich südlich der Thiergarten mit dem fast 1 Hektar großen Ludwigssee anschließt. Unter den Straßen zeichnen sich durch prachtvolle Bauart besonders aus die Kriegs-, die Kaiser- und die Bismarckstraße. Von Denkmälern sind noch zu erwähnen außer den bereits genannten: das des 1838 gestorbenen Ministers Winter und das Kriegerdenkmal in der Nähe des Bahnhofs, das des Dichters Jung-Stilling, das der beim Brande des alten Theaters Verunglückten, das der 1849 gebliebenen preußischen Offiziere und Soldaten und das der 1870/71 Gefallenen — sämmtlich auf dem alten Friedhofe, im Osten der Stadt. Ferner im Schloßgarten: das Denkmal des Dichters J. P. Hebel, die Victoria und das reizende Marmorstandbild, Hermann und Dorothea darstellend; sodann die Verfassungssäule auf dem Rondelplatze, inmitten der Stadt, die Marmorgruppe Orestes und Pylades vor dem Gebäude der vereinigten Sammlungen und endlich der Malschbrunnen, zum Andenken an den Begründer der städtischen Wasserwerke, Oberbürgermeister Malsch.

Von öffentlichen Gebäuden sind besonders bemerkenswerth: das großherzogliche Schloß, 1754 nach den Plänen von Retty im französischen Mansardstile erbaut, besteht aus einem dreistöckigen Mittelbau mit zwei im stumpfen Winkel sich anschließenden zweistöckigen Flügeln. Hinter dem Mittelbaue der 42 Met. hohe alte Schloßthurm, der eine herrliche Rund- und Fernsicht bis zu den Vogesen bildet. Hinter dem Schlosse dehnt sich der das nordwestliche Viertel des großen Rondels einnehmende, 25 Hektaren große herrliche Schloßgarten aus, dessen Denkmäler bereits erwähnt wurden. Ursprünglich im französischen Stile angelegt, ward er später in eine englische Anlage umgewandelt und neuerdings noch wesentlich verschönert. Ein großer, reichbesetzter Fischteich, sowie besonders eine 85 Fuß hoch steigende Fontaine erhöhen seine Reize bedeutend. Südöstlich und südwestlich vom Schlosse schließen sich verschiedene herrschaftliche Gebäude an, darunter auf der östlichen Seite die trefflich eingerichteten und besetzten Marställe, auf der westlichen das Hoftheater, 1851 bis 1853 von Hübsch erbaut, nachdem das 1810 von Weinbrenner errichtete alte Hoftheater 1847 abgebrannt war. Das neue, ebenso schön wie solid nach den neuesten Anforderungen erbaute Theater faßt 2000 Personen. Es besitzt eine schöne Vorderfaçade mit Vorhalle, darüber eine mit dem geschmackvoll decorirten Foyer verbundene offene Loggia, über deren äußern Thüren ein enkaustisch gemalter, in drei Abtheilungen das Drama, die Oper und das Ballet darstellender Fries angebracht ist. Den Giebel schmücken berühmte Dichter- und Componistengestalten sowie allegorische Figuren. Auf der Spitze des Giebelfeldes das großherzogliche Wappen und auf den Akroterien Kindergruppen, welche die Temperamente darstellen. In dem den Schloßplatz südlich abschließenden flachen Halbkreise liegen: das Palais des Prinzen Wilhelm mit russischer Kapelle, das Oberschulrathsgebäude, die Baugewerkschule und das Finanzministerium, in dessen Vorhallen als Lünettenfüllungen zwölf Bronzemedaillons, sämmtliche Fürsten aus dem Hause Baden-Durlach darstellend, angebracht sind. Oestlich davon in der Schulstraße die Gebäude der höhern Bürgerschule mit reichgeschmückter Eingangshalle, das

dreistöckige, mit schöngeschmückter Treppenhalle versehene Realgymnasium, dann an der Kaiserstraße die großartige polytechnische Schule, deren Hauptbau in byzantinischem Stile aus rothen Quadern errichtet ist. Dahinter liegen die umfangreichen Lehrgebäude für chemische Technologie und Maschinenbau, das chemische Laboratorium, das physikalische Cabinet, Sammlungen geodätischer Instrumente, Modelle u. s. w. Sie ist die älteste technische Hochschule Deutschlands, 1825 aus der Vereinigung mehrerer Fachschulen vom Staatsrathe Nebenius gebildet. Nebenan die Dragonerkaserne, dann das Zeughaus und endlich hinter dem Exercierplatze die große Artilleriekaserne Gottesaue, ursprünglich Benedictinerstift (1110), im J. 1533 markgräfliches Schloß, 1740 landwirthschaftliche Anstalt, 1818 Kaserne.

Westlich vom Schlosse zweigt die Bismarckstraße ab, an der eine andere Gruppe namhafter öffentlicher Gebäude Platz gefunden hat. Zunächst das mit einer Kolossalstatue der Germania gekrönte Wohnhaus des commandirenden Generals des XIV. Armeecorps, nach seinem ersten Bewohner, dem Sieger von Belfort, im Volksmunde Werderpalais genannt. Weiterhin das Gymnasium mit bedeutender Bibliothek und Sammlung physikalischer Instrumente, dann das Lehrerseminar I (Seminar II befindet sich in der Vorstadt südlich des Bahnhofs), die Centralturnhalle, worin Turnlehrer ausgebildet werden, und die alte und neue Kunstschule, aus der schon bedeutende Maler hervorgingen. An der Linkenheimstraße, der westlichen Fortsetzung des Ringes, erhebt sich der imposante Justizpalast, dem gegenüber sich der berühmte botanische Garten mit Orangerie und der wegen seines Reichthums an südlichen Gewächsen vielbewunderte Wintergarten bis zum Schloß ausdehnen. Daneben an der vorgenannten Straße die Kunsthalle mit bedeutenden Kunstsammlungen, 1846 eröffnet. Im Erdgeschosse befinden sich die Gipsabgüsse berühmter classischer Sculpturwerke aus allen Kunstperioden. Den Corridor links benutzt der Kunstverein für seine permanente Gemäldeausstellung. In den obern Räumen befindet sich die Gemäldegalerie, welche in systematischer, chronologischer Ordnung eine große Anzahl der werthvollsten Werke alter und neuer Meister, sowie eine Kupferstichsammlung von 60,000 Blatt enthält. Von den Gemälden sind besonders hervorzuheben: Lessing, die Disputation zwischen Luther und Eck; Rembrandt, Selbstporträt; van der Helst, junges Ehepaar; A. Brouwer, schlafender Bauer; Methu, ein Cavalier scherzt beim Wein mit einer Bürgersfrau; eine Scene aus dem ersten Kreuzzuge; des Coudres, Grablegung; die Aquarelle von A. Schrödter (vier Jahreszeiten) und die Fresken von Schwind. In der benachbarten Stephanstraße befindet sich das Münzgebäude.

Die innere Stadt hat folgende öffentliche Gebäude aufzuweisen: das Rathhaus am Markte, bestehend aus einem mit offener Säulenhalle geschmückten Mittelbau und zwei mit Giebeln gekrönten Seitenpavillons, im Hintergrunde der 52,5 Met. hohe Thurm, der die Gefängnisse enthält. Den Sitzungssaal des Stadtraths schmücken die lebensgroßen Porträts der badischen Fürsten seit Gründung der Stadt; am Friedrichsplatze erhebt sich an der nordöstlichen Ecke das Ständehaus, westlich das Staatsministerium, östlich das prachtvolle Gebäude der Verkehrsanstalten mit reichdecorirtem Sitzungssaale, während den südlichen Theil des Platzes das von Berckmüller 1865 errichtete Gebäude der vereinigten Sammlungen einnimmt, welches die 136,000 Bände und 3000 Handschriften zählende Hof- und Landesbibliothek, das 30,000 Nummern umfassende Münzcabinet, das Naturaliencabinet (besonders reichhaltig die mineralogische Abtheilung), die Alterthümer- und ethnographische Sammlung enthält. Die Bibliothek ist entstanden aus der wegen der Kriegsunruhen Ende des 17. Jahrhunderts nach Basel geflüchteten und bis 1765 dort verbliebenen Bibliothek des Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach (ca. 10,000 Bände), aus einem Theile der markgräflichen Hand- und Kanzleibibliothek, der markgräflichen Bibliothek von Rastatt und den 1803—1822 hierher gebrachten Büchern der fürstbischöflich speierschen und vieler Klosterbibliotheken. Das Gebäude selbst, ein offenes Viereck, besitzt einen reichen Schmuck von allegorischen Figuren und Standbildern berühmter Gelehrter und Erfinder. Hinter demselben breitet sich der übriggebliebene Theil des Erbprinzengartens aus, in dem das neue Observatorium der badischen Sternwarte seine Stelle gefunden hat. Ferner die Landesgewerbehalle verbunden mit Kunstgewerbeschule, im ehemaligen Palaste der Markgräfin Christine, erstere gegründet 1865 und zerfallend in ein Auskunftsbureau, eine etwa 12,000 Bände enthaltende Fachbibliothek und eine reichhaltige permanente Ausstellung industrieller und kunstgewerblicher Gegenstände, womit gleichzeitig eine Sammlung landwirthschaftlicher Lehrmittel verbunden ist; die 1868 ins Leben gerufene Kunstgewerbeschule erfreut sich der besten Erfolge. Endlich seien noch erwähnt: das markgräfliche Palais am Rondelplatze mit einem von sechs korinthischen Säulen gebildeten Porticus, einer Säulenhalle, prachtvoller Treppe u. s. w.; das Schlößchen, ehemaliger Witwensitz der Großherzogin Sophie, jetzt der Sitz der Centralleitung des unter der besondern Protection der Großherzogin Louise in segensreicher Weise wirkenden Frauenvereins; das Gebäude der höheren Töchterschule in der Spitalstraße und das Bahnhofsgebäude, über dem sich ein feingegliederter Uhrthurm erhebt.

In Bezug auf Kirchen kann Karlsruhe sich zwar keiner besondern Großartigkeit und Pracht rühmen, doch sind die am Markte gelegene, die großherzogliche Familiengruft enthaltende evangelische Stadtkirche im römischen Tempelstile mit korinthischer Vorhalle und 75 Met. hohem Thurme, dem höchsten der Stadt; die in Form einer Rotunde mit ausspringenden Kreuzarmen aufgeführte, mit einer 30 Met. weiten Kuppel versehene und außerdem von einem 63,6 Met. hohen Thurme überragte katholische Kirche, sowie die in edelm orientalischem Stile mit Renaissancedetails durchgeführte Synagoge, deren Inneres besonders prachtvoll decorirt ist, der Residenz durchaus würdige Bauwerke.

Unter den zahlreichen durch stilvolle Architektonik ausgezeichneten Privatgebäuden seien vor allen hervor-

gehoben: das Utz'sche, Model'sche, Dreyfus'sche, Ettlinger'sche, Villinger'sche Haus, die Villa Bürklin, die Villa Schmieder, das Palais Douglas, Hôtel Germania und die Freimaurerloge.

Zu den öffentlichen Anstalten übergehend, haben wir die höheren Schulen bereits oben namhaft gemacht, es erübrigt nur über deren Frequenz und Lehrkräfte zu berichten. Es zählen gegenwärtig:

Benennung der Schule	Lehrer	Schüler
Polytechnische Schule .	36	300—400
Seminar I.	9	108
Gymnasium.	28	640
Realgymnasium . . .	19	435
Höhere Bürgerschule . .	18	419
Höhere Töchterschule . .	18	395

Nachträglich zu erwähnen sind: die landwirthschaftliche Winterschule, Obstbaumschule, Gewerbeschule, Handelsschule, Lehrerinnenseminar, Militärvorbereitungs-Anstalt, Bürgerschule, Fortbildungsschulen u. s. w.

Was die gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten betrifft, so sei zunächst die großartige, allen modernen Anforderungen entsprechende Wasserleitung erwähnt, deren Anlagen in einiger Entfernung südlich der Stadt liegen, ferner das neben dem Stadtgarten liegende, im edeln italienischen Stile erbaute, im Innern stilvoll ausgeschmückte großartige Vierordtsbad, dessen Kosten großentheils aus den Stiftungen des Bürgers Vierordt bestritten sind; die in zahlreichen Linien die Stadt durchschneidende Pferdebahn, die bis zum benachbarten Mühlberg führt. An Wohlthätigkeitsanstalten ist Karlsruhe reich. Es sind errichtet, resp. verwaltet: A. Von der politischen Gemeinde: Armenpflege nach dem elberfelder System, Armenkinderpflege in Verbindung mit dem Frauenverein, Arbeitsschule für arme Mädchen, Spital und Kinderspital mit verschiedenen Stiftungen, Schulsparkasse in sämmtlichen städtischen Schulen. B. Von Stiftungsbehörden: Waisenhaus, Pfründnerhaus, evangelisches Diakonissenhaus mit Kinderspital und Marthaschule zur Ausbildung von Dienstboten, Vincentiushaus (katholisch), israelitisches Spital, Kleinkinderschulen, Sonntagsstiftung zur Unterstützung von Töchtern gebildeter Stände. C. Von Vereinen: Männerhilfsverein mit Krankenträgercorps, evangelische Herberge zur Heimat, katholische Gesellenherberge, israelitischer Männer- und Frauen-Krankenverein, israelitischer Mädchen- und Jünglingsverein für Schulen, israelitischer Brot- und Holz-Unterstützungsverein, evangelischer Krankenverein, Antibettelverein, Frauenverein mit Klinik für Augenübel und chirurgische Operationen, Krippe in Verbindung mit der Gemeinde, Suppenhaus und Volksküche, Flickschulen.

Handel und Industrie der Stadt haben sich, unterstützt durch eine nicht ungünstige Lage, besonders aber seit Erbauung der Eisenbahn, welche in zwei Linien von Mannheim hierherführt und sich nach Baden-Baden, Basel, Frankfurt a. M., Stuttgart, Straßburg abzweigt, sowie durch eine von der Stadt erbaute Linie nach Maxau mit den pfälzischen Bahnen verbunden ist, zu einer achtunggebietenden Bedeutung emporgearbeitet. Einer besondern Entwickelung haben sich die mit dem Kunstgewerbe zusammenhängenden Geschäftszweige zu erfreuen und zwar einestheils wegen der vom Hofe ausgegangenen und noch ausgehenden Anregung, anderntheils durch die vielen einschlägigen Lehranstalten: Kunstschule, Kunstgewerbeschule, Baugewerkschule, Polytechnische Schule, sowie die unter dem Protectorat der Großherzogin stehenden kunstgewerblichen Curse für Mädchen. Nach dieser Richtung seien hier erwähnt: die Möbelfabriken, welche 350 Gesellen beschäftigen, eine kunstgewerbliche Anstalt in Metall und Holz, mehrere Holzbildschnitzereien, eine Lichtdruckanstalt, mehrere Pianofortefabriken, Silberfabrik (Christofle), Anstalt für Porzellanmalerei, zwei Ofen- und Thonwaarenfabriken, Cementwaarenfabrik (90 Arbeiter), Tapetenfabrik. An sonstigen industriellen Werken sind vorhanden: Maschinen- und Locomotivfabrik, Werkzeug- und Maschinenfabrik, Wagenfabrik (150 Arbeiter), Eisengießerei, Geschützgießerei, zwei Nähmaschinenfabriken, Pauspapierfabrik, Tabackfabrik, Metallpatronenfabrik (137 Arbeiter), Bier- und Malzfabrik, Bier-, Malz- und Kunsthefefabrik, önologische Anstalt, chemische Fabrik (75 Arbeiter), mehrere Bau- und Wagenfabriken, Dachpappenfabrik, Telegraphenbau- und Vernickelungsanstalt, Fabrikation von Stärke, Spielkarten, Lederwaaren, Glacéhandschuhen (100 Arbeiter), Parfümerien und Seifen. Die zum graphischen Gewerbe gehörenden Anstalten sind: 3 Kunstverlagshandlungen, 4 Musikalien- und Kunsthandlungen, 11 Buchhandlungen, 14 Buchdruckereien und 12 Steindruckereien. Es erscheinen hier die Karlsruher und die Badische Landeszeitung sowie mehrere Zeitschriften.

Die Umgebungen von Karlsruhe bieten zwar keine großartigen oder romantischen Naturschönheiten, was aber Anmuth und Lieblichkeit in Park und Wald betrifft, so dürften wenige größere Städte sich mit ihm messen können. Der Hardtwald, in den es gleichsam eingebettet ist, gleicht einem einzigen ungeheuern Park, der, mit allen Reizen einer üppigen Waldung ausgeschmückt, von zahllosen, bald breiten, mannichfaltige Aussichten eröffnenden Wegen, bald schmalen, idyllischen Fußpfaden durchzogen ist. Dabei gewähren die breiten, sämmtlich auf das Schloß auslaufenden Alleen die zuverlässigste Orientirung, sodaß jede Besorgniß einer Verirrung vollständig ausgeschlossen ist. Vergnügungsorte in der Umgebung sind: Mühlburg, wohin die Eisenbahn und Pferdebahn führt, Beiertheimer Bad, Durlach, Maxau mit Rheinbädern (Straßeneisenbahn) u. a.

Der Ursprung von Karlsruhe führt sich auf ein Jagd- und Lustschloß zurück, zu welchem der ritterliche und allem Schönen huldigende Markgraf Karl Wilhelm am 17. Juni 1715 den Grundstein legte, theils um nach seinen anstrengenden Jagden ungestörter Ruhe pflegen, theils auch um seiner Baulust, welcher die durlacher Bürger Schwierigkeiten in den Weg legten, Genüge leisten

zu können. Ein drei Monate später vom Markgrafen erlassener und in verschiedenen Ländern verbreiteter, Freiheiten und Vergünstigungen versprechender Aufruf lockte Ansiedler aus Preußen, Polen, Frankreich, Italien u. s. w., sowie aus dem Inlande herbei, sodaß der Ort im J. 1720 schon über 2000 Bewohner zählte. Im J. 1780 waren zwar erst 3000 vorhanden, 1815 war die Zahl aber bereits auf 15,128, im J. 1852 auf 24,300, im J. 1867 auf 32,000, im J. 1875 auf 42,768 und 1880 auf 49,281 gestiegen, unter denen sich 26,478 Protestanten, 20,913 Katholiken, 1689 Juden und 201 sonstiger Religionen befanden. Diese Zahlen bekunden ein Wachsthum, dessen sich sonst nur Städte, die den Mittelpunkt eines großindustriellen und bergbaulichen Districts bilden, rühmen können. Entsprechend der Jugend der Stadt ist ihre Geschichte nicht reich an bedeutenden Momenten. Mit dem Regierungsantritte des Großherzogs Karl Friedrich im J. 1748 ward Karlsruhe bleibende Residenz. Im J. 1796 ward die Stadt vorübergehend von den Franzosen besetzt. Am 28. Febr. 1847 brannte das Hoftheater ab, wobei 60 Menschen ums Leben kamen (Denkmal auf dem alten Friedhofe). Am 13. Mai 1849 bricht ein Militäraufstand aus, der Großherzog flieht, kehrt aber am 18. Aug. wieder in die Residenz zurück, nachdem am 25. Juni die Stadt von den Preußen besetzt worden war. Einen neuen bedeutenden Aufschwung nahm Karlsruhe unter der Regierung des ebenso um das Volkswohl wie um Wissenschaften und Künste hochverdienten Großherzogs Friedrich, der 1852 die Regierung antrat. Von den Eisenbahnen wurde die Strecke Heidelberg-Karlsruhe am 10. April 1843, die Strecke Karlsruhe-Rastatt am 1. Mai 1844, Mannheim-Karlsruhe am 4. Aug. 1870, Karlsruhe-Maxau am 5. Aug. 1862 eröffnet. (*A. Schroot.*)

KARLSSCHULE (die hohe), war der Name einer vom Herzog Karl Eugen von Würtemberg gegründeten Lehr- und Erziehungsanstalt, welche von 1770 bis 1794 bestanden hat. Aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen, hat diese Anstalt in kurzer Zeit einen solchen Ruf erhalten, daß ihr aus allen Gegenden Europas Zöglinge zuströmten, welche auf ihren Namen „Karlsschüler" das ganze Leben hindurch stolz waren.

Karl Eugen, ein prachtliebender und in seinen späteren Jahren für das Wohl seiner Unterthanen besorgter Fürst, hatte den Plan gefaßt, für seine großartigen Bauten und Anlagen wohlfeilere Arbeitskräfte aus dem eigenen Lande sich heranzubilden. Zu dem Ende wurde am 5. Febr. 1770 auf dem wenige Jahre zuvor erbauten Lustschlosse Solitüde zwischen Stuttgart und Leonberg eine Schule eröffnet, in welcher zunächst arme Knaben im Alter von 13—15 Jahren, meist Soldatenkinder, „durch fähige Unteroffiziere im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum", die älteren auch im Zeichnen und in der Geometrie unterrichtet und daneben zu Baudiensten und Gartenarbeiten angeleitet werden sollten. Die Aufsicht über diese „Garten- und Stuccatorknaben" wurde dem Inspector der Gärten auf der Solitüde, Hauptmann Seeger, übertragen, welcher, später zum Obersten und Generaladjutanten des Herzogs ernannt, die Karlsschule bis zu ihrer Aufhebung geleitet hat. Seeger war der Sohn eines protestantischen Geistlichen und anfänglich zur gleichen Laufbahn bestimmt, sodaß er, theologische und militärische Bildung in sich vereinigend, der richtige Mann war zur Leitung einer solchen Anstalt.

Nach wenigen Monaten stieg die Zahl der Zöglinge auf 42, welche zum Theil für die Zwecke des Orchesters und des Ballets bestimmt waren, und unter die Lehrfächer wurde das Französische sammt Geschichte und Geographie aufgenommen. Am 14. Dec. 1770 kamen weitere 50 arme und meist verwaiste Soldatenkinder hinzu, zu denen bald noch 61 andere sich gesellten, die Anstalt wurde „Militärisches Waisenhaus" genannt und der 14. Dec. später als Stiftungstag der ganzen Akademie angesehen und gefeiert. Diese später aufgenommenen Kinder, die zum Theil erst fünfjährig waren, sollten zu tüchtigen Handwerkern herangebildet und darum nur in den Fächern der Volksschule unterrichtet werden. Doch konnten die besten derselben auch in die höhere Abtheilung aufrücken.

Aber schon am 11. Febr. 1771, dem Geburtstage des Herzogs, erhielt die Anstalt den Namen „Militärische Pflanzschule", in welcher neben den beiden bisherigen Stufen auch „Cavaliers- und Offiziersknaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten" vorbereitet werden sollten. Die Zahl „der Lehrmeister" wurde vermehrt und das Latein zum Mittelpunkt des Unterrichts gemacht. Daneben sollte diese dritte Abtheilung in Französisch, Religion, Geschichte, Geographie, Rechnen und Zeichnen, sowie im Tanzen, Reiten und Fechten unterrichtet werden. Und da der Herzog diese Abtheilung ganz besonders zu fördern wünschte, so wurden in den Jahren 1771 und 1772 die armen Waisen nach und nach den Waisenhäusern des Landes übergeben oder zu Handwerkern in die Lehre gebracht, während die Abtheilung „Garten- und Stuccatorknaben" zwar stets bei der Anstalt blieb, aber später mit der im Jahre 1761 gestifteten Académie des arts unter dem Namen „Künstler" vereinigt wurde. Die Zahl der Zöglinge nahm jetzt bedeutend zu und betrug Ende 1772 etwa 350, theils Adelige, theils „Offiziers- und Honeratoriumsöhne", darunter schon Ausländer. Die steigende Frequenz forderte auch die weitere Vermehrung der Lehrkräfte, welche der Herzog aus der Zahl der begabtesten jungen Theologen in Tübingen entnahm. Dieselben mußten zuvor in Anwesenheit des Herzogs von Professoren des stuttgarter Gymnasiums sich prüfen lassen, und der Fürst selbst wählte die ihm am tauglichsten erscheinenden aus. Dadurch verschaffte er sich ein Lehrercollegium, welches mit Begeisterung auf seine Pläne einging und der Anstalt den wissenschaftlichen Charakter gab und bewahrte.

Die schöpferische Lust des Herzogs wurde durch die bei den Prüfungen zu Tage tretenden glänzenden Erfolge seiner „lieben Kinder" noch mehr gesteigert, und er beschloß, um die Zöglinge nicht an das obere Gymnasium in Stuttgart und später an die Universität abgeben zu müssen, sowol die gesammte Gymnasialbildung als auch einige akademische Fächer in den Lehrplan der Anstalt

aufzunehmen. Die Schule erhielt im März 1773 den Namen „herzogliche Militär- und Ritterakademie", doch ist sie niemals weder eine eigentliche Akademie noch bloße militärische Akademie gewesen. Auch kann man diesen Namen wol kaum auf den militärischen Charakter der Hausordnung beziehen. Aus den Reihen der älteren Zöglinge wurde eine militärische Abtheilung zusammengestellt, die in Mathematik und in militärwissenschaftlichen Fächern unterrichtet wurde, und die bald für eine der vollkommensten Kriegsschulen Europas galt, aus welcher die bedeutendsten Offiziere des In- und Auslandes hervorgegangen sind. In demselben Jahre 1773 wurde im Interesse der Herstellung einer „egalen Cultur" für die leitenden Klassen der Bevölkerung der Karlsschule eine Abtheilung „Cameralisten" beigefügt, um die „Menschenklasse der Schreiber", worunter man Finanzbeamte verstand, die bisher nur die Trivialschule besucht und dann praktisch „fabrikmäßig" gebildet wurden, auch wissenschaftlich auszubilden, da nach des Herzogs Wahrnehmung die „Schreiber" einer einseitigen Verkennung des Werthes geistiger Güter eher verfielen als alle andern Beamten. Gleichzeitig wurde eine Abtheilung „Jäger" (Forstleute) errichtet. Diese Abtheilungen wurden anfangs hauptsächlich nur in realistischen Fächern unterrichtet, besuchten aber später wieder den Unterricht der „studirenden Abtheilungen". Als nun im J. 1774 eine „juristische" Abtheilung gegründet wurde (der zuerst auch Schiller angehörte), da kam es zu Conflicten mit dem landständischen Ausschuß, welcher eine zu starke Belastung des kleinen Landes und den Untergang der Universität Tübingen befürchtete. Der Herzog verfolgte indeß seinen Plan, und als im November 1775 die Schule nach Stuttgart übersiedelte, da wurde auch durch Einfügung der „medicinischen" Abtheilung das Werk des Fürsten im eigentlichen Sinne vollendet. Es kamen allerdings später noch einige andere Abtheilungen, wie „Handlungswissenschaft", dazu. Insbesondere ist es die medicinische Facultät gewesen (Schiller wurde dahin versetzt), welche einen raschen Aufschwung nahm, indem sie mit den gewaltigen Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu jener Zeit beständig Schritt hielt. Sie hat zum Ruhm der Anstalt am meisten beigetragen. Und da die Philosophie als gemeinsame Grundlage aller Studien bereits gelehrt wurde, die Theologie aber ausgeschlossen blieb (die Prälaten mistrauten dem katholischen Herzog), der äußere Rahmen der Anstalt also vollendet war, so konnte nunmehr an den innern Ausbau der Akademie gegangen werden. Während nämlich bisher, dem ursprünglichen Plane des Herzogs entsprechend, eine Trennung der Schüler nach ihrer Berufsbestimmung nicht früh genug erfolgen konnte, da man glaubte, der spätere Offizier, Beamte u. s. w. müsse schon vor Beginn seiner eigentlichen Fachstudien auf dieselbe vorbereitet werden, so wurden jetzt höhere Vorbildungsklassen errichtet, welche später „philosophische Abtheilungen" genannt wurden und den obern Gymnasialklassen entsprachen. Dadurch wurden die allgemein bildenden Fächer zur eigentlichen Grundlage für die Ausbildung der Zöglinge vor dem Beginn des Fachstudiums gemacht, und diese Maßregel hat hauptsächlich die Erfolge der Karlsschule herbeigeführt. Da nun auch diese erweiterte und reorganisirte Anstalt in den weitern Räumen eines für militärische Zwecke erbauten Hauses in Stuttgart die entsprechenden Unterrichts- und Wohnlocale fand, da wurde sie erst recht im Auslande bekannt und immer mehr fremde Zöglinge konnten aufgenommen werden. Dieser Umstand war in ökonomischer Hinsicht wichtig. Bisher waren alle Schüler auf Kosten des Herzogs aufgenommen worden, sie hatten, die ärmsten ausgenommen, nur ihre Ausrüstung zu bestreiten. Dafür mußten sie sich durch älterlichen Revers zum Dienste des Herzogs verpflichten. Die Ausgaben für die Anstalt waren deshalb beträchtlich und um diese Zeit auf mehr als 60,000 fl. jährlich gestiegen. Aus den Ausländern wurde nunmehr eine Klasse „Pensionaires" gebildet, die nach Alter und Verhältnissen 150—500 fl. jährlich für Kost, Wohnung und Unterricht zu bezahlen hatten. Dadurch wurde wenigstens einigermaßen den Beschwerden der Landstände begegnet.

Die Zöglinge der Anstalt wurden von achtzig Professoren und Lehrern unterrichtet. Sie waren in vierundzwanzig Divisionen vertheilt, die wiederum zwei Hauptklassen zählten, Adelige und Bürgerliche oder Cavaliere und Eleven. Das Leben und Treiben der Zöglinge war durchweg militärisch geregelt. Sie wurden zum Aufstehen und Schlafengehen, zu Tisch und zum Gebet commandirt. Die Uniform bestand aus einem Rock von stahlgrauem Tuch mit Aufschlägen von schwarzem Manchester, aus weißen Beinkleidern und aus einem dreieckigen Hute, die Adligen trugen außerdem silberne Achselschnüre und silberne Borten am Hute. Alle trugen Zöpfe, eine kleine gepuderte Locke auf der Seite, Halsbinden von schwarzem Leder, glatte Manschetten und weißmetallene Schnallen. Im Sommer wurden weißbaumwollene Strümpfe und Schuhe getragen, im Winter Stiefel und Strümpfe aus Schafwolle. Der Paradeanzug hatte mehrere Grade. Die in der Pomade- und Zopfzeit besonders nothwendige Säuberung der Köpfe von Ungeziefer wurde bei den jüngeren Zöglingen in eigenen Kämmstuben „durch zwei alte Weibspersonen" und unter militärischer Controle vollzogen. Die Nahrung der Zöglinge bestand aus Suppe (morgens, mittags und abends), Rindfleisch, Gemüse, Ragout, Gebackenem und Obst. Das Ragout, „Extra" genannt, war den jungen Leuten zuwider. Mittags erhielt jeder Zögling einen halben Schoppen Wein mit Wasser, Abends nur Wasser. Der Küchenmeister war streng controlirt, obgleich es, da z. B. das Suppenbrot von den Weibern im Spital zugeschnitten wurde, nicht immer am reinlichsten zugehen konnte. War der Herzog in Stuttgart, so pflegte er seine Anstalt fast täglich zu besuchen, dem Unterrichte anzuwohnen, die Fleißigen zu loben nnd die Trägen zu strafen. Hatte ein Zögling sich vergangen, so wurde sein Fehler auf einem Quartblatte bemerkt, und dieses „Billet" mußte der Betreffende dem Herzoge oder dem Intendanten überreichen. Je nach der Art des Vergehens kam der Zögling mit einem Verweis davon, oder er mußte, das Billet im Knopfloche

tragend, beim Abendessen stehen, wurde in den Carcer gesperrt und, wenn noch ein Knabe, auch mit der Ruthe gezüchtigt. Letzteres geschah durch einen Aufseher in Gegenwart eines Offiziers und der Zöglinge der betreffenden Abtheilung. Die Belohnungen der Karlsschüler bestanden in silbernen Medaillen von verschiedener Schwere, die auf der Vorderseite das Bild des Herzogs trugen, auf der Rückseite die Symbole der Wissenschaft, darin der Preisträger sich ausgezeichnet. Im J. 1771 hatte der Herzog einen Orden gestiftet für die Zöglinge, welche bereits vier Medaillen erhalten hatten. Er war von Bronze und wurde an einem gelben Bande getragen; seine Inhaber hießen „Chevaliers“. Wer acht Preise erhalten, wurde von 1773 an unter die Großkreuze dieses Ordens aufgenommen. Außerdem trugen diese „Grand Chevaliers“ einen in das Kleid gestickten Stern mit der Inschrift „Emulation“. Besonders fleißige Schüler durften mit dem Herzog ausfahren und wurden häufig nach Hohenheim eingeladen, wo der Fürst später residirte.

Am 7. April 1777 kam Kaiser Joseph II. auf der Durchreise nach Stuttgart, besuchte die Karlsakademie, wohnte den Vorlesungen bei und unterhielt sich mit den Zöglingen. Die Anstalt machte einen so vortheilhaften Eindruck auf den Monarchen, daß er nach seiner Rückkehr den Grafen Kinsky beauftragte, dieselbe einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die Folge dieser Prüfung war, daß der Kaiser durch Diplom vom 22. Dec. 1781 in Berücksichtigung „des löblichen Eifers, mit dem der durchlauchtige Karl, Herzog zu Würtemberg, in seiner Residenzstadt Stuttgart eine Akademie zur Ehre Gottes und zum Nutzen des gemeinen Wesens errichtet hat“, die herzogliche Militärakademie zur kaiserlichen privilegirten Universität erhob und mit allen Rechten und Freiheiten einer Hochschule ausstattete. Die Anstalt erhielt den Namen „Karl's Hohe Schule“ und nahm den Charakter einer eigentlichen Universität an. Es wurden sechs besondere Facultäten errichtet: die juristische, medicinische, philosophische (philologische), militärische, ökonomische und die Facultät der freien Künste. Auch wurden nunmehr Studirende aus der Stadt, „Oppidaner“, zugelassen, was vorher nur ausnahmsweise gestattet war. Diese Oppidaner waren anfangs meist älter als die Zöglinge und besuchten nur die akademischen Vorträge, bald aber wurden, wol aus ökonomischen Gründen, auch in alle Abtheilungen Oppidaner aufgenommen. Durch diese Maßregel war es den Aeltern, welche mit der militärischen Hausordnung sich nicht befreunden konnten, möglich gemacht, ihre Söhne den Unterricht der berühmten Anstalt genießen zu lassen. Zwischen 1783 und 1793 weist die Liste der „Stadtstudirenden“ über 700 Namen auf, darunter gegen 200 aus Stuttgart selbst. Aber nun wurde der Widerspruch der Landstände und der Tübinger von neuem und heftiger denn vorher erregt. Man machte mit Recht geltend, daß das kleine Herzogthum nunmehr zwei Universitäten habe, die gegenseitig sich zu Grunde richten, weshalb Abhülfe geschaffen werden müsse.

Von größerer Bedeutung war jedoch der Umstand, daß durch die Aufnahme der Externen das Princip der Karlsschule durchbrochen worden war, welches ihre Erfolge gesichert hatte. Sollten doch alle Zöglinge Glieder des Hauses und dessen Ordnungen und Gesetzen unterworfen sein, sollten sie doch gleichsam eine große, geschlossene Familie (die „liebsten Kinder“) bilden, eine Familie, deren einzelne Mitglieder man in und außerhalb der Schule stets in der Hand hatte, die also gleichmäßig gefördert werden konnten. Nun drangen in diese festgefügte Einheit fremde Elemente ein, die wol unter die Gesetze der Anstalt sich fügen mußten, während sie den Unterricht besuchten, sonst aber außerhalb der Anstaltsdisciplin standen. Das konnte auf die Dauer nicht ohne schädigenden Einfluß auf die internen Zöglinge bleiben, und so kam es, daß die Anstalt zwar noch lange einen berühmten Namen trug, aber in den letzten Jahren ihres Bestehens doch mehr von den Erfolgen der früheren Zeit zehrte, als daß sie neue Lorbern ihrem alten Ruhmeskranze beigefügt hätte. Dazu trug auch namentlich der Umstand bei, daß die eiserne Willenskraft des Herzogs mit dem zunehmenden Alter des Fürsten nachließ, daß die Professoren nicht mehr mit der fortschreitenden Wissenschaft Schritt halten konnten, und daß überhaupt der Geist der Zeit, am Vorabend der Französischen Revolution, ein ganz anderer geworden war, als er zur Zeit der Gründung der Anstalt gewesen. Zwar suchte man den alten Ruhm zu erneuern, aber die Versuche blieben fruchtlos. Als Schiller im J. 1793 von Jena aus die Karlsschule besuchte, empfing er den Eindruck, daß die Akademie ein wenig stehen geblieben sei.

Die Karlsschule ging mit dem Tode ihres Schöpfers und geistigen Leiters ebenfalls zu Grunde; dies ist nicht bloßer Zufall, sondern vielmehr eine Naturnothwendigkeit gewesen. Sie hatte durch Herzog Karl ihr Leben erhalten, er war stets der belebende Odem derselben gewesen, wurde ihr dieser Odem entzogen, dann konnte auch sie nicht mehr bestehen — oder sie hätte etwas ganz anderes werden müssen. Am 24. Oct. 1793 war Herzog Karl Eugen in Hohenheim gestorben, und schon am 4. Jan. 1794 wurde von seinem Nachfolger Ludwig Eugen die Aufhebung der Karlsschule auf Ostern desselben Jahres angeordnet. Der neue Herzog hatte die Stiftung des Bruders nie geliebt und sie nie besucht, die Zöglinge wurden entlassen, die Professoren theils pensionirt, theils ans Gymnasium oder nach Tübingen versetzt, die Räumlichkeiten der Akademie später theils zu Wohnungen für Hofbeamte, theils zu Stallungen verwendet — olim musis, nunc mulis.

Diese einzigartige Anstalt ist vor allem durch ihre Universalität höchst merkwürdig; indem sie Schüler vom frühesten Knaben- bis zum reifsten Jünglingsalter unterrichtete, umfaßte sie die Disciplinen der Elementarschulen, der Real- und humanistischen Gymnasien wie der Universität, wozu noch die Kriegsschule und alle andern höheren Fachschulen kamen. Da mußte denn auch, wenn unter der Vielheit die Einheit nicht nothleiden sollte, die Organisation eine entsprechende sein. Nach außen hin konnte wol nur die stramme, militärische Zucht am Platze sein, wenn sie auch dem Begriffe der akademischen Freiheit

widersprach; nach innen mußte ein gemeinsamer Boden gefunden werden, auf welchem die bleibenden Resultate der einzelnen Fachstudien gesammelt werden konnten, um sie geläutert und vertieft wieder zurückzugeben, damit sie erst recht geistiges Eigenthum ihrer Träger seien. Und dieses centrale Fach waren nicht die alten Sprachen, es war vielmehr die Philosophie, aber keine abstracte Schulweisheit mit ihren Definitionen und Paragraphen, sondern die Philosophie des gesunden Menschenverstandes, welche den Schüler „nach und nach zum Selbstdenken, zum vernünftigen Raisonnement, zum geschickten Ausdruck und zum verständigen Lesen der Bücher" gewöhnen sollte, indem sie von der Geisteswelt der Zöglinge selbst ausging und diese vertiefte und erweiterte. Dadurch gingen die verschiedenen Wissenschaften in Fleisch und Blut der Schüler über, und es wurde der Akademie bald zur hohen Ehre angerechnet, daß sie denkende Menschen erziehe und zwar nicht blos einzelne hervorragende Geister, die auch ohne sie groß geworden wären, sondern eine Reihe tüchtiger Soldaten und Beamten, die der Stolz ihres engeren und weiteren Vaterlandes geworden sind (17 Minister und 33 Generale u. a. m.). Sie hat dadurch das Maß der allgemeinen Bildung erhöht und das Kapital geistiger und sittlicher Anschauungen um ein Bedeutendes vermehrt. Auf ihre Schattenseiten einzugehen, ist hier nicht der Ort; sie ergeben sich zum Theil aus ihrer Geschichte; der Stifter der Anstalt stand in dem, was er wollte, vielfach über seiner Zeit, darin, wie er es wollte, war er eben auch noch ein Kind seiner Zeit. So berührten sich in dieser Schöpfung alte und neue Zeit, sie war das Product einer Uebergangsperiode, das verschwinden mußte, als die neue Zeit kam. Aber geholfen zu haben sie herbeizuführen, das ist das bleibende Verdienst der Karlsschule, und es ist ein ebenso ruhmvolles als wahres Zeugniß für diese Schule, wenn Spittler von ihr sagt: „Der herrliche Segen der Aufklärung und neuen Thätigkeit, der von der stuttgarter hohen Schule ausfloß, wird auch nach ihrer Erlöschung ein volles Menschenalter hindurch in allen Collegien des Landes und im ganzen Geist der allgemeinen Gesinnungen fühlbar bleiben, weil Lehrer und Schüler, die sich umschlungen von den Banden dieser in ihrer Art einzigen Anstalt zusammen und wechselsweise gebildet haben, nach und nach in alle Aemter eingerückt sind, auf deren Besetzung und Art der Verwaltung die Erhaltung des öffentlichen Geistes beruht."

Vgl. Wagner, Geschichte der Hohen Karlsschule (3 Bde., Würzburg 1856—1858); Klaiber, Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule (Stuttgart 1813); Euler, Die Hohe Karlsschule (Stuttgart 1882).

(*Prof. Höchstetter.*)

KARLSTADT (slawisch Karlovac, ungar. Károlyváros), königl. Freistadt und Festung im kroat. Comitate Agram, am Einflusse der Korana und Dobra in die Kulpa, welche hier schiffbar wird, und mittels Eisenbahn mit Agram und Fiume verbunden. Sie war vor Auflösung der Militärgrenze Hauptmilitärort der kroatischen Grenze und ist Sitz eines griechisch-orientalischen Bischofs; sie besteht aus der Festung, der innern Stadt und der Vorstadt Dubovac. Sie hat mehrere Kirchen, darunter die griechisch-orientalische Kathedralkirche, ein Franziskanerkloster, ein kathol. Gymnasium, eine Realschule und eine griechisch-orientalische Lehrerpräparandie. Die Industrie ist unbedeutend, nur kleine Flußfahrzeuge werden daselbst gebaut, der Speditionshandel, namentlich mit Wein, Getreide und Mehl, ist lebhafter. Die Wochenmärkte sind sehr besucht. Die Civilbevölkerung beträgt (am Ende des J. 1880) 5824 Seelen, davon 2881 männlichen, 2948 weiblichen Geschlechts. Von diesen bekennen sich 4984 zur römisch-katholischen, 575 zur griechisch-orientalischen Kirche, die Anzahl der Israeliten beträgt 230; der Sprache nach sind 4730 Serben und Kroaten, 588 Slovenen, 107 Magyaren und 252 Deutsche.

(*J. Hunfalvy.*)

KARLSTADT, bairische Bezirksstadt im Bezirksamte und Amtsgerichte Karlstadt (Reg.-Bez. Unterfranken), mit katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthume Würzburg, liegt am rechten Mainufer an der Poststraße nach Hammelburg, Brückenau, Fulda und an der Eisenbahnlinie Würzburg-Aschaffenburg. Das alterthümliche, fünf Stunden von Würzburg gelegene, mit Mauern und Warten umgebene Städtchen hatte (1880) 2440 Einwohner, drei Kirchen (voran die große gothische Pfarrkirche), gute Schulen, ein Benefiziat, ein Kapuzinerkloster, ein Bürgerspital, ein Bezirksamt, ein Amtsgericht, ein Notariat, ein Rentamt und eine Post- und Eisenbahnexpedition.

Mit der Geschichte der Stadt sind die Schicksale der jenseit des Mains stromabwärts auf steiler Felshöhe emporragenden Karlsburg, an deren Fuße das katholische Pfarrdorf Karlsburg (mit 867 Einw., einer Kirche und Schule) liegt, eng verbunden. Der Sage nach soll Karlstadt und die Karlsburg Entstehung und Benennung Karl dem Großen verdanken; die Burg wird jedoch schon 751 erwähnt, und der Historiker Joh. Georg von Eckhart (gestorben 9. Febr. 1730 und in der Pfarrkirche zu St. Peter in Würzburg begraben) stellte die Vermuthung auf (Ostfranken I., 376), daß Karl Martell sie als Schutzwehr gegen die beständigen Einfälle der Thüringer erbaut habe, worauf sie von Karlmann dem neugestifteten Bisthume Würzburg zugewendet worden sei. Im Jahre 793 verweilte dort Karl der Große auf seiner Fahrt von Würzburg nach seinem Kaisersitze auf der Salzburg. Im J. 1232 veräußerte Bischof Hermann von Lobdenburg verschiedene zur Karlsburg gehörige Güter an die Commende des Deutschherrenordens zu Würzburg. Das Alter der Stadt Karlstadt läßt sich nicht genau bestimmen, doch schon 1277 wird sie als civitas bezeichnet. Im J. 1290 stellte Bischof Mangold den Grafen Ulrich von Hanau als Burgmann der Karlsburg auf. Die von Grumbach hatten Eigenleute in Karlstadt, welche sie 1339 um 1000 Pfd. Heller dem Hochstifte überließen. Die weitere Geschichte der Stadt und der Karlsburg weist dagegen nichts als Verpfändungen, Verkauf, Borggeschäfte von seiten des Hochstifts auf. Im Kriege der Municipalstädte gegen Bischof Erhard im J. 1440 besetzten die Bürger Karlstadts die nahe Burg und händigten sie erst nach Aussöhnung des Bischofs mit den Städten wieder

aus. Dasselbe geschah bei dem Zwiste zwischen Bischof Johannes von Brume und den Bürgern von Würzburg, doch diesmal zu Gunsten des Bischofs. Karlstadt hielt sich tapfer gegen die Grafen von Wertheim, die mit den Würzburgern herangezogen waren und zwei Tage lang die Mauern erfolglos beschießen ließen. Bei Beginn des Bauernkriegs schienen die Karlstädter entschieden bischöflich gesinnt; doch als die Karlsburg in Vertheidigungszustand gegen die Empörer gebracht werden sollte, weigerten sich die Bürger, die Besatzung selbst zu verstärken, und bald machten sie mit den Bauern von Erlabrunn und den übrigen umliegenden Ortschaften gemeinsame Sache und die Karlsburg wurde niedergebrannt. Doch im August 1525 mußte sich Karlstadt dem Bischofe Konrad auf Gnade und Ungnade ergeben, und mehrere Rädelsführer wurden enthauptet. Besonders berühmt ist aber Karlstadt als Geburtsstätte des Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt oder Carolostadius (geboren 1480, gestorben zu Basel 1541), des radicalen Parteigängers der Reformation. Zu Karlstadt ist auch geboren der Mathematiker Joh. Schoner, Schüler und Freund Melanchthon's, sowie der Historiker Mich. Beuther, ebenfalls ein Zögling der wittenbergischen Reformatoren. Während in Würzburg im J. 1563 die Pest furchtbar hauste, wurde Karlstadt unter Bischof Friedrich von Wisberg der Sitz der bischöflichen Regierung. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es von den Schweden eingenommen und stark befestigt, aber nach der Schlacht bei Nördlingen von den Kaiserlichen für den Bischof wieder erobert. Nach der Säcularisation wurden die Oberämter aufgehoben und die Unterämter neu organisirt, infolge dessen die Besitzungen des Staats von jenen der Privaten und besonders des Juliushospitals in Würzburg gesondert wurden. Der Staat verkaufte darauf 1806 die Burgruine Karlsburg mit der nächsten Umgebung, die nun in Weinberge und Fruchtgärten umgewandelt ist. (*Ferdinand Moesch.*)

KARLSTADT (Carlstadt), mit dem eigentlichen und vollen Namen: Andreas Rudolph (oder Rudolphi[1]) Bodenstein, zu Karlstadt (Carlstadt) in Franken, wahrscheinlich einige Jahre vor Luther, geboren.[2]) Nach der ersten wissenschaftlichen Vorbildung ging er nach Rom, wo er kanonisches Recht und scholastische Theologie studirte, hierauf an eine andere auswärtige Universität, welche ihn zum baccalaureus biblicus creirte, 1504 nach Wittenberg, wo er an der neuen Hochschule 1508 baccalaureus sententiarum, 1509 baccalaureus formatus, 1510 licentiatus theologiae und in demselben Jahre doctor theologiae wurde. Im J. 1513 erhielt er hier eine ordentliche theologische Professur und zugleich, zur Sicherung eines auskömmlichen Gehalts, das Archidiaconat an der dortigen Stiftskirche. In einer 1508 gehaltenen Rede lobt an ihm der berühmte Jurist Christian Scheurl die große Gelehrsamkeit und Bescheidenheit; ein noch glänzenderes Zeugniß stellt ihm der frankfurter Theolog Konrad Wimpina 1514 oder bald nachher aus.[3]) Sicherlich war er nach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen ein sehr gelehrter Scholastiker, als welcher er damals mehrere Schriften edirte, wie: De intentionibus pro vera opinione St. Thomae, 1507. De formalitatibus Thomistarum, Quaestiones in libros metaphysicos Aristotelis. In seiner Vielgeschäftigkeit hielt er auch Vorlesungen über Scotus; obgleich man ihn unter die Thomisten zählte, erklärte er das Kirchenrecht, gab er Epigramme heraus. Der ihm von Scheurl nachgerühmten Bescheidenheit widersprechen indeß seine Amtsgenossen an der Stiftskirche, welche sich 1515 beklagen, „es wolle niemand mit ihm gern zu thun haben seines Gezänkes halber."[4])

Nachdem er 1515 eine zweite Reise nach Rom, wo er fast ein Jahr lang sich aufhielt, unternommen hatte, sah er sich bei seiner Rückkehr nach Wittenberg in einen stark umgewandelten theologischen Ideenkreis versetzt, zumal hier seit 1512 Luther die Scholastik und den Aristoteles durch das Studium der Bibel und des Augustin siegreich zu verdrängen gesucht hatte. Er machte daher anfangs gegen diese neue Bewegung und ihren Urheber eine heftige Opposition, gab diese indeß bald auf und bekehrte sich zum Augustinismus, wie dies besonders seine am 26. April 1517 angeschlagenen 152 Thesen zeigen, welche De natura, lege et gratia contra Scholasticos et communem usum handeln und Luther's entschiedenen Beifall fanden.[5]) Dieser schreibt hierüber an den Rechtsgelehrten Chr. Scheurl in Nürnberg unterm 6. Mai 1517[6]): „Sunt nisi fallor, haec jam non Ciceronis paradoxa, sed Carolstadii nostri, imo Sancti Augustini, Ciceronis tanto mirabiliora et digniora, quanto Augustinus, imo Christus, Cicerone dignior est. Arguent autem ista paradoxa omnium eorum vel negligentiam vel ignorantiam, quibuscunque fuerint visa magis paradoxa, quam orthodoxa: ne dicam de iis, qui ea potius cacodoxa impudenti temeritate judicabunt, quoniam nec Augustinum, nec Paulum legunt, aut ita legunt, ut non intelligant seque et alios secum negligant ..... Benedictus Deus, qui rursum jubet de tenebris splendescere lumen."[7]) — Es liegen Gründe zu der Annahme vor, daß Karlstadt nicht lediglich aus innerer Ueberzeugung zu dieser Wandlung kam, sondern daß Rücksichten auf Einbuße an persönlichem Einflusse und pecuniären Vortheilen mitwirkten. So klagt er in damaligen Briefen an Spalatin über seine geringe Besoldung und bewirbt sich bei dem Kurfürsten wiederholt um ein höher dotirtes Amt. Indeß ergibt sich aus den genannten Briefen zugleich, daß seine innere Ueberzeugung sich immer mehr der Richtung

1) So schreiben den Vornamen Seckendorf in seiner Hist. Lutheranismi p. 72 und Eck bei V. E. Löscher in dessen „Vollständigen Reformat.-Acten" (1720 fg.) III, 626. 2) Erbkam in Herzog's Real-Encykl. für protestant. Theologie und Kirche VII (1857), 395. Er selbst schrieb sich auch Karolstadt.

3) Ebenda S. 396 mit dem näheren Nachweise. 4) Ebenda S. 396. 5) Ebenda. 6) Luther's Briefe von de Wette I, 55. 7) J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte (1840) III, 1, S. 19.

Luther's zuwandte, besonders nach der mystischen Seite hin; Tauler's Schriften, die deutsche Theologie, Augustin's Prädestinationslehre führten ihn immer stärker zu einer Entäußerung seiner selbst, obgleich ihm hierbei Luther's tief eingreifende religiöse Gewissenserfahrungen abgingen. Er gab sich mehr und mehr dem Einflusse und der Leitung seines im Vordergrunde stehenden berühmten Mitkämpfers hin, trug aber nicht wie dieser in sich das rechte Bewußtsein von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und überließ sich in seiner mystischen Anschauung zu sehr der Passivität des menschlichen Willens.[8])

Bei der leipziger Disputation, welche bereits in Augsburg zwischen Luther und Eck derart verabredet worden war, daß von wittenberger Seite Karlstadt auftreten sollte — worein dieser laut eines Briefes von Luther unterm 15. Nov. 1518 an Eck willigte —[9]) und welche vom 27. Juni bis zum 16. Juli 1519 währte[10]), vertheidigte Karlstadt gegen den ihm formell überlegenen ingolstadter Doctor die Augustinische Lehre vom menschlichen Willen, während Luther, welcher gegen seine ursprüngliche Absicht von dem gewandten Strategen mit in den Kampf hineingezogen wurde, den Primat des Papstes als Streitobject behandelte. Ueber diese Disputation sagt Luther in einem Briefe vom 7. Febr. 1519 u. a.: „Eccius noster .... gloriae edidit schedulam, disputaturus contra Carlstadium Lipsiae post Pascha. Est homo insulsa obliquitate, suae jam diu in me conceptae invidiae satisfacturus, in me et mea ruit scripta, alium (Karlstadt) nominans contrectatorem, alium (Luther) autem invadens tractatorem".[11])

Indem Karlstadt mit steigender Heftigkeit seine Polemik gegen Eck in mehrern Schriften weiterführte, wobei er die alleinige Auctorität der Bibel, beziehungsweise die absolute Gnadenmacht Gottes als oberstes Princip geltend machte, stellte sich zwischen ihm und Luther, weil dessen Ansehen immer höher stieg, das seinige aber zusehends sank, eine zunehmende Entfremdung ein, wozu indeß auch die Verschiedenheit der innern Glaubensrichtung beider Männer das Ihrige beitrug.[12])

Als der Barfüßermönch Franz Seyler im Sommer 1520 auf der Kanzel den Ablaß in Schutz genommen hatte, gerieth hierüber mit ihm Karlstadt in einen Streit, namentlich über die Frage nach der Geltung der Bibel, wobei letzterer durch die Auffassung der Buße als eines Nachbildes vom Kreuze Christi sich mit Luther in Uebereinstimmung zeigte. Seine bald darauf mit demselben Seyler über das geweihte Wasser und Salz geführte Polemik ist durch wunderliche Erklärungen von Schriftstellen bemerkenswerth.[13]) — Noch in demselben Jahre (1520), während des Augusts, veröffentlichte Karlstadt eine Schrift, in welcher er das Product längerer Vorstudien niederlegte: De canonicis scriptis; er suchte hierin den Nachweis zu führen, daß die Heilige Schrift die ausschließliche Norm für alle theologischen und kirchlichen Fragen sein müsse. Man darf dieselbe als den ersten literarisch-wissenschaftlichen Versuch von Bedeutung zur Begründung des formalen Princips auf protestantischer Seite registriren, zumal sie die objectiven Merkmale für die Echtheit der einzelnen biblischen Bücher und für deren kanonische Werthbemessung betont. Mit großer Bitterkeit greift in ihr der Verfasser, ohne ihn namentlich zu bezeichnen, seinen Universitätsgenossen Luther an, welcher in einer Streitschrift gegen Eck[14]) die Auctorität des Jakobusbriefes in Zweifel gezogen hatte. Indeß milderte Karlstadt die gegen Luther gerichteten versteckten Angriffe noch 1520 bei der Herausgabe seines Buches in deutscher Sprache. Den anfangs angeschlagenen reizbaren Ton wird man sich wol zum Theil daraus erklären können, daß, als Karlstadt im Frühjahre 1520 Vorlesungen über den Jakobusbrief halten wollte, Luther ein Gleiches that, was er als dessen beleidigende Absicht, ihm die Schüler abwendig zu machen, auffaßte. Luther scheint diesen Angriffen gegenüber sich schweigend verhalten zu haben, fuhr aber fort, den Werth des Jakobusbriefes auf eine noch tiefere Stufe als vorher zu stellen.[15])

Als die unter dem 15. Juni 1520 erlassene päpstliche Bannbulle erschienen war, welche Eck nicht blos gegen Luther, sondern auch gegen Karlstadt in Anwendung brachte, legte dieser nicht minder wie jener einen überzeugungstreuen Muth an den Tag; früher dem kühnen Auftreten Luther's gegenüber ängstlich und zaghaft, trat er jetzt mit mannhafter Tapferkeit für ihn ein. Gleich Luther appellirte er an ein allgemeines Concil und an das Urtheil der schriftkundigen Laien. Ohne jetzt nach äußerm Vortheile zu fragen, wies er den Rath von Freunden, sich zu unterwerfen, entschieden ab, eine entschlossene Stimmung, von welcher namentlich das unterm 11. Oct. 1520 an seine Mutter und an seine Verwandten erlassene Sendschreiben: Von der allerhöchsten Tugend der Gelassenheit, Zeugniß gibt. War er früher überwiegend wissenschaftlich-literarisch thätig, so trat er jetzt in dem Kampfe gegen die kirchlichen Misbräuche mit Wort und Schrift als revolutionärer Volksagitator energisch auf. Im October 1520 ließ er seine erste Streitschrift gegen die römische Hierarchie: Von päpstlicher Heiligkeit, ausgehen; dem Papste, so sagt er hier, komme weder Heiligkeit noch Infallibilität zu, was sich aus der Bibel erweisen lasse; ihm gegenüber existire ein allgemeines Priesterthum der Christen.[16]) — Wie Luther nach der Wartburg, so wurde Karlstadt zu seiner persönlichen Sicherheit auf einige Zeit nach Kopenhagen versetzt.[17])

Von dort kehrte er bald nach Wittenberg zurück,

8) Erbkam, bei Herzog, VII, 397. 9) Gieseler III, 1 S. 49. 10) Die lateinischen Protokolle derselben sind am besten von Löscher edirt: Reformat.-Acten III, 292 fg. 11) Gieseler III, 1, S. 49. 12) Erbkam, bei Herzog, S. 397, 398. 13) Ebenda S. 398, nach C. F. Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt (1856), S. 84.

14) Abgedruckt bei Löscher, Vollständige Reformat.-Acten III, 772. 15) Erbkam, bei Herzog, S. 398. 16) Auszüge finden sich bei Jäger, Karlstadt's Leben, S. 145 fg. 17) Erbkam, bei Herzog, S. 398. 399.

wo um dieselbe Zeit die zwickauer Propheten ankamen und die vorhandene Aufregung vermehrten, ohne zunächst auf seine Pläne Einfluß zu haben. Sein Anhang in der Stadt, wo ein Bruder von ihm als Bäckermeister wohnte, besonders bei den ärmeren Volksklassen, war jetzt so stark, daß die Bürgerschaft, wenn auch nicht die gesammte, sechs Artikel aufsetzte und dem Rathe zur Genehmigung vorlegte; es sollten nicht blos die gottesdienstlichen Formen gänzlich, sondern auch die gesellschaftlichen Sitten umgestaltet werden. Obgleich der Kurfürst von den Neuerungen abmahnte, genehmigten dennoch Rath und Universität, denen eine kräftige, zügelnde Persönlichkeit fehlte, am 24. Jan. 1521 ohne kurfürstliche Zustimmung eine von Karlstadt verfaßte Gemeindeordnung, welche die oben genannten Postulate enthielt und im besondern die Beseitigung der Mönche sowie eine an die Stelle des Klosterwesens zu setzende Armenordnung in Aussicht nahm. Diese Kirchenordnung, auf welcher Luther später weiter baute, hat, obgleich sie in vielen Stücken nicht zur Ausführung gelangte, den historischen Werth, eine der ersten auf dem Gebiete des Protestantismus zu sein.[18] Das Regiment in Stadt und Universität führte jetzt thatsächlich Karlstadt, dessen stürmisch reformatorischer Eifer gegen Rom unaufhaltsam weiterschritt. Im Juni 1521 griff er die Ehelosigkeit der Priester und die Mönchsgelübde an, die erstere in der deutschen Schrift: Von Gelübden, dann in der lateinischen: De coelibatu, de monachatu et viduitate, worin er die Sätze des Alten wie des Neuen Testaments ohne Unterscheidung zur Praxis der Gegenwart machte und das Mönchsgelübde als unverbindlich verwarf. Ja, der Priester müsse, wegen 1. Timoth. 3 und weil es im Alten Testamente gefordert werde, verheirathet sein. Nachdem sich Luther in seinen während des Septembers nach Wittenberg übersandten Thesen mit diesen Forderungen einverstanden erklärt hatte, ging Karlstadt zu weiteren Neuerungen fort, indem er auf die Abschaffung vieler äußerlicher Cultusceremonien drang und namentlich die Heiligenverehrung bekämpfte; der Gottesdienst müsse rein und im wesentlichen ein biblischer Unterricht für christliche Erkenntniß sein. Zu seinen Forderungen gehörte namentlich die — auch von Luther früher postulirte — Rückgabe des Kelchs beim Heiligen Abendmahl an die Laien, worüber er am 19. Juli 1521 öffentlich disputirte. Bereits am 24. Juni d. J. hatte er seine Schrift: Von dem Empfahen, Zeichen und Zusage des heiligen Sakraments, ganz im Sinne Luther's, ausgehen lassen; das Zeichen im Sakramente sei nicht allein Brot und Wein, sondern beides zugleich mit dem Leibe Christi, welcher darin liege; als das eigentliche Object der göttlichen Darreichung im Sakrament habe man nicht den Leib Christi, sondern die Versicherung der dem Genießenden gespendeten Versöhnung um des Todes Christi willen anzusehen.[19]

Als der Augustinermönch Gabriel Didymus dazuschritt, dieser Lehre gemäß die Abendmahlsfeier umzuformen, ordnete der Kurfürst im October 1521 desfallsige Verhandlungen zwischen den Augustinern und der Universität an. Hieran nahm auch Karlstadt theil und hielt am 17. Oct. über die Thesen von der Messe eine Disputation: Articuli super celebratione messarum sacramenti panis et vini et discrimine praecepti et promissionis et aliis.[20] Er verwirft hierin zwar die Elevation der Hostie, behält aber die Adoration und selbst die Privatmesse für gewisse Fälle bei, sodaß er den Augustinern widersprach, welche die buchstäbliche Abendmahlsverwaltung Christi einführen wollten. Obgleich ihm Melanchthon und andere Professoren der Universität zustimmten, so ertheilte doch der Kurfürst zu dieser theilweisen Aenderung seine Genehmigung nicht. Da setzte Karlstadt an die Stelle seiner bisherigen Auffassung eine neue, und zwar in den zwei Schriften: Von Anbetung und Ehrerbietung der Zeichen des Neuen Testaments, vom 1. Nov. 1521, und: Von beiden Gestalten der heiligen Messen, von Zeichen insgemein, was sie wirken und deuten. Nach der letzteren sind die Zeichen im Abendmahle nur die Beglaubigung der göttlichen Zusage der Sündenvergebung, nicht aber der Gegenwart des Leibes Christi; an die Stelle des objectiven Werkes Christi im Heiligen Abendmahle tritt hiernach die bloße göttliche Versicherung, resp. das dieselbe enthaltende Schriftwort.[21]

Da die Universität nicht einig, der Kurfürst nicht entschlossen genug war, so nahm die Gärung mit dem Drängen auf radicale Aenderung, sog. Reinigung im kirchlichen Leben, Wiederherstellung der ursprünglichen Einfachheit, immer mehr überhand; Augustinermönche reizten durch ihre Predigten das Volk mehr und mehr auf; einzelne derselben verließen ihr Kloster und machten Anstalten zur Verheirathung; Studenten unterbrachen tumultuirend den Gottesdienst in der Pfarrkirche, widersetzten sich dem Horasingen, trugen die Meßbücher fort, warfen mit Steinen nach den Priestern, besonders nach den Fenstern der Domherren und anderer Anhänger der bisherigen Cultus- und Lehrformen, zum Theil in Verbindung mit Volkshaufen, sodaß namentlich kein Meßgottesdienst gehalten werden konnte. Karlstadt hatte zwar auch schon seit langem keine Messe mehr celebrirt und sie in seinen Predigten verworfen, im übrigen sich meist darauf beschränkt, dem tumultuarischen Treiben ein Ende zu setzen, u. a. in einem öffentlichen Briefe; jetzt aber begann er, im bittersten Zerwürfnisse mit den Domherren an seiner Stiftskirche, mehrfache Neuerungen in der Praxis des Gottesdienstes einzuführen. Die Domherren wandten sich an den Kurfürsten und dieser untersagte ihm streng jede Aenderung.[22]

Aber desto eifriger betrieb nun Karlstadt seine radicalen Reformen. Am Sonntage vor Weihnachten 1521 kündigte er in der Stiftskirche an[23]: „daß er auf das künftige Fest circumcisionis Domini ..... offenbarlichen communiciren Jedermann, wer da wolle (also ohne

18) Ebenda S. 401. 402. 19) Ebenda S. 399. 400.

20) Auszüge bei Jäger S. 220. 21) Erbkam, bei Herzog, S. 400. 22) Ebenda S. 400. 401. 23) Bretschneider, Opera Melanchth. I, 512.

Beichte), sub utraque specie panis et vini, und wolle schlechts sprechen die Consecration und die anderen .... (nämlich Theile des Meßformulars) alle außen lassen. Solle auch nicht willens seyn, Kasel, Alben oder Chorrock anzuziehen".[24]) Schon am ersten Weihnachtsfeiertage[25]) betrat er sofort nach der Predigt den Altar, las den Meßkanon bis zum Evangelium vor, ließ aber die folgenden Abschnitte über den Opferdienst der Messe weg, führte die Elevation nicht aus und theilte ohne vorhergehende Beichte Brot und Wein an die zahlreich Versammelten mit den Worten aus, welche Christus bei der Einsetzung gesprochen hatte. Zugleich[26]) kündigte er an, daß er von jetzt ab die bisherige Priesterkleidung ablegen und andere Ceremonien beseitigen werde.

Abweichend von Erbkam verlegt Gieseler[27]) die Ankunft der Zwickauer in Wittenberg, wo sie ihre wie auf die Beseitigung jeder concreten Cultushandlung, z. B. der Taufe, so auf die Verachtung der Wissenschaften und Künste gerichtete idealistische Schwärmerei einzubürgern suchten, auf das Ende des Decembers 1521 und erzählt aus dem Anfange des Jahres 1522 nach der Zuschrift eines Augenzeugen der damaligen Vorgänge, des Magisters S. Fröschel (gedruckt 1565), an den Kurfürsten August: Karlstadt, Didymus und der Lehrer M. Georg Moore hätten die Knabenschule verstört, auch gern der Universität ein Ende gemacht, dabei vorgegeben, man solle überhaupt nicht mehr studiren, weil Christus (Matth. 23) dies verboten, worauf viele Studenten heimgezogen wären; Karlstadt sei zu den Bürgersleuten in das Haus gegangen, um sie — nicht die Gelehrten — zu Auslegern der Heiligen Schrift zu machen und sie aufzufordern, als Prediger fortan Handwerker und andere Illiteraten anstellen zu helfen.[28])

Nachdem Karlstadt sich am dritten Christtage 1521 in Gegenwart der bedeutendsten Universitätslehrer mit der Tochter eines armen Edelmanns aus der Nähe von Wörlitz, Anna von Mochau, verlobt und an demselben Tage einen Pfarrherrn mit dessen Köchin getraut hatte, hielt er selbst am 20. Jan. 1522 seine Hochzeit, und zwar mit möglichst großer Oeffentlichkeit, indem er die ganze Universität und den Stadtrath dazu einlud. Für diesen von ihm gethanen Schritt ließ er eine Rechtfertigungsschrift drucken.[29])

Hatte bisher zwischen ihm und seiner Partei einerseits und der Universität und Stadt andererseits halbwegs ein Einverständniß bestanden, so kam dieses zum Bruch, als er ersterer, besonders auf die alttestamentlichen Verbote gestützt, mit thatsächlichem Fanatismus die Abschaffung der Bilder in den Kirchen u. s. w. forderte, wofür er sich bereits früher, namentlich in Predigten und Disputationen, theoretisch ausgesprochen hatte. Unterm 27. Jan. 1522 erschien seine Druckschrift: Vom Abthun der Bilder und daß kein Bettler unter den Christen sein soll; mithin die Forderung einer christlichen Armenpflege, wobei zugleich die Heiligenverehrung in den Bann gethan war. Von Didymus und Moore hierin unterstützt, brachte Karlstadt, welcher täglich dahinzielende Predigten hielt, die Volksmassen auch für die neuen Forderungen auf seine Seite, wogegen die Gebildeten jetzt mit sehr ernstlichen Besorgnissen vor gefährlichen Ausschreitungen erfüllt wurden. Melanchthon, welcher schon vorher seinem Collegen meist nur zaghaft zugestimmt hatte, schrieb deshalb an die kurfürstlichen Räthe. Der Kurfürst versuchte, Karlstadt von seinem Vorhaben gütlich abzubringen, aber dieser, besonders durch die Domherren der Stiftskirche, welche auch die mildeste Reform verwarfen, gereizt, ging auf dem eingeschlagenen Wege weiter.[30])

Er schloß sich hierin jetzt näher den Zwickauern an, welche die Bilder selbst aus den Pfarrhäusern entfernt wissen wollten, und lehrte, gleich Didymus, in seinen Predigten[31]): „Daß die Gemeine wohl Macht habe, in Nachlässigkeit der Oberkeit aus einem Mitleiden und Liebe Ichts (Etwas) vorzunehmen". Die Folge war[32]), daß im Anfange des Februars 1522 die Bilder „plötzlich weggebracht, zerhauen und verbrannt" wurden, und daß in der Pfarrkirche „einer sust, der andere so, ohne Ordnung und Meßgewand Meß gehalten haben". Indem die bisher competenten Behörden einigen Aenderungen zustimmten, berichtete der Rath unterm 12. Febr.[33]): „Der Bilde halben haben wir beschlossen auf dem Rathhaus, daß sie sollen durch die Obrigkeit, welcher allein es anstehet, eignet und gebühret, abgethan werden"; dagegen solle bei der Messe[34]) „die Weiße Kleidung und Gesang" bleiben wie zuvor. Karlstadt versprach[35]), „sich hinfürder dergleichen Predigens zu enthalten", während Didymus die Stadt verließ. Verhandlungen, welche am 13. Febr. 1522 in Eilenburg zwischen Commissaren des Kurfürsten und Deputirten der Universität und des Domkapitels gepflogen wurden, brachten keine befriedigende Einigung zu Stande. Karlstadt fuhr fort, die Einwohner durch seine Predigten aufzureizen und stellte jetzt das neue Verlangen, daß nicht blos der geistliche Stand, sondern auch jeder Hausvater das Wort Gottes seinen Kindern lehren dürfe. Dabei trug er gleich den Zwickauern Verachtung der menschlichen Gelehrsamkeit und Wissenschaft zur Schau und veranlaßte den Magister Moore, die Schule aufzugeben.[36]) Von andern[37]) wird berichtet: Karlstadt habe auch die Schließung aller Vergnügungslocale und von jedem Einwohner harte Handarbeit gefordert; die genannte Knabenschule sei in eine Brotbäckerei umgewandelt worden; 200 Studenten hätten die Stadt verlassen, um Ackerbauer und Handwerker zu werden.

Am Ende des Februarmonats war es in Wittenberg mit der Gärung und Auflösung des Bestehenden so weit gekommen, daß namentlich die Universität in der Gefahr ihrer Vernichtung schwebte. Benachbarte Für-

---

24) Gieseler III, 1, S. 100, 101. 25) So Erbkam, bei Herzog, S. 401. 26) Nach Gieseler, s. oben, bereits am vorhergehenden Sonntage. 27) III, 1, 103. 28) Ebenda III, 1, S. 105. 106. 29) Erbkam, bei Herzog, S. 401.

30) Ebenda S. 402. 31) Bretschneider, Opera Melanchth. I, 548. 32) Ebenda S. 550. 33) Ebenda S. 553. 34) Ebenda S. 554. 35) Ebenda S. 557. 36) Erbkam, bei Herzog, S. 402. 37) Aber ohne nähere Belege.

sten, wie Georg von Sachsen, auch der Bischof von Meißen, forderten den Kurfürsten dringend auf einzuschreiten; aber dieser zeigte sich unentschlossen. Luther hatte von seinem local entfernten Standpunkte auf der Wartburg anfangs die eingeführten Neuerungen gebilligt, z. B. die Beseitigung der Messe durch die Augustiner und die Verehelichung Karlstadt's [38]); als er aber die wittenberger Vorgänge näher kennen lernte und man ihn dringend bat zu kommen, tadelte er in einem Schreiben den gewaltsamen Eifer Karlstadt's und seiner Anhänger; jener habe ohne Rücksicht auf die Schwachen und ohne rechte Beherzigung einer guten Ordnung äußere Dinge zur Hauptsache gemacht. Nachdem er in dem bekannten Briefe an den Kurfürsten sein baldiges Erscheinen in Wittenberg angekündigt hatte, kam er am 6. März 1522 daselbst an, und in kurzer Zeit stellte er kraft seiner gewaltigen Auctorität und Predigt Ordnung und Ruhe in einer Weise wieder her, welche für Karlstadt zu dem deprimirenden Beweise seines sofort unterliegenden Einflusses wurde. [39]) Andere verlegen Luther's Ankunft in Wittenberg auf Freitag den 7. März und lassen ihn vom Sonntage Invocavit bis Reminiscere täglich seine Gegenpredigten halten. [40])

Indem Luther fast alle von Karlstadt veranlaßten und von der Stadtbehörde zugelassenen Einrichtungen ohne Widerstand beseitigte, auch die Genugthuung hatte, daß Didymus sich ihm reumüthig wieder anschloß, suchte Karlstadt, welcher sich schwer gekränkt fühlte, seinem Zorne in Druckschriften Luft zu machen, woran ihn jedoch die Universität verhinderte. [41]) Luther äußerte sich in einem Briefe an den Augustinerprior Kaspar Güttel zu Eisleben vom 30. März 1522 u. a. dahin [42]): „Ego Carolstadium offendi, quod ordinationes suas cassavi, licet doctrinam non damnaverim, nisi quod displicet in solis cerimoniis et externis faciebus laborasse eum, neglecta interim vera doctrina christiana, h. e. fide et charitate. Nam sua inepta docendi ratione eo populum perduxerat, ut se christianum arbitraretur per has res nihili, si utraque specie communicaret, si tangeret (das Sakrament mit der Hand empfinge), si non confiteretur, si imagines frangeret". Im Grunde war Luther mit den meisten Intentionen seines Amtsgenossen einverstanden und zu deren Verwirklichung geneigt, nur daß ihm die übermäßige Hast bei der Einführung und die einseitige Hervorkehrung der Aeußerlichkeiten, bei dem Mangel einer rechten Betonung des Glaubensinhaltes, misfielen. Er behandelte daher Karlstadt mit großer Schonung, nicht ohne freundschaftliches Entgegenkommen. In einem Briefe vom 16. Mai 1522 an Speratus meldet er diesem einen ihm von Karlstadt aufgetragenen Gruß. [43])

Dieser blieb denn auch zunächst in Wittenberg, hielt stark besuchte Vorlesungen und bekleidete sogar das Amt eines theologischen Dekans bei der Universität; aber in seinem Innern hegte er mit tiefem Grolle die Absicht, seine Pläne gelegentlich wieder aufzunehmen. Mehr und mehr dem gelehrten und gebildeten Umgange abgewandt, schloß er sich an andere an, namentlich an den ihm vermöge seines Radicalismus und seiner Mystik verwandten Thomas Münzer, mit dem er wahrscheinlich schon am Ende des Jahres 1521 zusammengetroffen war. Häufiger und häufiger verließ er die Stadt, namentlich zu Besuchen auf dem kleinen Landgute seines Schwiegervaters, kaufte in dessen Nähe, in dem Dorfe Segren [44]), jetzt Seegrehna, selbst ein Bauerngut, hielt seine Vorlesungen immer unregelmäßiger und verkehrte namentlich viel mit Münzer. Als er in der Eigenschaft eines Dekans am 3. Febr. 1523 zwei junge Männer zu Doctoren der Theologie zu promoviren hatte, erklärte er, auf Matth. 23, 8 gestützt, akademische Grade zu ertheilen sei unchristlich; er werde es fernerhin nicht mehr thun. [45]) Eigenthümlich ist, daß in dieser Zeit für seine sonst wöchentlich erscheinenden Schriften eine längere Pause eintrat. [46])

Aber kaum war das Wintersemester von 1522 auf 1523 vorüber, so ließ er eine große Menge ascetisch-mystischer Tractate ausgehen, indem er jetzt mit dem Wohnsitze in Wittenberg seinen Lehrstuhl aufgab und auf sein Gut zog, von wo er indeß ab und zu in die Stadt zurückkam. Als „neuer Laie", wie er sich selbst nannte, trug er von nun ab bäuerliche Kleidung und ging mit seinen ländlichen Berufsgenossen, welche ihn Nachbar Andres nannten, wie mit seinesgleichen um. Dessenungeachtet fuhr er fort, sich in zahlreichen Schriften, von denen einige einen bedeutenden Umfang hatten, vernehmen zu lassen. [47]) Unter den noch bekannten sind die bedeutendsten: Von Mannichfaltigkeit des einfältigen, einigen Willens Gottes und Was gesagt ist, sich gelassen und was das Wort Gelassenheit bedeutet. In ihnen spinnt der Verfasser seine früher geäußerten mystischen Ideen weiter, nämlich daß der Mensch Gott und dessen Willen gegenüber sich absolut passiv — receptiv — zu verhalten habe. Am meisten beschäftigen ihn hierbei die Prädestination und der Zustand der Seelen nach dem Tode des Leibes. [48])

Von hier führte das Schicksal den an geistliche Thätigkeit gewöhnten Mann nach Thüringen. Der Archidiaconus der Stiftskirche in Wittenberg galt kraft eines Lehensbandes zugleich als Pfarrer von Orlamünda, woher er seine meisten Einkünfte unter der Bedingung eines von ihm daselbst unterhaltenen Vicars bezog. Daher und aus seinen Schriften war Karlstadt den Orlamündaern, welche jetzt mit ihrem Vicar in Zwist lebten, schon frü-

38) Vgl. seine Briefe von de Wette II, 123. 39) Erbkam, bei Herzog, S. 402. 403. 40) Vgl. die Acht Sermon in Luther's Werken von Walch XX, 1 fg. und 62 fg. 41) Bretschneider, Corpus Reform. I, 570 und 572. 42) Luther's Briefe von de Wette. 43) Erbkam, bei Herzog, S. 403.

44) Nach Magister Seb. Fröschel's Zuschrift an den Kurfürsten, in seinem Tractate vom Priesterthume (Wittenberg 1565). 45) Liber decanorum facult. theol. academicae Wittenbergensis, ed. Föstemann, p. 28. 46) Erbkam, bei Herzog, S. 403. 47) Vgl. über sie Jäger S. 300—406. 48) Erbkam, bei Herzog, S. 403. 404.

her bekannt geworden. Nachdem er zu Pfingsten 1523 sich daselbst persönlich eingefunden hatte, petitionirte der Stadtrath bei dem Herzoge Johann von Sachsen, einem Bruder des Kurfürsten, daß ihm derselbe auf ein Jahr oder zwei als der „rechte Pfarrer" überlassen würde, worum auch Karlstadt selbst wegen seiner bedrängten Lage bat. Der Kurfürst willigte unter der Bedingung ein, daß der Bittsteller auf sein Archidiaconat in Wittenberg förmlich Verzicht leisten und der Vicar in Orlamünda sich einverstanden erklären sollte. Aber Karlstadt wollte zugleich Archidiaconus in Wittenberg bleiben, reiste sehr oft nach Orlamünda, hielt dort mehrere Predigten, gewann die Bürgerschaft und nahm von der Pfarrei vorläufig Besitz.[49]) Hier veranlaßte ihn die Thätigkeit Thomas Münzer's, welcher damals in Alstedt radicale gottesdienstliche Aenderungen durchführte, zur Wiederaufnahme seiner gleichen Pläne. Von den Orlamündaern gegen das Ende des Jahres 1523 aufgefordert, die dortige Pfarrstelle definitiv zu übernehmen, ging er nach einigem Zögern darauf ein und veröffentlichte noch in demselben Jahre seine in Jena gedruckte desfallsige Vertheidigungsschrift: Ursachen, daß Andres Karolstadt eine Zeit stille geschwiegen vor rechter unbetrüglicher Berufung. Sofort richtete er gegen Luther, welchen er indeß nicht namentlich bezeichnete, ziemlich heftige literarische Angriffe, und zwar in der vom 29. Dec. 1523 datirten, in Jena gedruckten Flugschrift: Von dem Priesterthume und Opfer Christi.[50]) Mit eifriger Unterstützung von seiten der Gemeinde begann er hier den Gottesdienst von allen „papistischen Ceremonien zu reinigen". Es wurden aus der Pfarrkirche alle Bilder, selbst der Altar, hinweggeschafft; man beseitigte die Kindertaufe, hielt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, ohne Beichte und Elevation der Hostie; statt des Meßgewandes zog Karlstadt bäuerliche Kleidung an und ersetzte die lateinischen Formeln durch deutsche. Bald war ganz Thüringen durch diesen radicalen, schwärmerischen Geist ergriffen, dessen Feuer hauptsächlich von Münzer geschürt wurde.[51])

Da die Reichsregierung zu Nürnberg eine strenge Censur aller Druckschriften verfügt hatte, so richteten Karlstadt und seine Freunde in Jena eine geheime Druckerei ein, von welcher sie zahlreiche Flugschriften ausgehen ließen, u. a. die von Karlstadt verfaßte, an den Stadtschreiber von Joachimsthal gerichtete, nicht undeutlich auf Luther gemünzte: Ob man gemach fahren, und des Ergernüssen der Schwachen verschonen soll, in Sachen, so Gottis Willen angehen, 1524.[52]) Mit wildem Fanatismus verficht er hier den Grundsatz, man müsse überall den Willen Gottes entschieden durchführen, namentlich alle Bilder abthun. „Wo Christen herrschen" — heißt es u. a. — „da sollen sie keine Obrigkeit ansehen, sondern frei von sich umhauen und niederwerfen, was wider Gott ist, auch ohne Predigen." Es gelte die Wahrheit, „daß eine jegliche Gemeinde, sie sey klein oder groß, für sich sehen soll, daß sie recht und wohl thue und auf Niemands warten". Von welcher Gesinnung die Orlamündaer beseelt waren, zeigt ein an Luther gerichtetes Schreiben[53]), worin sie denselben zu einer mündlichen Besprechung einladen. Eine Stelle desselben lautet: „Du verachtest alle die, so auf göttlichen Befehl stumme Götzen und heidnische Bilder umbringen, wider welche Du eine kraftlose, weltweise und unbeständige Bewährung aus Deinem eigenen Gehirn und nicht gegründeter Schrift aufmutzest. Daß Du uns aber, als Glieder Christi durch den Vater eingepflanzet, unverhört und unüberweist so öffentlich schiltest und lästerst, das zeigt an, daß Du dieses wahrhaftigen Christi und Sohnes Gottes selbst kein Glied bist."[54])

Karlstadt fuhr fort, persönlich gegen Luther zu polemisiren, wie er dies besonders in der Schrift that: Ob die Ohrenbeichte oder der Glaube allein oder was den Menschen zu würdiger Empfahung des heiligen Sakraments geschickt mache (1524). Es wird in derselben die dem Abendmahle vorhergehende, mit der Absolution schließende Beichte verworfen, weil ja in jenem die Vergebung der Sünden mitgetheilt werde, mithin eine Absolution in der Beichte sinnlos sei. Ferner deute Christus mit den Worten: „dies ist mein Leib" nicht auf das Brot, sondern auf sich selbst hin. Früher verstand er mit Luther unter dem „Zeichen" im Sakrament das Brot und den Leib Christi. — Im August 1524 reiste Luther auf Befehl des Kurfürsten nach Jena und Orlamünda; dort hatte er eine Unterredung mit Karlstadt, hier eine Verhandlung mit Rath und Bürgerschaft.[55]) Die Folge war, daß Karlstadt nicht blos seines Pfarramtes in Orlamünda entsetzt wurde, sondern auch sein Archidiaconat in Wittenberg verlor. Uebrigens hatte er sich an den aufrührerischen weltlichen Agitationen Münzer's nicht betheiligt, und sind die desfallsigen gegen ihn gerichteten Beschuldigungen grundlos[56]), namentlich in Betreff des Bauernaufstandes, welcher am 1. Jan. 1525 losbrach. Als Münzer von Alstedt aus eine Aufforderung zur Theilnahme an demselben nach Orlamünda richtete, antwortete man von hier aus in einem ohne Zweifel durch Karlstadt verfaßten Schreiben ablehnend.[57]) Von neuem stellte man ihn bei seinem Aufenthalte in Rothenburg an der Tauber unter die Anklage, für den Bauernaufstand mitgewirkt zu haben; indeß rechtfertigte er sich auch hierüber in seiner „Entschuldigung D. A. Carlstadts des falschen Namens der Aufruhr, so ihm ist mit Unrecht aufgeleget". Noch in demselben Jahre gab auf seine Bitte Luther diese Schrift in Wittenberg mit einer Vorrede heraus.[58])

49) Ebenda S. 404. 50) Vgl. Jäger S. 381. 51) Erbkam, bei Herzog, S. 405. 52) Abgedruckt in Füßli's Beiträgen zur Historie der Kirchenreformations-Geschichte (Zürich 1741), I, 57.

53) Luther's Werke von Walch XV, 2433. 54) Gieseler III, 1, 188. 55) Was sich D. Andreas Bodenstein von Carlstadt mit D. M. Luther beredt zu Jena, und wie sie wider einander zu schreiben sich entschlossen haben. Item die Handlung D. M. Luther's mit dem Rath und der Gemeinde der Stadt Orlamünda, am Tage Bartholomäi daselbst geschehen, von Mart. Reinhard, Prediger in Jena (1524), bei Walch, Luther's Werke XV, 2422 und 2435. 56) Erbkam, bei Herzog, S. 405. 57) Strobel, Münzer's Leben S. 77. 58) Siehe diese

Um dieselbe Zeit setzte Karlstadt seinen frühern Streit mit Luther über die Abendmahlslehre fort. Noch 1521 hatte er die reale Gegenwart Christi in Brot und Wein festgehalten, wie man aus seiner Schrift ersieht: Von Anbetung und Ehrerbietung der Zeichen des Neuen Testaments, vom 1. Nov. d. J., wogegen ihm Luther, welcher in seinem Urtheile über ihn als einen Schwärmer und Vernünftler zu weit ging, die Negirung des sakramentlichen Wesens imputirte. Als Karlstadt Orlamünda verlassen hatte und sich in Basel, Rothenburg und anderwärts aufhielt, kam er wiederholt auf diese Streitpunkte zurück und verfocht in literarischen Publicationen die Ansicht: der Priester vermöge Brot und Wein nicht in den Leib und in das Blut Christi zu verwandeln; der Tod des Erlösers sei nicht im Abendmahle, sondern am Kreuze geschehen. Dabei deutete er freilich die Einsetzungsworte immer noch in wunderlicher Weise und leitete namentlich aus τοῦτο seltsame Dinge ab.[59]) Er betonte, daß das Heilige Abendmahl ein Gedächtniß Christi sei und zugleich der Ausdruck des sehnsüchtigen Verlangens nach der Erlösung durch Christum, beziehungsweise ein geistliches Genießen. In einer mehrfach zustimmenden Weise sprachen sich über Karlstadt's Auffassung die straßburger Theologen in einem Schreiben an Luther aus, welches dieser in einem Briefe vom 15. Dec. 1524 beantwortete.[60]) Hier spricht sich Luther über Karlstadt u. a. dahin aus: „Wie D. Carlstadt davon schwärmt, ficht mich so wenig an, daß mein Meinung nur dester stärker dadurch wird. Und wenn ichs vorhin nit hätte glaubt, wurde ich durch solche lose, lahme Possen, ohn alle Schrift, allein aus Vernunft und Denken gesetzt, allererst glauben, daß seine Meinung müßte nichts sein." Aber auch in nachstehender Weise: „Das bekenne ich, wo D. Karlstadt oder Jemand anders vor fünf Jahren mich möge berichten, daß im Sacrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so heftige Anfechtunge da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papstthumb hätte den größten Puff können geben. Ich hab auch zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, dann D. Carlstadt, und nicht also die Worte gemartert nach eigenem Dunken." Bei den Theologen in Süddeutschland und in der Schweiz, namentlich Zwingli, fand die mnemonische und significante Auslegung des Abendmahls und seiner Einsetzungsworte durch Karlstadt mehr Beifall.[61])

Als Luther im Januar 1525 seine wirkungsvolle Schrift „Wider die himmlischen Propheten" hatte ausgehen lassen, worin er in kräftigem Geiste das Treiben Karlstadt's als einen Ausfluß seiner kranken Mystik charakterisirte, trat der Angegriffene, welcher vorher eine vergebliche Aussöhnung mit Luther versucht hatte, gegen diesen seinerseits in mehrern mit Bitterkeit verfaßten Flugschriften auf, z. B. in der Erklärung des zehnten Kapitels im ersten Korintherbriefe vom 27. Febr. 1525 und in der Anzeige etlicher Hauptartikel christlicher Lehre.[62]) — Von Orlamünda begab er sich nach Basel, wo seine unermüdliche Feder wieder mehrere Schriften über das Heilige Abendmahl erscheinen ließ; aber der Rath nahm die Drucker in Strafe und zwang Karlstadt zum Verlassen der Stadt, von wo er wiederum Rothenburg an der Tauber aufsuchte, nicht ohne fort und fort Luther anzuklagen, daß dieser ihm sein trauriges Schicksal bereitet habe.[63]) In Rothenburg, wo er in unmittelbare Beziehung zu den aufständischen Bauern trat, predigte er am Ostermontage 1525 auf offenem Markte und forderte seine Hörer zum Bildersturme auf. Zwar mußte er von hier flüchten, nachdem ihm von den Bauern, denen er wahrscheinlich einige Mäßigung beibringen wollte, arg mitgespielt worden war; dennoch findet man ihn am 1. Juni 1525 auf dem Bauerntage in Schweinfurt, wahrscheinlich um wiederum zu vermitteln.[64])

Da man ihm hier wahrscheinlich wieder mit Mistrauen entgegenkam und er sogar in große Lebensgefahr gerieth, so wurde jetzt die Zuversicht und Kühnheit seines bisherigen Auftretens gänzlich gebrochen; er entschloß sich, an Luther zu schreiben und bat diesen um Verwendung beim Kurfürsten. Seiner vom 24. Juni 1525 datirten Schrift: Entschuldigung des falschen Namens der Aufruhr, worin er das Zugeständniß macht, daß er dabei nicht ohne Sünde sei, ist bereits oben gedacht worden. Luther machte zur Bedingung, daß Karlstadt seine Irrlehren widerrufen sollte, was dieser am 25. Juli 1525 that, indem er eine „Erklärung, wie Karlstadt seine Lehre von dem hochwürdigen Sakramente und andere achtet und geachtet haben will" herausgab.[65]) Er leistet hier zwar keinen förmlichen Widerruf, indem er erklärt, daß er durch seine Behauptung nichts Sicheres habe feststellen wollen und sich gern eines Besseren belehren lasse; aber Luther, welcher die Schrift mit einer Vorrede herausgab, ließ sich daran genügen.[66])

Als Karlstadt unter Luther's Vermittelung am Ende des Septembers 1525 nach Kursachsen zurückkehrte, hegte er die Hoffnung, in seine früheren wittenberger Aemter wieder eingesetzt zu werden; aber man ging darauf nicht ein; erst nachdem er dem Kurfürsten einen förmlichen Widerruf übersandt hatte, wurde ihm erlaubt, in der Nähe von Wittenberg zu wohnen, jedoch unter strenger Aufsicht und unter dem Versprechen, ferner nichts drucken zu lassen. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt in dem

Vorrede in Luther's Werken von Walch XV, 2468. Vgl. Gieseler III, 1, S. 195.

59) Vgl. Jäger, Karlstadt's Leben S. 429 fg. 60) Luther's Briefe von de Wette II, 574 fg. 61) Gieseler III, 1, S. 194. 195.

62) Erbkam, bei Herzog, S. 406. — Auszüge aus Karlstadt's Schriften bei Jäger S. 467. 63) Erbkam, bei Herzog, S. 406. 64) Vgl. Köhler's Beiträge zur Ergänzung der deutschen Literatur (1792), I, 1209; Lehmus, De Karolstadii mora Rothenburgica (Rothenburg 1777); Desselben, Uberior morae Karolstadii Rothenburgicae descriptio, ebenda 1780; Bensen, Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken (1840) S. 78 fg. 65) Luther's Werke von Walch XX, 409. 66) Erbkam, bei Herzog, S. 407.

Dorfe Segrena (jetzt Seegrehna), wo er im Februar 1526 bei der Taufe eines Sohnes Luther, Melanchthon und J. Jonas bei sich sah.[67]) Am Ende des Septembers 1526 ward ihm gestattet, in der von Wittenberg nicht weit entfernten Stadt Kemberg zu wohnen, weil er nach seiner Aeußerung wegen der „Bauernbosheit" auf den Dörfern nicht bleiben könne.[68]) Hier führte er ein höchst kümmerliches Leben, indem er einen Handel mit Lebensmitteln, Pfefferkuchen, Bier und Branntwein betrieb. Seine Noth stieg so hoch, daß er unter anderm eine hebräische Bibel zu verkaufen sich gezwungen sah.[69])

Inzwischen war der Streit Luther's mit Zwingli über das Abendmahl ausgebrochen, wobei die schweizerischen und straßburger Theologen die früheren Karlstadt'schen Thesen wieder aufnahmen, aber mit besser begründeter Argumentation und Form. Dies erweckte in Karlstadt von neuem die Hoffnung auf eine Wendung seiner traurigen Lage; er bat gegen das Ende des Jahres 1527 den Kurfürsten, seine Lehre noch einmal zu öffentlicher Discussion bringen zu dürfen. Man gestattete ihm dies, und er übersandte dem Kanzler Brück eine ausführliche Darlegung derselben. Zu einer Begutachtung aufgefordert, schrieb Luther einen Brief, welcher in eingehender Beantwortung viele der Karlstadt'schen Behauptungen als falsch zurückwies. Der Brief wurde durch den Druck veröffentlicht und reizte Karlstadt, seinem Unmuthe gegen Luther in Zuschriften an ihn Luft zu machen. Da er außerdem gegen das ihm auferlegte Verbot, in einem Briefwechsel mit gleichgesinnten Freunden, namentlich den Schlesiern Kaspar Schwenkfeld und Valentin Krautwald, sich über ihm widerfahrene Unbilden, über Luther's Tyrannei u. s. w. beklagte, was zur öffentlichen Kenntniß kam, so brach jetzt Luther jede Gemeinschaft und Freundschaft mit ihm ab.[70])

Als Karlstadt im August 1528 mittels eines Schreibens an den Kanzler Brück seinen frühern Widerruf zurücknahm und sich über Luther's Feindschaft beschwerte, trug dieser auf schärfere Controle des Klägers an, welcher sich am Ende des Jahres 1528 aus der Nähe von Wittenberg entfernte. Im April 1529 finden wir ihn in Holstein[71]), dessen Statthalter aus Hamburg den Dr. Bugenhagen zum Zweck einer Disputation mit ihm berief. Karlstadt lehnte dieselbe ab und ging nach Ostfriesland, wo damals alle Sekten, auch die Wiedertäufer, einen fruchtbaren Boden fanden. Hier gewann Karlstadt bald einen großen Einfluß, sodaß er seine Frau dahin nachkommen ließ[72]); die Landedelleute, namentlich der Häuptling Ulrich von Oldersum, ein sehr einflußreicher Mann, machten mit ihm gemeinschaftliche Sache; ganze Gemeinden nahmen seine Lehren an. Indem er indeß bereits im Juli 1529 eine Rückkehr nach Sachsen plante, brachte er in Erfahrung, daß der Landgraf Philipp von Hessen vorhabe, ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli in Marburg zu veranstalten, und so wandte er sich in einem demuthvollen Briefe vom 19. Aug. d. J. an den Landgrafen mit der Bitte, ihn zur Theilnahme an der Disputation zuzulassen.[73]) Der Landgraf wollte darauf eingehen, wenn Luther einwillige; aber Luther lehnte eine solche Theilnahme ab, und dies verdroß Karlstadt in dem Grade, daß er in einem Briefe an Oekolampadius allerhand Verleumdungen aussprach.[74])

Unterdessen hatte in Ostfriesland das Treiben der Sekten so überhandgenommen, daß es die Reaction der Gegenwehr hervorrief; Graf Enne II. wandte sich um Hülfe an den Kurfürsten von Sachsen und an Luther, und am Anfange des Jahres 1530 wurde ein strenges Edict erlassen. Infolge dessen verließ um diese Zeit Karlstadt das Land und wandte sich nach Straßburg, wo ihn Zwingli und Oekolampadius, wahrscheinlich weil sie den unruhigen Mann bei sich nicht haben wollten, festzuhalten suchten.[75]) Ihrerseits wünschten die Straßburger des Flüchtlings bald wieder ledig zu werden und ihn nach der Schweiz zu bringen. In dieser Bedrängniß nahm sich seiner Bucer mit Eifer an und empfahl ihn dringend der Hülfe Zwingli's.[76]) Dieser und Oekolampadius, durch das heftige Auftreten Luther's hierzu veranlaßt, glaubten, einem Manne, welcher Unrecht leiden müsse, ihren Beistand nicht versagen zu dürfen, und so erhielt Karlstadt durch Zwingli's Fürsprache ein Diaconat am züricher Spital. Da aber hier die Leute an dem sächsischen Dialekte seiner Predigten Misfallen fanden, so wurde er im Sommer 1531 auf die Pfarrei Altstätten im Rheinthale versetzt.[77]) Als der Kampf zwischen Zürich und den katholischen Cantonen ausgebrochen war, floh er 1532 von Altstätten und nahm seinen Wohnsitz wieder in Zürich, wo man ihm von neuem eine Predigerstelle übertrug. Hier wußte er sich bald allgemeine Anerkennung zu erwerben, sodaß ihn Bullinger für eine in Basel zu besetzende theologische Professur warm empfahl. Der Rath von Zürich wollte ihn nicht entlassen und gab ihm, damit er bliebe, eine beträchtliche Gehaltszulage; da ihn aber die Baseler wiederholt baten, zu ihnen zu kommen, so verließ er im Anfange des Jahres 1534 Zürich und siedelte als Professor der Theologie wie als Pfarrer an St.-Peter nach Basel über, wo er bald eine einflußreiche Stellung einnahm.[78])

Indessen traten auch hier binnen kurzem wieder die Schattenseiten seines Charakters, namentlich die oft bewiesene Wetterwendigkeit, zu Tage. So vertheidigte er, entgegen früheren Behauptungen, gleich bei seiner ersten akademischen Disputation die These, daß gelehrte Grade christlich seien; bald gerieth er auch in Zwist mit dem Manne, welcher für seine Berufung nach Basel am eifrigsten gewirkt hatte, mit Oswald Mykonius, Antistes

67) Luther's Briefe von de Wette III, 94. 68) Ebenda S. 137. 69) Erbkam, bei Herzog, S. 407. 70) Ebenda S. 407. 71) Luther's Briefe von de Wette III, 442. 72) Ebenda III, 451.

73) Neudecker, Urkunden S. 127. — Schmitt, Das Relig.-Gespräch zu Marburg S. 75. 74) Zwingli, Opera VIII, 2, S. 394. — Erbkam, bei Herzog, S. 408. 75) Erbkam S. 408. 76) J. H. Hottinger, Histor. Eccles. N. T., T. VIII, sec. XVI, P. 4 (Zürich 1667), S. 252. 77) Derselbe, Helvet. Kirchengeschichte III, 539. 78) Erbkam, bei Herzog, S. 408. 409.

der baseler Kirche. Bei dem damals aufgenommenen Plane, die dortige Universität neu zu organisiren, und dem wieder entbrannten Streite zwischen den Humanisten und den kirchlich Orthodoxen, von denen jene forderten, daß jeder Geistliche sich einen akademischen Grad erwerben müsse, trat Karlstadt mit Entschiedenheit auf die Seite der Humanisten und wirkte durch Aufhetzereien gegen Mykonius. Er hatte früher eine straffe Kirchenzucht befürwortet; jetzt hielt er es mit der Partei, von welcher dieselbe bekämpft wurde.[79]) Dennoch blieb ihm ein bedeutender Einfluß in der baseler Kirche, namentlich bei den Verhandlungen, welche unter Bucer's Leitung zum Friedensschlusse mit Luther stattfanden.[80]) Die damals in Basel wüthende Pest machte dem Leben des begabten, tiefsinnigen, gelehrten, thätigen, vielgeschäftigen, andererseits unbeständigen, ehrgeizigen, demagogischen, aber die letzten Consequenzen dieser Richtung aus Rücksicht auf Erhaltung der Religion und seines persönlichen Interesses fürchtenden, leidenschaftlichen, streitsüchtigen, im Glücke oft hochmüthigen, im Unglücke nicht selten verzagten, widerspruchsvollen Mannes am ersten Weihnachtstage 1541 nach kurzer Krankheit ein Ende. Bald nach seinem Tode tauchte das Gerücht auf, ein Dämon habe ihn überall, selbst im Gotteshause, so schwer geängstet und gepeinigt, daß dies die Ursache seines Todes geworden sei.[81])

Von den literarischen Arbeiten über Karlstadt mögen außer den in den Noten berücksichtigten noch angeführt werden: Mager, Dissertatio de Karolstadio contra Arnoldum (Greifswald 1708); Gerdes, Descriptio vitae Karolstadii usque ad annum 1522, in dem Scrinium antiquarium (I, 56); Rotermund, Erneuertes Andenken der Männer (1818, I, 62), mit einem Verzeichniß seiner Schriften; Bauer, Ueber Karlstadt's Lehre (in den Theologischen Jahrbüchern von Zeller, 1848, S. 481); Dieckhof, Ueber Karlstadt's Lehre (in den Götting. Gel. Anzeigen, 1878, S. 1857—1885); Derselbe, De Carolostadio Lutheranae de servo arbitrio doctrinae contra Eckium defensore (Göttingen 1850); Derselbe, Die evangelische Abendmahlslehre im Reformations-Zeitalter (I, S. 299—428); C. F. Jäger, Beiträge zur Geschichte des Andreas Bodenstein (in der Deutschen Zeitschrift, 1856, Nr. 30 und 31); Riederer, Abhandlungen aus der Kirchengeschichte u. s. w. (S. 473, Verzeichniß der Schriften Karlstadt's); Masch, Beiträge zur Geschichte merkwürdiger Bücher (S. 601 fg., Verzeichniß der Schriften Karlstadt's). (*J. Hasemann.*)

KARLSTEIN, eine bis heute in ziemlich gutem Zustande erhaltene Burg des Mittelalters, gehört zu den eigenthümlichsten Bauwerken Böhmens. Sie erhebt sich auf einer steilen Anhöhe im anmuthigen Berauntthale, 3 Stunden westlich von Prag, unweit der Eisenbahnstation Karlstein der Böhmischen Westbahn. Kaiser Karl IV., nach welchem als Gründer die Burg benannt wurde, spricht in der Stiftungsurkunde (1348) den dreifachen Zweck der Anlage deutlich aus. Erstlich wolle er eine Residenz bauen, welche seinen Namen führen und verewigen solle; zweitens wolle er eine sichere Feste zur Aufbewahrung der Reichskleinodien errichten und drittens eine Stätte der Zurückgezogenheit für seine Andachtsübungen und frommen Betrachtungen gründen. Die Hauptzierde der aus vielen Wohngebäuden, mehrern Kirchen und Kapellen bestehenden, in Halbmondform errichteten Burg bildete die in der Mitte eines fünfstöckigen Thurmes situirte Kreuzkapelle. Die Wände derselben waren vergoldet und mit Jaspisen, Achaten, Amethysten, Chrysolithen, Topasen und hier und da mit noch edleren Steinen ausgelegt; ja auch die Fenster bestanden aus durchsichtigen, in vergoldetem Blei gefaßten böhmischen Steinen. 1330 Kerzen erleuchteten den inneren Raum, dessen vorderer Theil mit Schilden von gediegenem Golde und Silber geschmückt war. Auf dem prachtvollen Hauptaltare befand sich unter dreifachem Verschlusse die Reichskrone, unter dem Altare in einem verborgenen Gewölbe lagen die übrigen Kleinodien und die Privilegien des Landes, während in kostbaren Reliquienschreinen die von Karl mit großer Vorliebe gesammelten heiligen Schätze verwahrt wurden. Wand- und Tafelmalereien von Thomas von Mutina, Meister Theodorich aus Prag und Niklas Wurmser aus Straßburg schmückten die Räume des ausgedehnten Schlosses, das mit einer mehrfachen Mauer umschlossen war. Die Wachmannschaft mußte zur Nachtzeit die Mauern umkreisen, mit lauter Stimme die Stunden ausrufen und jeden Fremden warnen, sich der Burg zu nähern. Nachdem dies geschehen, wurden Wurfgeschosse nach allen Seiten geschleudert. Jeder Frau war der nächtliche Aufenthalt in der Burg untersagt, selbst die Kaiserin von diesem Verbote nicht ausgenommen.

Als Baumeister des im J. 1357 vollendeten Prachtwerkes, wenigstens in den ersten Anfängen, fungirte der bekannte Gothiker Matthias von Arras. Ob der Kaiser in Karlstein, wie manche vermuthen, das sagenhafte Schloß Montsalvage nachahmen wollte, mag dahingestellt bleiben. Durch die Belagerung seitens der Husiten im J. 1422 und durch eine Feuersbrunst im J. 1487 erlitt die Burg großen Schaden. Ferdinand I. und Rudolf II. verwendeten bedeutende Summen zur Restaurirung. Im J. 1648 erfuhr Karlstein durch die Schweden von neuem starke Verwüstungen. Kaiser Franz I. rettete das Bauwerk vor gänzlichem Verfalle durch umfassende Reconstructionsarbeiten (1812—1818), und in der neuesten Zeit wurden Anstrengungen gemacht, die einst so glänzende Residenz wenigstens in ihrer äußern Anlage auch der Zukunft zu erhalten.

Vgl. Gruber, Kunst des Mittelalters in Böhmen, und desselben Abhandlungen in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen,

79) Kirchhofer, Oswald Mykonius S. 153 und 316—334. 80) Ebenda S. 215. 227. 266—310. — Heß, Lebensgeschichte Bullinger's I, 214. 81) Kirchhofer S. 332. — J. K. Füßli, Lebensgeschichte des Andreas Bodenstein von Karlstadt (1776), S. 113 fg. — Corp. Reform. von Bretschneider IV, 784. — De Wette, Luther's Briefe V, 435. 452. 463. — Hottinger, Helvet. Kirchengeschichte III, 748. — Verpoorten, Sacra analecta (Koburg 1708), P. III, p. 119. — Bei Erbkam S. 409.

Jahrg. IX; ferner Jitschinsky, Beschreibung der kaiserlichen und königlichen Burg Karlstein in Böhmen (Prag 1841) u. a. *(L. Schlesinger.)*

Karmanien (nicht Karamanien) im Alterthume Name der jetzigen persischen Provinz Kirmân (s. d.).

KARMARSCH (Karl), berühmter Technolog, am 17. Oct. 1803 in Wien geboren, am 24. März 1879 in Hannover gestorben, machte seine Studien zuerst in der commerciellen und dann in der technischen Abtheilung des Polytechnischen Instituts in Wien. Von 1819 bis 1823 bekleidete er an dem genannten Institute die Stelle eines Assistenten im Lehrfache der mechanischen Technologie unter Professor Altmüller, von welchem er im wesentlichen die Grundlage seiner technischen Richtung erhielt, und erwarb sich in dieser Zeit eine ungemein vielseitige wissenschaftliche Bildung. Im J. 1830 zur Gründung und Leitung einer polytechnischen Schule nach Hannover berufen, widmete er sich dieser Aufgabe mit ebenso viel Eifer als Sachkenntniß. Hier lehrte er bis 1875 mechanische Technologie (bis 1840 auch theoretische Chemie), und namentlich seinen Vorlesungen hat die Anstalt, die bald akademischen Charakter erhielt, ihr schnelles Aufblühen zu danken. Auch die werthvollen Sammlungen derselben, insbesondere die reichhaltige Werkzeugsammlung, sind von Karmarsch angelegt. Seit 1834 Mitglied der Direction des Gewerbevereins für das Königreich Hannover, dessen Vicepräsident er 1845 wurde, entfaltete er ebenso wie seit 1839 in der Verwaltungscommission der Gewerbeschulen eine für die gesammte Industrie höchst segensreiche Thätigkeit. Sein kritischer Geist offenbarte sich nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch in seiner religiösen und politischen Gesinnung durch seinen 1839 erfolgten Uebertritt zur protestantischen Kirche und durch die oppositionelle Haltung, die er, dem Ministerwechsel von 1851 gegenüber, als Abgeordneter der Lehrercollegien höherer Schulanstalten und Mitglied der Ersten Kammer einnahm. Nach den verschiedensten Richtungen hin war Karmarsch Nützliches zu leisten bestrebt. So construirte er im J. 1835 eine Maschine, um Münzen und andere erhaben gearbeitete Gegenstände in der von dem französischen Mechaniker Collas erfundenen Manier für den Kupferstich zu copiren (eine von ihm verfaßte Beschreibung dieser Maschine erschien im J. 1836.) Seine Verdienste um die Wissenschaft ehrte die Universität Göttingen im J. 1856 durch Uebersendung des Ehren-Doctordiploms. Rühmende Erwähnung gebührt seiner Thätigkeit als Preisrichter auf verschiedenen deutschen Industrie-Ausstellungen, sowie auf den Weltausstellungen von London und Paris; auch war er 1861 und 1865 Mitglied der nach Frankfurt a. M. berufenen Fachmänner-Commission für ein einheitliches deutsches Maß- und Gewichtssystem. Im J. 1875 legte er die Direction der von ihm ins Leben gerufenen Anstalt und sein Lehramt an derselben nieder und trat in den Ruhestand. Karmarsch hat für die mechanische Technologie eine eigenthümliche und rationelle Behandlungsweise geschaffen und ist als der Stifter einer neuen Schule anzusehen. Er ist Verfasser einer Anzahl bedeutender technologischer Werke. Sein Handbuch der mechanischen Technologie (2 Bde., Hannover 1837—1841, 5. Auflage bearbeitet von Hartig, 1875—1876) wirkte geradezu epochemachend und hat zahlreichen derartigen Werken zum Vorbild gedient. Allgemeine Anerkennung fand das von ihm gemeinschaftlich mit Heeren herausgegebene Technologische Wörterbuch (3 Bde., Prag 1843—1844, 3. Auflage bearbeitet von Kick und Gintl 1874 fg.). Schon in der Zeit seiner Lehrthätigkeit am wiener Polytechnischen Institute erschien von ihm: Grundriß der Chemie (Wien 1822), dem die Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie (2 Bde., Wien 1825) folgte. Einen speciellen Zweig der Technik behandelte er in: Beiträge zur Technik des Münzwesens (Hannover 1856). In demselben Jahre erschien in zweiter Auflage: Die Polytechnische Schule zu Hannover. Ferner veröffentlichte er: Gewerbliches Fragenbuch (Heft I, Stuttgart 1867, Heft II und V, Berlin 1872; vom Gewerblichen Fragenbuche erschien Heft IV, Fragen für Bauhandwerker von Gunzenhausen, Gera 1878) und Geschichte der Technologie (München 1872). Von den weniger umfangreichen Arbeiten erwähnen wir seine zahlreichen Beiträge zu Prechtl's Technologischer Encyklopädie, von welcher er fünf Supplementbände redigirte, zu Hülße's Maschinen-Encyklopädie, zu Ersch und Gruber's Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, sowie seine Abhandlungen in den Jahrbüchern des Polytechnischen Instituts in Wien, in den Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover, die er von 1834 bis 1857 redigirte, in Dingler's Polytechnischem Journal, in der Deutschen Vierteljahrsschrift, Gegenwart, Unsere Zeit. Auch die mit Volz herausgegebenen Polytechnischen Mittheilungen (3 Bde., Tübingen 1844—1846) enthalten werthvolle Arbeiten von ihm. *(W. H. Uhland.)*

KARMATEN (oder Karmatier, auch Batiniten, d. h. Sekte des innern Wissens) heißen diejenigen Anhänger der mohammedanischen Sekte der Ismaeliten (s. d.) welche von Hamdân ibn el Asch'ath mit dem Beinamen Karmat, dessen ursprüngliche Bedeutung unsicher ist, ausgingen. Er lebte in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. unserer Zeitrechnung in der Gegend von Kufa und wurde um das Jahr 875 von Emissären des Ismaeliten Abdallah ibn Achmed (in Salamîja in Syrien) bekehrt, welche im Interesse des Aliden Mohammed ibn Isma'îl, beziehungsweise seiner Nachkommen wirkten. Mit ihm zusammen traten der Sekte bei sein Schwager Abdan, unter dessen Namen eine Anzahl von Parteischriften gehen (deren Authentie zum Theil aber den Mohammedanern selbst verdächtig ist) und Zakanîja ibn Mahrûja. Die Anfänge der Bewegung sind in Dunkel gehüllt, doch steht fest, daß unter den Genannten selbst Zerwürfnisse entstanden, infolge dessen Karmat und Abdan zurücktraten und auch Zakanîja sich eine Zeit lang zu verbergen für gut hielt, während seine drei Söhne Jahja, Husein und Ali nach Syrien gingen und dort im J. 902 einen Aufstand erregten. Zwar wurde Jahja schon 903 bei der von ihm begonnenen Belagerung von Damaskus getödtet, aber dem Husein, der nach ihm den Befehl übernahm, gelang es, mehrere der bedeutendsten

Städte Syriens zu plündern; und als auch er bereits 903 von den Truppen des Chalifen Muktafi bei Hamath geschlagen und 904 in Bagdad grausam hingerichtet war, wagte Ali 906 eine neue Erhebung, die indeß mit einem eiligen Rückzuge nach Jemen endete. Dort war schon seit etwa 882 durch ismaelitische Emissäre eifrig gewühlt worden, und ein Aufstand war ausgebrochen, der bei Ankunft Ali's den Empörern sogar die Hauptstadt San'â bereits in die Hände geliefert hatte; doch erhob sich bald die Bevölkerung und vertrieb die Aufrührer. Schon vorher war aber von Jemen die ismaelitische Propaganda durch Sendboten nach Afrika zu den Berbern fortgepflanzt worden, wo sie mit großer Schnelligkeit um sich griff und den Sturz der Aghlabiden und das Emporkommen des als Nachkommen von Mohammed ibn Ismâ'îl sich ausgebenden Obeidallah, des Stammvaters der Fatimiden-Chalifen (s. d.) von Aegypten, bewirkte. — Ein neuer Aufstand in Syrien unter Abu Gharim, der ebenfalls noch in das J. 906 fällt, wurde wieder rasch unterdrückt; aber gleich darauf tauchten die hier zahlreich entronnenen Karmaten am Euphrat plündernd und mordend wieder auf, bedrohten Kufa und überfielen die aus Mekka zurückkehrende Pilgerkarawane; erst Ende 906 oder Anfang 907 wurden sie in der Nähe von Kadesia geschlagen und Zakaníja getödtet. Waren aber die bisher erwähnten Aufstände mehr vorübergehende Zuckungen, so hatten sich inzwischen in Bahrein und den angrenzenden Gebieten des innern Arabiens die Karmaten dauernd festgesetzt. Hier war im J. 894 ein Missionar aufgetaucht, der sich für den Gesandten des Mahdi (d. h. des noch in der Verborgenheit lebenden, bald aber zum endlichen Siege die Führung übernehmenden Imams) ausgab und die Bevölkerung zum Aufstand vermochte. Von da an ist Bahrein mit seiner Hauptstadt Hadschar die Burg der Karmaten, aus welcher sie nach Arabien wie nach Mesopotamien hinein eine Reihe von furchtbaren Kriegs- und Raubzügen richten. Besonders unter Abu Tahir Suleiman, der 914 oder 918 die Führung übernahm, waren sie der Schrecken jener Länder. Begünstigt durch den Verfall des Chalifats unter dem unfähigen Muktadir und die oft rettungslose Verwirrung, die in Bagdad herrschte, plünderten sie zweimal Basra (920, 923), die Mekkakaravane (924), Kufa (926), schlugen die ihnen endlich entgegengesandte Armee und bedrohten selbst die Hauptstadt (927), indem sie sich in dieser Zeit als Anhänger des Fatimiden Obeidallah (s. ob.) bekannten. Im J. 930 überfielen sie die heilige Stadt Mekka selbst, plünderten die Kaaba und nahmen den schwarzen Stein weg, den sie erst 951 auf Drängen des Obeidallah zurücksandten (s. Kaaba). Kurz nachher beginnt ihre Macht durch innere Spaltungen abzunehmen, doch greifen sie noch 971 wirksam in die Geschichte ein, indem sie mit dem Chalifen von Bagdad sich gegen die Fatimiden verbünden und diesen Syrien entreißen helfen; kurz nachher verbündeten sie sich freilich wieder mit dieser ihnen ja nahe stehenden Dynastie gegen Zahlung eines Tributs. Noch 985 erscheinen sie wieder einmal als Herren in Kufa; aber von da ab treten sie allmählich zurück, obwol sie als Sekte in Bahrein bis auf den heutigen Tag nicht erloschen sind.

Der Grundzug in der karmatischen Bewegung ist, wie von Kremer bemerkt, nicht nur ein religiöser, schiitischer, sondern auch ein demokratischer, und Dozy vergleicht sie daher mit den deutschen Bauernkriegen und den französischen Jacquerien (s. von Kremer, Gesch. d. herrsch. Jd. d. Jsl. S. 198. 387). Die Lust an Krieg und Raub, die den Beduinen eigen ist, führte denn auch große Scharen der letzteren als vorübergehende Bundesgenossen den Karmaten zu. Daß diese unter solchen Umständen durch Grausamkeit und Beutelust der Schrecken des halben Reiches waren, begreift sich; doch haben gerade deswegen die mohammedanischen Schriftsteller gewiß vielfach ins Schwarze gemalt.

Vgl. Weil, Geschichte der Chalifen II, 498 fg. (die Einzelstellen im Index Bd. 3); außer den dort und hier oben citirten Quellen siehe noch Fihrist S. 186 fg. und die Anmerkungen Flügel's dazu; Dozy, Het Islamisme S. 177 fg.; Wolff, Die Drusen und ihre Vorläufer S. 107 fg.; M. J. de Goeje, Mémoire sur les Carmates du Bahraïn (Leyden 1862). *(August Müller.)*

KARMEL (hebr. Karmel, d. i. Baumgarten, Fruchtland) heißt im Alten Testament erstens der ca. fünf Stunden lange Gebirgsrücken, welcher sich in der Richtung von Süd Ost nach Nord-West, südlich vom Bache Kison, dem heutigen Nahr Mukatta, hinzieht und schließlich in ziemlich steilem Absturze zum Mittelländischen Meer ein Vorgebirge bildet (bei Plinius, H. N. 5,7 promontorium Carmelum genannt); durch den Karmel wird somit die Küstenebene des südlichen Palästina von der Niederung abgetrennt, die sich rings um die Bucht von Akka lagert. Bei den Arabern heißt der Karmel Dschebel mâr Eljâs, d. i. Gebirge des heiligen Elias (von dem auf seiner Nordwestspitze liegenden Eliaskloster, s. u.). Die größte Erhebung des Karmel befindet sich nach Section V der großen englischen Karte von 1880 ca. 20 Minuten südlich von dem Dorfe Esfije und beträgt 1810 englische Fuß (= 551 Mt.). Das Hauptgestein des Karmel ist harter Kalk, in welchen Hornstein eingesprengt ist; eine Eigenthümlichkeit des Gebirges ist (besonders auf der Westseite) der Reichthum an Höhlen, deren man im ganzen ca. 2000 zählt. Die Fruchtbarkeit des Karmel, die Pracht seiner Wälder, ist im Alten Testament geradezu sprichwörtlich, vgl. Jes. 35,2 (die Pracht des Karmel und Saron); Jer. 46,18, wo die Herrlichkeit Nebukadnezar's mit der des Karmel verglichen wird; 50,19; Amos 9,3, wo der Karmelwald als Bild des dichtesten Versteckes genannt ist; Hoheslied 7,6. Dem entspricht, daß anderwärts (Jes. 33,9; Amos 1,2; Nah. 1,4) die Verödung sogar des Karmel als der äußerste Grad der Verwüstung des Landes angedroht wird. Noch heute ist die Vegetation des Karmel, dank dem fortdauernden Wasserreichthume, eine sehr ansehnliche. In den niedern Lagen gedeiht der Lorbeer und Oelbaum, während der Gipfel des Gebirges zum Theil noch mit Fichten und Steineichen bedeckt ist, zum Theil reiche Weide bietet.

Was die geschichtlichen Erinnerungen anbelangt, die

sich an den Karmel knüpfen, so wird derselbe zuerst Jos. 19, 26 als die Westgrenze des Stammes Asser genannt. Nach 1 Kön. 18, 19 fg. versammelte der Prophet Elias (im 9. Jahrh. v. Chr.) alles Volk von Israel auf dem Karmel, stellte daselbst den von den Baalsverehrern zerstörten Altar Jahwe's (Jehova's) wieder her und bewirkte durch ein Gottesgericht den Sieg der Jahwereligion und demgemäß die Ausrottung der Baalspriester. Nach 2 Kön. 2, 25 und 4, 25 hatte auch der Prophet Elisa zeitweilig an oder auf dem Karmel seinen Wohnsitz. Die Erwähnung des Altars 1 Kön. 18, 30 deutet übrigens darauf, daß der Karmel nicht erst der Erinnerung an Elias und Elisa seine Heiligkeit verdankte. Fraglich ist dagegen, ob in der Stelle Micha 7, 14 ein Beleg für die besondere Heiligkeit des Karmel als eines Sitzes Gottes zu erblicken ist. Dies wäre der Fall, wenn dort zu übersetzen wäre: „Der du (Gott) einsam wohnest im Walde inmitten des Karmel." Ohne Zweifel richtiger ist jedoch die Fassung: „Weide den einsam im Walde (d. h. im Exil) wohnenden (Israel) inmitten des Fruchtgefildes." Dagegen findet sich ein merkwürdiges Zeugniß für die fortdauernde Heiligkeit des Karmel bei Tacitus (Hist. II, 78). Derselbe berichtet: „Es liegt zwischen Judäa und Syrien der Karmel (Carmelus); so nennen sie den Berg und den Gott." Diesem wurde nach alter Ueberlieferung weder ein Bild noch ein Tempel errichtet, sondern nur an einem Altare verehrte man ihn (eine Aufgabe, die ohne Zweifel auf einer von den Heiden nicht verstandenen Erinnerung an den bildlosen Cultus des Gottes Israels beruht). Jener Altar nun, der wol auf dem Vorgebirge stand, diente zugleich als Orakelstätte und hier habe der Priester Basilides dem Vespasian (70 n. Chr.) nach einem Opfer desselben prophezeiht, es würden ihm, was er auch unternehme, ein hoher Sitz, weiteste Grenzen und zahlreiche Menschen verliehen werden (in ähnlicher Fassung gedenkt dieses Orakels auch Sueton im Leben Vespasian's Cap. 5). Seit dem Ende des ersten christlichen Jahrhunderts boten die Schluchten und Höhlen des Karmel zahlreichen christlichen Einsiedlern, allmählich ganzen Vereinen von solchen einen Zufluchtsort. Dagegen hat sich ein besonderer Mönchsorden der Karmeliter (s. d.) erst um 1156 durch den Kreuzfahrer Berthold aus Calabrien gebildet; das älteste Kloster soll 1180 in den Felsen des Vorgebirges Karmel eingehauen worden sein. Auch als der Orden (1238) nach Europa übergesiedelt war, behauptete das Kloster am Karmel seine Heiligkeit, zumal die Verehrung des Propheten Elias und seiner Grotte auch von den Mohammedanern getheilt wird. Dieses hinderte indeß nicht wiederholte blutige Verfolgungen der Mönche seit den Kreuzzügen; so 1291, 1653 (wo sogar die Kirche in eine Moschee verwandelt wurde) und 1775. Im J. 1799 verwandelte Napoleon das Kloster während der Belagerung von Akka in ein Pestspital; 1821 wurde es sammt der Kirche von Abdallah, dem Pascha von Akka, total zerstört, angeblich um eine Unterstützung der aufständischen Griechen durch die Karmeliter zu verhüten. Aber bald gelang es der unermüdlichen Energie des Mönches Giovanni Battista aus Frascati, im Abendlande so viel Geld zusammenzubetteln, daß 1828 der Bau des jetzigen prächtigen Klosters beginnen konnte. Dasselbe erhebt sich mit seiner in modernem italienischem Stile erbauten Kirche nahe der Spitze des Vorgebirges 169 Mt. über dem Meere und enthält in seinen hohen und schönen Räumen auch zahlreiche Fremdenzimmer. Die altheilige Grotte des Elias befindet sich gegenwärtig unter dem Hochaltare der Kirche (vgl. zu dem Vorstehenden besonders A. Socin in Bädeker's Palästina und Syrien, 2. Auflage, Leipzig 1880, S. 244 fg.). Die überaus prachtvolle Aussicht von der Terrasse des Klosters ist auch dem Schreiber dieses noch in lebhafter Erinnerung. *(E. Kautsch.)*

KARMEL Stadt im Stamme Juda (vgl. Jos. 15, 55; 1 Sam. 15, 12) bekannt als Wohnsitz des reichen Nabal, dessen Weib Abigail nachmals David heirathete (1 Sam. 25, 2 fg.). Erhalten hat sich der Name des Ortes, der noch in den Kreuzzügen erwähnt wird, in der Ruinenstätte el-Kurmul, welche auf der großen englischen Karte 11½ Kilom. südlich von Hebron verzeichnet ist. *(E. Kautzsch.)*

KARMELITER und KARMELITERINNEN[1]), religiöse Orden (Congregationen) der römisch-katholischen Kirche. — Ueber die Anfänge und ersten Entwicklungsstadien des Karmeliterordens sind von Mitgliedern desselben in zahlreichen, zum Theil dickleibigen Aufzeichnungen allerhand Nachrichten, unter ihnen viele offenbare Fabeln, verbreitet, welche den Zweck haben, den Ursprung so weit wie möglich in die älteste Zeit zurückzudatiren, ja den Propheten Elias selbst, welcher sich nach dem Alten Testamente eine Zeit lang auf dem Berge Karmel in Syrien aufgehalten hat, zum Stifter zu machen.[2]) Es ist wahrscheinlich, daß daselbst, vielleicht seit dem 4. Jahrhundert n. Chr., sich christliche Eremiten ansiedelten, zu denen sich später Pilger aus dem Abendlande gesellten. Nicht Almerich aus Calabrien um 1121 oder ein anderer, sondern Berthold aus Calabrien, welcher mit Wallfahrern oder Kreuzfahrern dahin gekommen sein mag, sammelte vor dem Jahre 1185, in welchem er noch daselbst gesehen worden ist, etwa um 1156[3]), die Einsiedler auf dem Karmel, resp. eine Anzahl derselben zu einer mönchsartigen Gemeinschaft (coenobium), wie es scheint, nach dem Vorbilde der Karthäuser von Calabrien. Auf Ansuchen des zweiten Vorstehers, Brocard's, ertheilte der zuständige Patriarch, Albrecht von Jerusalem, 1209 dem Orden, welchem sich von jetzt ab auch Laienbrüder zugesellten, die Bestätigung seiner Statuten, wonach er sich zum Wohnen in einzelnen Zellen, zur Errichtung eines gemeinsamen Bethauses, zu bestimmten Gebeten, zu Handarbeiten, zum Fasten, zum Schweigen, zum Gehorsam, zur Armuth u. s. w. verpflichtete. Papst Honorius III. bestätigte 1224 seinerseits diese Satzungen.

---

1) Es ist auch üblich, Carmeliter und Carmeliterinnen zu schreiben. 2) Hiergegen ist die geschichtliche Wahrheit besonders durch Papebroch in den Acta Sanctorum April. T. I, p. 774 seq. und in einigen Streitschriften dargethan worden. 3) Nach K. Hase, Kirchengeschichte, 8. Aufl. (1858), S. 247.

Als die Herrschaft der Mohammedaner durch ihre Bedrückung die Früchte der ersten Kreuzzüge immer mehr verkümmerte, verließen die meisten Karmeliter nach Ablauf des durch Kaiser Friedrich II. mit den Sarazenen geschlossenen Waffenstillstandes ihre ursprüngliche Heimstätte, indem sie sich theils nach Cypern 1238, gleichzeitig nach Sicilien, 1240 nach England, 1244 nach Südfrankreich[4]), bald auch nach Deutschland wandten. Einen sehr fruchtbaren Boden fanden sie in Frankreich, wo ihnen Ludwig der Heilige 1259 zu Paris ein Kloster errichtete, noch mehr in England, wo der Orden 1244 zu Aylesford sein erstes Generalkapitel hielt und Simon Stock zum Vorsteher wählte, unter welchem er sich sehr stark ausbreitete. Im J. 1247 gestand Papst Innocenz IV. den Karmelitern mehrere, zum Theil mildernde Aenderungen zu, und ertheilte ihnen im wesentlichen die Privilegien der Bettelorden.[5]) Hatten sie vorher schwarz- und weißgestreifte Mäntel getragen — nach dem Vorbilde des Mantels, welchen Elias mit dunkeln Brandflecken vom feurigen Wagen habe herabfallen lassen — so nahmen sie jetzt gleich den Dominikanern einen schwarzen Rock und einen weißen Mantel an. Aber sie wollten sich im Auge des Volkes vor den Dominikanern und Franziskanern durch ein besonderes Kleidungsstück auszeichnen. Ein solches, so hieß es, sei ihrem Vorsteher Simon Stock, welcher 1265 starb, durch die Jungfrau Maria vom Himmel gebracht worden, und zwar mit der Weisung und Wirkung, daß, wer es trüge oder darin stürbe, sicher selig werde, indem die Jungfrau ihn und jeden aus dem Fegfeuer hole.[6]) Dies ist das vielberufene Skapulier, aus zwei grauen Tuchstreifen bestehend, welche man über Rücken und Brust trug und über den Schultern befestigte. Dasselbe kam aber nachweislich erst 1287 in Gebrauch, kann also nicht von Simon Stock herrühren. Indeß wirkte es bei dem abergläubischen Volke sehr nachhaltig; es entstand eine Skapulierbrüderschaft, durch welche sich sehr viele Laien ohne strenges Gelübde dem Orden affiliirten. In wachsender Selbstüberhebung und Eifersucht den Dominikanern und Franziskanern gegenüber bestritten sie jenen die Erfindung des Rosenkranzes und stellten diesen als Gegengewicht für die Portiuncula-Kirche ihr Haus der Heiligen Jungfrau zu Loretto an die Seite. Weil sie vorgaben, in der Liebe zu Maria alle andern Congregationen zu übertreffen, nannten sie sich mit Genehmigung des Papstes Honorius IV. (1285 bis 1287) Brüder unserer Lieben Frau, wodurch sie sich bei den andern Orden viel Misgunst und Haß zuzogen.[7])

Zwar suchte der Orden etwa seit 1260 mehr und mehr die Gemeinschaft mit den Dominikanern zu meiden, um sich von dem odium der Inquisition fern zu halten; aber auch einer von seinen Provinzialen in England, Thomas Waldenus, übernahm später das Amt eines Inquisitors, als welcher er den König Heinrich V. (1413—1422) mit öffentlichem Tadel belegte. Der 7. General Nikolaus Gallus trat mit bittern Klagen über den großen Sittenverfall seiner Ordensgenossen auf und legte 1270, da er nichts dagegen vermochte, sein Amt nieder.[8]) Nachdem 1274 das Concil von Lyon mit Zustimmung des Papstes Gregor X. eine große Anzahl von Bettelorden unterdrückt hatte, gab es deren im wesentlichen nur noch vier, nämlich die zwei größeren der Minoriten (Franziskaner und resp. Kapuziner) und der Prädicatoren (Dominikaner) und die zwei kleineren der Karmeliter und Augustiner.[9]) — Die durch beiderseitige Privilegiumssucht genährte Feindschaft veranlaßte den englischen Dominikaner Johann Stokes, in seinen Determinationes contra Carmelitas und andern Schriften um das Jahr 1370 heftige Angriffe gegen die Karmeliter zu richten, weil diese das auch von den Dominikanern beanspruchte Vorrecht haben wollten, Fratres B. Mariae (oder Deiparae) zu heißen; gegen ihn trat der Karmeliter Johann Horneby in einer Erwiderung auf.[10]) Im J. 1374 ertheilte Papst Urban VI. den Karmelitern für eine ihm gezahlte Geldsumme das Privilegium, daß jeder, welcher sie als Fratres B. M. V. bezeichnen würde, für jeden einzelnen Fall eine dreijährige Indulgenz durch sie erhalten sollte.[11]) Papst Johann XXIII. (1410—1417) nahm den Orden in das jus und in die proprietas St. Petri auf und entzog sie so dem dominium der Bischöfe.

Bereits im 14., noch mehr im 15. Jahrhundert, besonders unter dem Einflusse der Kirchenspaltung, riß, wie bei den übrigen Congregationen, so auch bei den Karmelitern ein starker Verfall der Zucht und eine Zertheilung in verschiedene Observanzen ein. Viele ihrer Ordensleute suchten das alte Eremitenthum wiederherzustellen und erklärten sich für die graue oder braune Farbe an Stelle der schwarzen. Thomas Connecte, welcher als Bußprediger in den Niederlanden und in Frankreich umherzog, gewann kurz vor 1433, wo er in Rom verbrannt wurde, drei Karmeliter-Klöster in Wallis, Toscana und Mantua für seine Reorganisation. Dadurch entstand als eine besondere Congregation die von Mantua, welche bald sich ansehnlich verstärkte und durch Papst Eugenius IV. für unabhängig vom Ordensregiment erklärt wurde.[12]) Derselbe Papst gestattete 1431 oder 1432 dem ganzen Orden mit Ausschluß der Mantuaner einige Milderungen in seinen Regeln,[13]) um die verschiedenen Zweige wieder zu einigen.[14]) Durch Papst Nikolaus V. (1447—1455) wurde ihm erlaubt, in allen seinen Stationen sich Sorores virgines zu affiliiren.[15]) Eine all-

4) Albr. Vogel, in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 7. Bd. (1857), S. 411. 5) Nach K. Hase, K. G. (8. Aufl., 1858), S. 327 im J. 1245, laut des Bullarium Carmelitarum (Rom 1715 fg.), P. I, p. 45 sq. 6) Vgl. Lanoy, Dissertat. de Sim. Stochii viso (Paris 1653), in seinen Opp. T. II, p. 2. 7) A. Vogel, bei Herzog, S. 411. 412.

8) R. Hospinian, De Monachis (2. Aufl., Zürich), p. 193, nach Baläus, Centuriae IV, cap. 42. 9) Ebenda S. 186. 10) Ebenda, nach Baläus, Centuriae VI, cap. 50. 11) Ebenda S. 193. 12) A. Vogel, bei Herzog, S. 412. 13) Nach andern Angaben z. B. den früher untersagten Fleischgenuß. 14) A. Vogel, bei Herzog, S. 412. 15) Baläus, Vita Nic. V, in der Centur. IV, append. ad cap. III, bei Hospinian S. 195.

gemeine Reform im Sinne der Zucht- und Sittenstrenge nahm 1462 der Ordensgeneral Soreth in die Hand, wofür man ihn 1471 in Nantes vergiftete, nachdem er 1452 besondere Klöster für Karmeliterinnen gestiftet hatte. Im J. 1476 errichtete Papst Sixtus IV. die Tertiarier des Ordens, welchen 1650 eine besondere Regel und um 1678 eine Reform derselben gegeben wurde.[16]) Außerdem bestand, schon im 15. Jahrhundert, eine große Anzahl anderer Denominationen, bei welchen man im allgemeinen die mit strengeren und die mit laxeren Regeln unterscheiden kann, auch für die Nonnenklöster des Ordens.

Eine neue Bewegung kam in den Orden durch die heilige Theresia. Am 12. März 1515 ihren Aeltern Haumade (Vater) und Cepeda (Mutter) zu Avila in Castilien geboren, schwärmte sie bereits als Kind für Märtyrerthum und Einsiedlerwesen, wurde 1531 einem Kloster in ihrem Geburtsorte übergeben und trat 1536 in das Karmeliterkloster zur Menschwerdung des Sohnes Gottes ein. Als sie in demselben unter Selbstpeinigungen und Visionen erkrankt war, verließ sie das Kloster und fiel in das Extrem der Verabscheuung ihrer bisherigen exaltirten Askese. Aber ein Dominikaner, ein Jesuit (Franz Borgia) und ein Franziskaner (Peter von Alcantara) wußten sie für neue excentrische Kasteiungen zu gewinnen und erklärten sie zu einer Fürstin der Büßer und Büßerinnen. Von jetzt ab Theresia von Jesu genannt, begann sie Zufluchts- und Exercitien-Stätten der Reue und der Weltentsagung mit äußerst harter Zucht zu errichten. Ihre Anhänger erschienen vor dem Volke barfuß und suchten die innere Auszeichnung in einer Selbstdemüthigung, welche sich bis zur wahnsinnigen Vernichtung des Verstandes, des Willens und selbst der Ehre steigerte. Da die meisten Mitglieder ihres Klosters diesen Forderungen widerstrebten, gründete sie in Avila, und zwar für Karmeliterinnen, ein neues Ordenshaus, welches ihr 1563 von Papst Pius IV. bestätigt ward. In der Folge entstanden mehrere andere derartige Klöster der Theresianerinnen[17]), sämmtlich mit Barfüßerinnen besetzt, 1593 von den Observanten unabhängig gemacht.

Indem nun Theresia daranging, auch die Karmelitermönche in ähnlichem Sinne zu reformiren, fand sie besonders an Johann de Yepes einen eifrigen Mithelfer. Dieser den theologischen Studien mit großer Liebe ergebene Mann ließ sich 1562 in das Karmeliterkloster zu Medina del Campo aufnehmen, wo er von jetzt ab Johann von St.-Matthias hieß, aber die Zucht nicht streng, besonders nicht einsam genug fand. Als er um 1568 die persönliche Bekanntschaft der Theresia gemacht hatte, welche ihn mit Begeisterung für ihre Observanz erfüllte, gewann er, von jetzt ab als Johann vom Kreuze, eine ansehnliche Zahl seiner Ordensbrüder für die Reform, besetzte, ordnete und leitete die ersten ihr gemäß eingerichteten Klöster, deren Insassen als Barfüßer oder unbeschuhte Karmeliter (Carmelitae excalceati oder discalceati) einhergingen, und zwar in Durvelle, Pastrane und Alcala. Das zuletzt genannte trat später an die Spitze der neu organisirten Häuser; ihm gehörte als Mönch auch die 1577 gestorbene Katharina von Cardone an.[18]) Da Johann vom Kreuze in seiner rigorosen Zucht fortfuhr, trafen ihn viele und schwere Anfeindungen von seiten seiner eigenen Ordensgenossen wie von seiten der andern, nach milderen Regeln lebenden Karmeliter. Aus einer Kerkerhaft befreite ihn Theresia, welche bald darauf 1582 in Alba bei Burgos starb. Es ergingen jetzt über ihn neue Mishandlungen und Peinigungen, welche 1591 seinen Tod herbeiführten. Beide, Johann wie Theresia, besonders diese, haben in ihrer bis zur krankhaften Gestalt gesteigerten Mystik und Askese den männlichen und weiblichen Barfüßern aus Haß gegen die deutsche Reformation nicht blos einen tiefen Fanatismus eingeflößt, sondern auch einen auf dem Standpunkte des Klosterwesens hohen Aufschwung gegeben.[19]) Die Schriften der Theresia, von denen besonders die Burg der Seele und Von dem Wege der Vollkommenheit zu nennen sind, hat Gallus Schwab in 5 Bänden herausgegeben[20]); ebenso diejenigen des Johann vom Kreuze.[21])

Da die Zahl der Niederlassungen für die unbeschuhten Karmeliter und ihrer Mitglieder, denen 1593 ein eigener General zugestanden wurde, sich sehr bald stark mehrte, so trennten sie sich nun 1600 in zwei Congregationen mit je einem General, in die von Spanien und in die von Italien oder vom heiligen Elias, zu welcher alle Provinzen mit Ausnahme Spaniens gehörten. Es existiren demnach von jetzt ab vier Generale, nämlich außer den zweien für die eben genannten Congregationen derjenige für die Karmeliter von der gemilderten Regel oder für die Observanten und der eximirte Generalvicar der Mantuaner-Congregation.[22]) — Je mehr der Orden an äußerer Ausbreitung gewann, desto höher stieg sein anspruchsvoller Uebermuth und seine erfinderische Einbildungskraft. Die Karmeliter waren nach ihrer Meinung nicht blos der echte Typus aller Mönche und darum berufen, über sie zu herrschen, sondern auch der Quell, aus welchem sämmtliche Orden hervorgegangen wären; zum Beweise verfaßten sie zahlreiche Schriften, in welchen eine ununterbrochene Reihe ihrer Generale bis zurück auf Elias construirt wurde. Hatten sie durch dieses Treiben früher besonders die Dominikaner gegen sich aufgebracht, so geriethen sie jetzt in Streit mit dem Jesuitenorden, welcher sie, wie schon oben berührt, durch die literarisch-historische Kritik Papebroch's scharf züchtigte. Diese ärgerliche gegenseitige Polemik, welcher Papst Innocenz XII. 1698 Schweigen gebot, brachte übrigens den wissenschaftlichen Gewinn, daß die Geschichte des Mönchswesens und des Anachoretenthums in einer bis zum Alten Testament retrospectiven Erörterung vollständiger, gründlicher und sicherer, als es bisher geschehen, dargelegt wurde.[23]) — Im 18. Jahrhundert hatten die unbeschuhten italienischen Karmeliter die hohe Zahl von 17 Provinzen und zwar in Italien, Frankreich, Deutsch-

16) A. Vogel, bei Herzog, S. 412. 17) Ebenda S. 413.

18) Ebenda S. 413. 19) Ebenda S. 413. 414. 20) Sulzbach 1831 fg. 21) Um dieselbe Zeit. 22) A. Vogel, bei Herzog, S. 414. 23) Ebenda S. 414.

land, Flandern, Polen und Asien, wobei sie namentlich in Frankreich eine sehr einflußreiche Rolle spielten. Hier traten in das pariser Kloster der Karmeliterinnen von der Rue St.-Jacques, wo in der Folge auch viele andere hochgestellte Novizen den Schleier nahmen, nicht blos die Tochter des Königs Ludwig XV. ein, sondern auch die Herzogin de la Vallière, nachdem sie von Ludwig XIV. verstoßen worden war, um durch die daselbst waltende sehr strenge Zucht ihre Sünden abzubüßen.[24])

Von den gewaltigen religiös-kirchlichen, politischen, socialen Katastrophen, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ihren Ausdruck besonders in der großen Französischen Revolution gefunden haben[25]), sind die Karmeliter und die Karmeliterinnen um so schwerer betroffen worden, als sie, im Zusammenhange mit ihrer vorwiegend contemplativen Richtung, mehr als andere Orden durch den weltverachtenden und religiös fanatischen Sinn sich in Opposition zu den auftauchenden Zeitmächten stellten. Zahlreich wurden ihre Klöster entweder ganz aufgehoben oder an der Aufnahme von Novizen gehindert. — Nachdem das alte Hauptkloster auf dem Karmel schon vorher wiederholt zerstört worden war, erfuhr es dasselbe Schicksal von neuem im Jahre 1798 nach dem Abzuge der Franzosen. Seine Wiederherstellung erlebte es durch den Bruder Johann Baptist, welcher seit 1825 mehrere Jahre hindurch in drei Erdtheilen und seit 1844 wiederum in Europa zur Sammlung milder Gaben umherreiste. — In Italien brachte das nach und nach auf alle annectirten Länder angewendete Siccardische Klosteraufhebungsgesetz von 1855, welches die wesentlich mit Predigt, Unterricht und Krankenpflege beschäftigten Orden bestehen ließ, den beschuhten wie unbeschuhten Karmelitern die Unterdrückung, welche indeß nicht sofort überall factisch durchgeführt wurde. Großen Skandal erregte in Rom 1872 ein Karmelitermönch dadurch, daß er bei einer Beichte in der Kirche San-Giovanni in Laterano die schöne Tochter einer adeligen spanischen Familie verführte. — In Frankreich erstanden seit der politischen Restauration, namentlich durch die Duldsamkeit und Gunst Napoleon's III., viele der aufgehobenen Klöster wieder, unter ihnen mehrere vom Karmeliterorden. Diesem gehörte Charles Loyson mit dem Klosternamen des Paters Hyacinthe an, welcher am 22. Sept. 1869 sein Kloster in Passy bei Paris mit einem seinem General in Rom übersandten Proteste gegen die ultramontane, hyperorthodoxe Richtung in der katholischen Kirche, besonders gegen die päpstliche Infallibilität verließ, mit der großen Excommunication sowie allen andern Censuren belegt, eine freie kirchliche Vereinigung zu bilden suchte und sich in London 1872 civiliter trauen ließ. Er strebt in etwas unbestimmter Weise eine Vereinigung zwischen Glauben und Wissenschaft an. Die Decrete vom 29. März 1880 gegen die bestehenden Congregationen, auch gegen die in den letzten Jahrzehnten ungemein zahlreich gewordenen weiblichen, bezogen sich auch auf die Karmeliterklöster. Alle Klöster, welche bestehen bleiben wollten, sollten die Ermächtigung hierzu nachsuchen. Die meisten thaten dies nicht und so wurden mehrere derselben durch die Polizei gewaltsam geschlossen, unter ihnen das Kloster der Karmeliter zu Agen am 16. Oct. 1880, sowie am 20. Oct. desselben Jahres das zu Rennes bestehende.

Unter seinen Scharen von Mönchen und Nonnen weist Belgien seit 1830 auch Karmeliter und Karmeliterinnen auf, z. B. in der Stadt Gent. Holland besaß 1853 nur je ein Karmeliter- und ein Karmeliterinnen-Kloster und zwar im Bisthume Herzogenbusch.[26]) — Ein uns vorliegendes Verzeichniß[27]) der Klosterniederlassungen in England, Wales und Schottland, mit welchen die Reformation des 16. Jahrhunderts hier wie in Schweden, Dänemark und Norwegen gründlich aufgeräumt hatte, führt weder Karmeliter noch Karmeliterinnen auf. — Für Spanien hat die Umwälzung seit den dreißiger Jahren die Religiosen der einzelnen Orden entweder ganz exmittirt oder auf ein Minimum reducirt, namentlich durch das Verbot der Aufnahme von Novizen. Als unter der Begünstigung der Königin Isabella am 21. Febr. 1850 in das Karmeliterinnenkloster zu Madrid drei Novizen eintraten, entstand bei den Liberalen ein gewaltiges Aufsehen. Noch gründlicher als Spanien hat seit dem 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Portugal alle Mönche und Nonnen beseitigt; seitdem findet sich hier weder ein Karmeliter- noch ein Karmeliterinnenkloster. — Auch in den ehemaligen spanischen und portugiesischen Provinzen von Amerika haben, und zwar bereits seit der Losreißung in den zwanziger Jahren mit Ausnahme Mexicos, alle Congregationen, somit noch die der nicht zahlreichen Karmeliter und Karmeliterinnen, starke Einbußen erlitten. Aus Brasilien kennen wir das auch (1866) bestehende Karmeliterkloster in der Stadt Santos, aus Peru das durch seine vorzüglichen Pfannkuchen bemerkenswerthe Karmeliterinnenkloster in der Stadt Arequipa[28]), in Mexico, wo seit den funfziger Jahren durch den Präsidenten Juarez eine schwere Heimsuchung über einen großen Theil der Klöster kam, aus dem Jahre 1842 neben 68 Franziskaner-, 25 Dominikaner-, 22 Augustinerklöstern und anderen 16 Karmeliterklöster.[29])

Nahm in Preußen, besonders am Rhein, seit 1850 das Klosterwesen, und zwar das ohne Clausur wirkende, vorzugsweise für die praktischen Aufgaben der Krankenpflege, des Unterrichtes, der Predigt, der Mission, einen bedeutenden Aufschwung, so hatten hieran die Niederlassungen der Karmeliter und Karmeliterinnen vermöge ihres auf sich selbst zurückgezogenen Wesens nur einen mäßigen Antheil. Aus dem Jahre 1858 ist uns besonders ein Kloster der „Karmelitessen" in Köln bekannt. In der Erzdiöcese Posen-Gnesen befand sich 1878 unter den 21 — meist weiblichen — Klöstern auch ein „Bettelkloster" der Barfüßer-Karmeliterinnen mit 10 Schwestern,

24) Ebenda S. 415. 25) S. den Art. Kapuziner in dieser Encyklopädie.

26) Sion 1853, Nr. 60. 27) Vom Abbé Aubert im pariser Ami de la Religion von 1850. 28) Globus von 1863, Nr. 8. 29) Calderon de la Barca, Life in Mexico (Boston 1843).

und zwar in der Stadt Posen. In dasselbe traten am Ende des genannten Jahres Fräulein Anna von Kalkstein und Fräulein von Bracza, jene mit einer Mitgift von 35,000, diese mit einer solchen von 20,000 Thalern, als Novizen ein. — Baiern weist in neuester Zeit z. B. in Würzburg ein Kloster der Karmeliter auf, und zwar mit so strengen Regeln und so harten Bußen, daß um 1856 mehrere Beichtkinder dieser sogenannten „Neuerer“ in ein Irrenhaus gebracht werden mußten.[30]) — Auch Oesterreich-Ungarn ist nicht reich an Klöstern des männlichen wie weiblichen Karmeliterordens; an Nonnenklöstern zählte man 1852 nur vier[31]), von denen 1855 eins mit 15 Chorfrauen, 2 Novizen und 3 Laienschwestern auf Böhmen kam. Gegen den 1857 vom Erzbischof-Primas in Pest errichteten Convent der Karmelitermönche trat am 9. Febr. 1861 ebenda eine sehr erregte Bürgerversammlung auf, welche den Erzbischof ersuchte, diese Mönche aus der Stadt wieder zu entfernen, weil sie, besonders in gemischten Ehen, den confessionellen Frieden gestört hätten. Zu noch heftigeren Scenen kam es am 23. und 24. Juli 1869 in Krakau, wo Volksmassen mit zerstörender Wuth gegen das dortige Kloster der Karmeliter-Barfüßerinnen einschritten, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, die Nonne Ubryk sei wegen Ungehorsams oder Fluchtversuches oder eines ähnlichen Grundes durch die Oberin von Wenzyk und ihre Stellvertreterin grausam mishandelt worden. Nach deren und des Karmeliterpriors Kozubski zu Czerna Verhaftung am 27. Juli stellte sich heraus, daß die Ubryk halb wahnsinnig war und eine strenge Behandlung nothwendig machte. Ihr Zustand war vielleicht durch die in dem Kloster üblichen harten Kasteiungen hervorgerufen worden; die Insassen tractiren sich mit Geiselschlägen, Kreuztragen, Dornenkronen und andern Qualen, um Christo immer ähnlicher zu werden. Noch in demselben Jahre ließ sich die junge verwitwete Fürstin Czartoryska bei ihnen als Nonne einkleiden. Eine amtliche Statistik für ganz Oesterreich-Ungarn aus dem Jahre 1872 führt 9 Karmeliter- und 6 Karmeliterinnen-Klöster auf. In dasselbe Jahr fällt die gerichtliche Verurtheilung des linzer Karmeliterpaters Gabriel Gady wegen eines unkeuschen Attentats auf ein dortiges Mädchen während der Beichte. Sein Bischof Rudigier erklärte ihn für unschuldig und ließ ihn ostentativer Weise wiederholt das Hochamt in der Karmeliterkirche zu Linz celebriren. — Ein kaiserlicher Ukas vom 4. Dec. 1864 erklärte als Strafe für revolutionäre Theilnahme alle Mannsklöster in Polen für aufgehoben; es sollten nur 25 etatsmäßige, unter ihnen eins der Karmeliter, und einige außeretatsmäßige bestehen bleiben. — Für die gesammte Türkei mit Einschluß Bosniens, Serbiens, der Walachei und Moldau, der asiatischen und afrikanischen Gebiete mit Tunis werden im Jahre 1854 nur 26 Karmeliter, und zwar unbeschuhte, angegeben. Sie waren fast ohne Ausnahme Italiener und trieben meist Seelsorge.[32])

30) A. Vogel, bei Herzog, S. 415. 31) Sion (1852), S. 1063. 32) J. von Clesius in der Wiener Kirchenzeitung von 1854.

Die im 13. Jahrhundert wesentlich abgeschlossenen Einrichtungen, Verfassungen, Lebensgewohnheiten, Aufgaben des Ordens mit dem allen, männlichen wie weiblichen, Mitgliedern gemeinsamen Skapulier, den beschuhten oder unbeschuhten Füßen, den Zuchtübungen, der Bethätigung in Seelsorge und Mission u. s. w. bestehen auch jetzt noch fort, und zwar in den 4 Congregationen, deren jede ihren eigenen, unmittelbar dem Papste unterworfenen, in Rom residirenden General hat. Hierher suchte namentlich Pius IX. alle Ordensgenerale zu localisiren. Die von diesem Papste ins Werk gesetzte Visitation, welche nur den durch sie auf die strenge Observanz zurückgeführten Klöstern die Aufnahme von Novizen gestattet und um 1859 meist beendet war, bezog sich auch auf die Karmeliter und hatte außerdem den besondern Zweck, die Mönche und Nonnen mehr als bisher dem Einflusse der Bischöfe und der Generale zu unterwerfen. Im Unterschiede von den unbeschuhten Karmelitern und Karmeliterinnen nennt man die beschuhten meist kurzweg blos Karmeliter.

Nach einer uns für den Anfang des Jahres 1853 vorliegenden Statistik existirten damals — mit Seelsorge und äußerer Mission als Hauptaufgaben — auf der ganzen Erde 1700 beschuhte Karmelitermönche in 40 und 1200 unbeschuhte in 74 Klöstern. Von einem ihrer Patres, dem Karmelitermönche Karl vom heiligen Aloysius in Würzburg[33]), werden den Karmelitermönchen, den beschuhten und den barfüßigen zusammen, für 1861 an Niederlassungen (vielleicht nicht blos an förmlichen festfundirten Klöstern) in Rom 7, im übrigen Italien an 125 Orten 134, in Deutschland, in der Schweiz, in Belgien und Holland 12, in Frankreich (Ende 1860) 12 („Häuser“ mit 200 Mönchen), in Großbritannien und Irland (wol nur in Irland) 8, im östlichen und nordöstlichen Europa (meist in Polen, wo, wie in Italien, die durch die Staatsgewalt unterdrückten wahrscheinlich als nicht unterdrückt mitgezählt werden) 22, in Asien 5, in Amerika 17 („Häuser“) zugewiesen, mithin im ganzen 217, mit 4000 Insassen, wobei aber nicht gesagt ist, ob die Novizen und Laienbrüder eingerechnet sind oder nicht. Der Verfasser bezeichnet diese 4000 als „reformirte Karmeliter“ und führt nicht reformirte gar nicht an.[34]) Nach demselben[35]) besaßen die Karmeliterinnen für den bezeichneten Zeitpunkt in Portugal (wo sie nur heimlich existirt haben können) und Spanien 15 Häuser an 13 Orten, in Rom 6, im übrigen Italien 13, in Frankreich 71 (sic!), in Deutschland, in der Schweiz, in Holland und Belgien 28, in Großbritannien und Irland 15 (von denen die 8 in der Stadt Dublin und ihrer Umgebung 1861 128 Schwestern umfaßten), in Polen 3, in Amerika 8, in Asien 2, mithin zusammen 161. Da ihm zufolge auf die 18 Häuser in Belgien 1860 durch-

33) In dessen vorzugsweise aus dem Annuario Pontificio von 1861 schöpfenden Statist. Jahrbuche (2. Jahrg. 1862) S. 69 fg. 34) Unter der Reform wird man die Visitation der funfziger Jahre zu verstehen haben. 35) Ebenfalls in dem unter Note 33 genannten Statist. Jahrbuche.

schnittlich 22 Nonnen (Chorschwestern) kamen, die Novizenzahl aber für 1 Haus 20 sein sollte, so berechnet er im ganzen 3200 „Schwestern“, was mit den 1400 „Schwestern“ in 95 Häusern auf der ganzen Erde, wie sie 1853 von der Sion [36]) angegeben werden, wenig übereinstimmt. Anderwärts [37]) finden wir — vielleicht nach Pater Karl — die Gesammtzahl der Karmeliter für das Jahr 1865 unter 310,000 römisch-katholischen Mönchen überhaupt mit 4000 registrirt, dagegen diejenige der Karmeliterinnen unter 190,000 römisch-katholischen Nonnen und Halbnonnen — gegenüber den Mönchen offenbar zu wenig — mit 3000.

Für die Geschichte des Karmeliterordens und die Literatur über dieselbe ist zu verweisen: a) auf die allgemeinen größeren kirchengeschichtlichen Werke, wie J. M. Schröck's Christliche Kirchengeschichte, Thl. 27, S. 360, und dessen Kirchengeschichte seit der Reformation, Thl. 3, S. 474 fg.; b) auf die Werke über das Mönchs- und Nonnenwesen im allgemeinen; c) auf die besondern Schriften über den Karmeliterorden. Zu b) und c) ist zu vergleichen G. B. Winer's Handbuch der theologischen Literatur, 1. Bd., 3. Aufl. 1838, S. 698 fg., 703—705, und der Ergänzungsband hierzu, 1842, S. 108. 109.

(*J. Hasemann.*)

KARNABAD, in der türkischen Schriftsprache Karin-Abâd*), ist der, wie es scheint, aus einer ähnlich klingenden alten Ortsbezeichnung entstandene Name eines Städtchens am Südfuße des östlichen Balkan, welches, durch den am 3. März 1878 zwischen Rußland und der Türkei zu St.-Stefano bei Constantinopel abgeschlossenen Frieden dem bulgarischen Reiche zugetheilt, von dem Berliner Congresse der Provinz Ostrumelien einverleibt wurde. Karnabâd liegt in einer vom Indsche-Bache, einem Nebenflüßchen des Asmalyk, bewässerten, also zum Tundscha-Gebiet gehörigen, sich 220 Meter über dem Meeresspiegel erhebenden Thalebene, welche sich in Bezug auf die Ueppigkeit der Vegetation ganz der durch wenig merkliche Wasserscheide getrennten Dermendere-Niederung mit Aidôs und Burghâs anschließt. Der Ort zählt 700 Häuser, und zwar 400 türkische, 200 bulgarische, 60 spanisch-jüdische und 40 zigeunerische. Die Bevölkerung dürfte sich auf 4000 Seelen belaufen. Die vornehmlichste Beschäftigung ist Landbau und Viehzucht; die Industrie beschränkt sich auf die Production einer Art groben braunen Tuches. Handel und Wandel ist trotz eines alljährlich im Frühjahre abgehaltenen, von nah und fern besuchten Panâir (Jahrmarktes) nur gering und der Ort ist ärmlich. — Früher die Hauptstadt der altbulgarischen Küstenprovinz Krnska, wurde Karnabad schon im J. 1369 von dem Sultan Murad I. erobert und hat also mehr als 500 Jahre der osmanischen Monarchie angehört. Eine gewisse Wichtigkeit erhielt die Stadt während des russisch-türkischen Krieges von 1828—29, als die Russen, durch den Schlag von Navarin zu unbestrittenen Herren des Schwarzen Meeres geworden, die Westküste desselben zur Basis ihrer Operationen gegen Rumelien machen konnten. Auf Aidôs und Karnabad schien der türkische Oberfeldherr Mohammed Reschid Pascha sich gegen den Feldmarschall Grafen Diebitsch, welcher nach der siegreichen Schlacht von Kulevtsche über den östlichen Balkan in die thrazische Tiefebene einrückte, in der Abwehr stützen zu wollen; jedoch stob bei ersterer Stadt das demoralisirte türkische Heer auseinander, und Karnabad wurde ohne Schwertschlag den Russen preisgegeben. — Von Karnabad führen zwei nicht unwichtige Straßen über den Balkan, nämlich eine über den Ort Kasan nach Osman Pasari und die andere über Dobrol und Tschalikawak nach Schumla. Um von da südwärts nach Adrianopel zu gelangen, hat man das Bakadschyk-Gebirge und den schwierigen Paß Bujuk Derbend zu passiren. (*G. Rosen.*)

KARNAK, Name des in den Ruinen des Haupttempels des ägyptischen Theben gelegenen Araberdorfes. Der große Tempel von Karnak ist die gewaltigste Ruinenmasse der Erde; er liegt am rechten Nilufer, im Centrum des alten Theben, in dem ägyptisch Apet genannten Districte; geweiht ist er vor allem dem Hauptgotte der Stadt, dem von den späteren Königen zum Reichsgott erhobenen und mit dem Sonnengotte R'a identificirten Amon, daneben seiner Gemahlin Mut und ihrem Sohne, dem Mondgotte Chunsu.

Vermuthlich stand an der Stelle von Karnak schon seit uralter Zeit ein Heiligthum des Ammon. Die Anfänge des gegenwärtig erhaltenen reichen aber nicht über die Zeiten hinauf, da Theben zuerst, nachdem Memphis' Glanz geschwunden und die Geschlechter der Pyramidenerbauer heimgegangen waren, die Hauptstadt des aus tiefem Verfall wieder zu neuem Glanze aufsteigenden Reiches wurde. König Amenemha't I., der Begründer der 12. Dynastie (etwa um 2200 v. Chr.), ist der erste, dessen Name uns an den Wänden von Karnak begegnet; an ihn schließen sich die meisten seiner Nachfolger. Als dann Aegyptens Macht aufs neue verfiel und schließlich etwa um 1800 v. Chr. das Land von den Hyksos erobert wurde, fehlten die Mittel, den Tempel zu erweitern. Erst mit der Vertreibung der letztern (um 1550) beginnt die gewaltige Entwickelung desselben; alle folgenden Herrscher haben ihn erweitert und zum Theil geradezu gigantische Bauwerke hinzugefügt, so vor allem die berühmte, von Ramses I. entworfene, von seinen nächsten Nachfolgern Seti I. und Ramses II. (um 1300 v. Chr.) ausgeführte große Säulenhalle. Daher kommt es, daß die Gesammtanlage des Tempelcomplexes keineswegs einheitlich ist und ein sehr verschiedenartiger Stil in den einzelnen Theilen herrscht. Neben den noch unter Dhutmes III. und Amenhotep III. (15. Jahrh.) vollendeten (sog. protodorischen sechzehnkantigen) Säulen finden wir in den späteren Theilen die verschiedensten Formen der Pflanzensäulen. Die Inschriften und gemalten Reliefs an den Wänden geben zugleich einen Abriß der gesammten Geschichte Aegyptens im Neuen Reich. Hier findet sich der Bericht Dhutmes' III.

36) Beilage zu Nr. 120 nach einem Artikel der Wiener Kirchenzeitung von 1852. 37) Im Mainzer Journal 1866.

*) Gleichsam „Genossenheim“. Ein misverstandene fremde Namen ummodelndes Volk pflegt sich um den Sinn der neuen Bildung nicht zu kümmern.

über seine Feldzüge nach Asien und die reiche Beute, welche er mitgebracht, ferner die berühmten Gemälde, welche Seti's I. und Ramses' II. Kriege darstellen und die poetische Verherrlichung der Heldenthaten des letztern im Kampfe gegen die Chetiter. Wir sehen, wie dann die Oberpriester des thebanischen Amon zu immer größerer Macht gelangen und sich schließlich die Doppelkrone aufs Haupt setzen; wie mit Scheschonq, dem Eroberer Jerusalems (um 930 v. Chr.) ein neues Geschlecht den Thron besteigt, wie schließlich die äthiopischen Könige Aegypten erobern. Auch nachdem Theben durch Asarhaddon und Assurbanipal ausgeplündert und zerstört war, blieb der Glanz des Amontempels bestehen. Psammetich und seine Nachfolger haben in Theben gebaut, ebenso die Pharaonen, welche sich gegen die persische Fremdherrschaft empörten, schließlich die Nachfolger Alexander's bis zu den letzten Ptolemäern herab. Von ihnen stammt der große, niemals vollendete Pylon am Eingang des Tempels.

An den Amontempel schließen sich mehrere kleinere, meist durch Alleen von Götterstatuen oder Sphinxen mit ihm verbundene Tempel an. Dieselben sind verschiedenen Gottheiten geweiht, dem Osiris, Ptah u. a.; am wichtigsten sind der südwestlich an den Haupttempel sich anschließende Tempel des Chunsu und der der Mut (der Bezirk des letztern führt den Namen Ascher), der südlichste des ganzen Complexes. — Für die Geschichte und eine genauere Beschreibung von Karnak genügt hier der Verweis auf Aug. Mariette-Bey, Karnak, étude topographique et archéologique 1875 (Text und Tafeln).

(*Eduard Meyer.*)

KARNAL, britischer District im Pandschâb, Dehli-Abtheilung, von 6091 □Kilom. oder 110,63 geogr. □Meilen Fläche (etwa so groß wie der Regierungsbezirk Koblenz), mit (1869) 610,927 Bewohnern. Er bildet einen Theil der Wasserscheide zwischen Indus und Dschamna, und zerfällt nach seiner Natur in Bangar oder Oberland und in Khádar oder Unterland; ersteres ist mit üppigem Gras bedeckt, das Streifen von Busch und ausgedehnte Jhils oder schilfige Seen unterbrechen. Nach Süden und Osten folgt darauf eine Zone Culturland, und durch sie vertheilt der westliche Dschamna-Kanal seine Wasser. Die Ufer der großen Ströme begleiten prachtvolle Wälder, und Mango-Haine bezeichnen jede Stelle, wo ein Tempel oder ein Wohnort steht. Leider läßt ein stets hoher Wasserstand die Ufer versumpfen und schadet der Gesundheit und der Cultur. Das breite Dschamna-Thal hat weniger Wald aufzuweisen. Im Strome verlegen wandernde Sandbänke oft den Hauptcurs des Wassers. Der District ist wegen seines Wildes berühmt; Schwarzböcke, Nilgái u. a. sind vollauf in den Dschangels zu finden, und den Kanal und die Jhils beleben unzählige Wasservögel.

Kein District Indiens hat eine so alte Geschichte wie Karnal, da fast jede Stadt und jeder Strom mit den Sagen des Mahábhárata verknüpft ist. Die Stadt selbst soll vom Fürsten Karna gegründet sein, einem der mythischen Helden der Kaurawas in dem großen Kriege, welchen das Epos behandelt. Das südlicher gelegene Panipat, das in der indischen Geschichte wiederholt als Schlachtfeld eine hochwichtige Rolle gespielt hat, war damals eins der Unterpfänder, welche Durjodhan vom Judhischtira als Friedenspreis in jenem berühmten Streite verlangte. Dreimal wurde hier in historischen Zeiten das Schicksal Ober-Indiens entschieden, 1526, 1556 und 1761; 1843 wurde das Land britisch.

Im J. 1868 zählte man 908 Dörfer und 142,644 Häuser; 113,212 Knaben und 94,215 Mädchen, also 33,96 Proc. der Bevölkerung waren Kinder, 58,32 Proc. waren Hindus, 24,83 Proc. Mohammedaner, 1,52 Proc. Sikhs, 15,32 Proc. gehörten verschiedenen Sekten an. Unter der Bevölkerung zählen 74,840 Dschains, fleißige Ackerbauer, aber auf die unfruchtbare Hochlandschaft angewiesen, und 52,396 Brahmanen, meist Ackerbauer, am dichtesten im Dschamna-Thale. Die mohammedanischen 47,860 Radschputen zeichnen sich, wie überall, durch Mangel an Rührigkeit aus. 37,053 Tschamars sind Arbeiter ohne Landbesitz. Die 20,857 pastoralen Gudschars, von denen der dritte Theil zum Islám bekehrt ist, haben ihre Dörfer im Unterlande, sind aber noch nicht Ackerleute geworden. — Ackerbau treiben im ganzen Districte 304,282, und anders beschäftigt sind 306,645 Personen. — Die Städte sind: Karnal 27,022, Panipat 25,276, Kaithal 14,940, Sewan 6206, Kundschpurah 5163 Bewohner. 11 Proc. der Districtsbewohner sind Städter. — Man spricht Urdu und Hindi.

Unter Cultur sind 645,120, cultivirbar 578,027, uncultivirbar 82,773 Acres. Hauptfrucht ist Weizen; die Herbst-Ernte besteht in Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Hirse und Hülsenfrüchten. Künstlich bewässert sind 242,845 Acres, davon 108,460 durch Regierungswerke und 134,385 durch Privatunternehmung. Die Düngerverwendung nimmt zu. Die als „Reh" bekannten Salz-Efflorescenzen, welche den Boden selbst für Graswuchs ungeeignet machen, sind sehr schädlich. — Handel und Manufacturen sind nicht von Bedeutung; Korn und Rohmaterialien werden freilich nach Ambála, Hissar und Dehli ausgeführt, und von dort werden europäische Stückgüter, Salz und Raffinade eingeführt. Eine Menge Baumwolle wird auf 4685 Webstühlen für den heimischen Gebrauch verwebt. Ammoniaksalz gewinnt man aus dem Thon von Kaithal und Gula. Karnal hat einige Deckenfabriken (200 Stühle); Glaswaaren werden in Panipat gemacht.

Im J. 1873 belief sich die Einnahme auf 78,874 Pfd. St. — Es bestanden 99 Schulen und 2541 Schüler waren eingeschrieben. — 1868 konnten 18,439 Personen lesen und schreiben. — 1873 fielen 838 Millimeter Regen.

(*G. A. von Klöden.*)

KARNATIK oder Kannada, Kanara, Karnata, Karnataka-Desa, d. h. das Kanarese-Land, nennen neuere Schriftsteller das Dravida- oder Tamil-Land, d. h. das Land vom Cap Komorin bis an die nördlichen Circars, östlich von den Ghats und bis ans Meer an der Koromandel-Küste. Nimmt man Nellur, wo Telugu gesprochen wird, nicht aus, so erstreckt es sich von 8° 10′ bis 16° nördl. Br. und von 95 bis 98° östl. L. v. F. Die neuere Anwendung des Namens umfaßt die historischen Provinzen Arkot, Madura und Tandschur, oder, wenn man auf eine

frühere Periode zurückgeht, die Länder Tschola, Pandya und einen Theil von Tschera, Länder, welche, wie Wilkes sagt, niemals in alter Zeit zu Karnatik gehört haben. Die Grenze des eigentlichen Karnatik oder Karnataka-Desa gibt er an als anfangend bei der Stadt Bidar in 18° 45′ nördl. Br., etwa 13 geogr. Meilen im Nord-Westen von Haiderabad; sie folgt dieser Sprache nach Süd-Ost, wird begrenzt durch eine geschlängelte Linie, welche fast Adoni berührt, windet sich westlich nach Guty, streift die Stadt Anantapur, geht durch Nandidrug und berührt die Ost-Ghats; darauf folgt sie einem südlichen Verlaufe nach dem Gebirgspasse von Gazzalhati, folgt weiter der plötzlichen Wendung, welche die große Kluft in den westlichen Bergen zwischen den Städten Koimbatur, Palatschi und Paglhat verursacht, und, sich nach Nord-West wendend, streift sie die Ränder der steilen West-Ghats, nach Norden fast bis zu den Quellen der Kistna, folgt von da zuerst einem östlichen und nachher einem nordöstlichen Laufe und endigt in einem ziemlich spitzen Winkel bei Bidar, an der schon genannten Nordgrenze.

Dieses Land wurde von der Ballal-Dynastie regiert, welche zu Dwára-Samudra Hof hielt, 1133 bis 1326, wo sich der von den Mohammedanern besiegte Ballal Dao nach Tonnur in Maisur zurückzog, wo seine Nachkommen als Lehnträger von Vidschajanagar verblieben. Die spätere Dynastie, welche 1336 zur Herrschaft kam und bis 1564 herrschte, baute Vellur und Tschandragur 1490, und 1515 hatte sie ganz Dravida erobert. Ihre siegreichen Heere waren bis über Gingi vorgedrungen. Diese Eroberungen wurden wahrscheinlich Veranlassung zur Ausdehnung der Bezeichnung Karnatik, des Namens des ursprünglichen Vidschajanagar-Reiches, auf die Forts und deren umliegende Landstriche in der Ebene; und diese letztere Gegend wurde nun Karnaka Pajanghat oder Tiefland genannt, um sie von Karnata Balaghat oder dem Berglande, dem ursprünglichen Karnatik, zu unterscheiden. Als die mohammedanischen Könige von Golkonda und Bidschapur die Vidschajanagar-Dynastie vertrieben hatten, theilten sie das Land unter sich in Karnatik-Haiderabad (oder Golkonda) und Karnatik Bidschapur, welche beide wieder in Pajanghat und Balaghat zerfielen. Damals war, nach Wilkes, die nördliche Grenze von Karnata (Karnatik) die Tungabhadra. Ueber diese Periode und die neuere fälschliche Anwendung des Namens sagt Bischof Caldwell: Als die Mohammedaner nach Südindien kamen, fanden sie denjenigen Theil des Landes, mit welchem sie zuerst bekannt wurden, nämlich das Land oberhalb der Ghats, Maisur und einen Theil von Telingana, Karnataka-Land genannt. Im Laufe der Zeit wendeten sie misbräuchlich denselben Namen Karnatak oder Karnatik an, um das Land unterhalb der Ghats wie das oberhalb derselben zu bezeichnen. Die Engländer haben den Misbrauch noch weiter geführt und den Namen auf das Land unterhalb der Ghats beschränkt, welches nie irgendeinen Anspruch auf denselben gehabt hat. So wird denn nun Maisur, welches eigentlich das wahre Karnatik ist, nicht mehr so genannt; und was jetzt geographisch unter diesem Namen verstanden wird, ist ausschließlich das Land unterhalb der Ghats, an der Koromandelküste, einschließlich des ganzen Tamil-Landes und des Telugu sprechenden Districtes von Nellur. Karnatik ist also heutzutage weder ein geographischer noch ein administrativer Begriff, sondern nur ein historischer.

Das alte echte Karnata bestand also aus Tschera, Tschola und Pandya. Tschera oder Kerála hieß die südlichste Abtheilung von Dravida. In historischen Zeiten wurden Kerála und Tschera so voneinander geschieden, daß ersterer Name nur für die Küste oder Malajalam-Land angewendet wurde, während Tschera im allgemeinen das Tamil-Land von Koimbatur und Salem mit Theilen von Maisur, Tinnevelli und Travankur bezeichnete. Dieser Landstrich bildete mit Tschola und Pandya die drei großen südlichen Reiche, deren Grenzen in der Nähe von Karur zusammentrafen. Wahrscheinlich war das größere Land zu verschiedenen Zeiten in zwei Abtheilungen zerfallen, Küste und Binnenland, welche wieder unter dem alten Namen vereinigt die verschiedenen dialektischen Bezeichnungen erhielt: Sera, Seram, Tscheram, Keram, Tscheralam, Keralam. Die Tradition gewährt dem Unterstützung, sie sagt: Tschera, Tschola und Pandya waren drei Brüder, welche vereint zu Kolkei am Tamraparni, einem Flusse in Tinnevelli, regierten, an dessen Ufern die Civilisation im südlichen Indien eine ihrer frühesten Heimstätten gefunden zu haben scheint. Als die Brüder mit der Zeit sich trennten, blieb Pandya in Kolkei, und Tschera und Tschola gingen, sich selbst im Norden und Westen ein Reich zu gründen. Das Datum für den Anfang der Tschera-Dynastie ist verschieden zwischen dem 1. und 5. Jahrhundert v. Chr. angesetzt worden; aber allgemein verlegt man das Aufgehen Tscheras in das benachbarte Tschola in das 10. Jahrh. Der Tschola-Dynastie folgte die Herrschaft der Madura-Naiks, und dieser die der Ballála-Könige von Maisur. Noch später kam ein Theil des Landes nominell unter die Herrschaft von Vidschajanagar; aber die östliche Abtheilung gehörte noch zu den Territorien der Madura-Naiks bis in das 17. Jahrh. Ein Theil desselben wurde während der Regierung von Tirumala Naik durch Maisur-Truppen eingenommen und danach durch Haidar-Ali. Der alte Sanskritname Kerála wird gewöhnlich nur für die Küstenabtheilung dieses Reiches angewendet; aber unzweifelhaft war ursprünglich Kerála und Tschera ein und dasselbe Land, denn die Worte sind im Tamil und Malajalam noch jetzt synonym. Ueberdies ist bei der von Tamil-Schriftstellern gegebenen Umgrenzung von Tschera die Malabarküste südlich von Kalikat, also das ganze südliche Kerála, stets mit eingeschlossen. Wahrscheinlich war Tschera die früheste Form des Wortes und Kerála ein abgeleitetes Sanskritwort. Der Name Kongu, wie Tschera auch heißt, bedeutet, wie Kudagu (Kurg), „gewunden“ und bezeichnet offenbar die Configuration des Landes. — Tschola oder Tschoda, in Asoka's Inschriften Tschora, des Ptolemäus Chorai und des Plinius Sora, grenzte im allgemeinen an das Tamil-Land im Norden der Kaveri und hatte seine Hauptstadt in der Nähe des jetzigen Tritschinopoli. Im 10. Jahrh. eroberten die Tschola-

Könige die Nachbarreiche Tschera und Pandya und überwältigten das ganze Land bis zum Cap Komorin, sodaß sie im Süden die herrschende Macht wurden und Telingana Fürsten gaben. Die Sprache der Tscholas ist nie von der Pandya's und nur wenig von der Tschera's verschieden gewesen, wie aus den indo-syrischen und jüdischen Inschriften des 8. Jahrh. erhellt. Sie blieben alle Dravidas oder Tamil. Aus Tscholamandalam, d. h. Reich der Tscholas, ist „Koromandel" corrumpirt. — Pandya (Pandi Mandala des Periplus, Modura Regia Pandionis des Ptolemäus) hatte anfangs zur Hauptstadt Korkoi am Tamraparni und später Madura. Es bestand aus dem Mandura-Districte und allen südlicher gelegenen Ländern. Man glaubt, daß dieses Reich im 16. Jahrh. v. Chr. gegründet sei, es ist bekannt, daß es im 11. Jahrh. fiel, und dann, nach einer Zeit der Anarchie, durch die Rajaks wiederhergestellt wurde. Bischof Caldwell sagt: „Die in den Mahávansa bewahrten singhalesischen Traditionen erzählen vom Bidschaja, dem ersten Könige von Ceylon, daß er eine Tochter des Pandya-Königs geheirathet habe, wonach sein Sohn Panduvamsadeva genannt worden sei. Ardschuna, einer der fünf Pándava-Brüder, soll, wie das Mahábhárata erzählt, eine Tochter des Königs der Pandyas im Verlaufe seiner vielen Wanderungen geheirathet haben. Diese Traditionen haben keine Sicherheit; aber sicher ist, daß um die Zeit des Plinius und des Periplus ein Theil der Malabarküste von Pandyas beherrscht wurde, und das ist ein Beweis davon, daß sich ihre Macht von ihren ursprünglichen Sitzen aus bedeutend erweitert hatte. Ich betrachte es als fast gewiß, daß der indische König, welcher einen Gesandten an Augustus sendete, nicht Porus war, sondern Pandion, d. h. der König der Pandyas, im Tamil Pándijan genannt." — Man meint, daß die Senderbandi des Marco Polo corrumpirt seien aus Sundara Pandya, dem Könige von Madura (nach Hunter).
(G. A. von Klöden.)

KARNEADES, griechischer Philosoph, geboren um 214 v. Chr., gestorben um 129 in Kyrene, Schüler und Nachfolger des Hegesinos, außerdem aber in der Dialektik des Stoikers Diogenes, gilt als Gründer der neuen Akademie, wol weil er ihre Grundsätze zuerst schriftlich dargestellt hat. In vielen Fragen aber blieb er auf dem Standpunkte stehen, den Arkesilaos, der Gründer der mittleren Akademie (316—241 v. Chr.), eingenommen hatte. Er nimmt die erste Stelle unter den alten Skeptikern ein und hat zuerst die Lehre von der Wahrscheinlichkeit genau untersucht und die Unmöglichkeit des Wissens darzustellen versucht, immer in scharfer Polemik gegen die Stoiker, von denen er Chrysipp mit Vorliebe studirt hatte. Ebenso wandte er sich mit Scharfsinn gegen die stoische Theologie und Teleologie und ging so weit, nicht nur die Beweiskraft der Gründe zu bestreiten, mit denen die Stoiker den Glauben an eine Gottheit zu vertheidigen suchten, sondern auch den Gottesbegriff selbst als unhaltbar darzustellen. Trotz dieser scharfen Skepsis aber, welche er über die vulgäre Theologie ergehen ließ, fiel es ihm nicht ein, das Dasein göttlicher Mächte zu leugnen, und er ließ den Gottesglauben im allgemeinen als eine nützliche Ansicht bestehen. Was die Ethik anbetrifft, so hatte er die Frage über das höchste Gut eingehend behandelt und gelehrt, daß die Befriedigung der Naturtriebe abgesehen von der Tugend als letzter Zweck zu betrachten sei. Ausgezeichnet war Karneades als Dialektiker, und die Gewalt seiner Rede, die Kühnheit der Sprache, Schärfe und Schneidigkeit im Disputiren waren so berühmt, daß ihn die Athener im J. 156 mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos als Gesandten nach Rom schickten, wo er durch seine Redegabe ungeheures Aufsehen machte, durch die Sophistik seiner Argumentation aber die moralischen Bedenken des Cato Censorius erregte (*Quintil.* XII, 1, 35), indem er einmal für und dann gegen die Gerechtigkeit gesprochen hatte. Hinterlassen hat Karneades keine Schrift, doch kennen wir sein System, vorzugsweise aus Sextus Empiricus und Diogenes Laertios. Aufgeschrieben hatten seine Lehren seine Hauptschüler und Nachfolger Klitomachos aus Karthago und Zeno aus Alexandria (vgl. Zeller [3] III, 1, S. 499 Note), neben denen noch Charmidas oder Charmadas als Schüler erwähnt wird, der durch seine glänzende Beredsamkeit mit dem Lehrer rivalisirte. Die Leitung der Schule aber übernahm nach Klitomachos Philo. Vgl. im allgemeinen Zeller [3] III, 1, S. 497—527, Schwegler (3. Aufl., herausgegeben von Köstlin) S. 446—448. *(H. Flach.)*

KARNEIA (*Κάρνεια*), ein altgriechisches Fest, das jährlich neun Tage lang, vom 7. bis 15. des nach ihm genannten spartanischen Monats Karneios (att. Metageitnion = August—September) zu Ehren des Apollon *Κάρνειος* in Sparta (*Paus.* 3, 13, 2), Thera (*Pind.* Pyth. 5, 75), Kyrene (ib. u. *Callimach.* in Apoll. 72 fg.), Thurii (*Theokr.* 5, 83), Argos (Schol. Theokr. 5, 83), Sikyon (*Paus.* 2, 10, 2), Gytheion (*Paus.* 3, 21, 7) und vielen andern Orten mit dorischer Bevölkerung gefeiert wurde. Obwol es in so hohem Ansehen stand, daß die Spartaner vom Beginn der Feier bis zu ihrem mit dem Vollmonde zusammenfallenden Schlusse vollständige Waffenruhe halten mußten und keinen kriegerischen Ausmarsch unternehmen durften (*Herod.* 7, 206; *Thuk.* 5, 54. 75), sind wir doch ziemlich unvollständig darüber unterrichtet. — So viel ist sicher, daß die Feier, schon vor der dorischen Wanderung unter der achäischen Bevölkerung des Peloponnes heimisch (*Paus.* 3, 13, 2), ursprünglich ein Hirten- und Bauernfest war. Auf einen Naturcultus weist hin: 1) der Name des Gottes, welchem die Feier galt, *Κάρνειος* = der Gehörnte (nach G. Curtius von *κέρας*, cornu); 2) die Aegiden, Ziegenmänner (von *αἴξ*) sind die Verbreiter des Cultus und bringen ihn von Theben nach Amyklae und Sparta und von da über Thera nach Kyrene, wo er mit besonderm Glanze gepflegt wurde (*Pind.* Pyth. 5, 73 fg.; *Callimach.* in Apoll. 71 fg.); 3) seine älteste Stätte hatte der Cultus (*Paus.* 3, 13, 2) in Sparta im Hause des Sehers Krios (*κριός*, der Bock); 4) bei der Festfeier waren *σταφυλοδρόμοι*, Traubenläufer, thätig, welche nach Hesychius die Winzer zur Eile anzutreiben hatten und nach einer

andern damit wohl harmonirenden Mittheilung einen Wettlauf veranstalteten, um einen, der, gute Wünsche für die Stadt sprechend, vorauslief, einzufangen; gelang ihnen dies, so war es ein gutes, wenn nicht, ein schlimmes Vorzeichen (Becker, Anecd. Gr. 305, 25). Der Voranlaufende bedeutet wol kaum, wie Schömann (Gr. Alterth. II, 406) annimmt, den Herbstsegen, sondern den Bock, den größten Feind des Weinstockes und der Saatfrucht; er wurde darum am Feste selbst geschlachtet (*Theokr.* 5, 83), wie auch dem Dionysos Bocksopfer dargebracht wurden; in spartanischen Inschriften wird Karneios selbst *Δρομαιεύς* genannt. — Aus diesem Grundcharakter des Festes erklären sich nun leicht zwei Eigenthümlichkeiten desselben: 1) den Naturculten ist neben der Freude über die segenspendende Kraft der Natur auch die Trauer über ihr Hinschwinden und die Hinfälligkeit alles Irdischen eigen, und diese nimmt gern einen poetischen Ausdruck an. So finden wir auch seit Ol. 26 mit den Karneien einen musischen Wettkampf verbunden, in welchem zuerst Terpander gesiegt haben soll (*Athen.* 14, 37, p. 635); dem Vorgange des Meisters folgte eine Reihe seiner Schüler, deren Namen das von Hellanicus verfaßte Verzeichniß der *Καρνεονῖκαι* aufbewahrte. 2) Aus dem angegebenen Grunde erklärt es sich ferner, daß die Karneien im Zusammenhange mit dem Todtencultus standen, wie Apollon selbst in vielen und gerade den ältesten Sagen als Todtengott erscheint (*Pind.* Pyth. 5, 83 fg.). Eine große Veränderung erlitt das Fest mit der Einwanderung der Dorier. Diesen war Apollon schon bekannt, und zwar nicht blos als *Πυδαιεύς*, sondern auch als *Κάρνειος*, der aber, worauf Pausanias (3,1 3, 2) besonders aufmerksam macht, wohl zu unterscheiden ist von dem alten achäisch-minyschen *Κάρνειος*, welcher ὁ *Οἰκέτης* genannt wurde. Die Dorier verdankten ihrem *Κάρνειος*, durch Vermittelung seines Sehers *Κάρνος* (*Paus.* 3, 13, 2), die Führung in den Peloponnes auf dem Wege über Naupaktos und die Meerenge, weshalb er bei den Argivern als *Ἡγήτωρ* verehrt wurde und das Fest selbst den Namen *Ἀγητορία* erhalten haben soll.*) Zum Andenken an dieses Geleit des Gottes wurden bei einem spartanischen Feste — es war vermuthlich das karneische — mit Binden umwundene Flöße aufgestellt, die man *στεμματιαῖα* hieß, wie auch der Karneios selbst den Beinamen *Στεματάς* trug (*Paus.* 3, 20, 9). Nachdem sich die Dorier im Peloponnes niedergelassen und eingerichtet hatten, verschmolzen sie, in dem Bestreben, sich möglichst der alten Bevölkerung anzupassen, ihren Karneiendienst mit dem vorgefundenen achäisch-minyschen, und damit bekam das Fest einen ganz andern Charakter. Wie das Bild des amykläischen Apollon Helm, Schild und Lanze trug, so wurde jetzt auch die Karneienfeier ein Kriegerfest. Wie die Feier von Demetrios von Skepsis, einem Schriftsteller des 2. Jahrh. v. Chr., als zu seiner Zeit noch bestehend, geschildert wird (*Athen.* 4, 19, e), war sie eine Nachahmung des Lagerlebens (*μίμημα στρατιωτικῆς ἀγωγῆς*); es wurden auf freiem Felde neun zeltähnliche Laubhütten (*σκιάδες*) aufgeschlagen, und in jeder derselben campirten neun Mann, die immer drei verschiedenen Oben — diese werden wol unter den genannten Phratrien zu verstehen sein — angehören mußten. Diese verrichteten alles nach Commando (*πάντα ἀπὸ προστάγματος κηρύσσεται*); was sie aber thaten, wird uns nicht berichtet. Athenäus führt die Schilderung des Demetrios in Verbindung mit der Beschreibung der Phiditien und speciell der Beiträge, welche die Einzelnen dazu lieferten, an und sagt nur, daß die in den Hütten Lagernden in ähnlicher Weise gemeinsam speisten, sodaß wir also an ein Picknick zu denken haben. Damit stimmt auch der von Pindar für das Karneienfestmahl gebrauchte Ausdruck *ἔρανος* (Pyth. 5, 77 und Böckh, Expll. p. 289). Die Leitung des Festes lag in der Hand des Karneiospriesters (ὁ *ἱερώμενος*), welcher *Ἀγητής* hieß. Unter ihm standen 15 durch das Los gewählte *Καρνεᾶται*, fünf aus jeder *φυλή* — in der betreffenden Notiz des Hesychius ist hinter *ἑκάστης* vermutlich *φυλῆς* ausgefallen. Diese wurden immer auf vier Jahre gewählt und mußten für die Zeit ihrer Amtsdauer unverehelicht bleiben. — S. Manso, Sparta (I, 2, 214 fg.); Ottfr. Müller, Orchomenos (S. 321 fg.), Dorier (I, 59 fg., 355 fg.); Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde (II,2,257); Preller, Gr. Myth. (I, 162 fg.); Schömann, Gr. Alterth. (II,405 fg.); Welcker, Gr. Götterlehre (I, 469 fg.). (*Fr. Mezger.*)

KARNEOL ist die rothe Varietät des Chalcedon. Er ist blut- bis fleischroth, auch wachsgelb. Seine Härte ist etwas geringer als die des gemeinen Quarzes. Durch nicht zu starkes Glühen wird seine Farbe bedeutend erhöht, indem das als Pigment beigemengte Eisenoxydhydrat in Eisenoxyd übergeht; ein zu großes Erhitzen ist indessen schädlich. Er findet sich in Form von Geschieben, z. B. in Ostindien bei Barotsch, in Nubien, in den Flüssen von Uruguay; oder als secundäres Ausfüllungsmittel von Blasenräumen in Gesteinen, als Mandeln und Drusen, z. B. in dem Melaphyr der Nahegegend (Oberstein).

Er wird zu verschiedenen Schmuckgegenständen und Bijouterien verschliffen (Petschafte, Ringsteine ꝛc.); ferner sind aus ihm besonders die schönen Cameen und Gemmen im Alterthume geschnitten worden (s. Achatschleiferei). Die Juweliere unterscheiden folgende Abarten: männlicher Karneol, dunkelroth; weiblicher Karneol, blaßroth, ins Gelbliche; Sarder, hochbraun, ins Gelbe übergehend; Sardonyx, weiße Lagen mit Sarder wechselnd (der berühmte Ring des Polykrates war ein Sardonyx); Karneolonyx, weiße Streifen mit blutrothen wechselnd; Karneolberyll, weißgelb. Der Name stammt von caro, Fleisch. (*E. Geinitz.*)

KARNIES (lat. coronis, franz. corniche, griech. *κυμάτιον*) ist ein architektonisches Glied, dessen Profil aus einer Aus- und einer Einbiegung gebildet ist und ungefähr die Form eines lateinischen S besitzt. Je nachdem es zur Vermittelung aus- oder einspringender Ab-

*) Die Notiz des Hesychius, auf welche sich diese Annahme stützt, scheint jedoch verderbt zu sein; nach Mor. Schmidt ist *ἀγητόρ(ε)ια* vielmehr Bezeichnung eines kyprischen Aphroditefestes.

sätze oder als bekrönendes oder stützendes Glied verwendet wird und je nachdem der concave Theil desselben sich unten oder oben und von der Mauerfläche oder Platte auf- oder abwärts gerichtet befindet, unterscheidet man verschiedene Functionen und Benennungen dieses Gliedes. Bei dem stehenden, aufrechten oder steigenden Karnies (auch sima oder Rinnleisten genannt) beginnt der convexe und endigt der concave Theil; er wird als bekrönendes Glied über der Hängeplatte angebracht und mit dieser durch ein kleineres Zwischenglied (Plättchen, Rundstab, Kehle) verknüpft. Im griechischen und römischen Stile ist diese Rinnleiste oder die Sima mit gemalten oder plastischen Ornamenten, wie Anthemiensprossen, Blättern oder Rankenwerk verziert; außerdem an den Langseiten der Tempel mit Löwenköpfen besetzt, die das vom Dache kommende Wasser aus ihren geöffneten Rachen speien. Am Giebelgesims (s. d.) fallen die Löwenköpfe weg; auch tritt die Sima bei den älteren Tempeln nur an dieser Stelle auf. — Bei dem liegenden oder fallenden Karnies (Ablauf) findet die umgekehrte Bewegung wie vorhin statt, d. h. es beginnt der concave und endigt der convexe Theil. Man verwendet diese Form als unterstützendes oder tragendes Glied bei Fußgesimsen, Sockeln oder Basen. In beiden genannten Fällen findet also eine Vermittelung der oberen mit der unteren wagerechten Fläche der Platte, an welcher der Karnies sich befindet, statt. Beide Formen können jedoch auch in umgekehrter Bewegung vorkommen und bilden dann die verkehrten Karnies. Der verkehrt steigende Karnies (Kyma, Kymation genannt) fängt mit der Einbiegung unten an und endigt mit der Ausbiegung oben; er wird als tragendes, belastetes oder Unterglied benutzt, als solches unterhalb der Hängeplatte angebracht und oft mit geeigneten Ornamenten (Herzblätter, lesbisches Kyma) verziert.

Der verkehrt fallende Karnies endlich, mit der Ausbiegung anfangend und mit der Einbiegung aufhörend, bildet ein Sockel- oder unterstützendes Glied. Letztgenannte beide Formen vermitteln den Uebergang der verticalen Flächen der Gesimsplatte, an der sie sich befinden. Der Schwung oder die Bewegung des Karnies wird je nach dem Material und je nach der damit zu erzielenden Wirkung mehr oder weniger geschweift; in der Regel aber ist er aus zwei Viertelkreisen gebildet. Obwol nach dem Vorstehenden der (aufrechte) Karnies nur einen Theil des Kranz- oder Hauptgesimses bildet, wird doch oft in vulgärem Sinne die ganze Bekrönung eines Gebäudes oder eines Baugegenstandes (z. B. Thür oder Möbel) Karnies genannt. — Endlich kommt das Wort Karnies noch in Verbindung mit andern vor, z. B. bei dem das Profil eines Karnies herstellenden Karnieshobel der Tischler und Glaser. Karniesblei aber wird das zum Einfassen der Butzenscheiben oder der Kathedralglastafeln benutzte Fensterblei genannt. (*A. Gottschaldt.*)

KARNISCHE ALPEN werden im weitesten Sinne jene Kalkalpen, welche Kärnten im Süden gegen Venetien und Krain begrenzen, genannt. Sie werden umrandet im Westen vom Piavethale, dem Kreuzbergpasse und Sextenthale, im Norden von der Drau, im Osten von der Eisenbahnlinie Marburg-Steinbrück, im Süden von der Save, der Ratschacher Höhe, dem Weißenfelspasse, dem obern Gailitzthale, Saifnitzpasse, Fella und Tagliamento und dem italischen Tieflande. Sie zerfallen in die westkarnischen und ostkarnischen Alpen, welche petrographisch miteinander eine große Aehnlichkeit haben, aber durch das tiefe Gailitzthal voneinander getrennt werden. Die westkarnischen Alpen, welche auch blos karnische Alpen im engeren Sinne genannt werden, sind durch das Gailthal in eine südliche und eine nördliche Kette geschieden, von welchen diese die Gailthaler Alpen heißt, während jene auch blos Karnische Alpen im engsten Sinne genannt wird. Es wird demnach der Name Karnische Alpen in einem dreifachen Sinne gebraucht, und es ist, um Begriffsverwirrungen zu vermeiden, wol am zweckmäßigsten, diesen Namen blos im engsten Sinne, also für den von der Gail südlich gelegenen Gebirgszug zwischen Piave, Kreuzberg, Sextenthal einerseits und dem Gailitzthale andererseits zu gebrauchen, da für diese Gebirgskette sonst kein Name existirt, während für alle übrigen Gebirgszüge und Ketten der karnischen Alpengruppe im weitern Sinne noch die besondern Namen Gailthaler Alpen, Karawanken, Steiner, Sulzbacher und Sannthaler Alpen üblich sind. Die Länge der Karnischen Alpen im engsten Sinne beträgt vom Sextenthal bis zum Gailitzthal 106 Kilom., die durchschnittliche Höhe etwa 2000 Met., über welche sich noch viele Gipfel um mehrere hundert Meter erheben. Der Culminationspunkt der Kette ist der Kollinkofel 2810 Met., außer welchem noch die Kellerspitze 2799 Met., auf tirolischem Gebiete noch viele Gipfel 2500 Met. und darüber, und im östlichen Verlaufe der Polinigg 2333 Met., Plenge 2378 Met. und der Osternig 2035 Met. erreichen. Die Kette fällt im Norden steiler als im Süden ab und ist die Nordseite mit zahlreichen kurzen, ziemlich parallelen Querthälern, welche fast sämmtlich in das Gailthal einmünden, ausgestattet. Ueber diesen mehr als 100 Kilom. langen Gebirgskamm führt nicht eine größere fahrbare Straße. Einer der begangensten Pässe von der Römerzeit her ist der Plökenpaß (Monte Croce), etwa in der Mitte der ganzen Kette, mit einer Höhe von 1360 Met. Die Karnischen Alpen gehören bisher zu den am wenigsten besuchten und durchforschten Gruppen des Alpengebiets. (*Ferd. Grassauer.*)

KÄRNTEN, ein Herzogthum, welches zu den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie gehört, wird umgrenzt von Venedig, Tirol, Salzburg, Steiermark, Krain, Görz und Gradiska, erstreckt sich von 30° 19′ bis 32° 45′ östlich von Ferro und vom 46° 21′ bis zum 47° 8′ nördlicher Breite und hat einen Flächenraum von 10,373,33 □ Kilom. und 348,730 Einwohner. Die Herleitung des Namens Kärnten ist auf verschiedene Weise versucht worden. Die einen leiteten den Namen des Landes von dem Stadtnamen Civitas Carantana, welcher im 9. Jahrh. urkundlich vorkommt, her, die andern von dem Namen der ältesten Landesbewohner, den keltischen Carnern, die dritten, darunter Šafařík, von dem keltischen karn = Gestein und tan = Erde, Land, und wieder

andere aus dem slawischen Goratan = Gebirgsland her. Kärnten ist ein Alpenland, welches durch das Längenthal der Drau in einen größeren nördlichen und einen kleineren südlichen Theil geschieden wird. Davon liegt der nördliche in der mittlern Alpen- oder Urgebirgszone, der andere in der Zone der südlichen Kalkalpen. Von der mittlern Alpenzone erfüllen die Hohen Tauern den nordwestlichsten Theil des Landes. Der großentheils begletscherte Hauptkamm derselben zieht sich vom Eiskögele 3439 Met., an welchem die kärntnerische Landesgrenze mit der salzburgischen und tirolischen zusammenstößt, ostwärts an der salzburgischen Grenze bis zur Arlscharte, dem Malta- und Lieserthale. In demselben erheben sich der Hochnarr auf 3258 Met., Ankogl auf 3253 Met. und der Hochalpenspitz auf 3355 Met. Die gangbarsten Uebergänge über denselben sind die Pfandlscharte 2668 Met., das Hochthor 2572 Met., der niedere oder Mallnitzer Tauern 2414 Met. und der Hohe Tauern 2463 Met. Der Culminationspunkt der Hohen Tauern liegt nicht in ihrem Hauptkamme, sondern in einer südlichen Vorlage, welche von der nordwestlichsten Spitze Kärntens als tirolische Grenze südöstlich bis an die Drau zieht und sich dann östlich bis zur Möllmündung wendet. In dieser Kette erhebt sich der Großglockner auf 3797 Met.; sein Ostabhang fällt steil zur 10½ Kilom. langen Pasterze, einem der größten und schönsten Gletscher der Alpenwelt, ab. Die südlichen Ausläufer des Glocknerkammes senken sich allmählich und erreichen im Petzeck nur noch 3275 Met. und in der Kreuzeckgruppe im Polinik 2780 Met. Den übrigen von den Hohen Tauern östlich liegenden Raum Kärntens bis zum Drauthal durchziehen die Ausläufer des kärntner-steierischen Urgebirges, dessen Hauptkamm sowol in seinem östlichen als in seinem späteren südlichen Zuge die Grenze zwischen Kärnten und Steiermark bildet. Von den Untergruppen desselben streichen die Pöllaer Alpen zwischen dem Malta- und Lieserthale, dem Katschtauern und dem obersten Murthale südostwärts. In denselben erheben sich das Hafner Eck auf 3061 Met. und der Sonnenblick auf 3025 Met. Den Raum östlich davon zwischen dem Katschtauern 1641 Met., dem Lieser-, Drau-, dem untern Gurk-, dem Metnitzthale und der Neumarkter Einsattelung füllt die Stangalpe mit dem Karlnock oder Königsstuhl 2331 Met. und dem Stangen-Nock 2309 Met. aus, welche sich südwestlich bis zur Millstätter Alpe 2086 Met., südöstlich bis zur Gerlitzen-Alpe 1910 Met. und ostwärts an der Landesgrenze zur Kuhalpe 1784 Met. fortsetzt. Zwischen der Neumarkter Einsattelung, der Metnitz und Gurk einerseits, dem Obdacher Sattel und der Lavant andererseits erstrecken sich von Steiermark herüber die Judenburger Alpen, deren Fortsetzung in Kärnten den Namen Saualpe führt. Diese ist mit großem Eisenerzreichthum ausgestattet und erreicht in der Großen Saualpe eine Höhe von 2081 Met. Die östliche Grenze Kärntens gegen Steiermark bilden die Brucker- und Stainzer Alpen, welch letztere sich in der Koralpe auf 2137 Met. erheben. Das südwestliche Gebiet Kärntens, welches von der Drau, der untern Gail, dem Gailitzbache und der Saifnitzer Wasserscheide begrenzt wird, liegt im Gebiete der Piave-Tagliamento-Gruppe oder der westkarnischen Alpen, welche von Tirol her in zwei mächtigen, parallelen, durch die Gail getrennten Ketten südöstlich streichen. Die nördliche davon, die Gailthaler Alpen, zerfällt a) in die Kreuzkofelgruppe, welche bis zum 970 Met. hohen Gailbergsattel reicht; b) in die Reißkofelgruppe bis zum Kreuzbergpasse 1096 Met., mit dem Reißkofel 2369 Met. und dem Jauken 2252 Met.; c) in die Staffberggruppe bis zum Kreuzenthal mit dem Staffberg oder Hochstaff 2220 Met.; d) in die mit Bleierzreichthume gesegnete Dobracgruppe oder Villacher Alpe mit der Haupterhebung in dem Dobrac oder der Villacher Alpe 2167 Met. Die südliche Kette der westkarnischen Alpen führt den Namen der Karnischen Alpen im engsten Sinne und weist eine größere Gipfel- und Kammhöhenentwickelung als die Gailthaler Alpen auf. Sie erreicht eine durchschnittliche Höhe von etwa 2000 Met., über welche sich noch viele Gipfel um mehrere hundert Meter erheben. Sie stürzt steil gegen Norden ab. Der Culminationspunkt derselben ist der Kollinkofel 2810 Met., nach welchem noch die Kellerspitze 2799 Met., der Polinigg 2333 Met. und der Osternig 2035 Met. erreichen. Ueber diesen Gebirgszug führt der von der Römerzeit her benutzte Plökenpaß oder Monte Croce 1360 Met. An dem kleinen Flächenraume Kärntens südlich von der Fella, dem Passe von Malborghet oder Ponteba, der Saifnitzer Wasserscheide 797 Met. und dem Weißenfelser Passe 789 Met. haben die Julischen Alpen (die Tagliamento-Save-Gruppe der südlichen Kalkalpen) Antheil. Der Predil 1162 Met. vermittelt in dieser die Verbindung des Gailthals mit der Flitscher Klause im Isonzothale. Von den ostkarnischen Alpen erfüllen Kärnten theilweise die Karawanken und die Steiner Alpen. Erstere ziehen sich vom Gailitzthale östlich als natürliche Grenze gegen Krain bis zum Seeberg- oder Kankerpasse 1218 Met., fallen nach Norden sehr steil ab und gewähren durch den Wurzenpaß 1071 Met. und den Loibl 1370 Met. eine fahrbare Verbindung zwischen dem Drau- und Sauthale. Sie präsentiren sich weithin nach Norden als eine schroff abstürzende, zerrissene, etwa 1600 Met. hohe Gebirgsmauer, über welche noch zahlreiche Gipfel einige hundert Meter höher aufsteigen. Der Culminationspunkt der ganzen Kette ist der Stov 2239 Met., nach welchem der Zelenica 2179 Met., der Kosutnik-Thurm 2135 Met., der Große Mittagskogel 2144 Met. und der Hoch-Obir 2141 Met. erreichen. Die Karawanken bergen in Kärnten Bleierzlagerstätten, Kupferfahlerze, Zinkerze, Blei- und Eisenglanz u. s. w. Am Hoch-Obir befindet sich die höchste meteorologische Beobachtungsstation Oesterreichs. Oestlich vom Kankerpasse entfaltet die Kalkalpennatur in den Steiner Alpen an der dreifachen Grenze von Steiermark, Kärnten und Krain zum letzten mal in ausgeprägten Formen mit einer besondern Höhenentwickelung ihre ganze Eigenthümlichkeit. Der Grintouc erreicht noch 2559 Met. Kärnten ist somit im Norden und Süden von hohen Gebirgsmauern begrenzt, über welche nördlich drei und im Süden sechs fahrbare Straßen führen. Das Land

dacht sich nach Osten ab und ist durch das Flußthal der Drau gegen Westen und Osten geöffnet. Das Hauptthal des Landes ist das Drauthal, welches sich von der westlichen Landesgrenze bei Ober-Drauburg bis zur östlichen bei Unter-Drauburg um 300 Met. senkt und eine mittlere Seehöhe von 470 Met. hat. Von Möllbrücken bis Spital führt es den Namen Lurnfeld, von Villach an bis gegen Stein den Namen Rosenthal und südlich von Völkermarkt den Namen Jaunthal. In dieses Hauptthal münden von Norden und Süden viele Nebenthäler ein. Unter den nördlichen Nebenthälern sind die westlichen enge, wenig fruchtbare Gebirgsthäler, wie das Möll- und Lieserthal, während die östlichen, das Gurk- und Lavantthal bei größerer Breite und geringerer Höhe auch größere Bodenergiebigkeit aufweisen. Das Längenthal der Gail zeichnet sich durch eine seltene Geradlinigkeit aus.

Die geologische Durchforschung Kärntens wurde von seiten der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien im J. 1855 vorgenommen. Die Drau bildet in ihrem Laufe die Grenze zwischen der Urschieferformation im Norden und der Triasformation im Süden. Die Urschieferformation enthält als unterstes und ältestes Glied den Centralgneis im Nordwesten des Landes. Aus demselben ist der Hauptkamm der Hohen Tauern mit dem Hochnarr, Ankogl, Hochalpenspitz u. s. w. zusammengesetzt. Im Centralgneis sind die alten Gold-, Silber- und Kupferwerke jenes Gebirges. Weiter nach Osten verschwindet der Centralgneis und für denselben erscheint im äußersten Osten Kärntens der jüngere Gneis in der Sau- und Koralpe. Die jüngere krystallinische Schieferhülle enthält die älteren Glimmerschiefer, Talkschiefer, Kalkglimmerschiefer und Chloritschiefer. Der Großglockner besteht aus Chloritschiefer, die Kreuzeckgruppe aus granatführenden Glimmerschiefern. Im kärntner-steierischen Grenzgebirge herrschen die jüngeren Glimmerschiefer vor. In denselben führt der quarzreiche, uneben brechende Glimmerschiefer meist Erze, dagegen ist der über diesem lagernde jüngere Thonglimmerschiefer erzarm. Den quarzreichen Glimmerschiefern sind wie dem Gneis die Urkalklager eingebettet, welche die berühmten Spatheisensteinlager führen. Der Urkalk tritt auch in der südlichen Schieferzone Kärntens auf. Berühmt ist von demselben der kraßthaler Marmor. Magneteisensteine kommen in den die Kalklager begleitenden Thonglimmerschiefern vor. In den Glimmerschiefern der Saualpe sind jene Erzgänge, auf welche einst im Klieninggraben bei St.-Leonhard im Lavantthale auf Gold, Silber und Kupfer gegraben wurde. Auch Graphitlager finden sich in den Glimmerschiefern. Wenn auch die Steinkohlenformation mit ihren Kalken, Sandsteinen und Schieferthonen eine bedeutende Ausdehnung hat, so ist doch die Kohle selbst nur sporadisch vorhanden. Steinkohlenschichten ziehen sich längs des Karawankenzuges von Westen nach Osten. Die Triasformation setzt vorzugsweise die westkarnischen Alpen und die Karawanken zusammen. Sie besteht unten aus bunten Schiefern und Sandsteinen, oben aus Kalken, Dolomiten und Rauchwacken mit Blei-, Zinkerz- und Gipslagerstätten. Man findet in denselben Werfnerschiefer, Guttensteinerkalk, über welchen die bleierzführenden Cassianer-, Hallstätter- und Raiblerschichten liegen. Die rhätische Formation enthält den Alpen-Haupt-Dolomit und den Dachsteinkalk. Als Ganzes betrachtet setzt die Trias- und rhätische Formation die Gailthaler Alpen und die Gebirge um Malborghet, Raibl und Tarvis zusammen. Der Hauptzug derselben streicht nach Osten bis über die Landesgrenze. Die untere Juraformation tritt mehr untergeordnet in den östlichen Karawanken auf. Die Kreideformation ist in Kärnten auf zwei kleine Räumlichkeiten bei Guttaring und bei Lamprechtsberg beschränkt und die Tertiärformation durch die eocäne Nummulitenformation im Kohlenbassin bei Guttaring repräsentirt. Von größerer Bedeutung sind die marinen Schichten der Miocänformation im Lavantthale, welche Lignite und Glanzkohlen von 3 bis 12 Met. Mächtigkeit enthalten. Von nicht minderer Wichtigkeit sind die miocänen Tertiärbecken, welche sich von Hermagor an der Gail bis in das Windischgrätzthal nach Steiermark ziehen. Sie bestehen aus zwei Etagen, der tieferen und älteren von Laibach-Hom-Miß-Liescha-Köttulach und der jüngeren von Filippen-Keutschach-Emersdorf. Beide Becken sind im Grunde von mächtigen Thonlagern ausgekleidet. Die Kohlen der Liescha-Etage sind mehr Glanzkohlen, die der Keutschacher ausschließlich Lignite. Die größeren Ebenen von Klagenfurt, Völkermarkt, Bleiburg und theilweise die Thäler, z. B. das Görtschitz-, Jaun- und Metnitzthal u. s. w. sind vom Terrassendiluvium gebildet. Im Alluvium sind an zahlreichen Orten, z. B. bei St.-Michael, Tainach, Freudenberg, Klagenfurt, Buchscheiden, Tigning, Flatschach, Mosburg, Keutschach, Maria Saal Torfmoore, welche eine Mächtigkeit von 3 bis 4 Met. haben. Die Massengesteine und cruptiven Bildungen sind in Kärnten überall vorhanden. So Serpentine am Fuße der Großglocknergruppe, Diorit bei Eisenkappel, Deutsch-Bleiberg, Eklogite auf der Saualpe, Granit und Syenit am Obir, der Turmalinfels auf der Sau- und Koralpe, grüne und rothe Porphyre bei Raibl, Keutschach, Prevali, und Basalte nordwestlich von St.-Paul im Lavantthale. (Vgl. Peters, Bericht über die geologische Aufnahme in Kärnten 1855, im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Jahrg. VI, 1855, S. 508—80; Seeland, Die geologischen Verhältnisse Kärntens, im Jahrbuche des naturhistorischen Landes-Museums von Kärnten, Heft XII, 1876, S. 54—70.)

Mit Ausnahme der Fella, welche dem Tagliamento zufließt, gehören alle Gewässer zum Gebiete der Donau. Der Hauptfluß des Landes ist die Drau, welche links die Möll, die Lieser mit der Malta, die Gurk mit der Metnitz, Görtschitz und Glan, die Lavant und rechts die Gail aufnimmt. Wie im ganzen Alpenlande schwellen auch in Kärnten die Wildbäche besonders nach rasch eingetretenem Thauwetter oder nach anhaltenden Regengüssen, oft auch nach Gewitterregen derart an, daß das Wasser aus ihren Ufern tritt und das anliegende Culturland nicht selten mit Geröll bedeckt wird. Kärnten ist mit großen und zahlreichen Seen ausgestattet. Die größten

sind der Wörther-, Ossiacher-, Millstätter- und Weißen-See. Davon befinden sich die ersten drei an der südlichen Grenze der krystallinischen Centralzone der Alpen. Der Wörther-See liegt in einer Meereshöhe von 450 Met., hat eine Länge von 16,5 Kilom., eine größte Breite von 1,653 Kilom., eine größte Tiefe von 70 Met. im östlichen und von 83 Met. im westlichen Becken. Der Ossiacher-See liegt in einer Seehöhe von 493 Met., hat eine Länge von 10,7 Kilom., eine größte Breite von 1,5 Kilom. und eine größte Tiefe von 45 Met. Der Millstätter-See liegt 580 Met. über dem Meere, hat eine Länge von 11,5 Kilom. und eine größte Breite von 793 Met. Seine Tiefe beträgt weit über 100 Met. und er ist der tiefste unter den kärntnerischen Seen. Der Weißensee liegt in den Gailthaler Alpen in einer Höhe von 924 Met. über dem Meere, hat eine Länge von 11,7 Kilom., eine größte Breite von 877 Met. und eine größte Tiefe von 97 Met. Charakteristisch ist in demselben die allmähliche Tiefenzunahme vom obern bis zum untern Ende desselben. Südlich vom Ossiacher- und Wörther-See liegen der Faaker-See in einer Meereshöhe von 561 Met. und der Plaschischer- oder Keutschacher-See in einer Höhe von 508 Met. Außer diesen und andern kleineren Seen ist noch eine große Anzahl in bedeutenden Höhen im Gebirge eingebettet. So in den Hohen Tauern der Zirm-See 2499 Met. hoch, der Großsee 2384 Met., Kegele-See, Weißsee 2363 Met., Kleinsee 2073 Met., Feld-See 2208 Met., in den Pöllaer Alpen der Melnik-See, der Turrach-See in der Stangalpe und in den Julischen Alpen der Raibler-See in einer Höhe von 990 Met. u. s. w.

Infolge des Antheiles, welchen Kärnten sowol an der centralen Alpenzone als auch an den südlichen Kalkalpen hat, erfreut sich dieses Kronland einer großen Mannichfaltigkeit landschaftlicher Scenerien, welche dasselbe zu einem der schönsten Alpenländer machen. Während sich im Nordwesten die höchsten Gebirge mit ewigen Schnee- und Eismassen erheben und denselben dunkle, bewaldete und mit üppigen Alpenweiden bedeckte Vorberge vorgelagert sind, von welchen überall die Bäche niederrieseln oder in schäumenden Wasserfällen niederstürzen, ragen im Süden die lichten, nackten Gebirgsmauern der Kalkalpen mit ihren schroffen Wänden und zerrissenen und gezackten Felsenmassen im eminenten Gegensatze zu jenen empor. Zwischen dem Urgebirge und den Kalkalpen ist eine schöne Flußebene eingelagert, von welcher nach Norden und Süden viele romantische Nebenthäler ausästen. Zahlreiche Seen erfreuen das Auge des Beschauers, welchem der Dobrac den schönsten Ueberblick über das Land bietet.

So klein Kärnten ist, so zeigt es doch eine große Mannichfaltigkeit in seinen meteorologischen Erscheinungen. Zur Erforschung dieser bestehen über vierzig Beobachtungsstationen, von welchen die zu Klagenfurt bis zum J. 1813 zurückreicht. Klagenfurt besitzt eine mittlere Jahrestemperatur von 7,52° C., eine Mitteltemperatur des kältesten Monates von 6,12°, eine Mitteltemperatur des wärmsten Monates von 19°, somit eine Amplitude von 25,12° C. Das Klima ist in den Thälern der Kalkalpen excessiver als in den Centralalpen und es haben jene ein continentales, die der Centralalpen ein Seeklima. Die Ursache der bedeutenden Temperaturdifferenzen im Innern Kärntens liegt in der Gebirgsumrandung und in der östlichen Abdachung des Landes. Der kalte Polarstrom kommt leicht über das niedrige kärntener-steierische Grenzgebirge in das Land, staut sich aber in seinem südlichen Vordringen an den Gebirgsmauern der südlichen Kalkalpen, kühlt die Luftmassen des Drauthales ab und verursacht dadurch die excessive Kälte in den tieferen Punkten der Thalsohle. Der warme Südwestwind dagegen bringt über die Kämme der Kalkalpen und über die kalten Luftschichten des Drauthales hinweg und sinkt erst weiter nördlich in den Centralalpen nieder. Es werden daher die Centralalpen von ihm erwärmt, während die Thäler der Kalkalpen kalt bleiben. In Bezug auf die Menge der normalen Niederschläge in Kärnten lassen sich drei Zonen unterscheiden, in welchen nicht nur die Vertheilung der jährlichen Regenmenge, sondern auch ihre Vertheilung nach den Jahreszeiten verschieden ist. Die erste Zone bilden die Orte am Abhange oder in den Thälern der Centralalpen mit hauptsächlich Sommerregen und der geringsten Regenmenge von 0,5 bis 0,8 Met. Die zweite Zone wird gebildet von den im allgemeinen zwischen den Central- und den Kalkalpen liegenden Orten mit hauptsächlich Sommerregen und einer Regenmenge von 0,8 bis 1 Met. In dieser Zone liegt Klagenfurt mit 0,92 Met. Regenmenge. Die dritte Zone umfaßt die Orte der Kalkalpen mit Herbstregen und der stärksten Regenmenge von 1 Met. bis 1,86 Met. In dieser liegt Raibl mit der großen Regenmenge von 1,86 Met. So ungleich diese drei Zonen in ihrer Regenmenge sind, so ist doch in denselben die Zahl der Regentage gleich. Die Ungleichheit der Regenmenge erklärt sich dadurch, daß der Südwestpassat, welcher nicht blos Wärme, sondern auch Regen bringt, in seinem Vordringen über die Gebirgsmauer der Kalkalpen ziehen muß, wobei sich seine Wasserdünste an den kalten Felsenmassen abkühlen und in ihrer größeren Menge als Regen sogleich oder unmittelbar am Nordfuße der Kalkalpen niederfallen, während nunmehr eine geringere Niederschlagsmenge für die nördlicheren Centralalpen übrigbleibt. Die durchschnittliche Zahl der Gewitter schwankt in den verschiedenen Orten zwischen 17 und 42. Die Zahl derselben in Klagenfurt ist 27. Oberkärnten ist weniger den Hagelschlägen ausgesetzt als Unterkärnten.

Die Bevölkerung besteht nach dem Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 aus 348,730 Einwohnern. Davon gehören der römisch-katholischen Kirche 331,027, der griechisch-katholischen 9, der griechisch-orientalischen 35, der evangelischen augsburgischen Confession 17,466, der helvetischen Confession 55, der anglikanischen Kirche 1, der israelitischen Religion 114 und andern Confessionen 4 an; 19 sind confessionslos. Die Umgangssprache der 344,064 Personen der einheimischen Bevölkerung ist von 241,585 deutsch, von 97 czechisch, 10 polnisch, 102,252 slowenisch, 1 serbisch und von 119 Personen italienisch. Im Durchschnitte entfallen

34 Bewohner auf 1 □Kilom. Sonst schwankt, von Klagenfurt abgesehen, die Dichtigkeit je nach der Gebirgsgegend zwischen 41 und 22 Bewohnern auf 1 □Kilom. Die Zahl der Gemeinden ist 212, die der Ortschaften 2939, die der Wohnhäuser 49,420, wovon 45,372 bewohnt und 4048 unbewohnt sind. Die Zahl der Wohnparteien beträgt 71,005, wonach auf ein bewohntes Haus durchschnittlich 8 Personen entfallen. Ortsgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern sind vier und zwar Klagenfurt mit 18,749 Einwohnern, Spital mit 6282 Einwohnern, Villach mit 6104 Einwohnern und Prevali mit 6028 Einwohnern. Geboren wurden im J. 1880 10,909 lebende Kinder, davon 5664 Knaben und 5245 Mädchen. Gestorben sind in demselben Jahre 9120 Personen, davon 4672 männliche und 4448 weibliche. Trauungen fanden 1726 statt.

Bei der Verschiedenheit der Bodenerhebung, Bodenbeschaffenheit und der klimatischen Verhältnisse ist auch das Erträgniß des Ackerbaues in den einzelnen Landstrichen Kärntens variabel. Das Gebiet der mittlern Alpenzone enthält die nöthigen kali- und thonerdigen Bestandtheile für eine gute Humusbildung, welche in Verbindung mit einem großen Wasserreichthume der Vegetation günstig ist, sodaß im nördlichen Kärnten der Feldbau bis zu einer Meereshöhe von 1200 Met. hinaufreicht und sich in Höhen von über 2000 Met. noch Alpenweiden ausdehnen. Dagegen ist das Terrain in den Kalkalpen aus chemischen und mechanischen Gründen der Landwirthschaft weniger günstig. Die Humusbildung geht im Kalke schlechter und langsamer vor sich, auf der steilen und zerrissenen Oberfläche der Kalkalpen kann die Vegetation nicht leicht Wurzel fassen, das Gebirge ist in der Höhe wasserarm, da das Wasser durch Klüfte, Höhlen und Löcher im Innern des Gebirges niedersinkt. Der Feldbau reicht hier kaum mehr bis 1000 Met. Meereshöhe hinauf. Von dem Flächeninhalte Kärntens sind 912,934 Hektaren, d. i. 87,73 Proc., Culturland und 12,27 Proc. unproductiver Boden. 113,038 Hekt., d. i. 12,56 Proc., sind dem Getreidebau und 377,133 Hekt., d. i. 41,31 Proc., dem Futterbau gewidmet. 422,763 Hekt., d. i. 46,13 Proc., sind Waldboden. Das Erträgniß der landwirthschaftlichen Production war im J. 1877: 264,000 Hektoliter Weizen, 682,000 Hektol. Roggen, 182,000 Hektol. Gerste, 729,000 Hektol. Hafer, 237,000 Hektol. Mais, 53,000 Hektol. Haiden, 53,000 Hektol. Hirse, 719,000 Kilogr. Flachs, 360,000 Kilogr. Hanf, 651,000 metr. Centner (= 100 Kilogramm) Klee, 227,000 metr. Centner Grün- und Mengfutter, 2,086,000 metr. Centner Wiesenheu, 34,000 Hektol. Hülsenfrüchte, 690,000 metr. Centner Kartoffeln. Der Weinbau ist von geringer Bedeutung und hauptsächlich auf die Umgebung von Sittersdorf, Globasnitz und Wolfsberg beschränkt. Das Erträgniß war im J. 1873: 1188 Hektol. und im J. 1876 nur 234 Hektol. Der Obstbau ist nicht unbedeutend und trug im J. 1877: 118,900 metr. Centner.

Den Schwerpunkt der kärntnerischen Landwirthschaft bildet die Viehzucht. Der Viehstand umfaßte nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 24,862 Pferde, 200 Esel und Maulthiere, 258,255 Rinder, 167,809 Schafe, 30,265 Ziegen, 105,010 Schweine und 44,132 Bienenstöcke. Der für die J. 1871—1875 berechnete Durchschnittsertrag von 3,818,000 metr. Centnern Klee-Eggarten Feldfutter und Wiesenheues, von 78,000 metr. Centnern Futterrüben und Möhren und von 657,000 metr. Centnern Stoppelrüben gewährt einem zahlreichen Viehstande hinreichende Nahrung. Besondere Aufmerksamkeit wird der Zucht der pinzgauer Pferde (norischer Rasse) zugewendet. Dieselbe kommt am reinsten vor in Oberkärnten in den Bezirken Friesach, Gurk und im Lavantthale. Ungefähr die Hälfte des Pferdestandes, 10,000—12,000 Stück, gehört diesem Pferdeschlage an. Das in Kärnten ursprünglich fast allgemein gezüchtete norische Rind macht mehr und mehr dem möllthaler Rinde Platz. Die Schafzucht producirte im J. 1877: 203,600 Kilogr. Schafwolle. Viele kärntener Schafe werden im Frühjahre von Händlern aufgekauft, auf den Alpen in Tirol gesommert und im Herbste meist nach Frankreich ausgeführt. Die Production von Honig und Wachs betrug im J. 1877: 240,000 Kilogr. Für die Hebung der Landwirthschaft wirkt die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Klagenfurt, die Ackerbauschule und die Gartenbauschule daselbst. Zugleich besteht in Klagenfurt eine Hufbeschlaglehranstalt der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft.

Die Forstwirthschaft ist noch einer bedeutenden Hebung fähig. Die Waldungen sind zum geringern Theile Niederwälder, in der Regel reine Nadelholzbestände, welche größtentheils aus Fichten, dagegen in schotterigen Niederungen und auf seichten, trockenen Gehängen aus Föhren bestehen. Tannen kommen nur in beschränkter Verbreitung und Lärchen in geschlossenen Beständen in hohen Lagen vor. Von Laubhölzern sind am verbreitetsten die Buche besonders in den Karawanken, die Erlen, Birken und Eschen. Ueber 50 Proc. des Waldlandes gehören den Kleingrundbesitzern. Für die Förderung der forstwirthschaftlichen Interessen wirkt seit dem J. 1872 der Forstverein. Die Production oder vielmehr der Verbrauch des Holzes ist von der Montanindustrie sehr abhängig. Im J. 1877 betrug der Holzverbrauch für die Roheisenproduction 254,855 Kubikmet. Holzkohle, während derselbe im J. 1873: 445,250 Kubikmet. erreichte. Nicht unbedeutend ist die Verwendung der Fichtenrinde als Gerbmaterial für die Lederindustrie.

Auf hoher Stufe stehen in Kärnten der Bergbau und die Montanindustrie. Der Bau der Silber- und Goldschachte im Gail- und obern Möllthale soll bis in die keltische Zeit hinaufreichen. Die urkundlichen Nachrichten aber über den Bergbau beginnen mit dem 9. Jahrh. Etwa bei St.-Leonhard im obern Lavantthale stand damals schon das Eisenbergwerk Gamanara im Betriebe. Im weitern Verlaufe des Mittelalters wurde Silber in der Umgebung von Friesach und im Graagraben nächst Sachsenburg gewonnen, ferner Eisen bei Friesach, im Maltathale, Blei bei Pleyberg (Bleiberg), Gold bei St.-Leonhard. Zu den ältesten Gruben gehören zweifellos die Baue auf Gold und Silber im Möllthale und Zirknitzthale. Besonders ergiebig waren die Kleininger

und St.-Leonharder Gold- und Silberbergbaue im Lavantthale. Im J. 1500 stand das Bergwesen in höchster Blüte. Bald trat der Verfall der kärntnerischen Bergwerke auf Gold und Silber ein. Die Ursachen hiervon waren der Nachlaß ihrer Ergiebigkeit, die schlechte Verwaltung und die Reformation im 16. und die Gegenreformation im 17. Jahrh. (vgl. Luschin, Gold- und Silberbergbau in Kärnten während des Mittelalters, im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. XLVII, 1871, S. 223—238; Verfall des Bergbaues auf Gold und Silber in Kärnten, im Archiv für Geographie, Historie, herausgegeben von Hormayr, Jahrg. 1832, S. 461 fg.) An Eisenerzen wurden im J. 1873: 1,857,529 metr. Centner, im J. 1878 blos 987,141 metr. Centner gewonnen. Im besondern betrug im J. 1878 die Erzeugung von Frischroheisen 477,518 metr. Centner, von Gußroheisen 5029 metr. Centner und von Bessemerstahl 183,116 metr. Centner. Von den Eisen- und Stahlschmelzwerken sind die größten und besteingerichteten im Besitze der hüttenberger Eisenwerksgesellschaft, welche in der Nähe der Rudolfsbahnstation Hüttenberg das Eisen- und Schmelzwerk zu Heft, dann in der Eisenbahnstation Mösel das Eisenschmelzwerk Lölling, dann ein Eisenschmelzwerk zu Treibach, einen Hohofen zu Eberstein und einen Hohofen mit Bessemerhütte zu Prevali besitzt. Außerdem sind noch der Hohofen der judenburger Eisenwerksgesellschaft zu Olsa am Steirerbach und die gräflich Henkel'schen Schmelzwerke zu St.-Leonhard, St.-Gertraud und Waldenstein und das gräflich Lodron'sche Schmelzwerk zu Eisentratten bei Gmünd erwähnenswerth. Das kärntener Roheisen wird zum größten Theil in den Hüttenwerken von Kärnten verarbeitet und nur ungefähr 22 Proc. gehen außer Land. An Bleierz wurden im J. 1878: 70,806 metr. Centner und an Reinblei 42,693 metr. Centner gewonnen, und hat die Reinbleierzeugung gegenwärtig eine Höhe wie nie zuvor erreicht. Bleischmelzwerke sind in Bleiberg, Raibl, Kinaleiten, Jauken, Rubland, Kolm, Windisch-Bleiberg, Kappel, Bleiburg, Miß, Schwarzenbach, Hochpetzen und Topla. Zinkerze werden in der Regel als Nebenproducte der Bleierze gewonnen. Die Productionsmenge betrug im J. 1878: 59,015 metr. Centner, wovon den größten Theil die k. k. Montanwerke zu Raibl und die Bergwerksunion zu Bleiberg erzeugten. Die Ausbeute an Quecksilber, Kupfer, Gold, Braunstein und Graphit ist gegenwärtig unbedeutend. Von Mineralkohlen werden in Kärnten blos Braunkohlen und Lignite gewonnen. Die Productionsmenge betrug im J. 1878: 668,880 metr. Centner. Das größte und besteingerichtete Kohlenbergwerk ist zu Liescha, die nächstbedeutenderen Kohlenwerke sind zu Homberg und Miß. Von den übrigen Kohlenbergwerken sind die zu Wiesenau und Wolfsberg, Sonnberg und Keutschach zu erwähnen. Zur Ausbildung von Bergarbeitern zu Vorstehern und Bergbeamten besteht die Bergschule des kärntnerischen berg- und hüttenmännischen Vereins zu Klagenfurt mit einem zweijahrigen Curse.

In der Industrie nimmt die Montanindustrie die erste Stelle ein. Im Gebiete der Eisenindustrie und zwar insbesondere im Zweige der Eisengießereien und Maschinenfabriken sind die Maschinenfabriken zu Villach, die Eisengießerei und Maschinenfabrik zu Brückl und Klagenfurt, das Eisenraffinirwerk und die Maschinenfabrik zu Prevali, von Raffinirwerken die Werke zu Gmünd, Mühldorf, Tragin, Malborghet, Tarvis, Korpitsch, das große Puddlings- und Walzwerk zu Buchscheiden, die Stahlhammerwerke zu Poitschach, Himmelberg, Pölling, das Eisenpuddelwerk zu Freudenberg, das Stabbandeisen- und Schwarzblechwalzwerk zu Lippitzbach, die Drahtfabrik zu Feistritz, Unterloibl und Weidisch-Ferlach, die Stahlfabrik Kappel, die Walzwerke Schwarzenbach, Streiteben und Miß, das Eisen- und Stahlhammerwerk Wolfsberg, das Hammer- und Cementstahlwerk zu Frantschach, die Wagenfedernfabrik zu Kollnitz thätig. Von Eisen- und Stahlwaarenfabriken sind die Drahtseilfabrik Bleiberg, die Werke in Feldkirchen, Mühlgraben und Oberboden, das Zeughammerwerk Altendorf, die Sensenfabriken zu Greifenburg, Himmelberg, Klein-Glödnitz und Wolfsberg, besonders aber die berühmte Gewehrfabrikation in Ferlach, welche 8000 bis 12,000 Stück Gewehre im Jahre liefert, zu erwähnen. Nächst der Eisenindustrie steht die Bleiindustrie auf hoher Stufe. Von Bleiwaarenfabriken sind thätig die Compressionswaarenfabrik in St.-Martin bei Villach, die Schrotfabriken zu Föderaun, Gailitz und Gurlitsch, die Glätte- und Mennigfabriken zu Obervellach, Gailitz, Gurlitsch und Saag und die Bleiweißfabriken zu Klagenfurt, Wolfsberg und St.-Veit. Kärnten besitzt zahlreiche Marmorbrüche, von welchen die vorzüglichsten bei Pörtschach, Kulmberg, Altendorf und Kraßthal sind. Letzterer ist schon von den Römern, besonders aber im Mittelalter ausgenützt worden. Für die Glasfabrikation sind die Fabriken zu Tscherniheim und St.-Vincenz thätig. Letztere ist unter der Spitze der Koralpe gelegen und die älteste Glasfabrik des Landes, welche seinerzeit ausgezeichnetes Spiegelglas erzeugte. Auf dem Gebiete der Holzindustrie arbeiten fünf Fourniersägen und eine große Fabrik zu Villach. Die Holzstofffabrikation ist in Kärnten noch jung. Die Fabriken zu Dellach, Spital, Spital-Ponau, Unternberg, Stadelbach-Paternion und Poitschach verlegen sich hauptsächlich auf die Erzeugung von Holzpappen. Die Lederindustrie ist nicht unbedeutend. Auf dem Gebiete der Textilindustrie sind besonders die Tuch- und Wollstofffabriken in Klagenfurt und Viktring hervorzuheben, welche hauptsächlich die einheimische grobe Schafwolle zu groben Tüchern, Loden, Filz u. s. w. verarbeiten, aber auch feine Tücher herstellen. Für Leinenindustrie ist seit dem J. 1877 die erste kärntnerische mechanische Flachsspinnerei und Weberei in Feldkirchen im Betriebe und dem Flachsbaue sehr förderlich. Auf dem Gebiete der Industrie in Genuß- und Nahrungsmitteln sind die k. k. Tabackfabrik in Klagenfurt und zahlreiche Mühlen, darunter die größte in Spital und die Kunstmühle in Limmersach bei Klagenfurt thätig. Die Bierbrauereien erzeugten im J. 1878: 111,276 Hektoliter Kesselbier und 1949 Hektoliter Steinbier. Die größeren auf Dampfbetrieb eingerichteten Brauereien sind zu Sorgendorf, Silberegg, Winklern bei Klagenfurt,

Villach, Krumpendorf und Unterbergen. Vom Kunstgewerbe bestehen vier Buchdruckereien in Klagenfurt, zwei in Villach und eine in Wolfsberg, ferner vier Buchhandlungen in Klagenfurt und zwei in Villach, eine lithographische und elf photographische Anstalten. Für die Hebung des Gewerbewesens wirken die gewerblichen Fortbildungsschulen zu Ferlach, Feistritz im Rosenthale, Villach, Völkermarkt, Kappel und Feldkirchen, die Abendgewerbe- und Handelsschule in Klagenfurt, die Gewerbeschule in Viktring, die permanente Zeichenschule des Gewerbevereins als Tagesschule an der Gewerbehalle, die gewerbliche Zeichen- und Modellirschule an der Gewerbehalle und die Abendzeichenschule an der Gewerbehalle zu Klagenfurt, die Abend- und Sonntagszeichenschule an der Tischlereifachschule zu Wolfsberg und die Sonntags- und Abendzeichenschule an der Holzschnitzereischule zu Villach; ferner als eigentliche Fachschulen die mechanisch-technische Lehrwerkstätte zu Klagenfurt, die Holzschnitzereischule zu Villach, die Tischlerfachschule in Wolfsberg, die Fachschule für Gewehrerzeugung in Ferlach, die Hufbeschlagslehranstalt zu Klagenfurt, die Fachschule für Kunststickerei und Fransenknüpferei für die weibliche Jugend zu Bleiburg und die Mädcheninduſtrie- oder Arbeitsschule in Klagenfurt. Eine sehr ersprießliche Thätigkeit entfaltet die Gewerbehalle in Klagenfurt, welche zunächst den Zweck hat, die gelungenen Gewerbserzeugnisse des Landes bekannt zu machen und zugleich den kärntnerischen Gewerbsmann mit den vorzüglichsten fremden Erzeugnissen und mit den Fortschritten der einzelnen Gewerbszweige vertraut zu machen. Mit der Gewerbehalle steht in unmittelbarer Verbindung der kärntnerische Industrie- und Gewerbeverein, welcher die Hebung des Gewerbswesens im Lande zum Zweck hat. Für das Geld- und Creditwesen bestehen die österreichisch-ungarische Bankfiliale zu Klagenfurt, ferner sieben Sparkassen und zwar zu Klagenfurt, Villach, Wolfsberg, Völkermarkt, St.-Veit, Friesach und Feldkirchen, welche zusammen im J. 1879 ein Kapital von 14,570,375 Fl. in Verwaltung hatten. Von den zwanzig Aushülfskassen und Vorschußkassenvereinen sind die gewerblichen Aufsichtskassenvereine in Klagenfurt und Villach, die Vorschußkassenvereine in Gmünd und Wolfsberg, sowie die bäuerliche Creditgenossenschaft für Klagenfurt die bedeutenderen. Von Actiengesellschaften bestehen die bleiberger Bergwerksunion mit einem Actienkapital von 1,600,000 Fl., ferner die hüttenberger Eisenwerksgesellschaft mit einem Nominal-Actienkapital von 12,000,000 Fl., die erste kärntnerische Brauerei-Actiengesellschaft zu Silberegg mit einem Actienkapital von 500,000 Fl. und die Wörtherseebad-Actiengesellschaft mit 60,000 Fl. Actienkapital.

Für das Communicationswesen besteht ein hinreichendes Netz von Reichs- und Landesstraßen, deren Anlage und Erhaltung infolge der Gebirgsnatur des Landes mit Schwierigkeiten und bedeutenden Geldkosten verbunden ist. Die Schiffahrt auf der Drau hat seit dem Bestande der Eisenbahnen ihre frühere Bedeutung verloren und ist gegenwärtig mehr Flößerei als Plettenschiffahrt. Mit Dampfschiffen wird blos der Wörther-See und der Kanal, welcher denselben mit Klagenfurt verbindet, befahren. Kärnten ist sowol nach der Länge als nach der Breite von je einer großen Eisenbahn durchschnitten, welche den Verkehr mit den benachbarten Ländern und mit dem Mittelpunkte des Reichs vermitteln. Die Südbahn durchzieht das Hauptthal des Landes von Osten nach Westen von Unter-Drauburg nach Nikolsburg in einer Länge von 189,555 Kilom. und die Kronprinz-Rudolfsbahn von Norden nach Süden mit der Hauptbahn von Friesach nach Tarvis und an die krainische Grenze mit den Zweigbahnen Launsdorf-Mösel, St.-Veit-Klagenfurt und der Pachtlinie Mösel-Hüttenberg in einer Länge von 165,822 Kilom. Die k. k. Staatsbahn Tarvis-Ponteba mit einer Baulänge von 24,736 Kilom. vermittelt den Verkehr von Tarvis bis zur italienischen Reichsgrenze, und die k. k. Staatsbahn Unter-Drauburg-Wolfsberg verbindet in einer Länge von 37,790 Kilom. in Kärnten als Secundärbahn die Südbahnstation Unter-Drauburg mit Wolfsberg. Die Gesammtlänge der Eisenbahnlinien in Kärnten beträgt demnach 417,9 Kilom. Der Post- und Telegraphenverkehr wird vom Staate betrieben. Für die Ausbildung im Mercantilfache besteht in Klagenfurt die öffentliche Handelsschule des Industrie- und Gewerbevereins.

Für die geistige Cultur des Landes sorgen zwei vollständige Gymnasien in Klagenfurt und Villach, das Untergymnasium der Benedictiner in St.-Paul, die Realschule in Klagenfurt, die Lehrerbildungs- und Lehrerinnenbildungs-Anstalt in Klagenfurt. Kärnten besaß im J. 1875 325 Volksschulen mit einschließlich zwei Bürgerschulen. Das Lehrpersonal an denselben bestand aus 418 männlichen und 143 weiblichen Lehrern, zusammen aus 561 Lehrkräften. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder war 50,943, die der schulbesuchenden nur 37,465. Im J. 1878 erschienen in Kärnten 6 politische Blätter, 1 landwirthschaftliches Blatt, 3 gewerblich-technische Blätter, 2 religiöse Blätter, 3 pädagogische Zeitschriften und 1 geographisch-historische Zeitschrift, zusammen also 16 periodische Blätter, davon 14 in deutscher und 2 in slowenischer Sprache.

Die Verfassung des Landes beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861, wonach der Landtag aus 1 Mitgliede mit Virilstimme, nämlich dem jeweiligen Fürstbischofe von Gurk, 10 Abgeordneten des Großgrundbesitzes, 2 Abgeordneten der Landeshauptstadt Klagenfurt, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt, 7 Abgeordneten der Städte und Industrieorte und 14 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern besteht. Auf Grund des Gesetzes vom 2. April 1873 werden in das Haus der Abgeordneten des Reichsrathes von Kärnten 9 Abgeordnete und zwar 1 vom Großgrundbesitze, 3 von den Städten, 1 von der Handels- und Gewerbekammer und 4 von den Landgemeinden unmittelbar auf 6 Jahre gewählt.

An der Spitze der politischen Landesverwaltung steht die k. k. Landesregierung in Klagenfurt, welcher der Magistrat der Stadt Klagenfurt und die sieben Bezirkshauptmannschaften zu Klagenfurt, Hermagor, Spital,

St.-Veit, Villach, Völkermarkt und Wolfsberg unterstehen. Der k. k. Landesregierung sind ferner noch der Landessanitätsrath, sowie die Grundlastenablösungs- und Regulirungs-, ferner die Lehen-Allodialisirungs- und die Grundsteuerregulirungs-Landescommissionen untergeordnet. Für den politischen Dienst bestehen noch das k. k. Polizei-Grenzcommissariat in Pontafel, ferner die Baubehörden in Völkermarkt, Klagenfurt, Spital und Villach und die Sanitätsbehörden in Klagenfurt, Villach, St.-Veit, Völkermarkt, Spital, Wolfsberg, Hermagor und die forstpolizeilichen Organe in Villach und Völkermarkt. Als oberste Behörde für das Unterrichtswesen des Landes besteht in Klagenfurt der k. k. Landesschulrath, welcher aus drei Mitgliedern der politischen Landesstelle, aus zwei delegirten Landesausschuß-Beisitzern, aus zwei Vertretern der katholischen und protestantischen Confession, aus zwei Fachmännern des Lehramts und aus einem Abgeordneten des Gemeinderathes zu Klagenfurt besteht. Den Vorsitz führt der jeweilige Landespräsident. Demselben sind die acht Bezirksschulräthe, ferner die höheren Lehranstalten des Landes und die Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen in Klagenfurt untergeordnet. In judicieller Hinsicht gehört Kärnten zum Sprengel des k. k. Oberlandesgerichtes in Graz. In Klagenfurt besteht ein Landesgericht, welchem die 27 Bezirksgerichte zu Althofen, Arnoldstein, Bleiburg, Eberndorf, Eberstein, Feldkirchen, Ferlach, Friesach, Gmünd, Greifenburg, Gurk, Hermagor, Kappel, Kötschach, Millstatt, Obervellach, Paternion, Rosegg, St.-Leonhard, St.-Paul, St.-Veit, Spital, Tarvis, Villach, Völkermarkt, Winklern und Wolfsberg subordinirt sind. Für die Finanzverwaltung des Landes fungirt als oberste Behörde in Klagenfurt die k. k. Finanzdirection, welcher die k. k. Finanzprocuratur daselbst, die k. k. Zollämter in Klagenfurt, Villach, Pontafel und Mauthen, ferner die k. k. Finanzwache in den Controlbezirken zu Klagenfurt, Villach, Friesach, Mauthen, St.-Veit, Tarvis, Völkermarkt, Obervellach, Spital und Wolfsberg, ferner das k. k. Landeszahlamt in Klagenfurt, die Steuer-Localcommission daselbst, die Verwaltungsorgane für die directe Besteuerung bei den Bezirkshauptmannschaften Klagenfurt, Villach, Hermagor, Spital, St.-Veit, Völkermarkt und Wolfsberg, dann die Hauptsteuerämter in Klagenfurt und Villach, das k. k. Gebühren-Bemessungsamt, das k. k. Katastral-Mappen-Archiv und die k. k. Steuerämter an den Sitzen der Bezirksgerichte, die Punzirungsstätte und die k. k. Tabackfabrik in Klagenfurt unterstehen. Von den Behörden für Handel und Verkehr besteht in Klagenfurt eine Handels- und Gewerbekammer. Die k. k. Postämter stehen unter der k. k. Postdirection, die Telegraphenämter unter der k. k. Telegraphendirection, die Aichämter unter dem k. k. Aichinspectorate in Graz. Als Behörde für Landescultur und Bergwesen fungirt die k. k. Berghauptmannschaft in Klagenfurt, welcher die zwei k. k. Revierbergämter in Klagenfurt und die k. k. Berg- und Hüttenverwaltung in Raibl unterstehen. Die in Kärnten bestehenden Forst- und Domänenämter sind der k. k. Forst- und Domänendirection in Görz unterstellt. Die Behörden für Landesvertheidigung und zwar die Commanden der aus Kärnten ergänzten Landwehr-Truppenkörper unterstehen dem k. k. Landwehr-Commando in Graz. An der Spitze der katholischen Kirchenverwaltung des in 24 Decanate eingetheilten Landes steht der Fürstbischof von Gurk mit dem Wohnsitze und dem Domkapitel in Klagenfurt. (Wagner, J., Das Herzogthum Kärnten, geogr. hist., Klagenfurt 1847. — Amthor, E. und M. Jabornegg-Gamsenegg, Kärntnerführer. Gera 1874 = Bd. II. von Amthor und Jabornegg's Führer in die deutschen Alpen.)

Als die ältesten Bewohner Kärntens sind uns die Carner bekannt, deren Name auf das keltische Wort carn (Horn) zurückzuführen ist und Bergbewohner bedeutet. Sie schmolzen allmählich zusammen und verschwinden im Verlaufe der Völkerwanderung aus der Geschichte. Von 13 v. Chr. an bildet Kärnten den südlichen Bestandtheil der römischen Provinz Noricum mit dem Hauptorte Virunum bei Maria Saal am Zollfelde. Nächst Virunum war der bedeutendste Römerort im heutigen Kärnten die Colonie Teurnia oder Tiburnia am Lurnfelde nächst Spital, welche bereits um 350 der Sitz eines Bischofs war. Als die Völkerwanderung Wesen und Herrschaft der Römer hinweggefegt hatte, ließen sich in der Mitte des 6. Jahrh. die Slawen nieder. Zwischen den Avaren, den Longobarden und Bajovaren hatten sie eine schwierige Stellung, die sie unter die Abhängigkeit der Avaren brachte. In schweren Kämpfen gelang es ihnen, in der Mitte des 7. Jahrh. den Druck der Avaren abzuschütteln und unter Samo's Führung sich zu einer einigen Macht zu consolidiren, welche sich sogar über Böhmen, Mähren und das nördliche Ungarn erstreckte. Mit Samo's Tode war aber auch des jungen Reiches Herrlichkeit dahin und die Großen theilten sich in die Herrschaft. In der Mitte des 8. Jahrh. kam Kärnten in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Baiern. In dieser Zeit nahm um 738 der einheimische Fürst Boruth das Christenthum an, dessen Verbreitung im Lande besonders vom Bischofe von Salzburg Virgilius und dem Wanderbischofe Modestus gefördert wurde. Mit Tassilo's Sturze fiel Kärnten 788 unter die Hoheit Karl's des Großen, welcher daselbst die fränkische Verwaltung einführte, wodurch die einheimischen Fürsten und das slawische Element allmählich zurückgedrängt und das Deutschthum verbreitet wurde. Durch den Vertrag zu Verdun kam Kärnten mit Baiern 843 an Ludwig den Deutschen und 876 an dessen Sohn Karlmann, welcher seinen natürlichen Sohn Arnulf zum Herzog von Kärnten erhob.

Hierauf regierten über das Land mehr als vier Jahrhunderte hindurch verschiedene Geschlechter. Zunächst wurde es von den Herzogen von Baiern, Arnulf, Berthold und Heinrich verwaltet. Das J. 976 bildet für die Geschichte Kärntens einen wichtigen Abschnitt, da es in diesem Jahre von Kaiser Otto II. zu einem besondern Herzogthume erhoben und an Heinrich, den Neffen des bairischen Herzogs Arnulf, mit Istrien und fast ganz Friaul verliehen wurde. Die Herrschaft der Herzoge von

Kärnten erstreckte sich in ihrer größten Ausdehnung zunächst über die unter dem Namen Carantanum oder Carantania begriffenen Landstriche, d. i. das heutige untere Pusterthal, das heutige Kärnten, Steiermark und sogar das südöstliche Niederösterreich bis zur Schwarza und Piestnig und über das außer Carantanien gelegene Krain, die istrianer Mark, die aquilejer und veroneser Mark. In einer ganz besondern Weise fand bis in die Zeit Kaiser Ferdinand's II. herauf die Huldigungsfeier der kärntnerischen Landesfürsten statt. Der neue Landesfürst erschien nämlich zuerst im Bauernkleide vor einem Bauern, welcher, umgeben vom Landvolke, auf einem Marmortische bei der Karnburg in der Nähe von Maria Saal saß. Er leistete hierauf das Versprechen, Gerechtigkeit zu üben, und bestieg, nachdem der Bauer den steinernen Tisch verlassen hatte, diesen, um von neuem, indem er nach allen Richtungen das Schwert schwang, das Versprechen zu geben, ohne Unterschied der Person richten zu wollen. Dann legte er die bäuerliche Kleidung ab und die fürstliche an und begab sich zu dem steinernen Herzogsstuhle, welcher in der Ebene auf dem Zoll- oder Saalfelde stand. Hier leistete er mit entblößtem Haupte der Landschaft den vorgeschriebenen Eid, nahm hierauf die Huldigung entgegen und verlieh die Lehen. Den Schluß des Huldigungsactes bildete ein Te Deum laudamus in der Kirche zu Maria Saal.

Nach der Absetzung Heinrich's des Zänkers 976 erscheint bereits im J. 979 als Herzog von Kärnten Otto von Worms, ein Sohn Konrad's von Lothringen, hierauf Heinrich der Jüngere 983, Heinrich der Zänker 991, Otto, der Vater des königlichen Kapellans Bruno, 996, nach dessen Tode 1004 sein Sohn Konrad I. und nach dessen Absterben 1012 Adalbero I. aus dem Hause Eppenstein. Dieser wurde vom Kaiser Konrad wegen Hochverrathes auf dem Tage zu Bamberg 1035 seines Herzogthums entsetzt und dieses dem im J. 1012 übergangenen Sohne Konrad's I. Konrad II. verliehen. Nach diesem blieb das Herzogthum von 1039 bis 1047 unbesetzt. Im J. 1047 verlieh Kaiser Heinrich dasselbe an den schwäbischen Grafen Welf III., trennte aber davon, um die Macht des Herzogs einzuschränken, Steiermark sowie die krainische und istrische Mark. Mit dem Tode Welf's 1055 erlosch der Mannsstamm des alten Welfenhauses. Der Kaiser hatte nunmehr die Absicht, Kärnten unbesetzt zu lassen und die Regierung wie die andern Länder an sich zu ziehen. Auch seine Witwe Agnes führte nach des Kaisers Tode einige Zeit die Regierung über Kärnten, belehnte aber hierauf damit Berthold von Zähringen, welcher in seine neue Würde 1061 wirklich eintrat. Der Untreue verdächtigt wurde diesem aber auf dem Reichstage zu Bamberg 1073 das Herzogthum von Heinrich IV. entzogen. Von nun an wurde Kärnten von den Eppensteinern Marquard III. 1073—1076, Liutold 1076—1090 und Heinrich 1090—1122 verwaltet. Mit letzterem erlosch 1122 das Geschlecht der Eppensteiner, um den herzoglichen Stuhl dem kräftigeren Geschlechte der Sponheimer zu räumen, deren Regierungsperiode sich für Kärnten höchst glorreich gestaltete. Bereits seit einem Jahrhunderte war dieses Geschlecht in Kärnten heimisch geworden, wenngleich seine Stammburg jenseit des Rheins lag. Der jüngste Sohn Graf Siegfried's von Sponheim, Heinrich, eröffnet die Reihe der kärntnerischen Herzoge dieser Dynastie. Nach seinem Tode 1124 folgte sein älterer Bruder Engelbert, der Stifter des Klosters St.-Paul, und auf diesen dessen Sohn Ulrich. Im J. 1143 succedirte Heinrich II., welcher dem Kaiser Friedrich I. in dessen Kämpfen mit den Städten Italiens treu zur Seite stand. Er besaß eine zu jener Zeit seltene Ausbildung in den Sprachen, Wissenschaften und Künsten und stand bei dem Kaiser in hohem Ansehen. An der Spitze einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel erlitt er im Ionischen Meere Schiffbruch, wobei er sein Leben verlor (1161). Hierauf bestieg sein Bruder Hermann den herzoglichen Stuhl und hielt wie sein Vorgänger treu zum Kaiser, wenn er auch nicht so wie jener sich an den äußern Unternehmungen des Kaisers betheiligte und seine Aufmerksamkeit mehr dem Lande Kärnten zuwendete. Er starb 1181. Sein Sohn und Nachfolger Ulrich betheiligte sich an dem Kreuzzuge 1196, von welchem er 1198 krank zurückkehrte. Er war dadurch genöthigt, zu seinen Regierungshandlungen seinen jüngeren Bruder Bernhard beizuziehen, welcher ihm auch nach seinem Tode 1202 in der herzoglichen Würde folgte. Bernhard war hochgebildet und ein würdiger Zeitgenosse der hohenstaufischen Kaiser. Er war mit Juta, der Tochter des Böhmenkönigs Ottokar I., vermählt. Er erhob den Markt Klagenfurt zur Stadt. Er verstand es, sich in den Kämpfen zwischen den Hohenstaufen und deren Gegnern stets auf die Seite des Mächtigern zu stellen. So anhänglich er sonst wie alle seines Stammes den Hohenstaufen war, so leistete er doch dem Kaiser Otto IV. Heeresfolge nach Italien; als aber der Stern Otto's sank, finden wir ihn bereits 1213 in der Umgebung Kaiser Friedrich's II., sowie auch später an dessen Seite in Italien und als einen Hauptförderer des Friedensschlusses zwischen Kaiser und Papst zu St.-Germano 1230. Auch in seinen vorgerückten Lebensjahren blieb er der unzertrennliche Begleiter Friedrich's II., welcher ihm 1235 die Vollziehung der Reichsacht gegen Friedrich II. den Streitbaren von Oesterreich übertrug. Er starb 1256. Es folgte ihm sein ältester Sohn Ulrich, während sein jüngerer Sohn Philipp sich dem geistlichen Stande widmete. Ulrich war zum zweiten mal mit Agnes, der Tochter Hermann's von Baden und der österreichischen Gertrude, vermählt. Mit ihm erlosch 1269 das edle Geschlecht der Sponheimer, unter welchem durch die Kreuz- und Römerzüge sich der materielle und geistliche Wohlstand des Landes hob. Kenntnisse und Künste zogen unter ihnen ins Land. Aus ihrer Zeit datiren die schönsten Bauten der romanischen Bauperiode in Kärnten, die Dome zu Gurk und St.-Paul. Am Hofe des Herzogs Bernhard sangen die Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, Zachäus von Himmelberg, Konrad von Sonneke und Walther von der Vogelweide. Zahlreiche

Fresco-, Email- und Miniaturgemälde in den Klöstern und Kirchen verkünden aus jener Zeit die Pflege dieser Kunst.

Přemysl Ottokar II. von Böhmen hatte den kinderlosen Herzog Ulrich dahin gebracht, daß dieser im J. 1268 ihn zum Erben seiner Lehen und Allodien ernannte, weshalb er nach Ulrich's Tode im folgenden Jahre sich sogleich in den Besitz von Kärnten setzte und in diesem verblieb, bis er im J. 1276 vom deutschen Könige Rudolf von Habsburg zur Rückgabe und Verzichtleistung darauf gezwungen wurde.

Nachdem König Rudolf im J. 1282 Kärnten seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf verliehen, aber bald darauf wieder zurückgenommen hatte, belehnte er damit zum Dank den Grafen Meinhard von Tirol, welcher ihn zur Besiegung Ottokar's kräftig unterstützt hatte. Dieser starb im J. 1295 und es folgte ihm sein Sohn Heinrich, welcher als Gemahl einer böhmischen Prinzessin vorübergehend (1307—1309) auch auf dem böhmischen Throne saß. Heinrich hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, Margaretha Maultasche. Um das künftige Erbe Heinrich's bewarben sich nun die drei benachbarten rivalisirenden Häuser Oesterreich, Böhmen und Baiern. Heinrich von Kärnten ließ sich vom Kaiser Ludwig von Baiern einen Gnadenbrief ausstellen, wonach ihm in Ermangelung männlicher Nachkommen seine Tochter Margaretha Maultasche folgen sollte, und Johann von Böhmen brachte hierauf 1330 eine Vermählung zwischen seinem achtjährigen Sohne Johann Heinrich und der Margaretha zu Stande, wonach also Kärnten und die übrigen Länder Heinrich's von Kärnten in Zukunft an Böhmen fallen konnten. Da sich dadurch sowol Oesterreich als Baiern in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, so machten sie nun gegen Böhmen gemeinsame Politik und setzten ein Schiedsgericht ein, welches 1330 zu Augsburg den Ausspruch that, daß Kaiser Ludwig von Baiern verpflichtet sein solle, den Herzogen Otto von Oesterreich, dessen Bruder Albrecht und dessen Söhnen das Herzogthum Kärnten bei dem Tode Heinrich's zu verleihen, wogegen der Kaiser Ludwig von Baiern Tirol erhalten sollte. Dieser Vertrag blieb geheim und wurde im J. 1335 nach dem Tode Heinrich's von Kärnten in der Art verwirklicht, daß Kaiser Ludwig die von ihm früher ausgesprochene Successionsfähigkeit der Margaretha Maultasche zurücknahm und Kärnten und Tirol als erledigtes deutsches Reichslehen den beiden mit ihm eng verbundenen Herzogen von Oesterreich am 2. Mai 1335 zusprach. Oesterreich konnte sich wol damals noch nicht in Tirol festsetzen, dagegen verblieb es seither im Besitze Kärntens.

Der eigentliche landesfürstliche Besitz war wol anfangs klein, indem er sich blos auf die drei Städte St.-Veit, Klagenfurt und Völkermarkt beschränkte; der größte Theil des Landes war im Besitze der Bischöfe von Salzburg und Bamberg, der Grafen von Görz und Ortenburg und der Auffensteine. Nach und nach kamen aber auch diese Herrschaften in den landesfürstlichen Besitz. Dagegen wurden um 1500 das Pusterthal an Tirol und die Umgebung von St.-Lambrecht an Steiermark abgetrennt. Infolge des Wiener Friedens 1809 ging der villacher Kreis an Napoleon verloren, wurde aber 1813 wieder von Oesterreich zurückerobert, worauf derselbe im J. 1816 mit dem klagenfurter Kreise dem österreichischen Königreiche Illyrien zugetheilt wurde. Seit 1849 bildet Kärnten infolge des kaiserlichen Patentes vom 4. März ein besonderes Kronland und gehört seit dem J. 1867 zu den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie. (Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten von J. Freiherr von Ankershofen, C. Tangl und H. Hermann. Klagenfurt 1843—64. 9 Bde.) (*Ferd. Grassauer.*)

KARNUL, britischer District in der Madras-Präsidentschaft Ostindiens; im Norden begrenzen ihn die Tungabhadra und Krischna und der Kistna-District; im Süden Kaddapah und Bellari, im Osten Nellur und Kistna, im Westen Bellari. Er liegt zwischen 14° 54′ und 16° 14′ nördl. Br., ist 7151 engl. □Meilen oder 18,520 □Kilom. oder 336,3 geogr. □Meilen groß (wenig kleiner als der Reg.-Bez. Frankfurt) und hatte 1879 914,432 Bewohner. — Von Norden nach Süden durchziehen ihn parallel das Nallamaláis- und das Jellamaláis-Gebirge; das erstere, im Districte 15 geogr. Meilen lang und bis 5,5 Meilen breit, hat im Biranikonda 960 Meter, im Gundlabrahmeswaram 931 Meter, im Durugapukonda 945 Meter Höhe; das erstere ist nur bis 600 Meter hoch, abgeflacht und hat steile Ränder. Beide Ketten theilen das Land in drei verschiedene Abtheilungen: die östlichere ist das Kambhan- (Cumban-) Thal, etwa 180 Meter hoch und sehr hügelig; die Ostseite begrenzt das bis 600 Meter hohe Velikonda-Gebirge. Unter den im Innern durch Abdämmung von Schluchten zur Bewässerung angelegten Tanks ist der 0,7 geogr. □Meilen große, herrliche Kambham-Tank, welcher 6000 Acres Land bewässert. Aus diesem Thale führen der Nandikanama-Ghat und der Mentral-Paß über das Nallamaláis-Gebirge nach der mittlern Abtheilung. Diese ist ein 230 Meter hohes großes, offenes Thal mit schwarzem Baumwoll-Erdreich, das in der Hitze ein Bild der Dürre bietet; aber die Hügelgehänge bedecken Wälder und Gärten, welche von den Höhen her gut bewässert sind. Der Kanal der Madras-Bewässerungs-Compagnie führt gerade durch dieses Thal. An den Seiten des Thales finden sich Steinbauten, vielleicht aus einer Zeit, wo Wasser das Thal erfüllte. Die westliche Abtheilung bildet das Nordende vom östlichen Rande des Maisur-Plateaus und liegt 275 Meter hoch bei Karnul, im äußersten Norden, und 520 Meter hoch bei Peapalli, 1 geogr. Meile nördlich von der Südgrenze. Es ist mit kahlen Felshöhen und langen Kämmen besetzt und von Süden nach Norden von der zur Tungabhadra gehenden Hindri durchflossen. — Die Hauptflüsse sind die an der Nordgrenze fließenden Tungabhadra und Krischna; erstere ist bei Hochwasser über 820 Meter breit und 4,6 Meter tief; letztere fließt hauptsächlich durch unbewohnte Dschangels; ihre Tiefe wechselt bei Hochwasser von 7,6 bis 12,2 Meter. — Im Kundair-Thale sind herrschende Gesteine: Schiefer, Kalk

und Quarzite. Der Kalk ist guter Baustein; der bei Karnul dient als Lithographie-Material. Im District finden sich Diamanten, Steatit, Eisen, Blei, Kupfer. — Wälder tragen die drei genannten Gebirge; die schönsten auf der Ostseite der Präsidentschaft, 100 geogr. □Meilen sollen die des Nallamaláis sein. Die Bäume sind hauptsächlich Tihk und Jepi (Hardwickia binata); die Dschangels an den Westabhängen sind ziemlich dick, die an der Ostseite aber dünn; im District finden sich ausgedehnte Grasebenen, wo die zahlreichen Heerden vom Nellur- und Kistna-Districte weiden. Das Buschwerk an den Abhängen der Jellamaláis ist ohne Werth. Die Dschangel-Producte sind Galläpfel, Honig, Wachs, Tamarinde, Stocklack und Bambus-Reis. — Tiger sind in den Nallamaláis zahlreich und verursachen vielen Schaden unter den in den Dschangeln weidenden Heerden; bisweilen kommt einer in die Ebene. Auch Tschitas, Wölfe, Hyänen, Füchse, Bären u. s. w. sind vorhanden. Im J. 1867 verloren 64 Menschen ihr Leben durch die wilden Thiere. Zu nennen sind ferner gefleckte Rehe, wilde Ziegen, verschiedene Antilopen-Arten, im Norden Büffel, in den Dschangeln Schweine und Stachelschweine. Die Schlangen tödten jährlich etwa 70 Menschen.

Im J. 1871 war die Zahl der Bewohner, inclusive der Wilden, 914,432, wovon 819,458 Hindus (27,483 Brahmanen, 2981 Kschatrijas, 32,230 Tschettis [Handelsleute] und 237,507 Ballalars oder Kapus u. a. Kasten). Die zahlreichste der niedern Kasten ist die der Telugus oder Tschambadavins, 101,385 (Fischer, Jäger und Palankinträger). Von den Mohammedanern sind 7195 Saijids, 49,326 Schias, 4058 Pathans. Es gibt etwa 400 Wahabis und ebenso viel Mithilis; 11 Buddhisten oder Dschains; 3844 Christen, röm. Katholiken, namentlich in dem 1789 zur Zeit der Nawabs gegründeten Polur; sie gehörten zur Kapu-Kaste, haben aber in Sitten und Gebräuchen nichts geändert und leben wie die Hindus. Protestantische Stationen sind 1855 in Kandial und Muthialpad, und 1876 in Karnul (Baptisten) gegründet. — Man spricht im Districte die Telugu-Sprache. — Die wilden Stämme oder Tschentschus leben in den Nallamalláis in kleinen Gemeinschaften (Gudems genannt); jede derselben begreift mehrere Stämme in sich und besitzt einen Theil der Berge. Sie sind der Cultur abgeneigt; aber bisweilen dienen sie den Ackerbauern in der Ebene als Erntehüter. Seit Einführung der Polizei dienen manche als Straßenwächter; manche haben auch als Dschangelwächter freies Land. Ihre Sprache ist hauptsächlich Telugu.

Die hauptsächlichsten Städte sind (1871): Karnul mit 25,579 Einwohnern, Nandial 9378, Cumbum 7137, Gudur 5825, Meddikera 8586, Kodumur 6064, Paikali 5076.

Gebaut werden hauptsächlich Reis, Weizen und andere Getreidearten; ferner Gram, Baumwolle, Tabacк, Indigo, Zuckerrohr, Betel, Chilli u. s. w. Gesäet wird meist im Juni oder Juli und die Reife findet im September oder October statt. Hauptproduct ist Tscholam (Sorghum vulgare).

Die Reiscultur hat sich ausgedehnt; Baumwolle wird ebenfalls weithin gebaut. — Im J. 1877 waren in Cultur 2,089,689 Acres (154 geogr. □Meilen), cultivirbar 1,017,389, uncultivirbar 1,396,602 Acres. Tscholam nimmt 40 Proc. des Culturlandes ein. — In den Nallamaláis sind weite Strecken, jetzt Dschangel, welche in alten Zeiten cultivirt gewesen sind. Dünger wird namentlich für Gärten und „nasse“ Ernten angewendet; aber westlich von den Nallemaláis werden auch „trockene“ Ländereien ausgedehnt gedüngt. Land, auf welchem Reis, Zuckerrohr, Betelnüsse, Safran, Ragi, Taback und Chilli gebaut werden, wird aus Teichen und Brunnen bewässert. Aermeres Land läßt man als Weide brach liegen. Die Wechselwirthschaft ist wohl bekannt. Der Hauptkanal der Madras-Bewässerungs-Comp., der den doppelten Zweck der Bewässerung und der Schiffahrt hat, geht von Sunkesala nach Kaddapah und ist 41 geogr. Meilen lang, wovon 30,8 auf diesen District kommen. Die nominelle Breite des Kanals ist 55 Meter, die Tiefe des Wassers 2,4 Meter. Im J. 1876 bewässerte er wirklich 75,620 Acres; erreichbar sind 284,206 Acres. Bis 1878 ist er noch nicht zur Schiffahrt verwendet. — Infolge heftiger Regen werden die Dörfer an den Flußufern oft überschwemmt und schweres Unglück wird herbeigeführt; solches war 1851 besonders groß. Im J. 1877 wurden 44,887 Personen unentgeltlich ernährt, und bis Ende Juli wurden 12 Mill. Mark zur Linderung der Hungersnoth verwendet. Vom 1. Oct. 1876 bis 30. Juni 1877 starben 48,000, das Jahr zuvor nur 19,974. Bald steigert Wasserüberfluß, bald Wassermangel die Preise der Lebensmittel ins Unerschwingliche.

Die Haupt-Industrie besteht in Weberei, womit, außer den Frauen, 13,508 Personen beschäftigt sind; diese arbeiten zum Theil in ihrem Hause auf eigene Hand, zum Theil für Händler, welche Geld vorschießen. Eisen wird am Fuße der Nallamaláis verarbeitet; aber die Arbeit hat sich durch Einfuhr ausländischer Eisengeräthe sehr vermindert. Die seit alten Zeiten in den Jellamaláis-Bergen bestehenden Diamanten-Wäschen hat die Regierung jetzt für 400 Mark jährlich verpachtet. Steinbrüche gewähren ausgedehnte Arbeit. Auch Indigo und Jaggery-Zucker werden gemacht. — Kornhandel findet kaum statt. Salz wird von der Ostküste eingeführt, und Erdsalz wird viel bereitet. Der Hauptexport besteht in Baumwolle, Indigo, Taback und Häuten sowie in Baumwoll-Teppichen und Kattun; der Import in europäischen Stückgütern, Areka- und Kokosnüssen und Nahrungsmitteln für den Haushalt. — 34 Eisenbahnen, von 109 geogr. Meilen Länge, sind vorhanden.

Karnul scheint einst einen Theil des alten Telingana-Reiches Warangul gebildet zu haben. Nach dem Ausgange dieser Dynastie scheint es ein unabhängiges Fürstenthum geworden zu sein. Ohne Zweifel wurde es dann ein Theil des Reiches Vidschajanagar. Nach der Schlacht von Talikota 1564 wurde es eine Provinz von Bidschapur. Der erste Subahdar war der Abessinier Abdul Wahib, welcher die Hindutempel in Moscheen verwandelte und einen schönen Grabdom, in Nachahmung dessen zu

Bidschapur, erbaute. Als 1651 Aurengzeb das Land erobert hatte, gab er es einem Pathan-Krieger, Kipir Chan, als Lohn. Nachdem Haidar-Ali es 40 Jahre besessen hatte, wurde es 1800 den Briten abgetreten. Im J. 1858 wurde es ein den Briten unmittelbar untergebener District.

Im J. 1871 betrug die Netto-Einnahme 135,929 Pfd. St., die Ausgabe 20,685 Pfd. St. Im J. 1875 waren 3612 Personen gefangen gesetzt im District-Gefängniß und 13 Hülfsgefängnissen, deren mittlere tägliche Bevölkerung in 700 Gefangenen bestand. — Im J. 1871 konnten nur 4 Proc. der Bevölkerung lesen und schreiben; 1875 gab es 263 Schulen mit 5781 Zöglingen; davon waren 151 Regierungs-Schulen. Das Klima ist im ganzen gesund; die mittlere Temperatur ist 29°,4 C.; herrschend sind West- und Nordostwinde, von Juni bis September dauert die Regenzeit; es fallen 889 Millim.

Der Hauptort Karnul oder Karnaul, Kandanul, Kanul, zählt 4981 Häuser. Es ist eine heiße, unangenehme Stadt auf Felsboden an der Vereinigung des Hindri und Tungabhadra. Das Fort ist 1865 geschleift worden und einigermaßen neu aufgebaut; im Palais wohnten der Nawab und dessen Familienglieder. Nennenswerth sind das Mausoleum von Abdul Wahab, eine neuere Fontaine und mehrere, jetzt in Pagoden umgewandelte Moscheen. Die Stadt war sonst wegen der herrschenden Fieber und der Cholera berüchtigt; indeß ist nun zur Verbesserung viel geschehen. Die halbe Bevölkerung bilden Hindus, die andere Hälfte Mohammedaner (Hunter). (*G. A. von Klöden.*)

KAROCH (Samuel) ist einer der ersten Apostel des Humanismus in Deutschland neben Peter Luder, über den nur einzelne, meist unklare Nachrichten erhalten sind. Der Name ist meist nur Samuel und dann als seine Heimat hinzugefügt ex oder de monte rutilo oder auch genauer ex Lichtenburck (in einer gothaer Handschrift, die auch den vollen Namen, aber falsch anführt, Samuel Haroch). Daraus erhellt, daß nicht an ein Rotenberg oder Rothenburg zu denken ist. Man hat eher an Lichtenberg in Oberfranken, nördlich von Naila zu denken. Daß er in Leipzig studirt habe, läßt sich bestimmt nicht nachweisen; sicher ist er vier Jahre poetices rethoricesve studendi gracia, wie er sagt, in Italien gewesen und hat von da einige Kenntniß von den neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des Humanismus mitgebracht. Leider auch das unstete Herumirren von Ort zu Ort und das Verlangen sich Gönner zu schaffen, die ihm in seiner inops vita Unterstützung gewähren sollten. Arm und augenkrank kehrte er heim und richtete an Bohuslaw von Lobkowitz ein Bittgesuch in ebenso hochtrabenden als fehlerhaften Phrasen und übersendete zugleich scriptiones. Die Hauptsache aber ist: nummisma in presenciarum me deficit, quapropter ingenuam tuam magnificentiam ex intimis meis precordiis obsecro, quatenus pauculo in sumptu opitulari mihi dignetur, quo comodius stem. Dieselben Klagen und dieselben Bitten kehren immer wieder. Im J. 1466 finden wir ihn in Leipzig nicht mehr als Lehrer der Grammatik, dies Handwerk war ihm gelegt worden, aber als Spaßmacher mit einer historia de Studente et beano, in welcher die bäurische Roheit und Unwissenheit des beanus als Frucht der Kloster- und Winkelschule gezeigt wird. In München allein sind davon vier Handschriften, eine in Berlin; aus einer Königsberger (um 1470) hat Muther einen Auszug gegeben.[1]) Die Unterschrift lautet hec est exhortacio, quam Samuel Karoch peroravit coram rectore universitatis totaque universitate almi studii Lipsensis in prandio Aristotilis anno 1466. Dieser Festschmauß[2]), welcher in jedem Halbjahr von den neu creirten Magistern der Corporation, aber auch wol Mitgliedern des Rathes gegeben wurde, ließ iocularia zu. Muther irrt, wenn er Karoch's Product für eine Depositionsrede hält, die allerdings auch Kurzweil gestattete. Nachher war Karoch in Erfurt und von dort scheinen die Anschläge (Intimationen) herzurühren, die von seinen Hörern abgeschrieben und aufbewahrt, von seinen Gegnern abgerissen wurden. Auf diese Zeit deutet Schramm's monopolium der Schweinezucht (Erfurt 1494) S. 111, wo unter den Genossen aufgezählt werden: collegerunt se ad poetas, ut erat ille Samuel noster de monte rutilo. In den Vorlesungen trug er seine eigenen Arbeiten vor und rühmte sich nur gutes Latein statt des Küchenlateins zu lehren, das er selbst freilich nicht vermied. Quisque ergo, wendet er sich an die Studenten, obrupta culinariaque lingua balbutire consuesti, soloecisticaque caligine obtenebratus quam diu extitisti, hoc prefulgidum iubar subire, quo ingenioli tui obtusitas illustretur festina. doceris namque ex his praeceptis non modo apposite proprieve loqui, verum etiam ornatissime scribere, pro modica nempe pecunia multam doctrinam percepturus. Da es ihm besonders auf Epistolographie ankam, so legte er Agostino Dati's, des Kanzlers von Siena, libellus pro conficiendis epistolis seinen Vorträgen zu Grunde, dictirte Musterbriefe, schrieb auch für ein Trinkgeld den Studenten Briefe: qui epistolas ad parentes suos seu ad quoslibet alios transmittere curaverit, is prefatum frequentet ad Samuelem, qui iuxta rei progressum cuiuslibet stili sibi dictitet epistolam, competentes abs eo bibales recepturus. Solche Thätigkeit schwebte offenbar Heinrich Bebel vor, als er 1500 in seinem modus conficiendarum epistolarum bei der Hinweisung auf die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Briefschreiber sagt: vagatur etiam hinc inde per Germaniam quidam Samuel, ineptiarum plenus, multos barbarismos seminans, nihil docens praeter incultos rhythmos (quos dicimus) facere et reliquas latinae linguae calamitates[3]), a quibus precor caveas tanquam ab aspidum venenis. Im J. 1472 ist er in das Matrikelbuch der neugestifteten Universität Ingolstadt unter den Professoren eingezeichnet als Samuel de Lich-

1) Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation S. 9—19. 2) *Böcking*, Supplem. operum Hutteni II, p. 445. 3) Letztere Worte deutet Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter S. 239 auf eine besondere Schrift.

tenberg magister artium, aber Genaueres über die Art und die Zeit seiner dortigen Thätigkeit ist nicht bekannt. Nach wenigen Jahren erscheint er wieder in Heidelberg in sehr zurückgekommenen Umständen. Daß er bei einem ausgelassenen Gelage sich betrunken hat, ist bei einem vagirenden poeta nicht auffällig, auch nicht die Geldnoth, in der er seinen Freund und Landsmann nur um modici denarioli bittet; er erbittet von ihm sogar aliquos papiri arcus, denn er will sich den Terenz abschreiben, papirus autem mihi deficit. Vor allem wünscht er die genaue Adresse des Kurfürsten Philipp zu erfahren. Ob er eine Stelle in Heidelberg erlangt hat, wissen wir nicht. Johann Butzbach von Miltenberg nennt ihn etwa 1509 liberalium artium apud heydelbergam professor insignis, aber die dortigen Universitäts-Schriften enthalten nichts. Auch über weitere Umstände ist nichts bekannt; als Bebel schrieb, war er offenbar noch am Leben, aber vagans; vielleicht auch noch 1509, als Butzbach seine Notiz[4]) verfaßte. Sie enthält zugleich ein Urtheil über ihn: ingenio subtilis et eloquio facetus ligata oratione praestanter[5]) exercitatus atque soluta scripsit utraque nonnulla ingeniosa sintagmata quibus nomen suum longe lateque divulgavit, de quibus nil adhuc vidi praeter barbaralexim contra indiscretos amatores, miror hominis petulantiam, quod nobile ingenii donum tam vilibus levibusque studiis accommodat, audio eum tamen nobiliora quaedam scripsisse quibus priorem levitatem debita gravitate honestius recompenset. Also in Poesie und Prosa hat er ingeniosa syntagmata verfaßt, aber der gelehrte Prior von Laach kennt nur die barbaralexis und beklagt die Frechheit derselben, von besseren Arbeiten hat er nur gehört. Soweit wir Kenntniß haben von diesen dictaminibus, sind weder die rhythmischen Dichtungen noch die prosaischen Reden, die er harengae (franz. jetzt harangue) betitelt, oder Erzählungen besser. Der Inhalt ist meist unsauber, die Form abschreckend durch Solöcismen und Barbarismen. Aber die Zeitgenossen haben anders gedacht, das ergibt sich aus den zahlreichen Abschriften und aus den vielfachen Anführungen theils in den quodlibetarischen Schriften theils in den epistolae obscurorum virorum vor 1516. Unter den ersteren erwähne ich das heidelberger monopolium des Leuchtschiffes und die Erfurter Schweinezucht, beide abgedruckt bei Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter S. 84. 111; von diesen den 13. und 21. Brief des ersten Buches. Herausgegeben hat Wattenbach die arenga de commendatione studii humanitatis atque amenitate aestivalis temporis in Bartsch' Germania 1874, S. 72, die arenga petitoria von 1466 in den Anzeigen für Kunde der deutschen Vorzeit 1880, Nr. 6, die epistola missiva atque petitoria de beano fetido ad suum patrem rusticum ebendaselbst Nr. 9, die arenga de caristiis et tempestatibus ebendaselbst 1881, Nr. 4. 5., einige Gedichte in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. XXVIII. H. 1. Anderes ist ungedruckt.

Wie auf Luder, so hat auch auf Karoch Wattenbach in der zuletzt angeführten Zeitschrift (auch in einem Separatabdrucke erschienen) zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt und ihn dann in der Allg. D. Biogr. XV. S. 410 der Aufgabe jenes Sammelwerks entsprechend kurz und bündig behandelt; scharf verurtheilend Voigt „Das erste Jahrhundert des Humanismus" II. S. 304. Einige handschriftliche Nachweisungen liefert G. Schepß in Poponis colloquia de scholis Herbipolensibus p. 6 und 7 und Böcking, Supplem. operum Hutteni II, p. 463.

(*F. A. Eckstein.*)

4) Sie steht bei Krafft, Beiträge I, S. 76 und bei *Böcking*, Suppl. operum Hutteni II, 463. 5) So wol besser Böcking als Krafft's [com]petenter, da zu solcher Ergänzung kein Grund ist.

KAROLIN, Carolin, Karldor, eine frühere deutsche Goldmünze von 3 Goldgulden, im späteren süddeutschen Verkehre auf 11 Gulden des normalen 24-Guldenfußes geschätzt. Es gab auch halbe und Viertelkarolinen. Die Karolinen verdanken ihren Namen dem pfälzischen Kurfürsten Karl Philipp, welcher zuerst solche im J. 1732 ausmünzen ließ. Sie gehörten dem Goldguldenfuße an, sodaß aus der rauhen kölnischen Mark von $18^1/_2$ Karat oder $770^5/_6$ Tausendtheilen Feinheit 24 Stück geprägt wurden und demnach ihr Feingewicht 7,511 Gramm betrug, ihr Werth 20 deutsche Mark $95^5/_9$ Pfennige. Sie enthielten in der rauhen Mark zugleich $3^2/_3$ Karat oder $2^4/_9$ Loth = $152^7/_9$ Tausendtheile Silber und die übrigen $1^5/_6$ Karato der 76,3(s)... Tausendtheile an Kupfer, in Würtemberg aber nur $3^1/_2$ Karat oder $2^1/_3$ Loth = $145^5/_6$ Tausendtheile Silber und 2 Karat oder $83^1/_3$ Tausendtheile Kupfer. Man fand sie in dem ihnen anfänglich beigelegten Werthe von 9 Silbergulden (die österreichisch-bairische Münzconvention von 1753 tarifirte den Goldgulden auf 3 Gulden 4 Kreuzer des 20-Guldenfußes) — die halben zu $4^1/_2$, die Viertel zu $2^1/_4$ Gulden — in der Guldenrechnung für den Verkehr bequem, und sie wurden daher beliebt und blieben das selbst dann noch, als nach und nach ihre Geltung in übertriebener Werthschätzung auf 10 Silbergulden gestiegen war, während die des einfachen Goldguldens sich nicht erhöht hatte. Dies reizte zur Nachahmung; es erschienen Karolinen auch von Kurköln, Kurbaiern, Brandenburg-Ansbach, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Deutschmeister, Fulda; ebenso von Baden-Durlach, Hohenzollern, Waldeck und dem Grafen von Montfort. Seit 1753 stieg die Geltung des Karolin und 1758 bis 1765 betrug sie 11 Gulden; die erwähnte österreichisch-bairische Münzconvention von 1753 setzte dieselbe auf 9 Gulden 12 Kreuzer ($9^1/_5$ Gulden) des 20-Guldenfußes, das ist $11^1/_{25}$ Gulden des 24-Guldenfußes. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind die Karolinen aus dem Geldumlaufe verschwunden.

Bei der vor Einführung des Conventions-20-Guldenfußes stattgehabten Verwirrung und Unsicherheit im deutschen Münzwesen sahen sich die frankfurter Bankiers genöthigt, sich über einen festen Zahlungsmaßstab im Wechselhandel zu einigen. Sie wählten als solchen um das Jahr 1748 den deutschen Karolin, welcher bei Wechselzahlungen bereits großentheils an die Stelle der Silber-

münze getreten war, und sie gaben ihm einen ständigen Zahlungs- und Rechnungswerth von 9 Gulden 42 Kreuzern (9 $^{7}/_{10}$ Gulden). Infolge des von der Reichsstadt Frankfurt mit den vier Landesherrschaften Mainz, Trier, Pfalz und Hessen-Darmstadt geschlossenen Münzvereins von 1765 ward in Frankfurt der Conventions- oder 20-Guldenfuß eingeführt und dabei festgesetzt, daß alle bis dahin eingeschlichenen besondern Wechsel-, Kapital-, Waaren- und andere Zahlungsarten gänzlich untersagt sein sollten. Demzufolge bestimmte eine frankfurter Rathsverordnung vom 3. Febr. 1766 ausdrücklich, daß der Conventionsmünzfuß auch bei den Wechselgeschäften zur Norm dienen solle, und sie tarifirte zugleich den Karolin auf 9 Gulden 12 Kreuzer des 20-Guldenfußes; im „gemeinen Handel und Wandel" solle aber, lediglich „zulassungsweise" der 24-Guldenfuß „nachgesehen" werden und dabei der Karolin 11 Gulden (der halbe 5$^{1}/_{2}$ Gulden) gelten (9 Gulden 12 Kreuzer des 20-Guldenfußes waren = 11$^{1}/_{25}$ Gulden des 24-Guldenfußes), zu welchem Preise ihn die Kaufmannschaft fort und fort rechnete, und das auch dann noch, als die Karolinen aus dem Verkehre entschwunden waren, sodaß sie nur noch als Rechnungsgeld-Maßstab im Wechselhandel vorkamen; man rechnete fernerhin den Karolin zu nur 9 Gulden 10 Kreuzern (9$^{1}/_{6}$ Gulden), statt, nach der vorerwähnten Tarifirung, zu 9 Gulden 12 Kreuzern (9$^{1}/_{5}$ Gulden), was eine Differenz von $^{4}/_{11}$ Proc. in Minus ist, und der gesetzmäßige Wechselgeldfuß, gesetzmäßig der 20-Guldenfuß, wurde dadurch auf einen 20$^{4}/_{55}$-Guldenfuß im Werthe herabgemindert. Mit dem 1. Jan. 1843 wurde nun die Währung des Wechselgeldes abgeschafft, um durch den 24$^{1}/_{2}$-Guldenfuß vertreten zu werden, und damit trat auch die Rechnung nach Karolinen außer Uebung.

Nach einer Verordnung vom 31. Juli 1868 wurde unter dem Namen Karolin in Schweden einige Jahre lang eine Goldmünze von viel geringerem Werthe geprägt, nämlich in jeder Rücksicht genau dem französischen Zehnfrankenstücke gleich, also 3,2258 Gramm schwer, 900 Tausendtheile fein, im Feingewichte von 2,9032 Gramm und im Werthe von 8$^{1}/_{10}$ deutschen Mark, doch nur in sehr kleiner Anzahl. Seit Einführung der neuen Kronenwährung in Schweden (1875) ist dieses Stück außer Umlauf gekommen. Von 1644 bis Ende 1776 war der Karolin oder die Doppelmark (anfänglich Christinchen genannt, nach der Königin Christine, von deren ersten Regierungsjahren an das Stück geprägt wurde) eine schwedische Silbermünze von 10,410 Gramm Gewicht und 11$^{1}/_{9}$ Loth oder 694$^{4}/_{9}$ Tausendtheilen Feinheit, also von 7,229 Gramm Feingewicht und 13 früheren norddeutschen Silbergroschen Werth. Es wurden auch doppelte, halbe und Viertel-Karolinen in gleicher Feinheit und verhältnismäßigem Gewichte und Werthe ausgemünzt und unter dem Namen Ducaten-Stücke zu 4 Karolinen, diese aber 14$^{3}/_{4}$ Loth oder 921$^{7}/_{8}$ Tausendtheile fein, doch in entsprechend geringerem Gewicht (31,3475 Gramm) und demnach in fast genau dem Verhältnisse zum einfachen Karolin entsprechendem Feingewichte und Werthe.

Namensverwandt — Carlino — sind: eine große ehemalige piemontische und savoyische Goldmünze (Gesetz vom 8. Jan. 1786) im Werthe von 115,2483 deutschen Mark und eine seit 1794 geprägte kleine Silbermünze des ehemaligen Königreichs beider Sicilien, welche im festländischen Sicilien (Neapel) das Doppelte von dem für die Insel Sicilien ausgemünzten gleichnamigen Stücke war. (*Fr. Noback.*)

KAROLINE (Amalie Elisabeth), Königin von Großbritannien und Irland, Königin von Hannover. Als zweite Tochter des berühmten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.) von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Auguste Friederike, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales am 17. Mai 1768 geboren, wuchs Karoline unter mangelhafter Erziehung auf und verlebte eine wenig erquickliche Jugend, da man sie in unvernünftigem Zwange hielt, um ihren lebhaften, dem Genusse und Leben holden Sinn zu zügeln. Von Natur gutherzig und offen, nicht ohne edle Eigenschaften und Reize, entbehrte sie alles Urtheils und aller Charakterstärke, gab sich unbesonnen ihren Eindrücken hin, sobald sie den älterlichen Zwang nicht verspürte, und wußte nichts von fürstlicher Selbstbeherrschung; in ihrer Heftigkeit konnte sie recht derb werden, wie überhaupt ihre Manieren nicht die elegantesten und gewandtesten waren. Sie wurde Kanonissin zu Quedlinburg und Gandersheim, welchem letzteren Stifte ihre Tante, Dorothea von Braunschweig, als Fürstin-Aebtissin vorstand, und schenkte ihre erste Liebe einem deutschen Fürstensohne, den zu heirathen ihre Aeltern ihr untersagten. Diese und der britische Hof bestimmten sie vielmehr zur Gemahlin des Neffen ihrer Mutter, des Prinzen Georg von Wales, zu dem sie nicht die geringste Neigung empfand, und der Prinz ging auf die Wahl aus dem einzigen Grunde ein, daß ihm die Zahlung seiner ungeheuern Schulden versprochen wurde, sobald er sich bessere und heirathe. Lord Malmesbury (s. d.) schloß den Ehecontract voll Bedenken ab; er fürchtete, ein solches Naturkind wie Karoline werde nicht an den londoner Hof mit seiner respectabeln Tünche passen und neben einem innerlich so haltlosen Manne wie der Prinz von Wales, der seine Beziehungen zu seiner ersten Gemahlin, Mrs. Fitzherbert, keineswegs dauernd abgebrochen hatte, eine unendlich gefährliche und zweifelhafte Stellung einnehmen. Vom katholischen Standpunkte aus war Mrs. Fitzherbert, die als Katholikin von Georg nicht geschieden werden konnte, nach wie vor sein Weib und Karoline konnte nur seine Maitresse werden; vom Standpunkte des britischen Rechts hingegen war die Verbindung mit Mrs. Fitzherbert illegitim und Karoline bestimmt, Georg's erste Gemahlin zu sein; (vergleiche meinen Aufsatz: Angefochtene Ehen britischer Prinzen, in „Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft", 1875, Hefte X. u. XI., Leipzig.) Am 28. März 1795 schiffte sich Karoline ein und landete am 4. April bei Greenwich, von wo sie unter dem Jubel des Volks nach London zog. Daß ihr der Prinz von Wales seine anerkannte Geliebte, die Gräfin Frances Jersey, als erste Hofdame zutheilen ließ, war eine Unverschämtheit; der Empfang, den er Karoline im St.-James-Palaste bereitete, war über die maßen roh und bei der Trauung in der

Kapelle von St.-James, 8. April 1795, war er betrunken. Dies waren Karolinens erste Eindrücke in ihrer Ehe, und sie rächte sich mit beißendem Spotte besonders an der Gräfin Jersey. Ueber ihr unglückliches Eheleben s. Ausführliches unter dem Artikel über Georg IV. Vernachlässigte der Prinz sie bald in gewissenlosester Weise und hatte sie keinen Trost an ihrer Schwiegermutter, so war und blieb ihr wenigstens der alte König Georg III. warm zugethan und nahm innigen Antheil an ihrem schweren Lose. Nachdem sie am 7. Jan. 1796 der Prinzessin Karoline Charlotte Auguste das Leben gegeben hatte, ließ sie der Prinz in Carlton House und bezog Windsor. Auf einen eisigen Brief, worin er am 30. April die beständige Trennung forderte, selbst wenn seine Tochter sterben sollte, willigte Karoline am 6. Mai 1796 in die volle Trennung, verließ Carlton House für immer und verlebte mit ihrem Kinde und kleinem Gefolge zwei Jahre abgeschieden und still im Dorfe Charlton bei Blackheath. Das Mitgefühl des ganzen Volks wandte sich der Verlassenen und ihrer Tochter, der präsumtiven Kronprinzessin, zu und verdammte die herzlose Grausamkeit des Wüstlings Georg; der König ergriff Karolinens Partei und verfeindete sich mit dem Sohne. Von Charlton und von Montague House, wohin sie übersiedelte, kam sie wenig mit dem Königshofe in Berührung, während Spione aller Art sie belauerten, jede Aeußerung ihres zu Unbedachtsamkeiten neigenden Gemüths und jeden Ausspruch gerechten Zorns über ihre Mishandlung entstellt und vergrößert dem Gemahle berichteten. Daß hier und da männlicher Besuch bei ihr erschien, wurde in gemeinster Weise ausgelegt, während ihr die Einsamkeit bei ihrem Hange zum Lebensgenusse immer steigenden Widerwillen bereitete.

Weil sie manchmal die Convenienzen ihres Standes zu wenig berücksichtigte und sich unvorsichtig äußerte, machten ihr William Pitt und der Lordkanzler Eldon ernste Vorstellungen, die sie mit überraschender Kälte aufnahm. Im J. 1804 verlangte der Prinz, seine Tochter solle ihm zur Erziehung übergeben werden, da ihre liederliche Mutter eine schlechte Gesellschaft für sie sei, ließ sie Karolinen wegnehmen und nach Carlton House schleppen; aber Georg III. legte sich ins Mittel, nahm die kleine Charlotte unter seinen eigenen Schutz und leitete ihre Erziehung nach seinem Ermessen, indem er Karolinens Wünsche gern in Mitrechnung zog; Charlotte wurde zu Lower Lodge im Parke von Windsor seit 1805 aufgezogen und von Montague House unterhielt Karoline trotz aller Einreden des Prinzen von Wales mit ihr Beziehungen. Ihre große Liebe zu Kindern veranlaßte Karoline die Waise eines im Hospitale gestorbenen Segelmachers deutscher Abkunft, William Austin, zu sich zu nehmen und mit mütterlicher Sorgfalt zu erziehen. Dies bot den Ohrenbläsern des Prinzen Anlaß, das Gerücht auszusprengen, sie habe Austin im Ehebruche geboren; als Vater wurde Sir Sidney Smith (s. d.) genannt. Karoline selbst machte ihre Feinde kecker, indem sie sich in bitterm Uebermuthe des Ehebruchs mit dem Gemahle der Mrs. Fitzherbert beschuldigte oder Beweise für ihren Fehltritt forderte, um Austin zum Prinzen von Wales zu erheben u. s. w. So wurde es dem Prinzen erleichtert, wozu besonders Lord Thurlow gewissenlos half, am 29. Mai 1806 eine „delicate Untersuchung" gegen Karoline einzuleiten (s. hierüber Georg IV.). Der Staatsanwalt, Sir Samuel Romilly, war bald von der absoluten Grundlosigkeit der Beschuldigungen überzeugt, das Publikum ließ sich nicht gegen Karoline einnehmen und die Untersuchungscommission, die sie am 14. Juni 1806 von aller Schuld freisprach, erlangte nur, daß ihr der alte König einen allgemeinen heftigen Tadel über ihr unbesonnenes Benehmen ertheilte. Karoline fand treffliche Rathgeber und Schützer an manchen Tories, Lord Eldon, Perceval und Canning, die eine ausführliche Darstellung ihrer Sache entwarfen und den politischen Gegnern und dem Prinzen mit deren Veröffentlichung drohten; freilich publicirten sie niemals ihre Documente, auch nicht als Perceval Premierminister war. Nach längerem Briefwechsel erkannte Georg III. Karolinens volle Unschuld am 22. April 1807 an, und sie bezog die ihr angewiesene Wohnung im Kensington-Palaste, wo sie sehr zurückgezogen lebte. Der Prinz setzte es durch, daß Karoline künftig nur einmal wöchentlich ihre Tochter besuchen durfte, und ließ nach wie vor verbreiten, sie sei trotz ihrer Freisprechung eine Ehebrecherin. Wiederholt verlangte Karoline energisch, da sie die Publication nicht zu scheuen habe, sollten alle Actenstücke der „delicaten Untersuchung" im Drucke veröffentlicht werden; Perceval ließ anonym eine den Prinzen entlarvende Schrift „The book" erscheinen, welche von diesem und seinen Creaturen möglichst aufgekauft wurde und zur Seltenheit geworden ist. Im J. 1809 wurden Schulden und Civilliste Karolinens ein Gegenstand parlamentarischer Erwägung (s. Georg IV.). Seitdem ihr Gemahl am 10. Jan. 1811 für seinen geisteskranken Vater Prinz-Regent geworden, mußte sich Karolinens Lage verschlimmern. Sie wurde eigentlich nicht mehr als Mitglied des Königshauses behandelt, obgleich ihre sittliche Aufführung rein war, an ihrem kleinen Hofhalte Sinn für Kunst und Literatur lebte und ein edler Geist ihre Gemächer erfüllte; bei ihr begegneten sich neben Perceval, Eldon, Canning, Lord Grenville, Lord Dudley und dem jungen Palmerston Sir Walter Scott, Lord Byron, Sir Thomas Lawrence und der satirische Geistliche Sydney Smith. Perceval aber wurde ihr untreu und ließ sich vom Prinz-Regenten gewinnen; als Karoline endlich die sie rechtfertigenden Papiere in 500 Exemplaren drucken ließ, wurde die Schrift von Perceval nach besten Kräften unterdrückt, und auch im Parlamente that er nichts mehr für sie. In offenem politischem Gegensatze zum Regenten nahmen sich jetzt die Whigs in entschiedenster Weise der Prinzessin von Wales an, die für sich Gerechtigkeit, für ihre heranwachsende Tochter einen standesgemäßen eigenen Hofhalt verlangte. Karoline hatte am 14. Jan. 1813 an den Regenten einen Brief voll Beschwerden gerichtet (s. Georg IV.); das Los dieses Briefs s. ebenda. Sie veröffentlichte ihn nun im Morning Chronicle, was Georg in die größte Verlegenheit und maßlose Wuth versetzte. Er legte denselben Ministern, die 1806 für Karolinens Unschuld eingetreten waren, mühsam zusammengetragene Beweise ihrer Schuld vor, um eine Criminalanklage zu formuliren; der

geheime Rath setzte einen Untersuchungsausschuß ein, neue Schriftstücke wurden angefertigt, aber Lord Eldon, der zu Georg übergegangen war, konnte trotz aller Spitzfindigkeit nichts gegen Karoline auffinden und begnügte sich damit, zu empfehlen, man möge den Verkehr der Mutter mit der Tochter hemmen. Karolinens vorzüglichster Rathgeber war jetzt der große Debatter Brougham (s. d.), dessen offenes, durch keine Rücksichten beirrtes Auftreten ihre und ihrer Tochter hingebende Anhänglichkeit erwarb. Auf seinen Antrieb forderte Karoline in einem Schreiben an das Unterhaus am 1. März 1813 eine wirkliche Untersuchung, da sie sich frei von Schuld wisse. Ueber Whitbread's Auftreten für sie s. bei Georg IV. Der radicale Cochrane Johnstone beantragte im Unterhause die Vorlage der Papiere, um das ganze Complot gegen sie zu entlarven. Whigs wie Romilly sprachen zu ihrer Rechtfertigung, die Minister, besonders Castlereagh, mußten ihre Unschuld einräumen. Georg verlor vor Wuth alle Haltung und ließ durch die Regierungsblätter die alten Anklageacten trotz ihrer Fadenscheinigkeit publiciren, worauf die Gegenpartei das „Book" (s. oben) publicirte und Cobbett (s. d.) es im April in seinem Weekly Political Register mit Commentaren wiederholte. Die im Unterhause herrschende Sympathie für die Verfolgte schlug aufs ganze Land über, alle Welt erklärte sich für Karoline, in feierlichem Aufzuge und unter tumultuarischem Jubel des Pöbels überreichte ihr der Lord-Mayor von London in Kensington Palace eine Glückwunschadresse, von allen Theilen des Reichs kamen ähnliche Adressen ein. Georg verbot gegenüber der allgemeinen Niederlage, die er erlitt, seiner Tochter jede Begegnung mit ihrer Mutter, die er ihr als sittenlos schilderte, aber nie aus ihrem festen und charaktervollen Herzen reißen konnte; trotz seines strengen Verbots eilte Charlotte manchmal von Warwick House zu Karoline, und über den Einfluß letzterer bei Abbruch ihrer oranischen Verlobung s. Georg IV. Als die sieggekrönten alliirten Fürsten 1814 Georg in London besuchten, bestimmte er sie, seine Gemahlin zu ignoriren; sie wurde von allen Hoffesten ausgeschlossen und selbst Friedrich Wilhelm III., für den ihr Vater gestorben war, condolirte ihr nicht durch einen Besuch zu dem 1813 erfolgten Ableben ihrer Mutter, während ihr Bruder, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel, sich ihrer niemals annahm und sie nie gegen Beleidigungen schützte. Ueber die Flucht ihrer Tochter zu ihr nach Connaught Place am 12. Juli und ihre Haltung s. Georg IV. Die unaufhörlichen Verfolgungen und Demüthigungen, die sie in England erfuhr, bestimmten die Prinzessin von Wales, dieses Land zu verlassen; ihre Geduld war zu Ende und voll Verachtung sah sie auf viele, die früher für sie eingetreten waren und sie jetzt verlassen hatten. Grenzenlos erbittert und doch unbedacht zerriß sie den letzten Faden, der sie an den englischen Hof knüpfte, von dem sie sich ausgestoßen sah; sie wollte reisen und die Welt kennen lernen, das alte Naturkind regte sich in ihr mit der Sehnsucht, zu genießen. Ihre wahren Freunde, voran Brougham, riethen ihr entschieden ab, England zu verlassen, sich den Augen eines Volks zu entziehen, das ihr offen sein Mitgefühl bekundete, und unter fremden Nationen eine freiere Existenz zu suchen, die zu Argwohn und Entstellung gar leicht Stoff liefern könne. „Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie, verhetzt und verletzt wie sie war, tadellos in ihrer Aufführung geblieben wäre; ein Wunder, wenn die spähende Verleumdung sie für tadellos hätte gelten lassen, falls sie es war. Das ward nun im Auslande viel schlimmer. Immer seltsam und taktlos, ward sie nun sorgloser und phantastischer, und, was die Folge erlittener Unbilden so leicht ist, stumpf gegen die Meinung" (Gervinus). Am 9. Aug. 1814 reiste Karoline mit einigen englischen Damen nach dem Continent ab; ihr Gemahl jubelte auf, sie los zu sein. Sie besuchte den Hof des Bruders in Braunschweig, Deutschland, die Schweiz, Italien, ging von hier nach Griechenland, der Türkei, Algier, Syrien und lebte dann meist auf einer Villa am Comersee; überall gab sie den Armen mit vollen Händen; als die Pest einmal unter ihrem Gefolge ausbrach, scheute sie keine Gefahr, kein Opfer, ging zu den Kranken ins Hospital und sorgte selbst für ihre Wartung, prunklos in ihrer Menschenliebe. Aber unruhig, taktlos, abenteuerlustig wie sie war, streifte sie oft die Rücksichten der Fürstin und der in ihrer Tugend angegriffenen Frau ab und war anstatt doppelt vorsichtig möglichst unvorsichtig. Ihr vertrauliches Benehmen gegen ihren Kurier Bergami, die Abreise ihres englischen Gefolges, die in Genf mit Marie Louise veranstalteten Duette, ihre freien Trachten und Sitten, ihre unstete Wanderlust, ihre unglückselige Bemühung, Murat gegen Oesterreich aufzuhetzen, die schlechte Gesellschaft, die sie umgab, warfen Schatten auf Schatten auf die immer zweideutiger werdende Prinzessin. Auf Weisung ihres im Pfuhle des Lasters wühlenden Gemahls öffneten sich ihr die Höfe des Auslandes nicht, die britischen Gesandten und vornehmen Familien des Continents verschlossen ihr die Thüren, und besoldete Späher folgten ihr überall, um über alles Anstößige getreulich nach London zu berichten, wo jedem reicher Lohn winkte, der auf sie einen Stein warf, und wo alles gesammelt wurde, um sie einst vernichten zu können. Da starb ihre Tochter als Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg 1817, Karoline mußte es aus den Zeitungen erfahren, denn ihr Gemahl zeigte ihr den Tod des einzigen Wesens, an dem noch ihr Herz in England hing, nicht an. In ihrer Verzweiflung rief sie aus: „Jetzt bleibt nichts übrig als mir die Zeit so rasch wie möglich zu vertreiben", während Georg nur der eine Gedanke der Auflösung seiner Ehe beschäftigte und er die letzte Spur von Rücksichten beiseite ließ. Von fremden Glücksrittern umgeben, beging Karoline nun Extravaganzen genug und jede Mittheilung darüber bestärkte den Regenten in seinem Vorhaben. Die Minister, unter denen Eldon demselben besonders nahe stand, konnten sich noch immer nicht entschließen, eine Scheidung gutzuheißen; hingegen fand sich ein geriebener und grundsatzloser Liebediener im Vicekanzler Sir John Leach und dieser bewirkte unter Billigung der Lords Eldon und Liverpool, daß 1818 geheime Commissäre nach Italien entsandt wurden, um Karoline überallhin zu ver-

folgen und Material für eine Ehebruchsuntersuchung zu sammeln. Der hannoverische Gesandte am päpstlichen Hofe, Baron von Ompteda, lieh den Spionen schimpflicherweise seine Unterstützung, in Mailand war ihr Centrum. Den Tod Georg's III. und die Thronbesteigung Georg's IV. erfuhr Karoline, nunmehr Königin, nicht durch ihren Gemahl, sondern durch Brougham, der ihr entschieden von der Rückkehr nach England abrieth, um öffentliches Aergerniß vermieden zu sehen. Die Minister wiesen Georg's IV. Verlangen, die Anklage auf Hochverrath gegen sie zu erheben und die Ehe scheiden zu lassen, am 10. Febr. 1820 als dem Königthume verderblich ab, erklärten, ohne einleitendes Verfahren vor dem bischöflichen Gerichtshofe könne die Sache gesetzlich nicht vor das Parlament gebracht werden, und dort werde schwerlich ihm günstig entschieden, da es gewiß nicht an zahlreichen Gegenbeschuldigungen mangeln werde. Sie meinten, am besten fahre er, wenn er es bei der bisherigen Trennung bewenden lasse; bei dem skandalösen Leben Karolinens im Auslande werde das Parlament gern bereit sein, zu einem Abkommen zwischen ihm und ihr beizutragen. Da sie mit ihrer Rückkehr nach England drohe und dann gewiß die widerwärtigsten Anklagen erheben werde, ihr Jahrgehalt von 35,000 Pf. St. aber mit der Thronbesteigung Georg's IV. weggefallen sei, so schlugen die Minister Georg vor, man möge ihr das Gehalt unter der Bedingung erneuern, daß sie es im Auslande verzehre, ihr Name im Kirchengebete wegbleibe und sie auf manche Ehren ihres Ranges verzichte. Georg IV. wollte von allem dem nichts hören, schamlos wünschte er troß seiner schweren Schuld ein öffentliches Proceßverfahren; ihm graute nicht vor Skandalen. Die Regierung schien zu wanken; Hume frug im Unterhause am 21. Febr., wie die Königin versorgt werde und warum ihr Name in der Liturgie ausgelassen würde, was die Minister aus eigener Machtvollkommenheit verfügt hatten; Castlereagh antwortete ausweichend, er wie Brougham strebten nach einem Vergleiche. Karoline aber war zum Aeußersten entschlossen; sie wollte sich nicht um weniger als eine Krone an den Wüstling Georg verkauft haben, und während Eldon meinte, sie werde nicht so wahnsinnig sein, zu kommen, und Wetten für und gegen gemacht wurden, stand bei ihr der Plan fest, aus dem Schiffbruche ihres Lebens die Krone zu retten. Sie ernannte Brougham zu ihrem Generalanwalt, Denman zu seinem Collegen, was der Lordkanzler acceptirte, forderte von den britischen Behörden eine Jacht zur Ueberfahrt und Einräumung eines Palastes in London; mehrere englische Freunde, darunter Alderman Wood, reisten ihr entgegen und am 1. Juni traf sie in Saint-Omer mit Brougham zusammen, den Lord Hutchinson begleitete, um ihr im Auftrage des Königs und der Minister ein Jahrgehalt von 50,000 Pf. St. anzutragen, sobald sie sich verpflichte, nie den englischen Boden zu betreten, auf Rang und Rechte einer Königin zu verzichten; Liverpool ließ drohend beifügen, falls sie sich unterstehe, Englands Küste zu betreten, werde unversäumt gegen sie eingeschritten. Vergebens suchten Brougham und Hutchinson sie nachgiebig zu stimmen, sie dictirte entrüstet Brougham eine schroffe Ablehnung und fuhr in Sturmeseile bis Calais, wo sie nach Verabschiedung ihrer fremden Begleitung sich auf dem gewöhnlichen Paketbote einschiffte. Sie landete am 6. Juni in Dover, wo der Commandant der Burg salutiren ließ; ihr Erscheinen elektrisirte überall die Bevölkerung und ihre Reise bis London war ein ununterbrochener Triumph. Männer und Frauen aller Stände begrüßten sie mit Begeisterung, von ihrer Unschuld überzeugt. Noch am Abende des 6. kam sie in London an, Wood an ihrer Seite, und stieg bei ihm ab. Der über ihre Ankunft bestürzte Monarch ließ noch an demselben Abende beiden Häusern des Parlaments Documente über ihr Betragen in der Fremde in versiegelten Beuteln überbringen (s. bei Georg IV; ebenda siehe über die versuchte und gescheiterte Vermittelung des Unterhauses und zwischen den Commissären beider Parteien). Karoline verwarf jede Vermittelung, vom Erfolge berauscht und von den Whigs angespornt, die durch ihren Proceß die Regierung stürzen zu können hofften. Den Ministern wurden die Fenster eingeworfen, während der Pöbel vor Karolinens Wohnung in Portman-Street die lärmendsten Demonstrationen machte und Corporationen aus Stadt und Land sich mit Adressen an sie drängten. Auch der letzte Versuch zu Karolinens Begütigung, unter Wilberforce's Leitung von einer Deputation versucht, mislang. Es blieb nun keine Wahl; das Strafverfahren, dem Minister und Parlament hatten ausweichen wollen, mußte beginnen; der edle Canning, den die Sache anekelte, forderte den Abschied und ging, da ihn Georg nicht missen wollte, einstweilen ins Ausland; früh gab er jede Hoffnung auf eine geziemende Lösung der Scheidungsfrage auf und das Parlament erschien ihm nie als die competente Behörde zur Prüfung sittlichen Wandels; für den Haß des Königs tauschte er um so mehr die allgemeine Achtung ein, weil keiner seiner Collegen im Ministerium so ehrenvoll handelte.

Der Ausschuß der Lords erklärte am 4. Juli, die Untersuchung sei nothwendig für die Würde der Krone und das moralische Gefühl des Landes, und Lord Liverpool brachte im Oberhause am 5. Juli die Bill of pains and penalties ein, kraft deren Karoline ihrer Rechte als Königin verlustig erklärt und ihre Ehe geschieden werden sollte. Mit dieser veralteten Form des Staatsprocesses wollte man den Förmlichkeiten eines gewöhnlichen Verfahrens entgehen und die Gegenanklage vereiteln, wie Karolinens Vertheidiger sofort bemerkten. Der Königin wurde die Gegenklage verweigert, als sie über den Bericht wegen einiger wichtigen Punkte gehört werden wollte; es wurde ihr versagt, die Liste der Belastungszeugen einzusehen und die Orte zu erfahren, wo sie gesündigt haben sollte — lauter Bosheiten, die dem gemeinsten Verbrecher gegenüber wegfallen, und gegen die ihre Vertheidiger vergebens protestirten. Die öffentliche Stimmung ersah sofort das Nichtswürdige des ganzen Verfahrens und äußerte sich täglich unzweideutiger zu Gunsten Karolinens, fieberhaft war die Spannung der Nation. Seitdem Karoline zu Brandenburgh House in Hammersmith residirte, nahmen Demonstrationen, Adressen und Empfänge kein Ende; oft zogen

30,000 Menschen auf einmal an ihren Fenstern vorbei, der ganze Mittelstand und auch Theile des Militärs begeisterten sich für ihre Sache, die Hauptleiter der Volksstimmung speisten täglich bei ihr und zeigten sich mit ihr dem jubelnden Volke. Stolz darauf, im voraus vom Volke unschuldig erklärt zu sein, schrieb sie keck dem Könige, sie protestire gegen eine Entscheidung ihrer Sache durch die Lords und gegen das ganze parlamentarische Verfahren und fordere, vor unparteiisch aus dem Volke gewählte Geschworene gestellt zu werden; natürlich erreichte sie dies nicht und Georg nahm den Brief nicht an. Die mailänder Untersuchungscommission sandte jetzt ganze Ladungen von Bedienten, Zofen, Eseltreibern und Schiffern deutscher, italienischer und französischer Zunge mit Beihülfe Metternich's als Belastungszeugen nach England, wo sie bei der Landung oft vom Pöbel zerbläut wurden, unter ihnen genug Kerle, „deren Zeugnisse gegen die Königin zum großen Theil mit verworfenen Praktiken und offenbarem Meineide befleckt waren" (Gervinus). Am 17. Aug. begann im Oberhause die große „königliche Bordellkomödie" unter grenzenloser Aufregung des harrenden Volkes; Karoline erschien und folgte voll Interesse der Verhandlung. Am 21. wurde die Anklage abgeschlossen, das Zeugenverhör begann; „ein widerlicher skandalfroher Geist ging durch Kläger und Richter und alle Schichten der scheinzüchtigen guten Gesellschaft" und monatelang war das Oberhaus mit den schmuzigsten Aussagen beschäftigt: es war ein Gewühl in Unflat und Gemeinheit, jedes Gefühl der Scham wurde zurückgedrängt, Bestechung und Meineid sprachen aus Miene und Mund der meisten Zeugen. Zeugen für die Königin, die jetzt in Dover landeten, wurden von den Matrosen, die ihnen ins Wasser entgegenliefen, ans Land getragen. Am 3. Oct. erhob sich Brougham, während ganz Europa auf ihn schaute; seine Rede ließ alle Erwartungen weit hinter sich, Georg zitterte auf seinem Throne, und auf seine Kosten erwarb sich Brougham als Vorkämpfer Karolinens einen unsterblichen Namen. Sein Plaidoyer war ebenso furchtlos und muthig wie scharf, schneidend und gewandt, und sein College Denman überbot ihn noch an Kühnheit (s. hierüber auch bei Georg IV.). Der Eindruck war so mächtig, daß bei der zweiten Lesung der Bill am 6. Nov. nur noch 28 Stimmen Majorität für die Regierung zu finden waren. Karoline stellte, falls die Bill ans Unterhaus komme, die Gegenklage in Aussicht; manche weltliche Lords und viele geistliche hielten die auf die Ehescheidung abzielende Clausel der Bill für unstatthaft, bei der dritten Lesung am 10. sank die ministerielle Majorität für die Bill auf neun Stimmen. Infolge dieser eclatanten Niederlage der Regierung bedurfte es nicht des Protests Karolinens gegen Fortsetzung des Verfahrens: Liverpool erklärte, nach solchem Ausfalle im Oberhause und mit Rücksicht auf die allgemeine Misstimmung im Reiche wolle das Ministerium die Bill erst in sechs Monaten wieder in Erwägung ziehen. So zerrann der schamlose Proceß in nichts. Als Denman am 23. Nov. im Unterhause eine kecke Botschaft Karolinens verlesen wollte, ließ Georg IV. das Parlament vertagen. Seit dem Jubel über die Schlacht von Waterloo hatte die Nation keinen solchen geäußert wie über den Sieg der Königin, London war drei Nächte illuminirt, Brougham und Denman wurden vergöttert, der ungezähmte Muth Karolinens riß das Volk zum Entzücken hin. Aber dem Paroxysmus der Gemüther, der mit Karolinens Dankprocession nach der St.-Paulskirche am 29. Nov. seinen Höhepunkt erreichte, folgte rasch die Erschlaffung; man besann sich auf Karolinens Schwächen, warf ihr vor, daß sie sich zum Spielball der Parteiumtriebe hergegeben habe und begann sie zu meiden. All diese wechselnden Eindrücke zerstörten ihre Gesundheit, ihre elastische, muntere Natur brach zusammen; sie rieb sich physisch und moralisch auf, weinte viel und verlor ihre kecke Zuversicht. Hatte sie früher energisch gegen ein nachgiebiges Abkommen protestirt, so erbot sie sich jetzt, statt Kirchengebet u. dgl. 50,000 Pf. St. Jahrgeld anzunehmen, wollte sich ein Palais kaufen, um Levers abzuhalten, da Georg ihre Gesuche um Zulassung bei seinen Empfängen unbeantwortet ließ, und dachte an eine neue große Reise, um der Langeweile des steifen und geschäftigen Englands, das sich nicht mehr mit ihr abgab, zu entfliehen. Georg IV. ließ sich am 19. Juli 1821 in Westminster krönen und Karoline hatte gefordert, zugleich gekrönt zu werden, was der geheime Rath am 10. Juli abschlägig beschied. Vergebens hatte sie am 11. an den Viscount Sidmouth die Forderung gestellt, wenigstens bei der Krönung anwesend sein zu dürfen. Als Hume im Unterhause den Antrag auf eine Adresse an Georg einbrachte, Karoline mitkrönen zu lassen, wurde die Sitzung plötzlich unterbrochen. Karoline wollte trotzdem der Feier anwohnen, richtete an das Volk in einem Proteste die Mittheilung ihrer Absicht, den Reichsmarschall ließ sie auffordern, Anstalten zu ihrem Empfange zu treffen, und vergebens waren alle Abmahnungen ihrer Freunde. Von ihrem Kammerherrn Lord Hood begleitet, erschien sie am 19. Juli schon zwischen 6 und 7 Uhr morgens und forderte Einlaß an den verschiedenen Eingängen der Westminster-Abtei, wurde aber überall zurückgewiesen. Weinend fuhr die beschimpfte Königin heim und wollte sich in den nächsten Tagen durch den Erzbischof von Canterbury allein krönen lassen. Aber der Gram tödtete sie, eine innere Entzündung nahm ihr die letzten Kräfte. Sie erklärte Brougham, sie sterbe gern, denn seit ihrer Jugend sei ihr das Leben zur Last gewesen, wünschte, fern von England in der Heimat in einem Sarge bestattet zu werden, auf dem stehen solle: „Hier ruht Karoline von Braunschweig, die mishandelte Königin von England", und setzte zum Erben ihres Privatvermögens William Austin ein. Sie starb am 7. Aug. 1821 in Brandenburgh House. Von zahlreicher Volksmenge begleitet, wurde der Sarg in unziemlichster Eile nach Harwich geschafft, hier am 16. Aug. eingeschifft, landete am 20. in Stade und wurde am 24. d. M. in Braunschweig beigesetzt, während Georg IV., überglücklich über ihr Ableben, sich in Dublin von den Iren feiern ließ.

Vgl. Historische Denkwürdigkeiten und Actenstücke aus dem Leben und über den Proceß der Königin Karoline von England (4 Hefte, Leipzig 1820); Lady Char-

lotte Campbell, Diary illustrative of the times of George IV. (4 Bde. 1838—1839); Lord Malmesbury, Diary and correspondence of the Earl of Malmesbury, Bd. III (London 1846); Lord Brougham, Life and times of Lord Brougham (3 Bde., London 1871); Lord J. Campbell, Lives of Lord Lyndhurst and Lord Brougham (London 1869); Stapleton, The political life of the R. H. George Canning (3 Bde., 2. Aufl., London 1831); The Greville Memoirs, A Journal of the reigns of King George IV. and King William IV. by the late Charles C. F. Greville etc., edited by H. Reeve (Bd. I, London 1874); G. G. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen (Bd. IV, Leipzig 1859); R. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 (Bd. I, Leipzig 1864).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KAROLINE MARIA (Ludovica Josepha Johanna Antonia), Königin von Neapel und Sicilien. Als sechste Tochter des Kaisers Franz I. von Deutschland und Maria Theresia's von Oesterreich am 13. Aug. 1752 geboren, bekundete Karoline früh einen leidenschaftlichen Charakter, war überaus lebhaft und erregbar. Ihre Erziehung und die ihrer von ihr zärtlichst geliebten Schwester Marie Antoinette leitete die Gräfin Brandis; der Hauptwerth wurde auf Andachtsübungen gelegt, der Unterricht spärlich und oberflächlich ertheilt. Karoline selbst fand, daß sie unter dieser Leitung nichts lerne, und auf ihr dringendes Bitten wurde sie im August 1767 der Gräfin Lerchenfeld anvertraut. Ihre Mutter war wenig mit ihrem heftigen, launischen, herrischen und oft schroffen, dabei wenig religiös angelegten Wesen zufrieden, tadelte sie oft wegen ihrer Kindereien, Unbesonnenheit und Liebe zum Müßiggange, und wies sie auf Tugend und Pflichterfüllung hin. Die guten Eigenschaften und die wenigen Kenntnisse, welche die von Natur gut beanlagte Erzherzogin besaß, verdankte sie, wie sie später äußerte, der nur dreivierteljährigen Leitung der hochverehrten Gräfin Lerchenfeld. Da der spanische Hof für den jungen König Ferdinand IV. von Neapel (geboren am 12. Jan. 1751) eine Erzherzogin wünschte, die ihm bestimmte Erzherzogin Josepha starb und er der älteren Amalie die jüngere Karoline vorzog, so willigte Maria Theresia mit Freuden in diese Verbindung ein, obgleich bei Ferdinand's erbärmlichem Charakter eine reifere Gemahlin weit nützlicher gewesen wäre. Karoline betrachtete sich hingegen als Opfer der Politik und fügte sich mit schwerem Herzen in ihr glänzendes Elend, von der treuen Mutter mit weisen Rathschlägen versehen, in denen ihre Stellung als Königin und Gattin beleuchtet wurde; für Karolinens späteres Wirken ist besonders interessant, daß ihr die Kaiserin abrieth, sich zu sehr in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, ihr entschieden empfahl, falls Ferdinand ihr Theil an denselben geben wolle, nie ihre Mitarbeiterschaft vor der Welt zu zeigen, sondern ihm den Schein der Alleinregierung zu lassen, und sie vor Günstlingen, Indiscretionen, Intriguen und Zuträgereien warnte. Am 7. April 1768 fand in Wien Karolinens Trauung durch Procuration statt, ihr Bruder Ferdinand vertrat den König; dann reiste Karoline ab. Der reiche Briefwechsel zwischen ihr und der angebeteten Mutter, die besondere Vorliebe für sie hatte und sie sich am ähnlichsten fand, scheint verloren zu sein; Karoline blieb zeitlebens eine musterhafte Tochter. Auf Wunsch der Kaiserin begleitete ihr Sohn Leopold (der spätere Kaiser) Karoline von Bologna ab nach Neapel, um ihr in der ersten Zeit der Ehe zur Seite zu sein. Mit wachsendem Schrecken sah Karoline der Begegnung mit Ferdinand IV. entgegen. In Portella sahen sich beide; Karoline fand den Gemahl sehr häßlich, kindisch und voll Unarten, war aber eifrigst bemüht, den widerwärtigen Mann für sich einzunehmen; sie kam sich wie eine Märtyrin an seiner Seite vor und wünschte sich den Tod; ganz allmählich fand sie sich in ihr Los und entdeckte gute Eigenschaften an Ferdinand, dem sie in Caserta am 12. Mai 1768 persönlich angetraut wurde. Im höchsten Grade misfielen ihr Hof, Adel und Volk Neapels und mit grenzenloser Sehnsucht dachte sie an Wien und die Deutschen; sie wollte lieber in dem Vororte Hernals von Wien als in Neapel leben. Bald schlug Karoline die guten Rathschläge der Kaiserin in den Wind, ließ sich, da der König ein halber Idiot war und das Zeug zum Gladiator und Nimrod, aber nicht zum Herrscher hatte, verleiten, nach einer politischen Rolle zu begehren, ohne auch nur einen Bruchtheil des staatsmännischen Geistes ihrer Mutter zu besitzen, und lehnte sich gegen den glücklich reformirenden ersten Minister, Marchese Tanucci, auf. Kaiser Joseph II. besuchte Neapel im Frühjahre 1769 und schrieb entzückt über Karoline, während ihm der kindische König misfiel; als Gemahlin eines andern Mannes wäre Karoline gewiß eine ausgezeichnete Fürstin geworden, die Ehe mit ihm aber mußte gewaltsam ihre Vorzüge erdrücken und sie auf Irrwege leiten; „immer habe ich in ihr", sagte Joseph, „eine ausgezeichnete Grundlage des Charakters, ein eifriges Streben nach dem Guten und eine unglaubliche Sehnsucht nach Erforschung der Wahrheit, viel Geist und Scharfsinn, endlich den Keim zu allem gefunden, was dazu führt, sich achtungswerth und liebenswürdig zu machen", und ein anderes mal sagte er: „wenn sie Ferdinand die Hälfte ihrer Nerven abgeben könnte, so ließen sich zwei bessere Menschen gar nicht denken." Laut dem Ehevertrage sollte Karoline Sitz und Stimme im Staatsrathe bekommen, sobald sie einen Prinzen geboren habe. Sie aber wartete dieses Ereigniß nicht ab und ebenso intriguant wie herrschsüchtig wußte sie sich den König unterthan zu machen; während sie seine große Zärtlichkeit ertrug, ihm sieben Söhne und elf Töchter schenkte, gängelte sie ihn lebenslang, und seit sie 1777 den Minister Tanucci gestürzt hatte, beherrschte sie Neapel und Sicilien, wie Joseph II. bei abermaligem Besuche in Neapel 1784 bemerkte. Auch der Nachfolger Tanucci's, Marchese de la Sambuca, wurde von ihr gestürzt und der nichtswürdige irische Baronet Joseph Acton, ihr Günstling, leitete seit 1784 mit ihr König und Reich, nachdem er den Fürsten von Caramanico aus ihrer Gunst verdrängt hatte. Da es ihr selbst bei allem Eifer

und bei rascher Einsicht doch stets an Festigkeit und Beharrlichkeit fehlte, schätzte sie diese Vorzüge in Acton und hielt ihn trotz bedenklicher Mängel am Ruder, wogegen ihr Schwiegervater, Karl III. von Spanien, beständig Protest erhob und der spanische Gesandte mit großem Anhange in Neapel intriguirte. Ihre zahlreichen Feinde, die Ferdinand IV. beweisen wollten, alle Widerwärtigkeiten seiner Regierung datirten von Karoline und ihrem Geliebten Acton, wurden von ihr im Zaume gehalten und Ferdinand blieb ihr unterthänig, so eigensinnig er manchmal sein mochte. Ihre Lebhaftigkeit ohne Maß, ihre Unbesonnenheit und Vertrauensseligkeit gegenüber Fremden zogen ihr manchen Tadel ihrer Brüder zu; Joseph schrieb voll Zorn über ihre Wirthschaft an den Minister Freiherrn von Thugut, während sie gegen Thugut intriguirte: sie achte nie auf seine Rathschläge und wolle abends nicht mehr, was sie morgens gewünscht habe. Die Königin, Acton und Ferdinand verließen die Reformpolitik Tanucci's, es begann der crasseste Absolutismus und die blutigste Reaction, dem Adel wurde am schwelgerischen Hofe, wo er sein Vermögen verpraßte, jede Selbständigkeit entzogen, die dumpfe Luft des Despotismus erfüllte das Reich, das Staatsvermögen wurde unverantwortlich verschleudert und auf Karoline's Antrieb kündigte der König 1788 dem Papste den Lehensverband, lieferte ihm Chinea, den üblichen weißen Zelter, und die 7000 Dukaten nicht mehr zum 29. Juni und achtete nicht auf seine Proteste. Ferdinand, der sonst nie Politik trieb, sondern alles Karoline und dem zum Premierminister erhobenen Acton überließ, reiste 1792 nach Rom und verglich sich mit dem Papste dahin, daß die Curie auf den Zelter verzichtete und einen Theil ihrer Ernennungsrechte zu Bisthümern u. s. w. abtrat, jeder König von Neapel hingegen ihr bei der Thronbesteigung 500,000 Dukaten zahlen sollte.

Mit dem äußersten Abscheu betrachtete Karoline die Französische Revolution, deren Einwirkung auf ihr Volk sie fürchtete; ihr und Ferdinand's Haß wuchs ins Grenzenlose, als ein Bourbon das Blutgerüst besteigen mußte und ihre Lieblingsschwester ihm dahin folgte. Karoline schien in eine Furie verwandelt, die alles Liberale in ihren Staaten unter dem Vorwande, es sei jakobinisch, zu zertrümmern trachtete und mit Acton ohne jedes Erbarmen verfolgte, während sie sich aufs engste an den Kaiser und seine Politik anschloß; der Kampf auf Tod und Leben gegen das königsmörderische Frankreich wurde das A und O ihrer Staatsleitung. Und doch wußte sie nicht, wie man regieren müsse; einmal gestand sie selbst: „Ich habe lange Zeit geglaubt, das Regieren zu verstehen; ich habe meinen Irrthum erst einsehen lernen, als es zu spät war, ihn zu berichtigen. Um die Menschen gut zu regieren, muß man sie studirt haben, womit ich mich nie abgeben wollte." Schon 1792 wünschte Karoline, Neapel und Sicilien sollten der Coalition gegen Frankreich beitreten; als ein französisches Geschwader unter Latouche-Tréville vor Neapel erschien, stand die Regierung davon ab, aber Karoline verband das neapolitanische Interesse immer mehr mit dem ihres Neffen, des Kaisers Franz II., und Großbritanniens; Acton und sie machten aus ihrem Hasse gegen Frankreich kein Hehl und im Juli 1793 trat die Regierung der Coalition gegen die Republik bei, von London aus mit reichen Geldern unterstützt. Die Flotte stieß zur britisch-spanischen, die Blüte des Adels stritt bei dem Angriffe auf Toulon wacker im Bunde mit den Briten, aber hiervon abgesehen war Neapels Betheiligung am Kriege ohne Belang, die Truppen nahmen am Kampfe in Oberitalien theil und als Ferdinand IV. in Florenz den Wunsch aussprach, neapolitanische Besatzung nach Livorno zu werfen, lehnte dies der Großherzog 1796 ab. Seit 1794 wüthete die Regierung Karoline's gnadenlos gegen alles Liberale und Französische; wer sich ihrer und Acton's Gewaltherrschaft zu widersetzen wagte, wurde als Jakobiner verfolgt und mit entsetzlichen Criminalprocessen heimgesucht, wie sie in Neapel Generationen hindurch heimisch waren. Die großartigen Siege Bonaparte's in Italien aber erregten den größten Schrecken in Neapel; als er sich eben zum Züchtigungszuge gegen Neapel anschickte, kündigte der in seinem Lager erscheinende Fürst Belmonte Pignatelli die Unterwerfung Ferdinand's an und bat demüthig um Waffenstillstand; Bonaparte schloß denselben in Brescia am 5. Juni 1796 ab; Ferdinand rief seine unter Beaulieu kämpfenden Truppen ab und diese begaben sich bis zum Friedensschluß in den Bereich des französischen Heeres, wo sie jederzeit entwaffnet werden konnten; er trennte seine Flotte von der britischen, entzog dem Papste seine Unterstützung und blieb fortan neutral; am 10. Oct. schloß er in Paris Frieden und zahlte fünf Millionen Frcs.; im April 1797 vermittelte er durch den Marchese de Gallo die Friedenspräliminarien von Leoben zwischen dem Kaiser und dem Directorium, und von Neapel aus wurde auf Franz II. eine beständige Pression im Sinne des Friedens geübt, bis dieser in Campo-Formio (Passeriano) am 17. Oct. 1797 erfolgte. Karoline spornte nun ihren Gemahl zu Forderungen an Bonaparte an, die in keinerlei Verhältniß zu Neapels Macht standen; bald waren es die Ionischen Inseln, bald ein Theil des Kirchenstaats, besonders Ancona, wonach Ferdinand verlangte; Bonaparte wies sämmtliche Begehren ab. Seit der Errichtung der römischen Republik durch die Franzosen im Februar 1798 fühlte sich die neapolitanische Regierung mit ihrem Absolutismus ungemein bedroht; sie sann auf einen Krieg, in dem sie einen Theil des Kirchenstaats zu erbeuten hoffte, und rüstete kräftig. Kaum waren die Franzosen Herren Roms, so forderten sie als Rechtsnachfolger der Päpste den alten Lehenstribut vom Könige, die Auslieferung der von seinem Gebiete umschlossenen päpstlichen Fürstenthümer Benevent und Ponte-Corvo und die Entlassung ihres Erzfeindes Acton. Karoline aber war gewillt, nicht eine Linie weiter nachzugeben, als sie schon gethan, und verließ sich, während sie jede liberale Spur in ihrem Lande auszurotten bestrebt war, auf die von Haß gegen alles Jakobinische erfüllte Mehrheit des Adels, den Klerus, die Bauern, Fischer und Lazzaroni. Voll Verachtung lehnte die von ihr geleitete Regierung die französischen Forderungen ab und zog Truppen an der römischen Grenze zusammen,

worauf das Directorium in Paris es für gut fand, in Unterhandlungen mit Ferdinand zu treten; es kam zu einem Vertrage, wonach Benevent und Ponte-Corvo gegen Zahlung von zwanzig Millionen Frcs. dem Könige zugesprochen wurden, er seinen Unterthanen ein freundliches Benehmen gegen die Franzosen vorschrieb und, freilich mehr zum Schein, Gallo an Acton's Stelle zum leitenden Minister erhob. Sollte aber ein neuer Bruch mit den Franzosen absolut herbeigeführt werden, so konnte nichts sicherer ihn bewerkstelligen als die Ernennung Garat's zum Gesandten in Neapel; mit bitterstem Grimme empfing Karoline ihn, der als Justizminister der Republik ihrem Schwager das Todesurtheil verlesen hatte, als er eine Lobrede auf Republik und Revolution hielt; seine Wahl erschien ihr als persönliche Insulte. Die französischen Rüstungen gegen Aegypten wurden in Neapel als zum Ueberfall der Insel Sicilien bestimmt aufgefaßt und veranlaßten die Regierung, ihr Heer allmählich auf fast 60,000 Mann zu erhöhen, die freilich ohne alle Disciplin und Schulung waren. Bonaparte that alles, um den schwachsinnigen König rabiat zu machen, und von Karoline bestimmt, schloß Ferdinand am 19. Mai 1798 ein Vertheidigungsbündniß mit Kaiser Franz II., wies Garat's Anträge auf Abrüstung und Freilassung aller politischen Gefangenen zurück und forderte seine Abberufung; er wurde zwar ersetzt, aber durch einen neuen Jakobiner. Das Directorium wollte den Krieg mit Neapel vermeiden, und als die französische Flotte Sicilien unberührt ließ, wünschte auch die neapolitanische Krone den Krieg zu unterlassen; Ferdinand fürchtete, gegen seinen Willen in den Kampf Oesterreichs und Frankreichs verwickelt zu werden, und wollte das wiener Bündniß nicht ratificiren; erst nach Wochen verstand er sich dazu. Karoline glaubte noch nach Bonaparte's Landung in Aegypten, seine Expedition gehe auf die Vernichtung der Staaten Ferdinand's aus und er wolle von Malta aus die von Anarchie zerrissene Insel Sicilien insurgiren, und wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um loszuschlagen. Im August versicherte Kaiser Franz seine Hülfe auch für den Fall eines Angriffskriegs gegen Rom und Frankreich, Großbritannien that alles, um Ferdinand zum Losschlagen zu bestimmen; da traf die Nachricht ein, die gefürchtete Flotte Bonaparte's sei bei Abukir von Nelson vernichtet worden. Im Uebermaße des Jubels brach Karoline ohnmächtig zusammen, dann weinte sie vor Freude laut auf, umarmte Gatten und Kinder, tanzte umher und theilte jedem, den sie sah, die Heilsbotschaft mit. Ihre Begeisterung ergriff das ganze Land, Bauern und Lazzaroni priesen Nelson als Befreier vom Jakobinerjoche. Acton und Karoline drängten zu sofortigem Kriege, Gallo warnte vor Uebereilung; seit aber Nelson am 22. Sept. in Neapel eingefahren und von Ferdinand und Karoline als Befreier mit endlosem Jubel begrüßt worden, war der Krieg beschlossene Sache und Gallo's Einfluß beseitigt. Mit Ungeduld erwartete sie die Ankunft des kaiserlichen Generals von Mack, den sie sich, den neapolitanischen Generalen mistraund, aus Wien verschrieben hatte, und als er endlich am 9. Oct. in Caserta eintraf, forderte sie ihn auf, ihr Nelson zu Lande zu sein. Die neapolitanischen Gesandten in London und Petersburg unterhandelten der Allianz wegen und beide Höfe machten die bereitwilligsten Anerbietungen an Militär. Neapel verlangte auch Landerwerb, besonders die Ionischen Inseln, wovon jedoch Großbritannien nichts hören wollte. Mack zögerte mit dem Feldzuge gegen Rom; Thugut, ein Feind Acton's und ohne Achtung vor Karoline, weigerte sich, zu einem Angriffskriege kaiserliche Hülfe zu bieten; er wollte nicht zugeben, daß Karoline eigenmächtige Politik mache und sich von dem kaiserlichen Willen emancipire. Nelson und einige hitzige Rathgeber aber spornten nun Karoline an, nicht auf den Kaiser zu warten, sondern den unvermeidlichen Krieg sofort zu beginnen, und sie entschloß sich, loszubrechen, mochte auch ihr Reich dabei untergehen; die Heroine scheute keine Gefahr. Aus Mistrauen gegen die Ländergier des nach Romagna und Ancona lüsternen wiener Cabinets warf sich das neapolitanische Rußland in die Arme, schloß am 29. Nov. in Petersburg mit Paul I. einen Vertrag, der Neapel die Unterstützung der russischen Land- und Seemacht verhieß, ließ aber schon vorher Mack mit seinem Heere in den Kirchenstaat einrücken. Mack's Feldzug nahm den kläglichsten Ausgang, das Volk in Neapel kam in wilde Erregung und am Abende des 22. Dec. schiffte sich die königliche Familie in übereilter Flucht, alles in äußerster Verwirrung hinter sich lassend, auf Nelson's Flaggenschiff nach Palermo ein. Wenn einige Gelehrte Karoline der Anstiftung des rastatter Gesandtenmords beschuldigten und mancher ihnen glaubte, so ist wol kein Vorwurf ungerechtfertigter und sinnloser; was sollte ihr der Mord nützen und warum sollte sie dem wiener Cabinete, auf dessen Hülfe sie rechnete, durch denselben neue Verlegenheiten bereiten? Auch der Director Gohier und die Herzogin von Abrantes haben Karoline mit der albernen Anklage beladen.

Ueber die furchtbaren Zustände in Neapel nach der Flucht des Hofs, über die Parthenopeische Republik, über das Bündniß Ferdinand's mit der Türkei, über die royalistischen Banden unter Cardinal Ruffo u. s. w., s. Geschichte Neapels. Karoline war durchaus dagegen, nach der Wiedereroberung Neapels Milde walten zu lassen; sie hielt das strengste Einschreiten wenigstens gegen die Häupter und hervorragendsten Mitglieder der Rebellion für unumgänglich, um der Wiederkehr solchen Unheils zu steuern, und wurde hierin durch Nelson wesentlich bestärkt, während Ferdinand weit milder dachte. Nelson's gemeine Buhlerin, Emma Hamilton, die Karoline's unzertrennliche Freundin wurde, schürte fortwährend an dem ihr gegenüber verächtlich schwachen Seehelden und an Karoline. Ohne daß Karoline vom Abschlusse der Capitulation vom 23. Juni 1799 zwischen den Republikanern und dem Cardinal Ruffo wußte, sprach sie sich gegen einen Vertrag und freien Abzug der Rebellen in heftigster und schneidender Weise aus, wollte nimmermehr mit „der rebellischen Canaille" unterhandeln, sondern sie zu unbedingter Unterwerfung zwingen und ein rasches Strafgericht abhalten; die Häupter sollten dem Tode, ihre

Helfershelfer und wenn es tausend wären, der Verbannung verfallen; die hauptstädtischen Corporationen, das Centrum der Rebellion, sollten beseitigt, die adelige Gerichtsbarkeit zum Lohn des royalistischen Volks abgeschafft werden; Nelson möge Neapel behandeln wie eine rebellische Stadt Irlands. Karoline war außer sich, als sie von der Capitulation erfuhr, und schrieb: „Wenn nicht durch ein Wunder des Himmels noch ein Ereigniß eintritt, welches den Vertrag zerreißt, so erachte ich mich entehrt; kommt diese ruchlose Capitulation wirklich zu Stande, so ist mir das ein größerer Schmerz und ein härterer Schlag als der Verlust des Reiches." Sie hoffte noch, der Cardinal Ruffo würde durch Nelson am definitiven Abschlusse verhindert, und als Nelson und der britische Gesandte Hamilton die Capitulation schnöde zerrissen, begrüßte sie den Rechtsbruch mit unwürdiger Freude und billigte ihn völlig, so schandbar er war. Ferdinand folgte Nelson's Einladung nach Neapel, Karoline mußte zu ihrer Betrübniß in Palermo bleiben, weil ihr Erscheinen den Festjubel stören könnte, und die schauderhaftesten Greuel begannen in Neapel; die Blüte der Nation endete durch Beil und Galgen, Ströme Blutes überfluteten das Land und Karoline's wilde Leidenschaft erhielt reiche Nahrung. In Sicilien führte sie mittlerweile eine echt Bourbonische Emigranten-Regierung, erst im Januar 1800 nahm sie mit Ferdinand wieder in Neapel Residenz. Der Krieg gegen Frankreich wurde fortgeführt, das Königspaar schloß sich engstens an Rußland an; als aber Murat mit einem Heere herankam, schloß es unter russischer Vermittelung mit dem Ersten Consul am 28. März 1801 den Florentiner Frieden, der Bonaparte zum Herrn Neapels machte und den Briten dessen Häfen schloß. Ohne auf Ferdinand's Proteste zu achten, ließ Bonaparte eine Reihe neapolitanischer Städte durch General Gouvion Saint-Cyr im Juni 1803 besetzen; im J. 1804 erkannte ihn der Hof Neapels sofort als Kaiser an. Im J. 1805 versprach zwar der Hof Napoleon Neutralität, nahm aber eine zweideutige Stellung ein und bewirkte durch dieses Doppelspiel großes Unheil für das Reich. Napoleon's Auftreten war freilich so herausfordernd, er ließ derart alle Minen springen, den Hof zum Aeußersten zu stacheln, daß Karoline nicht länger ihrer Wuth gebieten konnte. Seit das französische Heer das Reich verlassen, rüsteten Ferdinand und Karoline mit äußerstem Eifer, brachen den Neutralitätsvertrag und nahmen mit offenen Armen 13,000 Russen und Briten auf; im November rückten die Neapolitaner mit diesen ins Feld, Napoleon sandte ihnen Heere entgegen und stieß unter den wildesten Schmähungen auf Karoline, die er wie eine Messalina hinstellte, am 26. Dec. 1805 in Schönbrunn das Haus Bourbon vom Throne. Abermals flüchtete der Hof unter britischem Schutze im Januar 1806 nach Palermo, Oesterreich ließ ihn im Preßburger Frieden im Stiche und Joseph Napoleon bestieg den Thron von Neapel, ohne Sicilien erobern zu können. Mit britischer Hülfe unterhielt Karoline fortwährend den Kleinkrieg in Calabrien gegen Joseph, auch als Rußland sich zu Napoleon schlug; mit britischer Hülfe hielt sie sich in Sicilien gegen den König von Neapel, den vom Hofe zu Palermo gedungene Banditen im April 1808 zu tödten versuchten. Auch seit Joachim Murat König von Neapel geworden, setzte Karoline den Klein- und Banditenkrieg in Calabrien fort, Großbritannien unterhielt laut Vertrag 10,000 Mann auf Sicilien und zahlte an Ferdinand jährlich 300,000 Pf. St. Joachim's Versuche auf Sicilien scheiterten 1810 (s. Joachim Murat und Neapel, Geschichte), aber eine allgemeine Unzufriedenheit gegen den Hof erfüllte diese Insel. Die Briten fürchteten eine allgemeine Empörung in Sicilien; ihr Gesandter und Oberbefehlshaber in Palermo, Lord Bentinck, forderte von Ferdinand und Karoline gründliche Reform der Staatsverwaltung und Abänderung der Verfassung, was Karoline's Hoffart grenzenlos verletzte. Ihre Abneigung gegen Bentinck's Vormundschaft stieg immerzu, sie machte kein Hehl aus ihrer Antipathie gegen das Inselvolk und seine Regierung, gegen die sicilischen Liberalen und gegen die Verständigung zwischen Sicilianern und Briten, ja sie knüpfte 1809 geheime Verhandlungen mit Napoleon an. Bentinck erfuhr hiervon und zwang Ferdinand IV. 1811, Karoline von allen Staatsgeschäften zu entfernen; sie mußte Sicilien verlassen, ging über Konstantinopel nach Wien und setzte ihre Unterhandlungen mit Napoleon fort, auf dessen Vermählung mit ihrer Großnichte und Enkelin Marie Louise sie die größten Hoffnungen zur Restauration in Neapel baute. Sie hoffte dann, als Napoleon gestürzt wurde, auf dem Wiener Congresse die Wiedereinsetzung Ferdinand's in Neapel zu erwirken, aber Alexander I. von Rußland schien derselben sehr abgeneigt. Wenig betrauert, starb die leidenschaftliche Frau, die meist in Schönbrunn lebte, in Hetzendorf am 8. Sept. 1814.

Vgl. Carmine Lancellotti, Memorie istoriche di Ferdinando I., re del regno delle due Sicilie (Neapel 1827); Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734—1825 (2 Bde., Paris 1835); Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart (1. Theil, Leipzig 1859); Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen (Bd. II, Leipzig 1856); die verschiedenen Werke über die Französische Revolution, das Consulat und das Kaiserreich; von Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungszeit (Bd. I, Wien 1876); Derselbe, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde (4 Bde., Wien 1881); Derselbe, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel von 1781 bis 1790 (2 Bde., Wien 1872); A. Freiherr von Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814 (Wien 1878); R. Palumbo, Carteggio di Maria Carolina, regina delle due Sicilie, con Lady Emma Hamilton, Documenti inediti (Neapel 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KAROLINE MATHILDE, Gemahlin des Königs Christian VII. von Dänemark, war die Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, geboren am 22. Juli 1751. Ihre Mutter, Prinzeß Auguste, stammte aus dem Hause Sachsen-Coburg. Aus Karoline Mathilde's Kindheit ist wenig bekannt. Als sie dem Kindes-

alter entwachsen war, sind die Zeitgenossen einig in dem Urtheile über die Anmuth ihrer Erscheinung. Sie wird nicht als eine regelmäßige Schönheit, wohl aber als eine äußerst angenehme, reizvolle Gestalt geschildert, mit einer Gesichtsfarbe von blendender Weiße, hellblondem, fast aschfarbenem Haare in prächtiger Fülle, blauen ausdrucksvollen Augen, einem vollen, sinnlichen Munde und weißen, regelmäßigen Zähnen, das Ganze ein Bild frischer, blühender Gesundheit und Jugend mit einer frühzeitigen Neigung zum Embonpoint. Ihr Temperament galt als lebhaft, doch auch zu Stolz und Heftigkeit sich neigend nach Welfenart, ihr Umgang als gefällig und munter, freundlich und leutselig gegen Niedere. Ihre Erziehung soll nicht über den Durchschnitt der Zeit hinausgegangen sein, ihre Kenntnisse in fremden Sprachen, im Französischen und Deutschen, nennt sie selbst gering. Ihre Stellung innerhalb des üppigen englischen Hoflebens, wo der Vater, früh verstorben, ihr unbekannt geblieben war, die Mutter vernachlässigt ihren Neigungen lebte, scheint eine einsame, auf sich selbst angewiesene gewesen zu sein. Sie empfand sie und bald langweilte sie sich. Die Etikette erschien ihr als ein unerträglicher Zwang, die Neigung, ihn zu durchbrechen, die Klage auf die Rücksichten und Schranken, welche der Titel „königliche Hoheit“ ihr auferlegte, kehrt in den Briefen mehrfach wieder. Frei sein und sich selbst angehören, ist ihr früh ausgesprochener Wunsch. Zeitig schon war von dänischer Seite ihre Verbindung mit dem Könige Christian VII., ihrem Vetter, der, zwei Jahre älter als sie (geb. 29. Jan. 1749), am 14. Jan. 1766 mit 17 Jahren den dänischen Thron bestiegen hatte, in Aussicht genommen. Die officielle Werbung fand im Sommer 1766 statt, am 1. Oct. die Vermählung per procura im St.-Jamespalaste zu London. Karoline Mathilde war kaum 15 Jahre alt, ein Kind dem Alter nach und in ihrer körperlichen Entwickelung noch keineswegs vollendet. Ihren Gemahl hatte sie nie gesehen, ihr Los erschien ihr nicht beneidenswerth, ihre künftige Heimat als ein Exil; das allgemeine Schicksal der Prinzessinnen, nach politischen Rücksichten an unbekannte Ehemänner geknüpft zu werden, ein Gegenstand nicht des Neids, sondern des Mitleids. — Am Tage nach der Trauung verließ sie London, am 3. Oct. den englischen, betrat in den letzten Tagen des Monats den dänischen Boden. In Roeskilde trat ihr Gemahl ihr zum ersten mal von Angesicht zu Angesicht entgegen, ein Knabe, noch nicht achtzehnjährig, früh entwickelt, früh der Zucht der Erziehung entwachsen, und dem Uebermaße seiner Leidenschaften früh unterliegend. Um diesen Schranken zu setzen, war gerade die Heirath beschleunigt worden. Hatte man ihn einst in hartem Zwange zu bändigen versucht, so war der junge König um so mehr gewillt, jetzt, wo nur sein Wille sein Gesetz war, der goldenen Freiheit zu genießen, zu genießen bis zum Ende. Von Haus aus war er gut beanlagt, lernte leicht und faßte schnell, aber er entbehrte jeglicher Lust an ernsten Dingen, sein scharfer Blick sah bald die Schwächen der Umgebung und sein stets bereiter Witz traf schonungslos jeden und jedes. In allem der erste zu sein und von niemand übertroffen zu werden, namentlich in körperlichen Leistungen, war seine schon jetzt fast krankhafte Sucht, aber er übte sie nur in Excessen und, sobald sein Körper dazu entwickelt war, in geschlechtlichen Ausschweifungen schlimmster Art. In den Stadien der Abspannung trat ebenso früh eine Empfindung von Melancholie, Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit ein, die nur wich, um durch neue Tollheiten ersetzt zu werden. Faul und frivol, ohne eigenen Willen und doch von niemand regierbar, Lust und Eingebung der Augenblicke allein folgend und Befriedigung nur in sinnlichen Genüssen findend, so war der Gemahl, der Karoline Mathilde entgegentrat. Er empfand die Last seines hohen Standes wie sie, er warf sie weg, wo sie ihn beschränkte, und sich mit. Gleich ihm seine Umgebung, der Hof frivol, wie sein Haupt. Karoline Mathilde's gewinnende Erscheinung eroberte den König, aber nur, wie ihn der Anblick einer neuen Buhldirne erregt hätte; als er die Lust befriedigt, wandte er sich von ihr ab zu neuen Hetären, vernachlässigte sie bald ganz. Möge sie sich die Freiheiten gestatten, die er selbst für sich in Anspruch nahm.

Der Hofstaat der Königin war ein ausschließlich dänischer; sie trug sich stolz gegen ihn, bald auch kalt und abstoßend gegen den König, nur die Frau von Plessen, ihre Hofdame, würdigte sie näheren Vertrauens. Man entfernte sie aus ihrer Nähe. Karoline Mathilde stand allein und einsam.

Am 28. Jan. 1768 gab sie einem Knaben, dem spätern Könige Friedrich VI., das Leben, Karoline Mathilde war glücklich. Das Wochenbett verlief leicht und schnell, ihre Gesundheit hatte in nichts gelitten, die Königin war gewachsen, erschien voller und kräftiger, ein Bild blühender Jugend. Im Frühling des Jahres trat der König eine große Reise an ins Ausland, es war seine Absicht, mehrere Jahre fortzubleiben, die Lust an ihren Quellen mit vollen Zügen zu trinken, sein ausgesprochener Gedanke. Die Minister hatten dem Plane zugestimmt, vielleicht in der eiteln Hoffnung, der König werde auswärts anders leben lernen. Der für diese Reise angenommene Arzt war Struensee, der Sohn eines Geistlichen, damals in Altona ansässig, beliebt und beschäftigt in den Kreisen des holsteinischen Adels, durch glückliche Curen bekannt, ein Günstling der Frauen, die ihm nichts versagten, so wenig wie er ihnen. Trotz seiner großen Einnahmen steckte er in Schulden, seine Stellung in Holstein war auf die Dauer unhaltbar, eine Besserung seiner Lage konnte nur eine vollständige Veränderung geben. Als ihn der neuerdings zu Gnaden angenommene Graf Schau-Ranzau an den Hof beförderte, war er entschlossen, sein Glück zu machen. Die Reise des Königs berührte London, Paris und ging durch Deutschland zurück, dauerte in allem acht Monate. Der englische wie der französische Hof gaben dem dänischen Könige die glänzendsten Festlichkeiten, aber ihn langweilte der Zwang der großen Welt und ihres Verkehrs, und er entschädigte sich des Nachts in Tavernen und Bordellen. Millionen waren auf dieser Reise verschwendet, die er-

hoffte Besserung des Königs war ausgeblieben, er kehrte zurück, mehr denn je geschwächt und entnervt, angesteckt dazu mit ekelhafter Seuche. Struensee war ihm unentbehrlich geworden, da ihm einzig seine Gesellschaft über die Stunden der Abspannung und Melancholie hinweghalf. Karoline Mathilde hatte in stiller Zurückgezogenheit den Sommer und Herbst auf Schloß Frederiksborg bei Kopenhagen verlebt, mit der Pflege ihres Söhnchens beschäftigt. Die Ruhe hatte ihr wohlgethan, sie war größer und stärker geworden, voller und reifer, ihr Benehmen sicher und überlegen, das Kind, die Jungfrau war zum Weibe geworden. Dem zurückkehrenden Könige entging die vortheilhafte Veränderung nicht, die Gatten näherten sich wie lange nicht, es schien in der That eine Vertraulichkeit der Ehe entstanden wie kaum zuvor — aber die einzige Folge war, die Königin ward krank wie der König. Christian drängte ihr Struensee als Arzt auf, sie verweigerte ihn, ward doch zum Nachgeben bewogen. Sie empfing ihn mit der ganzen den Welfen eigenen Hoheit, aber er verstand ihre Abneigung zu überwinden, hob ihre Krankheit, lehrte sie, ihren Gemahl nach Gefallen zu leiten, ohne daß dieser es spürte. Ihre Stellung innerhalb der Coterien des Hofes ward eine befestigte, sie sammelte einen Anhang um sich, war nicht mehr einsam auf sich angewiesen, beherrschte am Hofe durch Struensee und mit ihm gemeinsam den König. Es scheint, daß sie den Gedanken einer Scheidung, der Rückkehr nach England erwogen hatte, Struensee bemerkte, daß das eine Trennung von ihrem Kinde bedinge und sie kam nicht darauf zurück. Sie hoffte, vielleicht glaubte sie an einen baldigen Tod ihres Gemahls als unausbleibliche Folge seiner Extravaganzen. Struensee schnitt ihr diese Hoffnung ab, frühes Siechthum, stetig steigender Stumpfsinn werde kommen, sei schon eingetreten, das Leben könne sich dabei lange fristen. Der Geisteszustand des Königs, sein Lebenswandel ward so zum Gegenstande der Unterhaltung zwischen Karoline Mathilde und ihrem Arzte, bis in die Einzelheiten empfing sie Auskunft über seine schandbaren und widernatürlichen Gewohnheiten, sie hörte Namen und Dinge, die eine ehrbare Frau nicht kennen darf. „Das äußerste Zartgefühl war der schönen Mathilde nicht eigen.“ Und die Königin ließ sich erzählen, von Struensee, von ihrer Hofdame, der Frau von Gähler, die selber Struensee's vertrauten Umgang genoß, sie hörte und begriff, die Dinge verloren ihren ersten widerwärtigen Anschein und der Erzähler ward ihr interessant, sein Umgang ihr von Tag zu Tage unentbehrlicher. Der Günstling nutzte die Lage der Dinge, seinen steigenden Einfluß aus, er ward Vorleser des Königs, Cabinetssecretär der Königin, bezog eine Wohnung im Schlosse, erschien täglich in des Königs und der Königin Begleitung, er führte die Unterhaltung, er ordnete die Feste an, im Dienste der Königin verbrachte er die Tage und — endlich nach einem Maskenballe die Nacht in ihrer Umarmung. Karoline Mathilde lebte jetzt die Wonnetage ihres Lebens, gab sich ganz ihrer Leidenschaft hin, offen und rückhaltslos und kargte auch nicht mit öffentlichen Zeichen ihrer Gunst. Der König lebte in dumpfem Brüten fort, das nur durch Anfälle völliger Raserei unterbrochen ward; unfähig zu herrschen, völlig gleichgültig gegen die Staatsgeschäfte, unterschrieb er, was ihm vorgelegt ward, nur sein Alles scharf, aber richtig treffender Spott zeigte noch, welche Anlagen hier in Zerrüttung untergingen. Er verbrachte seine Tage allein, anfangs in freiwilliger, bald in bewachter Zurückgezogenheit, seine Gesellschaft bestand nur aus von der Königin und Struensee bestellten Personen, den Bedienten ward es untersagt, ihn anzureden, da er dann erschreckt aufzufahren pflegte, endlich setzte man ihm in der Person des Kammerherrn von Brandt einen besondern Hüter. Und doch war sein Geist nicht so umnachtet, daß er nicht gelegentlich die Schmach seiner Lage erkannte, um sich dann in seiner beißenden Weise darüber zu äußern. Die Königin aber entfernte sich mehr und mehr von den Schranken, die Anstand und Sitte zogen. Die auffälligste Wandlung vollzog sich in ihrem Wesen, in den Formen ihres Umgangs. Noch immer erschien sie glänzend und geschmackvoll, die Weiße ihres Teints, die Fülle ihres Haares entzückte die Bewunderer, mehr und mehr aber entwickelte sich ihre ursprüngliche Anlage zur völligen Fettsucht und ihre maßlose Eßlust nährte sie. Sie lernte reiten und jagen, sie ging in Männertracht einher und saß nach Männerweise zu Pferde, ihre breiten vollen Formen traten zu Tage und selbst der König erfreute sich der schönen Bildung offen. Das Beispiel Karoline Mathilde's fand Nachahmung, wie sie erschienen die Damen des Hofes in männlicher Kleidung, lernten reiten wie die Königin. Der Ton des Hofes ward frei und ausgelassen, jegliche Etikette ward verbannt, in der Unterhaltung herrschte die Zote. Struensee wie Brandt sorgten geflissentlich dafür, leichtfertige Weiber in die Umgebung der Königin zu bringen, jeglicher Mann hatte seine Geliebte, jegliche Frau ihren Galan und man tauschte gelegentlich. Der Bruder der Königin, der Herzog von Glocester, verließ, empört über die kopenhagener Gesellschaft, den Hof nach kurzem Besuche. Karoline Mathilde gab ihren Launen wie ihren Leidenschaften freien Lauf, verscherzte so bald die Zuneigung derer, auf deren Treue und Verschwiegenheit sie angewiesen war, und gar bald begann der Klatsch sich mit ihrer Person zu beschäftigen.

Eine Reise des königlichen Paares in die Herzogthümer, erst nach Schloß Gottorp, dann nach Travendahl, von da nach Ascheberg auf das Gut des Grafen Ranzau, fand im Sommer 1770 statt. In ländlicher Zurückgezogenheit feierte man Feste auf Feste. Ranzau war erstaunt über den Wechsel im Wesen der Königin, die Zusammensetzung der Begleitung — lauter Jugend, er allein ein Greis dazwischen. Er sah sich von seinem ehemaligen Schützlinge überflügelt und in den Schatten gestellt; so trat er mit Vorsicht auf und Zurückhaltung, begegnete der Königin mit respectvoller Achtung, mit Ueberlegung wählte er seine Stellung, ob mit den Favoriten, ob gegen sie, er beobachtete, bereit, Partei zu ergreifen.

Bereits war das Gerücht von der Schuld der Königin ins Ausland und bis an den englischen Hof

gedrungen. Karoline Mathilde's Mutter, die Prinzessin von Wales, erbat, auf einer Reise auf dem Continent begriffen, von ihrer Tochter eine Zusammenkunft zu Braunschweig. Mochte der eben erfolgte Sturz des Ministers Bernstorff für die englische Politik diese Zusammenkunft wünschenswerth machen, so mochte doch auch die Mutter die Tochter warnen wollen. Aber Karoline Mathilde schlug die Begegnung ab, und erst als bei weiterem Drängen die Ladung nach dem nahegelegenen Lüneburg eine neue Absage unmöglich machte, erschien sie mit dem Könige und mit Struensee vor ihrer Mutter, verweigerte eine Unterredung in englischer Sprache, die Struensee nicht geläufig war, ging früh am Abend zu Bette, schlief bis in den Tag hinein, trat am Nachmittage die Rückreise an, mied sichtlich jegliche Unterredung unter vier Augen, und gleich kalt wies sie die Versuche Georg's III., ihres Bruders, zurück, ließ endlich seine Briefe ganz ungelesen. Als der dänische Hof nach Kopenhagen zurückkehrte, zogen Ranzau und Brandt mit ihm. Die Leitung des Hofes, die Regierung der Monarchie war von nun an in den Händen des Triumvirats. Die alten Minister wurden entlassen, die neuen Emporkömmlinge stiegen von Stufe zu Stufe, Struensee war die Seele der neuen Regierung und der dänische Staat erfuhr nun eine Revolution von oben, eine hastige, systemlose Umwandlung an Kopf und Gliedern. Eine Unzahl von Reformen wurde proclamirt, in vielem mit den alten Vorurtheilen und Misbräuchen gänzlich aufräumend und wohlthätig in Gewährung von Freiheit und Bewegung, aber in ihrer unverständigen Ueberstürzung die Leidenschaften erregend und das Herkommen verletzend. Man kürzte die Gehalte und Pensionen, zog eine Masse von Stellen ein, entließ die Beamten, entfernte den Adel und beseitigte seine wirklichen und rechtlichen Privilegien. Kühner, gewaltsamer griffen die neuen Herren durch von Tag zu Tage; wohin das hinaus sollte, war unabsehbar. Adel wie Bürgerthum schienen ruinirt zu werden, alle Existenz, auch des nationalen Lebens, bedroht. Anfangs hatte Struensee sich mit dem wirklichen Besitze der Macht genügen lassen, den Ministertitel verschmäht, bald ließ er auch den äußern Glanz der Würden sich und seinen Genossen nicht länger entgehen.

Zu Beginn des Jahres 1771 fühlte sich die Königin schwanger, und als sie am 7. Juli von einer Tochter, der Prinzessin Luise Auguste, entbunden wurde, blieb niemand im Zweifel, wer Vater des Kindes sei. Eine Woche später ließ sich Struensee zum geheimen Cabinetsminister ernennen, wieder eine Woche, sich nebst Brandt in den dänischen Grafenstand erheben, große Geldsummen für den der neuen Würde erforderlichen Aufwand aus Staatsmitteln gewähren, zum Geburtstage der Königin wurden beide die ersten Ritter des neugestifteten Mathildenordens. War die erste Aenderung der Regierungsform, namentlich die Aufhebung des alten Cabinetsconseils, damit motivirt worden, daß der König freie Hand bekommen müsse zu eigenem, unbeeinflußtem Regieren, hatte man die ganze Reform als vom Könige selbst unmittelbar ausgehend und aus seinen Entschließungen entsprungen bezeichnet, so ließ man jetzt diese Maske fallen. Am Tage nach der Ernennung Struensee's zum Cabinetsminister erschien ein Decret, welches allen Ordres des Königs, von Struensee geschrieben, von ihm signirt und in des Königs Namen besiegelt, gleiche Geltung beilegte wie den eigenhändigen, vom König selbst erlassenen. Struensee war damit zum unumschränkten Dictator Dänemarks erhoben. Was wunder, daß man ihm den Plan zuschrieb, den König ganz zu beseitigen sammt dem Kronprinzen, die Königin zu heirathen und sich selbst auf den Thron zu heben! Eine Flut von Pamphleten erschien im Inlande und Auslande der allergemeinsten Art, offen ward Karoline Mathilde's Verhältniß zu Struensee darin besprochen, die große Hure hieß sie und das Schloß Christiansborg das große Bordell. Hatte sie früher die Neigung der Menge besessen, so hatte sich diese längst in Haß verkehrt.

Das Triumvirat selbst lebte keineswegs in Eintracht. Ranzau sah sich in den Hintergrund gedrängt durch Struensee's Ueberlegenheit, Brandt war sein Amt als Wächter des Königs leid, als seiner eigenen Freiheit hinderlich, für seine Schulden hatten die großen Zuwendungen aus den königlichen Kassen nicht genügt, er befand sich in drückender Geldklemme. Der Haß, die Verachtung gegen den Dictator sprach sich in den verschiedensten Kreisen aus, selbst Brandt ward besorgt und warnte Struensee, ohne freilich genau sagen zu können, vor wem. Die Katastrophe trat ein, als sich Ranzau von seinen bisherigen Verbündeten abwandte und ein Complot zu ihrem Verderben begann. Er sicherte sich den Beistand einiger entschlossenen Militärs und trat in Verbindung mit der Stiefmutter des Königs, der verwitweten Königin Juliane Marie und ihrem Sohne, dem achtzehnjährigen Erbprinzen Friedrich. Wie bisher einseitig auf Karoline Mathilde alles Licht ausgestreut wurde, so ist das Bild der Königin-Witwe ebenso einseitig fast überall nur im Dunkel der Verfolgung, der Intrigue, der Herrschsucht erschienen. Schon in den Memoiren des vorigen Jahrhunderts ist sie so gezeichnet und nicht anders von den Vertheidigern Karoline Mathilde's in der neueren Literatur. Doch ist die Stellung der beiden Königinnen durchaus nicht von Haus aus eine feindliche gewesen, und der Juliane Marie zugeschriebene Plan, den König mit seinem Stamme zu vernichten, um ihren Sohn zum König zu machen, ist in nichts zu erweisen. Aber als ihr jetzt durch Ranzau die Mittheilung zuging, daß zum Beginn des Jahres 1772 eine Thronrevolution seitens Struensee's drohe mit dem Ziele, Christian VII. abzusetzen, trat sie seinem Gegenplane, Struensee und Brandt zu stürzen, bei. Es bleibt möglich, daß auch schon vorher unabhängig davon in Juliane Marie's Umgebung ein solches Vorgehen geplant war, aber mehr als zweifelhaft, ob dabei auch Karoline Mathilde mit betroffen werden sollte, immerhin, Ranzau wußte sie zu gewinnen, er und der Cabinetssecretär der Königin-Witwe, Guldberg, wurden die Leiter der Verschwörung.

Struensee aber wiegte sich in Sicherheit. Es ist charakteristisch für ihn: einen Anhang zur Stütze seines Regiments, doch leicht zu bilden aus der Masse der Par-

venus, sich zu schaffen, hat er nicht versucht, er stand auf seiner Höhe einsam, hatte einzig und allein die Königin als Bundesgenossin. Sie war nicht blind gegen die drohende Gefahr, sie hatte ihn gewarnt vor den Folgen der Aenderung im Sommer 1771, der Gedanke an Flucht ist doch wenigstens in die Unterhaltung geworfen worden. Auf die Gegenfrage, welchen Beruf jeder von ihnen im Auslande ergreifen werde, meinte die Königin — wahrlich königlich! — als Sängerin auftreten zu können.

Selbst das Verhältniß zwischen Karoline Mathilde und Struensee war nicht mehr das anfängliche. Sie hatte ihn verachten gelernt, als er bei einer Matrosenrevolte Unentschlossenheit und Feigheit bewies, er war ihres ausschließlichen Umgangs überdrüßig geworden, sie hegte berechtigte Zweifel an seiner Treue. Am Abend des 16. Jan. 1772 gab der Hof einen Ball auf Christiansborg, den letzten Tanz tanzte die Königin mit dem Erbprinzen. Diese Nacht hatten die Verschworenen ausersehen, Struensee, Brandt und die Königin zu verhaften. Gegen 5 Uhr des Morgens drangen sie, Ranzau, Guldberg, Juliane Marie und der Erbprinz in das Schlafgemach des Königs und erzwangen von dem Erschreckten und Ueberraschten den Haftbefehl für die Königin. Gleichzeitig waren die mitverschworenen Offiziere, General Eichstädt und Oberst Köller zur Verhaftung der beiden Grafen geschritten. Sie gelang ohne Widerstand, beide wurden unter starker Bedeckung auf die Citadelle gebracht. Ranzau selbst verhaftete die Königin, sie ward auf die Festung Kronborg abgeführt, man ließ ihr ihre Tochter. Als der Anschlag gelungen, führte man den König auf den Altan des Schlosses, sich der jubelnden Menge zu zeigen, dann im Wagen durch die Straßen der Stadt, die abends in heller Illumination erglänzten. Struensee und Brandt ward der Proceß gemacht, als Verräthern an Land und König. Das Decret vom 14. Juli, das ihn mit jener Allgewalt ausgestattet, die Bereicherung aus öffentlichen Mitteln, der vertraute Umgang mit der Königin, waren der Hauptinhalt der Anklage gegen Struensee, gegen Brandt lautete sie auf Mitschuld an den Verbrechen Struensee's und insbesondere auf körperliche Mishandlung des Königs. Am 27. April ward ihnen das Leben aberkannt und das Urtheil am folgenden Tage in grausamster Form auf dem Osterfelde vor Kopenhagen vollstreckt.

Bis auf die geheimsten Vertraulichkeiten in seinem Umgange mit der Königin war das Verhör Struensee's ausgedehnt worden. Anfangs leugnete, endlich, ob unter einem gewissen Zwange, steht dahin, gestand er zu, was ohnehin kein Geheimniß mehr war. Gleich ihm hatte Karoline Mathilde alles in Abrede gestellt, man brachte ihr Struensee's eigenhändig unterzeichnete Geständnisse und auch sie räumte alles ein. Am 6. April fällte der eingesetzte Gerichtshof das Urtheil dahin, die Königin Karoline Mathilde sei des Ehebruchs schuldig, ihre Ehe geschieden. Es war anfangs die Absicht gewesen, sie nach Aalborg in Jütland in die Verbannung zu schicken, das scheiterte an dem Einspruche des englischen Hofes. Der Proceß gegen die Königin, die geborene englische Prinzessin, hatte in London allgemeine Entrüstung erregt, ein Geschwader ward ausgerüstet, um sich nöthigenfalls vor Kopenhagen zu legen. Die dänische Regierung gab nach und die Königin frei. Zu Anfang des Monats Mai wurde Karoline Mathilde nach Stade und von da nach Celle gebracht, das ihr als Residenz angewiesen war. Ihre Mitgift ward von Dänemark zurückbezahlt, König Georg setzte ihr eine Apanage aus. In Celle lebte Karoline Mathilde nicht mehr volle drei Jahre in gänzlicher Zurückgezogenheit — wol machte ein überspannter Engländer, der Zutritt zu ihr erlangt hatte, ihr den Vorschlag, sie durch eine Contrerevolution auf den dänischen Thron zurückzuführen, und ob sie dem Wagniß sich anzuvertrauen geneigt war, ist zweifelhaft, ihr plötzlicher Tod trat dazwischen — am 11. Mai 1775 erlag sie einem Scharlachfieber, noch nicht 24 Jahre alt. Und so ist schließlich die Summe dieses jungen Menschenlebens und seiner Leidenschaft: ein gewissenloser Parvenu, der nicht zu herrschen verstand, und eine Königin, die der Majestät vergaß.

Vgl. Karl Wittich, Struensee (Leipzig 1879); Quellen und Literatur daselbst. (*P. Hasse.*)

KAROLINENTHAL, eine rasch emporblühende Vorstadt Prags mit eigener Gemeindeadministration, lagert sich in der Thalsohle der Moldau zwischen diesem Flusse und dem Žižkaberge östlich von der Hauptstadt des Landes, von welcher es nur durch die Verzehrungssteuerlinie getrennt ist. Die verhältnißmäßig junge städtische Ansiedelung entstand im Beginne dieses Jahrhunderts auf den seit alten Zeiten dem Orden der „Kreuzherren mit dem rothen Sterne" gehörigen sogenannten „Spittelgründen". Mit Decret vom 5. Mai 1817 genehmigte Kaiser Franz den für die Neuanlage zu Ehren der Kaiserin Karoline Auguste in Vorschlag gebrachten Namen „Karolinenthal". Im J. 1843 zählte der Ort bereits 7990 Einwohner, im J. 1869: 13,384 und nach der letzten Volkszählung vom 31. Dec. 1880: 14,780 (ohne Garnison). Karolinenthal ist als Hauptort des gleichnamigen Gerichtsbezirks Sitz eines k. k. Bezirksgerichts, einer k. k. Bezirkshauptmannschaft und anderer k. k. Aemter. Es hat eine neugegründete Pfarrei mit einer schönen, den slawischen Aposteln Cyrill und Method geweihten Kirche in Basilikenstil und ein reich entwickeltes Schulwesen (deutsche und czechische Volks- und Bürgerschulen, je eine deutsche und czechische Oberrealschule.) Seinen Aufschwung verdankt es der günstigen Lage in der Nähe der Hauptstadt an einem Moldauarme mit einem Hafen, dem Ausgangspunkte einer lebhaften Schiffahrt auf der Moldau und Elbe bis Hamburg, und seinen zahlreichen industriellen Anlagen (Mühlen, Maschinenfabriken, mechanische Webereien, Kattundruckereien, Baumwollspinnereien, Fabriken für chemische Erzeugnisse, für Oel, Stearinkerzen, Rasaglio, Hutwaaren u. s. w.).

Oestlich von Karolinenthal liegt ein großes Militärinvalidenhaus mit geräumigen Exercirplätzen, gegenüber der Stadt in der Moldau lagern sich die Hetzinsel, ein beliebter Vergnügungsort der Prager, und die nunmehr

von den Stationsgebäuden der Oesterreichischen Nordwestbahn eingenommene Rohan'sche Insel. — Mit Prag ist die Vorstadt durch eine Pferdeeisenbahn verbunden.

(*L. Schlesinger.*)

KAROLINGER heißen die Angehörigen der fränkischen Dynastie, welche, nach der Absetzung des letzten Merovingers auf den Thron gehoben, durch Karl den Großen den Gipfel der Macht und des Ruhmes erreichte. Der entsprechende Ausdruck mittelalterlicher Geschichtsquellen: Karlingi (althochd. Charlinga) nebst den verwandten Formen Karoli, Karlenses wird freilich oft in anderer Bedeutung gebraucht, als Volksname für alle Franken, die nach dem Vertrage von Verdun unter Karl dem Kahlen und dessen Dynastie das westfränkische oder französische Reich bildeten: sie hießen Karolinger, ebenso wie die Bewohner des mittlern Theilreiches nach ihren ersten Herrschern mit der Zeit Lotharienses, Lotharii, Lothringer benannt wurden. Indessen heutzutage hat die genealogische Bedeutung des Wortes Karolinger die nationale völlig verdrängt, in der Geschichtswissenschaft gilt nur die erstere. — Der Stammbaum der karolingischen Dynastie geht zurück auf zwei austrasische Große, welche unter König Dagobert I. anfangs (622—627) die vornehmsten Rathgeber desselben waren, Hof und Staat leiteten, auf Bischof Arnulf von Metz (611—627, gest. 16. Aug. 641) und den Majordomus Pippin, gest. 639. Arnulf's älterer Sohn Chlodulf wurde der dritte Nachfolger des Vaters im Bisthume Metz (656—696); ein jüngerer, Ansegisel (Adalgisel), wurde Herzog in Austrasien und Reichsverweser unter dem unmündigen Könige Sigibert III. (632—638); er vermählte sich mit Begga, einer Tochter Pippin's, der außerdem einen Sohn hatte, Grimoald, Majordomus in Austrasien 642—656.

Jener Ehe entstammte Pippin, unter den altkarolingischen Dynasten dieses Namens der mittlere und der erste Karolinger von fürstlicher Stellung, der Begründer des karolingischen Principates: in Austrasien seit etwa 676 mächtig nach Art der Stammesherzoge, wurde er bald nach der Schlacht bei Testri (687) Majordomus in Neustrien und Burgund und behauptete die Reichsgewalt auch nach der Uebertragung jenes Amtes auf nahe Verwandte; bis an sein Lebensende (16. Dec. 714) blieb Pippin neben den merovingischen Titularkönigen das wahre Oberhaupt des Reiches. Im Majordomate folgte Grimoald, einer von den beiden Söhnen, welche ihm Plektrud, seine rechtmäßige Gemahlin, geboren hatte, während er den andern, Drogo, zum Herzog von Campanien (Champagne) erhob, und da beide vor dem Vater starben, Grimoald im J. 714, so wurde ein unmündiger Sohn des letzteren, Namens Theudoald, Majordomus, indessen nur vorübergehend, wie denn auch keiner von den vier Söhnen des im J. 708 verstorbenen Drogo dem Vater oder gar dem Großvater an Macht und Ansehen gleichkam. Der Fortsetzer der Dynastie wurde Karl, zubenannt Martell (Tudites), geb. um 688, Pippin's Sohn aus einer, wie es scheint, illegitimen Verbindung mit Chalpaida. Aus den Kämpfen, welche im J. 715 um die Nachfolge im Majordomate ausbrachen, ging Karl als Sieger hervor; seit 719 alleiniger Majordomus, gab er der neuen Reichsgewalt endgültig das Uebergewicht über das alte Königthum, sodaß er es wagen konnte, nach dem Tode des Königs Theodorich IV. (737) den merovingischen Thron nicht wieder zu besetzen. Als Karl am 21. Oct. 741 starb, überlebten ihn zwei legitime Söhne, Karlmann und Pippin (geb. 714), und vier illegitime, darunter Grifo, den ihm Swanahild, eine Nichte des Baiernherzogs Odilo, geboren hatte, aber bei der Ordnung der Nachfolge wurden nur jene berücksichtigt. Gemäß einer von Karl selbst verfügten Reichstheilung (741) gelangte Karlmann in dem vorwiegend deutschen Osten des Reichs, Pippin (der Jüngere) in dem größtentheils romanischen Westen und Süden, in Neustrien und Burgund zur Herrschaft; den Titel Majordomus behielten sie bei und seit 743 gab es auch wieder einen König aus merovingischem Geschlechte, Childerich III. Im J. 747 dankte Karlmann ab, um nach Rom zu ziehen und Mönch zu werden; als solcher starb er am 17. Aug. 755 zu Vienne; aber obgleich er mehrere, allerdings noch unmündige Söhne hinterließ und Pippin zunächst nur als Vormund derselben die Regierung übernahm, so wurde er dennoch Alleinherrscher. Während seine Neffen im Kloster endeten, ergriff er dauernd Besitz von dem Reiche Karlmann's und im Einverständnisse sowol mit dem römischen Papste Zacharias als mit den fränkischen Großen beseitigte er durch Absetzung Childerich's III. auch das merovingische Scheinkönigthum, um sich selbst zum König der Franken wählen und von den Bischöfen des Reichs weihen zu lassen in Soissons 751, November (erste Hälfte). Die Ceremonie der Salbung, eine der kirchlichen Richtung der älteren Karolinger durchaus entsprechende und bei dem usurpatorischen Charakter ihres Emporkommens besonders zweckmäßige Neuerung, wurde wiederholt, als im J. 754 Papst Stephan III. ins Frankenreich kam. Am 28. Juli vollzog er sie nicht nur an Pippin und dessen Gemahlin Bertrada, sondern auch an ihren Söhnen Karl und Karlmann, und um der Erblichkeit des neuen Königthums in jeder Weise Vorschub zu leisten, verpflichtete er die Großen des Reichs bei Strafe der Excommunication, niemals aus einem andern Geschlechte einen König zu wählen.

Beim Ableben Pippin's, des ersten karolingischen Königs (24. Sept. 768), succedirten demgemäß zunächst dessen Söhne, die Könige Karl (geb. 2. April 742) und Karlmann (geb. angeblich erst 751) als gemeinsame Regenten; das Reich war derart unter ihnen getheilt, daß beide je einen in sich zusammenhängenden, aber aus Romanen und Germanen gemischten Complex erhielten und zwar Karl nördlich einer Grenzlinie, die sich von der obern Garonne in großem Bogen bis zum Mittelrhein hinzog, während Karlmann im Süden regierte. Nun starb dieser am 4. Dec. 771 mit Hinterlassung unmündiger Söhne — darunter einer Namens Pippin — aber ohne ihnen die Nachfolge in seinem Theilreiche gesichert zu haben. Die Großen desselben erklärten sich für Karl, und während die Söhne Karlmann's in Italien eine Zuflucht suchten, ergriff jener auch von dem südlichen Franken-

reiche Besitz. Seit Mitte December 771 war er Alleinherrscher. Drei Jahre später, Mitte 774, erwarb er infolge der Siege, welche er in Italien über den Langobardenkönig Desiderius davontrug, Reich und Krone der Langobarden, sowie unter dem Titel eines Patricius der Römer in Rom und im römischen Ducat Herrschaftsrechte, die der weltlichen Macht der Päpste bedeutend Eintrag thaten, und indem er diese Eroberungspolitik so lange fortsetzte, bis er das Fränkische Reich wesentlich umgestaltet, den Umfang desselben ungefähr verdoppelt und die ursprünglich nationale Monarchie seiner Vorfahren in ein Weltreich von christlich-römischem Gepräge umgewandelt hatte, ließ er sich in Rom am 25. Dec. 800 vom Papste Leo III. zum Kaiser krönen. Von den drei legitimen Söhnen des Kaisers, die damals noch lebten und ihm sämmtlich von seiner Gemahlin Hildegard, einer vornehmen Schwäbin, geboren waren, führten bereits zwei den Königstitel: Pippin, geb. 777, ursprünglich Karlmann genannt, wurde am 15. April 781 zum König von Italien gesalbt und gekrönt, während sein jüngerer Bruder Ludwig, geb. 778, ebendamals die Würde eines Königs von Aquitanien empfing. Karl, der älteste Sohn des Kaisers, war, wie es scheint, als Erbe des Gesammtreichs in Aussicht genommen; seine Weihe zum König erfolgte bei der Kaiserkrönung des Vaters. Auch bei der Reichstheilung von 806 wurde Karl bevorzugt: nicht nur alle Stammlande zwischen Loire und Rhein sollten ihm zufallen, sondern auch ein großer Theil von Burgund und alle deutschen Lande mit Ausnahme Baierns und des südlichen Alamanniens, um welche Italien unter Pippin vergrößert wurde, während Ludwig von Aquitanien auf eine Vergrößerung durch nordburgundische Gebiete und die Provence Anspruch erhielt. Uebrigens sollten sie innerhalb ihrer Reiche selbständig sein, eine Unterordnung der jüngeren Brüder unter den ältesten war nicht vorgesehen. Diese Reichstheilung blieb jedoch nur Entwurf infolge von Todesfällen unter den Hauptbetheiligten. Am 8. Juli 810 starb König Pippin mit Hinterlassung eines jugendlichen und wahrscheinlich illegitimen Sohnes, Bernhard, dem der Kaiser 813 die väterliche Herrschaft in Italien übertrug, ohne ihm übrigens Successionsrechte zuzuerkennen. Am 4. Dec. 811 starb König Karl, unsers Wissens kinderlos; somit war Ludwig von Aquitanien beim Tode des Kaisers am 28. Jan. 814 der einzige Thronerbe, der ihn überlebte, und Karl der Große hatte ihn als seinen alleinigen Nachfolger auch noch selbst anerkannt, da er ihn am 11. Sept. 813 in Aachen zum Kaiser krönte. Kaiser Ludwig I., zubenannt der Fromme (Pius), war damals vermählt mit Irmingard; diese, eine Tochter des austrasischen Grafen Ingram, hatte zwei Töchter und drei Söhne geboren: Lothar (795), Pippin (803) und Ludwig (um 804), und schon 817 wurden die Ansprüche derselben auf Succession gesetzlich geregelt. Lothar wurde stark bevorzugt; während Pippin und Ludwig den Königstitel und jener Aquitanien, dieser — später der Deutsche zubenannt — Baiern als Hauptland erhielten, empfing Lothar die Kaiserwürde, die Anwartschaft auf das übrige Reich und einen Inbegriff von oberherrlichen Rechten über seine Brüder, sodaß diese nur als Unterkönige erscheinen. Darin lag eine große Neuerung; der altherkömmliche und auch noch von Karl dem Großen berücksichtigte Grundsatz, bei dem Vorhandensein mehrerer Söhne das Reich zu gleichem Rechte zu theilen, war verlassen, die Einheit und Untheilbarkeit des Reichs und die Succession nach dem Rechte der Primogenitur wurden zum Princip erhoben. Bezüglich Italiens erging die Bestimmung, daß die Abhängigkeit dieses Königreichs vom Kaiserreiche unter Lothar so bleiben sollte, wie sie unter Karl dem Großen gewesen war, mit andern Worten, der Fortbestand der Pippinischen Dynastie wurde rechtlich nicht in Frage gestellt, sie wurde implicite anerkannt. Nichtsdestoweniger machte König Bernhard noch im J. 817 einen Empörungsversuch und führte dadurch seinen Untergang herbei; als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilt, starb er am 17. April 818 an den Folgen der über ihn verhängten Blendung. Das Königreich Italien ging auf Lothar über: 822 trat dieser die Regierung an und hatte seitdem eine eigenthümliche Doppelstellung als Kaiser und nomineller Mitregent des Vaters und als Beherrscher eines besondern Reichs. Inzwischen war die Kaiserin Irmingard gestorben (October 818) und bald darauf heirathete Ludwig der Fromme zum zweiten mal; spätestens im Frühjahre 819 vermählte er sich mit Judith, einer Tochter des alamannischen Grafen Welf, und diese gebar am 13. Juni 823 einen Sohn, der nach seinem Großvater Karl benannt wurde. Seitdem beschäftigte den Kaiser und die Kaiserin keine Angelegenheit so lebhaft wie die Sorge, auch diesen Sohn ausgiebig mit Land und Leuten auszustatten, das Thronfolgegesetz von 817 in seinem Interesse zu modificiren; sie unternahmen es sogar, den Widerstand, auf den sie stießen, durch außerordentliche Maßregeln, wie die Absetzung Lothar's als Mitregenten (829), zu brechen, und daraus entwickelte sich dann bald ein schwerer, bis zum Kriege und Gewaltsamkeiten jeder Art gesteigerter Conflict, der Reich und Dynastie bis auf den Grund erschütterte und für die weiteren Schicksale derselben den entscheidenden Wendepunkt bilden sollte. Das dynastische Ziel, welches Ludwig der Fromme verfolgte, wurde schließlich erreicht; sein Sohn Karl, später zubenannt der Kahle, trat den Söhnen erster Ehe als Miterbe des Reiches gleichberechtigt zur Seite, aber der Preis, um den dieser Erfolg errungen wurde, war gewaltig. Er bestand in der Einheit und Untheilbarkeit des Reiches, wie sie im J. 817 reichsgesetzlich sanctionirt worden waren, das Kaiserthum Karl's des Großen ging in den Kämpfen für und wider die Successionsberechtigung seines Enkels Karl zu Grunde, als reale Weltmacht wurde es von den Karolingern selbst vernichtet. Nachdem König Pippin I. von Aquitanien im December 838 aus dem Leben geschieden war und zwei Söhne, Pippin und Karl, hinterlassen hatte, starb Kaiser Ludwig I. am 20. Juni 840, ehe die letzte Entscheidung gefallen war, und seine Gemahlin Judith folgte ihm am 19. April 843 ins Grab. Inzwischen wüthete unter den Söhnen Ludwig's der Bruderkrieg, bis ihn die Schlacht bei Fontanet (Fontenoy bei Auxerre, 28. Juni 841) und das feste

Bündniß Ludwig's des Deutschen und Karl's des Kahlen zu Ungunsten Lothar's und seines Verbündeten, des Königs Pippin II. von Aquitanien, entschieden. In dem Vertrage von Verdun (August 843), dem wiederum das alte Princip der Theilung zu möglichst gleichen Theilen und unbedingt gleichem Rechte zu Grunde lag, wurde Pippin II. überhaupt nicht berücksichtigt. Aquitanien mit seinen Neben- und Nachbarländern Waskonien, Septimanien und der Spanischen Mark fiel an Karl den Kahlen, dem außerdem das nordwestliche Burgund (Bourgogne), ganz Neustrien und Francien im engeren Sinne mit Bretagne und Flandern — also eine compacte und durchaus romanische Ländermasse zugesprochen wurde, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sich trotzdem in Aquitanien zu behaupten, endete Pippin II. als Gefangener seines Oheims Karl in Klosterhaft nach 864, während sein Bruder Karl, von Ludwig dem Deutschen beschützt und begünstigt, es bis zum Erzbischof von Mainz brachte (856—863). Ludwig's Reich hatte wie dasjenige seines Stiefbruders Karl einen nationalen Charakter; dem romanischen, speciell altfranzösischen Wesen des letztern gegenüber sammelte und verkörperte das Ostfränkische Reich die meisten deutschen Elemente der karolingischen Weltmonarchie; zu Baiern, welches Ludwig selbst als Haupt- und Stammland betrachtete, kam nicht nur das übrige rechtsrheinische Deutschland mit Ausnahme von Friesland hinzu, sondern auch links vom Rheine das Gebiet der drei ostfränkischen Sprengel Mainz, Worms, Speier und das südliche Alamannien bis zur Aare. Endlich Kaiser Lothar's Antheil bestand aus einem Conglomerate von romanischen und germanischen Ländern, welche aller natürlichen Gemeinsamkeit entbehrten, weder geographisch noch national zusammenhingen, nämlich aus Italien, der Provence und dem übrigen Burgund, Austrasien und Elsaß, Friesland. Dieses älteste Lotharische Reich war in jeder Beziehung ein künstliches Gebilde und durch den Umstand, daß es recht eigentlich kaiserliches Gebiet war, die Kaiserstädte Rom und Ravenna, Trier und Aachen in sich begriff, wurde es um nichts fester, es zerfiel fast ebenso rasch, wie es entstanden war. Aus seiner Ehe mit Irmingard, Tochter des Grafen Hugo von Tours, hatte Kaiser Lothar I. drei Söhne, und den ältesten derselben, Ludwig II., geb. 825, bestimmte er zu seinem Nachfolger in Italien und in der Kaiserwürde, die nunmehr nur noch als Titel und als Anspruch auf eine weltliche Herrschaft über Rom Werth hatte; am 15. Juni 844 wurde Ludwig II. vom Papste Sergius II. zum König der Langobarden geweiht, am 6. April 850 salbte ihn Papst Leo IV. zum Kaiser. Lothar II. und Karl, die jüngeren Söhne Lothar's I., der im September 855 abgedankt und sich ins Kloster Prüm zurückgezogen hatte, um hier schon nach einigen Tagen, am 29. Sept., zu sterben, kamen im Reiche diesseit der Alpen zur Herrschaft. Der Vater selbst hatte es unter sie getheilt, er hatte Lothar II. die überwiegend deutschen Lande: das Elsaß, Mosellanien, Ripuarien, Friesland zugewiesen, während der romanische Süden, die Provence und die benachbarten burgundischen Grafschaften an Karl fielen. Kränklich (epileptisch) wie er war, starb dieser bereits im J. 863 und seine Brüder, Kaiser Ludwig II. und König Lothar II., waren die Erben, sie theilten sich in das provençalische Reich und die Lotharische Dynastie reducirte sich somit auf zwei Linien oder Häuser. Indessen weder Lothar II. noch Ludwig II. besaßen successionsfähige Kinder; jener, vermählt mit Engelberga, hatte überhaupt nur eine Tochter, Irmingard, und dieser nur aus der vielbestrittenen Ehe mit seiner frühern Concubine Waldrade einen Sohn, Namens Hugo. So war denn der Heimfall ihrer Länder an die andern Karolinger schon bei Lebzeiten jener Herrscher vorauszusehen, aber in welcher Folge und zu welchen Antheilen, das ließ sich bei der Rivalität, die zwischen den ostfränkischen und westfränkischen Karolingern bestand, mit Sicherheit nicht bestimmen, darüber mußten Politik und Familienverhältnisse entscheiden. Ludwig der Deutsche, seit 827 vermählt mit der Welfin Hemma, einer Schwester seiner Stiefmutter Judith, erzeugte in dieser Ehe, die erst 876 (31. Jan.) durch den Tod Hemma's gelöst wurde, drei Söhne: Karlmann, Ludwig und Karl, und drei Töchter, welche sämmtlich in den geistlichen Stand traten, Aebtissinnen wurden, während die Söhne, mit Ausnahme Ludwig's, der erst spät heirathete, nämlich Liutgardis, Tochter des sächsischen Grafen Liudolf, sich früh vermählten, aber auch alle drei illegitime Verbindungen eingingen, vornehmlich Karlmann mit Liutswinda, der Mutter seines Sohnes Arnolf. Die rechtmäßige Gemahlin Karlmann's war eine Tochter des bairischen Markgrafen Ernst, und Karl, später zubenannt der Dicke, heirathete 862 Richardis, eine Tochter des elsässischen Grafen Erchanger. Auch an der Herrschaft gewannen die Söhne Ludwig's des Deutschen frühzeitig Antheil. Karlmann übernahm 856 die Verwaltung der südöstlichen Marken mit Einschluß von Kärnten, Ludwig wurde im Norden unter den Sachsen thätig und heimisch, Karl übte gräfliche Rechte in Schwaben, und diesen Stellungen der Söhne entsprachen die territorialen Bestimmungen, welche der Vater in einer Reichstheilung von 865 traf. Sein Stiefbruder Karl der Kahle war zweimal verheirathet: in erster Ehe mit Irmintrud, des Grafen Odo von Orléans Tochter, vermählt 842, gestorben 869, und mit Richilde, vermählt 870, gestorben nach 910, Schwester des Grafen Boso von Vienne, der seinerseits Irmingard, die Tochter Kaiser Ludwig's II., heirathete. Aber nur aus Karl's erster Ehe, der im Ganzen acht Kinder entstammten, waren Söhne am Leben, und zwei derselben, Lothar, gest. 865, und Karlmann, gest. nach 876, hatten Geistliche werden müssen; zur Succession wurden nur die beiden ältesten, Ludwig, zubenannt der Stammler, und Karl ausersehen. Dieser, seit 855 König von Aquitanien, starb schon am 29. Sept. 866, jener, 856 zum König von Neustrien ernannt, wurde 867 Nachfolger seines Bruders in Aquitanien. Als nun die Lotharische Dynastie nördlich der Alpen mit König Lothar II., gest. am 8. Aug. 869, zu Ende ging, brach zwischen den westfränkischen und ostfränkischen Karolingern sofort Streit aus um das Erbe. Entgegen einem mit

Ludwig dem Deutschen geschlossenen Theilungsvertrage ergriff Karl der Kahle 869 einseitig und eigenmächtig Besitz und erst nach vielfachen Abwandlungen der Macht- und Rechtsverhältnisse gingen die ostfränkischen oder deutschen Karolinger, beziehungsweise deren Nachfolger, aus dem Kampfe um Lothringen und das übrige lotharische Reich als Sieger hervor. Nach dem Vertrage von Meersen (8. Aug. 870) theilten sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle in das streitige Gebiet derart, daß alles Land im Westen einer Linie, welche von der Mündung der Maas eine weite Strecke diesen Strom entlang und dann über die Mosel bis zur Rhône gezogen wurde, an Karl, dagegen die östlichen und nördlichen Landestheile an Ludwig fallen sollten. Am 12. Aug. 875 starb Kaiser Ludwig II., König von Italien, und obwol er selbst seinen Vetter Karlmann, den ältesten Sohn Ludwig's des Deutschen, zu seinem Nachfolger designirt hatte, so griff auch hier Karl der Kahle zu. Er rückte in Italien ein, wurde in Rom am 25. Dec. 875 vom Papste Johann VIII. zum römischen Kaiser gekrönt, als solcher Karl II., und als am 28. Aug. 876 Ludwig der Deutsche starb, machte er sogar noch einen Versuch, sich des ganzen linksrheinischen Deutschlands zu bemächtigen. Aber der ostfränkische König Ludwig II. (der Jüngere) wies diesen Angriff in der blutigen Schlacht bei Andernach am 8. Oct. 876 erfolgreich zurück. Bald darauf, am 6. Oct. 877, starb Karl der Kahle, und nachdem sein Sohn, König Ludwig II. (der Stammler), nur kurz regiert hatte — am 8. Dec. 877 gekrönt, starb er schon am 10. April 879 — vermochten dessen Söhne, die Könige Ludwig III. und Karlmann, gekrönt im September 879, das westfränkische Reich nicht einmal in dem Umfange zu behaupten, den es nach dem Vertrage von Meersen hatte. In dem Vertrage von Ribemont (Februar 880) verzichteten sie auf das französische Lothringen zu Gunsten ihres ostfränkischen Verwandten, König Ludwig's des Jüngern, des Siegers von Andernach. Dieser, dem durch eine Reichstheilung mit seinen Brüdern vom November 876 die Herrschaft über die Stämme der Franken, Thüringer und Sachsen gesichert war, nahm damals überhaupt eine bedeutende Stellung ein. Als sein Bruder Karlmann, der Baiern erhalten hatte und im September 877 trotz der Usurpationen Karl's des Kahlen König von Italien geworden war, am 22. Sept. 880 starb, folgte ihm Ludwig in Baiern, während die Krone von Italien schon bei Lebzeiten Karlmann's auf den jüngsten der drei Brüder, auf Karl von Schwaben übergegangen war; im Februar 881 wurde dieser auch zum römischen Kaiser gekrönt, als solcher Karl III. König Ludwig III. (der Jüngere) überlebte die neuen Erwerbungen freilich nicht lange; am 20. Jan. 882 starb er, ohne Söhne zu hinterlassen, deshalb folgte ihm sein Bruder Kaiser Karl III. in dem gesammten Umfange des Ostfränkischen Reiches. Ferner war auch die westfränkische Dynastie bald nahe daran auszusterben; am 5. Aug. 882 starb Ludwig III., berühmt als Sieger über die Normannen bei Saucourt, und am 12. Dec. 884 verschied sein Bruder, König Karlmann, beide ohne successionsfähige Nachkommen. Von den Enkeln Karl's des Kahlen lebte überhaupt nur noch ein nachgeborener Sohn Ludwig's des Stammlers, Namens Karl, und da dieser, geb. am 17. Sept. 874, beim Tode seiner Brüder noch ein unmündiges Kind war, so wurde er zunächst nicht berücksichtigt, sondern um die Mitte des Jahres 885 Kaiser Karl III. auch auf den Thron von Westfrancien erhoben. Mit Ausnahme von der Provence und Burgund, wo Boso von Vienne die höchste Gewalt usurpirt hatte und seit October 879 als gekrönter König eigenmächtig herrschte, gehorchte um das Jahr 886 so ziemlich das ganze Reich Karl's des Großen noch einmal einem einzigen Karolinger, seinem Urenkel Kaiser Karl III., aber freilich nur für kurze Zeit; die Wiedervereinigung der fränkischen Theilreiche, wie sie aus dem Vertrage von Verdun hervorgingen, war nur eine vorübergehende Erscheinung. Denn bald stellte sich heraus, daß der Kaiser zur Regierung des großen und durch die wüthenden Angriffe der Normannen schwer gefährdeten Reiches in keiner Weise befähigt war, und so begann schon im November 887 ein allgemeiner Abfall, der sich, während der entthronte Kaiser am 13. Jan. 888, verlassen und nur von einem Bastard Namens Bernhard überlebt, das Zeitliche segnete, zu einer Abwendung von den Karolingern überhaupt gestaltete. Nur die deutschen Stämme und ihre Großen hielten an der alten Dynastie, beziehungsweise an dem Mannesstamme derselben fest, indem sie den zwar illegitimen, aber thatkräftigen und geachteten Sohn Karlmann's von Baiern, Herzog Arnolf von Kärnten, im November 887 auf den Thron erhoben. Dagegen waren die neuen Herrscher, die nach dem Sturze Karl's III. in Italien und Burgund emporkamen, meistens nur in weiblicher Linie oder durch Verschwägerung mit den Karolingern verwandt, wie Ludwig, Sohn des Königs Boso von Vienne und beim Tode desselben (11. Jan. 887) Nachfolger im Königreiche Niederburgund und Provence, als römischer Kaiser 890—924 Ludwig III.; dieser war durch seine Mutter Irmingard ein Enkel Kaiser Ludwig's II., während der burgundische Graf Hugo, Nebenbuhler und Erbe des Hauses von Vienne und Stifter einer burgundisch-italienischen Dynastie, seinen Stammbaum mütterlicherseits auf König Lothar II. zurückführte, und Markgraf Berengar von Friaul, 888 König von Italien, 915—924 römischer Kaiser, durch seine Mutter Gisela zu den Enkeln Ludwig's des Frommen gehörte. Bei Wido von Spoleto, dem Rivalen Berengar's in der italienischen Königswürde, 888—894, und Vorgänger desselben im römischen Kaiserthume, 891—894, worin ihm hinwiederum sein Sohn Lambert bis 899 nachfolgte, sind verwandtschaftliche Beziehungen zu den Karolingern überhaupt nicht mehr nachzuweisen. Diese spoletinische, übrigens zeitweilig auch Westfrancien prätendirende Dynastie stand dem alten Königs- und Kaiserhause ebenso fern wie das neue westfränkische Geschlecht, welches nach seinem bedeutendsten Ahnherrn, dem Markgrafen Robert dem Tapfern von Anjou, das Robertinische genannt, in der Person seines Sohnes Odo, 888—898 König von Westfrancien, zunächst Kaiser Karl III. verdrängte, um dann das Westfränkische Reich

den Nachkommen Karl's des Kahlen mit wechselndem Erfolge ein Jahrhundert lang streitig zu machen und es ihnen schließlich zu entreißen. Während der Wirren in Frankreich behauptete der ostfränkische Arnolf die Herrschaft über Lothringen so fest, daß er dort im Mai 895 einen seiner Bastarde, den Zwentibald, zum König einzusetzen vermochte. Er selbst, seit 894 auch König von Italien, wurde am 22. Febr. 896 zum römischen Kaiser gekrönt und hinterließ, als er 899 Ende des Jahres starb, aus seiner Ehe mit Ota einen legitimen, aber unmündigen Sohn, Ludwig IV., zubenannt das Kind. Dieser folgte im Ostfränkischen Reiche mit Einschluß Lothringens, wo Zwentibald's Herrschaft schon im Jahre 900 endete, und mit ihnen erlosch die von Ludwig dem Deutschen gestiftete Dynastie der ostfränkischen oder deutschen Karolinger; am 20. Aug. 911 (oder 24. Sept.) starb König Ludwig IV., kaum achtzehnjährig und unvermählt. In der Folgezeit gab es überhaupt nur noch in Westfrancien (Frankreich) und Lothringen Karolinger, die den Mannsstamm Karl's des Großen fortsetzten.

Der Wiederhersteller der westfränkischen Dynastie war der schon erwähnte Enkel Karl's des Kahlen, Karl III., zubenannt der Einfältige; zum König gekrönt am 23. Jan. 893, also noch bei Lebzeiten seines Robertinischen Widersachers Odo, wurde er nach dem Tode desselben (1. Jan. 898) Alleinherrscher, und 911, während des Thronwechsels in Deutschland, fiel ihm auch Lothringen zu. Hier behauptete sich König Karl jedoch nur, solange König Konrad I. (911—918) lebte; vor König Heinrich I., dem Stifter des sächsischen Hauses und Enkel der Karolingerin Liutgarde, mußte er zurückweichen (923—925), und da er zugleich im Innern mit zwei übermächtigen Gegenkönigen, mit Robert I., dem zweiten der Robertiner, gest. 15. Juni 923, und Rudolf von Burgund (Bourgogne), erhoben am 13. Juli 923, zu kämpfen hatte, so war er außer Stande, sich auf dem Throne zu halten; 929 endete er im Elend als Gefangener eines feindlichen Großen. Ein Sohn Karl's und seiner angelsächsischen Gemahlin Aethgiva, Ludwig, geb. 921, verlebte seine Jugendzeit in England am Hofe des Königs Aethelstan, seines Oheims, aber nach dem Tode des Königs Rudolf, gest. am 14. Jan. 936, wurde er von den westfränkischen Großen zurückgeholt (daher sein Beiname der Ueberseeische) und 936 durch Wahl und Krönung auf den Thron seiner Väter erhoben; Ludwig IV. regierte bis zu seinem Tode (September 954) und war seit 939 vermählt mit der verwitweten Herzogin Gerberga von Lothringen, einer Schwester des deutschen Königs Otto I. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne, die den Vater überlebten: Lothar und Karl, aber nur jener, am 12. Nov. 954 zum König geweiht, succedirte auf dem Throne und behauptete sich trotz aller Schwierigkeiten, die ihm aus der fortdauernden und gesteigerten Rivalität der Robertiner erwuchsen; als er am 2. März 986 starb, vollzog sich die Nachfolge seines Sohnes Ludwig V., der mütterlicherseits ein Enkel der deutschen Kaiserin Adelheid war, ungehindert. Während dessen hatte Karl, der jüngere Sohn Ludwig's IV., sein Glück außerhalb Frankreichs gesucht; mit König Lothar entzweit, war er in deutschen Reichsdienst übergetreten und hatte von Kaiser Otto II. im J. 976 (oder 977?) das Herzogthum Niederlothringen zu Lehen genommen, ohne sich deshalb etwaiger Ansprüche auf den französischen Thron begeben zu wollen. Als sein Neffe, Ludwig V., nach kurzer, kaum einjähriger Regierung am 21. Mai 987 kinderlos starb, machte Karl von Lothringen seine Ansprüche nachdrücklich geltend, aber vergeblich; die französischen Großen waren ihm durchweg abgeneigt, u. a. auch wegen seiner Lehensabhängigkeit vom deutschen Kaiser; sie sprachen ihm jedes Anrecht auf die Krone ab und wählten Herzog Hugo von Francien (Hugo Capet) zum König, gekrönt am 3. Juli 987. Dieser, der dritte Robertiner, der im Gegensatze zu einem Karolinger auf den Thron von Frankreich erhoben wurde, beseitigte die karolingische Dynastie endgültig. Alle Versuche, welche Karl von Lothringen machte, um sich des französischen Reiches mit Waffengewalt zu bemächtigen, scheiterten; er selbst gerieth mit seiner Gemahlin Agnes, Tochter des Grafen Heribert II. von Troyes, mit seinem Sohne Ludwig und Erzbischof Arnulf von Rheims, einem Bastard des verstorbenen Königs Lothar, durch Verrath in die Gefangenschaft seines Gegners Hugo (991) und endete bald darauf im Kerker. Das gleiche Schicksal hatten später sein Sohn Ludwig, während Otto, Karl's älterer Sohn, die Freiheit bewahrte und dem Vater im Herzogthume von Niederlothringen folgte (992?). Die beiden Töchter Karl's, Gerberga und Irmingard, vermählten sich mit Grafen dieses Landes, aus deren Nachkommenschaft fürstliche Geschlechter, die Herzoge von Brabant und die Markgrafen von Namur, hervorgegangen sind. Herzog Otto von Niederlothringen starb 1012, unsers Wissens ohne Nachkommen. Er ist der letzte Karolinger, den die Geschichte kennt; mit diesem unbedeutenden und noch dazu übelbeleumundeten Sprößlinge der westfränkischen oder französischen Dynastie erlischt das ehedem so gewaltige Geschlecht in denselben Gegenden, wo es vier Jahrhunderte früher bei seinem ersten Emporsteigen zu weltgeschichtlicher Größe heimisch war.

Vgl. Joh. Fr. Böhmer, Regesta Karolorum (Frankfurt a. M. 1833); neu bearbeitet von E. Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 752—908 (J. F. Böhmer, Regesta Imperii I, Innsbruck 1880, Liefer. 1. 2); Th. Sickel, Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata (Wien 1867, 2 Theile). Ueber mittelalterliche Genealogien des karolingischen Hauses vgl. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (Bd. I, 138, 170; II, 407). Aus der darstellenden Literatur: (D. H. Hegewisch), Geschichte der fränkischen Monarchie von dem Tode Karl's des Großen bis zu dem Abgange der Karolinger (Hamburg und Kiel 1779); A. Fr. Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwig's des Frommen bis zum Ende Konrad's I. (2 Bde., Freiburg i. Br. 1848); W. B. Wenck, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun 843—861 (Leipzig 1851); L. A. Warnkönig und P. A. F. Gerard, Histoire des Carolingiens (2 tomes, Bruxelles et Paris 1862); Jahrbücher der

deutschen Geschichte. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften (in München), eröffnet mit F. E. Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (Berlin 1866) und beschlossen mit E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches (Bd. I [Ludwig der Deutsche], Berlin 1862; Bd. II [Die letzten Karolinger. Konrad I.], Berlin 1866). — E. von Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern (1. Bd. [der Kampf der Robertiner und Karolinger], Leipzig 1877); G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (3. und 4. Bd., Die Karolingische Zeit, Kiel 1860,1861); 3. Bd., 1. Abth., 2. Aufl. (*E. Steindorff.*)

KÁROLYI DE NAGY-KÁROLY, ungarisches Grafengeschlecht, das in der politischen, dann in der Kriegs- und Culturgeschichte Ungarns seit Jahrhunderten eine hervorragende Rolle spielt. Seinen Ursprung führt das Geschlecht in traditioneller Weise auf das sagenhafte Geschlecht Kupulon (später Kapuloni, Koplon, Kaplyon, auch Kaploni und Kaplioni) zurück, das mit Árpád um das J. 895 nach Ungarn eingewandert sei. Bestimmte Meldung von dem Geschlechte, nach dem auch eine Burg den Namen führte, hat man jedoch erst aus dem J. 1212. Der Sitz des Geschlechts war schon im 13. Jahrhundert das Comitat Szatmár, wo dasselbe auch seine Güter hatte. Dem Geschlechte entsprossen die adeligen Familien Bagossy, Csomaközy, Vetéssy, Vadaÿ und Károlyi. Als den directen Stammvater der letztgenannten Familie betrachtet man Johann Kaplyon, dessen Sohn Simon und Enkel Andreas, genannt Eurdungh (Ördöng, um 1291), das Geschlecht fortsetzte. Derselbe hatte zwei Söhne: Eudus (Medard) und Eurdung Simon. Die drei Söhne des Eudus waren: Michael, Nikolaus Ladislaus und Andreas. Die beiden letztgenannten führten um 1387 schon den Namen „Károly" nach dem gleichnamigen Orte im szatmárer Comitat. Eurdung Simon's Sohn Michael pflanzte mit Anna Bechky das Geschlecht fort. Derselbe erscheint urkundlich im J. 1408. Von seinem Sohne Bartholomäus, der den Beinamen „de Károly" führt (1418), nahm das heutige Grafengeschlecht seine directe Abstammung. Derselbe besaß fünf Söhne, deren Nachkommenschaft jedoch zumeist in der nächsten Generation ausstarb; nur Johann (um 1445) setzte den Stamm fort. Von dessen Söhnen besaß nur Ladislaus (1502) einen Sohn Peter (1540), der seinerseits vier Söhne hatte, aber auch unter diesen konnte blos Michael (gest. 1595) mit Elisabeth Perényi dem Stamme dauernde Fortpflanzung bieten. Sein Sohn Michael (1586—1616) erhielt das Baronat (11. Dec. 1609) und die Obergespanswürde; er hatte mit Barbara Segnyey sechs Kinder (fünf Söhne und eine Tochter) gezeugt, von denen Ladislaus (gest. 1689) mit zwei Gemahlinnen (1. Juditha Csapy, 2. Elisabeth Sennyey) zahlreiche Nachkommenschaft hatte (drei Söhne und sieben Töchter). Der Stammhalter wurde Alexander, Obergespan und General, (gest. 1743), der den Grafenstand erhielt (5. April 1732). Sein Sohn Anton (1732—1791), ebenfalls kaiserlicher General, setzte mit Josepha Freiin von Harukern das Geschlecht fort. Dessen Sohn Joseph (1768—1803) hatte von Elisabeth, geb. Gräfin Waldstein, drei Söhne und drei Töchter; alle drei Söhne (Stephan, Ludwig und Georg) pflanzten das Geschlecht fort, das gegenwärtig in mehrern Linien blüht. Vgl. Nagy, Magyarország családai (Ungarische Familien), VI, 98 fg. — Szirmay, Szatmár vármegye (das Comitat Szatmár) Bd. II. an verschiedenen Stellen. — Géresi, Károlyi-család oklevéltára (Urkundenbuch der Familie Károlyi), Bd. I, 1883.

Das alte Familienwappen der Károlyi war ein Falke (magyar. karvaly), der auf einem Fuße steht, mit dem andern aufgehobenen Fuße hält er ein rothes Herz, das er nach einigen alten Siegelabdrücken mit seinem Schnabel zerfleischt. — Das gräfliche Wappen zeigt im Schilde vier Hauptfelder, von denen die beiden untern durch zwei aufsteigende, pyramidal convergirende Linien in drei Theile getheilt werden. Der runde Herzschild ist von einer oben in den Schwanz sich beißenden gekrönten und geflügelten Schlange (Drachen) umschlossen. In diesem blauen Herzschilde befindet sich das alte Familienwappen: auf einem weißen Felsen (nach anderer Version auf grünem Dreihügel) der Falke mit ausgebreiteten Flügeln und auf einem Fuße stehend, im rechten Fuße hält er das rothe Herz. Im Hauptschilde: 1) in Blau ein rechts aufsteigender, achtendiger silberner Hirsch; 2) in Silber ein schwarzer einköpfiger Adler, rechts sehend, mit ausgebreiteten Flügeln; 3) in Blau ein rechtsgekehrter, doppeltgeschweifter goldener Löwe, welcher in beiden Vorderpranken eine von Silber und roth quergetheilte einwärts fliegende Fahne vor sich hält; 4) in Blau ein geflügelter und gekrönter Engelskopf; endlich 5) in Silber aus einer goldenen Krone eine gekrönte, rothweiß geflügelte Sirene mit Fischschweif. Auf dem Schilde ruht die Grafenkrone, auf welcher sich drei gekrönte Turnierhelme, der mittlere ins Visir gestellt, zwischen zwei gegeneinandergekehrten erheben. Auf der Krone des rechten Helms steht einwärtssehend ein goldener, doppeltgeschweifter Löwe, welcher mit den Vorderpranken ein Schwert vor sich hält; aus der Krone des mittleren Helms wächst ein schwarzgeharnischter schwarzer Ritter empor, welcher in der Rechten das Schwert, in der Linken an den Haaren ein blutiges Haupt hält; auf der Krone des linken Helms steht ein einwärts sehender silberner Greif, welcher in der rechten Vorderklaue ein Schwert schwingt, mit der linken aber einen grünen Blumenzweig vor sich hält. Die Helmdecken sind rechts blau mit Gold, links roth mit Silber unterlegt. Schildhalter: zwei auswärtssehende goldene Löwen, in der freien Vorderpranke eine von Silber und Roth mit gewechselten Tincturen quergetheilte Fahne an goldener Stange haltend. Die Devise ist: Fide et virtute famam quaere. Vgl. Walther, A Károlyiak czimeréről („Ueber das Wappen der Károlyi") in „Akademiai értesitő" („Akademischer Anzeiger") 1847, p. 41—46.

Das Geschlecht der Károlyi hat dem Staate und der Kirche hervorragende Diener geliefert; wir können aus der großen Anzahl derselben nur die bedeutendsten

näher betrachten. Wir beobachten dabei die chronologische Reihenfolge.

1) Im öffentlichem Leben begann die bedeutsamere Thätigkeit der Károlyi im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. Als König Ludwig der Große von Ungarn mit Tode abgegangen war, erhob sich die Oligarchie gegen dessen Tochter und Erbin Maria und deren Gemahl Siegmund, Fürst von Brandenburg, später König von Ungarn und Böhmen und römisch-deutscher Kaiser. Maria und ihr Gemahl wurden von den aufständischen Großen sogar gefangen gesetzt, von den getreuen Anhängern aber wieder befreit. Unter diejenigen, welche in dieser Zeit dem bedrängten jungen Fürstenpaare treu zur Seite standen, gehörten auch die Edeln **Ladislaus** und **Andreas Károlyi**, Söhne des Eudus (Marhard oder Medard), denen Siegmund im J. 1387 das Recht verlieh, daß sie die Verbrecher und Uebelthäter (Diebe, Räuber, Wegelagerer, Brandstifter, Zauberer, Hexen, Münz- und Siegelfälscher) allerorten ergreifen und kraft eigener Gewalt gefangen setzen könnten; ebenso haben sie und ihre Nachkommen das Recht, den Pfahl oder Galgen aufzurichten und jene Verbrecher nach den anerkannten Gebräuchen des Landes und nach dem Charakter ihrer Missethaten foltern, hängen, köpfen, pfählen oder auf andere Art hinrichten zu lassen, ohne daß irgendwelcher Gespan oder Comitatsstuhlrichter dagegen Einsprache erheben durfte. Auch wurde es zu keiner Zeit irgendwelchem Gespan gestattet, die obgenannten Ladislaus und Andreas Károlyi oder deren Angehörige zu verurtheilen oder vor sich zu laden oder sie wegen irgendwelcher Klage zur Verantwortung zu ziehen. Sollte jemand gegen diesen Ladislaus und Andreas oder gegen deren Nachkommen irgendeine Klage erheben wollen, so kann dies nur vor dem Richter des königlichen Hofes (Judex curiae) geschehen; ausgenommen hiervon sind nur die Fälle des geistlichen Gerichts. Vgl. Szirmay, l. c. II, p. 10—11.

Diese Urkunde zeigt die beiden Brüder Károlyi in hohem Ansehen bei Siegmund, der sich damals nur „von Gottes Gnaden Fürst von Brandenburg und Oberstkämmerer des heiligen römischen Reiches, Herr und Vorsteher von Ungarn" nennt; sie wirft aber auch ein grelles Licht auf die mangelhaften Zustände der öffentlichen Sicherheit im Lande; endlich bezeichnet sie den Beginn der reichen Begabungen, deren das Geschlecht der Károlyi von jetzt ab von seiten der Könige theilhaftig wurde.

2) Von demselben Siegmund stammt noch eine andere interessante Urkunde. Wie wir oben angeführt, hatte Simon Eurdung de Kaplyon's Sohn Michael (um 1408) mit Anna Bechky (Becsky) zwei Söhne: Bartholomäus und Ladislaus (Lancz) gezeugt. **Bartholomäus de Karoly** führte das Geschlecht fort, er wurde mit seiner Gemahlin Christine der eigentliche Stammvater des heutigen Geschlechts. Dieser Bartholomäus war nun ein treuer Begleiter des Kaisers und Königs Siegmund auf dessen zahlreichen Kriegsfahrten im In- und Auslande, wobei er sich durch heldenmüthige Thaten auszeichnete. Siegmund verwendete seinen Getreuen Bartholomäus überdies zu schwierigen diplomatischen Sendungen nach Frankreich, England und Deutschland und dieser leistete hierbei sowol durch seine Treue wie durch seine Gewandtheit und durch sein kluges Benehmen dem Kaiser und Könige sehr wesentliche Dienste. Zur Belohnung dessen ertheilte Siegmund im J. 1418 an Bartholomäus de Karoly einen Donationsbrief, womit er demselben die alten Familienbesitzungen von neuem bestätigte. Die letzteren umfaßten damals die Ortschaften Károly (seit 1428 „Nagy-Károly", d. i. „Groß-Károly" zum Unterschiede von der Pußta Károly oder Káruli), Kaplony, Bobáld, Vesend, Petri, Csomaköz, Fény, Embel, Vada, Csanálos und Olsova — alle im szatmárer Comitat. Christina, die Gattin des Bartholomäus, war die Tochter des Besitzers von Istvánd und Kölcse und wird im J. 1445 schon als Witwe erwähnt. Aus dieser Ehe stammen die drei Söhne Andreas, Johann und Michael, von denen Johann das Geschlecht fortpflanzte. Vgl. Nagy, l. c. VI, p. 103; Szirmay, l. c. II, p. 11—12.

3) **Michael Károlyi**, Sohn Michael's und der Elisabeth Perényi, wurde im J. 1585 geboren; er verlor den Vater in seinem zehnten Lebensjahre und wurde unter der Aufsicht seiner Mutter erzogen. Es gelang ihm, an den kaiserlichen und königlichen Hof zu gelangen, wo wir ihn später als Truchseß Matthias' II. finden. Aber auch im Felde erwarb er sich Verdienste. Für seine Leistungen als Hofwürdenträger und Krieger erhielt er am 11. Dec. 1609 das Vorrecht des rothen Siegels, wodurch er in die Reihen der Magnaten, der Barone des Landes erhoben wurde. Wie groß das Vertrauen des Hofes in Michael Károlyi gewesen, zeigt auch die Thatsache, daß er am 14. Dec. 1618 als königlicher Commissar mit den siebenbürgischen Abgesandten in Nagy-Károly die Unterhandlungen geleitet. Durch seine Cousine Susanna (gest. 1622), die erste Gemahlin des Fürsten Gabriel (Gábor) Bethlen von Siebenbürgen, war er mit diesem hervorragenden Manne verwandt. Bethlen erhob ihn auch zur Würde eines Obergespans von Szatmár und Ferdinand II. bestätigte am 16. Juli 1622 ihn in dieser Würde. Auch zu seinem Rathe hatte Fürst Bethlen ihn ernannt; überdies war er Ritter vom goldenen Sporn. Er starb im J. 1626. Seine Gemahlin war Barbara Segnyey de Lapispatak, mit der er sieben Kinder hatte. Darunter folgte Adam dem Vater seit 1641 in der Würde eines szatmárer Obergespans, welche Würde von jetzt ab fast ununterbrochen in der Familie der Károlyi verblieb. Vgl. Nagy, l. c. p. 104.

4) **Ladislaus**, Sohn Michael's und der Barbara Segnyey, wurde nach dem Tode seines Bruders Michael (gest. März 1661) am 13. Juli 1661 zum Obergespan von Szatmár ernannt und erhielt am 18. Febr. 1669 von Kaiser Leopold I. das Versprechen, daß in dieser Würde ihm sein Sohn Michael nachfolgen werde. Aber Michael, der General-Oberst in der kaiserlichen Armee war, verlor in einem Treffen gegen die Aufständischen des Emerich Tökölyi im J. 1682 sein Leben. Derselbe war mit Maria Haller verheirathet, welcher Ehe eine Tochter, Elisabeth (später die Gattin des Thomas Csáky),

entsprang. Der Vater des Ladislaus Károlyi wurde mittlerweile im J. 1670 auch zum Oberkapitän der szatmárer Burg ernannt. Durch die fortdauernden Türkenkriege sowie infolge der innern Wirren hatten die Stadt Nagy-Károly und die andern Besitzungen der Familie schweren Schaden erlitten. Der Monarch suchte diese Verluste und die Treue des Freiherrn Ladislaus Károlyi durch neue Gunstbezeigungen zu vergelten. Er wurde zum Ritter des goldenen Sporn und zum königlichen Oberstkämmerer bestellt, eröffnete im J. 1681 als königlicher Commissar den Landtag und erhielt die Würde eines königlichen Personals (Stellvertreters) an der königlichen Tafel (Appellationsgericht) in Oberungarn. In der Obergespanswürde von Szatmár wurde noch bei seinen Lebzeiten sein einzig am Leben gebliebener Sohn Alexander (s. d.) zu seinem Nachfolger ernannt (4. Aug. 1687); Vater und Sohn wohnten als Obergespane dem Landtage und der Krönung Joseph's I. (26. Aug. 1687) bei, worauf Freiherr Ladislaus selbst den Sohn in seine neue Würde feierlichst einführte. Er starb am 28. Febr. 1689. Freiherr Ladislaus war zweimal vermählt. Aus der zweiten Ehe mit der Elisabeta Sennyey von Kis-Sennye entsprossen zwanzig Kinder, die aber größtentheils schon frühzeitig starben. Auf dem Schlachtfelde verlor Baron Ladislaus außer seinem Sohne, dem Feldobersten Michael, noch einen zweiten Sohn, Stephan, der in einem Treffen bei Szegedin (1686) fiel. Von seinen Söhnen überlebte ihn nur Alexander (s. d.).

5) Alexander Károlyi, der Neubegründer der Károlyischen Familie, war ein Sohn des Freiherrn Ladislaus Károlyi (s. d.) und der Elisabeta Sennyey und wurde am 20. März 1668 (nicht 1669, wie sonst gemeldet wird) zu Nagy-Károly geboren. Drei Jahre alt verlor er seine Mutter und kam nach Munkács an den Hof der Fürstin Sophia Báthory, Witwe von Georg II. Rákóczi; hier war der Jesuit Johann Tykodty bis 1676 sein Erzieher. In den nächsten vier Jahren lebte Alexander theils in Ungvár bei Siegmund Barkóczy, theils in Munkács, ging 1681 in die Jesuitenschule nach Kaschau, wurde 1682 von seiner Schwester Judith, Gemahlin des Barons Stephan Palocsay, nach Palocsa geführt, wo er, nach einem Aufenthalte in Lublau (Oberungarn), bis 1686 verweilte. Damals brachte ihn der Vater zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, von dort in das Jesuitencollegium nach Preßburg. Nach dem Tode seines Bruders Stephan war Alexander der alleinige männliche Sproß seiner Familie; er vermählte sich schon 1687 mit Christina, der Tochter des Freiherrn Georg Barkóczy. Bald darauf (4. Aug. 1687) erhielt er neben seinem Vater Ladislaus Károlyi (s. d.) die Würde eines Obergespans von Szatmár und als sein Vater nach zwei Jahren starb, versah Alexander trotz seiner Jugendlichkeit die Obliegenheiten seiner Würde mit Klugheit und Kraft.

Es waren damals schlimme Tage in Ungarn. Seit der misglückten zweiten türkischen Belagerung von Wien (1683) wurde die Herrschaft der Türken in Ungarn von Jahr zu Jahr weiter zurückgedrängt. Im J. 1686 gelangte die ungarische Hauptstadt Ofen wieder unter die rechtmäßige Herrschaft ihres Königs, im folgenden Jahre fand bei Mohács eine siegreiche Schlacht gegen die Türken statt und es wurde demzufolge das westliche und mittlere Ungarn vom türkischen Joche befreit. Aber das Werk der Wiederaufrichtung christlicher Herrschaft in den arg verwahrlosten Landstrichen war keine geringe Arbeit; sie wurde um so schwieriger, als die leitenden Kreise in Wien die Verhältnisse und Zustände Ungarns nur wenig kannten und infolge absolutistischer Aspirationen zu allerlei Staatsstreichgelüsten geneigt waren. Im Lande selbst herrschte große Unzufriedenheit wegen der Last an Steuern und Abgaben und infolge der ungemeinen Ansprüche für das Heer, das freilich seinerseits durch Uebergriffe und Ausschreitungen die Uebel noch erhöhte. Obergespan Alexander Károlyi duldete keinerlei Schmälerung seiner Rechte, deshalb entstand zwischen ihm und dem Commandanten von Szatmár schon 1691 ein Conflict; der Obergespan wurde als ein „Aufrührer" beim Höchstcommandirenden, dem Markgrafen Ludwig von Baden, verklagt und mußte im festen Schlosse Ecsed Zuflucht und Sicherheit suchen. Die Grundlosigkeit dieser Anklage stellte sich jedoch bald heraus; schon im folgenden Jahre sehen wir den Obergespan Alexander Károlyi in voller Gnade vom Kaiser und vom jüngeren Könige Joseph I. empfangen.

Mittlerweile waren die Heere des Kaisers siegreich vorgedrungen; der größte Theil von Ungarn befand sich in königlicher Gewalt, Siebenbürgen hatte der Krone Ungarn wieder gehuldigt, bis an den Balkan waren die türkischen Truppen zurückgedrängt. Da erachteten die wiener Staatsmänner die Zeit für gekommen, die staatsrechtlichen und administrativen Neuerungen in Ungarn durchzuführen. Der Cardinal-Fürstprimas von Ungarn, Kollonics, hatte den Entwurf des neuen „Einrichtungswerkes" verfaßt und dieses Elaborat wurde im J. 1696 einer Versammlung ungarischer Magnaten und Würdenträger geistlichen und weltlichen Standes zur Berathung und Annahme vorgelegt. Unter den Einberufenen war auch Alexander Károlyi in seiner Eigenschaft als Obergespan und Baron der königlichen Gerichtstafel. Den Eindruck, den die Eröffnungen und Vorschläge des Cardinals machten, erzählt Alexander in seiner „Selbst-Biographie" also: „Ich muß gestehen, die meisten unter uns fielen beinahe in Verzweiflung, daß wir unseres Schweigens und unserer Muthlosigkeit wegen gänzlich würden unterdrückt werden. Aber Gott ermuthigte einen dem Vaterlande und der Krone unerschütterlich treuen geistlichen Würdenträger (Paul Széchenyi, Erzbischof von Kalocsa), der den wider uns erregten Unwillen Sr. Majestät durch seinen auf unsere Gesetze begründeten weisen Vortrag beschwichtigte."

Die Vorlage wurde abgelehnt; aber der Plan von seiten der absolutistischen Partei doch nicht aufgegeben. Zu den materiellen Lasten und den anticonstitutionellen Verordnungen und Maßnahmen der wiener Regierung, die übrigens zum Theil ihre Entschuldigung, wenn auch nicht Rechtfertigung in den dringlichen Bedürfnissen des Augenblicks, in den ungeregelten Zuständen und in den kriegerischen Zeitläuften fanden, gesellten sich namentlich in Oberungarn auch noch religiöse Plackereien als Folge

einer übereifrigen katholischen Propaganda. Die Gegenreformation griff da mit roher Hand ein und verletzte die Gemüther aufs tiefste. So hatte sich im nördlichen und östlichen Ungarn ein gefährlicher Zustand entwickelt, der nur des richtigen Moments und namentlich des Führers harrte, um in offenen Aufstand auszubrechen.

Dieser Führer fand sich in Franz II. Rákóczi. Obergespan Alexander Károlyi hatte rechtzeitig auf diese bedenklichen Momente aufmerksam gemacht, namentlich erregten ihm die Zusammenrottungen der Bauern und das Aufhissen der Fahne Rákóczi's (1703) große Besorgniß. Er suchte den kaiserlichen General Nigrelli in Kaschau auf, um sich mit diesem über die Dämpfung des ausbrechenden Aufstandes zu berathen. Hier begegnete er aber kühler Aufnahme, man schien seine Treue neuerdings zu verdächtigen. So entschloß sich Alexander, die Bekämpfung der Kurutzen (d. i. der Anhänger Rákóczi's) hauptsächlich mit seinem Comitats-Banderium zu unternehmen. Er griff die Scharen am 7. Juni bei Dolha an, schlug sie und kehrte mit reichen Kriegstrophäen nach Károly zurück.

Alexander Károlyi brachte die erbeuteten Fahnen nach Wien, um, wie er sagt, für die Gespanschaften Szatmár und Ugocsa, mit deren Aufgebot er die Aufrührer zerstreut hatte, eine Belohnung zu erlangen. In Wien wurde er mit großer Zurückhaltung empfangen; zwar der Kaiser behandelte ihn wohlwollend und auszeichnend, aber Kollonics und die Minister wollten weder an die von ihm geschilderte Gefährlichkeit des Aufstandes glauben, noch die Ursachen dieses Aufstandes (drückende Steuerlast, übermäßige Salzpreise, willkürliche Rekrutenaushebung, Gegenreformation u. s. w.) beseitigen, ja sie verdächtigten abermals Károlyi's Treue und meinten, er habe die erbeuteten Fahnen aus irgendeiner Rumpelkammer hervorgezogen. Der Hofkriegsrath lehnte dessen Anträge ab; kein besseres Schicksal hatte eine zweite Denkschrift Károlyi's; alle seine Bemühungen zu Gunsten einer Pacificirung Ungarns blieben fruchtlos und so verließ er, tief gekränkt, nach zwei Monaten Wien.

Unterwegs traf er mit dem Hauptanführer Rákóczi's, mit dem Grafen Nikolaus Bercsényi, zusammen und dieser führte ihn zu Rákóczi selbst, der mittlerweile einen wahren Siegeslauf durch das östliche und nördliche Ungarn genommen hatte. Rákóczi empfing den zurückgesetzten und gekränkten Mann mit Freuden; Károlyi leistete dem Fürsten den Treueid und wurde von diesem sofort zum General ernannt. Dem Beispiele des hochangesehenen Obergespans Alexander Károlyi folgten zahlreiche Adelige und das Kurutzenheer Rákóczi's erlangte gegen Ende 1703 eine Stärke von 70,900 Mann.

Károlyi marschirte mit seinen Truppen auf Pest zu, vereinigte sich mit dem Grafen Bercsényi und beide brachten die ungarischen Bergstädte Neusohl, Schemnitz, Altsohl, Kremnitz u. a. in die Gewalt des Aufstandes, ja Károlyi drang bis nach Mähren und Niederösterreich vor und plünderte und verbrannte das kaiserliche Castell. So war in wenig Wochen ganz Nordungarn, mit alleiniger Ausnahme von Preßburg, in Rákóczi's Händen. Die Kurzsichtigkeit der wiener Staatsmänner wurde hart bestraft.

Ende 1703 begab sich Károlyi mit seinem Heere über die gefrorene Donau nach Westungarn und stand am 12. Jan. 1704 vor Pápa, von wo er das Volk zu den Waffen rief. Mehr als 60 Edelleute mit ihren Banderien schlossen sich ihm an und bald war mit Ausnahme der Stadt Oedenburg und einiger fester Schlösser an der österreichischen Grenze alles Land jenseit der Donau in Károlyi's Gewalt. Dieser trat auch mit dem Erzbischofe von Kalocsa, Paul Széchenyi, der vom Kaiser dazu bevollmächtigt worden war, in Friedensunterhandlungen, die aber zu keinem günstigen Resultate führten. Károlyi behauptete indessen seine Eroberungen in Westungarn und fügte den Bewohnern in Oesterreich und Steiermark durch Einfälle und Brandschatzungen empfindlichen Schaden zu, ja am 10. März 1704 unternahm er einen Streifzug bis in die Umgegend von Wien und machte reiche Beute. Nun brachten aber die Erfolge des kaiserlichen Generals Heister das Heer Károlyi's in Verwirrung, sodaß zahlreiche Kurutzen die Flucht ergriffen, nur mit traurigen Trümmern seines aufgelösten Armeecorps konnte er über die Donau entkommen; Westungarn huldigte wieder seinem rechtmäßigen Herrscher und war vorläufig für den Aufstand verloren. Károlyi begab sich tief beschämt zu Rákóczi in dessen Lager bei Erlau, wo er jedoch wohlwollend aufgenommen wurde.

Károlyi warb im Auftrage des Fürsten bei Kecskemét und in Kumanien ein neues Heer mit bestem Erfolg; mit 4000 Reitern vereinigte er sich bei Gran mit Bercsényi; dadurch bekamen die Aufständischen in Nordwesten wieder die Oberhand. Am 28. Mai schlug er die Kaiserlichen im Passe von Somolan und brach neuerdings in Oesterreich ein; seine Reiter streiften wieder bis in die unmittelbare Nähe von Wien; ebenso erfolgreich war der Ueberfall, den Károlyi am 3. Juli bei St.-Gotthard gegen den kaiserlichen General Rabatta ausführte. Károlyi behielt nun den Oberfehl jenseit der Donau bis an die steierische Grenze, von wo aus die verwüstenden Einfälle auf österreichisches Gebiet nach dem barbarischen Kriegsgebrauche jener Zeit fortgesetzt wurden. Zwischen Károlyi und dem Fürsten Rákóczi entstanden indessen Mishelligkeiten, weil letzterer das Commando in Szatmár nicht an Károlyi übertragen hatte. Auch sonst gab es Ursachen zu allerlei Misstimmung des ehrgeizigen Mannes, der erst nach eindringlichen Bitten Rákóczi's sich zu weiteren Unternehmungen gegen den Kaiser bestimmen ließ. Anfangs 1705 machte er neue Streifzüge nach Oesterreich, wurde jedoch auf dem Rückzuge abermals von Heister überrascht und theilweise geschlagen (31. März).

An der Landesversammlung der Rákóczi-Partei zu Szécsény (Sept. 1705) nahm Károlyi persönlich keinen Antheil, doch wurde er in den hier bestellten Staatsrath an des Fürsten Seite gewählt. Sodann erhielt er Befehl, die kaiserliche Armee auf dem Marsche nach Siebenbürgen durch Verwüstung des Landes aufzuhalten. Károlyi vollzog diesen grausamen Befehl nur zum Theil; die Zerstörung der Städte ließ er nicht zu. Das Heer

Rákóczi's wurde am Passe Zsibo von den Kaiserlichen total geschlagen (10. Nov.), die Umgebung des Fürsten beschuldigte Károlyi des Einverständnisses mit dem Feinde; doch wies Rákóczi diese Verdächtigung zurück, schenkte vielmehr Károlyi nach wie vor sein volles Vertrauen. Er betraute ihn auch mit der Wiedereinnahme Siebenbürgens.

Károlyi drang mit seinen Truppen erfolgreich bis Weißenburg vor (April 1706), ohne jedoch größere Resultate zu erzielen; ferner setzte Károlyi den Krieg in den Theilen jenseit der Theiß mit wechselndem Glücke fort. Diese Kriegführung war insbesondere durch arge Verwüstungen gekennzeichnet. Auf dem blutigen Convent zu Onód (Juni 1707) war es Károlyi, der durch den zweiten Säbelhieb den Malcontenten Rakovßky in öffentlicher Sitzung tödtete. Rákóczi's Aufstand hatte den Höhepunkt erreicht. Von jetzt ging es rasch abwärts und Alexander Károlyi war dabei in hervorragender Weise betheiligt.

Wegen eines Miserfolges gegen die Raizen (September 1707) wurde er von Rákóczi mit Mistrauen und Kälte empfangen; aber auch Károlyi wurde mehr und mehr verstimmt, namentlich verletzte ihn das herrische Gebaren Bercsényi's, des Hauptrathgebers und Oberfeldherrn des Fürsten. Die Schlacht bei Trencsin (4. Aug. 1708) brach vollends die Widerstandskraft der Aufständischen. Károlyi sah mit Besorgniß und Verdruß die Hartnäckigkeit Rákóczi's und Bercsényi's gegen jeden Ausgleichs- und Friedensversuch; er lieh deshalb den Vorstellungen des Magnaten Johann Pálffy Gehör (November 1710) und leistete am 14. März 1711 in Debreczin dem Kaiser heimlich den Eid der Treue. Hierauf begab er sich zu Rákóczi nach Galizien, um diesen zur Annahme der Friedenspunkte zu bewegen. Rákóczi schenkte Károlyi fortdauernd Vertrauen und ließ durch ihn die Conföderirten nach Hußt einberufen. Károlyi folgte dem Rathe Pálffy's und versammelte die Stände in Szatmár; hier theilte er (4. April) die vereinbarten Friedenspunkte mit und diese wurden von den Versammelten mit lebhaftem Beifall angenommen. Der Szatmárer Friede (1. Mai 1711) war geschlossen. Rákóczi beschuldigte in einem Manifeste Károlyi des Vertrauensbruches.

Der Szatmárer Friedensschluß ist wesentlich ein Werk Károlyi's und sichert demselben den Dank seiner Nation, weil dadurch der langwierige innere Streit zwischen der Krone und den ungarischen Ständen seine endliche Beilegung gefunden hat. Für seine Bemühungen um den Frieden wurden Károlyi vom Hofe 50,000 fl. zugesagt; nach Abschluß des Friedensvertrages suchten einzelne Misgünstige die Bestätigung der Friedensurkunde sowie die Ausfolgung der Belohnung zu hintertreiben. Károlyi gelang es, mit Hülfe des Prinzen Eugen von Savoyen diese feindlichen Absichten zu vereiteln. Statt der 50,000 fl. erhielt Károlyi Güter, die heute Millionen werth sind. Ferner ernannte ihn die Regentin, Kaiserin-Witwe Eleonora, am 15. Sept. 1711 zum stellvertretenden obersten Feldherrn in Ungarn; Kaiser Karl VI. (als ungarischer König Karl III.) bestätigte ihn in dieser Würde (27. Jan. 1712). In demselben Jahre wurde Károlyi mittels Diploms vom 5. April in den erblichen Grafenstand erhoben. Auf dem Landtage 1723 erschien er als königlicher Commissar und erhielt in diesem Jahre (12. Sept.) die Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes, auch wurde er am 7. Oct. 1723 zum General der Cavalerie und am 5. Jan. 1724 zum Mitglied des neuerrichteten ungarischen Statthaltereirathes und Oberdirector der Landescommission ernannt. Im J. 1734 errichtete Graf Alexander Károlyi auf eigene Kosten ein Husarenregiment, zu dessen Hauptobersten er am 12. Jan. 1734 ernannt wurde. Die wirkliche Führung übernahm sein einziger Sohn Franz. Als im J. 1741 Maria Theresia ihr bedrohtes Erbe vertheidigen mußte, wurde Graf Alexander mit der Leitung des adeligen Aufgebots jenseit der Theiß betraut, zugleich erhielt er (24. Sept.) den Rang eines Feldmarschalls.

Graf Alexander Károlyi hatte also von seiten des Hofes reiche Vergeltung seiner Bemühungen um den Frieden von Szatmár erhalten. Sein Ehrgeiz sowie sein materielles Interesse fanden vollauf Befriedigung. Der Graf war übrigens ein trefflicher Wirth, der seine weitläufigen Besitzungen in Ordnung hielt; aber auch wohlthätige Stiftungen verewigen seinen Namen. In Nagy-Károly baute er den Piaristen Kirche, Kloster und Schule, ebenso ein Armenspital; in Pest stiftete er den Schwestern der heiligen Klara (Klarissinnen) ein Kloster u. s. w. Graf Alexander starb am 8. Sept. 1743 im 75. Jahre seines Lebens. Von seinen Kindern erreichte nur eine Tochter Maria (mit Graf Gabriel Haller vermählt) und ein Sohn, Franz, die Großjährigkeit.

Vgl. außer Szirmay, Nagy, noch insbesondere die „Autobiographie" des Grafen Alexander Károlyi in den „Monum. Hung. hist." Bd. IV. und V., dann die zahlreichen Quellen im „Archivum Rákóczianum", im Auftrage der ungarischen Akademie von Kol. Thaly veröffentlicht (noch nicht abgeschlossen), die Quellenpublikationen zur Rákóczi-Zeit von Fiedler, Krones u. a. Dann die Monographien Thaly's über Botthyán, Ocskay, Rákóczi; die Geschichtswerke von Mich. Horváth, Lad. Szalay (beide ung.), Fessler-Klein (Geschichte von Ungarn), Krones (Geschichte Oesterreichs Bd. IV.); Arneth, Prinz Eugen von Savoyen und Geschichte der Maria Theresia, Bd. I., u. a.

6) Franz Károlyi, Sohn des Grafen Alexander (s. d.) und der Christina, geb. Gräfin Barkóczy, wurde im J. 1705 geboren; schon am 24. Juli 1721, also kaum sechzehnjährig, erhielt er die Obergespanswürde von Szatmár; im J. 1734 übernahm er das Commando über das von seinem Vater errichtete Reiterregiment und kämpfte mit demselben am Rheine. Im türkischen Kriege wurde er im J. 1737 zum Generalmajor und im J. 1741 zum Stellvertreter des Höchstcommandirenden ernannt. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege 1744 versah er die Stelle eines Landes-Oberkriegscommissärs in den Theilen diesseit der Theiß und erhielt am 3. Sept. 1745 die Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes; am 23. Nov. dieses Jahres wurde er zum Schiedsrichter an der Septemviral-

tafel (dem obersten Gerichtshofe) ernannt. Aber im J. 1748 rief ihn der neuausgebrochene Krieg abermals zu den Waffen, er wurde General der Cavalerie; die Kaiserin-Königin Maria Theresia verlieh ihm überdies die Würde eines königlich-ungarischen Oberst-Truchsessen. Graf Franz war ein Meister des Wortes und ein Freund der Wissenschaften. Als Schiedsrichter fungirte er bei Regelung der Grenzstreitigkeiten zwischen dem ödenburger Comitate und Steiermark, dann bei einem ähnlichen Rechtsfalle zwischen dem Comitate Bihar und Siebenbürgen. Als Mäcen der Wissenschaften errichtete er im J. 1755 in Nagy-Károly eine Druckerei, wozu er im J. 1755 die Requisiten der leutschauer Buchdruckerei für 2576 fl. kaufte. Er selber beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit literarischen Arbeiten und übersetzte Mehreres aus dem Französischen ins Ungarische. Seine eigenen Schriften sind: „A szent Bibliában levő historiák tanulásának igen kőnnyü módja" d. i. die leichteste Methode zur Erlernung der biblischen Geschichten (Nagy-Károly, 1758, 8) und „A szent Bibliában levő historiák s arra kivántató idő-szám-tábláknak summája d. i. „Inbegriff der in der Bibel vorkommenden Geschichten mit den dazu gehörigen chronologischen Tabellen" (ibid. 1757, 2. Auflage 1759. 8).

Schon diese Schriften beweisen die religiöse Neigung des Grafen Franz Károlyi, die sich auch in eifriger Propaganda zu Gunsten des Katholicismus sowie in dem Baue von Kirchen, darunter die schöne Kirche zu Tót-Megyer, kundgab. Sein Tod erweckte allgemeine Theilnahme, über 10,000 Menschen wohnten seinem Leichenbegängnisse bei. Er war mit Christine, Gräfin Csáky, vermählt; aus dieser Ehe überlebten den Vater ein Sohn Anton (s. d.) und zwei Töchter, Franziska (mit Joseph Graf Starhemberg vermählt) und Barbara (Gemahlin des Grafen Szapáry.) Vgl. Nagy Iván, l. c. VI, p. 106—107; Szirmay l. c. II.; Danielik, Magyar Irók (d. i. Ungarische Schriftsteller) II, p. 131.

7) **Anton Károlyi**, Sohn des Franz Károlyi (s. o.) und der Christine, geborenen Gräfin Csáky, wurde am 25. Oct. 1732 geboren und widmete sich gleichfalls dem Soldatenstande; am 30. Juli 1751 erhielt er als Major im Regiment seines Vaters die k. k. Kämmererwürde, ward 1755 Oberststellvertreter im Infanterieregiment Joseph Eßterházy, in dem blutigen Gefechte bei Lobositz (1. Oct. 1756) wurde er verwundet. Seiner militärischen Verdienste wegen ernannte die Kaiserin-Königin ihn am 18. Oct. 1758 zum General, nachdem er vier Tage vorher in der heißen Schlacht bei Hochkirchen mit seinem Regiment eine preußische Artillerieschanze erstürmt und 36 Kanonen erobert hatte. Bei dieser Gelegenheit stürzte er vom Pferde und wäre fast von den Rossen der eigenen Reiter zertreten worden. Die tapfere That wurde durch die Verleihung des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet (9. Jan. 1759).

Gleich seinen Vorgängern widmete Graf Anton sich auch dem Civildienste seines Vaterlandes und bewies sich als Freund und Gönner cultureller Bestrebungen. Die Würde eines Obergespans von Szatmár bekleidete er seit dem 4. Sept. 1758. Zur Herstellung der Burgen und Festungen spendete er dem Staatsschatze 20,000 fl.; den bedrängten Bergwerksbeamten zu Nagy-Bánya überließ er drei Jahre hindurch 12,000 Kübel Weizen für einen sehr niedrigen Preis; im J. 1775 übergab er der Kammer abermals 10,000 fl., welche Summe Maria Theresia dem adeligen Convicte in Preßburg zuwies. Auch übertrug die Monarchin dem schulfreundlichen Magnaten das Amt eines Schuldistricts-Oberdirectors. Beim Ausbruche des Bairischen Erbfolgekrieges (1778) rüstete Graf Anton 100 Husaren aus und zahlte an die Kriegskasse 6600 fl. Beitrag. Ihm verdankt man die ersten Versuche zur Regulirung der Theiß; mit einem Kostenaufwande von 17,000 fl. legte er einen Theil des Ecseder Sumpfsees, der damals 28 Quadratmeilen groß war, trocken; ferner berief er Colonisten (Deutsche) auf seine weitläufigen Besitzungen, legte dort neue Ortschaften an, erbaute Kirchen und Schulen, unterstützte arme Schüler, begünstigte Gelehrte u. s. w.

Für solch rastloses Wirken im Dienste des Staates und der Menschheit zeichnete ihn die Monarchin auch stets wieder aus. Im J. 1760 wurde er zum Schiedsrichter bei der Septemviraltafel, im J. 1763 zum Oberst-Inhaber des Infanterieregiments Graf Bethlen und im J. 1766 zum Wirkl. Geh. Rathe und Alterego des Höchstcommandirenden ernannt. Im J. 1775 erhielt er die Würde eines königlichen Oberst-Truchsessen und im J. 1787 das Amt eines Kapitäns der königlich-ungarischen Leibgarde. Die ihm am 29. März 1790 übertragene Würde eines Banus von Kroatien konnte er verschiedener Hindernisse wegen nicht übernehmen, doch wurde ihm in demselben Jahre am 12. Nov. der Orden des goldenen Vließes verliehen.

An Ehren und Verdiensten reich starb Graf Anton an der Schwelle des Greisenalters 24. Aug. 1791 zu Penzing bei Wien. Von seiner Gemahlin Josepha, Freiin von Harrukern, hatte er eine sehr reiche Mitgift empfangen. Aus dieser Ehe stammt nur ein Sohn, Joseph (s. d.). Vgl. Nagy Iván, l. c. p. 107—108.

8) **Joseph Károlyi**, Sohn des Vorigen, geboren am 7. Oct. 1768, wurde schon 1776, also im achten Lebensjahre, zum Obergespan von Békés ernannt und im nächsten Jahre von seinem Vater in dieser Würde installirt. Seine Studien machte Graf Joseph in Waitzen, Pest und Wien; hier widmete er sich insbesondere der Jurisprudenz. Im Alter von 24 Jahren erhielt er die k. k. Kämmererwürde und die Stelle eines Secretärs bei dem königlich-ungarischen Statthaltereirathe, am 20. Aug. 1790 führte er das Banderium des Comitats Szatmár nach Wien und brachte im October desselben Jahres im Auftrage des ungarischen Landtages das königliche Inaugural-Diplom an Leopold II. nach Frankfurt a. M.; von dorther kehrte er mit der Antwort des Kaisers und Königs wieder nach Ofen zurück. Als Nachfolger seines Vaters wurde er zum Obergespan von Szatmár ernannt (13. Oct. 1791). Im J. 1796 ist er Mitglied jener Landesdeputation, welche dem Erzherzoge Karl die kriegerische Antheilnahme der adeligen Insurrection (Aufgebots) anbot und im

J. 1797 führte er das Aufgebot des Comitats Szatmár, im J. 1800 die adeligen Truppen der Comitate Szatmár, Szabolcs, Marmaros, Bereg und Ugocsa als deren Oberster und Brigadier ins Feld. Auch sonst brachte er gleich seinen Vorfahren reiche Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. Er rüstete auf eigene Kosten 555 Rekruten aus, gab für Kriegszwecke 124,000 fl., 4400 Metzen Hafer, 2800 Metzen Mais, 1900 Metzen Roggen u. s. w. Seine Schenkungen und Stiftungen für Schul- und Kirchenzwecke sind gleichfalls bedeutend; er ließ u. a. die Kirchen zu Poroßló und Nagy-Majthény, sowie die Pfarrhäuser in Nagy-Majthény, Jozsefháza und Szanißló erbauen. In Nagy-Károly erbaute er ein hübsches Castell. Graf Joseph starb in der Blüte des Mannesalters, im 35. Jahre seines Lebens im J. 1803 zu Wien. Der Graf war seit 1789 mit Elisabeth Gräfin Waldstein-Wartemberg, k. k. Sternkreuzordens-Dame, vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen folgende Kinder: 1) Maria (geboren 1793, gestorben 1848), vermählt mit dem Grafen Franz Königsegg-Aulendorf, k. k. Kämmerer; 2) Stephan (s. d.); 3) Ludwig (geboren 15. Sept. 1799, gestorben 1863) beendete seine Studien in Pest, wo er am 21. Nov. 1819 die juristische Doctorwürde erwarb; später zum k. k. Kämmerer und Obergespansstellvertreter des Csongráder Comitats ernannt, betheiligte er sich auch an der Gründung der ungarischen Gelehrten-Gesellschaft, zu welcher er 10,000 fl. spendete, und an dem Associationswesen; im J. 1836 übernahm er den Vorsitz im ungarischen Landes-Agricultur-Vereine. Die Würde eines Obergespans von Abauj erhielt er im J. 1847, bald auch die eines k. k. Wirkl. Geh. Rathes. Auf dem Gebiete der Humanität entfaltete Graf Ludwig eine seltene Opferwilligkeit. Dem Landes-Agricultur-Vereine widmete er testamentarisch 50,000 fl., dem pester wohlthätigen Frauenvereine 5000 fl., dem pester Blindeninstitute 4000 fl., der Gründung eines Spitals in Tót-Megyer 15,000 fl., den Armen der Stadt Neitra 4000 fl., der katholischen Pfarrei in Tót-Megyer 10,000 fl. In ähnlicher Weise versah er auch andere seiner weitläufigen Besitzungen mit beträchtlichen Begabungen. Aus der Ehe mit Ferdinanda, Fürstin von Kaunitz-Rittberg, entstammen die Grafen Ladislaus (s. d.) und Alois, letzterer am 8. Aug. 1825 geboren, gegenwärtig k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter in London. 4) Franziska (geboren 19. Oct. 1800, gestorben 1823), vermählt mit Albert, Graf von Sztáray. 5) Georg (s. d.).

9) Stephan Károlyi, Sohn des Grafen Joseph und der Elisabeth, Gräfin Waldstein-Wartemberg, wurde am 18. Nov. 1797 zu Wien geboren. Schon in seinem sechsten Jahre verlor er den Vater, der in seinem Testamente seiner Gemahlin aufgetragen hatte, daß „sie ihre Kinder in Ungarn erziehen lassen solle, damit sie in ungarischer Umgebung und unter ungarischen Sitten aufwachsen und dadurch von früher Kindheit an die Liebe zum Vaterlande, die Treue gegen den gekrönten König, das christlich-religiöse Gefühl und insbesondere die Zuneigung und Opferbereitschaft für die ungarische Nation in ihnen zu Fleisch und Blut werde und sie zum Bewußtsein jener Pflichten gelangen, welche mit einem hohen Range und einem großen Vermögen ihrer harren". Die Mutter und der Mitvormund, Graf Koháry, erfüllten getreulich diese testamentarische Verfügung. Seine Studien beendigte der Graf mit glänzendem Erfolge am Piaristen-Gymnasium und an der Universität in Pest, trat dann nach damaliger Gepflogenheit der ungarischen Magnaten in den Militärdienst und kam als Husaren-Rittmeister und Attaché zur österreichischen Gesandtschaft nach Paris. Der reichbegüterte junge Magnat zog durch seinen fürstlichen Haushalt sowie durch seine persönlichen Eigenschaften gar bald die Aufmerksamkeit der höheren Kreise Frankreichs auf sich. Der König selbst, Karl X., sah den jungen Magnaten gern in seiner Nähe. Gerade in dem Jahre, als Graf Stephan Károlyi nach Paris kam (1818), erschien das Werk von Lamennais über den religiösen Indifferentismus und den Unglauben. Dieses Werk bildete den Hauptgegenstand des Gesprächs in den damaligen Salons der Aristokratie und so kam der junge Magnat auch in die religiös-schwärmerische Bewegung hinein. Außer Lamennais war noch Châteaubriand der Apostel des christlichen Romanticismus. Graf Stephan sog diese Atmosphäre mit Begeisterung ein und sie blieb bestimmend für sein ganzes künftiges Leben, das insbesondere durch tiefe, hingebende Religiosität gekennzeichnet ist.

Im J. 1819 vermählte er sich mit der Nichte des Ministerpräsidenten Polignac, der Gräfin Georgine Dullon, wodurch er nicht nur französischer Großgrundbesitzer ward, sondern auch mit den hervorragendsten Familien Frankreichs in verwandtschaftliche Verbindungen trat. Von Paris kam der Graf nach Rom, wo er mehrere Jahre verlebte. Während dieser Zeit beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium der kirchlichen Kunstdenkmäler der ewigen Stadt und wurde vom Papste Gregor XVI. auch wiederholt mit großer Auszeichnung empfangen. Derselbe verlieh dem ungarischen Magnaten auch das Großkreuz des Christusordens.

Graf Stephan vergaß in der Fremde das Vaterland keineswegs; er verfolgte dessen Entwickelung mit großer Aufmerksamkeit, seine Salons in Paris und Rom standen seinen Landsleuten stets offen und die Reformideen des Grafen Stephan Széchényi fanden bei ihm die eifrigste und opferwilligste Unterstützung. Als der Graf nach Ungarn zurückkehrte, traf er daselbst eine große Bewegung der Geister. Der Landtag von 1825, welcher nach mehrjähriger Pause wieder einberufen ward und den absolutistischen Versuchen der Regierung ein Ende machte, gab der Bewegung neue Nahrung und bestimmte Richtung. Die Männer der Reform erkannten, daß die Erhaltung der ungarischen Nation nur dann möglich sein werde, wenn diese die Errungenschaften der europäischen Civilisation voll und ganz in sich aufnehme und dieselben dem nationalen Wesen amalgamire. Dazu bedurfte es vor allem einer Pflege der Wissenschaften in der Nationalsprache. Um diese selbst zu fördern und zu bilden, beschloß man die Gründung einer ungarischen Gelehrten-Gesellschaft, zu welchem Zwecke Graf Stephan Széchényi

60,000 fl. spendete; Graf Stephan Károlyi widmete demselben Zwecke die Summe von 20,000 fl. Auch sonst begegnet man seither dem Namen des Grafen überall dort, wo es im Interesse des Vaterlandes und seiner Cultur zu wirken und zu opfern galt. Der Graf war kein Freund großer Worte, er drängte sich auch im öffentlichen Leben niemals in die ersten Reihen; aber er handelte um so eifriger. Unter den Groß-Grundbesitzern war er einer der ersten, die vor dem J. 1848 ihre hörigen Unterthanen frei machten.

Im ereignißreichen Jahre 1848 wurde Graf Stephan der Stellvertreter des Palatins im pester Comitate und in dieser Eigenschaft war er eifrig bemüht, den Zwiespalt zwischen Krone und Nation hintanzuhalten. Es gelang nicht; die Revolution brach los. Der Graf trat auf die Seite der Bewegungspartei, rüstete auf seine Kosten ein ganzes Husaren-Regiment aus, das seinen Namen führte und das er selbst commandirte. Nach Besiegung der Revolution wurde der Graf vom Kriegsgerichte zu zweijähriger Festungsstrafe, Verlust seiner Würden, Verpflichtung zur Bezahlung eines Pönals von 150,000 fl. sowie zum Ersatz der für seine Husaren von der revolutionären Regierung erhaltenen 250,000 fl. verurtheilt. Erst im J. 1852 erhielt der Graf seine Freiheit wieder.

Nach seiner Befreiung griff er sofort wieder zur Arbeit sowol zur Restituirung seiner eigenen Verluste wie auch zum Wiederaufbau der nationalen Cultur und Politik. Auf dem Gebiete der Kirche und Schule, der Literatur und Kunst, der Vereine und Gesellschaften entwickelte Graf Stephan Károlyi eine unermüdliche, opferbereite Thätigkeit. Die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung und die feierliche Krönung des Königs (8. Juni 1867) erfüllten die Wünsche und Hoffnungen der Patrioten, die jetzt auch alle wichtigen Ehren und Würden zurückerhielten. Als Obergespan des pester Comitats war Graf Stephan Károlyi an der Krönungsfeierlichkeit betheiligt. Seit 1869 zog er sich jedoch vom öffentlichen Leben gänzlich zurück; nur die Förderung und Pflege des religiös-wissenschaftlichen St.-Stephans-Vereins, dessen Präses er war, blieb nach wie vor seine eifrige Sorge. Desgleichen setzte er die Werke der Humanität und Mildthätigkeit fort. Der Graf hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (gestorben 3. Mai 1827) sich zum zweiten mal mit Franziska Gräfin Eßterházy von Galantha vermählt (24. Jan. 1831); diese starb am 15. Febr. 1844; sodann vermählte er sich zum dritten mal (1865) mit Maria Freiin von Orczy. Er starb am 12. Juni 1881 zu Fóth, wo er ein herrliches Schloß und eine vielbewunderte Kirche erbaut und die letzten Jahre seines Lebens fast ununterbrochen verweilt hatte. Graf Stephan gehört als Mensch, Patriot und Christ zu den hervorragendsten Persönlichkeiten in Ungarns Gegenwart. — Vgl. Ludwig Novák, Denkrede auf den Grafen Stefan Károlyi (in ungarischer Sprache). 1881. — Arnold Ipolyi, Zum Gedächtniß des Grafen Stefan Károlyi. Akademische Festrede (in ungarischer Sprache). Budapest 1883. — Dann noch die Werke von Szirmay, Nagy, Krones, Horváth (Geschichte des ungarischen Befreiungskampfes, in ungarischer Sprache) u. a.

10) Der Sohn des Grafen Stephan Károlyi aus dessen erster Ehe mit Georgine Gräfin Dullon, Eduard Károlyi, hatte im J. 1861 auf dem damals neu einberufenen ungarischen Reichstage in dessen Reihen der Opposition, „Beschluß-Partei" genannt, eine namhafte Rolle gespielt und in einer Rede vom 21. Mai 1861 sich zwar für den Ausgleich mit Oesterreich, aber entschieden gegen jedwede reale staatsrechtliche Verbindung Ungarns mit den österreichischen Erblanden erklärt. Er plaidirte für die „Personal-Union". Der Graf war am 18. Juni 1821 geboren und starb im J. 1880. Aus seiner Ehe mit Klara Gräfin Kornis überlebte ihn ein Sohn Ladislaus (geboren 1859). Seine Witwe trat in zweite Ehe mit des Grafen Stiefbruder, Graf Alexander Károlyi (geboren 10. Nov. 1831), Sohn des Grafen Stephan Károlyi aus dessen zweiter Ehe mit Franziska Gräfin Eßterházy.

11) Georg Károlyi, Sohn des Grafen Joseph Károlyi aus dessen Ehe mit Elisabeth Gräfin Waldstein-Wartemberg, Bruder von Ludwig und Stephan Károlyi, geboren am 28. März 1802, gestorben am 9. Nov. 1877. Gleich seinen Vorfahren nahm auch Graf Georg schon frühzeitig an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes opferbereiten Antheil. Als Graf Stephan Széchenyi im J. 1825 die ungarische Gelehrten-Gesellschaft gründete, trat Graf Georg Károlyi als zweiter Gründer mit einem Betrage von 40,000 fl. hinzu. Die drei Brüder Károlyi hatten sonach das Stiftungskapital der ungarischen Akademie der Wissenschaften bei ihrer Entstehung mit 70,000 fl. bereichert. Graf Georg unternahm zur Vervollständigung seiner geistigen Ausbildnng große Reisen nach England, Frankreich und in den Orient. In der Heimat wurde er im J. 1841 zum Obergespan des békéser Comitats ernannt. Außerdem betheiligte er sich als Mitglied des ungarischen Oberhauses oder der Magnatentafel an den Berathungen der Legislative. Hier bewies er sich als einen Freund der durch Ludwig Kossuth in Gang gebrachten politischen und socialen Bewegung; ja selbst nach dem Ausbruche der Revolution im J. 1848 blieb er der Partei Kossuth's zugethan. Dies bekundete er namentlich bei dem feierlichen Einzuge Kossuth's in Pest am 5. Juni 1849. Damals stellte Graf Georg dem revolutionären „Landes-Gouverneur", der am 14. April d. J. die Dynastie Habsburg des ungarischen Thrones für „verlustig" erklärt und Ungarn von Oesterreich losgesagt hatte, seinen eigenen Gala-Wagen zur Verfügung und der Graf selber ritt neben dem Wagen einher. Für diese That wurde er nach Wiederherstellung der Ruhe gefangen genommen und vom Kriegsgerichte zu einer Geldbuße von 150,000 fl. verurtheilt. Mit dem Wiedererwachen des constitutionellen Lebens in Ungarn trat auch Graf Georg wieder auf den Schauplatz der Politik. Im J. 1861 hielt er am 8. Juni im Oberhause eine gemäßigte politische Rede zu Gunsten der ausgleichfreundlichen Adresse Franz Deák's, vertrat also denjenigen Standpunkt, den sein Neffe, Graf Eduard Károlyi

(s. d.), im Abgeordnetenhause eben damals bekämpft hatte. Der Graf bekleidete das Amt eines ungarischen Kronhüters, auch war er länger als funfzig Jahre hindurch Directions- und Ehrenmitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften. In dem Stammorte der Familie zu Kaplyon ließ er eine zierliche Kirche und Familiengruft bauen; auch sonst war der prachtliebende Graf ein Mäcen der Künste und Wissenschaften. Er war seit dem 16. Mai 1836 vermählt mit Karolina Gräfin Zichy de Vásonykeö. Aus dieser Ehe stammen sechs Kinder: Fünf Söhne (Julius, geboren 4. Juli 1837; Victor, geboren 7. Febr. 1839; Gabriel, geboren 18 Nov. 1841; Tibor, geboren 26. Sept. 1842 und Stephan, geboren 2. Febr. 1845) und eine Tochter (Palma, geboren 28. März 1847). Vgl. Lónyay, Denkrede auf den Grafen Georg Károlyi (ungarisch), Budapest 1878.

12) Noch erwähnen wir den Grafen Ladislaus Károlyi, Sohn des Grafen Ludwig Károlyi (s. d.) und der Ferdinanda, Fürstin Kaunitz, geboren am 24. Febr. 1824, gestorben 23. Juni 1852. Graf Ladislaus trat mit 17 Jahren als Cadet in die k. k. Marine und zeichnete sich hier sowol durch wissenschaftliche Bildung wie durch seemännische Tüchtigkeit aus. Zur Vollendung seiner nautischen Bildung bat er um Aufnahme in den englischen Seedienst und machte hier eine Reise um die Welt, von der er im J. 1848 heimkehrte. Hier wurde er k. k. Corvetten- und bald Flaggenkapitän und erhielt das Commando der Fregatte „Bellona". Er nahm an der Blokade von Venedig und an der Beschießung von Ancona (1849) Antheil und wurde für sein Verhalten mit dem k. k. Leopold-Orden ausgezeichnet. Als Fregattenkapitän und Commandant der Corvette „Karolina" machte er Fahrten nach England, Dänemark und Rußland, rüstete nach der Rückkehr die Fregatte „Novara" aus, auf welcher Erzherzog Ferdinand Max (der spätere Kaiser von Mexico) Studienreisen im Mittelländischen Meere und an den Küsten von Spanien bis Cadix machte. Noch nahm Graf Ladislaus Károlyi an den Uebungen der Escadre im Adriatischen Meere theil. Aber der rauhe Winter und stürmische Frühling hatten seine schon lange angegriffene Gesundheit untergraben; er suchte Erholung auf dem Festlande, starb jedoch zu Triest am 23. Juni 1852. Graf Ladislaus hat von seinen Reisen genaue und umfassende Aufzeichnungen hinterlassen, deren Veröffentlichung auch heute noch wünschenswerth wäre. — Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. XI. p. 5—6. *(J. H. Schwicker.)*

KARPATEN. Die Karpaten[1]) im engeren Sinne, die Gebirgszüge, welche vom Donaudurchbruch bei Preßburg bis zum Quellgebiet der Theiß das ungarische Tiefland in weitem Bogen umspannen und von Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Galizien scheiden, bilden nur einen Theil des großen Karpatensystems im weiteren Sinne, welches sich von jenem westlichen Endpunkte an der Donau über das Quellgebiet der Theiß hinaus gegen Südosten fortsetzt, die gesammten das Hochland von Siebenbürgen umfassenden Gebirgsmassen in sich begreift und so in weiter hufeisenförmiger Biegung bis gegen den untern Donaudurchbruch bei Orsova hinzieht. In dieser Ausdehnung besitzt das Karpatensystem eine Längserstreckung von etwa 180 geogr. Meilen, erreicht also, wenn wir vom Ural absehen, nächst dem skandinavischen Hochgebirge unter allen europäischen Gebirgen die bedeutendste Länge, indem es selbst den etwa 150 geogr. Meilen langen Alpen in dieser Hinsicht voransteht. Diesen letzteren an Gebietsumfassung ziemlich gleich, bedeckt das Karpatensystem ein Areal von etwa 4000 Quadratmeilen, ragt aber mit seinen culminirenden Gipfeln, die in der Gerlsdorfer Spitze in der Hohen Tatra bis 2654 Meter, in dem Negoi der südsiebenbürgischen Gebirgskette bis 2543 Meter aufsteigen, nur wenig über die halbe Höhe des Montblanc empor, sodaß selbst in dem östlichen Europa andere Spitzen, wie die des Olymp (2970 Meter), des Komberges an der Grenze von Montenegro (2760 Meter) und des Rilo-dagh (2750 Meter) die Karpatengipfel an Höhe übertreffen. Steigen aber auch die Karpaten nicht zu alpinen Höhen empor, fehlen ihnen auch die Eisfelder, Gletscher und Firnregionen der Alpen, so verleihen ihnen doch kühn gestaltete Berggipfel, schroffe, vielfach ausgezackte, nackte Felsgrate, tief und jäh eingeschnittene Thalschluchten, wasserreiche und wildfließende Gebirgswässer in ausgedehnten Theilen den Charakter eines Hochgebirges.

Die Karpaten sind fast in ihrem ganzen Umfange von Tiefländern begrenzt, im Nordwesten von dem mährischen Hügellande und der Oderberger Senke, welche eine scharfe Scheidung gegen das Sudetensystem bedingt, im Norden, Nordosten und Osten von dem Sarmatischen Tieflande, im Süden von der walachischen und der nieder- und oberungarischen Tiefebene. Nur an den beiden Endpunkten stehen die Karpaten in nur durch das Donauthal unterbrochenem Zusammenhang mit benachbarten Gebirgen, im Westen mit den nordöstlichen Ausläufern der Alpen, am untern Donaudurchbruche zwischen Bazias und Orsova mit dem Gebirgslande der Balkan-Halbinsel.

Wichtig für die Stellung der Karpaten innerhalb der Gebirgslandschaften des Continents ist ihre Zugehörigkeit zu den Erhebungssystemen, welche die „große europäische Gebirgsdiagonale"[2]) zusammensetzen, jene vom Ostende des Kaukasus bis zu den flachen Ausläufern des Wesergebirges im Emsgebiete zu verfolgende Gebirgslinie, welche, aus zahlreichen von Südost gegen Nordwest streichenden, durch Einsenkungen voneinander getrennten Einzelketten bestehend, das flache, einförmige Osteuropa und die mannichfach gegliederten Gebirgslande des Südens

1) „Der Name Karpaten stammt schon von den römischen Geschichtschreibern her, welche bezeugen, daß in diesen Gegenden ein Volk, die Karpater, gewohnt habe. Der berühmte Slawist Šafařík leitet den letzteren Namen von dem slawischen Chrb, Bergrücken, daher Charvat, Bergbewohner (woraus vielleicht Karpat) her." Kořistka, Ergänzungsheft zu Petermann's Geogr. Mitth. Nr. 12 (1864), S. 4. Bei den alten Classikern heißen die Karpaten Montes Sarmatici, als die Grenzberge gegen das Flachland der Sarmaten (Egli, Etymol.-geogr. Lexikon, Leipzig 1880).

2) Vgl. Ritter, Europa S. 94 fg.

und Südwestens voneinander scheidet. In dieser Gebirgsdiagonale bildet die Haupterhebung der Karpaten, die Hohe Tatra oder die Central-Karpaten, die Mitte, „sodaß wir die Westseite dieser Gebirgsdiagonale die deutsche, die östliche die sarmatische oder slawische nennen können".

Eine Eintheilung des Karpatensystems in gesonderte Gruppen und Einzelglieder ist in verschiedener Weise versucht worden; aber die Abgrenzung der einzelnen Theile, ja selbst ihre Benennung ist noch vielfach unsicher.[3]) Am natürlichsten gliedert sich der Zug der Karpaten in 3 Hauptabschnitte. Man unterscheidet deutlich zwei Gebirgsländer von bedeutender Breitenentwickelung: 1) das oberungarische oder karpatisch-ungarische Gebirgsland im Nordwesten und 2) das siebenbürgische Gebirgsland im Südosten, beide miteinander verbunden durch 3) einen weit schmäleren, kettenartig verlaufenden Gebirgszug: die Waldkarpaten oder das karpatische Waldgebirge. Diese Dreigliederung des ganzen Systems gründet sich auf den auffälligen Unterschied, welcher in orographischer wie in geologischer Beziehung zwischen dem zuletzt genannten Mittelstücke und den beiden durch diese verknüpften Gebirgsländern besteht. Das ganze Karpatensystem wird in seinen äußern, gegen Mähren, Schlesien, Galizien und die Moldau gerichteten Partien durch einen mächtigen, von Preßburg bis nach Südost-Siebenbürgen verlaufenden, vorwiegend aus alttertiärem Karpatensandstein aufgebauten Außenzug gebildet. Derselbe wird durch die Thaleinschnitte des Dunajec-Poprad-Hernad und weiter gegen Südosten durch diejenigen der Quellflüsse der Theiß und des Pruth in 3 Hauptabschnitte zerlegt. An den Innenrand des nordwestlichen und des südöstlichen Abschnittes dieses Außenzuges gliedert sich eine Reihe von geologisch äußerst mannichfaltig zusammengesetzten Einzelketten und -massivs gruppenartig an, es entsteht so im Nordwesten das oberungarische, im Südosten das siebenbürgische Gebirgsland. Dem Mittelstücke des Außenzuges der Karpaten aber fehlen solche sich an den Innenrand angliedernde Gebirgsmassen, die ungarische Ebene reicht unmittelbar bis an den Südabfall des Außenzuges heran; daher hier an diesem Mittelstück die Verschmälerung des ganzen Gebirgssystems, daher hier an Stelle der beiderseits angrenzenden, breit ausgedehnten Gebirgslandschaften ein verhältnißmäßig schmaler, nur aus dem Außenzug gebildeter, kettenartiger Gebirgswall: die Waldkarpaten.

1. Das oberungarische oder karpatisch-ungarische Gebirgsland (die Nordwest- und mittlern Karpaten Kořistka's u. A.).

Der Außenzug dieses elliptisch gestalteten, von der nieder- und oberungarischen Tiefebene, den Hügellandschaften Mährens, Schlesiens, West-Galiziens und den Thalschluchten des Dunajec, Poprad und Hernad umgrenzten Gebirgslandes beginnt im Westen mit der bei Preßburg, den Ausläufern des Leitha-Gebirges gegenüber sich erhebenden etwa 600 Meter hohen Kette der Kleinen Karpaten. An sie schließt sich gegen Nordwesten vorgelagert zwischen Waag und March der Zug des Weißen Gebirges (Bielagora), welcher in der Wysoka 1020 Meter Höhe erreicht und von Südwest gegen Nordost streichend zu den West-Beskiden überleitet. Ueber diese, die in der Babia-Gora bis zu 1728 Meter aufsteigen, führt, 601 Meter hoch, der wichtige, Schlesien und Inner-Ungarn verbindende und von einer Eisenbahn überschrittene Jablunka-Paß. Die West-Beskiden wenden sich an der Babia-Gora, dem culminirenden Gipfel dieses ganzen Außenzuges, gegen Osten und verflachen sich allmählich im Norden der Ebene von Neumark zu mäßigeren, von breiten Thälern durchzogenen Höhenzügen, die sich bis zu dem tiefeingefurchten Durchbruchsthale des Dunajec-Poprad hin erstrecken. Seiner geologischen Zusammensetzung[4]) nach besteht die äußere Umwallung des oberungarischen Gebirgslandes vorwiegend aus cretaceischen und alttertiären Karpatensandsteinen, welche eine bis zu 15 Meilen breite Zone bilden und in mannichfachen Wellenbiegungen und Faltungen gegen die westlich und nördlich angrenzenden Tieflande einfallen. Nur in den Kleinen Karpaten treten alt-krystallinische Gesteinsarten, vornehmlich Granite, als Kernmassen des Gebirges an die Oberfläche.

Einen durchaus andern Charakter besitzt die das oberungarische Gebirgsland südlich begrenzende Randzone, welche von F. von Hauer als „ungarisches Mittelgebirge" bezeichnet worden ist.[5]) Zeigte der Außenzug einen gewissen Zusammenhang mit den in dem Leithagebirge bis an die Donau heranziehenden nordöstlichen Ausläufern der Alpen, so bildet das ungarische Mittelgebirge die Fortsetzung des mittlern Zweiges der fächerförmig auseinandertretenden Ostalpen, die sich in dem Bakony-Walde und dem Vertés-Gebirge gegen das Donauknie bei Gran und Waitzen hinerstreckt und sich auf dem linken Donauufer in dem Trachytgebirge von Börsöng und Gran, in dem zum Theil basaltischen Hügellande von Waitzen, dem steil aus der ungarischen Tiefebene bis zu 1000 Meter aufsteigenden Trachytstock der Matra (1007 Meter) und dem aus älteren Sedimentgesteinen zusammengesetzten Bükgebirge bis gegen das Hernad-Thal weiter zieht.

Umschlossen von diesen beiden Randgebirgszügen erhebt sich im Innern des oberungarischen Gebirgslandes eine Reihe von Einzelketten und Einzelmassivs, die nicht beherrscht von einer einheitlichen Streichrichtung vielmehr regellos nebeneinander gruppirt sind, zuweilen scharf geschieden durch tiefe Längs- und Querthäler, oft aber auch nur wenig deutlich gegeneinander abgegrenzt, sodaß hier namentlich die Benennung der einzelnen Gebirgsabschnitte noch vielfach unsicher erscheint. Mit theilweiser

---

3) Vgl. C. Kořistka, Die Hohe Tatra. Ergänzungsheft Nr. 12 zu Petermann's Geogr. Mitth. (Gotha 1864) S. 4.

4) Die geologischen Angaben dieses Aufsatzes stützen sich, wo nicht anderes bemerkt, auf Hauer, Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntniß der Bodenbeschaffenheit der österreichisch-ungarischen Monarchie (Wien 1874). Hier und in Hohenegger, Geognostische Karte der Nordkarpaten (Gotha 1861) finden sich eingehende Literaturnachweise.

5) Süß, Die Entstehung der Alpen (1875) S. 40.

Anwendung der von Kořistka gegebenen Eintheilung lassen sich die hierher gehörigen Gebirgsmassen im Innern des oberungarischen Gebirgslandes zunächst in zwei Hauptgruppen zerlegen, deren jede wieder eine Anzahl von Einzelgliedern umfaßt.

A. Die westliche Gruppe zwischen den Thälern der Waag, im Westen und der Arva, des Thurócz und Neutra gegen Osten. Die Hauptglieder dieser Gruppe sind: a) das Inovec-Gebirge zwischen Waag und Neutra, im Süden bei Neuhäusel beginnend und bis zum Paß von Jastrabje reichend, b) die Větерné hole (Wind-Alpen) von letztgenanntem Passe bis zum Passe von Strečno sich hinziehend, c) das Klein-Krivan-Gebirge und die Arvaer Magura bis zum Oberlauf der Arva. Der in diesen Gebirgszügen vorherrschenden Streichrichtung (von Südwest gegen Nordost) nach schließt sich am besten noch an d) das Tatra-Gebirge vom Revuca-Thale bis zum Thurócz.

B. Die östliche Gruppe (Kořistka's „mittlere Karpaten"), umschlossen von Abschnitten des Hernad-, Poprad-, obern Dunajec-Thales im Osten und Nordosten und von dem Neutra- und Arva-Thale im Westen und Nordwesten. Die vorherrschende Streichrichtung der Bergketten ist eine westöstliche. Die Hauptglieder dieser Gruppe sind:

a) Die Tatra-Kette („Central-Karpaten") zwischen den Thälern der schwarzen Arva, des obern Dunajec, der obern Waag und des Poprad. Sie zerfällt wiederum in drei Glieder: α) Die hohe Tatra, welche die höchste Erhebungsmasse des ganzen Karpatensystems darstellt (siehe unten), β) die Zipser Magura, den östlichen Ausläufer der Hohen Tatra, von dieser getrennt durch die Einsattelung von Žd'jar, γ) die Liptauer Alpen (Liptovské hole), die westliche Fortsetzung der Hohen Tatra bis zum Arva-Thale.

b) Die niedere Tatra-Kette (Nižné Tatry), umschlossen von den Thälern der Waag im Norden, der obern Gran im Süden und der Einsattelung zwischen Neusohl und Rosenberg im Westen. Die zwei Hauptketten dieses Longitudinalgebirges sind: α) das Djumbir-Gebirge im Westen und β) das Kralowá-hola-Gebirge im Osten gegen Igló hinstreichend, von dem Djumbir-Gebirge durch das Boca-Thal getrennt.

c) Das oberungarische Erzgebirge, ein unregelmäßiges Berg- und Gebirgsland, in welchem eine herrschende Streichrichtung der Einzelerhebungen nicht mehr wie in den vorher genannten Gebirgs-Abschnitten zu erkennen ist. (Ueber die Erzlagerstätten dieses Gebirgslandes siehe unten.)

Der Grund für diese orographische Vielgestaltigkeit liegt in der mannichfaltigen geologischen Zusammensetzung dieser Gebirge aus Gesteinen verschiedensten Alters und der verschiedensten petrographischen Beschaffenheit. Die die Hauptmassivs dieser Region bildenden Granite, Gneise und krystallinischen Schiefer treten nicht in zusammenhängenden Massen, nicht wie in den Alpen in einer Mittelzone an die Oberfläche, sondern sie sind in Form zahlreicher größerer und kleinerer Inseln unregelmäßig vertheilt, deren jede einen selbständigen Gebirgskern bildet; so namentlich in dem Inovec-Gebirge östlich vom Waagthale, im Tribecz- oder Neutra-Gebirge, in der Mala Magura und im Suchigebirge, in dem nur durch das Neutrathal von diesem getrennten Zjargebirge, vor allem aber in dem mächtigen Stocke der Hohen Tatra und in dem Gebirgslande des sohler, gömörer und zipser Comitates. Um diese Inseln altkrystallinischer Gesteine lagern sich, meist einseitig, Schichten von Sedimentgesteinen verschiedensten Alters, Glieder der Devonformation bis zu Bildungen der Tertiär-Periode. Die durch diese Vertheilungsweise der Gesteinsmassen schon bedingte Mannichfaltigkeit des Reliefs wird aber noch erhöht durch das Auftreten vulkanischer Gesteinsmassen, die in Kuppen, Kegelbergen, Decken und Strömen in großer Zahl über diese Region vertheilt sind.

Weitaus die bedeutendste aller Gebirgserhebungen dieses Hochlandes ist die im Norden aufsteigende Hohe Tatra[6]) (Central-Karpaten), die Trägerin der Culminationsgipfel und gleichzeitig die namentlich nach Norden und Süden durch tiefe Thaleinschnitte umgrenzte, orographisch selbständigste Gruppe des ganzen Karpatensystems. Als ein mauerartiger Gebirgswall erheben sich die Granit- und Gneismassen in einer Längenausdehnung von etwa 8 Meilen, gekrönt mit zahlreichen über 2000 Meter emporragenden, jäh und schroff aufsteigenden, bizarr gestalteten Felsgipfeln, Hörnern, Thürmen und Pfeilern. Unter ihnen erheben sich die Lomnitzer Spitze zu 2632 Meter und der Culminationspunkt des ganzen Karpatensystems, die Gerlsdorfer Spitze, zu 2654 Meter. Der großartige Hochgebirgs-Charakter der Tatra wird besonders noch durch die bedeutende relative Erhebung bedingt, indem das Felsgebirge sich in steilem Anstiege unmittelbar aus den nur 500 bis 700 Meter hoch gelegenen nördlich und südlich angrenzenden Thalebenen erhebt. Nur im Osten und Westen gliedern sich andere Gebirgsketten an die Hohe Tatra an, im Westen die Liptovské hole, die eigentlichen Liptauer Alpen, im Osten die Zipser Magura.

Wichtig, nicht wie die Tatra durch die Erhebung seiner Gipfel und Kämme, sondern wegen seines Reichthums an metallischen Bodenschätzen ist ferner das nordungarische Erzgebirge, ein unregelmäßiges Bergland ohne bestimmt hervortretende Kettenbildungen zwischen der obern Neutra, dem obern Gran, der Hernad, Rima und Eypel. Im westlichen Theile sind vulkanische Gesteine der Neogen-Periode, die Grünstein-Trachyte die Träger der altberühmten Erzlagerstätten von Schemnitz und Kremnitz. Die Erzführung besteht namentlich in silberhaltigem Bleiglanz, Zinkblende, Eisenkies und in fein eingesprengtem gediegenem Golde. In dem östlichen Erzgebirge bergen die der Devonformation zugerechneten, von Diabasen und Gabbrogesteinen durchsetzten Chlorit-

6) Kořistka, Die Hohe Tatra. Ergänzungsheft Nr. 12 zu Petermann's Geogr. Mitth. (1864). Vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. (1867) S. 392; (1873) S. 65; (1874) S. 305 und 432.

und Talkschiefer reiche Lagerstätten von Spateisenstein, Kupferkies, Fahlerz, Nickel- und Kobalt-Erzen, die in den Comitaten Zips und Gömör zu einem lebhaften, hier wie im westlichen Erzgebirge vorwiegend von deutschen Bergleuten betriebenen Bergbau Veranlassung gegeben haben.

2) Die Waldkarpaten (Karpatisches Waldgebirge, nordöstliche Karpaten, Mittel-Karpaten) bilden die südöstliche Fortsetzung des Außenzuges des oberungarischen Gebirgslandes. Von den Thaleinschnitten des Poprad und Hernad erstrecken sich dieselben etwa 45 Meilen lang bis zu dem Quellgebiet der Schwarzen und Weißen Theiß und demjenigen des Czeremosz (Pruth), bis zu einer Linie also von Szigeth über die Czernagora nach Kuty. Mit steilem Absturze gegen Süden zur ungarischen Tiefebene abfallend, senken sich die Abhänge auf der galizischen Seite sanfter gegen das angrenzende sarmatische Tiefland. Das Gebirge besteht aus einer großen Anzahl theils parallel gerichteter, theils divergirender Einzelketten, die ihre bedeutendsten Höhen im Südosten an der Grenze gegen das siebenbürgische Gebirgsland erreichen, nach Nordwesten zu aber beträchtlich an Höhe abnehmen. Zahlreiche Querthäler durchfurchen das Gebirge und leiten die Gewässer nach Süden zum Theißsystem, nach Norden zum Pruth, zum Dnjestr und zur Weichsel. Längsthäler finden sich meist nur in den obersten Abschnitten der Flußläufe, die dann weiter abwärts scharf umbiegen und in engen Durchbruchsthälern die vorgelagerten Bergketten durchschneiden. Am deutlichsten tritt dieses Verhältniß am Oberlaufe der Theiß hervor, welche von Szigeth bis Huszth in dem breiten zwischen der Hauptkette des Gebirges und der Parallelkette des Vihorlat-Gutiner Trachytzuges eingesenkten Thalbecken der Marmaros verläuft, um dann unterhalb Huszth die letztgenannte Gebirgsmasse in engem Querthale zu durchbrechen. Die Waldkarpaten beginnen im Nordwesten mit den Ost-Beskiden, die wie die angrenzenden West-Beskiden, deren Fortsetzung sie bilden, zunächst eine westöstliche Richtung innehalten, um sich dann am Danova gegen Südost zu wenden. Nur wenige Höhen ragen hier über 1000 Meter empor. Die Hauptkämme sind von leicht passirbaren Paßscharten durchschnitten, über welche im Nordwesten von Eperies zum Popradthal und weiter im Südosten von Hamonna zum Santhale zwei Schienenwege den Verkehr Nordungarns und Galiziens vermitteln. Mit der Verbreiterung des Gebirges am Quellgebiete des Ungh und Stry beginnen höher und geschlossener aufragend die Kämme der eigentlichen Waldkarpaten, welche, bedeckt von dichten urwaldähnlichen Waldbeständen, vom Verkehr nur wenig berührt und dünn bevölkert, Ungarn von Galizien scheiden. Sie tragen im äußersten Südosten in der Czernagora und im Rusky die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgsabschnittes, mit Höhen von 2051 und 2052 Meter. Zwischen Munkács und Stryi ist der Jawaruczi-Paß noch bis etwa 700 Meter eingeschnitten, weiter im Südosten führt der durch das Eindringen der Magyaren berühmte Paß von Körösmezö, der sogenannte Magyarenweg, bereits über eine Höhe von 1050 Meter aus der Marmaros durch das Thal der Schwarzen Theiß zum Pruth hinüber.

Wie die Waldkarpaten orographisch nur eine Fortsetzung des Außenzuges des oberungarischen Gebirgslandes darstellen, so stimmen sie auch in ihrem geologischen Baue durchaus mit jenem überein, hier wie dort sind es vorwiegend eocäne Karpatensandsteine, welche mit wellig gebogenen und gefalteten Schichten die äußere, galizische Abdachung zusammensetzen. Auf ungarischer Seite treten unter den Sandsteinen „Klippenkalke“ hervor, eigenthümliche Kalksteinfelsen meist jurassischen Alters, die sich inselartig bis zu bedeutenden Höhen erheben und in ihrer Gesammtheit einen langgestreckten Zug bilden, welcher bereits im Westen, an den Kleinen Karpaten beginnend am Innenrande der Sandsteinzone bis Eperies verläuft und am Südabfalle der Waldkarpaten namentlich in der Umgebung von Unghvár hervortritt. Diese „Klippenkalke“ sind der Mehrzahl nach als Schollen einer einst zusammenhängenden Decke jurassischer Ablagerungen aufzufassen, welche bei der Hebung des Gebirges infolge eines mächtigen Seitendruckes zersprengt und zwischen die darüberlagernden Sandsteinmassen emporgepreßt sind. Neben diesen Kalksteinfelsen treten vulkanische Gesteinsbildungen in mächtiger Entwickelung hervor. Sie setzen namentlich den gegen 30 Meilen langen Vihorlat-Gutiner Trachytzug, sowie den nordsüdlich verlaufenden, in dem Hegyallya-Gebirge (1083 Meter) endigenden Eperies-Tokayer Trachytzug zusammen. Dagegen fehlen am Südrande der Waldkarpaten fast vollständig die altkrystallinischen Gesteinsmassive mit den sie umlagernden älteren Sedimentgesteinen, wie sie den größten Theil des oberungarischen Gebirgslandes zusammensetzen und wie sie auch in Siebenbürgen wieder auftreten. Es breitet sich hier am Südrande des karpatischen Waldgebirges ein weites Senkungsfeld aus, auf welchem an den durch das Hervortreten der genannten Trachytzüge gekennzeichneten Bruchspalten die in den beiderseits angrenzenden oberungarischen und siebenbürgischen Gebirgslande hoch erhobenen Gesteinsmassen der Primärformation in die Tiefe gesunken sind, wo sie nunmehr nur in kleinen inselförmigen Schollen unter der Decke jüngerer Anschwemmungsgebilde hervortreten. Ueber diesem Senkungsfelde aber breitet sich zwischen den im Osten und Westen angrenzenden Gebirgsländern die ungarische Tiefebene mit ihren nördlichen Ausläufern bis an die auf jenen Bruchspalten hervorgetretenen Trachytzüge und bis an den Fuß des stehengebliebenen Außenzuges des Karpatensystems, der Waldkarpaten, aus. Dadurch ist die auffallende Verschmälerung dieses Mittelstückes bedingt, welche für die Gliederung des ganzen Gebirgssystems von so hoher Bedeutung ist.

3) Das Hochland von Siebenbürgen wird im Nordosten, Osten und Süden von einer an Geschlossenheit alle andern Glieder des Karpatensystems übertreffenden, gewaltigen Gebirgsmauer, von den „Transsylvanischen Alpen“ umgrenzt. In der Streichrichtung sowol wie in den orographischen und geologischen Verhältnissen unterscheiden sich die östlichen und südlichen Abschnitte

dieser siebenbürgischen Gebirgsumwallung so wesentlich voneinander, daß eine Scheidung des ganzen Gebirgszuges in „ostsiebenbürgische Karpaten" und in „südsiebenbürgische Karpaten" oder eigentliche Transsylvanische Alpen natürlich erscheint. Beide treten an der Südostspitze Siebenbürgens miteinander in Verbindung.

Die Ketten der ostsiebenbürgischen Karpaten bilden in einer Längserstreckung von 45 Meilen die Fortsetzung der Waldkarpaten, denen sie sich im Quellgebiete der Theiß und des Czeremosz unmittelbar angliedern. Zahlreiche theils parallel gerichtete, theils unregelmäßig verästelte Ketten setzen diesen Gebirgszug zusammen und erschweren die Passirbarkeit, indem die Wege über das Gebirge meist mehrere Ketten zu überwinden haben, weshalb auch in keinem Theile der Karpaten die Hauptkämme eine so ausgesprochene Nationalitätengrenze bildet wie hier im Südosten zwischen Magyaren und Rumänen.[7]) Die bedeutendsten Erhebungen finden sich im Norden. Hier steigt der Pietrosol an dem 1190 Meter hohen Borgo-Prundpaß zu 2107 Meter auf, nördlich davon das Kuhhorn zu 2281 Meter. Von dem Gebirgsknoten des Kuhhorns zweigt sich in westlicher Richtung gegen das Vihorlat-Gutiner Gebirge eine mächtige Seitenkette ab, welche den Pietrosz (2297 Meter) als culminirenden Gipfel dieses ganzen Gebirgsabschnittes trägt.

In dem geologischen Baue lassen die ostsiebenbürgischen Karpaten manche Eigenthümlichkeiten des Baues des oberungarischen Gebirgslandes wiedererkennen. Wie dort so setzen auch hier die Schichten des Karpatensandsteins die äußern Ketten des Gebirges zusammen, wie dort so treten auf der Innenseite dieser Eocängebilde altkrystallinische Gesteinsmassen von älteren Sedimentgesteinen überlagert hervor, hier zwar nicht in jener für das oberungarische Gebirgsland charakteristischen inselartigen Vertheilung, sondern in Gestalt einer großen von Nordwest nach Südost streichenden Masse, die aus der Marmaros vom Oberlaufe der Theiß bis in das Thal des Alt-Flusses und endlich im Süden in dem Persany-Gebirge zu verfolgen ist; wie dort endlich ist auch hier der Innenrand dieser krystallinischen Gesteinszone begleitet von gewaltigen Trachytergüssen, welche sich in dem mächtigen Hargitta-Gebirge bis 1741 Meter, im Mezöhavas bis zu 1766 Meter erheben.

Jenseit der tief eingeschnittenen Querthäler des obern Buzau im Westen von Kronstadt beginnt mit den Gebirgsmassen des Burzenlandes der Zug der eigentlichen Transsylvanischen Alpen, die südsiebenbürgische Grenzkette, welche sich von hier in anfangs rein ostwestlicher, dann im Banater Gebirge in südwestlicher Streichrichtung bis zum Donaudurchbruch zwischen Bazias und Orsova hinzieht. Ausgezeichnet ist dieses letzte Glied des Karpatensystems namentlich durch die bedeutenden Höhen, zu denen eine Anzahl seiner Gipfel, den dominirenden Spitzen der Hohen Tatra nur wenig nachstehend, sich erheben, durch das Vorhandensein mehrerer tief eingeschnittener Querthäler, welche siebenbürgischen Flüssen den Austritt in die walachische Tiefebene gestatten, durch eine Reihe wichtiger Paßübergänge und endlich durch die mächtige Entwickelung, welche die altkrystallinischen Gesteine der Primärformation hier in den südsiebenbürgischen Karpaten erreichen, indem sie von Kronstadt nach Westen in einer allmählich sich verbreiternden Zone fast das ganze Gebirge bis zum Banat hin zusammensetzen.

Die Transsylvanischen Alpen zerfallen in mehrere natürliche, durch Querthäler voneinander geschiedene Abschnitte. Vom Buzauthale gegen Westen bis zum Törzburg-Paß erheben sich zunächst die Gebirge des Burzenlandes mit dem Bucsecs (2519 Meter) als culminirendem Gipfel. Von da bis zu dem bis auf 400 Meter Meereshöhe in die mächtigen Ketten eingeschnittenen Rothen-Thurm-Paß, dem Durchbruchsthale des Alt, der eine Strecke dem Innenrande des Gebirges folgend hier einen Ausweg in die walachische Ebene findet, das Fagaraser Hochgebirge, eine geschlossene Gebirgskette, an deren Seiten zahlreiche steilumrandete, im Hintergrunde circusartig endigende Thäler eingeschnitten sind und über dessen meist zackigen und schartigen Kamm sich zahlreiche Gipfel bis über 2400, ja 2500 Meter erheben. So der Vertopu (2472 Meter), der Vertopelu (2459 Meter), der Vunatore (2510 Meter), Coltiu Vistea mare (2520 Meter) und der Negoi mit 2536 Meter, als culminirender Gipfel des ganzen Karpatensystems außerhalb der Hohen Tatra.[8]) Immer mehr verbreitert und in einzelne Parallelketten auseinandertretend ziehen sich jenseit des Rothen-Thurm-Passes die Gebirgsmassen durch das „Waldland" bis gegen den Maros und bis zu dem Durchbruchsthale des Schyl, einer engen, wilden, unpassirbaren und von dem 1400 Meter hohen Vulkan-Passe im Westen umgangenen Felsschlucht. An dem 2496 Meter hoch aufragenden Betyczat beginnt dann die Umbiegung des Gebirges zu dem südwestlich gerichteten Banater Gebirgslande, welches sich bis zur Donau hin erstreckt, in seinen Gipfeln aber nur selten noch die Höhe von 1200 Meter übersteigt.

Einen durchaus andern Charakter als die östlichen und südlichen Randketten Siebenbürgens besitzt das westsiebenbürgische Grenzgebirge, zu welchem von dem banater Gebirgslande die von der Pojana Ruska (1361 Meter) gekrönten Ketten hinüberleiten. So fremdartig und abweichend ist das Relief und der innere Bau dieses Gebirges gegenüber den übrigen Gliedern des Karpatensystemes, daß Eduard Süß[9]) geneigt ist, diese ausgedehnte Gebirgsmasse wegen des verworrenen Streichens der zahlreichen Einzelketten im Gegensatze zu dem vorherrschenden Streichen der Karpaten als eine außerkarpatische Masse anzusehen. In der Mitte dieses in wei-

7) Vgl. Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie (1879) S. 691.

8) Vgl. Paul Lehmann, Ueber die Süd-Karpaten, speciell das Fagarascher Hochgebirge. Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. VIII, Nr. 4, S. 164. 9) Die Entstehung der Alpen (Wien 1875) S. 43.

tem Halbkreise gegen die ungarische Tiefebene auslaufenden Gebirgslandes erhebt sich das im Bihar 1845 Meter hoch aufragende Biharia-Gebirge, umströmt im Norden von der schnellen Körös, im Süden von dem Maros. Beide Durchbruchsthäler bilden im Verein mit dem nördlicher gelegenen, vielfach gewundenen Thale des Szamos die Haupteingangsthore Siebenbürgens von Ungarn aus. Geologisch ist das westsiebenbürgische Grenzgebirge äußerst mannichfaltig zusammengesetzt. Den Kern bildet auch hier ein mächtiger Stock krystallinischer Gesteine, welche auch weiter im Norden in mehrern isolirten Partien aus den jüngeren Ablagerungen hervortreten und die Verbindung mit dem Massiv in der Marmaros andeutend den Ring schließen, der ganz Siebenbürgen umgibt. Um diese vorwiegend granitischen Gesteinsmassen lagert eine Reihe von Sedimentbildungen, namentlich der Trias- und Juraformation, unter ihnen die eigenthümlichen „Klippenkalke", ferner tertiäre Nummulitengesteine und eocäner Karpatensandstein. Dazu kommen endlich jüngere vorwiegend trachytische Eruptivgesteine, die in den verschiedensten Richtungen die älteren Gesteinsbildungen durchsetzen und mit äußerst abwechslungsreich gestalteten Bergformen die Höhen des Gebirges krönen. Sie sind auch hier, wie in Ober-Ungarn, die Träger reicher Erzlagerstätten. Die schon von den Römern in Angriff genommenen Goldbergbaue des „siebenbürgischen Erzgebirges" sind die reichsten nicht nur der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie, sondern ganz Europas. In Vöröspatak bei Abrudbánya namentlich kommt das Gold in größeren Blättchen und drahtförmigen Bildungen und selbst in Form ausgezeichneter Krystalle vor. In Offenbánya und Nagyag tritt es in Verbindung mit dem seltenen Tellur auf.

Eingeschlossen von diesem Gebirgs- und zum Theil Hochgebirgskranze stellt sich das Innere Siebenbürgens als eine im Mittel 500 Meter hohe, von Hügeln und niedrigen Bergrücken durchzogene Landschaft dar, deren Boden aus vorwiegend lockern Ablagerungen der Neogenformation (namentlich der Sarmatischen- und Congerien-Stufe) besteht, Bildungen, welche südlich und nördlich vom siebenbürgischen Erzgebirge mit den entsprechenden Ablagerungen der ungarischen Tiefebene in Zusammenhang stehen.

Die Karpaten stellen nach den Ausführungen von Eduard Süß[10]) ihren architektonischen Verhältnissen und ihrer Entstehungsgeschichte nach kein selbständiges Gebirge dar, sie bilden vielmehr, ebenso wie der Jura, der Apennin, das ungarische Mittelgebirge, die slawonisch-kroatischen Gebirgsketten, nur ein Glied des „Alpensystems". Bei allen diesen Gebirgen zeigt sich deutlich ein unsymmetrischer Bau, läßt sich von einer convexen Außenseite eine concave Innenseite unterscheiden. Die erstere ist ausgezeichnet durch Stauungen und Faltungen der an ihrem Aufbaue betheiligten Gesteinsschichten, die Innenseite durch Spaltenbildungen, Bruchlinien, Verwerfungen der Gesteinsmassen, durch Senkungsfelder und durch das Hervortreten vulkanischer Massen.

In ausgezeichneter Regelmäßigkeit setzt sich die convexe Außenzone der Karpaten aus einem Systeme cretaceischer, namentlich aber tertiärer Sandstein-Schichten (Karpatensandstein) zusammen. Ueberall zeigen diese Schichten eine parallele Faltung und Wellenbiegung. Die Innenseite ist concav gebogen. Hier fehlen jene Faltenwürfe, die Gesteinsmassen sind von Klüften und Spalten durchsetzt und auf diesen gegeneinander verschoben und verworfen, am Südrande der Waldkarpaten auf weite Strecken hin in die Tiefe gesunken. Auf den Bruchspalten und Rissen aber sind vulkanische Gesteine emporgedrungen, die nun, ein getreues Abbild der Vulkanen-Zone an der Innenseite des Appennin, den concaven Bruchrand der Karpaten in seiner ganzen Ausdehnung begleiten, auf der nur gefalteten Außenseite aber gänzlich fehlen. „Alle die genannten Ketten des Alpensystems aber zeigen weiter in ihrem Streichen das Bestreben, gegen Nordwest, Nord oder gegen Nordosten gekrümmte Bogen zu bilden." Wie Wellen auf einem Wasserspiegel lagern sie nebeneinander. Durch ihren Bau und durch diese Gleichartigkeit der Streichrichtung weisen sie auf eine gemeinsame nach Norden hin wirksame Kraft, auf eine mächtige in horizontalem Sinne gegen Nordwest, Nord und Nordost erfolgende Verschiebung der Massen. Dieser Verschiebung aber stellten sich in einer Reihe fester Urgebirgs-Schollen, die dem Außenrande in den Montagnes des Maures und in den Hyèrischen Inseln, in dem Centralplateau von Frankreich, in der Gneisscholle im Walde von Dôle, in den Massivs des südlichen Wasgau und des Schwarzwaldes, in dem gewaltigen böhmischen Granit-Gneismassiv, endlich in der podolischen Urgesteinsmasse vorgelagert sind, mächtige Hindernisse entgegen. An ihnen stauen sich die Massen, an ihnen werden die Gesteinsschichten gefaltet und gebogen, durch ihre Lage wird der Verlauf und die Richtung der Gebirgsfalten bestimmt. „An der Südspitze der böhmischen Gebirgsmasse stauen sich die nördlichen Zonen der Ostalpen; sobald sie dieses Hinderniß umgangen haben, schwenken sie nach Nordosten ab und bilden in großen regelmäßigen Bogen über das galizische Plateau ausgebreitet" die Züge der Karpaten.

In ihrem Reichthume an Erzlagerstätten werden die Karpaten von keinem andern Gebirge Europas übertroffen. Bereits oben ist der reichen Erzvorkommen des oberungarischen und des siebenbürgischen Erzgebirges Erwähnung gethan. Das Auftreten der Edelmetalle knüpft sich vorwiegend an die trachytischen Eruptivgesteine der Neogenperiode. So die neben andern Metallen auch Gold und Silber führenden Lagerstätten von Parad im Matragebirge, bei Deutsch-Pilsen im graner Trachytzuge, bei Telkibánya im Eperies-Tokayer-Gebirge, die Silber- und Goldvorkommen von Nagybánya, Felsöbánya und Kapnik am Südende des Vihorlat-Gutiner Trachytzuges. Lagerstätten von Eisenkies, Zinkblende, Bleiglanz setzen bei Rodna zwischen Gutin und dem Hargitta-Gebirge in Ost-Siebenbürgen auf, Kupfererze bei Szaszka, und silberhaltiger Bleiglanz findet sich bei Csiklova, Oravicza, Dog-

10) Vgl. zu dem Folgenden Ed. Süß, Die Entstehung der Alpen (Wien 1875).

nacska in unregelmäßigen Stöcken innerhalb des banatischen Eruptivgesteins, des Banatits. Dasselbe Gestein umschließt auch die mächtigen Lagerstätten vorzüglichen Magneteisensteins, welche besonders bei Moravitza abgebaut werden. In Verbindung mit Trachyttuffen treten bei Munkács und Sziuna Brauneisenerze auf. Antimonerze werden zu Magurka in Oberungarn gewonnen. Endlich ist der Trachyt des Eperies-Tokayer Zuges bei Czervenitza der Träger des auf Klüften aufsetzenden Edelopals, das einzige Vorkommen, wo dieser überaus seltene Schmuckstein durch regelmäßigen bergmännischen Abbau gewonnen wird. Die Bedeutung freilich mancher Zweige des Bergbaues, namentlich diejenige des Goldbergbaues, ist, wie Hauer hervorhebt, im Sinken begriffen. Letzterer steht bei weitem nicht mehr auf der Höhe, welche er in früheren Jahrhunderten erreicht hatte, ehe durch die Massenproduction an Edelmetallen in andern Erdtheilen der Werth derselben herabgedrückt wurde. Besonders ist der Betrieb der Seifenwerke zurückgegangen, die früher an zahlreichen Stellen Ost-Siebenbürgens auf Waschgold betrieben wurden. Jetzt ist für diese Gewinnungsweise des Goldes nur noch die Umgegend von Olahpian von einiger Bedeutung.

Außer den obenerwähnten Eisenerzen finden sich noch Brauneisensteine und Spateisensteine in den Schiefern und Sandsteinen der Steinkohlenformation von Szendrö. Eisenkies wird zu Neu-Moldava im Banat behufs Erzeugung von Schwefelsäure in umfangreicher Weise abgebaut. Thoneisenstein (Sphärosiderit) ist in dünnen, aber oft meilenweit ausgedehnten Flötzen den Schichten des Karpatensandsteins in Westgalizien, in der Bukowina und in Ostsiebenbürgen zwischengelagert. Besondere Wichtigkeit besitzt namentlich für Siebenbürgen das Vorkommen zahlreicher Steinsalzstöcke, welche in den dortigen Neogen-Ablagerungen auftretend theils, wie bei Ocesackna, Thorda, Maros-Ujvar und Vizackna durch Bergbau aufgeschlossen sind, theils, wie bei Parajd in nackten Felsmassen unmittelbar zu Tage stehen, theils ihre Gegenwart durch Soolquellen verrathen. Sie bilden einen nur an der Südseite unterbrochenen Ring an den Rändern des siebenbürgischen Hochlandes. In den braunkohlenführenden Neogengebilden am Nordrande der Karpaten ist Steinsalz an zahlreichen Stellen durch Bergbau und Bohrungen nachgewiesen. An ungefähr 250 Stellen dringen außerdem in der Gegend von Wieliczka bis Kaczyk in der Bukowina auf einer Strecke von 70 Meilen Soolquellen an die Oberfläche. Kalisalze finden sich namentlich an letztgenannter Stelle in ansehnlicher Menge. In Ungarn kommt Steinsalz bei Sóvár in der Nähe von Eperies vor.

Steinkohlen der productiven Carbonformation treten in abbauwürdigen Flötzen in dem Karpatensysteme nur im Banat auf, im Verein mit Kohlenlagern, die der untern Juraformation, dem Lias, angehören. In dem Mehadia-Gebirgszuge wird auf dieses 4 Flötze umfassende Kohlenvorkommen ein bedeutender Bergbau betrieben. Die ausgedehnteste und wichtigste Steinkohlenablagerung jurassischen Alters ist die in dem Lias von Steiersdorf, wo 5 Flötze von je 1—2 Meter Mächtigkeit auftreten. Die Kohle ist die beste Oesterreich-Ungarns; sie wird in großem Maßstabe abgebaut. Die jährliche Production beläuft sich auf etwa 3—4 Millionen Centner. Braunkohle eocänen Alters findet sich in dem Graner Gebirge und hier wird auf dieselbe ein lebhafter Bergbau betrieben. Dieselbe tritt auch weiter nach Osten bei Salgo-Tarjan nördlich von der Matra und an andern Punkten zwischen letzterem Gebirge und den ober-ungarischen Massivs auf. Größere Wichtigkeit aber noch haben in neuerer Zeit die Vorkommen von Erdöl, Erdwachs (Ozokerit) in den Nordkarpaten erlangt. Sie treten vor allem in einer Zone auf, welche sich am oder doch nahe am Nordrande der Karpaten aus der Gegend von Gdow in West-Galizien über Limanow, Gribow, Dukla, Sanok, Drohobycs bis gegen Suczawa in der Bukowina in durchschnittlicher Breite von 2—3 Meilen und einer Längserstreckung von 60 Meilen verfolgen läßt. Genetisch bedingt durch den Zersetzungsproceß unterirdisch angehäufter vegetabilischer Massen sind auch die Quellen brennbarer Kohlenwasserstoffgase, die Feuerquellen oder Erdfeuer, welche man in Siebenbürgen bei Baasen und bei Kis-Saros, nordöstlich von erstgenanntem Orte, beobachtet. Dasselbe gilt von dem Pokolsár, dem „Höllenmorast", einer Art Schlammvulkan oder Schlammsprudel bei Kovaszna nördlich von Kronstadt. Derselbe stellt einen von schlammigem, kochsalzreichem Wasser erfüllten Tümpel dar, in welchem das Wasser durch starke Kohlensäureentwickelung in fortwährendem Aufquellen gehalten und zuweilen eruptionsartig emporgeschleudert wird.[11] Kohlensäure-Exhalationen (Mofetten) finden sich außerdem an zahlreichen Punkten in der Umgebung von Kovaszna.

Als letzte Anzeichen vulkanischer Thätigkeit treten ferner in der Schwefelhöhle von Büdös am Südabhange des Hargitta-Gebirges in Ost-Siebenbürgen Schwefeldämpfe gemischt mit Kohlensäure-Gasen hervor. Einer ähnlichen, aber jetzt erloschenen Solfatara verdanken die Schwefelmassen von Kalinka bei Altsohl in Ungarn ihre Entstehung, während zahlreiche Säuerlinge und Mineralquellen des nördlichen Ungarns und Siebenbürgens offenbar in Beziehung zu den dort massenhaft abgelagerten Trachyten stehen. Berühmt sind besonders die Schwefelquellen von Teplitz in den nordwestlichen Karpaten und die schon von den Römern benutzten Herculesbäder von Mehadia im Banat, „dem Baden-Baden des östlichen Europa". Oestlich vom Eisenwerke Zakopane in der Hohen Tatra entspringt mit einer Temperatur von 17—18° R. die Therme „Jaszcurowka".

Die Karpaten bilden nur im mittlern Theile ihres Verlaufes die Wasserscheide zwischen Hauptstromsystemen. Auf den Flügeln im Westen und Osten entsenden die Gebirgszüge nach der Außen- und Innenseite hin ihre Gewässer zu Nebenflüssen des Donausystems. So im Westen, wo die Kleinen Karpaten das Weiße Gebirge und die West-Beskiden auf der einen Seite zur March, auf der andern

11) Vgl. Hauer und Stache, Geologie Siebenbürgens S. 287.

zur Waag entwässert werden, und so in ähnlicher Weise im Südosten, wo die Außenseite der ostsiebenbürgischen Grenzketten von dem Pruth und Sereth und ihren Zuflüssen umströmt wird, während Maros und Aluta die Gewässer der Innenseite ebenfalls der Donau zuführen. Nur auf der Strecke der Waldkarpaten und Ost-Beskiden bilden die Außenketten des Gebirges die Wasserscheide zwischen dem Stromsysteme der Donau einerseits und denen des Dnjestr und der Weichsel andererseits. Schon in dem östlichen Theile der West-Beskiden aber, wo die Höhen der Außenketten beträchtlich abnehmen, verlieren die letzteren jene hydrographische Bedeutung, indem die Quellflüsse der Weichsel tief in das Karpatensystem eingreifen. Die Wasserscheide liegt im Innern des letzteren, an der Hohen Tatra, wird aber nicht durch den Hauptkamm dieser mächtigen Gebirgserhebung gebildet, sondern sie verläuft quer über deren Rücken und durch die nördlich und südlich vorgelagerten Thalniederungen. Zwei der bedeutendsten Stromsysteme Europas sind an dieser hydrographisch merkwürdigen Stelle auf der Nordseite der Tatra zwischen Neumark und Jablonka nur durch eine flache, dem Auge kaum merkliche Terrainschwelle geschieden, auf deren Höhe sich eine weite Moorfläche ausdehnt, Czarny bahno, die schwarzen Sümpfe, welche auf der einen Seite die Schwarze Arva zur Waag und Donau, auf der andern Seite den Schwarzen Dunajec entsenden. Die Wasserscheide ist so flach, daß man sogar eine Anzahl von Quellen des Waaggebietes am Abhange der Tatra in Gräben über die Wasserscheide hinüber nach dem Dunajec-Gebiete hat leiten können. Auch auf der Südseite der Hohen Tatra ist es nur eine unbedeutende Terrainwelle, das gegenwärtig von Aeckern und Wiesen bedeckte „Plateau des Hochwaldes", durchschnittlich 1/4 Meile breit und etwa 100 Meter über Vozec an der Waag und Čorba im Poprad-Weichselgebiete emporragend, welche die Wasserscheide zwischen Donau- und Weichselsystem, zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere bildet.

Die Karpaten ermangeln fast vollständig des landschaftlichen Reizes der Gebirgsseen, wie sie die Alpen in so großer Zahl zieren. Wie die Pyrenäen und der Kaukasus stehen in dieser Hinsicht die Karpaten den Alpen gegenüber. Nur in der Haupterhebung des ganzen Gebirgssystems, in der Hohen Tatra, finden sich solche Gebirgsseen und hier in großer Menge, denn man zählt wol über 100 Tatra-Seen. Aber die Ausdehnung dieser Wasserflächen ist in den meisten Fällen eine so geringfügige, daß die Bezeichnung als „Seen" für dieselben kaum geeignet erscheint und nur für eine geringe Zahl Anwendung finden kann. Eher paßt für jene der Name „Meeraugen", den ihnen das Volk beigelegt hat, in dessen Meinung sie eine unergründliche Tiefe besitzen und mit dem Meere selbst in Zusammenhang stehen sollen. Charakteristisch für diese „Meeraugen" der Hohen Tatra ist vor allem ihre bedeutende Höhenlage, denn sie treten nur in einer Zone von etwa 1400 bis 2300 Meter auf, daher auch in Verbindung mit der schluchtartigen Gestaltung der Thäler, in denen sie liegen „die Scenerie ihrer Ufer eine äußerst wilde ist, da keine Art von Cultur bisher in diesen hohen Regionen ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen hat". Der größte dieser Seen, der Große Fischsee (Wielki rybi staw) auf der Nordseite der Hohen Tatra bildet eine Wasserfläche von 58,75 Joch Ausdehnung, der Große See im Fünf-See-Thale eine solche von 50,90 Joch, der Čorber-See eine solche von 36 Joch. Alle Tatra-Seen zusammen dürften kaum mehr als 1/100 einer Quadratmeile Flächeninhalt besitzen, eine im Vergleich zu den Alpen-Seen allerdings verschwindend kleine Größe. Ueber die Tiefe dieser meist grünlichen bis gesättigt smaragdgrünen, bald auch schwärzlichen Wasseransammlungen liegen nur wenige sichere Angaben vor. Mit zu den tiefsten dürfte der Große Fischsee gehören, an dessen südlichem Ufer als größte Tiefe 60—70 Meter gefunden wurden.[12])

In klimatischer Beziehung treten die Karpatenzüge schon dadurch bedeutsam hervor, daß sie durch ihre mauerartige Erhebung die von ihnen umschlossenen Landschaften vor der directen Einwirkung der rauhen und kalten Nord- und Nordostwinde schützen. Namentlich aber regeln sie wesentlich mit die Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge dieser Gebiete. Sie bedingen durch ihre halbkreisförmige Umwallung der ungarischen Tiefebene hauptsächlich die geringe Niederschlagsmenge, welche diesem typischen „Regenschatten-Gebiet" zutheil wird, indem die nördlichen und mehr noch die nordwestlichen Luftströmungen beim Uebersteigen des Randgebirges ihres Feuchtigkeitsgehaltes zum großen Theil beraubt werden und nun auf der Leeseite trocken ankommen.[13]) Bezüglich der jahreszeitlichen Vertheilung der Niederschläge verhält sich die Außenseite ganz verschieden von der Innenseite des Gebirges. Die nördlichen und östlichen Abhänge haben, wie Wojeikof[14]) hervorhebt, sehr vorwaltende Sommerregen. Die Condensation erfolgt dann theils durch aufsteigende Luftströmungen, theils seitens der wasserdampfreichen, vom Atlantischen Ocean her wehenden Nordwestwinde. Im Herbste dominiren an der Außenseite Ostwinde, es herrscht dann hier die Trockenzeit. So fallen in Czernowicz im Juni 112 Millim., im October aber nur 53 Millim. Gleichzeitig aber wird im Herbste die innere, ungarische Seite seitens südwestlicher Luftströmungen reichlicher benetzt.

Die Karpaten sind fast in ihrer ganzen Ausdehnung ein Waldgebirge und ragen nur mit wenig ausgedehnten Partien über die Waldregion hinaus. Urwaldähnliche Bestände, in denen noch Wolf, Bär und Luchs hausen, sind hier noch mehrfach anzutreffen, so namentlich in der mächtigen ost- und südsiebenbürgischen Grenzkette und in den Waldkarpaten. Die verticale Verbreitung der Vege-

12) Vgl. C. Kořistka, Die Hohe Tatra. Ergänzungsheft Nr. 12 zu Petermann's Geogr. Mitth. (Gotha 1864); sowie Jahrbuch des ungarischen Karpaten-Vereins (Jahrg. 1876, 1878 und 1879) Kesmark. 13) Vgl. O. Krümmel, Regenkarte von Europa. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. XIII, Taf. III. 14) A. Wojeikof, Die atmosphärische Circulation. Ergänzungsheft Nr. 38 zu Petermann's Geogr. Mitth. (1874) S. 15.

tation tritt in der Abgrenzung der einzelnen Zonen gegeneinander am deutlichsten und schärfsten an dem frei aus den umgebenden Thalniederungen aufragenden Massiv der Hohen Tatra hervor. Wie mit einem Lineale gezogen erscheinen von dem Hochwald-Plateau aus gesehen, am Südabhange der Tatra die Vegetationsgrenzen des Waldes und der Krummholzregion.[15]) Als unterste Region zieht sich diejenige des Hafers bis 800 Meter hinauf. Mit ihr endigt gleichzeitig die Verbreitung der Linde, der Esche und des Ahorn. Bis 1100 Meter reicht dann die untere Waldregion, in welcher sich mit Fichten und Tannenbeständen die Eibe, die Feldulme (beide bis gegen 900 Meter), Rüster (bis nahezu 1000 Meter) und die Eiche (Quercus robur nur bis 860 Meter) mischen. Die obere Waldregion bringt bis etwa 1500 Meter hinauf. In den ersten 100 Metern dieser Zone noch begleitet von der Rothbuche und der Tanne, bis 1300 Meter von der Kiefer, endlich bis 1350 Meter noch von dem Berg-Ahorn, sind es vor allem Fichten, welche die Waldbestände bis zur obern Grenze der Region ausmachen, bis auch sie hier, wenigstens in geschlossenen Beständen, aufhören. Schon innerhalb dieser obern Waldregion beginnt in wenig über 1300 Meter Meereshöhe das Krummholz, zuerst in einzelnen Sträuchern, dann aber, oberhalb der Grenze des zusammenhängenden Waldes, in der eigentlichen Krummholzregion, in etwa meterhohem, fast undurchdringlichem Dickicht, welches die Gebirgsabhänge bis nahezu 1800 Meter hinauf bedeckt. In dieser Region erreichen die letzten, vereinzelt auftretenden Baumformen ihre Grenze, die Lärche noch unterhalb des Niveaus von 1600 Meter, kurz darauf die Fichte, die Arve endlich und die Birke. Noch unterhalb 1800 Meter beginnt dann auch die Krummholzdecke sich zu lichten, immer vereinzelter treten deren Büsche auf, bis auch sie sich endlich noch unter 2000 Meter Meereshöhe ganz verliert.

In Siebenbürgen lassen sich 6 Vegetationsstufen unterscheiden. Die erste ist die des Weinstockes, der wie an den untern Gehängen des oberungarischen Gebirgslandes (z. B. Tokay), so auch hier im Maros-Thale bis Maros-Vásárhely, im Samos-Thale bis Bistritz einerseits und bis Klausenburg andererseits und in der zwischen beiden Thalgebieten gelegenen Mezöség nicht nur gedeiht, sondern an manchen Localitäten ein ausgezeichnetes Product liefert. In der zweiten Stufe, die bis etwa 800 Meter absoluter Höhe hinaufreicht, reifen noch in allen Theilen des Landes Mais und Weizen. Die dritte Stufe umfaßt alle die Gebiete bis zu 1100 Meter Meereshöhe, in denen Mais und Weizen nicht mehr fortkommt, dagegen andere Cerealien noch gedeihen, bis auch deren Anbau in der genannten Höhe, der Grenze gleichzeitig für die Verbreitung der Eiche und Hainbuche, aufhört. Die vierte Stufe reicht sodann bis zur obern Grenze des Laubholzes, namentlich der Rothbuche in 1300 bis 1500 Meter Höhe, die fünfte bis zur Baumgrenze und Krummholzgrenze zwischen 1900 und 2200 Meter, die sechste endlich begreift die Zone der Alpenkräuter, die selbst die höchsten Gipfel der südsiebenbürgischen Grenzkette bedecken.[16]) Wie hier so ist auch in der Hohen Tatra diese von Rudeln von Gemsen belebte alpine Region in reicher Mannichfaltigkeit entwickelt, obgleich durch die mächtige Entfaltung des weite Strecken des Bodens überdeckenden Krummholzes die Räumlichkeiten beschränkt sind, die den Stauden und Gräsern übrigbleiben. In der Hohen Tatra knüpft sich an den Reichthum an saftigen und nahrhaften Alpenkräutern eine wenn auch nur dürftige Alpenwirthschaft, die in den durch die Enge der meist unbewohnten Thäler und die dichten Urwaldbestände der Gehänge fast unzugänglichen siebenbürgischen Karpaten fast ganz fehlt.

Eine eigentliche Schneeregion ist in dem Karpatensysteme nicht vorhanden. Selbst in der Hohen Tatra trägt keiner der zahlreichen bis über 2300, ja bis über 2600 Meter aufragenden Gipfel dauernd eine Schneehülle, alle sind im Sommer frei von Schnee und starren nackt und kahl empor. Nur die tief eingeschnittenen, kesselförmig erweiterten obern Thalmulden sind die Heimat von Schneemassen, die auch die Sommerwärme überdauern. An den steilen und schroffen Felsgipfeln vermag der Schnee nicht in genügender Masse haften zu bleiben, um der sommerlichen Insolation widerstehen zu können. Das Fehlen ausgedehnter Hochmulden und im Zusammenhange damit das Fehlen umfangreicher Firnfelder ist auch der Grund, daß die Hohe Tatra trotz ihrer bedeutenden Erhebung eigentliche Gletscher nicht aufzuweisen hat. Nur kleinere Eismassen bilden sich auf dem Grunde der in den Kesselthälern sich ansammelnden Schneemassen. Sie reichen aber nicht aus, um wirkliche Gletscherströme entstehen zu lassen. Daß aber unter veränderten klimatischen Verhältnissen die Hohe Tatra, trotz ihres für die Gletscherbildung ungünstigen Reliefs, in der Eiszeit von mächtigen Eisströmen bedeckt war, beweisen die ungeheuern Moränen, welche sich als Spuren der Thätigkeit vorzeitlicher Gletscher an den Gehängen des Gebirges zeigen.

In höchst eigenthümlicher Weise vollzieht sich an mehrern Stellen des Karpatensystemes die Bildung von Eismassen in unterirdischen Hohlräumen des Gebirges, in den sogenannten Eishöhlen. Die bekanntesten dieser Eishöhlen sind die Ghezár bei Skarizora im siebenbürgischen Bihar, Zapodia im biharer Comitat, die von Démenyfalu in den Liptauer Alpen, Szilicze im tornaër Comitat, vor allem aber die berühmte Eishöhle von Dobschau im gömörer Comitat.[17]) Die Dobschauer Eishöhle ist nach Dr. Krenner's Beschreibung[18]) ein weiter niedriger Raum, welcher sich von der Berglehne, in der der Höhleneingang liegt, in einem Winkel von etwa 20° bergeinwärts zieht, sodaß der Eingang den höchsten Punkt der ganzen Höhle darstellt. Der Boden ist von

15) Vgl. Kořistka l. c. S. 24.

16) Vgl. Petermann's Mitth. (1857) S. 217. 17) Die Eishöhle von Dobschau. Untersucht und beschrieben von Dr. J. A. Krenner (Budapest 1874). 18) Petermann's Mitth. (1876) S. 315.

einem mächtigen Eiskuchen bedeckt, welcher vielleicht 20 Meter und darüber dick ist und daher dort, wo sich die Decke niedersenkt, bis an diese hinanreicht. Einige Eissäulen verbinden ihn außerdem mit letzterer; an den Wänden finden sich ebenfalls Eisbildungen. Nach Krenner erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß im Winter die kalte schwerere Luft durch den Höhleneingang in den tiefer gelegenen Höhlenraum hineindringt und denselben erfüllt; die warme leichtere Luft des Sommers kann aber bei der Kleinheit des Einganges nicht in solchem Maße eindringen, um die Eismassen wegzuschaffen, welche besonders im Frühlinge, wenn die Schmelzwasser in den kalten Raum gelangen, sich bilden; dazu kommt noch die Höhenlage der Höhle (circa 1100 Meter), sowie die nach Norden gerichtete Lage des Einganges, der außerdem den kalten Tatra-Winden ausgesetzt ist. Ein enger spaltartiger Wasserabfluß vervollständigt noch die Trefflichkeit des Eiskellers. Andere Autoren[19]) wollen neuerdings nicht sowol in dem Eintreten der kalten Winterluft durch den Höhleneingang als vielmehr in dem Durchsickern des Wassers durch bestimmte poröse Gesteinsarten den Kältequell dieser Eishöhlen erblicken. (*R. Credner.*)

Karpătho, türkische Insel im Aegäischen Meere, s. Skarpanto.

KARPFEN (ungar. Korpona, slaw. Krupina) ist eine der ältesten ungarischen Freistädte; sie liegt am gleichnamigen Flüßchen, das in die Eipel fällt. Das Thal, in welchem die Stadt liegt, ist nach Süden geöffnet und gegen die Nordwinde wohl geschützt; deshalb ist das Klima viel milder als in den benachbarten gebirgigen Gegenden, und die Stadt liegt inmitten schöner Wein- und Obstgärten. Der Wein ist zwar sauer, aber das Obst gedeiht sehr gut und ist schmackhaft. Die innere Stadt bildet ein Viereck und hat zwei Thoreingänge, einen im Norden und einen im Süden. Den Hauptplatz zieren einige interessante, alterthümliche Gebäude, das Rathhaus, die katholische Pfarrkirche und einige Privathäuser. Uebrigens ist die Stadt sehr herabgekommen und zählt jetzt nur 3408 Einwohner, davon sind 3093 Slowaken, 153 Ungarn, 52 Deutsche; 2091 römisch-katholisch, 1269 evangelisch. Einst war sie viel bedeutender und hatte deutsche Einwohner. Ihr Freibrief ging in den Drangsalen der mongolischen Invasion verloren und wurde von Béla IV. erneuert. Die späteren Könige bestätigten denselben zu wiederholten malen. Die Stadt war seit dem 14. Jahrh. mit Ringmauern umgeben und hatte eine Burg, die im J. 1440 hergestellt wurde. Während der Türkenkriege war Karpfen eine Grenzfestung und ein sicheres Bollwerk der oberungarischen Bergstädte; die umliegenden Comitate Hont, Sohl, Liptau, Arva, Thurócz und Neograd leisteten wiederholt Beistand, um die Festung in gutem Stande zu erhalten. Daher suchten und fanden viele adelige Familien in der befestigten Stadt Schutz gegen die Türken, sodaß der Magistrat größtentheils aus Edelleuten bestand. Im J. 1605 hielt der siebenbürgische Fürst Bocskay einen Congreß daselbst, welchem Sigmund Forgách als k. k. Abgeordneter beiwohnte und an welchem die Präliminarien des wiener Friedensschlusses festgesetzt wurden. Im J. 1667 schlugen die karpfener Bürger unter Anführung ihres Kapitäns Borh ein türkisches Streifcorps und nahmen ihm die Beute ab, die es in der Umgegend gemacht hatte. Im J. 1678 eroberte Tököly die Stadt und im J. 1703 wurde sie von Rákóczy's II. Truppen eingeäschert. Infolge der vielen Kriege und auch der gewaltsam durchgeführten Gegenreformation kam die Stadt immer mehr herunter und die deutsche Bevölkerung verminderte sich, sodaß das slawische Element die Oberhand gewann. Einst war in Karpfen eine blühende Mittelschule, Rector derselben war unter andern Georg Lányi, der im J. 1673 nebst vielen andern protestantischen Lehrern und Geistlichen eingefangen und zur Galerenstrafe verurtheilt wurde. Später hatten die Piaristen daselbst ein Untergymnasium. (*J. Hunfalvy.*)

Karpfen (Cyprinus carpio), Süßwasserfisch, s. Cyprinus.

KARPIŃSKI (Franciszek), polnischer Dichter, geboren 4. Oct. 1741 in Holoskow bei Stanislawow in Galizien, auf der Jesuitenschule in Lemberg vorgebildet, wo er auch, nachdem diese zum Range einer Akademie erhoben worden war, zum Doctor der Philosophie und Baccalaureus der Theologie promovirt wurde, widmete sich zunächst auf den Wunsch seines Vaters der gerichtlichen Praxis ohne Beruf und ohne Erfolg, ging sodann in Begleitung des jungen Fürsten Puzyna zu weitern Studien nach Wien, gab jedoch die wissenschaftliche Richtung auf und lebte als Gutspächter abwechselnd auf mehrern Gütern in Galizien. Dem Drange seiner Neigung folgend, schrieb er von seinen näheren Bekannten beifällig aufgenommene Gedichte, deren erste Sammlung, darunter seine anmuthigen und zärtlichen Gedichte an seine Geliebte (Justyna), er dem Fürsten Adam Czartoryski widmete (1780). Durch diesen Gönner junger aufstrebender Talente nach Warschau berufen, wurde er sein Privatsecretär, und durch den Dichter und Geschichtsschreiber Naruszewicz dem Könige Stanislaus Poniatowski empfohlen, erntete indeß bei seinem freimüthigen Wesen und seinen hochgespannten Erwartungen nur Enttäuschungen. Verstimmt kehrte er in sein stilles Landleben zurück (nach Dobrowody), wo er das von Wehmuth und Klagen gegen die Großen der Welt erfüllte Gedicht „Rückkehr aus Warschau aufs Land" (Powrót z Warszawy na wieś) schrieb. Von nun an suchte er eine entsprechende Stellung und Anerkennung durch die Gunst des Königs und der Magnaten bei seinem wiederholten Aufenthalte in Warschau, durch Annahme von Hauslehrerstellen in angesehenen Häusern und eine einträgliche Pacht zu erlangen, ohne die innere Befriedigung zu finden, bis er durch den Grafen Baduni eine sehr vortheilhafte Pacht einer Staatsdomäne, Krasnik bei Bialowiez, erhielt, und hier, später in Chorowszczyzna, welches Gut er sich aus eigenen Ersparnissen kaufte, das langersehnte Glück fand.

---

19) Vgl. Schwalbe, Ueber Eishöhlen und abnorme Eisbildungen. Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. VII, Nr. 4, S. 146.

Hier, abgeschlossen und vergessen von der Welt, lebte er als wahrer Wohlthäter seiner Untergebenen und deren Kinder, für die er eine Schule gründete. Mit dem Untergange der politischen Selbständigkeit Polens hörte er auf zu dichten, sein Gedicht Żale Sarmaty, womit er seine Laute am Grabe Sigismund August's niederlegt, ist sein letztes. Er starb am 4. Sept. 1825 im 85. Lebensjahre. — Karpiński nimmt als polnischer Dichter unter seinen Zeitgenossen eine eigene Stellung ein: er führte das Element der Sentimentalität in die polnische Poesie ein. Von weichem Gemüthe, empfänglich für das Schöne und Zarte, ohne wahr zu empfinden, schrieb er, „der Dichter vom Herzen", Liebeslieder und Idyllen in der Art der Frau Deshoullier, welche, ohne volksthümlich zu sein, ebenso von dichterischem Geiste durchweht waren, wie sie den Stimmungen des gebildeten Publikums entsprachen, sodaß viele von ihnen allgemeinen Anklang fanden; so manches Liebeslied Karpiński's war allgemein bekannt und gesungen. Während in diesen kleinen Liedern und Schäfergedichten ein weicher Ton herrscht, nimmt der zur Rhetorik neigende Dichter oft einen hohen Flug, wenn er in seinen lyrischen Gedichten den Pflichten gegen das Vaterland und gegen seine Mitmenschen das Wort redet, und wird schwungvoll, wenn er seine Stimme zu Gott erhebt. Manche seiner geistlichen Lieder, so das Morgenlied (Kiedy ranne wstają zorze), sind Gemeingut des Volkes geworden und werden als Kirchenlieder gesungen. Karpiński hat auch die Psalmen dichterisch behandelt, unterstützt von seinem Zeitgenossen und Freunde, dem Dichter Trembecki; dabei nahm er eine Anzahl von Psalmen in der trefflichen Uebersetzung Kochanowski's in wenig veränderter Gestalt auf, nur geläufigere Ausdrücke und Wortformen setzte er an Stelle der alterthümlichen. Dem Geschmacke der Zeit folgend, übersetzte er auch auf den Wunsch der Fürstin Czartoryska Delille's Gedicht von den Gärten theils in Versen, theils in Prosa. So wie dieses Werk jetzt vergessen ist, so sind es noch mehr Karpiński's dramatische Werke, in Anlage und Haltung des Dialogs mislungen, nur Judyta (in Versen) verdient wegen des Stoffes und wegen der Wärme der Behandlung des Gegenstandes erwähnt zu werden. Von den prosaischen Schriften Karpiński's zeichnet sich durch eine eigenartige und selbständige Auffassung des Stoffes aus die im Auftrage der Commission zur Beschaffung von Schulbüchern geschriebene Abhandlung von der Beredsamkeit: O wymowie w prozie albo wierzu. Das Buch: Rozmowy Platona z uczniami, welches er in seiner Zurückgezogenheit schrieb und auf welches er einen großen Werth legte, widmete er dem Fürsten Repnin. Im hohen Alter schrieb er seine Selbstbiographie, die von hohem Interesse ist, herausgegeben von Moraczewski in Posen 1844, 2. Aufl. Lemberg 1849. — Karpiński's Schriften sind herausgegeben von Dmochowski, Warschau 1804 in 4 Bänden; später in Leipzig 1836; zuletzt von Turowski in Krakau 1862 in 1 Bande. Ueber Karpiński vgl. eine Rede Brodziński's, abgedruckt in Turowski's Ausgabe, und Kornikowicz über Karpiński, Wilna 1827. (*W. Nehring.*)

Karpo, eine der altathenischen Horen, s. Horae.

KARPOKRATIANER ist der Name einer gnostischen Sekte in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. Unsere Hauptquelle für Kenntniß ihrer Lehre ist *Irenaeus*, Adv. haer. I, 25; aus ihm schöpft anfangs wörtlich, dann in verkürzender Bearbeitung *Hippolytus*, Philos. VII, 32; von beiden ist die durch Zusätze erweiterte Darstellung bei *Epiphanius*, Haer. XXVII., abhängig. Werthvoll sind die Auszüge aus des Epiphanes Schrift *περὶ δικαιοσύνης*, welche uns *Clemens Al.*, Strom. III, 2, mittheilt. Von secundärer Bedeutung sind die Notizen bei *Eusebius*, Hist. eccl. IV, 7; *Theodoretus*, Haer. fab. I, 5; *Pseudotert.* 9; *Philastrius*, 35.

Als Stifter der Sekte erscheint Karpokrates (so wenigstens nennen ihn Irenäus, Eusebius, Theodoret, und daher seine Anhänger *Καρποκρατιανοί;* Epiphanius und Philastrius nennen ihn *Καρποκρᾶς* und danach seine Anhänger *Καρποκράσιοι.* Sie selbst nannten sich nach Irenäus *Γνωστικοί*, während sie bei *Origenes*, Contra Celsum V, 8, den Namen Marcellianitae s. Marcelliniani führen.) Er war ein Platoniker aus Alexandria im ersten Drittel des 2. Jahrh. Mit seiner Frau Alexandria, welche von der Insel Kephallene stammte, zeugte Karpokrates einen Sohn Epiphanes, den er in der Philosophie des Plato und seiner eigenen Lehre (*μοναδικὴ γνῶσις*) unterrichtete. Durch reiche Gaben des Geistes ausgezeichnet erwarb sich Epiphanes durch Weiterbildung und Ausbreitung der väterlichen Lehre einen solchen Ruhm, daß er, obgleich im zarten Alter von 17 Jahren gestorben, in Same, der Hauptstadt der Insel Kephallene, göttlich verehrt ward. Am Neumonde zog man in seinen Tempel und feierte sein Geburtsfest mit Opfern, Spenden und Liedern. Daraus wird wahrscheinlich, daß auch Karpokrates, obgleich aus Alexandria stammend, doch auf Kephallene lebte und hier seine Sekte zuerst hervortrat. Nach Rom kam sie zur Zeit des Bischofs Anicet (165—173) durch Marcellina, welche viele für die Lehre des Karpokrates gewann und von deren Auftreten Epiphanius den Anfang der Gnostiker (in Rom) datirt.

Soweit die lückenhaften Berichte eine Reconstruction der Lehre zulassen, behauptete Karpokrates ein Princip des Alls, die göttliche Monas oder den unerkannten und unnennbaren Vater. Um sie kreisen in verschiedenen Ordnungen die (aus ihr hervorgegangenen) Geister. Die niedersten derselben fielen von Gott ab, schufen die Welt des Irdischen und bannten in ihr unter willkürliche Satzungen alle abgefallenen Seelen. Ueber diesen Punkt lehrt Epiphanes in seiner Schrift *περὶ δικαιοσύνης* mit größerer Deutlichkeit: Wie der Himmel nach allen Seiten hin gleich ausgespannt die ganze Erde im Kreise umgibt, wie das Licht in gleicher Weise über alle ausgegossen ist, wie die Natur allen ohne Unterschied ihre Gaben spendet, wie die Thiere ohne vorgeschriebenes Gesetz einander begatten, so hat auch Gott alles zur Gemeinsamkeit bestimmt; die Gerechtigkeit Gottes ist Gemeinschaft

mit Gleichheit, κοινωνίαν τινὰ εἶναι μετ' ἰσότητος. Erst durch die niedern abgefallenen Engel ist die Besonderung und damit der Unterschied von gut und böse eingeführt. An die Stelle des gemeinsamen Besitzes trat das persönliche Eigenthum und damit der Diebstahl, an die Stelle des unbeschränkten geschlechtlichen Umganges die Ehe und damit der Ehebruch. Das meint Paulus, wenn er Röm. 7, 7 sagt: durch das Gesetz erkannte ich die Sünde.

Aus dieser Welt der Besonderung und Sünde kann die Seele zur göttlichen Einheit nur dadurch zurückkehren, daß sie, kraft der Einsicht in die ursprüngliche Gleichheit, sämmtliche Gebote der weltschöpferischen Engel übertritt. Schon Pythagoras und Plato haben sich in seliger Erinnerung in die göttliche Einheit versenkt, vor allem aber hat Jesus uns diesen Weg gewiesen. Gleich allen Menschen von Joseph gezeugt, unterschied er sich von ihnen nur dadurch, daß seine Seele fester und reiner war, und sich dessen erinnerte, was sie in der Umkreisung des ungewordenen Gottes gesehen hatte. Obgleich in den jüdischen Sitten erzogen, verachtete er sie; deshalb sandte ihm Gott eine Kraft von oben, damit er durch alles hindurchgehe und in allem befreit den weltschöpferischen Engeln entfliehe und zu Gott sich erhebe. Da nun die Seelen der Menschen aus derselben Umgebung Gottes stammen, können sie in gleicher (oder gar noch in stärkerer) Weise die weltschöpferischen Mächte verachten und erhalten alsdann ebenfalls die Kraft von oben, dasselbe zu verrichten. Zu Gott kommen sie erst dann, wenn sie (nach Luk. 12, 58) alle Werke vollendet haben; bis dahin folgt nur ein körperliches Leben auf das andere.

Aus diesen Grundsätzen folgt mit Nothwendigkeit das unsittliche Leben, welches den Karpokratianern schuldgegeben wird. Auch magische Künste übten sie unter Anwendung von Liebestränken und Zaubersprüchen, behauptend, sie hätten schon jetzt Macht, den Weltschöpfern zu befehlen. Sie zuerst widmeten bildlichen Darstellungen oder Statuen ihrer religiösen Heroen göttliche Verehrung.

(*Bernhard Pünjer.*)

KARS, die Hauptstadt eines denselben Namen führenden Verwaltungsbezirkes in dem durch den Frieden von Berlin (13. Juli 1878) von der Pforte an Rußland abgetretenen und seitdem zu den transkaukasischen russischen Ländern gehörigen Theile von Armenien, liegt auf einer zwischen dem obern Laufe des Kur und dem Araxes sich gegen 2000 Met. über den Meeresspiegel erhebenden welligen Hochebene und ist dem östlichen Ausläufer einer isolirt dastehenden Kette schroffer Felsenberge angebaut. Der Breitengrad, unter welchem die Stadt liegt (40,6), entspricht ungefähr demjenigen von Neapel; indessen macht sich im Klima und in der Vegetation weit weniger die südliche Lage als der durch die absolute Bodenhöhe bedingte almenähnliche Charakter des Plateaulandes bemerklich. Die Umgegend ist völlig baumlos, nur den Rinnsalen der Gewässer entlang findet sich hier und da ein verkümmertes Weidengesträuch; der Winter ist rauh und außerordentlich reich an Schnee. Dieser letztere pflegt Ende Octobers einzutreten und verschwindet erst völlig vor der Junisonne des folgenden Jahres; unvermittelt folgt alsdann ein kurzer, sehr heißer Sommer, welchem sich bis zum neuen Winter im October ein klarer trockener Herbst anschließt, sodaß sich eine sehr beschränkte Vegetationsperiode ergibt. Der Boden der Ebene besteht aus einem fruchtbaren schwarzen Humus vulkanischen Ursprungs; derselbe bringt nach dem Verschwinden des Schnees einen üppigen Kräuter- und Graswuchs zur Weide des zahlreich gehaltenen Viehes, und wo er zu Feldwirthschaft bestellt wird, vortrefflichen Weizen und Gerste, Gartengewächse aber nur in dürftigster Weise und Obst gar nicht hervor. Der einzige ansehnliche Fluß ist der Achurean der armenischen Geographen, der Karstschai der Türken. Derselbe kommt von den moschischen Bergen im Südwesten der Hochebene herab, bespült, in sumpfigem Bette dahinschleichend, den nordwestlichen Fuß der vorerwähnten Felsenkette und durchbricht diese so, daß er ihr letztes Glied, eine schroff aufsteigende Zacke, abschneidet, um alsdann um dieselbe einen südlichen Bogen zu beschreiben, worauf er seinen Weg nordostwärts gegen den Arpasui, den Harpasus der Alten, fortsetzt. In den bezeichneten Bogen, d. h. in den Schutz des Gewässers, das mit seinem moorigen Grunde im Alterthume einem heranrückenden Feinde schon an und für sich große Schwierigkeiten bot, ist die Stadt Kars wie in eine dem Felsenberge vorgelagerte Halbinsel hineingebaut und dabei der letztere als Mittelpunkt der Befestigungen verwerthet worden. Nach der Art und Weise, wie unter osmanischer Herrschaft die Terraineigenthümlichkeiten der uralten Festung zur Geltung gebracht worden waren, konnte dieselbe lange Zeit als eine Musterschöpfung der orientalischen Fortificationskunst betrachtet werden. Für das dreifache System dieser Kunst, das Außenwerk, die schwer angreifbare Stadtmauer und die Citadelle, ergaben sich in der Windung des Flusses, in der Terrainböschung gegen die Felshöhe hin und in der letztern selbst die Vorbedingungen auf das vollständigste. Wie sich von selbst versteht, bildet der Fels die Citadelle, indem er auf seinem Gipfel eine mit starken quadratischen und runden Bastionen vertheidigte Burg trägt, zu welcher auf den Stellen, wo das Gestein nicht fast senkrecht abfällt, feste Mauern den Zugang versperren. Daran schließt sich die eigentliche Festung, der bewohnte Ort, sich südöstlich vor die Citadelle legend und mit ihr durch Verlängerung der beiderseitigen Mauern vereinigt. Dieselbe hat vier durch irreguläre Linien verbundene Eckbastionen; die Länge der Seiten wird zu 520 bis 700 Met. angegeben. Die Mauern sind im Süden und Osten, d. h. nach der Seite der Ebene, doppelt, indem die äußere Mauer von einer innern überragt wird; nur an der Bergseite hatte in Anbetracht der größeren Terrainschwierigkeiten eine einfache Mauer zu genügen geschienen. Durchweg sind diese Mauern aus sorgfältig behauenen Trachytquadern erbaut und mit zierlichen Zinnen versehen, welche, im ganzen wohl erhalten, der Festung, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, ein elegantes, fast neues Ansehen geben. Wie der vornehmste Theil der Stadt sich innerhalb der Binnenmauer befindet, so ist auch der Raum zwischen

der äußern und innern Mauer zu Wohnhäusern benutzt und bildet unter dem Namen Bahram Pascha-Mahalle-si einen Stadttheil. Die äußere Mauer ist mit den schon erwähnten Bastionen nnd die innere mit einer Reihe schmucker Thürme bewehrt. An dem Ostthore der letztern erblickt man an der Außenseite eine alte in Trachyt ausgeführte Sculptur, zwei aufgerichtete Panther, in derselben schlanken Darstellung, welche auch die armenischen Münzen zeigen und deren Ursprung aus armenischer Zeit nicht zu bezweifeln ist. Ueberhaupt verrathen hier und da den Mauern eingefügte, mit Resten von Sculpturarbeiten versehene Werkstücke, daß bei der Aufführung vielfach die Ruinen älterer Schmuckbauten das Material geliefert haben. Eine über dem Südtthore angebrachte kufische Inschrift weist demselben die frühe Seldschukenherrschaft als Erbauungszeit an. Außerhalb der Festung breitet sich ostwärts eine Vorstadt, der eigentliche Sitz des Verkehrs und der Gewerbthätigkeit, aus, welche wieder mit Bastionen, der dritten Befestigungslinie angehörig, geschützt wird. Wie die Mauern, so sind auch die Wohnhäuser aus Trachytquadern sehr solid aufgeführt und zwar diejenigen des vornehmen Quartiers im obern Theile der eigentlichen Festung meistens mehrstöckig; ein zierliches Ansehen geben ihnen die hölzernen Ecken und Galerien, welche an der Aussichtseite des Hauses im obern Stockwerke angebracht zu werden pflegen. Dachstühle sind nicht im Gebrauche, statt ihrer werden die Häuser mit flachen Cementterrassen überdeckt, welche auf starken Balken von den massiven Wänden getragen werden. Architektonisch hervorragende Bauten gibt es in Kars nicht; die Moscheen, deren Zahl auf siebzehn angegeben wird, während sich nur acht dem Auge bemerklich machen, sind wol mit ihren Kuppeln und Minarets ein Schmuck für den äußern Anblick der Stadt, bieten aber sonst nichts Bemerkenswerthes; die Kirchen, zwei an Zahl, sind unbedeutend. Der Fernblick auf die Stadt von den höher gelegenen Punkten der Umgegend ist wegen der vielen bezinnten Mauern und Thürme, wegen der Moscheen und Minarets, wegen der terrassenartig sich übereinander aufbauenden Häuserreihen, wegen des zu schwindelnder Höhe aufragenden Burgberges mit seinem altersgrauen Mauerwerk ein ebenso interessanter wie fremdartiger, und einen eigenen Reiz gibt ihm in dem eintönigen Grau des baumlosen Landes der wasserreiche Karsfluß mit seinem grünen Uferrande und der zur Stadt führenden achtbogigen Brücke.

Die Geschichte von Kars verliert sich in die Urzeit der Besiedelung des armenischen Hochlandes. Eine Stelle, welche bei feindlichem Angriffe natürlichen Schutz, welche eine Fülle wohlschmeckenden und gesunden Wassers nebst guter Weide für das Vieh bot, und von der aus die fruchtbare Ebene bis zum Rande der Araxesniederung — Schirag nannten sie die Armenier — sich leicht beherrschen ließ, mußte sich den Anwohnern früh zur Benutzung empfehlen. So findet sich denn auch schon bald nach dem Auftauchen Armeniens in der Weltgeschichte bei Strabo eine Hinweisung auf das Vorhandensein der Stadt und zwar in dem Namen eines dem Geographen als sehr schneereich geschilderten Norddistrictes des Landes, Chorzene, von dem wir kaum zweifeln können, daß er nach Kars benannt worden. Bestimmt erwähnt findet sich der Name Kars erst ein Jahrtausend später in der griechischen Literatur und zwar bei dem gelehrten Kaiser Konstantin Porphyrogenitus (τὸ κάστρον τὸ Κάρς, De administrando Imp. cap. 44) zusammen mit Perkri, d. i. Pertegrek, der alten Feuerburg im Tschorokthale, mit Arzes, d. i. Erzerum, und andern merkwürdigen Localitäten; jedoch gehen die Nachrichten der armenischen Chronisten einige Zeit weiter zurück. Aschod I., der Begründer der königlichen Bagratidendynastie, hatte einen Bruder Namens Abas, welcher als Vasallenfürst des Landes Vanand in Kars residirte. Nach Aschod's Tode strebte derselbe nach der Königskrone, wurde aber von Schambad I., dem Sohne und legitimen Nachfolger Aschod's, im J. 889 besiegt. Nach unglücklicher und unruhiger Regierung fiel Schambad im J. 914 im Kampfe gegen die Perser und hatte seinen Sohn Aschod II. zum Nachfolger, welcher sich wieder eines rebellischen Bruders Abas, Herrn von Kars, zu erwehren hatte. Als Aschod II. starb, folgte ihm besagter Abas in der Regierung und residirte in „Kars im Lande Klein-Vanand", woselbst er eine schöne Kirche erbaute. Kars war also für kurze Zeit Haupt- und Residenzstadt von ganz Armenien; die Vorgänger des Abas hatten in Bagaran und Erazgawors gelebt, Aschod III., welcher ihm im J. 951 folgte, ließ sich nach neunjähriger Regierung in Ani, der alten Hauptstadt, krönen, und verlegte den Sitz der Regierung dahin. In Kars blieb bei dieser Gelegenheit Maschel, Aschod's jüngerer Bruder, als Vasallenfürst zurück; derselbe nahm den Königstitel an, ohne sich jedoch der Anerkennung Aschod's als seines Lehnsherrn zu entziehen. Auf Maschel folgte in Kars im J. 984 sein Sohn Abas, während in Ani auf Aschod III. (977) dessen Sohn Schambad II., auf diesen im J. 989 Kakig und auf diesen 1019 sein Sohn Johannes folgte. Durch stete Kämpfe mit den aufrührerischen Großen des Reiches geschwächt und später noch von dem Seldschukenfürsten Tughril Beg in die Enge getrieben, fand dieser keinen andern Ausweg, als sich den Griechen in die Arme zu werfen und für den vom oströmischen Kaiser zu leistenden Schutz die Abtretung von Ani bei seinem Ableben zu verheißen. Nach zwanzigjähriger unrühmlicher Regierung starb Johannes im J. 1039, und Kaiser Michael verlangte nunmehr die Ausführung des mit seinem Vorgänger geschlossenen Vertrages. Die armenischen Patrioten wollten sich zur Preisgebung der Hauptstadt nicht verstehen, und so kam es zu einem Kriege, in welchem eine Anzahl Vornehmer sich auf die Seite der Griechen stellte. Nach wechselndem Glücke wurden endlich im J. 1042 die Griechen und Gräcophilen in der Ebene Schirag am Karsflusse (Achurean) aufs Haupt geschlagen, und nunmehr konnte der sechzehnjährige Neffe des Johannes, Kakig II., den Thron besteigen. Jedoch dauerten die Unruhen im Lande fort, und im J. 1045 sah sich der König gezwungen, persönlich in Konstantinopel die Gnade des Kaisers nachzusuchen, während die Großen des

Reiches, wie es scheint, um der Ueberflutung Armeniens durch Seldschukenhorden einen festen Damm entgegenzusetzen, die Stadt Ani und ihr Gebiet dem Vertrage gemäß dem im Lande befindlichen griechischen Befehlshaber übergaben. König Kakig wurde als Hinderniß der christlichen Einheit gegenüber dem Islam abgesetzt und nach Kleinasien an die kappadocische Grenze relegirt; aber in Armenien besserte sich die Lage nicht. Confessioneller Hader ließ keine völlige Vereinigung der griechischen und armenischen Interessen aufkommen und die Seldschuken, welche mit immer neuen Horden in das Land einbrachen, gewannen von Jahr zu Jahr mehr Boden. In Kars war im Jahre 1029 auf den Abas dessen Sohn Kakig gefolgt, welcher im J. 1053 seine Stadt neu befestigte, aber nachdem Alp-Arslan, Tughril's Nachfolger, im J. 1064 Ani erobert, nur dadurch einer Invasion entging, daß er die seldschukische Oberherrschaft anerkannte. Daß dadurch sein Verderben nur verzögert, nicht abgewandt war, darüber bestand bei ihm kein Zweifel, und so verkaufte er denn seine Feste und das Land Vanand noch in demselben Jahre an den oströmischen Kaiser für einen kleinasiatischen District mit den Städten Comana, Amasia, Larissa und der Burg Zamiedav. Die Griechen nahmen nunmehr von Hocharmenien und Kars Besitz, aber ihre Härte und religiöse Unduldsamkeit machten sie bei der armenischen Bevölkerung so verhaßt, daß die Unterjochung unter den Islam schon als das geringere Unglück betrachtet wurde. Als im J. 1086 Alp-Arslan's Nachfolger Melekschah in Armenien einfiel, unterwarf sich ihm das Land ohne Widerstand; auch Kars scheint ohne Schwertstreich die Thore geöffnet zu haben. Ob die Feste bei dem Raubzuge der Chowaresmier eine Rolle gespielt, erfahren wir nicht. Den Mongolen, welche 1233 in Armenien einbrachen, ergab sie sich im J. 1239, ohne dadurch der Plünderung zu entgehen. Die Nachrichten werden nun immer spärlicher; nachdem ein rohes fremdes Volk zum unbedingten Herrn Armeniens geworden war, flüchtete sich die heimische Literatur und Bildung in ärmliche Klöster und erstarb allmählich auf ihrem eigensten Boden, bei den Eroberern aber bestand kein Geschmack an Literatur, wie denn das Seldschukenreich von Ikonium überhaupt keinen Historiker hervorgebracht hat. Auch dem Timurleng ergab sich Kars im J. 1406 ohne Widerstand. Dem türkischen Reiche dürfte die Feste definitiv einverleibt worden sein, nachdem Sultan Selim im J. 1514 auf dem Tschaldyran-Felde den persischen Schah Ismail geschlagen hatte. Um das J. 1000 der Flucht, d. i. 1591, wurde sie im Auftrage das Sultans Murad III. neu befestigt; dennoch eroberte sie Schah Abbas der Große von Persien im J. 1603, und sie verblieb in persischem Besitze, bis 1635 Murad IV. nach Aserbeidschan vordrang, worauf sie, von den Persern verlassen, wieder den Türken zufiel. Unter dem allgemeinen wirthschaftlichen Rückgange Armeniens, welches jahrhundertelang der Zankapfel der Pforte und Persiens war und allmählich räuberische Kurden in den blühenden Culturländern seines Alterthumes als auf öden Weidegründen sich festsetzen sah, verlor auch Kars viel von seinem Wohlstande und seiner Bedeutung. Nadir Schah belagerte die Festung im J. 1744 nach türkischen Nachrichten, denen wir unbedenklich folgen können, vier Monate vergeblich, während sie die Perser ruhmredig unter den damals von ihnen eroberten Städten aufzählen. Daß sie, nachdem Rußland Georgien gewonnen, als Grenzfeste gegen einen neuen viel gefährlicheren Feind als die Perser, wieder die sorgfältigste Beachtung verdiente, kam der Pforte zu spät zum Bewußtsein. In dem russisch-türkischen Kriege von 1828 war Kars das erste Angriffsobject des Feindes auf asiatischem Boden. Im Juni besagten Jahres rückte Feldmarschall Paskiewitsch von Gumri (Alexandropol) aus vor die Festung, welche, nachlässig armirt und elend vertheidigt, mit ihren veralteten Werken nur sieben Tage Widerstand zu leisten vermochte. Bei der damaligen Einnahme durch die Russen zählte sie 1174 Häuser, darunter 600 armenische, vier Karawanserais, 430 Dukkiâns (Kaufläden), 11 Moscheen, mehrere Kirchen, einige Färbereien, Seifensiedereien u. s. w. Dadurch, daß Rußland, als es auf Grund des Friedens von Adrianopel die Festung der Pforte zurückgab, den betriebsameren christlichen Theil der Bevölkerung zur Auswanderung auf das russische Gebiet veranlaßte, wurde ihrem Handel und ihrer Industrie ein unheilbarer Schlag versetzt. Auch das früher schwunghaft betriebene Transitgeschäft wurde während der nun folgenden Friedensjahre dadurch lahm gelegt, daß mittels einer strengen Quarantäne die benachbarte russische Grenze versperrt wurde, und so machte denn die im Hinblicke auf spätere Kriege russischerseits gewünschte Verarmung des Ortes stete Fortschritte. Im Krimkriege hatten die Türken sich besser vorgesehen; auch schienen die Russen nach den nunmehr schwierigeren Lorbern nicht allzu lüstern und griffen das Paschalik Erzerum (Juli 1854) lieber von Bajasid her an. Unruhen aber, welche in ihrem Rücken in den kaukasischen Ländern ausgebrochen waren, nöthigten sie nach den ersten Erfolgen wieder zurückzugehen, und die Türkei hatte nun geraume Zeit, die Befestigung von Kars zu vervollständigen. Es geschah dies durch den englischen Ingenieur Oberstlieutenant Atwell Lake, welcher sich seiner Aufgabe in der Weise unterzog, daß nach seinen Arbeiten das Fort Arkaniëh auf dem Akdagh als völlig sturmfrei betrachtet werden konnte, während auf den benachbarten Höhen Karadagh und Topdaghy starke Außenforts, Inglis und Madschar-Tabia-si geheißen, entstanden. Dadurch waren die gefährlichsten Angriffspunkte in die Verschanzungslinie hineingezogen, ein Umstand, der nur den Uebelstand mit sich brachte, daß jene Linie zu sehr ausgedehnt wurde. Schon bald hatten die neuen Werke ihre Probe zu bestehen. Nachdem für die Sicherung Georgiens genügend gesorgt worden war, erschien im Juni 1855 General Murawieff an der Spitze von 30,000 Mann vor Kars, um die Festung zu isoliren und zu belagern. Vergebens suchte der Anführer der von Abchasien nach Mingrelien und Imereti vorgerückten türkischen Invasionsarmee zu Gunsten der Festung eine Diversion zu machen. Die Belagerungsarbeiten schritten unaufhaltsam vor, und trotz

heldenhafter Vertheidigung ging die Festung, als der Mundvorrath zu fehlen anfing, am 28. Nov. durch Capitulation verloren. Die Besatzung, einschließlich des britischen Generals Williams, welcher die Vertheidigung geleitet hatte, wurde kriegsgefangen abgeführt; nur dem ungarischen General Kmety (Ismail Pascha), der sich beim Abschlagen des russischen Hauptsturmangriffes am 29. Sept. besonders hervorgethan, war es gelungen, sich an der Spitze von 200 Reitern durchzuschlagen. — Noch einmal gab der Pariser Frieden vom 30. März 1856 der Pforte die Festung zurück, welche im Hinblicke auf die periodisch sich wiederholenden Angriffe Rußlands nunmehr einem sorgfältigen und umfassenden Ausbaue unterzogen wurde. Mit einem Kranze detachirter Werke, zwölf an Zahl, wurde sie umgeben, welche nach den von ihnen eingenommenen Positionen sich gegenseitig unterstützen konnten. Der artilleristische Armirungsetat bestand aus 100 gezogenen (meistens Vorderlader) und 54 glatten Geschützen. Indessen war es doch wieder vor allem die vorzügliche Lage, was diese Forts stark machte; in der Construction wiesen sie so bedeutende Mängel auf, daß die Russen, seitdem Kars in ihren Besitz übergegangen, sich an einen gründlichen Umbau gemacht haben. — Der russisch-türkische Krieg von 1877 brachte Kars wieder in den Vordergrund des Interesses. Von den vier Colonnen, mit welchen Rußland Ende April jenes Jahres den Feldzug in Asien eröffnete, hatte diejenige des Generals Loris Melikoff, 17 Bataillone, 79 Escadrons und 11 Batterien stark, die Festung anzugreifen. Die Besatzung zählte etwa 16,000 Combattanten; da dieselbe von keiner Feldarmee unterstützt wurde, so konnte sie die Russen nicht hindern, vor der Festung ein Lager zu beziehen. Jedoch war von einer Einschließung nicht die Rede, die Russen beschränkten sich darauf, durch Artilleriedetachements die Gegend bis in den Rücken der Festung durchstreifen zu lassen, eine Maßregel, deren Zweck wol nur sein konnte, die Vertheidiger zu demoralisiren. Erst nachdem im Westen am 14. Mai die Festung Ardahan im obern Kurthale gefallen und somit eine zweite Colonne, diejenige von Achalzich, zum großen Theil mit vor Kars verwendbar geworden war, konnten Recognoscirungen gegen die wichtigsten Forts, namentlich gegen das den untern Flußlauf beherrschende Arab-Tabia-si, vorgenommen werden. Von Mitte Juni ab wurden die Belagerungsarbeiten, die Anlegung von Batterien und ihre Armirung mit schwerem Geschütze, eifrig in Angriff genommen, als eine zähe Unterbrechung eintrat. Der Commandant von Kars, Muchtar Pascha, hatte sich rechtzeitig aus der Festung in das offene Land hinausbegeben und ein kleines Heer gesammelt, mit welchem er nunmehr dem detachirten Corps des russischen Generals Heymann eine Schlappe beibrachte. Dieser an und für sich wenig bedeutende Vortheil nöthigte die Russen, am 8. Juli die Cernirung aufzugeben und das Belagerungsgeschütz nach dem benachbarten Alexandropol in Sicherheit zu bringen, worauf Loris Melikoff, in Erwartung von Verstärkungen, deren Ankunft sich durch Aufstände im Kaukasus verzögerte, ein befestigtes Lager bei Kurukdèrè im Osten von Kars bezog. Erst als drei frische Divisionen aus Rußland angelangt waren, fanden wieder bedeutendere Gefechte statt, noch immer aber waren diejenigen vom 25. Aug. und vom 2. Oct. unglücklich für die Russen. Bei ihrem numerischen Uebergewicht konnte indessen der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Es gelang ihnen, die starke Position Muchtar's zu umgehen und ihm bei Aladschadagh eine Niederlage beizubringen, durch welche seine Feldarmee vernichtet und er selber in Kars eingeschlossen wurde. In weitem Kreise, dessen Durchmesser auf etwa 12 Kilom. angegeben wird, cernirten nunmehr die Russen die Festung aufs neue und hätten, von keiner türkischen Feldarmee weiter beunruhigt, den Verlauf einer wol langwierigen, aber in ihrem Ergebniß sichern regelmäßigen Belagerung abwarten können, wenn nicht der strenge Winter des unwirthlichen Hochlandes mit seinen Widerwärtigkeiten und Gefahren ihnen Sorge gemacht hätte. So wurde denn von dem Commandirenden der Russen, General Lazareff, beschlossen, der Sache durch einen Sturmangriff auf die Werke ein Ende zu machen, und zu der Ausführung eine mondhelle Nacht, diejenige vom 17. zum 18. Nov., anberaumt, in der man bei der Lässigkeit der Türken im Wachtdienste den Feind zu überraschen hoffte. Der Calcul erwies sich richtig; in einer der Redouten, Suwâri-Tabia-si, wurde die Besatzung überrumpelt und niedergemacht, in einer andern, Kanly Tabia, leistete sie wol energischen Widerstand, wurde aber von dem bereits eingedrungenen Gegner überwältigt. Nach blutigem Kampfe sahen die Russen sich am folgenden Morgen Meister der ganzen Festung, in welcher sie Proviant für sechs Monate, aber auch 4500 Kranke und Verwundete vorfanden. Die Besatzung suchte durch den Schnee in die Felsenberge zu entkommen, wurde aber von der nachjagenden Cavalerie bald überholt; bis zum Abend des 19. Nov. waren 17,000 Gefangene eingebracht. Diese glänzende Waffenthat gelangte dadurch zu weltgeschichtlicher politischer Bedeutung, daß auf dem Berliner Congresse die wichtige Festung dem Sieger zugesprochen und somit dem russischen Reiche einverleibt wurde. Daß aber Rußland, welches weit und breit keinen Gegner sieht, der ihm den Handschuh hinwerfen und den Besitz streitig machen könnte, dennoch, wie wir bereits erwähnt, sich sofort den Umbau hat angelegen sein lassen, beweist, daß es den Platz zum Ausgangspunkte weiterer Unternehmungen zu machen gedenkt. Kars wird also auch in Zukunft noch von sich reden machen.

(*G. Rosen.*)

KARSCH (Anna Luise), die als deutsche Sappho gefeierte Naturdichterin, ist am 1. Dec. 1722 auf einer Meierei unweit Schwiebus an der schlesischen Grenze geboren. Ihre Mutter, eine Försterstochter, war im Schlosse der Gutsherrschaft von Mose aufgewachsen. Als ihre Hoffnung, eine ihrer besseren Erziehung angemessene Partie zu finden, sich nicht erfüllen wollte, heirathete sie in ihrem 27. Jahre den Pächter und Bauern Christian Dürbach. Anna Luise war das dritte Kind der durch die Trunksucht des Mannes unglücklichen Ehe. In dem „leimernen mit Stroh gedeckten Wirthshause in einem

wüsten Flecken, hinter welchem ein kleines Erlenwäldchen stand", verbrachte das Kind, unter den Tischen der unsaubern Wirthsstube herumkriechend, die ersten Jahre. Nach des Vaters Tode nahm 1728 der Oheim ihrer Mutter, der als Amtmann in der Nähe lebte, Anna Luise zu sich. Trotz des Widerspruches der Großmutter lehrte er dem talentvollen Kinde Lesen und Schreiben. Vor allem war es die Bibel, und in ihr die Geschichte der Makkabäer, welche das leselustige Mädchen immer zu erneuter Lektüre reizte. Als der Großoheim ihr aber auch Latein zu lehren anfing, nahm ihre Mutter, die inzwischen eine neue Ehe eingegangen war, 1732 das Kind wieder zu sich, um solcher „Hirnzerrüttung" vorzubeugen. Nun hatte das zehnjährige Mädchen die Pflege ihrer kleineren Geschwister zu besorgen und zog, als durch die Roheit ihres Stiefvaters Hempel der Pacht verloren ging, mit ihrer Familie nach dem polnischen Städtchen Tirschtiegel. Hier hatte sie nun fünf Jahre lang das Vieh zu hüten, Jahre, die sie als die glücklichste Zeit ihres Lebens bezeichnete. Ein Hirt, mit dem sie Freundschaft schloß, versorgte sie mit Büchern, die zu Hause freilich geheimgehalten werden mußten. Die schöne Melusine, der gehörnte Siegfried, Peter mit dem goldenen Schlüssel, aber auch Tausend und eine Nacht, Ziegler's Asiatische Banise und Robinson Crusoe bildeten ihre Bibliothek. Zur Erlernung des Hauswesens kam sie in Dienst auf eine Mühle. Da mußte sie Schildwache stehen, wann die schöne junge Müllerin die galanten Besuche eines Husarenrittmeisters empfing. Das Mädchen betrachtete dieses Verhältniß aber in dem romantischen Lichte ihrer Lektüre und soll sich daran zu ihrem ersten poetischen Versuche begeistert haben. Ohne Einfluß blieb die moralisch ungesunde und rohe Umgebung auf die Dichterin nicht. Ein Liebesverhältniß scheiterte an der Abneigung der künftigen Schwiegermutter gegen ein Mädchen, das lesen und schreiben könne. Man beeilte sich aber, der noch nicht Sechzehnjährigen einen Mann zu finden; und in der Hoffnung auf Mitgift nahm der Tuchweber Hirsekorn aus Schwiebus sie zur Frau. Der Mann war roh und geizig, die junge Frau unerfahren, im Haushalte saumselig, träumerisch und bald auch zu Heimlichkeiten gegen den brutalen Haustyrannen geneigt. Rasch hintereinander kamen mehrere Kinder, und die steigenden Bedürfnisse des Haushaltes erbitterten den Mann gegen die Frau, die, statt rüstig zu arbeiten, während der Woche in ihrem Kopfe Verse brütete, die sie dann am Sonntage niederschrieb. Nachdem ihr Talent in Schwiebus bekannt geworden war, denn schon jetzt hatte sie die Gewohnheit, ihre Bekannten anzusingen, erwarb sie sich auch bereits auf den benachbarten Edelhöfen Geschenke für ihre Verse. Im Hause aber wurde ihre Lage immer schlechter. Wol möglich, daß sie eine bedeutendere Schuld trifft, als wir aus den nicht unparteiischen Quellen entnehmen können. Als sie sich das vierte mal Mutter fühlte, trug ihr Mann auf Scheidung an, die denn auch ganz einseitig zu seinen Gunsten von den Gerichten ausgesprochen wurde. Nach ihrer Entbindung ging Frau Hirsekorn eine neue Ehe ein. Sie zog nun mit ihrem zweiten Gatten, dem Schneider Karsch, nach dem polnischen Städtchen Fraustadt. Am Anfange ging es ihr nicht eben schlecht, der Mann war gutmüthig, aber ein Gewohnheitssäufer; die Frau ließ es nicht an Ermahnungen, der Mann nicht an Schlägen fehlen; Wochenbett folgte auf Wochenbett, und die Noth wurde oft so arg, daß die ihr Kind stillende Frau auch des trockenen Brotes ermangelte. Umsonst, daß sie mit ihren Versen sich Geld verdiente. Sie pflegte die Predigten, die sie Sonntags hörte, in Versen auszuarbeiten und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des Geistlichen. Auf den Rath von Freunden zog Karsch mit seiner Familie 1755 nach Großglogau. Dort erwarb sich ihr Talent immer mehr Gönner; bereits traten auch Entfernte in Briefwechsel mit der dichterischen Schneidersfrau. Endlich fand sie an Baron von Kottwitz einen thatkräftigen Gönner. Um sie von ihrem trunksüchtigen Manne zu befreien, ließ er den armen Schneider kurzweg unter die Soldaten stecken und nahm die Dichterin mit ihren beiden Kindern 1761 nach Berlin mit, wo sie am 25. Jan. ankam. In Berlin fand das poetische Wunder überaus freundliche Aufnahme. Sie kam in die Mode und hatte das seltene Glück, den Wechsel der Mode wenigstens nicht ganz zu überleben. Mit Sack und Spalding, Ramler und Sulzer wurde sie gleich anfangs bekannt. In der Aristokratie fand man die nun zur Weltdame gewordene Schneidersfrau als Tafelzierde bald unentbehrlich. Von Berlin aus folgte sie einer Einladung Gleim's nach Halberstadt. Die Dichterin feierte dort neue Triumphe, die Frau aber erlebte eine Niederlage, denn bei aller Güte und Begeisterung war der weichherzige Gleim doch ein zu kluger Junggeselle, um nicht die Versuche der Karschin, als Frau Gleim von der Nachwelt gefeiert zu werden, standhaft abzuweisen. Dagegen führte Gleim die heirathslustige Dichterin in die Familie der Grafen Stolberg-Wernigerode ein, die ihr einen Jahrgehalt aussetzten, wie ihr ein solcher auch vom Herzoge von Braunschweig zutheil wurde. (B. Seuffert, „Die Karschin und die Grafen zu Stolberg-Wernigerode", 1881 im 13. Jahrg. der „Zeitschrift des Harzvereins".) Von Gleim unterstützt, gab sie 1763 auf Subscription eine Sammlung ihrer Gedichte heraus: „Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin 1764." Die mit ihrem Bilde geschmückte und Baron von Kottwitz gewidmete Sammlung ward durch eine Vorrede Sulzer's eingeführt und ergab der Dichterin einen Reingewinn von 2000 Thlrn. Im J. 1763 wurde ihr die Ehre einer Unterredung mit Friedrich dem Großen zutheil, über die sie selbst in der versifizirten „Geschichte der Unterredung mit dem Philosophen zu Sanssouci" berichtet hat. Der König gab ihr 50 Thlr. und das Versprechen, ihr ein Haus zu schenken. Als sie aber nach mehrern Mahnungen an dieses Versprechen nur 2 Thlr. geschenkt erhielt, hatte sie Selbstgefühl genug, diese Gabe dem Könige zurückzuschicken. Erst Friedrich Wilhelm II. erfüllte seines Oheims Versprechen; in dem am Haake'schen Markte ihr erbauten Hause ist die deutsche Dichterin am 12. Oct. 1791 gestorben. Eine zweite

Sammlung ihrer Gedichte, die zum großen Theil auch in Einzeldrucken erschienen, war 1772 (Mietau und Leipzig) herausgekommen. Im J. 1792 gab die gleichfalls als Dichterin auftretende Tochter C. L. von Klencke zu Berlin eine Sammlung der Gedichte ihrer Mutter heraus; der von Frau von Klencke hier veröffentlichte „Lebenslauf" der Karschin ist unsere hauptsächlichste biographische Quelle; als neue Titelauflage erschien die Sammlung 1797. Eine vollständige Sammlung der Werke der Karschin gibt es nicht. Briefe und Gedichte von ihr sind in vielen Zeitschriften und Sammelwerken verstreut. Eine „Biographisch-literarhistorische Skizze" über die Karschin hat 1866 Theod. Heinze im Programme des anklamer Gymnasiums gegeben. „Neues von und über A. L. Karsch" veröffentlichte 1882 A. Kluckhohn aus handschriftlichen Quellen in Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte", XI, 4, der auch die geringe Zuverlässigkeit Frau von Klencke's kritisch untersucht. Wie die Tochter der Karschin, so hat auch ihre Enkelin, Wilhelmine von Chézy, die poetische Begabung Anna Luisens geerbt.

Die Prätension, als deutsche Sappho zu gelten, hat schon Herder 1767 in der zweiten Sammlung von „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" energisch zurückgewiesen, doch räumt er ihr das Verdienst ein, mehr um die Erweckung deutscher Genies gewirkt zu haben „als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt". Viel härter hat über die Karschin Moses Mendelssohn 1764 in einer berühmten Kritik der Berliner Literaturbriefe (im 272.—275. und im 303. Briefe) geurtheilt. Aesthetisch betrachtet ist Mendelssohn mit seinem verwerfenden Urtheile im Rechte. Es gibt kein Gedicht der Karschin, das einen ungetrübten künstlerischen Eindruck zurückließe. Sulzer und Ramler, welche das Naturkind künstlerisch unterweisen wollten, mußten bald von dem vergeblichen Unternehmen abstehen. „Keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften", sagt die Dichterin selbst. „Ich bin nur von Natur, der zweiten Schöpferin, von ihr allein nur bin ich, was ich bin." Es ist ihr unmöglich, einen Plan festzuhalten; wie ihr die Verse kamen, so schrieb sie ihre Einfälle hin. Sie war Reimvirtuosin und verstand das Kunststück, aus einer Reihe vorgelegter Reime ein Gedicht zu machen. In einer Periode, da die Reime als etwas Unnatürliches angegriffen wurden, war das Reimtalent des Naturkindes ein schwerwiegender Vertheidigungsgrund, dessen die Anhänger des Reimes sich bedienten. Im Kampfe gegen den gelehrten Zunftzwang in der Poesie nimmt die ungelehrte Dichterin keine unwichtige Stellung ein. Die Poesie ist Eigenthum der Menschheit, nicht Privatbesitz einiger wenigen, die neue Lehre ward durch ein solches Beispiel bestätigt. Im Streben nach Rückkehr zur Natur mußte die Naturdichterin die Zeitgenossen entzücken. Und ein bedeutendes Talent läßt sich derselben nicht bestreiten. Besonders wenn man ihre Gabe zu improvisiren berücksichtigt, muß man den wirklich poetischen Quell in ihr anerkennen. Daß die meisten ihrer Gedichte nicht nur Gelegenheits-, sondern auch Bittgedichte sind, war die Folge ihrer socialen Stellung. Eigentlich bildungsfähig scheint sie nicht gewesen zu sein. Ihre Vorliebe für Namen aus dem Alterthume berührt fast komisch. Sie hat Plutarch und Shakespeare in der Uebersetzung gelesen. Ihre poetischen Vorbilder waren Johann Franke, dann Ramler. Sie gehört zu den dichterischen Bewunderern Friedrich's II. Ein besonderer Vorzug ihrer Gedichte ist das musikalische Element derselben; „sie pflegte stets ihre Verse nach irgendeiner Melodie aufs Papier zu singen". Ihre Gedichte sind meist lyrischen Inhaltes, wenn sie nicht blos das Lob der vornehmen Gönner zum Gegenstande haben. Daß ihr Talent unter glücklichen Umständen mehr hätte leisten können, zeigt die hübsche Idylle „Schlesisches Bauerngespräch zwischen Vetter Hans und Muhm Orten". Wir haben hier vielleicht das Vorbild für die mecklenburgischen Idyllen von Voß. Bedeutsam bleibt das Gedicht als einer der ersten Versuche, den Dialekt dichterisch zu verwerthen. Die Blütezeit von Karschin's Dichtung ist der Anfang der sechziger Jahre. Die Sturm- und Drangperiode verwarf bereits die Werke der „deutschen Dichterin", die für uns nur mehr rein historisches Interesse besitzen. Im Leben soll A. L. Karsch manch gute Charaktereigenschaften besessen haben. Eine höhere ethische Bildung hat ihr aber auch die harte Schule ihrer Schicksale nicht zu geben vermocht, wenigstens spricht sich in ihren Gedichten nirgends eine bedeutendere Individualität aus. (*Max Koch.*)

KARST (der), im engeren Sinne (der Carusavius der Alten, Monti del Carso der Italiener, der Gabrik der Slowenen), erhebt sich im Oesterreichischen Küstenlande und in Krain zwischen dem Nordgestade der Adria und den Julischen Alpen, also den südlichen Ketten der Ostalpen. Durch seinen geologischen Bau wie durch seine von diesem abhängige höchst eigenthümliche Oberflächengestaltung unterscheidet sich der Karst von den Alpen, zeigt darin vielmehr seine Zugehörigkeit zu den Dalmatien, Kroatien und die Herzegowina beherrschenden Gebirgserhebungen. Er steigt mit schroffem, im Monte Opčina bei Triest 394 Met. hohem Steilrande aus dem von Weinbergen und Olivenplantagen geschmückten Gestade des Golfs von Triest zu einem im Mittel etwa 500 Met. hohen, kahlen und öden Felsplateau auf, welches sich in einer Breite von 24 Kilom. und in einer Länge von etwa 81 Kilom. in nordwestsüdöstlicher Richtung vom Thale des Isonzo zwischen Gradisca und Monfalcone bis zu der Senke von Clana und Castua im Hintergrunde des Golfs von Guarnero ausbreitet. Gegen Norden hin scheiden die Thäler des Wippbachs, der Brenitza und Rekka den Karst von den ihm vielfach ähnlich gestalteten Zügen des birnbaumer und tarnowaner Waldes und der Piuca planina. Im Südosten setzt die Tschitscherei oder der tschitscher Boden denselben mit den Plateaulandschaften von Istrien in Verbindung.

Die Oberfläche des Karst stellt ein kahles Kalksteinplateau dar, dem eigentliche Thäler, namentlich Querthäler, fast vollständig fehlen, welches vielmehr nur von langgestreckt mulden- und trogförmigen Einsenkungen durchzogen



brechenden Flußläufe ist von manchen derselben die Verbindung der einzelnen Abschnitte noch kaum bekannt. Zu den merkwürdigsten derartigen Flüssen gehört die Poik, die zwischen Sagurie und Daun entspringt und sich nach Verlauf von etwa drei Meilen in der nahezu 3 Kilom. langen Adelsberger Grotte verliert. Innerhalb derselben durch andere Bäche verstärkt, tritt sie als Unz eine Meile nördlich von Adelsberg wieder zu Tage, verschwindet aber kurz darauf wieder in einer Felskluft bei Jakobowitz und erscheint erst $1^1/_2$ Meilen weiter nordöstlich bei Oberlaibach in mehrern starken Bächen, welche dann vereint den Namen Laibach führen, das große Laibacher Moor durchfließen und endlich in die Save münden. Einen ähnlichen Verlauf nimmt die Temenitz. Dieselbe verschwindet drei Meilen unterhalb ihrer Quelle bei Treffen in der Tiefe, erscheint dann wieder bei Hönigstein, um sich bald darauf abermals in einer Gebirgskluft zu verlieren. Endlich tritt sie als Pretschna (Prečna) bei Neustädtel wieder zu Tage und vereinigt sich mit der Gurk. Die Recca entspringt aus mehrern Quellen am Fuße des Schneebergplateaus, stürzt sich dann unter einem hohen natürlichen Felsbogen, der St.-Kanzian trägt, in die Tiefe und erscheint dann noch einmal auf dem Grunde eines Einsturztrichters westlich von Kanzian, um in diesem dann wieder zu verschwinden. Erst 6 Kilom. nordöstlich von Triest ist die Recca in einer Tiefe von 324 Mt. unter der Plateaufläche durch Lindner auf der Sohle der Trebich-Grotte wieder aufgefunden. Man nimmt an, daß die Recca den Oberlauf des Timavo bilde, welcher bei San-Giovanni oberhalb Duino mehreren Felslöchern mit solcher Wasserfülle entströmt, daß Seeschiffe ihn auf seinem allerdings nur 500 Klafter langen Laufe bis zur Quelle befahren können.

Der unterirdische Verlauf der Karstflüsse und Bäche ist ermöglicht durch den wie den meisten Kalkgebirgen so auch dem Karst eigenthümlichen Reichthum an Höhlen, welche, selbst erst entstanden durch die auflösende und auslaugende Thätigkeit der auf Klüften und Spalten den Kalkstein durchdringenden Gewässer, nun wieder jenen mächtigeren und compacteren Wasseradern ihre sich unter deren chemischer und mechanischer Wirksamkeit immer mehr erweiternden unterirdischen Wege anweisen. Lage, Richtung und Verlauf dieser Höhlen stehen, wie Eduard Reyer gezeigt hat, vielfach in Zusammenhang mit Dislocationslinien des Gebirges, mit Verwerfungsklüften, welche die Kalksteinschichten durchsetzen und als geeignetste Angriffspunkte für die subterrane Thätigkeit des Wassers dienen mußten.

Tropfsteinbildungen mannichfaltigster Gestaltung zieren die Decke und die Wandungen der Karsthöhlen. Zapfenförmige Gebilde (Stalaktiten) hängen überall da von den Firsten derselben herab, wo die kalkhaltigen Sickerwasser aus einzelnen Oeffnungen einer Spalte des Deckgebirges hervortropfen, während schleier- oder vorhangartig gestaltete Kalksinterbildungen da entstehen mußten, wo die Gewässer längs einer ganzen Kluft herabsickerten.

Besonders die krainer Karstgebirgslandschaften zeichnen sich durch ihren Höhlenreichthum und durch die Großartigkeit der unterirdischen Hallen und Grotten aus. Man zählt in Krain nicht weniger als 60 größere Höhlen. Am berühmtesten ist die Adelsberger Höhle, welche durch ihre Größe und Ausdehnung nicht nur, sondern auch durch ihren Reichthum an prachtvollen Tropfsteinbildungen eine der schönsten bekannten Höhlen repräsentirt.[3]) Unter schützender Kalksinterdecke birgt diese Höhle wie zahlreiche andere die Reste vorweltlicher Thiere (Ursus spelaeus u. a.) und beherbergt gleichzeitig in ihren stehenden Gewässern jene merkwürdige blinde Thierwelt, als deren Hauptvertreter der Olm (Proteus) bekannt ist. Noch zahlreiche größere und kleinere Höhlen finden sich in der weitern Umgebung von Adelsberg vor, so die Magdalenengrotte, ausgezeichnet durch ihre mächtigen Tropfsteinsäulen, ferner die in drei Etagen übereinander gelegenen Höhlen von Lueg, die St.-Lorenzhöhe bei Laas, auf deren Grunde ein fischreicher See sich ausbreitet. Fast alle diese Höhlen sind neuerdings zugänglich gemacht. So auch die Grotte von Corgnale[4]) in der Nähe von Lipizza bei Triest, eine der bedeutenderen Höhlen des eigentlichen Karst.

Bei einem Gebirge, in welchem, wie es im Karst der Fall, die Fluß- und Bachläufe in das Innere verlegt sind, bei welchem aber auch die zerstörende, wegführende, kurz die erodirende Thätigkeit des fließenden Wassers auf subterrane Gebiete verwiesen ist, kann naturgemäß die Modellirung der Oberfläche des Gebirges, die Durchfurchung durch zusammenhängende Schluchten und Thalsysteme eine nur lückenhafte sein. Diese Erscheinung tritt am deutlichsten in der unvollkommenen Entwickelung der Längsthäler im Karst sowol wie in den benachbarten verkarsteten Gebirgen hervor. Ueberall trifft man hier auf „blinde Thäler“ (Polje in der slawischen Türkei genannt), große trogförmige Becken und Mulden, welche die Stelle der normalen Thalbildungen vertreten. Langgestreckt dehnen sich diese Einsenkungen zwischen den Faltenzügen der Gebirge aus, durch ein System von Querriegeln oft wieder in eine Reihe muldenförmiger Einzelbecken zergliedert. Eine große Anzahl dieser geschlossenen „blinden Thäler“ durchzieht die Gebirge von Unter-Krain in der Richtung von Nordwest nach Südost, entsprechend also der Haupterhebungsrichtung des Gebirges. Sie finden sich wieder in Bosnien, wo namentlich das 60 Kilom. lange geschlossene Becken von Livno ein solches blindes Längsthal repräsentirt; ferner nördlich von Ragusa (Popovo Polje), in der Herzegowina und im kroatischen Karst. Wie Mojsisovics hervorhebt, tragen diese Becken den Stempel einfacher Erosionsthäler an sich, aber die begonnene Thalbildung hat mit der Weiterfaltung des Gebirges nicht gleichen Schritt halten können, sie hat sich nicht kräftig genug äußern können, weil bei der Zerklüftung und Durch-

3) Ueber die die Adelsberger Höhle betreffende umfangreiche Literatur vgl. Schmidl l. c. S. 11 Anm., sowie Ad. Schmidt, Die Grotten und Höhlen von Adelsberg (Wien 1854), ferner Eduard Reyer l. c. S. 1—3 und E. Tietze l. c. 4) Eduard Reyer l. c. S. 6, mit Abbildung.

löcherung des Bodens die Gewässer zum größten Theil der Tiefe zugeführt sind (vgl. Tietze a. a. O.). Zu der unterirdisch aushöhlenden Thätigkeit der Gewässer steht in engster Beziehung eine andere besonders charakteristische Erscheinung der Karstlandschaft. Es sind dies die zahllosen trichterförmigen Vertiefungen, die Karsttrichter (Dolinen, Jamas). Dieselben zeigen sich zu Tausenden an der Oberfläche des Plateaus. Bald sind sie kreisrund eingesenkt, bald langmuldenförmig gestreckt. Sie besitzen oft einen beträchtlichen Umfang; so mißt derjenige des Dirupo di Smergo bei einer Tiefe von etwa 80 Met. 1/6 Meile, der Karsttrichter von Ponikve nördlich von Buccari hat sogar gegen 1/3 Meile im Umfange. Im triestiner Karst, wo die Trichter sich besonders dicht drängen, werden 30—40 Klafter als Mittelmaß der Weite angeführt. Die Wände der Dolinen fallen mit mehr oder minder steiler Böschung von bis zu 20—30° und darüber ab und senken sich der bald aus Schuttmassen zusammengesetzten, bald von einem rothen eisenschüssigen Verwitterungslehm des Karstkalkes, der terra rossa, überkleideten und dann häufig horizontal ausgebreiteten, von Feldern und Wiesen eingenommenen Sohle zu. Zuweilen aber fehlt auch eine solche den Boden ausfüllende Masse und der Trichter verliert sich schachtartig in der Tiefe des Gebirges. Neben diesen eigentlichen Dolinen treten an ebenen Stellen der Hochfläche oft zahllose, dicht nebeneinander gereihte kleinere schachtartige Löcher auf, oft nur wenige Meter weit, meist regelmäßig kreisförmig umrandet und wie die Dolinen auf dem Grunde mit Schutt und Schwemmmaterial bedeckt, oder aber sich als schlotartige Oeffnungen unterirdischer Hohlräume fortsetzend in die Tiefe. Die scharenweise in ihnen nistenden Höhlentauben haben ihnen den Namen Taubenlöcher eingetragen.[5]) Die slowenische Bezeichnung ist Jama, d. h. Höhle, Grube. Die Zahl dieser Dolinen und Karstlöcher vermehrt sich auch gegenwärtig fort und fort. „An manchen Stellen", so berichtet Professor Pilar in Agram, „gehen diese Veränderungen so rasch von statten, daß mancher Grenzerjüngling, welcher nach einigen Decennien sein Vaterland wiedersah, wol sagen konnte, es sei durch Neubildung von Trichtern gar nicht mehr zu erkennen gewesen. Häuser mußten infolge von Erdstürzen verlegt werden, Obstgärten, die einmal bestanden, waren nicht mehr und neue Saumwege waren angebahnt, da die frühern unwegsam geworden." [6])

Die Dolinen und Karstlöcher verdanken ihre Entstehung dem Einsturze unterirdischer Hohlräume und Klüfte, sind also eine directe Folge der subterranen, auslaugenden und aushöhlenden Thätigkeit der Gewässer. Der Beweis dafür ist an zahlreichen Stellen gegeben. In vielen Fällen stehen die Trichter mit jenen unterirdischen Höhlungen in offener Verbindung, auf ihrem Grunde treten die sonst unter Tage fließenden Wasserläufe hervor, um sich auf der andern Seite der Schlucht wieder in die Tiefe zu verlieren. Nach langanhaltendem Regen brechen aus manchen sonst trocken liegenden Trichtern die unterirdischen Gewässer nicht selten in mächtigen Strahlen hervor. Und wo eine solche offene Verbindung mit den Höhlen nicht vorhanden ist, da hat man, wie in der Planinahöhle, durch genaue markscheiderische Aufnahmen das Correspondiren der Dolinenzüge mit unterirdischen Einstürzen in den Höhlen nachweisen können, ja man hat den Verlauf der Dolinenzüge von Krain in manchen Fällen geradezu mit unterirdischen Flußläufen in Zusammenhang gebracht. Eduard Reyer hat ferner den Nachweis geliefert, daß nicht selten die (z. B. in dem Dolinenthale von Smarje) reihenweise angeordneten Trichter auf Verwerfungsspalten der Kalksteinschichten gelegen sind, deren nahe der Erdoberfläche sich bildende und später einstürzende Weitungen Ursache für die Dolinenentwickelung wurden. Den allmählichen Entwickelungsgang dieses Verkarstungsprocesses schildern Reyer und Tietze in folgender Weise. Ursprünglich lag ein von zahlreichen Verwerfungen und Klüften durchsetztes Gebirge vor. Auf ihnen suchten und fanden die Gewässer ihren bequemsten Weg, es entstand so ein vielfach verzweigtes unterirdisches Entwässerungssystem. Fort und fort erweitern die Flüsse und Bäche durch die auflösende und unterwühlende Thätigkeit der Gewässer ihre Bahnen, die niederstürzenden Deckgebirgsmassen werden gelockert und allmählich fortgeschafft, der Schutt der Dolinen sinkt immer mehr in die Tiefe, bis endlich alles Getrümmer in den Horizont des strömenden Wassers hinabgedrückt ist, dann tritt der Fluß auf dem Grunde der Dolinen zu Tage. Immer weiter setzt sich dieser Proceß fort. Die Deckengewölbe der unterirdischen Hallen stürzen nach und nach ein, zuerst stellenweise, benachbarte Einzeltrichter verbinden sich zu einer größeren langgestreckten Doline, dann in immer größerem Umfange, bis sie endlich ganz verschwinden und der Fluß sich ein offenes Bett geschaffen hat. Die unterirdische Denudation geht schließlich, wie von Mojsisovics hervorhebt, in eine ausschließlich subaërische über. Die Verwandlung der unterirdischen Flußläufe in oberirdische ist das Ziel des Verkarstungsprocesses. „Die Vorgänge also, durch welche die auffallenden und sonderbaren Erscheinungen der Karstgebiete bedingt werden, streben dahin, diese Erscheinungen schließlich wieder zu verwischen. Das Streben der Erosionsthätigkeiten ist eben hier wie sonst trotz anscheinend gegentheiliger Wirkungen schließlich ein nivellirendes." [7])

Weit weniger bedeutungsvoll und charakteristisch für die Erscheinungsweise der Oberfläche des Karstplateaus sind neben den Dolinen die Karrenfelder, jene eigenthümliche Verwitterungsform, bei welcher die Kalksteinmassen von zahlreichen Rinnen, Furchen und Kanälen durchzogen sind, die voneinander durch oft in scharfe Schneiden auslaufende Felskämme getrennt sind. Auch hier ist es die auflösende Kraft der kohlensäurehaltigen atmosphärischen Gewässer, welche leichter zerstörbare Partien des Kalksteins zerstört und hinwegführt und so allmählich die von jenen Felsschneiden von-

5) Umlauft l. c. S. 118. 6) Vgl. E. Tietze l. c. S. 755.

7) Tietze l. c. S. 755. 8) Vgl. Hann, Hochstetter und Pokorny, Allgemeine Erdkunde (1881), S. 304 und Taf. XII.

einander geschiedenen rinnenförmigen Vertiefungen entstehen läßt.

Der Karst ist infolge der häufigen Einstürze unterirdischer Hohlräume der Schauplatz zahlreicher Erdbeben und muß es seit langem gewesen sein, denn die Bildung einer jeden Doline, jedes Karsttrichters ist von einem solchen Einsturze begleitet gewesen, in dessen Gefolge Erschütterungen des Bodens eintreten mußten. Neben diesen Einsturzbeben aber machen sich auch gewaltigere und meist auf weitere Entfernungen wirkende Erschütterungen des Bodens geltend, welche im Zusammenhange stehen mit noch jetzt sich vollziehenden gebirgsbildenden Vorgängen (Dislocationserdbeben). Nach Hörnes bildet der Karst ein Glied in der langgestreckten Erdbebenzone, welche sich längs des südlichen Randes der Ostalpen und über den Karst am Nordrande der Adria hinzieht und welcher die Erschütterungsgebiete von Cormons (1870), Görz (1869), Gradiska, Adelsberg (1872) und namentlich auch die im Februar und März des Jahres 1870 von besonders heftigen Erdbeben heimgesuchten Gegenden von Klana und Feistritz angehören.[8])

Das Klima des Karsts (im engeren Sinne) ist in dessen tieferen Partien, namentlich in der adriatischen Küstenzone ein gemäßigt warmes, im Görzischen schon ein fast italienisches. In Triest zeigt bei einer mittlern Jahrestemperatur von 14,23° C. der Juli eine mittlere Wärme von 24,2° C. und der kälteste Monat, der Januar, eine solche von 4,41° C. In Görz ergab eine siebenjährige Beobachtungsperiode als entsprechende Mitteltemperaturen für das Jahr 12,5° C., für den Juli 23,2° C. und für den Januar 3,4° C.[9])

Anders auf den Höhen des Karstplateaus. Adelsberg z. B., in einer Höhe von 320 Met. gelegen, zeigt als Mitteltemperaturen für das Jahr 9,9, für den Januar — 0,7 und für den Juli 19,9° C.[10]) Hier sind es namentlich kalte Luftströmungen, welche das Klima zu einem äußerst rauhen gestalten und vor allem heftige und schroffe Temperaturschwankungen bedingen. Einen solchen Einfluß übt in erster Linie die an den östlichen adriatischen Küstenlanden bis nach Hellas auftretende und gefürchtete Bora[11]) aus. Dem Mistral Südfrankreichs verwandt, verdankt dieser Nord- oder Nordostwind seine Entstehung dem jähen Austausch der kalten Gebirgsluft gegen die warme Luft der adriatischen Gestade, dem schroffen Gegensatze also zwischen den dichteren, kälteren Luftmassen der Binnenlande und der sich rasch erwärmenden Luft, welche sich über die nach Süden gekehrten Küstenlandschaften ausbreitet. Gerade im Norden des Adriatischen Meeres, wo der Karst steil zu der Küste abfällt, ist dieser Gegensatz am schärfsten ausgeprägt und tritt deshalb die Bora am heftigsten auf. Sturmartig bricht sie plötzlich los, in rasch aufeinanderfolgenden Stößen fegt sie über die kahlen Höhen des Karstplateaus dahin, Bäume, Wagen, Pferde umstürzend, die Dächer trotz ihrer festen Mauerung und Steinbelastung abhebend, selbst Eisenbahnzüge in ihrem Laufe hemmend. Trockenheit und schneidende Kälte sind die Begleiter dieses Sturmwindes, der besonders häufig in der kühleren Jahreszeit, von October bis December und im Februar und März, aufzutreten pflegt und dann zuweilen ein bis zwei Wochen allen Verkehr auf den Landstraßen unterbrechend andauert.

Warme südliche und südöstliche Luftströmungen besonders führen dem Karst der Küstenlande und Krains Niederschläge[12]) zu. Triest, am Fuße des Karsts, hat eine jährliche Niederschlagsmenge von 1093 Mm. (nach Chavanne 1114), Görz eine solche von 1611 Mm. (nach Chavanne 1842) und weiter landeinwärts Adelsberg eine solche von 1647 Mm. (nach Chavanne) aufzuweisen. In der jahreszeitlichen Vertheilung der Niederschläge schließt sich das Karstgebiet wie in den Temperaturverhältnissen dem nördlichen Italien an, Frühjahrs-, namentlich aber Herbstregen herrschen vor, die Sommer sind besonders auf den kahlen Höhen des Plateaus trocken, die Winter arm an Schnee. Besonders groß ist im südlichen Krain die Zahl der Gewitter. In Adelsberg zählt man deren im mittlern Jahresdurchschnitt 45, die meisten in der ganzen österreichischen Monarchie.[13])

Die reichen Niederschläge aber von durchschnittlich über 1500 Mm. kommen der Oberfläche des Karsts in nur geringem Grade zu gute. Durch die Tausende von Klüften und Löchern, Trichtern und Schloten versinken die Regenwasser rasch in die Tiefe. Aus diesen geologischen, nicht aus meteorologischen Verhältnissen leitet sich der Wassermangel des Karstplateaus her, welcher die Bewohner mancher Ortschaften zwingt, das so reichlich fallende Wasser in Cisternen zu sammeln und für den Gebrauch aufzusparen, während dann wieder nach heftigem und andauerndem Regen die unterirdischen Kanäle für die vorhandenen Wassermengen zu eng werden, sodaß eine Rückstauung die Folge ist und das Wasser dann oft unter gewaltsamer Oeffnung der verstopften Karsttrichter in diese eintritt. In jenen geologischen und nicht in den meteorologischen Verhältnissen ist ferner das oben betonte Fehlen einer kräftigen Erosionsthätigkeit der Gewässer an der Oberfläche des Gebirges begründet, aus ihnen erklärt es sich auch, daß trotz des Vorhandenseins zahlreicher abgeschlossener Thalmulden eigentliche Seen im triestiner Karst sich nicht vorfinden. Nur in einigen Dolinen hält sich das Wasser, bilden sich kleine Weiher. Erst weiter im Norden treten Seen auf, darunter als der bekannteste der Zirknitzer See in Krain. In einer Höhe von 573 Met. gelegen, dehnt er sich bei mittlerm Wasserstande 1,9 bis 3,8 Kilom. in die Länge und 0,7 Kilom. in die Breite aus und ist dann 17,7 Met. tief. Auch sein Boden ist von zahlreichen Trichtern siebförmig durchlöchert. In diesen Vertiefungen verliert sich in trockenen Sommern sein Wasser fast ganz, während aus denselben

9) Theobald Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Ergänzungsheft Nr. 58 zu Petermann's Geogr. Mitth. (1879) S. 47 und 48. 10) Dr. Jos. Chavanne, Physik.-Statist. Handatlas von Oesterreich-Ungarn. 11) Fischer l. c. S. 35 und Umlauft l. c. S. 125.

12) Th. Fischer l. c. S. 52 und 54. 13) Umlauft l. c. S. 742.

nach anhaltendem Regen in den umgebenden Gebirgen reiche Wassermassen aus der Tiefe hervorquellen und das Niveau des Sees beträchtlich steigen lassen.

Wie noch gegenwärtig die binnenwärts gelegenen Karstlandschaften, wie der Tarnowaner Wald, der Birnbaumer Wald, der Krainer Schneeberg und Theile von Istrien, die in ihren stämmigen Eichen bei Montona werthvolles Schiffsbaumaterial liefern, von einer kräftigen Waldvegetation bedeckt sind, so war vor zeiten auch das eigentliche Karstplateau ein reiches Waldland, besetzt mit Eichenbeständen, Tannen, Föhren und Buchen. Die ersten Ansiedler haben das Zerstörungswerk begonnen, bis heute ist dasselbe fortgesetzt, wo uns der Karst nunmehr als eine öde, trümmerbedeckte, fast waldlose Wüste entgegentritt, in welcher nur an geschützten Stellen an den Gehängen und auf dem Grunde der Thäler und Dolinen Waldwuchs zu finden ist. Des Schutzes der Waldvegetation beraubt, ist die Dammerde von den nunmehr rasch abfließenden Gewässern fortgeschwemmt, oder auch von der ungehemmt die Höhen bestreichenden Bora hinweggefegt, nur in geschützten Vertiefungen des Bodens hat sich dieselbe zu erhalten vermocht. Alle die Verwitterungsproducte, welche bei der Auflösung des Kalksteins in den in Wasser unlöslichen thonigen u. a. Bestandtheilen, „der unlöslichen Asche" gleichsam des Kalksteins, zurückbleiben, sie verfallen demselben Schicksale. Die so entstehende Lehmerde, die terra rossa, findet sich deshalb vorwiegend an den Gehängen und auf dem Grunde der Dolinen und Thäler und strich- und fleckenweise in den geschützten flachmuldenförmigen Einsenkungeu. So hat sich allmählich die Umwandlung dieses einstigen Waldlandes in eine von Steinfeldern bedeckte, trümmererfüllte, kahle und unwirthliche, von Klüften, Dolinen und Karstlöchern durchbrochene und von bankartigen Kalkriffen überragte Landschaft vollzogen. Rings aber zieht sich am Norden, Westen und Süden am Fuße des öden Karsts von dem fruchtbaren und durch ein mildes Klima begünstigten Wippachthale über Gradiska und Monfalcone entlang der Küste des Golfs von Triest eine reiche Culturlandschaft, deren Oliven, Feigen und Weine Italiens Nähe verkündigen, und oasenartig heben sich auch auf der Höhe die von Wäldern, Wiesen und Feldern besetzten Dolinensenken von der unwirthlichen Umgebung ab.

Die Hauptmasse der Bewohner des Karst, die Kraschovzi, gehören zu den Japiden, einem der sieben Hauptstämme der slowenischen Illyrier, doch macht sich der Einfluß italienischer Sprache bemerkbar, sobald man die Kämme des Karsts (im engeren Sinne) nach Süden überschritten hat. An die Kraschovzi schließen sich im Osten die ebenfalls zu den Japiden gehörigen Poiker und Tschitschen an. Harte Arbeit, wie sie die Sterilität des Bodens in dem größten Theile des Karsts erfordert, hat einen zwar kleinen, aber starken und kräftigen, dabei schlichten und einfachen Menschenschlag erzeugt.

Mineralische Schätze bietet der eigentliche Karst nicht. Nur der Kalkstein und Marmor des Gebirges wird seit alten Zeiten in Nutzung gezogen. In dem krainer Karstgebiete ist das Quecksilber von Idria von großer Bedeutung. Die dortigen Gruben liefern alljährlich eine Ausbeute von etwa 3500 Mtr.-Ctrn. und stehen unter allen europäischen Fundorten dieses Metalls denen von Almaden in Spanien am nächsten.[14])

Obst-, Wein- und Ackerbau sowie Seidenzucht bilden in den klimatisch begünstigten Umrandungen des Karsts die Haupterwerbszweige der Bevölkerung, soweit dieselbe an der Küste des Golfs von Triest nicht in der Fischerei und durch den Handel ihren Unterhalt findet. Obst, Wein, Mais werden auch an den geschützteren Stellen auf der Höhe des Karsts angebaut, sonst stellt der ganze Karst ein ausgedehntes Weideland dar, auf welchem ein kleiner, aber kräftiger Pferdeschlag, namentlich aber Schafe und Ziegen bis in den Spätherbst geweidet, dann in die Niederungen hinabgetrieben werden.

Von wichtigen Verkehrsstraßen zieht sich die Eisenbahnlinie Udine-Triest hart am West- und Südrande des Karsts entlang, um sich an letzterem bei Nabresina mit der Laibach-Triest-(Semmering-)Bahn zu vereinigen, welche von St.-Peter aus den eigentlichen Karst durchschneidet. *(Rudolf Credner.)*

KARSTEN, eine der namhaftesten deutschen Gelehrtenfamilien, aus der sich besonders die nachstehenden Glieder und zwar vorzugsweise auf den Gebieten der Mathematik und der Naturwissenschaften ausgezeichnet haben:

1) Wenzeslaus Johann Gustav Karsten, geboren am 15. Dec. 1732 zu Neubrandenburg im Großherzogthume Mecklenburg-Strelitz als Sohn eines Apothekers, verlebte seine Jugendzeit im großväterlichen Hause zu Güstrow, wo er eine nur mangelhafte Vorbildung genoß, und wurde von den Aeltern für die Theologie bestimmt. Von 1750—1752 widmete er sich diesem Studium zu Rostock, von 1752—1754 in Jena, wo er neben den theologischen zugleich auch philosophische Vorlesungen besuchte, während er die ihm schon in Güstrow liebgewordene Mathematik privatim zu seiner Erholung betrieb. Nach seiner Rückkehr von der Universität begann er Uebungspredigten zu halten und sich überhaupt ernstlich zum Predigerberufe vorzubereiten. Da jedoch um diese Zeit sämmtliche Lehrstühle der Mathematik an der Universität zu Rostock durch Tod oder Versetzung verwaist waren, so glaubte Karsten für seine Zukunft bessere Aussichten zu haben, wenn er seiner Neigung für die Mathematik und der Aufforderung von Freunden, nach Rostock zu kommen, Folge leistete. Dorthin begab er sich gegen Ende des Jahres 1754, promovirte demnächst zum Magister und begann schon zu Ostern 1755 als Privatdocent mathematische Vorlesungen zu halten. Im J. 1758 wurde ihm die mathematische Professur zu Rostock übertragen, aber schon 1760 verließ er diese Stadt, um die gleiche Professur an der damals entstehenden Universität zu Bützow zu übernehmen. Hier lehrte Karsten bis zum J. 1778, indem er sich gleichzeitig durch Veröffentlichung einer Reihe mathematischer Werke auch in weiteren Kreisen einen geachteten Namen

14) Umlauft l. c. S. 120 und 751.

erwarb. Im letztgedachten Jahre endlich erfolgte seine Berufung in einen größeren Wirkungskreis, nämlich nach Halle, an welcher Universität er bis zu seinem am 17. April 1787 erfolgten Tode als Lehrer und Schriftsteller gleich erfolgreich wirkte. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbegriff der gesammten Mathematik" (Greifswald 1767—1777), 8 Bde.; 2. Auflage, Bd. 1—6 (Greifswald 1782—1795), Bd. 7 herausgegeben von Mollweide (Leipzig 1818); „Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften" (Greifswald 1780), 3 Bde.; „Anfangsgründe der Naturlehre", 2. Auflage, herausgegeben von Gren (Halle 1790).

2) Dietrich Ludwig Gustav Karsten, des Vorigen Sohn, geboren am 5. April 1768 zu Bützow, widmete sich, nachdem er auf dem Pädagogium zu Halle mit Vorliebe Mathematik betrieben, schon im Alter von vierzehn Jahren auf der Akademie zu Freiberg unter Werner's Leitung den bergmännischen Wissenschaften, speciell der Mineralogie, wurde infolge seines Fleißes im J. 1783 vom Staatsminister von Heinitz unter die Zahl der königlich preußischen Bergeleven aufgenommen und kehrte 1786, also im Alter von achtzehn Jahren, als durchgebildeter Bergmann und Mineralog nach Halle zurück, um seine Studien an dortiger Universität mit Hülfe einer von der preußischen Regierung gewährten Unterstützung fortzusetzen. Noch vor Beendigung derselben starb der Vater, aber schon bald nachher trat Karsten mit glücklichem Erfolge als Schriftsteller auf, indem Michaelis 1787 seine Beantwortung der von den berner Naturforschern gestellten Preisaufgabe: „Ueber die beste Classification und Beschreibung des Thonschiefers, des Hornschiefers und der Wacke" gekrönt wurde. Im nächstfolgenden Jahre erhielt er einen Ruf nach Marburg, um hier ein vollständiges systematisches Verzeichniß der ansehnlichen naturhistorischen Sammlung des verstorbenen Professors Leske auszuarbeiten. Das Resultat seiner Arbeiten legte er 1789 der gelehrten Welt in zwei für die Mineralogie epochemachenden Werken, einem deutschen und einem lateinischen, vor Augen. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Berufung als Assessor der Provinzialadministration zum Oberbergamt in Berlin. Im J. 1792 stieg er zum Bergrath, 1797 zum Oberbergrath und 1803 zum Geheimen Oberbergrath und Mitglied des Ministeriums für Bergwerksangelegenheiten auf. Im J. 1810 wurde ihm der Staatsrathstitel verliehen und bei der neuen Organisation des Finanzministeriums die General-Bergbaudirection im Ministerium des Innern, d. h. die Leitung des gesammten Bergwesens im preußischen Staate anvertraut, ein Amt, welches er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da er schon am 21. Mai 1810 starb. In der großen königlichen mineralogischen Sammlung in Berlin, die er anlegte und pflegte, hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, auch war er seit 1803 außerordentliches, seit 1808 ordentliches Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Museum Leskeanum" (Lipsiae 1789, 2 Bde.); „Des Herrn G. Leske hinterlassenes Mineralienkabinet" (Leipzig 1789, 2 Bde.); „Tabellarische Uebersicht der mineralogisch einfachen Fossilien" (2. Aufl., Berlin 1792); „Mineralogische Tabellen" (2. Aufl., Berlin 1808).

3) Franz Christian Lorenz Karsten, ein jüngerer Bruder von Wenzeslaus Johann Gustav Karsten, geboren am 3. April 1751 zu Pohnsdorff in Mecklenburg, erhielt nur ungenügenden Jugendunterricht, widmete sich mit sechzehn Jahren der praktischen Landwirthschaft und bezog im J. 1770 die Universität Bützow, wo er Mathematik, Sprachen, Naturwissenschaften und Völker- und Länderkunde mit Eifer studirte. Nach Beendigung seiner Studien erhielt er 1773 zunächst eine Anstellung als Lehrer am Pädagogium zu Bützow, in welcher Eigenschaft er auch schon schriftstellerisch thätig war, bis ihm im J. 1780 eine außerordentliche Professur an der Universität Bützow übertragen ward. Drei Jahre später trat er als ordentlicher Professor in seine eigentliche Bestimmung als Lehrer der Nationalökonomie ein, eine Stellung, die er von 1789 an auch in Rostock, nachdem in diesem Jahre die Wiedervereinigung der beiden Universitäten Bützow und Rostock erfolgt war, beibehielt. Bald aber kam er zu der Ueberzeugung, daß eine Lehrstelle der Oekonomie nicht ohne ein praktisches ländliches Etablissement sich zu voller Wirksamkeit entfalten könne, und es richtete sich nun sein ganzes Bestreben auf eine solche Erwerbung; aber erst nach vielen Mühen gelang ihm im J. 1793 die Gründung der ersten landwirthschaftlichen Lehranstalt in Deutschland, derjenigen zu Neuenwerder bei Rostock. Im J. 1798 rief er die „Landwirthschafts-Gesellschaft" ins Leben, einen Verein praktischer Landwirthe, der sich die Hebung der mecklenburgischen Agricultur in allen ihren Zweigen zur Aufgabe machte, und der seit 1813 als „Patriotischer Verein" in verjüngter Gestalt segensreich fortblühte; in seiner Eigenschaft als Generalsecretär der Gesellschaft gab Karsten die „Annalen", später die „Neuen Annalen der mecklenburgischen Landwirthschaft" heraus, von welchen bis zu seinem Tode 15 Jahrgänge erschienen waren. Er starb als Geheimer Hofrath am 28. Febr. 1829 zu Neuenwerder; eine Reihe von Schriften sind Zeugnisse seiner erfolgreichen Bemühungen, eine wissenschaftlichere Methode in der Landwirthschaft zu begründen.

4) Karl Johann Bernhard Karsten, ein Sohn des Vorhergehenden, geboren am 26. Nov. 1782 zu Bützow, besuchte die Schule zu Rostock und bezog bereits 1799 die Universität derselben Stadt, wo er sich den Naturwissenschaften widmete, daneben aber auch Medicin und Jurisprudenz studirte. Im J. 1801 wandte er sich nach Berlin, wo ihm auf Grund einiger von ihm veröffentlichten Abhandlungen seitens eines dortigen Bergrathes eine Assistentenstelle angetragen worden war. Im J. 1802 in Rostock zum Doctor philos. promovirt, wandte er sich jetzt, seiner innern Neigung folgend, immer ausschließlicher der Metallurgie sowie der Berg- und Hüttenkunde zu. Nachdem er seit 1804 verschiedene Stellungen beim Berg- und Hüttenwesen der Provinz Schlesien bekleidet hatte, wurde er im J. 1819 als Geheimer

Oberbergrath beim Ministerium des Innern nach Berlin berufen und ihm die Oberleitung des gesammten preußischen Hüttenwesens sowie die Salinenverwaltung übertragen. In dieser Stellung wirkte er auf das erfolgreichste bis zu seiner Emeritirung im J. 1850, was durch seine während jener Zeit erfolgte Ernennung zum Mitglied der berliner (1822), der Leopoldinisch-Karolinischen (1826) und der göttinger (1845) Akademie anerkannt wurde; er starb am 22. Aug. 1853 zu Schöneberg bei Berlin. Sowol als Praktiker wie als Theoretiker gehörte Karsten zu den hervorragendsten Männern seines Faches, und er hat viel zur Entwickelung des Hüttenwesens in Deutschland beigetragen; namentlich ist auch die Entstehung der großartigen Zinkindustrie Schlesiens auf ihn zurückzuführen. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Handbuch der Eisenhüttenkunde" (3. Aufl., Berlin 1841, 5 Bde.); „System der Metallurgie" (Berlin 1831, 5 Bde.); „Lehrbuch der Salinenkunde" (Berlin 1846 und 1847, 2 Bde.). Außerdem hat er sich durch die Herausgabe des „Archiv für Bergbau und Hüttenwesen" (Berlin 1818—1829, 20 Bde.) und die als Fortsetzung desselben zu betrachtende Herausgabe des „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" (Berlin 1829—1854, 26 Bde.), welch letzteres er vom 11. Bande ab mit H. von Dechen gemeinschaftlich redigirte, große Verdienste erworben. Von den überaus zahlreichen kürzeren Abhandlungen Karsten's sind als besonders wichtig hervorzuheben: „Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und Oesterreich" (Halle 1821); „Ueber das Erz führende Kalksteingebirge von Tarnowitz" (Berlin 1827) und „Ueber die kohligen Substanzen des Mineralreiches" (Berlin 1826); auch verfaßte er einen „Grundriß der deutschen Bergrechtslehre" (Berlin 1828), sowie eine „Philosophie der Chemie" (Berlin 1843). Schließlich sei noch erwähnt, daß Karsten während der Legislaturperiode von 1850—1851 Mitglied der preußischen Ersten Kammer war, in welcher er der liberalen Partei angehörte.

5) **Hermann Karsten**, des Vorhergehenden Sohn, geboren am 3. Sept. 1809 zu Breslau, erhielt hier und später in Berlin seine Vorbildung und bezog schon zu Ostern 1826 die Universität Bonn, um Jurisprudenz zu studiren. Gleichzeitig hörte er auch mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, die ihn in stets wachsendem Grade so sehr anzogen, daß er die Rechtswissenschaft bald ganz aufgab. Im J. 1827 kehrte er nach Berlin zurück, wo er, dem Beispiele seines Vaters und Großvaters folgend, sich mit ausschließlich naturwissenschaftlichen Studien, hauptsächlich Mineralogie, und mit Mathematik, beschäftigte. Im Frühjahre 1829, im Alter von noch nicht ganz zwanzig Jahren, zum Doctor philos. promovirt, begab er sich zunächst nach Königsberg, um auf der dortigen Sternwarte unter Bessel's Leitung eine Zeit lang zu arbeiten. Im nächstfolgenden Jahre schon habilitirte er sich an der Universität Rostock, wo er über analytische Geometrie und Mineralogie las und zugleich die Berechnung des Kalenders für die mecklenburgischen Lande übertragen erhielt, eine Arbeit, die er bis an sein Lebensende fortführte. Seit 1831 außerordentlicher und seit 1836 ordentlicher Professor der Mathematik, las er außerdem lange Jahre hindurch zugleich auch Collegia über Astronomie, Physik und Mineralogie, da die Lehrkräfte für das Gebiet der Naturwissenschaften in Rostock sehr ungenügend waren; erst 1873 wurde eine eigene Professur für Physik errichtet, wodurch Karsten von einem Theile seiner Lehrthätigkeit entlastet wurde. Schon Michaelis 1854 war ihm die Direction der rostocker Navigationsschule übertragen worden, nachdem er von 1830—1850 einen kleinen astronomischen Almanach zum Gebrauch für Seeleute herausgegeben hatte; und noch während seiner letzten Lebensjahre war seine Thätigkeit aus Interesse für das allgemeine Verkehrswesen vorzugsweise auf die Nautik gerichtet, sodaß der deutsche nautische Verein ihn 1874 zu seinem Präsidenten erwählte. Wiederholt Rector der Universität, bekleidet mit zahlreichen anderweiten Ehren- und Vertrauensämtern und seit 1874 Mitglied der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, starb er am 26. Aug. 1877 in Bad Reinerz in Schlesien. Außer astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, den schon erwähnten „Mecklenburgischen Kalendern" und dem ebengedachten „Kleinen astronomischen Almanach" sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Beitrag zur Berichtigung der Sterblichkeitstafeln" (Rostock 1845) und „Lehrbuch der Krystallographie" (2. Bd. der Encyklopädie der Physik von Gustav Karsten), Leipzig 1864. (*Albrecht Just.*)

KARSUN (oder Korsun), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Simbirsk an den Flüssen Barüscha und Karsunka, 106 Kilom. westlich von Simbirsk. Die Gründung der Stadt fällt in die Periode von 1648—1654, in welcher der Karsunsche Wachtcordon eingerichtet wurde, der sich von dem Flusse Uren bis zur Sura erstreckte. Die Stadt hat 5 Kirchen, 565 Häuser, 160 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Elementarschule, 2 Färbereien, 1 Oelmühle, 1 Gerberei, 1 Bierbrauerei, 3736 Einwohner und 2 Jahrmärkte, zu Pfingsten und am 20. Juli, von denen der letztere einen Umsatz von über eine halbe Million Rubel hat. Im Kreise von Karsun, der auf einem Flächenraume von 7 □Meilen über 180,000 Einwohner zählt, worunter 15,000 Mordwinen, 3000 Tschuwaschen und 5324 Tataren, gibt es 7 Tuchfabriken mit einer Production von 1,726,000 Rubeln, 2 Papierfabriken (28,960 Rubel), 1 Taufabrik (10,000 Rubel) und Wollwäschereien (109,000 Rubel). (*A. von Wald.*)

KARTALINIEN (oder Kartweli). Unter diesem Namen verstand man in frühern Zeiten einen der Hauptbestandtheile des georgischen (grusinischen) Fürstenthums, den jetzigen nordwestlichen Theil des Gouvernements Tiflis in Kaukasien, namentlich die Kreise von Tiflis, Chori, den chorskischen Bezirk, sowie einen Theil des achkalzischen Kreises im Gouvernement Kutaisk. Kartalinien wird in das obere (Semo-Kartweli) und in das untere (Kweno-Kartweli) getheilt. Zum obern gehören die Bezirke Dzawacheti, Samziche, Satarachne, Daziziana, Tschina-Kartweli, Kade oder Kiule, Kewi-

Saretsi, Gudamakeri, Garemamo, Mremli, Tichasti, Pschawi, Seristo, Gakmachar, Waneti und Saparschel; das untere Kartalinien bilden die Bezirke: Saziziano, Katarchmo, Trialeti, Sadschawacho und Sabarato. Im letztern Bezirke liegt die Hauptstadt Kaukasiens Tiflis. Vgl. Reinegge, Beschreibung, II, 67; Güldenstedt's Reise, I, 345; Bodenstedt, Völker des Kaukasus; Eichwald, Reise, I, Abthl. 2, S. 187. (*A. von Wald.*)

KARTÄTSCHE, sprachlich aus dem italienischen cartaccio, Papiertüte, Büchse, ähnlich wie Cartusche aus cartuccio, welche beiden Worte im Italienischen die Umhüllung sowol der Geschosse als der Pulverladung bezeichnen. Sachlich stammen die Kartätschen, die man in einem Theile Deutschlands auch Schrotbüchsen nennt, von dem Hagel der ersten Zeiten der Geschütze her. Die nicht sehr bedeutende Wirkung der bei den Bombarden gebräuchlichen Steinkugeln, die geringe Kraftäußerung des Pulvers der Geschützladungen, die überaus langsame Bedienung der unbehülflichen Monstregeschütze bei dem Laden des in Staubform benutzten Pulvers mittels einer mit langem Stiele versehenen Ladeschaufel u. s. w. ließen sehr bald auf eine Steigerung der Wirkung zunächst bei näheren Entfernungen denken. Man glaubte ein Mittel hierzu in der Zerlegung des Vollgeschosses in zahlreiche Theile zu finden und lud daher gehacktes Blei, Eisenstücke, Steine, Ketten u. s. w. zuerst lose in die Seele des Rohres und nannte ein derartiges Streugeschoß Hagel. Die hiermit verknüpften großen Unbequemlichkeiten veranlaßten bald, daß man die Kieselsteine, Kettenglieder u. s. w. in ein Netz von Eisendraht, in einen geflochtenen Korb oder in ein dem Geschützkaliber entsprechendes Faß einschloß. Alessandro Capobianco kennt in seiner „Corona e palma militare di Artiglieria" (Venetia 1598) bereits hölzerne Gerippe für den Hagel und Traubenkartätschen, letztere aus einhalb- bis einpfündigen eisernen Kugeln bestehend, die um eine Spindel auf einen hölzernen oder eisernen Spiegel gereiht, mit einem leinenen Sacke überzogen und mit Schnüren überstrickt sind und daher im Aeußern einer Weintraube ähneln. Am Ende des 16. Jahrh. findet sich auch bereits der Gebrauch einer Art Kartätsche aus den Karthaunen kleineren Kalibers, indem man Musketenkugeln in Säcken von Segeltuch vereinigte und also nach der späteren Terminologie Beutelkartätschen bildete. Erst während des Dreißigjährigen Krieges beginnen die Streugeschosse, die bisher hauptsächlich bei der Vertheidigung der Festungen und besonders bei der Grabenvertheidigung als Hagel aus den Steinbüchsen angewendet worden, auch eine Rolle im Feldkriege zu spielen, ja es werden sogar die Regimentsgeschütze vorzugsweise für ihren Schuß bestimmt. Gustav Adolf rief diese Neuerung hervor, indem er sowol bei den ledernen als auch bei den zu ihrem Ersatze 1631 eingeführten leichten gußeisernen Feldkanonen dem Kartätschschusse einen vielfältigen Gebrauch zuwies. Die deutsche Artillerie wandte Kartätschen im Feldkriege zum ersten mal bei Nördlingen 1645 an. Die Hülle der Kartätschen bestand nunmehr nicht immer aus Leinwand, sondern auch aus dünnen Holzwänden und zuweilen selbst aus Blech; ihre Füllung wurde nicht mehr durch Eisenstücke u. s. w., sondern fast immer aus bleiernen oder eisernen Kugeln gebildet. In der Folgezeit wurden nur eiserne Kugeln, für die Feldgeschütze aus Schmiedeeisen, für die Festungs- und Belagerungsgeschütze aus Gußeisen, verwendet, während die Hüllen der Kartätschen für den Feldkrieg aus Schwarzblech, für den Festungskrieg aus Leinwand gefertigt wurden. Erstere erhielten den Namen Büchsenkartätschen, letztere wurden Beutelkartätschen genannt. Neben diesen beiden Hauptgattungen bestanden zeitweise außer den schon genannten Traubenkartätschen auch Tannzapfen- und Klemmkartätschen. Die ersteren waren eine Abart der Traubenkartätschen; bei ihnen lag auf dem Spiegel eine größere Kugel, auf welche die kleinen Kugeln mit Pech aufgeklebt, mit Leinwand bekleidet und dann verschnürt wurden; bei letzteren wurden die Kartätschkugeln in der Büchse senkrecht übereinandergelagert, an der Büchsenwandung durch Holzstäbchen mit Hohlkehle festgehalten und die ganze Kugelfüllung mit Gips übergossen, der, die Zwischenräume ausfüllend, eine feste Lage der Kugeln gewährleistete. Beide Abarten haben sich als Verbesserungen nicht bewährt. Da bei allen Kartätschen beim Verschießen schon im Rohre die Kugeln von der Umhüllung getrennt werden, so breiten sie sich unmittelbar vor der Mündung aus und bilden einen Streuungskegel, bei dessen senkrechtem Durchschnitte der horizontale Durchmesser erfahrungsmäßig etwa ein Zehntel der Schußweite beträgt, sodaß demnach beim Schießen auf 400 Schritt sich die Kartätschkugeln horizontal auf 40 Schritt ausbreiten. Daneben haben sie nur die Kraft, gegen lebende Ziele eine Wirkung zu äußern und diese auch nur bis etwa 500 Met. Entfernung vom Geschütze. Der Kartätschschuß kann daher im Feldkriege nur zur Abwehr angreifender Infanterie oder Cavalerie, bei Belagerungen nur zum Abschlagen von Ausfällen und bei der Vertheidigung der Festungen nur zur Bestreichung der Gräben dienen. Als Maßstab für die Größe und Zahl der Kugeln möge die Angabe gelten, daß bei dem glatten Sechspfünder 41 sechslöthige und bei dem glatten Zwölfpfünder 41 zwölflöthige Kugeln die Füllung der Büchsen bildeten. Die Einführung der gezogenen Geschütze hat eine Aenderung der Büchsenkartätschen dahin veranlaßt, daß zur Schonung der Züge des Rohres die Hüllen statt aus Schwarzblech aus Zinkblech oder aus Weißblech und die Kugeln statt aus Eisen aus Zink oder einer Blei-Antimon-Legirung gefertigt werden. Die deutschen Kartätschen der Construction des Jahres 1873 enthalten 76 Zinkkugeln, welche bei den leichten Geschützen 50 Gramm, bei den schweren Geschützen 70 Gramm schwer sind. Seit der Ausbildung und der Vervollkommnung der Shrapnels, die auf allen Kartätschentfernungen die bisherigen Kartätschen in ihrer Wirkungsweise zu ersetzen vermögen, haben diese an Bedeutung wesentlich eingebüßt und sind daher auch in der Ausrüstung der meisten Artillerien an Zahl erheblich vermindert worden. Während man früher nicht selten die Kartätschen als die blanke Waffe der Artillerie zu be-

zeichnen liebte, mangelt es in neuerer Zeit nicht an Stimmen, die ihre gänzliche Abschaffung befürworten. (*von Löbell.*)

Kartäuser, s. Carthäuser.

Karte, s. Landkarten, Seekarten, Sternkarten.

Karten und Kartenspiele, s. Spielkarten.

Karthago, s. Carthago.

KARTHAUNE, Bezeichnung des Geschützes, welches den Uebergang der Bombarden der frühesten Zeit der Verwendung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch zu den Kanonen bildet. Während die Bombarden meist steinerne Kugeln verwendeten, schießen die Karthaunen bereits gußeiserne Kugeln und entsprechen auch nach Construction und Gebrauch den späteren Kanonen. Von ihnen gab es verschiedene Kaliber und Unterabtheilungen, deren Unterscheidungsnamen entweder durch Vorsetzung des Wortes: Doppelte, Halbe oder Viertel gebildet oder durch ganz willkürliche Benennungen, z. B. nach gewissen Thieren wie Drache, Nachtigall u. s. w. gewählt waren. Die Reihe der Kaliber vom ½pfündigen bis zum 120pfündigen war ungemein groß; die kleinsten Kaliber schossen gewöhnlich Bleikugeln, bei ihnen wurde das Kaliber daher nach Bleigewicht bezeichnet, während bei den Geschützen vom 5pfündigen Kaliber aufwärts das Eisengewicht das Maß für die Benennung abgab. In den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten waren die Verhältnisse der Karthaunen sehr mannichfaltige. Als ein Beispiel möge die Angabe dienen, daß Herzog Albrecht von Oesterreich im 16. Jahrhundert die Einzelheiten der Karthaunen in folgender Weise bestimmte:

	Kugelgewicht	Rohrlänge	Pulverladung	Rohrgewicht
Ganze Karthaune	40 Pfd.	18 Kalib.	20 Pfd.	7040 Pfd.
Halbe Karthaune	24 „	19 „	12 „	4620 „
Viertels-Karthaune	10 „	24 „	6 „	2530 „
Achtels-Karthaune	5 „	29 „	5 „	1090 „

dabei sollte die Metallstärke am Bodenstücke ⅞ Kaliber, an der Mündung ⅜ Kaliber betragen. (*von Löbell.*)

KARTHAUS oder Carthaus ist ein preußischer Kreis der Provinz West-Preußen, Reg.-Bezirk Danzig, 139,780 Hektaren oder 23,56 geogr. □Meilen groß und 1880 mit 59,254 Bewohnern in 1 Stadt, 143 Landgemeinden und 59 Gutsbezirken, mit 6780 Wohnhäusern, 10,879 Haushaltungen; von den Bewohnern sind 29,157 männlichen und 30,097 weiblichen Geschlechts; ⁵⁄₇ sind Katholiken. Dieser westlich von Danzig gelegene waldige Kreis bildet den höchsten Theil des pommerschen Landrückens; hier kommen aus der schönberger Berggruppe die Radaune, Mottlau, das Schwarzwasser, die Leba und Stolp; auch liegen hier zahlreiche Seen, unter denen die größten der Radaune-See, der Ostryc-See, der Große Mausch-See, der Gowidlino-See, der Klodno-See sind. Die ganze Gegend trägt überraschenden Gebirgscharakter, bietet zwar tiefe Thäler, Schluchten mit Gebirgsgewässern, aber nirgends anstehendes Gestein. Die mittlere Höhe des Plateaus ist 225 Meter. — 37 Kilom. südwestlich von Danzig liegt in 250 Meter Höhe das Städtchen Schönberg am Fuße des 331 Meter hohen Thurmberges, des höchsten Punktes des baltischen Landrückens innerhalb Deutschlands.

Die Kreisstadt Karthaus liegt an zwei Seen in waldiger Gegend, 30 Kilom. westlich von Danzig, in 226 Meter Höhe. Im J. 1880 hatte sie 2179 Einwohner in 149 Wohnhäusern. Das 1370 gestiftete ehemalige Karthäuser-Mönchs-Kloster Marien-Paradies ist 1820 aufgehoben und in ein geistliches Invaliden- und Correctionshaus verwandelt worden. Seit der 1841 vorgenommenen Parcellirung der Klosterländereien hat sich der Ort erst entwickelt. (*G. A. von Klöden.*)

KARTOFFEL (Erdtoffel, Erdapfel, nicht zu verwechseln mit Erdbirne, Helianthus tuberosus) ist die Frucht der Kartoffelpflanze (Solanum tuberosum, s. d. Art.). Die Kartoffel ist eine Seestrandpflanze, deren Vaterland Chile ist. Wildwachsend wird sie meist auf den Gebirgen angetroffen; der höchste Punkt, auf dem sie noch gedeiht ist, 333 Met. über dem Ocean. Am häufigsten und üppigsten wuchert sie in der Nähe der salzreichen Seen, in den Spalten der Felsen, die der Seeluft ausgesetzt und nicht hoch über dem Ocean erhaben sind, und auf den Bergabhängen, die einen sandigen Lehmboden haben. Die Blüten dieser Kartoffel sind weiß, wodurch sie sich von einer ihr ähnlichen verwilderten Art unterscheidet, die sehr kleine, fast bitter schmeckende Wurzelknollen liefert und weder in gutem Boden, noch in leichtem Sande, sondern am besten auf steilen Abhängen und stufenartigen Vorsprüngen hoher Felsen gedeiht. Von Chile wurde die Kartoffel nach Peru verpflanzt, wo sie in einem ihr mehr zusagenden Klima und Boden besser als in Chile gedeiht und von bedeutenderer Größe und höherem Wohlgeschmacke ist. In dem feuchten Klima und in dem sandigen muschelhaltigen Boden am Seestrande wird die Kartoffelpflanze über 1 Met. hoch und blüht schon im Januar. Von Peru kam die Kartoffel nach Europa, und zwar soll sie dahin zuerst der Sklavenhändler John Hawkins zu Ende des 16. Jahrh. gebracht haben. Eine mühevolle Durchsicht und Vergleichung der alten Nachrichten von der Kartoffel hat aber ergeben, daß weder John Hawkins, noch auch, wie man vielfältig annimmt, Walter Raleigh und Franz Drake das Verdienst zukommt, die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht zu haben. Die Knollen, welche John Hawkins im J. 1565 in Santa-Fé erhielt, waren der Beschreibung nach nicht Kartoffeln, sondern theils Ananas theils Bataten, welche letzteren schon den Gefährten des Columbus bekannt waren, und die sie nach den Briefen des Petrus Martyr unter der Benennung Wurzelbrot zu den Wundern der Neuen Welt zählten. Daß Raleigh die Kartoffel auf der Reise, auf welcher er Virginien entdeckte, kennen gelernt haben soll, ist auch nicht möglich, sondern er erhielt sie wahrscheinlich erst durch die später von ihm ausgerüstete Expedition, die der

Mathematiker Thomas Herriot begleitete; denn noch im J. 1586 war ihm die Kartoffel so wenig bekannt, daß er die Beeren derselben für das Eßbare hielt und wegen des widerlichen Geschmackes derselben die Kartoffel aus seinem Garten zu Younghall in Irland wollte ausrotten lassen. Glücklicherweise unterblieb dies, und die bald darauf gemachte nähere Bekanntschaft mit den vorzüglichen Eigenschaften der Wurzelknollen veranlaßte ihn, statt der beabsichtigten Ausrottung so sehr auf die Verbreitung der Kartoffel Rücksicht zu nehmen, daß man ihm und einem gewissen Southwell den Anbau derselben zu verdanken hat. Früher als im J. 1586 soll auch Franz Drake die Kartoffel nicht nach England gebracht und ihren Anbau empfohlen haben; um diese Zeit aber war, nach der Versicherung des Botanikers Karl Clusius, der zuerst die ihm aus den Niederlanden zugeschickten Kartoffeln unter dem Namen Arachnida Theophrasti beschrieb, ihr Anbau in Italien schon sehr häufig, sodaß man dort die Taratufli nicht blos zur Speise, sondern auch zur Fütterung benutzte. Nach Italien konnten sie aber wol nur mit den Seltenheiten der Neuen Welt, welche die Spanier damals gleich nach Rom schickten, gekommen sein, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenngleich die Kartoffel erst von den späteren spanischen Schriftstellern über Amerika, von Circa, Gomara und Acosta, als eines bei Quito gebauten Gewächses erwähnt wird, es doch die Spanier waren, denen wir die erste Nachricht von der Kartoffel zu verdanken haben, die sie zuerst nach Europa brachten. Von der Erzählung, daß der englische Botaniker Gerard die Kartoffeln von Franz Drake erhalten habe, sie noch vor Clusius beschrieben, mit Solanum tuberosum benannt habe, ist wenigstens das letztere unrichtig, denn Kaspar Bauhin, der eine Abbildung der Kartoffelpflanze im J. 1590 erhielt, erzählt selbst, daß er ihr diesen generischen Namen, den sie noch jetzt führt, gegeben, und daß man sie in Deutschland „Grüblingsbaum" nennt. Nach Frankreich kamen die Kartoffeln zu Anfang des 17. Jahrh., doch wurden sie 1616 noch immer als eine Seltenheit an der königlichen Tafel verspeist. Ueberhaupt hat man außerhalb England und den Niederlanden den Werth der Kartoffeln erst spät erkannt. In Deutschland lernte man die Kartoffeln im J. 1650 kennen. Zwar gedenkt ihrer schon Johann Colerus in seinem Haushaltungsbuche 1602, allein sie scheinen damals nur noch als eine Seltenheit in den Gärten angebaut worden zu sein. Aus allen Nachrichten ergibt sich, daß die Kartoffeln durch den Dreißigjährigen Krieg nach verschiedenen Gegenden Deutschlands gebracht worden sind. Zuerst soll sie ein niederländischer Offizier nach Böhmen eingeführt haben; von da sollen sie nach Baiern und Sachsen gekommen sein. Als denjenigen, welcher die Kartoffeln 1648 nach Sachsen verpflanzt hat, bezeichnet man den Bauer Hans Hogler aus dem voigtländischen Dorfe Selb. Sie können aber um diese Zeit nur noch von einzelnen Personen im Garten angebaut worden sein, denn bis zum J. 1694 findet man weiter keine Nachricht von ihnen. Um diese Zeit aber erhoben sich Streitigkeiten über sie wegen Erhebung des Zehntens, die der Verbreitung der Kartoffeln eben nicht förderlich gewesen sein mögen, denn noch im J. 1715 waren sie in der Gegend um Baireuth ganz unbekannt. In das Würtembergische wurden die Kartoffeln zuerst durch Antoine Seignoret, einen waldenser Colonisten, im J. 1710, und nach Preußen durch die Pfälzer im J. 1720 gebracht. Aber dennoch verflossen noch viele Jahre, ehe sie im Großen angebaut wurden. Auch in Sachsen scheinen die Kartoffeln bis zum J. 1717 keinen großen Beifall gefunden zu haben; um diese Zeit aber brachte sie der Generallieutenant von Milkau als einzige Beute aus dem brabantischen Kriege mit und diesem ist auch die Verbreitung des Kartoffelbaues in Sachsen zu verdanken. Bemerkenswerth ist es, daß sich an der Kartoffel schon 1746 im sächsischen Obererzgebirge eine eigenthümliche Krankheit zeigte. Viele der „Jobsäpfel" waren inwendig ganz hohl, von schwarzbraunem Ansehen und theilweise mit einem schwärzlichen Pulver angefüllt. Die meisten hatten ein kleines Loch, welches bis zur Schale ging. So sehr man nun aber auch den Werth der Kartoffeln rühmte, so scheuten sich doch viele, sie zu genießen, weil man sie für ein der Gesundheit höchst nachtheiliges Gewächs hielt. Schon dies gereichte ihnen bei vielen zum Nachtheile, daß sie zur Pflanzengattung Solanum gehören, von der man die meisten Arten für giftig hielt. Insgemein glaubte man, daß der Genuß der Kartoffeln Dummheit erzeuge, und wagte es daher nicht, sie zu genießen, obwol sie für ein gutes Viehfutter gehalten wurden. Und so verfloß noch ein halbes Jahrhundert, ehe sie zur allgemeinen Nahrung erhoben wurden. Dazu wirkten wesentlich mit der Siebenjährige Krieg und die große Theuerung in den siebenziger Jahren des 18. Jahrh. Von da an ließ man das Vorurtheil von der Schädlichkeit der Kartoffeln ganz fahren, und wandte sie zu dem mannichfaltigsten Gebrauche an. Es wurden nun sogar Versuche mit ihrer Veredelung gemacht, indem man sie durch den Samen zu vermehren und die edleren Sorten von den schlechteren zu trennen bemüht war. Um diese Zeit hatte man auch die sogenannte Viehkartoffel nach Deutschland gebracht, die ihrer außerordentlichen Größe und Ergiebigkeit halber bald überall angebaut wurde. Diese Kartoffel war in England schon seit 1711 bekannt und dahin durch einen Matrosen aus Amerika gekommen. Howard baute sie zuerst in Bedfordshire an, und daher erhielt sie den Namen Howardskartoffel. Unglücklicherweise stellte sich in Deutschland in den J. 1780 bis 82 die Kräuselkrankheit bei den Kartoffeln ein. Da man die wahre Ursache dieses Uebels nicht erforschen konnte, so schoben viele, und besonders ein Pfarrer Simon, die Schuld auf die Viehkartoffel, indem man glaubte, daß jene Krankheit durch die Vermischung des Samenstaubes der „neuländischen" Kartoffel mit dem Blütenstaube der bisher einheimisch gewesenen Kartoffel hervorgebracht worden sei. Und bald hätte man deshalb die Viehkartoffel wieder ausgerottet; aber genauere Untersuchungen thaten ihre Unschuld an der Entstehung der Kräuselkrankheit dar. In neuerer und neuester Zeit wird der Anbau der Kartoffeln in großer Ausdehnung betrieben.

Von der Kartoffel baut man gegenwärtig mehr als 600 Sorten. Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale derselben sind die Farbe der Blüte, die Größe, Gestalt und innere Beschaffenheit der Knollen, die Glätte oder Rauheit, Dicke und Farbe der Schale, die Art ihres Wachsthums und ihrer Ergiebigkeit. In Bezug auf die Form unterscheidet man runde, ovale, lange und spitze, in Bezug auf die Farbe der Schale weiße, gelbe, blaue, rothe, marmorirte; in Bezug auf die Zeit der Reife Früh- und Spätkartoffeln; zu ersteren gehören diejenigen, welche von Mitte Juni bis Ende August, zu letzteren diejenigen, welche erst vom September an reifen. Die Kartoffelsorten sind durch Klima, Boden, Düngung ꝛc. manchen Veränderungen in ihren Eigenschaften unterworfen; daher und durch die Kreuzung kommt die überaus große Menge von Sorten. Ebenso abweichend sind die Bestandtheile der verschiedenen Kartoffelsorten, wozu die Verhältnisse des Bodens, der Lage, des Klimas und des Anbaues wesentlich beitragen. In der Hauptsache bestehen die Kartoffeln aus 18 bis 22 Proc. Stärkemehl und 70 bis 80 Proc. Wasser; außerdem enthalten sie aber auch noch Eiweißstoff (ca. 5 Proc.), Faserstoff (4 Proc.), Gummi, Harz, phosphorsaures Kali, phosphorsauern Kalk und einige andere Salze und etwas Solanin, einen giftigen Stoff, der seinen Sitz in dem grünen Kraute und in den unreifen Knollen hat.

Der Werth der Kartoffel ist ein sehr hoher; schon mehreremal war sie es, welche einer verderblichen Hungersnoth steuerte; eine lange Reihe von Jahren, während welcher Zeit man in der Benutzung der Kartoffeln wieder mehr vorwärts geschritten ist, hat ihre Tauglichkeit als Nahrung, in vielen Fällen als Hauptnahrungsmittel für die Menschen mittels der einfachsten Zubereitung, ihre vortheilhafte Verwendung zur Stärke-, Sirup-, Branntweinbereitung ꝛc., wodurch eine beträchtliche Menge Getreide zur Nahrung für die Menschen erspart wird, ihren nützlichen Gebrauch als schmackhaftes Futter für unsere Hausthiere, zur Genüge herausgestellt. Vorzüglich ist es der letztere Punkt, welchen der Landwirth von seinem Standpunkte aus ganz besonders zu schätzen hat; denn so wie der Kleebau der Landwirthschaft einen neuen Aufschwung gab, einen verbesserten und einträglicheren Betrieb derselben zur Folge hatte, ebenso und fast noch wichtiger ist der Einfluß des Kartoffelbaues auf große sowol als auf kleine Landwirthschaften in allen ihren verschiedenartigen Verzweigungen. Während der Kleebau nur einen Zweig der Landwirthschaft, die Viehzucht, hob, verzweigt sich der Nutzen der Kartoffel so vielseitig für die Landwirthschaft, daß sie unentbehrlich, unentbehrlicher fast als das Getreide geworden ist. Vorzüglich hochgeschätzt muß die Kartoffel werden als Futtermittel in sandigen Gegenden, weil sie hier die Stelle des Klees vertritt. Der Landwirth in solchen Gegenden würde unstreitig sehr übel berathen sein, die Wirthschaften würden vielleicht noch ebenso betrieben werden, wie sie vor Einführung des Klee- und Kartoffelbaues betrieben wurden, wenn nicht die Kartoffel das Mittel zu einer rationelleren Bewirthschaftung geworden wäre. Wie die Kartoffel für jede Haushaltung eine wichtige Frucht ist, so doch insbesondere für die arbeitende Klasse, welche in unsern Tagen vorzugsweise von der Kartoffel lebt.

Die Benutzung der Kartoffeln kann man eintheilen: 1) in den Gebrauch für die Küche, 2) in den Gebrauch für die Viehfütterung, 3) in den Gebrauch für technische Zwecke. In der Küche werden die Kartoffeln verwendet zum Ganzkochen, zu Suppe, Gemüse (Kartoffelstückchen), zum Schmoren, zu Brei, Mehlspeise, Ragout, Klößen, Pasteten, Pudding, Salat, zum Einmachen, zu Nudeln, Omeletten, Eierkuchen, Kuchen, Torte. Außerdem bereitet man aus den Kartoffeln noch:

Kartoffelbrot, s. in dem Artikel Brot (1. Sect., Th. 13, S. 73).

Kartoffelbutter. Man kocht die Kartoffeln weich, schält sie und zerdrückt sie in einem Gefäße zu Brei. Diesen schüttet man zu dem Rahm in das Butterfaß und buttert wie gewöhnlich. Sobald sich die Kartoffelmasse mit der eigentlichen Buttermasse innigst verbunden hat, drückt man sie aus und wäscht und salzt sie wie gewöhnliche Butter. Je nach der Quantität und Qualität der verwendeten Kartoffeln wird man eine mehr oder minder wohlschmeckende Butter erhalten. Gleiche Quantitäten von Rahm und Kartoffeln geben schon eine bessere Butter; ein Drittel Kartoffeln und zwei Drittel Rahm liefern eine wohlschmeckende Butter. Besonders für ärmere Familien ist die Kartoffelbutter eine nützliche Erfindung, indem sie die Masse vermehrt und so Gelegenheit gibt, Brot und Kartoffeln mit Butter genießen zu können. Die Kartoffelbutter taugt indeß nur für baldigen Gebrauch, da sie sich nicht lange hält.

Kartoffelgelée. Es dient statt der Eier zum Backen und Kochen. Man legt die Kartoffeln eine halbe Stunde in heißes Wasser, wäscht sie mit scharfer Bürste rein, beseitigt dadurch zugleich die Schale, reibt sie mit einem feinen Reibeisen, übergießt die geriebene Masse 3 bis 4 mal mit heißem Wasser, rührt sie gut durcheinander und gießt nach jedesmaligem Setzen der Kartoffelmasse das schmuzigbraune Wasser von der Oberfläche ab. Nun wird über die Kartoffelmasse ungefähr doppelt soviel siedendes Wasser, als die Kartoffelmasse beträgt, gegossen, fleißig umgerührt und so lange an das Feuer gestellt, bis sie fast zu sieden anfängt und sich möglichst verdichtet hat. Sobald die geléeartige Masse einigermaßen abgekühlt ist, wird sie durch ein Säckchen von ganz dünner Leinwand gepreßt. Der Rückstand im Säckchen dient als Viehfutter. Das Kartoffelgelée dient zu Mehlspeisen, namentlich Nudeln und Pfannkuchen. Der Teig wird wie gewöhnlich gemacht, aber statt der Eier so viel von dem Kartoffelgelée genommen, als nöthig ist, um den Teig bilden zu können.

Kartoffelgries. Man schält die gekochten Kartoffeln und reibt sie auf einem Reibeisen. Diese geriebene Masse wird etwa daumenhoch auf Papier gelegt, zum Trocknen auf den warmen Ofen gestellt und vor Verunreinigung durch Bedecken mit Papier geschützt. Die Masse trocknet sehr bald und zeigt sich im Griff hart und spröde. Da sie mehr oder minder zusammen-

hängt, so wird sie leicht mit den Händen zerrieben, oder durch das Rollen mittels eines Mandelholzes zerkleinert. Auch kann man die Kartoffelmasse auf Horden legen und diese in den Back- oder Bratofen schieben. Der fertige Gries wird in Schachteln bis zur Verwendung aufbewahrt. Man kann ihn zu Suppen, Klößen, Eierkuchen, als Zusatz zu Wurzelwerk und statt des Mehles zum Anmachen benutzen.

Kartoffelgrütze. Man kocht die Kartoffeln ganz leicht, sodaß sie noch hart bleiben, aber sich doch leicht zerschneiden lassen. Nachdem sie geschält sind, schneidet man sie in Würfel und läßt diese auf gewöhnlichen Darren, bei hinlänglicher Hitze auf Herdplatten ꝛc. so scharf eintrocknen, daß sie völlig hart und wie durchsichtig werden. Dann mahlt man sie auf der gewöhnlichen Getreidemühle auf einem scharfen, von Kleie und Sand vollkommen gereinigten Gange, und bereitet daraus eine gröbere und feinere Grütze, wobei man noch zweierlei zu verschiedenem Gebrauche nützliches Mehl gewinnt. Diese Grütze wird gleich der Grütze aus Weizen, Dinkel, Gerste und Hafer zu verschiedenen Zwecken verwendet, darf jedoch nicht so lange wie die Getreidegrütze kochen.

Kartoffelhefe. Dieselbe ersetzt die Bierhefe bei allem Gebäck. Man zerdrückt ein Kilo gekochte und geschälte Kartoffeln, fügt 13 Dekagr. Zucker und zwei Eßlöffel gute Bierhefe hinzu, gießt ein Liter Wasser nach und läßt die Masse an einem warmen Orte 24 Stunden gären.

Kartoffelkaffee. Man wäscht die Kartoffeln, schneidet sie in Würfel, trocknet sie auf dem Ofen oder an der Luft und brennt sie auf die gewöhnliche Art in einer Kaffeetrommel. Das gemahlene Pulver wird zur Hälfte mit Kaffee vermischt und mit kochendem Wasser extrahirt. Man behauptet, daß die Kartoffeln zu diesem Zwecke die andern Kaffeesurrogate weit übertreffen sollen.

Kartoffelkäse, siehe den Artikel Käse.

Kartoffellichte. Man schmilzt Wachs, mischt es mit ein Drittel Kartoffelstärkemehl und gießt es über die Dochte in gläsernen Kerzenformen. Ein solches Kartoffelwachslicht von 10 Dekagr. Schwere brennt 15 bis 17 Stunden, und zwar weit heller und reiner, auch mit weit weniger Dampf als gewöhnliche Wachslichter.

Kartoffelmehl. Man wäscht die Kartoffeln sorgfältig, schält sie ganz rein, schneidet sie in Würfel von $1^1/_3$ Ctm. Größe und dörrt sie auf einer Darre oder im Backofen, bis sie völlig ausgetrocknet und hart sind. Hierauf mahlt man sie sofort auf einer gewöhnlichen Getreidemühle, die jedoch nicht frisch geschärft sein darf. Würde man das Mahlen verzögern, so würden die getrockneten Kartoffelstücke schnell wieder Feuchtigkeit anziehen und dann zur Mehlbereitung untauglich werden. Beim Mahlen kann man sie so oft in den Rumpf schütten, bis alles durch den Beutel geschlagen und in Mehl verwandelt ist. Dieses Kartoffelmehl hat eine gelbliche Farbe, wird am besten in trockenen und reinen Fässern aufbewahrt und erhält sich darin bei trockener Stellung mehrere Jahre lang ganz rein und wohlschmeckend. Man verwendet dieses Mehl entweder rein oder in verschiedenen Mischungen mit Getreidemehl zum Brot- und Kuchenbacken, sowie zu vielen andern Dingen in Haushaltung und Küche; zu feinerem Backwerke eignet es sich aber nicht.

Außer der oben beschriebenen Bereitungsart des Kartoffelmehles ist noch die in neuester Zeit von Hassenstein erfundene beachtenswerth, zumal sich auch mittels dieses Verfahrens die Bereitung des Kartoffelmehles leichter im Großen betreiben läßt. Das Wesentlichste dieser Methode, das Mehl aus den Kartoffeln zu gewinnen, besteht darin, daß die Kartoffeln zuerst durch Waschen von allen erdigen Theilen gereinigt, dann in scheibenförmige Stücke geschnitten und in hölzernen Gefäßen mit Wasser übergossen werden, dem man vorher ein Proc. englische Schwefelsäure unter beständigem Umrühren zugesetzt hat. So bleiben die Kartoffelscheiben stehen, bis sie das wässerige Ansehen verloren und eine weiße Farbe angenommen haben. Dann wird das Wasser abgegossen, und die Kartoffeln werden so lange mit reinem Wasser abgewaschen, als sie noch einen sauern Geschmack besitzen. Die so behandelten Kartoffeln trocknen sehr leicht, selbst ohne Anwendung von Wärme, an der Luft, leichter natürlich in erwärmten Räumen, z. B. in Backstuben. Nach dem Trocknen haben sie ein schönes weißes Ansehen, lassen sich leicht zerbröckeln und ohne die mindeste Veränderung aufbewahren. Auf der Getreidemühle gemahlen geben sie ein feines, sehr weißes Mehl und nur wenig Kleie. Aus 7 Liter so behandelten Kartoffeln erhält man $1^3/_4$ Kilo Mehl, das sich sehr gut zum Brotbacken eignet. Pulvert man die getrocknete Masse gröblich in einem Mörser, und schlägt sie dann durch ein Sieb, so erhält man einen brauchbaren Gries oder Sago. Daß die Anwendung der Schwefelsäure bei der Darstellung des Kartoffelmehles der Gesundheit nachtheilig sein soll, ist ein Vorurtheil. Die stark mit Wasser verdünnte Schwefelsäure ist überhaupt der Gesundheit nicht nachtheiliger als jede andere Säure. Nur muß die Schwefelsäure durch Waschen der Kartoffelstücke mit Wasser vollständig entfernt werden, um ein gutes Product zu erhalten. Das gänzliche Auswaschen der Schwefelsäure geht übrigens leicht und schnell von statten.

Kartoffelnudeln. Man kocht und schält Kartoffeln, preßt sie aus und dörrt sie auf Horden bei einer Hitze von 48 bis 50° R. Die Nudeln dürfen auf der einen Seite nicht zu braun werden, deshalb sind die Horden öfter zu verrücken, und die Nudeln mehrmals umzuwenden und loszuschaufeln. Diejenige Hitze ist die beste, welche eine schöne Semmelfarbe erzeugt. Sind die Nudeln dürr, so werden sie von den Horden genommen, in einen Trog geschüttet, mit hölzernen Stampfern etwas klar gestoßen und aufbewahrt. Die Verkochung dieser Nudeln bietet viel Bequemlichkeit und den wesentlichen Vortheil, daß, wenn das Wasser kocht, in etwa 10 Minuten Gemüse und Suppe bereitet werden kann. Sie liefern ein sehr schmackhaftes Gericht.

Kartoffelsago. Man kocht gute, mehlreiche Kartoffeln, schält und zerdrückt sie noch warm mit einer

breiten Keule. Dann vermengt man die zerdrückten Kartoffeln mit so viel trockenem Kartoffelstärkemehle, als nöthig ist, um einen festen Teig daraus zu formen. Aus diesem Teige macht man faustgroße Stücke und reibt diese auf einem Reibeisen. Die geriebene Masse breitet man auf ein glattes Bret aus und reibt sie mit einem andern Brete, bis die Form der Theile rund erscheint, worauf man sie durch ein Sieb schlägt. Man läßt nun die kleinen Körner vollkommen trocken werden, bringt sie dann in eine Wanne, übergießt sie mit frischem Wasser, und reibt sie gelind durch, worauf sie durch künstliche Wärme so lange getrocknet werden, bis ein Korn, voneinander gebissen, zerspringt. Dieser Sago gewährt ein dem weißen Sago vollkommen ähnliches Nahrungsmittel und läßt sich viele Jahre gut erhalten.

Kartoffelseife. Die Wäscherinnen bedienen sich der Kartoffeln nicht selten statt der Seife; doch lassen sich zu diesem Behufe nur die weißen Sorten anwenden, während die blauen, rothen und marmorirten untauglich dazu sind, da die Wäsche Flecke davon bekommen würde. Eigentlich braucht man nur das Vegetationswasser der Kartoffeln zum Waschen, welches vermöge der ihm eigenthümlichen Säure allen Schmuz auflöst. Zur Gewinnung dieses Vegetationswassers werden die Kartoffeln gewaschen, geschält, auf einem Reibeisen gerieben und das Stärkemehl in einem Haarsiebe ausgewaschen. Der Faserstoff wird dann bei Seite gelegt und das Wasser, wenn sich alles Stärkemehl zu Boden gesetzt hat, abgegossen und statt der Lauge zur Reinigung der feinen Wäsche gebraucht. Vorzüglich dient es zum Waschen der seidenen Strümpfe, Tücher, Bänder ꝛc. Zusammengesetzte Stoffe reinigt man derart, daß man sie über ein leinenes Tuch legt, einen Schwamm in das Kartoffelwasser taucht, damit das schmuzige Zeug einigemal einreibt und damit so lange fortfährt, bis sich der Schmuz völlig abgelöst hat. Hierauf wäscht man das Zeug wiederholt in reinem Wasser, um den aufgelösten Schmuz abzuspülen und trocknet es. Auf diese Art werden die Stoffe weit reiner und schöner als bei Anwendung der Seife, verlieren nichts von ihrer Farbe und bekommen ihren ursprünglichen lebhaften Glanz wieder. Die Menge der dazu erforderlichen Kartoffeln richtet sich nach der Menge der zu waschenden Stoffe und nach der Stärke des Reinigungswassers. Je weniger Flußwasser hinzugesetzt wird, um so größer ist die Wirksamkeit des Vegetationswassers.

Kartoffelstärkemehl. Das zu den feinsten Bäckereien vollkommen taugliche Stärkemehl ist eigentlich nichts anderes als der reinste Mehlstoff der Kartoffeln, von allem Faserstoff befreit. Das einfachste Verfahren zur Verfertigung des Stärkemehles ist folgendes: Man wäscht und schält die Kartoffeln sehr rein und reibt sie dann auf einem Reibeisen. Den hieraus entstandenen Brei gießt man mit viel reinem Wasser in einen leinenen, ganz reinen Sack und preßt alles Wasser wieder vollkommen heraus. Hierauf öffnet man den Sack, gießt wieder frisches Wasser hinein, preßt es abermals aus, und wiederholt dies so lange, bis das von der Presse abfließende Wasser durchaus keine Farbe mehr hat. Wem das Pressen zu umständlich erscheint, kann den Kartoffelbrei in ein reines Haarsieb legen, dieses in ein mit reinem Wasser gefüllte Kufe stellen, darin den Brei mit den Händen zerarbeiten, nach einiger Zeit das Wasser ablaufen lassen und dieses einfache Verfahren so lange wiederholen, bis das Wasser ganz klar abläuft. Dadurch bleibt der Faserstoff allein in dem Siebe zurück. Den Faserstoff legt man beiseite, bringt frischen Kartoffelbrei in das Sieb und wiederholt dies, bis die ganze Masse auf diese Weise gereinigt ist. Das aus dem Siebe in die Kufe abgeflossene Wasser hat von dem in den Kartoffeln befindlichen Gerbestoffe eine bräunliche Farbe angenommen. Man läßt es ruhig 5 bis 6 Stunden stehen, bis sich das darin befindliche Kraftmehl vollkommen zu Boden gesetzt hat. Dieses gibt sich einfach dadurch kund, daß das Wasser wieder vollkommen klar ist. Nun läßt man das Wasser ganz langsam ab, gießt wieder frisches darauf und rührt das am Boden sitzende Mehl tüchtig auf, wodurch dasselbe völlig gereinigt und gewaschen wird. Hat es sich nach 5 bis 6 Stunden vollkommen zu Boden gesetzt, so läßt man das reine Wasser langsam davon ab, bedeckt dann das Gefäß, in dem sich der Mehlbodensatz befindet, mit einem leichten Tuche und setzt es an die Luft zum Trocknen. Hat es die völlige Stärketrockenheit erlangt, so zerdrückt man es mit einem Wellholze, schlägt es durch ein feines Sieb und bewahrt es zum Gebrauch auf. Die Gefäße, welche man zur Bereitung des Stärkemehles gebraucht, müssen vollkommen rein und nicht von hartem Holze sein, indem dieses einigen Gerbestoff beibehält, der dem Mehle einen unangenehmen Geschmack ertheilt. Aus 5 Liter weißen mehlreichen Kartoffeln erhält man wenigstens 70 Dekagr. Mehl.

Zur Viehverfütterung werden die Kartoffeln entweder roh oder gekocht, gedämpft, eingesäuert, gemaischt verwendet. Sie dienen zum Futter für Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh und Fische. Bei der Rohfütterung ist strenge Aufsicht auf Ordnung und Reinlichkeit unerlaßlich. Die Kartoffeln müssen dazu ganz rein abgewaschen und in Scheiben geschnitten werden. Unvermischt gefüttert wirken die rohen Kartoffeln nicht nur stark auf den Harn, sondern bewirken auch Laxiren. Bei gekochten Kartoffeln ist vorzüglich die Vorsicht zu beobachten, daß das Wasser, welches zum Kochen gedient hat, nicht mit zur Verfütterung kommt, weil es den Thieren leicht nachtheilig werden kann. Außerdem dürfen die gekochten Kartoffeln nur in gehörig abgekühltem Zustande verabreicht werden. Alle unsere Hausthiere lieben übrigens die Kartoffel sehr. Gedämpft ist sie besonders das hauptsächlichste voluminöse Mastfutter; auch wirkt sie günstig auf den Milchertrag.

Für technische Zwecke werden die Kartoffeln gebraucht zur Darstellung des

Kartoffelbranntweins, siehe den Artikel Branntwein. Ferner zur Darstellung des

Kartoffelbiers. Um 50 Liter starkes Bier zu gewinnen, werden 50 Kilo rohe Kartoffeln rein gewaschen,

dann klar gerieben und von allem Fruchtwasser dadurch befreit, daß man die geriebene Masse in einen Korb thut, diesen über ein daruntergestelltes Faß frei aufhängt, und nun so lange reines, kaltes Wasser daraufgießt, bis das von der Kartoffelmasse abfließende Wasser ganz klar erscheint. Die freigewordene Stärke setzt sich theils im Korbe, theils im darunterstehenden Fasse ab. Am andern Morgen, wenn die Einmaischung beginnen soll, werden die geriebenen Kartoffeln sammt der gebildeten Stärke in ein wenigstens 160 Liter haltendes Gefäß gebracht, das mit einem Stellboden, einer Unterlage von reinem Stroh und einem Zapfen versehen sein muß, und mit 80 Liter Wasser von 80° R. eingerührt. Die ganze Masse verwandelt sich dabei in eine kleisterartige Substanz und erlangt durch die beiderseitige Vermischung der kalten Kartoffelmasse mit dem kochenden Wasser eine Temperatur von 49° R. Bei diesem Wärmegrade werden $^1/_{16}$ Ctr. geschrotenes Gerstenmalz nebst $^1/_{16}$ Kilo Farbenmalz, die erst sorgfältig vermischt werden müssen, zugesetzt und mittels eines Rührscheites gut durchgerührt. Nachdem noch 8 Liter kochendes Wasser zugegossen worden, wird die Maische eine Temperatur von 51° R. angenommen haben; der Maischbottich wird nun zugedeckt und eine Stunde ruhig stehen gelassen. Eine Temperatur von 51° ist zur Verwandlung der Stärke in Zucker unbedingt nöthig. Die Zuckerbildung ist nach Verlauf einer Stunde als beendigt anzusehen. Im Falle die Maische 51° Wärme noch nicht erreicht haben sollte, muß noch so viel kochendes Wasser zugegossen werden, bis das Thermometer diesen Grad anzeigt. Bei der Vermischung mit der kleisterartigen Kartoffelmasse wird letztere mehr und mehr flüssig und verwandelt sich endlich ganz in eine dünne Flüssigkeit. Sowie die dem Zuckerbildungsprocesse gewidmete Stunde verflossen ist, wird die Würze aus dem Maischbottiche durch den Zapfen behutsam abgezogen, in den Kessel gebracht, eine Viertelstunde gekocht, dann in eine zweite Kufe geschöpft, die ebenfalls mit Stellboden, Strohunterlage und Zapfen versehen sein muß, und nun eine halbe Stunde ruhig stehen gelassen. Während dieser Zeit werden $^1/_2$ Kilo Hopfen mit 25 Liter Wasser gekocht; das Wasser läßt man bis auf etwa 12 Liter verdunsten. Man zieht hierauf die Bierwürze von der zweiten Kufe behutsam ab, bringt sie zu dem Hopfenextract im Kessel und kocht beides zusammen noch eine Viertelstunde lang. Hierauf wird das Bier aus dem Kessel nach der ersten Kufe, die vorher sorgfältig gereinigt und mit frischem, reinem Stroh und dem Stellboden versehen worden ist, übergeschöpft und bleibt nun eine halbe Stunde ruhig stehen. Nach Verlauf dieser Zeit wird zur Abkühlung des Bieres geschritten. Dies kann entweder in einem der Maischbottiche oder in einem besondern flachen Gefäße geschehen, und wird durch fleißiges Rühren in der freien Luft oder an sonst einem luftigen, kühlen Orte bewirkt und so lange fortgesetzt, bis das Bier bis auf 20° R. abgekühlt ist. Ist dies geschehen, so wird es mit 1 $^1/_2$ Liter guter Bierhefe, die vorher mit 5 Liter jungem Bier in Gärung gesetzt worden ist, angestellt, und so lange ruhig stehen gelassen, bis sich auf der Oberfläche des Biers ein weißer Schaum zu bilden anfängt, welcher das Zeichen der beginnenden Gärung ist. Das Bier wird nun auf Fässer gefüllt und in einen Raum von 8 bis 12 Grad Wärme gebracht, damit es den Gärungsproceß gehörig durchmacht. Hierbei wird es ebenso behandelt wie das gewöhnliche Malzbier. Ein gutes Nachbier kann man noch erhalten, wenn man auf die Treber 33 Liter kaltes Wasser gießt, sie mit einem Rührscheit gut durchrührt und die Maische eine halbe Stunde lang ruhig stehen läßt. Die Flüssigkeit wird dann behutsam abgezogen, in den Kessel gebracht, mit den Hopfentrebern bis auf 15 Liter eingekocht und im übrigen wie das erste Bier behandelt. Die Kartoffeln dienen ferner auch zur Darstellung von

Kartoffelessig. Man bringt gut gereinigte und zu Brei zermalmte Kartoffeln mit Bierhefe zur weinigen Gärung, seiht durch, setzt etwas Branntwein und kochenden Essig zu und läßt die Masse in mäßiger Wärme stehen.

Kartoffelstärke. Die Kartoffelstärkebereitung im großen ist seit etwa 70 Jahren, wo man angefangen hat, dieselbe zur Darstellung von Sirup und Zucker, später zur Erzeugung verschiedener Arten Gummi, zur Anfertigung von Neu- und Waschblau, zum Leimen des Maschinenpapiers und zur Bierbereitung anzuwenden, vielfach ein landwirthschaftliches Nebengewerbe geworden, und das gewonnene Stärkemehl wird entweder unmittelbar selbst weiter verarbeitet, oder in nassem oder lufttrockenem Zustande an die Stärkesirup- oder Stärkezuckerfabriken verkauft. Seit der Zeit, wo in Deutschland die Rübenzuckerfabrikation heimisch wurde, hat auch die Gewinnung des Kartoffelstärkemehles im großen einen neuen Aufschwung und größere Verbreitung gefunden, wozu vorzugsweise die zweckmäßig construirten Reibemaschinen beigetragen haben, durch deren Anwendung die Ausbeute an Stärkemehl bedeutend stieg. Zunächst werden die Kartoffeln in Körbe in einen mit Wasser gefüllten Bottich gesetzt und mittels stumpfer Besen gewaschen. Man kann sich zu dieser Arbeit auch einer Kartoffelwaschmaschine bedienen. Die gereinigten Kartoffeln werden auf einer Reibemaschine in Brei verwandelt; je feiner und gleichmäßiger die Kartoffeln gerieben werden, desto größer ist die Ausbeute an Stärke. Zum Auswaschen des Stärkemehles aus dem Brei bedient man sich roßhaarener sogenannter Staubsiebe, auf welche mittels eines hölzernen Schöpfers etwas Kartoffelbrei geschöpft wird. Das Sieb wird mit der linken Hand am Stile gehalten, bis zur Hälfte in einen täglich mit frischem Wasser zu füllenden Bottich gebracht, und mit der rechten Hand der Kartoffelbrei fortwährend mit dem über dem Siebboden befindlichen Wasser in Umschwung und neue Berührung gebracht. Sobald das Wasser klar vom Siebe und dem ausgedrückten Brei abläuft, wird der Rückstand aus dem Siebe genommen und neuer Brei eingefüllt. Sind die Bottiche theils durch das Mehl, theils durch das von dem Kartoffelbrei hinzugekommene Wasser voll, so schöpft man soviel als nöthig in ein Sammelfaß.

An jedem Morgen wird das über dem abgesetzten Mehle stehende Wasser klar abgezapft und unmittelbar in das Sammelfaß geschüttet. Aus letzterm wird das fest zusammengesickerte Stärkemehl mit breiten eisernen Spaten herausgestochen und unter fortwährendem Umrühren mit einem großen hölzernen Spatel in frischem Wasser aufgeweicht, sodaß alles Mehl in dem Wasser aufgelöst erhalten wird. Dazu sind besondere größere, mehr Wasser fassende Bottiche nöthig, in denen das Umrühren binnen 3 bis 4 Stunden wiederholt wird. Am folgenden Morgen findet man das reine, weiße Mehl auf dem Boden der Bottiche und auf demselben das weniger reine faserhaltige Mehl, das abgenommen und mehrmals durch ein etwas feineres Sieb im Wasser abgesiebt wird, wobei ungefähr 8 bis 10 Proc. vom Mehle an Fasern zurückbleiben. Das Trocknen der Kartoffelstärke geschieht ebenso wie das der Weizenstärke. Die getrocknete Kartoffelstärke zerbröckelt wegen ihrer groben Körner weit leichter als die Weizenstärke. Jene hat einen eigenthümlich unangenehmen Geruch und Geschmack. Man kann denselben beseitigen, wenn die Stärke mehreremal mit einer sehr schwachen Lösung von Soda behandelt wird. Die Kartoffelstärke hält sich, der Einwirkung der Luft entzogen, unbegrenzte Zeitdauer.

Kartoffelsirup und Kartoffelzucker. Die Bereitung des Zuckers aus Kartoffeln läßt sich durch Schwefelsäure und durch die Diastase bewerkstelligen. Bei der Darstellung des Zuckers durch Schwefelsäure wird zuerst Wasser in einem reinen Kessel zum Sieden gebracht; dann setzt man in kleinen Mengen die englische Schwefelsäure hinzu, und trägt nun in diese sauere kochende Flüssigkeit das Kartoffelstärkemehl nach und nach ein. Dasselbe muß aber vorher, um Klumpen zu vermeiden, mit etwas kaltem Wasser angerührt worden sein. Das Eintragen der Stärke in die kochende Masse muß so geschehen, daß nicht eher eine neue Portion davon zugesetzt wird, als bis die Masse wieder dünnflüssig geworden ist. Nachdem auf diese Weise alle Stärke in den Kessel gegeben ist, wird unter Ersetzung des verdampfenden Wassers so lange gekocht, bis sich alle Stärke in Zucker verwandelt hat. Um zu erkennen, daß die Zuckerbildung erfolgt ist, nimmt man etwas von der kochenden Flüssigkeit aus dem Kessel, kühlt es ab und vermischt es mit dem gleichen Volumen starken Spiritus. Ist die Umwandlung in Zucker vollständig erfolgt, so entsteht ein zäher, zusammenhängender Niederschlag. Noch sicherer geht man, wenn der aus dem Kessel genommenen, abgekühlten Masse Jodauflösung zugetröpfelt wird. Entsteht keine Färbung, so ist der Zuckerbildungsproceß als beendet anzusehen. Das quantitative Verhältniß der anzuwendenden Substanzen richtet sich nach der Oertlichkeit. Als Regel gilt, daß die Umwandlung der Stärke in Zucker um so schneller erfolgt, je mehr Schwefelsäure im Verhältnisse angewendet wird. Wenn daher die Schwefelsäure wohlfeil, das Brennmaterial aber theuer ist, wird man die Menge der Schwefelsäure zu vermehren haben, und so umgekehrt. 100 Stärke, 4 bis 5 Schwefelsäure und 400 Wasser dürfte für gewöhnliche Fälle das passendste Verhältniß sein. Statt des Kochens der Masse in einem durch directe Feuerung erhitzten Kessel kann dasselbe mit Vortheil auch in hölzernen Gefäßen durch Anwendung von Dampf geschehen, wobei es aber nöthig ist, anfangs nur etwa zwei Drittel des Wassers in das Kochgefäß zu bringen. Nachdem durch die oben angeführten Prüfungsmittel die vollständige Umwandlung der Stärke in Zucker erkannt worden ist, kann nun zur Abscheidung der Schwefelsäure aus der Flüssigkeit geschritten werden. Hierzu eignet sich der kohlensauere Kalk seiner Wohlfeilheit halber am besten. Derselbe verbindet sich mit der Schwefelsäure zu schwefelsauerm Kalk oder Gips, und die Kohlensäure entweicht als Gas und verursacht ein Aufbrausen, sodaß in der Flüssigkeit nichts weiter zurückbleibt als der Zucker und eine geringe Menge Gips. Vor der Anwendung des kohlensauern Kalkes ist derselbe in ein feines Pulver zu verwandeln. Die Anwendung selbst geschieht folgendermaßen: man zapft die noch siedendheiße, sauere Flüssigkeit aus dem Kochgefäße ab in einen hohen hölzernen Bottich, dann setzt man ihr in kleinen Portionen von dem gepulverten kohlensauern Kalke so lange zu, bis die Flüssigkeit nicht mehr sauer reagirt, was man leicht erkennt, wenn ein hineingetauchtes Stück Lackmuspapier seine Farbe nicht mehr verändert. Die Einwirkung des kohlensauern Kalkes auf die Schwefelsäure sucht man durch vorsichtiges Umrühren mittels eines hölzernen Rührscheites zu befördern. Da auch die Hitze das Entweichen der Kohlensäure befördert, so ist der kohlensauere Kalk stets zuzusetzen, während die Flüssigkeit noch sehr heiß ist. Ist die Schwefelsäure neutralisirt, so läßt man die Masse im Bottich mehrere Stunden ruhig stehen, damit sich die unlöslichen Substanzen an Gips und kohlensauerm Kalk zu Boden setzen. Dann läßt man die klare Flüssigkeit durch einen Hahn ab und gießt sie, wenn sie noch nicht klar sein sollte, durch wollene Tücher. Den im Fasse zurückbleibenden, noch viele Zuckertheile enthaltenden Schlamm thut man in einen Bottich, der mit einem Siebboden versehen ist. Auf diesen Boden wird ein wollenes Tuch gebreitet, darauf mehrere Centim. hoch Häckſel gestreut, und darüber etwas langes Stroh gelegt. Auf dieses Stroh nun bringt man den Schlamm; die Flüssigkeit läuft klar durch den Hahn ab, welcher über dem untern Boden angebracht ist. Läuft nichts mehr ab, so gießt man, ohne die feste Masse aufzurühren, so viel reines Wasser darauf, daß die über dem Gipsbrei stehende Wassersäule mehr als noch ein mal so hoch wie die Gipsschicht ist. Diese Wasserschicht senkt sich nach und nach durch die Gipsmasse und bewirkt, daß die zuckerhaltige Flüssigkeit durch den Hahn abläuft. Die abgelaufene Flüssigkeit gibt man zu der früher abgezapften. Sollte die Masse in dem Gefäße, in welchem die Sättigung der Schwefelsäure durch Kalk vorgenommen wird, zu dick sein, so muß man etwas heißes Wasser zusetzen. Nach Entfernung der Schwefelsäure und nach vollständiger Klärung der Zuckerauflösung wird nun zum Eindampfen geschritten, was in kupfernen Pfannen geschieht (siehe Runkelrübenzucker-Fabrikation).

Die bis zur dünnen Sirupconsistenz eingedampfte Zuckerauflösung wird in hölzernen Bottichen ruhig stehen gelassen, um sie noch durch das Klären zu reinigen. Nähert sich die Zuckerauflösung dem Concentrationspunkte, bei welchem sie geklärt werden soll, so setzt man derselben auf je 50 Kilo der angewendeten Stärke 2 bis 4 Kilo fein pulverisirte Knochenkohle zu und läßt sie mit dieser bis zu der gehörigen Concentration kochen. Dann thut man die Masse in ein flaches Gefäß und läßt sie bis auf 50° R. abkühlen. Hierauf setzt man dem Zuckersafte auf je 100 Maßtheile 2 Maßtheile Rindsblut oder Milch zu. Letztere wird unverdünnt angewendet, das Blut aber mit gleichen Theilen Wassers verdünnt. Nun bringt man die Masse zum Sieden und nimmt den sich dabei bildenden festen Schaum mit einem Schaumlöffel leicht ab. Der vollkommen klare Sirup wird jetzt zum Absetzen der noch darin befindlichen groben Unreinigkeiten in hölzerne, unten spitzzulaufende Sedimentärbottiche gebracht, und von diesen nach 12 Stunden in einem erwärmten Zimmer völlig klar abgezapft. Der am Boden sitzende Stoff wird zum Ablaufen auf wollene Tücher gebracht. Was auf diesen zurückbleibt, sowie der in dem Klärkessel abgenommene Schaum, wird mit Wasser ausgekocht, und diese zuckerhaltige Auflösung der neu zu verdampfenden Stärkezuckerauflösung zugemischt. Nur selten verwandelt man den geklärten Saft durch Versickern in festen Zucker; man dampft ihn vielmehr nur bis zur gehörigen Sirupdicke ab. Das Eindampfen des geklärten Saftes erfordert nur die Vorsicht, daß man, um das Anbrennen und das Aufsteigen zu vermeiden, das Feuer immer nur so gemäßigt erhält, daß der Sirup blos schwach siedet. Soll doch Zucker dargestellt werden, so verfährt man ebenso wie bei der Fabrikation des Runkelrübenzuckers. Was die Bereitung des Zuckers aus Kartoffelstärkemehl durch die Diastase anlangt, so übergießt man nach Lüdersdorf Kartoffelstärke mit so viel kaltem Wasser, daß die Masse halbflüssig wird. Dann setzt man unter Umrühren so lange kochendes Wasser hinzu, bis die Stärke vollkommen gar gebrüht ist und einen steifen Kleister bildet. Diesen Kleister läßt man auf 50° R. abkühlen und streut ein wenig Gerstenmalzschrot darüber, worauf man die dicke Masse so lange umrührt, bis der Schrot gleichmäßig in derselben vertheilt ist. Um die Umwandlung in Zucker möglichst vollständig zu machen, erhält man die Flüssigkeit mehrere Stunden lang in einer Wärme von 40 bis 45° R. Nach 8 bis 10 Stunden gießt man die Flüssigkeit zur Abscheidung der Hülsen durch ein feines Sieb. Da sie sehr schleimig ist, so läßt sie sich durch Absetzenlassen nicht klären. Sie wird deshalb mit Ziegelmehl aufgekocht, wodurch nach 12 Stunden aller Schleim mit dem Ziegelmehl zu Boden gefallen ist und die Flüssigkeit sich nun filtriren läßt. Von dem Malzgeschmacke kann man die Zuckerauflösung befreien, wenn man sie durch frisch ausgeglühte pulverisirte Holzkohle filtrirt. Man dampft dann zur gehörigen Sirupdicke ab. Als das zweckmäßigste quantitative Verhältniß der angewendeten Materialien bewähren sich 8 Theile Stärke, 1 Theil Malzschrot, 45 bis 50 Theile Wasser. Die Anwendung des Kartoffelstärkesirups beschränkt sich fast allein auf das Versüßen von Backwerk und Liqueuren; auch wird damit häufig der Rohrzuckersirup versetzt. Der Kartoffelzucker hat bei weitem nicht die Süßigkeit des Rohrzuckers.

Aufbewahrung. Von großer Wichtigkeit ist es, die Kartoffeln nach der Ernte so aufzubewahren, daß sie sich bis spät in das Frühjahr gut halten, nicht faulen und keine langen Keime treiben. Die Aufbewahrung geschieht entweder in Kellern oder in Mieten. Aufbewahrung in Kellern. Sollen sich die Kartoffeln im Keller gut halten, so muß derselbe gegen Frost, zu große Wärme, namentlich unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen, geschützt sein, darf auch nicht an Nässe leiden. Er muß die nöthigen Luftlöcher haben, die bei strengem Froste mit Stroh oder Stalldünger verschlossen, bei milder Witterung aber geöffnet werden, damit durch sie die aus den Kartoffeln aufsteigenden Dünste schnellen Abzug finden. Bevor die Knollen in den Keller gebracht werden, muß derselbe vollständig gereinigt, gelüftet werden. Ist der Grund des Kellers naß, so müssen die Kartoffeln auf einen Lattenboden geschüttet werden; noch besser ist es aber, nasse Keller zu drainiren. Sehr vortheilhaft ist die Einrichtung, wenn die Kartoffeln von außen in den Keller mittels einer Rolle gebracht werden, damit das ihnen anhängende Erdreich durch die Rolle fällt, die Knollen mithin ziemlich erdfrei in den Keller kommen. Die Kartoffeln dürfen im Keller nicht zu hoch angehäuft werden, sondern es muß über ihnen ein hinlänglich leerer Raum zur Ansammlung der Dünste bleiben. Da die Ausdünstung der Kartoffeln in der ersten Zeit nach dem Einkellern am stärksten ist, soll der Keller nicht mit einem mal, sondern in Zwischenräumen gefüllt werden, damit die zuerst eingekellerten Kartoffeln am stärksten ausgedünstet haben, wenn wieder frische eingebracht werden. Da von der Beschaffenheit der Keller die gute oder schlechte Conservirung der Kartoffeln abhängt, so empfehlen sich namentlich für Wirthschaften, mit welchen Branntweinbrennerei oder Stärkefabrikation verbunden ist, Keller, aus welchen die warme Luft ausgeheizt werden kann. In der ersten Zeit nach dem Einkellern müssen Thüren und Luftlöcher den ganzen Tag offen bleiben, damit die Dünste schnellen Abzug finden. Erst wenn starker Frost eintritt, werden alle Oeffnungen sorgfältig verschlossen, während der Mittagsstunden sonniger, milder Wintertage aber die Luftlöcher wieder geöffnet. Mit Beginn des Frühjahres sind die Knollen öfters zu untersuchen, die faulenden auszulesen, die guten möglichst dünn auszubreiten, öfter zu wenden und der Keller zu lüften. Im allgemeinen ist aber die Aufbewahrung der Kartoffeln im Keller nicht zu empfehlen. Abgesehen davon, daß bei ausgedehntem Kartoffelbau große Kellerräume nothwendig sind, deren Herstellung bedeutende Kosten veranlaßt, halten sich auch die Kartoffeln in ihnen nicht gut, beginnen in der Regel gegen das Frühjahr lange Keime zu treiben und nicht selten zu faulen. Deshalb verdient die Aufbewahrung im Freien in Mieten weitaus den Vorzug. Bei Anlage derselben kommt zunächst die

Wahl eines passenden Platzes in Betracht. Erlauben es die Verhältnisse, so legt man die Mieten in der Nähe der Wirthschaftsgebäude an einer etwas erhabenen Stelle auf trockenem Boden an. Kann man dazu ein etwas abhängiges Terrain wählen, sodaß das Regen- und Schneewasser ablaufen kann, so ist dieses um so erwünschter. Muß man die Kartoffeln auf dem Felde einmieten, wo sie erbaut wurden, so läßt man von dem Raume, den die Miete einnehmen soll, die Steine ablesen, den Boden eben schaufeln und festschlagen. Sollen die Kartoffeln auf Stoppelfeldern eingemietet werden, so sind die Stoppeln flach abzuschürfen. Man gibt der Miete, wenn der Kartoffelvorrath nicht bedeutend ist, eine kreisrunde Grundfläche von ca. 2,5 bis 3,14 Mtr. Durchmesser; bei bedeutenderm Vorrathe wählt man eine längliche Grundfläche von 1,60 bis 1,90 Mtr. Breite. Die Höhe richtet sich nach Breite und Tiefe, bis zu der man in die Erde geht. Wo Boden und Lage das Eindringen von Wasser nicht befürchten lassen, nimmt man den größten Theil der zur Bildung der Miete erforderlichen Erde aus der für die Miete bestimmten Fläche. Dieser Ausstich beträgt ca. 47 Centim. Gesunde Kartoffeln kann man 100 Centim. hoch einmieten; kranke verlangen geringere Höhe der Miete. Im allgemeinen soll man eine Miete nur so groß anlegen, daß sie in einem Tage bequem in den Keller geschafft werden kann. Den Platz gräbt man 30 bis 47 Centim. tief und gibt ihm eine grubenförmige Böschung von 45°; die Sohle des Grabens erhält eine Breite von 0,90 bis 1,9 Mtr. Die Mieten müssen einige Zeit vor der Kartoffelernte angefertigt werden, damit sie vollkommen austrocknen. Beim Einmieten bedeckt man Sohle und Seitenwände mit Stroh und füllt dann die Knollen dachförmig ein. Sind sie noch nicht völlig abgetrocknet, so läßt man sie einige Tage unbedeckt. Tritt Regen ein, so werden sie leicht mit Roggenstroh bedeckt und nur am Fuße mit etwas Erde beworfen; der obere Theil bleibt offen. Solange nicht Frost zu befürchten ist, muß mindestens ein schmaler First nach der ganzen Länge der Miete unbedeckt bleiben, um den aufsteigenden Dünsten freien Abzug zu gestatten. Beim Eintritt von Frost gibt man eine noch dickere Decke von Stroh oder Laub und bringt darauf eine dünne Schicht Erde. Stellt sich starker Frost ein, so gibt man noch eine Erddecke (sie muß im ganzen 30 bis 50 Centim. dick sein), und in Gegenden mit strengen Wintern kann man über diese noch Waldstreu oder langen Pferdemist bringen. Da die eingemieteten Kartoffeln öfter durch Erhitzung im Innern als durch Frost von außen leiden, so muß man die erwärmte Luft durch Luftzüge ableiten. Strohwiezen sind zu diesem Behufe verwerflich; auch die verticalen hölzernen Luftzüge bewähren sich nicht; am besten erweisen sich horizontale Züge. Sie werden entweder am Boden der Miete, noch besser aber über dem offen gelegenen Firste angebracht, aus Latten, Bretern, Stangen, Reisigbündeln, Kiennadeln, Drainröhren hergestellt und mit einer Erddecke versehen; an beiden Enden bleiben sie so lange offen, als kein Frost stattfindet; bei Frost werden sie mit Erde verstopft. Wesentlich ist es, den First der Mieten möglichst lange offen zu halten, oder nur schwach mit Nadelholzstreu oder Laub zu bedecken. Bei eintretendem wärmeren Wetter muß man die Mieten, besonders am First, öffnen und ihnen nur eine leichte Decke lassen. Von der Zeit an, wo eine Miete mit Erde bedeckt worden, ist deren Temperatur wöchentlich 1 bis 2 mal mit einem Kartoffelthermometer auf ihre innere Wärme zu prüfen. Das Kartoffelthermometer ist ein 1⅓ Mtr. langes Instrument, das am Ende eine Quecksilberkugel hat, die mit einem starken eisernen Korbe umgeben ist, der in eine konische Spitze endigt. Man macht am Ende der Miete mit einem Stößel alle 10 Schritte ein Loch oben hinein. In das erste Loch steckt man das Thermometer und läßt es 10 bis 15 Minuten stecken, bis die Temperatur genau feststeht; dann wird es noch einmal in die andern Löcher eingesteckt. Schon nach einigen Minuten gewahrt man, ob Steigen oder Fallen der Temperatur stattfindet. Im ersten Falle läßt man das Thermometer stecken. Die gefundene Temperatur wird in ein Buch eingetragen. Nach 8 Tagen werden Löcher an andern Stellen der Miete gemacht. Eine Temperatur von + 5° R. ist die beste. Steigt sie über 9°, so muß die Miete abgedeckt werden, und es sind 25 bis 40 Kilo Kartoffeln herauszunehmen. Ueber Anbau der Kartoffel s. Solanum.

(William Löbe.)

KARTOFFELKÄFER (Coloradokäfer). Der unter diesem Namen bekannte, durch seine Verheerungen an Kartoffelfeldern berüchtigte Käfer gehört in die Familie der Blattkäfer, Chrysomelidae. Als im J. 1819 die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Erforschungsexpedition unter dem Befehle des Major Stephen H. Long in die nordwestlichen Territorien abschickte, fand der dieselbe als Zoolog begleitende Thomas Say von Philadelphia am Fuße der Felsengebirge des obern Missouri in Colorado einen Käfer, welcher sehr häufig auf wildwachsenden Arten der Pflanzengattung Nachtschatten, Solanum, zu welcher auch die Kartoffel gehört, lebte, namentlich auf S. rostratum. Nach den auf jeder Flügeldecke vorhandenen fünf, also zusammen zehn Streifen erhielt die Art bei der im J. 1824 veröffentlichten Beschreibung von Th. Say den Namen Doryphora decemlineata. Da indeß die dornförmig nach vorn gerichtete Verlängerung der Mittel- und Hinterbrust, welche der Gattung Doryphora ihren Namen „Spießträger" verschaffte, der Art aus Colorado fehlte, so wurde sie mit andern von Stål unter die schon früher von Chevrolat aufgestellte Gattung Leptinotarsa gebracht, nachdem sie Graf Dejean zu Polygramma Chevr. gerechnet hatte.

Beschreibung. Der nun als Leptinotarsa decemlineata (Say) Stål bekannte Käfer erinnert durch seinen kurzen, ovalen, gewölbten Körper an unsere einheimischen Blattkäfer. Er ist 10—11 Millim. lang, etwa 7 Millim. breit und 5 Millim. hoch. Die Grundfarbe ist ein schmuziges Lebergelb; jede Flügeldecke ist durch fünf schwarze Längsstreifen ausgezeichnet, welche von unregelmäßig gestellten, auch auf die Zwischenräume übertretenden ver-

tiefsten Punkten eingefaßt sind. Der dritte und vierte Streifen, vom Außenrande aus gezählt, sind am Hinterende miteinander verbunden; die Naht, in welcher die beiden Flügeldecken in der Mitte zusammenstoßen, ist schmal (oft kaum wahrnehmbar) dunkel gesäumt. Der Kopf ist schwarz; der Thorax (Halsschild) ist hell, am Hinterrande schwarz, mit elf schwarzen Flecken, dem mittelsten größten in Form eines V versehen; die Beine sind entweder gelb mit schwarzen oder braunen Knien und Tarsen oder ganz schwarz. Nach diesen unbedeutenden Verschiedenheiten sind einzelne Formen unter besondern Namen aufgeführt worden: decemlineata Rogers, Suffrian, multilineata Stål, multitaeniata Stål, undecimlineata Chevrolat, novemlineata Klug. Die Larve, welche bis 12 Millim. lang wird, ist stark glänzend, feist, schmuziggelb, an den Seiten mit zwei (übereinanderliegenden) Reihen schwarzer Punkte versehen, mit schwarzem Kopfe, hellem, hinten breit schwarz gerändertem Thorax und schwarzen Beinen. Die dem Coloradokäfer sehr nahe stehende, häufig mit ihm verwechselte Art Doryphora (Leptinotarsa) juncta Germar weicht dadurch von jenem ab, daß die Streifen auf den Flügeldecken von regelmäßig in Längsreihen stehenden Punkten eingefaßt sind, daß der dritte und vierte Streifen der ganzen Länge nach einander bis zur Berührung genähert sind, daß die Flecke auf dem Thorax klein sind, der mittlere in zwei kleine Bogen getheilt ist und daß die Beine hell sind mit schwarzem Fleck am Schenkel. Die Larve hat nur eine Längsreihe schwarzer Punkte an den Seiten, hellen Kopf und schwarzen Thorax.

Lebensweise. Die im Herbste eines jeden Jahres sich zuletzt entwickelnden Käfer begeben sich in die Erde, wo sie bis zu einer Tiefe von über einen halben Meter überwintern. Sobald im Frühlinge die Kartoffelpflanzen sich beblättert haben, kommen die Käfer hervor und ernähren sich von den Blättern (nie von den Knollen); und nach ungefähr 14 Tagen legen die Weibchen die Eier in Gruppen von 12—20 an die Unterseite der Blätter. Hiermit fahren dieselben, wie angegeben wird, länger als einen Monat fort. Die Zahl der von jedem Weibchen abgesetzten Eier wird im Mittel auf 1000 geschätzt (700—1200). Nach Verlauf von acht Tagen kriechen die anfangs rothbraunen, nach und nach heller werdenden Larven aus den Eiern aus, welche wie die erwachsenen Käfer von den Blättern der Kartoffel leben. Nach nicht ganz drei Wochen (etwa 17—18 Tage) ist die Larve erwachsen; sie verkriecht sich nun in die Erde, wo sie sich verpuppt. 10—12 Tage später kommt dann der fertige Käfer an die Oberfläche, welcher das Zerstörungswerk an der Kartoffelpflanze fortsetzt und nach Verlauf von weitern 8—10 Tagen wieder sich fortzupflanzen beginnt. Erschienen die ersten Käfer Anfang Mai auf den Feldern, so beginnt etwa Mitte Juni die zweite und Anfang August die dritte Generation fertiger Käfer aufzutreten, welche letztere dann die im September zum Ueberwintern in die Felder kriechende vierte Generation hervorbringt. Es entwickeln sich daher jährlich drei Generationen.

Zur Zeit seiner Entdeckung in seinem Heimatgebiete lebte der Coloradokäfer auf verschiedenen Solanum-Arten, namentlich wie erwähnt, auf S. rostratum, während die verwandte L. juncta vorzugsweise auf S. carolinense gefunden wurde. Mit der mäßigen Verbreitung der wildwachsenden Nachtschatten-Arten blieb auch die Vermehrung der Käfer innerhalb der von der Natur gezogenen Grenzen. Es trat jedoch ein Umschwung in der Geschichte der Art mit dem Zeitpunkte ein, als mit der westwärts vorschreitenden Colonisation Kartoffelanpflanzungen dem Käfer entgegengebracht wurden. Während sich die nahe verwandte L. juncta von cultivirten Kartoffeln fern hielt, bemächtigte sich die L. decemlineata dieser neuen Futterpflanze und legte dadurch den Grund zu einer so kolossalen Vermehrung der Zahl der Individuen, daß diese zum Wandern genöthigt wurden. Die massenhafte Vermehrung und Verbreitung wurde aber wesentlich noch dadurch gefördert, daß der Käfer nicht ausschließlich auf die Kartoffel beschränkt war, sondern sich auch von den Blättern anderer Arten von Solanum (wilder, wie S. carolinense, S. melongena, und auch cultivirter, wie der Tomate S. lycopersicum) und auch anderer Pflanzen, so von denen der Datura, des Kohls, Hyoscyamus u. a., ernähren konnte. Die Angabe, daß der Käfer giftig sei, rührt daher, daß er, wie viele andere Chrysomeliden, Coccinelliden, eine leicht ätzende Flüssigkeit absondert.

Verbreitung, Wanderung. Infolge des durch die kolossale Vermehrung eintretenden Nahrungsmangels wurden die Käfer zum Wandern genöthigt und erhoben sich in Schwärmen von über 10,000 Stück in die umliegenden Bezirke. Der Anfang des ostwärts gerichteten Zuges fällt also mit dem Beginn der Colonisation des Colorado-Territoriums zusammen. Nach einer Notiz in „Gardeners' Magazine" vom J. 1874 war der Käfer 1859 noch 100 Meilen westlich von Omaho in Nebraska. Schon 1861 berichtete aber Mr. Thom. Murphy von Atchinson in Kansas, daß die Käfer auf seinen Kartoffelfeldern, welche sie schnell zerstörten, worauf sie sich nach allen Richtungen verbreitet hatten, so zahlreich wären, daß er in kurzer Zeit zwei Scheffel von ihnen habe sammeln können. Im nämlichen Jahre zog der Käfer über den Missouri nach Osten, 1862 über den Kansas nach Süden. Im J. 1864 breitete er sich durch die drei den obern Lauf des Mississippi westlich begrenzenden Staaten Missouri, Iowa und Minnesota aus, drang 1865 nach Ueberschreitung des Mississippi in Illinois ein und war in Wisconsin bemerkbar. Im J. 1870 hatte er sich bereits in Indiana, Ohio, Michigan und dem westlichen Theile von Pennsylvanien heimisch gemacht. Im J. 1871 gelangte eine große Menge dieser Käfer auf Blättern, Spänen, Schindeln u. s. f. schwimmend über den Erie-See nach den zwischen dem Huron- und Ontario-See gelegenen Theil Canadas. Im J. 1874 hatte der Käfer die Küsten des Atlantischen Oceans erreicht. Während er bis 1870 schon einen Weg von 1700 englischen Meilen zurückgelegt hatte, war er 1874 360 geogr. Meilen weit nach Osten vorgerückt, da-

bei ein Gebiet von 40,000 □Meilen überziehend. Nach Europa hat sich der Käfer, dank den energischen Maßregeln, nicht verbreitet. Nur ein einziger Fall von Einschleppung ist bekannt geworden, indem 1877 auf einem Felde bei Mülheim bei Köln a. Rh. der Kartoffelkäfer auftrat, aber sofort durch planmäßiges Niederbrennen des ganzen Feldes vernichtet wurde. Wie selten und auf Fachkreise beschränkt seine Verbreitung war, beweist unter anderm, daß das Vorzeigen von Exemplaren meist angezeigt wurde (so z. B. 1875 in Bezug auf den Quekett-Club in London, Sitzung vom 15. April); wie streng die Gesetze gegen die Möglichkeit einer Einschleppung u. a. in England gehandhabt wurden, geht beispielsweise daraus hervor, daß im J. 1881 ein gewisser Herr Henry Will. Horton angezeigt und dann um fünf Pfund Sterling bestraft wurde, weil er einige lebende Coloradokäfer von Canada nach Süd-Devonshire gebracht und damit gegen Section 5 der Colorado Beetle Ordre von 1877 verstoßen habe.

Feinde. Der Coloradokäfer wird von einer Anzahl Gliederthieren verfolgt, die sich theils von ihm nähren, theils ihn als Brutstätte für ihre Eier benutzen. Coccinelliden und Carabiden stellen ihm nach. Unter den wanzenartigen Insekten sind Podisus spinosus und Harpactor cinctus, unter den Zweiflüglern Lydella Doryphorae als specielle Feinde des „ten-liners“, wie die Amerikaner den Käfer nennen, bekannt. Einer der energischsten Vertilger ist eine Milbe Uropoda americana, welche sich, zuweilen in großer Zahl den Käfer fast ganz bedeckend, an ihm festsaugt. Unter den Vögeln werden mehrere als besonders diesem Käfer nachstellend aufgeführt, so die amerikanische Wachtel, der rose-breasted grossbeak (Hydremeles ludovicianus) u. a. Enten erwiesen sich bei der Vertilgung sehr eifrig. Hühner konnten dazu angelernt werden, waren aber nicht zuverlässig.

Mittel gegen den Kartoffelkäfer. Wo ein Absuchen mit der Hand (welches stets mit Handschuhen zu bewerkstelligen ist) nicht mehr ausreichte, hat sich nach Erschöpfung aller möglichen Substanzen (in Pulver, Aufgüssen und Lösung) eine Besprengung mit in Wasser suspendirtem Schweinfurter Grün am wirksamsten gezeigt. Es vernichtet die Käfer sowol in der entwickelten Form als im Larvenzustande. Diesem Mittel scheint auch eine Besprengung mit dem sogenannten „London Purple“ gleich zu wirken (ein bei der Anilinfabrikation gewonnenes Product, wesentlich aus Rose-Anilin, arseniger Säure und Kalk bestehend, also wie das Schweinfurter Grün durch den Arsenik wirkend). Selbstverständlich ist es, daß bei der Verschiedenartigkeit der von diesem Käfer als Nahrung benutzten Pflanzen und Pflanzentheile die äußerste Vorsicht in Betreff der Einführung von Pflanzen, Pflanzentheilen und mit oder in solchen verpackten Gegenständen aus Amerika anzuwenden ist. Um die Aufmerksamkeit auf den Käfer zu lenken und die Gefahr durch Kenntniß desselben zu verringern, erschien auf officielle Veranlassung 1875 die Schrift: Gerstäcker, A., Der Kartoffelkäfer. Mit Abbildungen und Karten. Berlin, Schotte und Voigt, 1875. Von weiterer Literatur sind die beiden gleichfalls populären Schriften zu erwähnen: Passow, D., Der Colorado-(Kartoffel-)Käfer (Doryphora decemlineata) in seinen verschiedenen Entwickelungsperioden. Kassel, Fischer 1878 (1 Blatt Folio mit eingeklebten Lithochromien). Olivier, Ernest, La Chrysomèle des pommes de terre (Doryphora decemlineata); moeurs, histoire, moyens de destruction. 2. édit. Besançon 1878. (18⁰ 35 p. et pl.)

(*J. Victor Carus.*)

KARTOFFELKRANKHEITEN. Die Kartoffel wird von mehrern Krankheiten befallen:

1) Kräuselkrankheit. Dieselbe grassirte besonders stark in den J. 1580, 1781 und 1782. Kennzeichen und Verlauf sind: die Stengel werden bräunlichgrün, bekommen Rostflecke, die bis ins Mark dringen und dasselbe rostfarbig färben, die nahe am Stengel sitzenden Blätter magern ab und schrumpfen, unter Ablegung ihrer natürlichen Farbe, zusammen, die Knollen bleiben unreif und seifig, sind beim Genuß widrig und verursachen Beschwerden, ja selbst ihre Farben, braun und fahlgelb, und diese oft ineinander verschmolzen, zeigen ihren krankhaften Zustand an. Der die Kräuselkrankheit verursachende Pilz tritt in zwei verschiedenen Formen auf, welche auch zweierlei Krankheitserscheinungen zur Folge haben. Die gleichzeitig auftretende, durch Peronospora infestans verursachte Kartoffelkrankheit zeigt sich auch an den Knollen der kräuselkranken Stöcke im ausgedehnten Maße. Zarte Sorten mit lichtgrünen Blättern und feiner Epidermis sind der Kräuselkrankheit am meisten unterworfen. Ihre Uebertragung findet durch das Saatgut statt; die Krankheit ist also erblich, und deshalb darf man von der Kräuselkrankheit befallene Kartoffeln nicht als Saatgut verwenden. Außerdem hat man alles zu vermeiden, was eine plötzliche Störung des Gleichgewichtes im Pflanzenleben herbeiführt, also Vermeidung aller Düngung zu den Kartoffeln, um das üppige Wachsthum des Krautes zu verhüten; dagegen ist die Ackerkrume möglichst zu vertiefen, namentlich wenn dieselbe sehr fruchtbar ist, um die tieferen unfruchtbaren Bodenschichten mit der obern fruchtbaren zu vermischen und dadurch die Geilheit des Ackers zu mindern.

2) Schorf. Derselbe wirkt zwar nicht zerstörend auf die Kartoffel ein, aber dadurch, daß der Stärkemehlgehalt der Knollen leidet, werden diese geringhaltiger und sie erhalten kein einladendes Aussehen. Auf den weißen und gelben Kartoffelsorten erscheint er sichtlicher als auf den bunten. Ursache ist der parasitische Pilz Rhizoctonia Solani. Er findet sich schon in den jüngsten Stadien der Krankheit, erscheint auf der Oberfläche der Knolle in Form einzelner, nicht sehr verzweigter, aber vielfach gebogener, dunkelgrüner Fäden, die an den Ausgangspunkten auf der Rinde der Kartoffel hervorkommen, aber auch in das Gewebe der eigenthümlich umgewandelten Kartoffel sich fortsetzen und daselbst wasserhell und fein verzweigt sind. Auf der Schale der Kartoffeln finden sich einzelne zerstreute, schmuzigbräunliche Flecken von dem Umfange einer Linse. In Jahren, welche sich durch eine mit gesteigerten Wärmegraden wechselnde Nässe aus-

zeichnen, treten die scheinbaren Schmutzflecke nicht allein hinsichtlich der Zahl, sondern auch durch eine weitergediehene Entwickelung und Fortbildung deutlicher zur Schau, wölben sich, nehmen eine hautartig angespannte, warzenförmige, rundlich umschriebene, auch eckige, nach dem Umfange zu sanft abgeflachte Form an und erinnern an eine Ausschlagkrankheit. In diesem oberflächlich geschlossenen Zusammenhange beharren jene warzenförmigen Auftreibungen der Kartoffelschale in der Regel nicht lange, sondern platzen von dem flachgewölbten Scheitel abwärts zwar verschieden, aber fast immer zuerst durch einen, nach beiden Enden spitzverlaufenden, in der Mitte erweiterten Längenschlitz, welcher bald darauf durch formlose Querschlitze unterbrochen und dadurch der Schein einer kapselartigen Eröffnungsweise jener Warzen bewerkstelligt wird. Jene Oberhautzipfel behalten einstweilen eine dreieckige, nach den Enden hin zugespitzte Gestalt bei, liegen ziemlich lange einer sich flach wölbenden, vom Scheitel her freigewordenen, unscheinbaren Staubmasse auf und umschließen dieselbe mit ihrem unterbrochenen, kreisförmigen Grunde auch späterhin. Die so weit aufgeschlossenen, nach unten in dem Körper der Kartoffel etwa ebenso weit als sie oberwärts hervorragen, angesteckten Warzen bestehen in dieser Gestalt längere Zeit hindurch, sprechen allerdings immer deutlicher das bloße Auge durch das gewölbte Hervortreten über die Oberhaut an, täuschen aber wegen des oft anhängenden Schmutzes und der anklebenden Erdtheilchen dergestalt, daß man in den deutlich genug vorliegenden Warzen weit eher eine zufällige Fremdartigkeit der Oberhaut als ein Behältniß eigener Organe vermuthet. Durch Beihülfe eines künstlich unternommenen Horizontaldurchschnittes einer so weit ausgebildeten Warze nimmt jedoch das Auge einen durch eine dunklere Färbung von den umgebenden Theilen verschiedenen Körper wahr, und durch die Länge liegt demselben eine von einem eigenen, durch die Oberhaut gebildeten Behältniß ringsum eingeschlossene, lockere, schmuzigbräunlich gefärbte Körpermasse vor, welche, oberflächlich in die Stärkemehlmasse eingesenkt, dem Kenner der vegetabilischen Brandarten auf der Stelle eine lebhafte Erinnerung an die vegetabilischen Gebilde einflößt. Die dem äußern Anscheine nach als Hautausschlag vorliegenden Warzen sind demnach für sich bestehende, vegetativ bewegte Organe, weshalb jene nicht auf dieser Bildungsstufe beharren, sondern fortfahren, sich in ihren einzelnen Theilen weiter auszubilden. Die als äußere Hülle dienende, zerschlitzte Oberhaut der Kartoffelknolle fängt an, sich von dem bisher innig umschlossenen Sporenhäufchen zu trennen oder aufwärts zu schlagen und nach und nach zu verschwinden. Dadurch gewinnt der früher von der Oberhaut überdeckte, unbegrenzte, scheinbar aus Schmuz bestehende Scheitel der Sporenhäufchen an Flächenraum, ebnet sich mehr ab und steht nun als ein ringsum mit einem dünnen Saume umgebenes, ziemlich aufgelockertes Staub- oder Sporenscheibchen da. In diesem unhaltbaren Zustande erhält sich der Theil daher nur eine kurze Zeit; die freigewordenen Sporen fangen an, sich immer mehr aufzulockern, worauf sich ein seicht ausgestochenes, von der Oberhaut umgebenes Grübchen ausbildet, welches nach Entleerung der Sporen in Gestalt einer ziemlich oberflächlichen, grubenförmigen Einsenkung ohne organische Fortbildung bis zum Vergehen der Knolle besteht. Jene warzenförmigen Sporenhäufchen entwickeln sich auf dem ganzen äußern Umfange der Knolle, ohne Unterschied der Lage derselben, unter der Erde gleichmäßig, und zwar entweder einzeln oder in Gruppen, verrathen aber stets eine gewisse Neigung, mehr zusammenzutreten, und setzen diese endlich auch unter veränderten Aeußerungen bis zum Schein eines gegenseitigen Zusammenfließens fort. Von dieser verschiedenen Anordnung und Vertheilung der Sporenwarzen auf einer Knolle hängen für das unbewaffnete Auge die seltsamsten Abweichungen ab. Einzeln zerstreute Sporenwarzen tragen nur wenig zur Veränderung der natürlichen Beschaffenheit der Knollen bei; je mehr dieselben aber zusammentreten oder gar zusammenfließen, um so auffallender wird der Theil entstellt, und die von denselben platzweise überschütteten Knollen scheinen ganz aufgerissen und mit einer schmuzartigen Kruste oder mit allerhand Fremdartigkeiten bedeckt zu sein. Die an den genannten Sporenhaltern befindliche, locker zusammengeballte Sporenmasse an sich kann man schon mit bloßem, deutlicher aber noch in ihrem Einzelwesen mit leichtbewaffnetem Auge sehr gut erkennen und ebenso sicher der Gestalt und Farbe nach von den gewöhnlich äußerlich beigemischten Erdtheilen unterscheiden. Noch deutlicher stellt sie sich aber in der horizontal durchschnittenen Fläche dar. Unter dem zusammengesetzten Mikroskop erscheinen die einzelnen Pilzsamen nach Maßgabe ihrer Entwickelung als kleine, gegenseitig ohne alle Beimischung irgendeines andern Theiles locker verbundene, gelblichgrüne oder braungefärbte Kugelkörper von verschiedener Größe. Junge, noch unentwickelte Pilzsamen zeichnen sich in der Masse durch einen gelblichen Farbenstrich aus, sind klein, heller oder durchsichtiger, daher deutlicher zellig. Aeltere, mehr ausgebildete, in der Masse sich als ein bräunliches Häufchen darstellende Samenpilze sind im Verhältniß zu den Behältern und zu andern Arten der Gattung ansehnlich groß, zarthäutig, vollkommen rund oder rundlich, in seltenen Fällen durch Zusammenwachsen fast länglich, unter einer Vergrößerung schwach gewölbt, undeutlich zellig, aus äußerst kleinen, im Umfange traubenförmig hervortretenden Bläschen zusammengesetzt, daher etwas getrübt und von grünlichgelber Farbe. Der Schorfkrankheit sind alle Kartoffelsorten in gleichem Grade unterworfen, doch ist der Schorf nicht erblich; derselbe stellt sich sehr frühzeitig ein, wenn die Knollen kaum noch so groß als Haselnüsse sind. In der Regel leiden die Kartoffeln auf einem Acker nicht sämmtlich an dieser Krankheit, indem sie bei anscheinend ganz gleicher Bodenbeschaffenheit an der einen Stelle durchaus schorfig sind, an einer andern Stelle aber eine glatte und reine Oberhaut haben. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß die Ursache des Schorfes in den Bestandtheilen der Ackerkrume und in der Beschaffenheit des Untergrundes liege, wenn diese

nämlich ein Uebermaß an Säure haben oder stark eisenhaltig sind. Der Schorf kann aber auch durch Anwendung solcher Dungstoffe herbeigeführt werden, welche reich an eisenhaltigen Bestandtheilen, z. B. Torfasche, oder an kohlensaurem Ammoniak sind, z. B. Jauche, Schaf- und Pferdemist, indem das kohlensaure Ammoniak das in jedem Boden befindliche Eisenoxydhydrat auflöst, dieses dem Eisenoxydul ähnlich macht und in die Pflanzen überführt. Zur Vermeidung der Entstehung des Schorfes ist es zunächst nothwendig, eisenhaltige Aecker zum Anbau der Kartoffeln gar nicht zu verwenden, oder man muß das Eisen im Boden in einen solchen Zustand zu versetzen suchen, daß es den Kartoffeln nicht mehr schädlich werden kann. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, daß man den Acker bei günstiger Witterung fleißig bearbeitet, indem sich das Eisenoxydul, welches besonders schädlich wirkt, durch Entziehung des Lichtes in Eisenoxyd verwandelt. Auch eine tiefe Bearbeitung des Ackers ist hier sehr nützlich, um das Eisenoxydul der Einwirkung des Sauerstoffes der atmosphärischen Luft auszusetzen; soll aber die tiefe Bearbeitung wirklich von Nutzen sein, so muß sie im Herbste geschehen, damit der heraufgebrachte Untergrund während des Winters von dem Froste gelockert wird und sich das Oxydul schnell mit mehr Sauerstoff versorgen kann. Die Düngung solcher eisenhaltigen Bodenarten mit Stallmist ist dagegen ganz zu vermeiden, um so geeigneter ist aber eine Düngung mit gebranntem Kalk, Kalkmergel und das Brennen des Bodens, nachdem er vielleicht einige Jahre zuvor zu Weide niedergelegt worden ist, indem durch die Anwendung des Kalkes sowol als durch das Brennen das kohlensaure Eisen in Eisenoxyd umgewandelt wird. Auch fortwährend feuchte, torfartige und solche Bodenarten, auf denen Haidekraut und andere gerbestoffhaltige und saure Gewächse vegetiren, sind zum Anbau der Kartoffeln zu vermeiden, indem in solchen Bodenarten in der Regel eine Säure vorwaltet, die nur nachtheilig auf die Culturpflanzen einwirkt und sehr wahrscheinlich auch die Bildung des Schorfes begünstigt. Endlich ist auch zu vermeiden die Düngung des Kartoffellandes mit Jauche, Schaf- und Pferdemist, eisenhaltiger Torfasche und Mergel, der viel Eisenoxyd enthält, um die Auflösung des Eisenoxydhydrats im Boden zu vermeiden, und um nicht mit dem in dem Mergel und in der Torfasche enthaltenen Eisenoxyd Eisenoxydul in den Boden zu bringen.

3) Stockfäule. Sie ist unter allen Kartoffelkrankheiten die gefürchtetste, bösartigste und zerstörendste. Sie zerfällt in die Trocken- und Naßfäule. Was die Trockenfäule betrifft, so befällt dieselbe gleichzeitig und gleichmäßig nicht alle auf einem und demselben Acker ausgepflanzten Kartoffeln. Anfangs greift sie nur die offenen, zarten und empfindlichen Stellen des Samens an, besonders die Augen und Augenröhrchen, und man nimmt bei aufmerksamer Beobachtung kleine schwarze Punkte wahr. Schneidet man die Kartoffel an den letztern behutsam auseinander, so findet man diese schwarzen Punkte entweder etwas in das Fleisch eingedrungen, oder auch einen dünnen, zarten, schwarzen, sich nach der Mitte hinziehenden, durch das Mikroskop betrachtet, vermoderten Streif: das mit Moder belegte Keimröhrchen. In dieser Krankheitsperiode — dem ersten Stadium der Krankheit — ist ein besonderer, auffallend hervorstechender Geruch noch nicht sehr bemerklich, aber man findet, daß die Kartoffel ihren Wohlgeschmack verliert, und daß sich ihr Mehlgehalt vermindert, indem sie sich nicht mehr so gar kocht und beim Kochen nicht leicht zerplatzt. Im zweiten Stadium greift unter Einwirkung ungünstiger Umstände, wozu namentlich das Aufschichten der Kartoffeln in große Haufen zu rechnen, die Krankheit schnell und krebsartig um sich, die Moderstreifchen erreichen die Stärke eines thönernen Pfeifenstieles, und es zeigt sich vorzugsweise an den bei dem Ausnehmen der Kartoffeln verursachten Wunden, mitunter auch an andern kranken Stellen, eine Art trockener Fäulniß oder Schimmel (Fusisporium solani), welcher sich zerbröckeln läßt. Die Kartoffel durchdringt nunmehr ein fauler, süßlicher Modergeruch, das Fleisch färbt sich mit den kranken Stellen hochgelb, was man vorzüglich beim Kochen gewahrt, sie nimmt einen dem Geruche ähnlichen Geschmack an, verliert ihren Mehlgehalt mehr und mehr, bleibt beim Kochen hart und platzt nicht auf. In dieser Beschaffenheit ist sie dem menschlichen Gaumen unangenehm und zuwider, und sie kann nur noch als Viehfutter verwendet werden, wenn die kranken Stellen ausgeschnitten worden sind. Im dritten Stadium tritt, vorzüglich unter der begünstigenden Mitwirkung des Aufschichtens, schnell eine Zersetzung und Auflösung der consistenten Bestandtheile der Kartoffeln, des Stärke-, Faser-, Eiweiß-, Schleim- und Extractivstoffes ein, und diese endet bald mit gänzlicher Fäulniß, wenn die Haupterfordernisse derselben gleichzeitig und zusammengreifend einwirken. Vor dem Eintritte der Fäulniß ist der Verlauf der Krankheit folgender: äußerlich hat die Kartoffel das Ansehen, als sei sie bereits in Fäulniß übergegangen, sie greift sich aber noch hart an. Ihre äußere Schale ist zusammengeschrumpft, leicht ablöslich und mit weißen, oft blauen Schwämmchen besetzt. Die Schimmelstellen sind leicht in das Fleisch eingedrungen und verändern äußerlich ihre Farbe in Grün und Schwarz. Unter der äußern abgelösten Schale findet man unter den Stellen der Schwämmchen schwarze Punkte und Flecke, und die Farbe der Kartoffel hellbraun, ins Orange spielend. Aufgeschnitten zeigt sie sich, mit Ausnahme der schimmeligen Stellen, von der äußerlichen Farbe und man bemerkt noch in derselben kleinere und größere schwarze Flecken, sogenannte Stockflecken. Ihr Geruch ist widrig, süßlich, dumpfig und moderig, es zeigen sich alle Merkmale baldiger Auflösung, sie ist widernatürlich wässerig, kocht sich gar nicht mehr, wird von dem Vieh verschmäht und gewährt keinen wirthschaftlichen Nutzen. Bei den kranken Pflanzkartoffeln äußert sich die Krankheit dadurch, daß sie entweder gar nicht emporkeimen oder zwar fortkommen, aber nur wenige und kranke Früchte liefern. Ersteres geschieht, wenn sämmtliche, letzteres findet statt, wenn nur einige Keimaugen der Brutknollen durch die Krankheit zerstört sind, in welchem letztern Falle die noch keimfähigen Augen

nur kranke Früchte erzeugen. Die Naßfäule charakterisirt sich dadurch, daß die Substanz der Knollen in eine faulige Zersetzung, jauchige Zerstörung mit Auflösung übergeht; die Kartoffeln fangen an schwammig, feucht, breiig zu werden, man kann sie wie faules Obst zusammendrücken, sie stinken und stecken andere gesunde, nebeneinanderliegende Knollen bald an, und die Fäulniß verbreitet sich schnell und allgemein über den ganzen Haufen. Ursachen der Stockfäule sind Erkältung, Angrünung und Nässe, wenn diese vereint in stärkerem Maße einwirken, sowie starke Erhitzung der Knollen im Aufbewahrungsorte. Die höchste Stufe erreicht die Krankheit, wenn schon in den ersten Stadien davon ergriffene Knollen zur Aussaat verwendet werden. Zur Vermeidung der Faulkrankheit hat man hauptsächlich Folgendes zu beobachten: man vermehre die Kartoffeln von Zeit zu Zeit aus den Samen der Samenäpfel unter Berücksichtigung der Regel, daß man zu dieser Vermehrung nur gleichartige Sorten auswählt, um einer möglichen Ausartung vorzubeugen. Man vernachlässige den so wohlthätigen Samenwechsel nicht, hüte sich dabei aber, Samen aus fettem Boden in magern und aus einem warmen Klima in ein kaltes zu bringen; man begünstige den Anbau der Frühkartoffeln auf Kosten der Spätkartoffeln; man wähle zum Kartoffelbau den den Kartoffeln günstigsten Boden aus; man verwende, wenn die Kartoffeln durch die Knollen fortgepflanzt werden, nur ganz vollkommen reife Knollen zur Aussaat, nicht aber Augen oder Keime; man bearbeite den Kartoffelacker sorgfältig, jedoch unter Berücksichtigung der gegebenen Boden- und Witterungsverhältnisse; man vermeide soviel als möglich eine Düngung mit Stallmist zu den Kartoffeln, oder beobachte wenigstens, wenn sich das nicht immer umgehen läßt, die Regel, daß im letztern Falle der Mist schon im Herbste aufgebracht und untergepflügt werde; man bewerkstellige die Aussaat so zeitig als möglich, doch auch nicht früher, als der Boden die zur schnellen Entwickelung des Keimes erforderlichen Wärmegrade besitzt; die Bearbeitung der Kartoffelpflanzen geschehe rechtzeitig, weder zu früh, noch zu spät und bei günstiger Witterung, sie geschehe auch vorsichtig, um Verwundungen der Pflanzen zu vermeiden; das Abpflücken der Kartoffelblüten versäume man niemals, dagegen hüte man sich, das Kraut der Kartoffeln vor deren Reife abzuschneiden; mit der Ernte der Kartoffeln beginne man nie eher, als diese ihre vollkommene Reife erlangt haben, und dann sei man darauf bedacht, daß sie bei günstiger Witterung geschehe. Die Samenkartoffeln für das nächste Jahr lese man schon bei der Ernte auf dem Felde aus, und wähle dazu mittelgroße, nicht verwundete, vollkommen reife Knollen; besonders vorsichtig sei man in der Aufbewahrung der Kartoffeln, da die Erhitzung der Samenkartoffeln in dem Aufbewahrungsorte eine der vorzüglichsten Ursachen der Faulkrankheit ist; man suche soviel als möglich das Ausarten der Kartoffeln namentlich dadurch zu verhüten, daß man nicht viele verschiedene Kartoffelsorten untereinanderpflanzt; endlich vermeide man es stets, kranke Kartoffeln zur Aussaat zu verwenden, denn jede Krankheit veranlaßt auch eine geschwächte Keimkraft der Knollen; je öfter aber die kranken Nachkommen kranker Kartoffeln fortgepflanzt werden, desto mehr müssen diese an Keimkraft verlieren, bis diese endlich ganz erlischt.

4) Laubbrand. Diese Krankheit zeigte sich im J. 1845 und verbreitete sich über den größten Theil der Erde. Sie entsteht durch den Schmarotzerpilz Peronospora infestans. Durch denselben werden im Sommer schwarzbraune Flecke auf den Blättern der Kartoffelpflanze erzeugt. Eine einzelne Kartoffelpflanze vermag nach und nach 20 bis 30 Millionen Sporen (Pilzsamen) zu tragen. Die Sporen fallen auf den Boden und werden mit dem Regenwasser zu den Knollen hinabgeführt; auf der Oberfläche findet die Keimung statt. Die Keimfäden durchbrechen die Schale der Knollen und entwickeln unter derselben ein dichtes Pilzgewebe. Die wässerige Flüssigkeit wird zersetzt, das Zellgewebe durch einen Faulungs- oder Verwesungsproceß zerstört. Zuerst zeigt sich die Zersetzung in der eiweißhaltigen Flüssigkeit, und man findet diese deshalb beim Beginn der Krankheit, und zwar zuerst in den Intercellulargängen, mehr oder weniger braun gefärbt. Infolge der Berührung mit der in Zersetzung begriffenen Flüssigkeit wird bald auch das Zellgewebe, die Substanz der Zellenwände, in den Kreis der Zersetzung gezogen, es wird braun gefärbt und mehr oder weniger zerstört. Indem nun die krankhafte Flüssigkeit in die benachbarten Zellen sickert, erzeugt sie hier, als Ansteckungsstoff wirkend, einen ähnlichen Krankheitsproceß, und so schreitet der Zersetzungsproceß vorwärts, breitet sich die Krankheit mehr und mehr aus. Der flüssige Inhalt der zerstörten Zellen fließt zusammen, es entstehen weiche Stellen, welche eine braune, weiche Masse enthalten, worin man, oft schon mit bloßem Auge, die weißen, glänzenden Stärkemehlkörnchen unverändert liegen sieht, besonders dann, wenn durch Ausschwitzung der Feuchtigkeit oder Abtrocknung die zersetzte Masse die schmierige Beschaffenheit verloren hat. Ganz übereinstimmend mit der Natur des Stärkemehles werden nämlich die Stärkemehlkörnchen nicht sofort ergriffen, dieselben bleiben unverändert mitten in der sich zersetzenden Masse, wenigstens so lange, als nicht, wie es in dem weiteren Verlaufe der Krankheit geschieht, die secundäre, stinkende Fäulniß eintritt, der sie dann nicht Widerstand zu leisten vermögen. Im allgemeinen zeigen sich die Krankheitserscheinungen an den Kartoffeln zuerst unter der Schale. Bei einer durchgeschnittenen kranken Kartoffel bemerkt man leicht, wie von dem Rande ab in zahlreichen, oft breiten, oft aber nur sehr schmalen Wegen die Krankheit nach der Mitte zu sich verbreitet, jedoch kommen auch braune Flecke vor, bei denen sich ein Zusammenhang mit andern in Zersetzung begriffenen Stellen nicht auffinden läßt. Zunächst tritt die Krankheit an dem Kraute auf. Dasselbe wird braun und welk, gleich als wenn es vom Froste gelitten hätte, hierauf werden die Zweige und der Stengel ergriffen, und endlich wird der Krankheitsproceß durch die Wurzeln den Knollen der Kartoffeln mitgetheilt. Hier-

gegen spricht keineswegs der Umstand, daß sich an einer und derselben Pflanze völlig gesunde Kartoffeln neben kranken befinden, da die Fortleitung des Krankheitsprocesses sehr wohl auf einzelne Gefäßbündel beschränkt bleiben kann. Lage und Beschaffenheit des Bodens haben auf die Krankheit großen Einfluß. Auf tiefliegendem, schwerem, undurchlassendem Boden werden die Kartoffeln von der Krankheit weit mehr heimgesucht als auf höherliegendem, leichtem, sandigem Boden mit durchlassendem Untergrunde. Dieser Einfluß läßt sich dadurch erklären, daß feuchter, schwerer Boden nicht allein den Uebertritt der Krankheit aus dem Stengel in die Knollen, sondern auch im hohen Grade das Fortschreiten des Zersetzungsprocesses begünstigt. Die kranken Kartoffeln sind durch Auslesen in drei Klassen zu theilen. In die eine Klasse kommen diejenigen, an denen sich die Krankheit nur im ersten Anfange zeigt, welche dunkle Stellen haben und noch nicht erweicht sind, und welche beim Durchschneiden nur hier und da im Umkreise die obenerwähnte Veränderung der Masse erkennen lassen. Wenn man diese Kartoffeln, dünn ausgebreitet, an einem trockenen, luftigen Orte abtrocknen läßt, so wird das Fortschreiten der Krankheit, wenn nicht ganz verhindert, doch im hohen Grade verzögert, und die Kartoffeln können dann, sowol roh als gekocht, den Thieren verfüttert, nach Ausschneiden der braunen Flecke auch von Menschen ohne Nachtheil genossen werden. In eine zweite Klasse sind diejenigen Kartoffeln zu bringen, an welchen die Krankheit größere Fortschritte gemacht hat, an denen sich schon hier und da Erweichungen finden. Auch diese lassen sich noch, dünn ausgebreitet, an einem luftigen, trockenen Orte eine Zeit lang aufbewahren, müssen aber zuerst verbraucht, nämlich nach Ausschneidung der erweichten Stellen dem Vieh verfüttert werden. Zur Nahrung der Menschen eignen sie sich nicht, wenn die braunen Flecke und Streifen zu tief in das Innere gedrungen sind. In die letzte Klasse kommen die ganz oder fast ganz erweichten, leicht zu zerdrückenden, meist schon sehr übelriechenden Kartoffeln. Auch wenn das Vieh, durch Hunger getrieben, dieselben nicht verschmähen sollte, dürfen sie doch nicht verfüttert werden. Am vortheilhaftesten ist es, die erkrankten Kartoffeln auf Spiritus oder Mehl zu verarbeiten, da sich das Stärkemehl bei der Zellenfäulniß völlig unverändert erhält und die kranken Kartoffeln deshalb ebenso viel Spiritus und Mehl liefern als die gesunden.

Zur Verhütung der Krankheit sind folgende Maßnahmen zu treffen: 1) Der Boden muß gut bearbeitet werden, sodaß die Samenknollen in genügend gelockerte Erde zu liegen kommen. 2) Die Samenknollen müssen in ca. 80 Ctm. Entfernung in die Reihen gelegt werden; nur große Samenknollen sind zu verwenden. 3) Die erste Häufelung muß flach geschehen, sodaß der durch dieselbe entstehende Kamm oben breit und nur ca. 12 Ctm. hoch ist. Diese Häufelung kann, wenn sie für dienlich erachtet werden solle, wiederholt werden. 4) Die Schutzhäufelung wird ausgeführt, sobald sich die Krankheitsflecke auf den Blättern der Kartoffelpflanze zu zeigen beginnen. Sollte dieses nicht bereits vor der Weizenernte geschehen sein, so muß die Schutzhäufelung ausgeführt werden, ohne das Auftreten der Krankheitsflecke abzuwarten. 5) Die Schutzhäufelung wird nur von einer Seite ausgeführt, indem man einen hohen Kamm mit einer bedeutenden Abschrägung nach derjenigen Seite, von welcher die Häufelung ausgeführt wird, und zwar so stark als möglich nach oben zulaufend, anhäufelt. Die dadurch erzeugte Erddecke oberhalb der obersten Fläche der zu oberst liegenden Knollen muß anfangs ca. 14 Ctm. dick sein, weil sie durch späteres Zusammensinken und Heruntergleiten in der Regel bis auf 11 Ctm. reducirt wird. Zugleich mit dieser Häufelung wird dem Kartoffelkraute eine mäßige Neigung nach der entgegengesetzten Seite gegeben und zwar derart, daß das Kraut eine wenigstens halberhobene Stellung hat. 6) Sowol Flach- als Schutzhäufelung können bei kleineren Flächen mit dem gewöhnlichen Häufelpfluge ausgeführt werden; bei größeren Flächen ist ein dazu besonders construirter Schutzhäufelpflug anzuwenden. 7) Um das Nachkranken zu vermeiden, dürfen die Kartoffeln erst ca. 3 Wochen später geerntet werden, als die letzten Blätter der Kartoffeln verwelkt sind. 8) Das Kraut wird nicht eher abgeschnitten, als bis die Blätter verwelkt sind.

(*William Löbe.*)

KARTOFFELZUCKER (Stärkezucker, Traubenzucker, Dextrose, Glykose), eine feste, krystallisirbare, optisch rechtsdrehende Zuckerart, die sich neben einer optisch linksdrehenden, dem Fruchtzucker oder Laevulose (die nach neueren Angaben ebenfalls krystallisirt) in vielen süßen Früchten, so namentlich in den reifen Weintrauben vorfindet. Neben Rohrzucker kommt dieselbe auch im Honig vor. Künstlich entsteht dieselbe aus Stärke durch Einfluß gewisser Fermente (Speichel, Malzdiastase) oder verdünnter Säuren unter Aufnahme von Wasser. Kartoffelzucker wird im Großen dargestellt durch fortgesetztes Kochen von in Wasser aufgeschlämmter Kartoffelstärke mit verdünnter Schwefelsäure, oder durch Behandlung von Stärke mit Diastase (Gerstenmalz) bei der Verzuckerungstemperatur (ca. 68° C.). Nach letzterer Methode, die wol nie größere Verbreitung gefunden hat, wird ein sehr dextrinhaltiges Product erhalten, aus dem nur Stärkesirup, nicht fester Zucker gewonnen werden kann. Fabrikmäßig wird Kartoffelzucker fast ausschließlich mittels des Schwefelsäureverfahrens gewonnen und die Bereitungsweise zerfällt in folgende Operationen.

a) Kochen der Kartoffelstärke mit verdünnter Schwefelsäure unter Zuhülfenahme gespannter Dämpfe. Die Kartoffelstärke geht hierbei zuerst in Dextrin, dieses hierauf in Dextrose über, welcher Vorgang sich leicht im Anfange durch die Jodprobe, wodurch bei Gegenwart noch unveränderter Stärke eine röthlich violette Färbung sichtbar wird, im Verlaufe des Processes durch die Alkoholprobe, indem nur Dextrin durch Alkohol fällbar ist, verfolgen läßt. Auf 100 Kilo Kartoffelstärke rechnet man 2 Kilo Schwefelsäure (60° B.) und 300—400 Liter Wasser. Zusatz einer geringen Menge von Salpetersäure soll den Verzuckerungsproceß beschleunigen. Die Schwe-

felsäure bleibt bei dieser Umwandlung der Stärke unverändert; ihre Menge hat auf die Zeitdauer des Umwandlungsprocesses großen Einfluß; die Umwandlung erfolgt z. B. rascher, wenn man 2 Proc. Schwefelsäure des Stärkemehls, als wenn man nur 1 Proc. Säure verwendet.

b) Entfernung der Schwefelsäure aus der Zuckerlösung durch Neutralisation derselben mit gepulverter Kreide und Absitzenlassen des gebildeten Gipses. Kalkmilch ist weniger empfehlenswerth an Stelle der Kreide, weil die Zuckerlösung leicht mit überschüssigem Kalk Verbindungen eingeht, wodurch braune Zersetzungsproducte von bitterm, caramelartigem Geschmack gebildet werden. Für jedes Kilo verbrauchter Schwefelsäure werden gleiche Mengen von gepulvertem Marmor angewendet. Der Bodensatz wird in Filterpressen noch möglichst entzuckert.

c) Eindampfen der Zuckerlösung auf 20—30° B. in flachen, kupfernen Pfannen oder in Vacuumapparaten, Absitzenlassen des wiederum ausgeschiedenen Gipses und Filtration über Knochenkohle. In den meisten Fällen findet eine zweimalige Filtration statt, wobei man den Saft erst durch Abdampfen auf 15—16° B. concentrirt, über Knochenkohle filtrirt, den ausgeschiedenen Gips sich in großen Saftbehältern absetzen läßt, dann auf 30° B. weiter verkocht und abermals über Knochenkohle filtrirt. Zur Erzielung recht weißer Producte wird auch wässerige schweflige Säure, ähnlich wie bei der Rohzuckerfabrikation, verwendet, die später durch Sodalösung wieder abgestumpft wird. Kommt es darauf an, nur Sirup zu fabriciren, so ist ein weiteres Concentriren der Zuckerlösung nicht nothwendig; bei Herstellung von festem Stärkezucker aber muß das Verkochen bis auf 40—42° B. fortgesetzt werden; auch wendet man bei dem Verzuckerungsproceß der Stärke in diesem Falle die doppelte Menge von Schwefelsäure an. Der auf 40° B. concentrirte Saft kommt nun in Krystallisirpfannen, woselbst er so lange bleibt, bis die Krystallisation beginnt. Darauf wird die krystallisirende Masse in Fässer umgefüllt, in denen sie vollständig fest wird. Ein weit reineres, weißeres Product wird durch Trennung der ausgeschiedenen Traubenzuckerkrystalle von der eingeschlossenen Melasse erhalten. Zu diesem Zwecke wird der concentrirte Saft in offene, mit siebartig durchlochtem Boden versehene Fässer gebracht. Die Löcher werden bis zum Beginn der Krystallisation mit Holzpfropfen verschlossen gehalten, danach geöffnet, worauf allmähliches Abfließen der Melasse erfolgt. Die erhaltenen Zuckerkrystalle werden auf Gipsplatten bei 25° C. getrocknet und gesiebt, darauf entweder in Zuckerhutformen eingepreßt oder als pulverige Waare in den Handel gebracht (gekörnter Stärkezucker). Zur Erzielung compacter Stücke von Stärkezucker wird in der oben beschriebenen Weise verfahren, nur stört man die Krystallisation durch zweistündliches Umrühren und befördert gleichzeitig die Ausscheidung der Krystalle durch Zusatz von Farinzucker. Nach zweitägiger Krystallisation wird die körnigem Honig ähnliche Masse in mit Papier ausgelegte Kistchen gegossen, woselbst sie erstarrt. (Kisten- oder Blockzucker.) Ein ausgezeichnet reines Product wird nach Anthon dadurch erhalten, daß die in Krystallisation begriffene Zuckermasse in Tücher eingeschlagen zwischen Preßblechen einem allmählich immermehr gesteigerten Druck unter hydraulischen Pressen ausgesetzt wird. Hierbei soll ein Zucker von 95,3 Proc. wasserfreiem Traubenzucker und 4,7 Proc. Krystallwasser resultiren.

Der auf die eine oder die andere Art dargestellte Stärkezucker bildet mehr oder minder weiße oder röthlich graue, bröckliche oder feste, bei schlechter Qualität oft auch weiche, schmierige Massen, die niemals vollkommen frei von Dextrin sind (mit Ausnahme des Anthon'schen Preßzuckers), oder er kommt in Sirupform in den Handel. Die Zusammensetzung des chemisch reinen Traubenzuckers ist $C_6H_{12}O_6 + H_2O$ oder

wasserfreier Traubenzucker	90,9
Wasser	9,1
	100,0.

Von dieser Zusammensetzung weicht die der Handelsproducte wesentlich ab. Nur Anthon'scher Preßzucker kommt ihr sehr nahe; er entspricht der Formel

$$C_6H_{12}O_6 + \frac{1}{2}H_2O.$$

Neubauer fand 1875 in dreizehn Untersuchungsmustern im Mittel:

Traubenzucker	61,08
Nicht vergärbare Substanz	20,54
Wasser	18,04
Asche (größtentheils Gips)	0,34
	100,00.

Doch gelangen neuerdings auch Stärkezucker mit bis zu 76 Proc. Traubenzuckergehalt auf den Markt.

Die technische Verwendung des Stärkezuckers hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Die besten Sorten (Traubenzucker in krystallinischer Form) dienen hauptsächlich als Ersatzmittel des Zuckers der Trauben bei der künstlichen Weinbereitung nach dem Verfahren von Gall und Petiot. Weniger reine Producte finden Anwendung zur Verfälschung des Rohrzuckers (als gekörnter Stärkezucker). Große Menge consumiren ferner an Stelle des Honigs die Lebkuchen- und Zuckerbäckereien, die Bonbonfabriken (Traubenzucker hindert die Krystallisation der Bonbonmasse). Der Stärkesirup des Handels (dextrinfrei mit 30 Proc. Wasser und 85—90 Proc. Zucker im wasserfreien Rückstande) wird hauptsächlich als Surrogat des Malzes beim Bierbrauen verwendet. 1 Centner Kartoffelzucker soll 3 Centner Braumalz zu ersetzen im Stande sein. Ferner dient der Sirup als Zusatz zu Zuckersirup und Honig. Dextrinhaltiger Stärkesirup (Sirop impondérable wegen seiner Zähflüssigkeit genannt) mit 11 Proc. Wasser und 89 Proc. Trockensubstanz (hierin 42 Proc. Zucker und 58 Proc. Dextrin) wird zum Einmachen der Früchte, zur Darstellung der Zuckercouleur sowie in der Mostrich- und Tabackfabrikation verwendet.

Auch aus Cellulose (Holz und holzähnlichen Substanzen) wird neuerdings durch Behandlung mit Schwefelsäure Stärkezucker fabrikmäßig dargestellt. Derselbe ist aber so unrein, daß dieser Fabrikationszweig nur für die

Spiritusbrennereien und Holzpapierfabriken ein gewisses Interesse haben kann.

Mit der vermehrten Verwendung hat auch die Anzahl der Stärkezuckerfabriken in Deutschland (hauptsächlich in Brandenburg, Frankfurt a. O., Küstrin, Schlesien, Sachsen und Elsaß) in letzter Zeit zugenommen. Im J. 1878—79 producirten 47 deutsche Fabriken gegen

323,620 Ctr. Stärkesirup
234,756 „ Stärkezucker
18,250 „ Zuckercouleur.

Die Besteuerung des Stärkezuckers im Deutschen Reiche, von vielen Seiten lebhaft gewünscht, dürfte wol nur noch eine Frage der Zeit sein.

Der Stärkezucker wurde im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre, wo man nach Mitteln suchte, die vaterländische Zuckerfabrikation zu heben oder passende Surrogate herzustellen, von Kirchhoff entdeckt. *(P. Baessler.)*

Karve, s. Carum.

KARWENDELGEBIRGE (Kahrwändel, Karwändel). Wer vom nördlichen Gestade des Walchen- oder Wallersees in Oberbaiern den Blick nach Süden wendet, sieht über der Waldzone der Vorberge eine breite, schneebefleckte Riesenmauer bis zu einer Höhe von 8000 Fuß in den schroffsten und wunderlichsten Formen emporragen, welchen sich westlich das Wettersteingebirge, östlich die Gebirge des Isarwinkels dicht anschließen. Es ist dies das Karwendelgebirge, das nur durch den Quereinschnitt der Isar vom Wetterstein getrennt ist. Wenn auch von geringerer Ausdehnung als dieses, erscheint das Karwendelgebirge demselben doch in allen Beziehungen ganz ähnlich; viele seiner Höhen sind durchaus unzugänglich, und der größere Theil ist vollkommen nackt und kahl und zu den seltsamsten Formen gruppirt.

Gegenüber dem Orte Scharnitz, vom rechten Isarufer aus, nimmt das Gebirge seinen Ursprung auf einer Meereshöhe von 963 Meter und wendet sich dann, in einer Längenausdehnung von nahezu 20 Kilometer, erst nach Nordosten bis zur Wörnerspitze, dann rein östlich bis zur Thorwand und zum Stuhlkopf, deren östliche Abhänge durch das Johannesthal und den Johannesbach begrenzt werden, worauf sich die Gebirgskette nördlich nach der Hinter-Riß zu hinabsenkt.

Eine besondere Eigenthümlichkeit ist dabei, daß die bairische Südgrenze nach dieser Richtung fast über die ganze Länge der Kammhöhe des Karwendelgebirges hinläuft; und zwar tritt sie vom Wetterstein her durch den Scharnitzpaß über die Isar, steigt kurz hinter den Anfängen des Gebirges auf die Höhe des Brunnensteins (2146 Meter) und zieht sich nun, erst nordöstlich, dann östlich, fort über die Kirchspitze (2299 Meter), die schroff nach Westen in das Isarthal abstürzende Lindenspitze (2291 Meter), das Karwendelkreuz (2382 Meter), den Großen Stein (2428 Meter), die Großkaarspitze (2295 Meter), die Wörnerspitze (2471 Meter), den Hochkaarl (2515 Meter), die Raffelspitze (2312 Meter), die Bärenalaspitze (2293 Meter), den Vogelkaar (2520) und die Wangspitze (2546 Meter), worauf sie sich nordwestlich über die Steinkaarspitze (2016 Meter) und die Kappenspitze (1832 Meter) wendet und darauf durch den Tiefengraben und am linken Ufer des Fermensbaches hinauf ganz nach Norden fortsetzt.

Das Gebirge selbst nimmt indeß, nachdem auf der Wangspitze die bairische Grenze schroff im spitzen Winkel nach Nordwesten zu abbog, seinen weiteren östlichen Verlauf bis zum Johannesthal, und weist noch die Lachenkaarspitze (2376 Meter), den Karlkogel (2412 Meter), die Thorwand (2162 Meter) und den Stuhlkopf (2044 Meter) auf, wo es links durch das Thorthal abgegrenzt wird. Im Westen steigt das Karwendelgebirge in einer Ausdehnung von 6 Kilometer längs des rechten Isarufers bis nach Mittenwald hinab, und südlich und südöstlich ist es durch den an der Lachenkaarspitze entspringenden, oberhalb Scharnitz in die Isar mündenden Karwendelbach und das Karwendelthal abgeschlossen.

Südöstlich vom Karwendelgebirge und von diesem nur durch das 1109—1294 Meter hohe Karwendelthal und den seine ganze Länge durchlaufenden Karwendelbach geschieden, erhebt sich in rein östlicher Richtung der bis zum Achensee verlaufende, ebenso schroffe und noch mächtigere Gebirgsstock des rechten Winkels, welchen die Isar von ihrem östlichen Ursprunge durch das Hinterauthal bis nach Scharnitz bildet, wo sie sich scharf nach Norden wendet. Die höchsten Punkte sind hier die Pleisenspitze (2581 Meter), die Larchenkaarspitze (2514 Meter), die Riegelkaarspitze (2569 Meter), die Marxenkaarspitze (2744 Meter), die Schlauchkaarspitze (2753 Meter), die Kaltwasserkaarspitze (2730 Meter) und das Sonnenjoch (2648 Meter).

In geologischer Beziehung sowie hinsichtlich der Flora und Fauna ist das Karwendelgebirge von den westlichen Theilen der nordtirolischen Kalkalpenkette in nichts verschieden. Wie das gegenüberliegende Wettersteingebirge weist auch dieses in seinen kahlen, schroffen Kalkmassen Einlagerungen von Blei- und Zinkerzen auf, welche vielfache Versuche zum Abbau hervorgerufen haben; der im Höllenthale auf schauerlicher Höhe jahrelang fortgesetzte Bergbau hat ein bleibendes Denkmal für eine Ausdauer und Begeisterung begründet, welche selbst die größten Schwierigkeiten zu überwinden vermochten.

(Ferdinand Moesch.)

KARYÄ (*Καρύαι*, auch *Καρύα* nach Theopomp. bei Steph. Byz. u. d. W.), eine von lakonischen Periöken bewohnte befestigte Ortschaft im nördlichen Lakonien, auf einem flachen Hügel zwischen zwei zu einem Nebenflusse des Oinus sich vereinigenden Bächen (eine Stunde westlich von dem jetzigen Dorfe Arachova) gelegen, deren Gebiet ebenso wie die benachbarten Gaue Skiritis und Aegytis ursprünglich zu Arkadien (Tegea) gehört hatte, von den Spartanern aber infolge glücklicher Kämpfe gegen diese ihre Grenznachbarn annectirt worden war. Die Bewohner der Stadt, welche als Grenzposten zum Schutz der aus der Tegeatis in das Thal des Oinus und dann in das Herz Lakoniens führenden Heerstraße für Sparta wichtig war, öffneten beim ersten Einfall der Thebaner unter Epaminondas in Lakonien im J. 370 v. Chr. dem

Landesfeinde ihre Thore und dienten demselben beim weiteren Vordringen als Führer, ein Verrath, wofür sie vom spartanischen König Archidamos, als derselbe im J. 367 sich mit Gewalt wieder in Besitz der Stadt gesetzt hatte, aufs härteste gezüchtigt wurden (*Xenoph.* Hellen. VI, 5,25 fg.; VII, 1, 28; *Polyaen.* Strat. I, 41, 5). Die Stadt besaß ein altberühmtes Heiligthum der Artemis und der Nymphen, in welchem eine Statue der unter dem Beinamen Karyatis verehrten Göttin unter freiem Himmel aufgestellt war; zu Ehren derselben wurde alljährlich ein Fest gefeiert, bei welchem die Jungfrauen des Ortes und anderer Gegenden Lakoniens eine besondere Art von Tanz (*χαρυατίζειν* nach *Lucian.* De saltat. §. 10, die Tänzerinnen *Καρυάτιδες* nach *Poll.* 4, 104 und *Plutarch.* Artax. 18; vgl. den Titel eines Hyporchems des Pratinas *Δύσμαιναι ἢ Καρυάτιδες* bei *Athen.* IX. p. 392 fg.) ausführten (*Paus.* III., 10, 7; IV, 16, 9; vgl *Serv.* zu *Vergil.* ecl. VIII. 30). Die Stellung und Haltung dieser Tänzerinnen mag die Veranlassung gegeben haben, weibliche Figuren, welche von den griechischen Architekten an der Stelle von Säulen oder Pfeilern als Trägerinnen eines Gebälks verwendet wurden, als *Καρυάτιδες* zu bezeichnen, eine Bezeichnung, welche, soviel wir wissen, zuerst in einem von *Athen.* VI, p. 241[d] erhaltenen Fragmente des Lynkeus von Samos (Bruders des Historikers Duris, Zeitgenossen des Komödiendichters Menandros) vorkommt und von *Vitruv.* De arch. I, 1, 5 durch eine völlig confuse und aller historischen Grundlage entbehrende Erzählung von einem Anschlusse der Stadt Karya an die Perser und einer Wiedereroberung derselben durch das Heer der vereinigten Griechen erklärt wird. Vgl. darüber Preller's Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von R. Köhler (Berlin 1864) S. 136 fg., und über die Lage der Stadt Karyä Roß, Reisen im Peloponnes I, S. 175 fg.; Curtius, Peloponnesos II, S. 261 fg.; Bursian, Geographie von Griechenland II, S. 118 fg.

Den Namen Karyä (der ursprünglich die „Nußbäume", d. h. einen mit Nußbäumen bestandenen Platz bezeichnet und noch im modernen Griechenland mehrfach als Ortsname — *εἰς ταῖς Καρύαις* — vorkommt) trug auch nach *Paus.* VIII, 13, 6 und 14, 1 eine oberhalb des Thalkessels von Pheneos in Arkadien gelegene kleine Ortschaft; vgl. Curtius, Peloponnesos I, S. 198 fg. und S. 214, Anm. 23. (*C. Bursian.*)

KARYATIDEN nennt man langbekleidete Frauen- oder Mädchengestalten in aufrechter Stellung, welche in der Architektur bisweilen statt der Säulen oder Pfeiler zum Tragen des Gebälks hallenförmiger Anbauten verwendet werden. Sie kommen zuerst in der griechischen Baukunst vor. Vitruv, ein unter Augustus lebender architektonischer Schriftsteller, leitet ihren Namen von der Stadt Karyä (s. d.) im nördlichen Lakonien ab, indem er angibt, daß die Frauen dieser Stadt zur Strafe für die Unterstützung, welche sie den Persern haben angedeihen lassen, in ihrem vollen Putze in die Gefangenschaft abgeführt, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht und daher von den griechischen Architekten als Gebälkträgerinnen nachgebildet worden seien. Andere dagegen erblicken in ihnen eine Verherrlichung der Jungfrauen, welche als Kanephoren die heiligen Gefäße am Feste der Panathenäen trugen und bereits am Metopenfriese des Parthenon ihre Darstellung gefunden haben, oder (wie Lessing annimmt) derer, die am Feste der Artemis im Tempel zu Karyä tanzten. In gleichem Verhältnisse, wie der Säulenbau der Aegypter im griechischen Stile veredelt und zu höchster Vollendung gebracht erscheint, sind auch hier die menschlichen Figuren, die wir bereits von den Aegyptern in ihren Grabkammern zu Gebälkträgern verwendet sehen, in ihrer schönsten Erscheinung mit der Architektur in Verbindung gebracht. Außer weiblichen Figuren, für welche der Name Karyatiden speciell gebraucht wird, findet man in der antiken Kunst auch nackte männliche Figuren verwendet (so z. B. in dem Tempel zu Agrigent, in dem Tepidarium der Fortuna-Bäder zu Pompeji), für welche der Name Atlanten oder Telamonen (auch persische Bildsäulen) gebraucht wird. Zu gleichem Zwecke findet man in der späteren Kunst die Hermensäulen verwendet, sowol mit männlichem wie mit weiblichem Oberkörper, für die man oft ebenfalls den Namen Karyatiden in Anspruch nimmt. — Die berühmtesten Karyatiden des Alterthums sind die sechs weiblichen Statuen, welche das Gebälk der sogenannten Korenhalle an der Südseite des Erechtheions in Athen tragen, leider aber sehr verstümmelt sind. Als schönste Nachahmungen derselben sind die freilich ohne Arme gebildeten Karyatiden Jean Goujen's im Louvre zu Paris zu bezeichnen; auch an den neuen Bauten des Louvre und den Tuilerien findet man sie häufig, oft paarweise, angebracht. In der Regel tragen die Karyatiden das Gebälk nicht direct auf dem Kopfe, sondern es ist ihnen zur Vermittelung der Last des Gebälkes nach dem Beispiele der Antike ein korbähnlicher Aufsatz oder ein Polster gegeben. — Endlich spricht man auch im Sinne der übrigen Säulenordnungen von einer karyatidischen Ordnung, wenn statt der Säulen weibliche Figuren als Gebälkträger dienen. (*A. Gottschaldt.*)

KARYSTOS (*Κάρυστος*), die südlichste unter den Städten der Insel Euboia, lag am südwestlichen Fuße des mächtigen, aus Glimmerschiefer und weißem mit grünlichen Streifen durchzogenem Marmor (dem sogenannten karystischen Marmor, welcher besonders in der römischen Kaiserzeit vielfach zu Luxusbauten verwendet wurde) bestehenden Gebirges Ocha in einer etwa 3 Viertelstunden breiten fruchtbaren Strandebene am innersten Rande einer tief ins Land einschneidenden Bucht; also im wesentlichen auf derselben Stelle, welche jetzt das aus fünf vereinzelten und mit Sondernamen bezeichneten Weilern bestehende Städtchen Karysto einnimmt. Ein felsiger Hügel am Nordrande der Ebene, welcher jetzt von einem mittelalterlichen Castell gekrönt wird, trug die alte Akropolis; die Unterstadt erstreckte sich von seinem südlichen Fuße, an welchem jetzt der Weiler Paläochora liegt, nach Süden und Südwesten wahrscheinlich bis zu dem jetzt Megalorrheuma genannten Bache, von da an bis zum Hafen (von dessen Molo noch einige Reste erhalten sind)

zog sich eine offene Vorstadt hin, welche in der späteren Zeit, wo die Befestigung der Stadt ohne Bedeutung und daher wahrscheinlich in Verfall gerathen war, an die Stelle der eigentlichen Stadt getreten zu sein scheint. Die Bewohner der Stadt (deren Name von einem mythischen Heros Karystos, Sohn der Cheira, hergeleitet wird: *Steph. Byz.* unter *Κάρυστος*) gehörten zum Stamm der Dryoper, ebenso wie die der Nachbarstädte Styra und Dystos (*Diod.* IV, 37; [*Scymn. Ch.*] descr. o. v. 577; *Thukyd.* VII, 57). Da nun im Homerischen Schiffskatalog (*Il.* B., 539) Karystos ebenso wie die übrigen Städte Euboias als im Besitz der Abanten erscheint, so müssen wir annehmen, daß dieser in der Mitte der Insel seßhafte Volksstamm in vorhistorischer Zeit seine Herrschaft über die ganze Insel erstreckt hatte. — Als die Perser bei ihrem ersten Zuge gegen Griechenland im Jahre 490 bei Karystos landeten, weigerten sich die Bewohner, den Feinden Geiseln zu stellen und mit ihnen gegen Eretria und Athen zu ziehen, wurden aber durch eine Belagerung und durch die Verwüstung ihres Landes zur Unterwerfung genöthigt (*Herod.* VI, 99). In Erinnerung daran ließen sie beim Heereszuge des Xerxes im J. 480 ihre Schiffe zur Flotte desselben stoßen, wofür sie von den verbündeten Hellenen durch Geldbuße und Verwüstung ihres Gebietes bestraft wurden (*Herod.* VIII, 66; 112). Dem athenischen Seebunde haben sie sich ohne Zweifel gleich bei der Begründung desselben angeschlossen, aber schon im J. 467 den Versuch gemacht, sich ihrer Bundespflicht zu entziehen, was zu einem endlich durch einen Vertrag beendeten Kriege mit Athen führte (*Thuk.* I, 98; *Herod.* IX, 105). Auch an dem Abfalle der euböischen Städte von Athen im J. 446, sowie an dem im J. 411 v. Chr. hat sich Karystos ohne Zweifel betheiligt. In den Kämpfen zwischen Makedoniern und Römern wurde das Gebiet der Stadt mehrmals verwüstet und sie selbst belagert, beim Friedensschluß aber im J. 196 wurde sie vom römischen Senate als eine freie Stadt erklärt (*Liv.* XXXI, 45; XXXII, 16 fg.; XXXIII, 24; *Polyb.* XVIII, 30). Seitdem erfreute sie sich wenigstens bis ins 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung einer ruhigen Entwickelung und eines nicht unbedeutenden Wohlstandes: das Meer lieferte reiche Ausbeute an Fischen, in den Steinbrüchen am Ochagebirge (welche Eigenthum des kaiserlichen Fiscus waren) wurde außer dem schon erwähnten Marmor auch Asbest (oder Amiant) gewonnen (*Strab.* X, p. 446), der daher auch *Καρύστιος λίθος* genannt wurde (*Apollon.* Hist. mir. 36). Aus *Dio Chrysost.* Or. VII, 24 und 38 ersehen wir, daß die Stadt ein Theater und ein Gymnasium besaß; die Existenz von Heiligthümern des Apollon, des Dionysos und der Persephone ist durch Inschriften bezeugt. Vgl. Bursian, Quaestionum Euboicarum capita selecta (Leipzig 1856) p. 31 ct.; Derselbe, Geographie von Griechenland Bd. II, S. 432 fg.; A. Baumeister, Topographische Skizze der Insel Euboia (Lübeck 1864) S. 27 fg.

Eine kleine Ortschaft Karystos lag auch im nördlichen Lakonien nahe der arkadischen Grenze; sie verdankt die Erhaltung ihres Andenkens lediglich dem hier gebauten Weine, dem *Καρύστιος οἶνος*, welcher von dem spartanischen Dichter Alkaman besungen worden war (*Strabo* X, p. 446; *Athen.* I, p. 31^c, *Steph. Byz.* unter *Κάρυστος*). (*C. Bursian.*)

KASAN, d. h. tatarisch Kessel, hieß ursprünglich das Land der finnischen Bulgaren, welches etwa die heutigen fünf russischen Gouvernements: Kasan, den südlichen Theil Wjatkas, Ufa, Simbirsk und Pensa umfaßte. Das gegenwärtige Gouvernement Kasan enthält einen Flächenraum von 1116 □Meilen, der, durch die Flüsse Wolga und Kama in zwei Hälften geschieden, in drei verschiedenartige Theile zerfällt. Der erste südwestliche Theil, der auf der rechten Seite der Wolga liegt, ist von tiefen Schluchten durchschnitten und flacht sich von Südwest nach Nordost ab; in ihm sind zwei Reihen hügeliger Erhebungen bemerkbar, die eine zwischen den Flüssen Ziwil und Sura, die andere längs dem rechten Ufer der Wolga unterhalb der Mündung der Swjaga. Letztere hat eine Höhe von 3—500 Fuß über dem Spiegel der Wolga. Der zweite östliche Theil des Gouvernements, der zwischen den linken Ufern der Kama und Wolga liegt, hat einen Steppencharakter mit Ausnahme des nördlichen Theiles des tschistopolschen Kreises. Der dritte Theil des Gouvernements endlich, der das ganze Areal zwischen dem linken Ufer der Wolga und dem rechten Ufer der Kama umfaßt, hat eine sumpfige, ebene Oberfläche, die mit dichtem Walde bedeckt ist. In geognostischer Hinsicht herrscht im kasanischen Gouvernement die permsche Formation vor; die Juraformation tritt nur im Süden des tetjuskischen Kreises auf; die Formationen der Tertiärperiode finden sich auf dem linken Ufer der Wolga im ganzen mittlern Theile des Gouvernements, sind aber ganz besonders im nordwestlichen Theile desselben verbreitet. An Mineralien ist das Gouvernement arm. Sandstein und Gips finden sich in bedeutender Menge in der Nähe von Kasan; Schwefel- und Naphthaquellen im kasanischen und tetjuskischen Kreise. Die 46 Proc. des ganzen Areals umfassende Culturstrecke gehört meist der schwarzen Erde an. Angebaut werden hauptsächlich Roggen und Hafer, weniger Gerste, Weizen, Hirse, Erbsen, Buchweizen, Flachs, Hanf und Kartoffeln. An Heu ist bei nur 7 Proc. Wiesenland bedeutender Mangel und an vielen Orten wird das Vieh mit Stroh gefüttert. Gartencultur wird am meisten in dem an dem rechten Ufer der Wolga liegenden Theile des Gouvernements betrieben. Die Viehzucht steht noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung. Im J. 1862 gab es im ganzen Gouvernement nur 2,184,000 Stück Vieh, darunter 461,000 Pferde, 325,000 Stück Hornvieh, 1,121,000 gemeine Schafe, 6000 spanische Schafe, 186,000 Schweine und 85,000 Ziegen. Die häufig hier herrschenden Viehseuchen rühren von der Ansteckung her, die durch das aus dem Orenburgischen nach Moskau getriebene Vieh verbreitet wird. Zur Hebung der Landwirthschaft ist eine Musterfarm, 7 Kilometer von Kasan, angelegt worden. Der Bienenzucht sind die langen und rauhen Winter hinderlich. Der Fischfang wird überall betrieben,

als Gewerbe jedoch nur in den an der Wolga und Kama liegenden Ortschaften. Außer kleineren Fischen werden Störe, Sterlete, Salme, Weißfische, Sternstöre u. a. gefangen. Mit der Jagd (als Gewerbe) auf Eichhörnchen, Wölfe, Hasen und Bären beschäftigt man sich nur in der nördlichen Waldregion. Für die besten Jäger gelten die Tscheremissen. Die aus Nadelholz und Laubholz bestehenden Waldungen nehmen bis 53 Proc. des ganzen Areals ein. Vortreffliches Schiffsbauholz wird aus denselben auf der Wolga nach den Häfen von Petersburg, Astrachan und Archangelsk verschifft. Die klimatischen Verhältnisse des kasanischen Gouvernements stellen sich nach dreißigjährigen Beobachtungen folgendermaßen dar: mittlere jährliche Temperatur + 2,2° R.; des Winters — 10,4; des Frühlings + 2,2, des Sommers + 14,0, des Herbstes + 2,7; die mittlere Temperatur des kältesten Monats — 10,9, des wärmsten + 15,5.

Der Fabrikbetrieb und die Manufacturthätigkeit stehen auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung. Den ersten Platz nehmen die Anstalten ein, welche die thierischen Producte verarbeiten, wie 50 Talgschmelzereien, Lichtfabriken, Seifen- und Leimsiedereien, mit einer jährlichen Production von circa 2 Millionen Rubel, über 100 Lohgerbereien (1½ Millionen Rubel), 20 Kattunfabriken (circa ½ Million), 12 Wachsbleichereien und Wachslichtfabriken (circa 200,000 Rubel), drei Eisen- und Glockengießereien, zwei Glashütten, zwei Tuchfabriken, 46 Pottaschefabriken, 5 Taufabriken und 3 Equipagefabriken. Von den 33 im Gouvernement stattfindenden Jahrmärkten sind die bedeutendsten in Tschistopol, Pokrowsk, Ziwilsk, Tetjuschi und Spask. Hauptgegenstände des Handels sind: Talg, Leder, Getreide, Holz, Manufactur- und Galanteriewaaren, Thee und Zucker. Am bedeutendsten ist der Handel in den Flußhäfen des Gouvernements, besonders Kasan, Tschistopol, Spask und Bogorodskoi, wo hauptsächlich Roggen, Mehl, rohe und verarbeitete Felle, Butter und Holz verladen werden, während die Einfuhr größtentheils aus Colonialwaaren besteht. Außer dem Transport auf den Flüssen werden viele Waaren im Winter per Schlitten nach Moskau geschafft. Die Zahl der Lehranstalten im kasanischen Gouvernement beläuft sich auf 135 mit circa 15,000 Schülern.

Das jetzige Gouvernement Kasan bildete vom 5. bis 13. Jahrhundert das mächtige Königreich Bulgarien, von dessen Städten und Festungen sich noch Ruinen in den Ortschaften Bolgary, Biljarsk und Zukotin vorfinden. Die Russen, als nächste Nachbarn der Bulgaren, kamen in häufige Berührung mit denselben. Historisch bekannt sind die Einfälle, welche Wladimir der Große 988, Georg Wladimirowitsch 1123, Andreas Bogolubski 1166 und 1171 und Wsevolod Georgewitsch 1183 in Bulgarien machten. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde Bulgarien den Tataren unterworfen; ungefähr im J. 1440 entstand hier das kasanische Königreich aus verschiedenen Völkerschaften, den Bulgaren, Tataren und Tscheremissen. Bereits 1469 wurde dasselbe nach drei Feldzügen den Russen zinsbar und nach wiederholten Kämpfen erstürmte 1552 Zar Iwan IV. Wassiljewitsch die Hauptstadt desselben, Kasan, und verleibte damit das ganze Khanat der Krone Rußlands ein. Von dieser Zeit an begann die allmähliche Colonisation des Landes durch die Russen, die hier Städte, Festungen, Klöster und Kirchen anlegten. Im J. 1708 wurde bei der Eintheilung Rußlands in 8 Gouvernements auch das Gouvernement Kasan gebildet und 1781 hier eine Statthalterschaft eingerichtet, die im J. 1802 wieder aufgehoben wurde, worauf das Gouvernement seine jetzige Eintheilung in 12 Kreise erhielt. Das jetzige Gouvernement Kasan hat 13 Städte, 8 Klöster, 476 Kirchen, 677 Moscheen und 1,706,267 Einwohner, von denen circa eine halbe Million sich zur mohammedanischen Religion bekennt. Die Hauptstadt Kasan, 847 Kilom. östlich von Moskau, 1565 Kilom. im Ostsüdosten von Petersburg, 5 Kilom. vom linken Ufer der Wolga entfernt und von deren Nebenflusse Kasanka durchschnitten, liegt theils niedrig und den Frühjahrsüberschwemmungen ausgesetzt, größtentheils aber auf Hügeln und nimmt ein bedeutendes Areal ein. Den höchsten Theil an der Nordseite bildet die Festung, der Kreml, dem auch mehrere Kirchen angehören, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä mit zahlreichen Thürmen und Kuppeln und dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes von Kasan, und der ein prächtiges Kloster, den 80 Met. hohen Thurm Sumbeki und ein Waisenhaus für Töchter der Popen umschließt. Zwei Kilom. von der Stadt steht ein Denkmal über dem Grabhügel der bei Kasan getödteten Krieger. Um die Festung legt sich die von den Russen bewohnte Stadt mit 43 Kirchen, 5 Klöstern, einer evangelischen und einer katholischen Kirche. Diese umgeben wieder die von den Tataren (ein Viertel der Bevölkerung) bewohnten Vorstädte oder Sloboden mit 12 Moscheen. Kasan zählt 93,507 Einwohner, ist Sitz eines Civilgouverneurs, des Erzbischofs von Kasan und Swijaschsk und der höchsten mohammedanischen Würdenträger. Die von Kaiser Alexander I. 1804 gegründete und 1814 eröffnete Universität hat einen botanischen Garten, eine Sternwarte (55° 47′ 23″ nördl. Br. und 49° 7′ 12″ östl. L. von Greenwich), eine große Bibliothek mit werthvollen mongolischen und tatarischen Handschriften und reiche Sammlungen von Kunstgegenständen u. s. w. Auch befindet sich hier eine der vier geistlichen Akademien, ein geistliches Seminar, zwei Gymnasien, zwei Mädchengymnasien, eine Militärschule, zwei Kreis- und vier Pfarrschulen, 893 Kaufläden, sechs Buchdruckereien, mehrere tatarische Schulen, eine Gesellschaft der Freunde vaterländischer Literatur, eine freie ökonomische Gesellschaft, ein Waisenhaus, eine Irrenanstalt, ein Militär- und mehrere andere Hospitäler, ein Theater u. s. w. Kasan ist zufolge seiner Lage in der Nähe der Wolga ein Hauptstapelplatz zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland und war als Handelsstadt zu allen Zeiten in Flor. Der Handel mit China, Khiwa und der Bucharei befindet sich zum Theil in den Händen der Tataren. Auch ist Kasan der Mittelpunkt einer bedeutenden Industrie (mit einer jährlichen Production von

3 Millionen Rubel) in Juchten und Seife, in Tuch, Kattun, Schnüren, Ankern und andern Eisen- und Stahlwaaren, in Segeltuch, Seiler- und Holzwaaren. Unter den Fabriken sind die bedeutendsten: 23 Lohgerbereien mit einer Production im Werthe von 1,155,000 Rubel, Stearinfabriken (638,000 Rubel), Saffianfabriken (343,000 Rubel), 5 Talglichtfabriken (120,000 Rubel), zwei Wachsbleichereien u. s. w. Jahrmärkte gibt es nicht, doch findet während der Frühlingsüberschwemmungen der Wolga hier ein bedeutender Handel mit verschiedenen Geschirren, Heiligenbildern, Spielzeug und andern Waaren statt. In der Nähe der Stadt befinden sich Werfte und eine große kaiserliche Pulverfabrik. Kasan wird zuerst unter den 1236 von den Mongolen eroberten Städten der Bulgaren genannt, lag aber damals weiter oben an der Kasanka in der Nähe eines heutigen Dorfes, das auch jetzt noch den Namen Stary-Kasan, d. h. das alte Kasan führt, 52 Kilom. von der Mündung und hatte durch die Einfälle der Russen viel zu leiden, die es 1399 unter dem Großfürsten Wassilij II. von Moskau eroberten und gänzlich verheerten. Der Ruhm Kasans begann erst mit dem 15. Jahrhundert, seit dem Verfall der Stadt Bulgary, als der von den Kiptschak verjagte Khan Ulu-Mohammed hier Zuflucht suchte, der den Ort als Haupt- und Residenzstadt seines neugegründeten Khanats nun näher der Wolga erbaute (1437). Bald erhob sich dieselbe über Sarai, die an der untern Wolga gelegene Hauptstadt der Kiptschaks, und blühte durch Handel auf. Die Mongolen vermischten sich mit den Bulgaren und bildeten Ein Volk, die jetzigen kasanischen Tataren. Bereits 1469 wurde aber Kasan nach drei Feldzügen den Russen zinsbar, und nach wiederholten Kämpfen erstürmte Zar Iwan IV. Kasan. Zum Andenken an diesen Sieg ließ der Zar an einem Tage eine hölzerne Kirche den heiligen Cyprian und Justin geweiht aufbauen, an deren Stelle seit 1801 eine steinerne Kirche errichtet ist. Der erste Erzbischof der Stadt war der heilige Gurij, dessen Gebeine in der blagoweschtschenskischen Kathedrale öffentlich zur Schau ausgestellt sind. Kasan wurde zwölfmal von großen Feuersbrünsten verheert, unter denen die größten im J. 1842 und 1848, in denen fast die ganze Stadt abbrannte. *(A. v. Wald.)*

KASANLYK, gewöhnlich Kesanlik gesprochen, von dem türkischen Kasan, Kessel, welches, wie das deutsche Wort, häufig als geographische Benennung anscheinend rings geschlossener Thäler dient, ist der Name einer am Südfuße des Centralbalkan, Kodschabalkan*), 400 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegenen Stadt, welche, im Anfange des 17. Jahrhunderts als türkische Niederlassung gegründet und dem Administrationsbezirke von Adrianopel zugetheilt, nachdem die ihr durch den russisch-türkischen Friedensvertrag vom 3. März 1878 zugedachte Aufnahme in das neu zu bildende bulgarische Fürstenthum von dem Berliner Congreß abgelehnt worden, durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 der autonomen Provinz Ostrumelien einverleibt worden ist. Die Bevölkerung von Kasanlyk wird auf 12,000 Seelen geschätzt; unter derselben sind alle auf der Balkanhalbinsel heimischen Nationalitäten, Bulgaren, Türken, Griechen, Zinzaren, Arnauten, Armenier, Juden und Zigeuner vertreten, und wohnen die hauptsächlichsten unter ihnen in gesonderten Quartieren. Das Zahlenverhältniß ist nicht genauer bekannt, jedoch ist das bulgarische Contingent unbestritten das vorwiegende und reiht sich demselben das türkische in zweiter Linie an. Jenes hat den vorzugsweise dem Verkehr gewidmeten und demnach dicht bebauten westlichen Theil der Stadt, dieses den mit Gärten durchzogenen und ländliche Ruhe bietenden östlichen inne. Kasanlyk besitzt geräumige Bazare und reinliche, wohlgebaute Straßen; es finden sich daselbst mehrere Kirchen und Moscheen, sechs öffentliche Schulen und ein Nonnenkloster. Ihre Wohlhabenheit verdankt die Stadt der industriellen Specialität des Südbalkan, d. h. der Rosenöl-Production. Unstreitig ist sie der Mittelpunkt dieses eigenthümlichen Gewerbes, denn abgesehen davon, daß sie die ausgedehntesten Rosenplantagen besitzt, finden sich nur in ihr die für die Herstellung des kostbaren Stoffes nöthigen Raffinerien, sodaß auch die andern Erzeugungsstätten ihr Product nach Kasanlyk bringen müssen, damit es daselbst vervollkommnet und so in den Handel gebracht wird. Der Rosenbau beschäftigt demnach auch eine nicht unbeträchtliche Zahl der Einwohner, und die Rosengärten, in der Art unserer Weinberge angelegt, füllen weit und breit die sanften Berghalden der Umgegend, welcher sie einen großen Reiz verleihen. Aber auch sonst zeichnet sich die Gegend mit ihren Kastanienhainen, ihren Nußbaumalleen, ihren vom Gebirge herabkommenden Bächen, durch besondere Anmuth aus; ein vortreffliches Berieselungssystem zusammen mit dem milden Klima sichert einem mannichfachen Anbaue ein seltenes Gedeihen.

Eine topographische Wichtigkeit verleiht der Stadt der wenige Stunden entfernte, von den Quellbächen der Tundscha auf der Südseite des Balkan und von denen der Jantra auf der Nordseite gebildete 1318 Met. hohe Paßübergang über das so wenige Zugänge bietende Gebirge, welcher nach einem hochgelegenen Dorfe den Namen Schipkapaß führt und Kasanlyk nordwärts zunächst mit den Städten Gabrowa und Trnowa, überhaupt aber mit Donau-Bulgarien in Verbindung setzt. Die Straße

---

*) So und nicht Hodscha- (Hodza), Balkan ist zu schreiben. Die Türken haben zwei einigermaßen ähnliche Wörter, welche von nicht sprachlich geschulten Orientkennern leicht verwechselt werden, nämlich das echt türkische Adjectiv ködscha, alt, gewaltig, übertragen Ehemann, alter Mann, und das persische Chôdscha (sprich Hodscha), Herr, Lehrer, besonders Sprachlehrer an der Moschee. Ködscha-Balkan ist nichts als die türkische Uebersetzung von Stara Planina, das altmächtige Alpgebirge. Mit Hodscha zusammengesetzt würde grammatikisch Balkani zu schreiben sein, und hätten wir damit einen Professoren-Balkan. Es wäre zu bedauern, wenn durch den Misgriff eines hochverdienten und mit Recht als Autorität betrachteten Schriftstellers wie F. Canitz sich der Irrthum auf lange Zeit in unserer Kartographie und den geographischen Lehrbüchern einbürgern sollte.



dieses Passes wurde zum ersten mal in praktikabeln Zustand gesetzt, als im Mai 1837 Sultan Mahmud II., in seinem Gefolge den damals im rüstigsten Mannesalter stehenden berühmten Strategen und militärischen Organisator Moltke mit sich führend, den Schauplatz des unglücklichen russisch-türkischen Krieges bereiste und von Bulgarien über den Balkan nach Rumelien zu gelangen hatte. Der Weg von Gabrowa nach Kasanlyk wurde damals in einem Tage zurückgelegt. — Als während des russisch-türkischen Krieges von 1877 der Feind sich, von der Donau kommend, rasch Trnowas bemächtigt hatte, waren sofort alle Blicke auf den Schipkapaß gerichtet, von dem man erwartete, daß die Türken ihn mit äußerster Zähigkeit vertheidigen würden. Indessen gelang es dem General Gurko schon im Juli durch Umgehung mit Hülfe gebirgskundiger aufständischer Bulgaren sich in den Besitz der wichtigen Position zu setzen, als eben Osman Pascha in der Flanke der russischen Armee bei Plewna die bedrohliche Stellung einnahm, an welcher vorläufig die russische Offensive scheiterte. Von der Hauptarmee ohne Unterstützung gelassen, konnte Gurko, welcher bereits im Fluge Kasanlyk und eine Reihe anderer Plätze südlich vom Balkan besetzt hatte, sich gegen die türkischen Heerführer Rëuf und Suleiman Pascha nicht behaupten, sondern hatte Noth, mittels des östlicher gelegenen Chain-Bogâs-Passes wieder den Norden des Gebirges zu erreichen, während die von ihm im Schipkapasse zurückgelassene Besatzung sich gegen die wol tapfern, aber unverständig geleiteten Angriffe Suleiman Paschas zu halten wußte. Nachdem am 10. Dec. endlich Plewna gefallen und am 30. desselben Monates seitens der Russen im Westen des Gebirges von Orchanie aus über den Etropol-Balkan ein Uebergang bewerkstelligt worden war, geschah auch ein neuer Offensivstoß gegen die den Südausgang des Schipkapasses mit starker Truppenmacht bewachenden Türken. Es gelang, dieselben zu umzingeln und nach hartem Kampfe zur Niederlegung des Gewehres zu zwingen, worauf den 12. Jan. 1878 Großfürst Nikolaus als oberster Führer sein Hauptquartier in Kasanlyk aufschlagen konnte. Damit war der entscheidende Schlag gefallen; wenige Tage darauf wurde bei Philippopel der letzte Rest der demoralisirten türkischen Armee auseinandergesprengt und das ganze Land bis vor den Thoren von Konstantinopel lag wehrlos zu den Füßen des Siegers. (*G. Rosen.*)

KASBEK, einer der höchsten Gipfel des Großen Kaukasus, steht mit einer Höhe von 5043 Meter (nach Abich) nur hinter den westlich von ihm gelegenen Dychtau, Koschtan-tau und Elbrus (nach Abich 5632 Meter) zurück.[1]) Der Name[2]) ist verkürzt aus dem russischen Kasbekskaja Gora, d. h. Berg von Kasbek, dem Dorfe also, welches, am Fuße des eigentlichen Kegels gelegen, seinen russischen Namen dem Umstande verdankt, daß daselbst georgische Edelleute mit dem Titel Kasibeg, Kasbek, von altersher ihren Sitz hatten, um den Verkehr über den dortigen Paß zu sichern. Das Dorf heißt bei den Georgiern Stephan Tzminda, d. h. St.-Stephan. Der Berg selbst führt bei den Osseten den Namen Ursschoch, d. h. Weißer Berg, bei den Georgiern Mqinnwari, d. h. Eisberg.

Der Kasbek erhebt sich nahezu in der Mitte zwischen dem Pontus und dem Kaspischen Meere und bildet, wie der Elbrus den westlichen, den östlichen Eckpfeiler des schmalen, aber höchst erhobenen Mittelstückes des Gebirges, welches im Norden von dem 600—700 Met. hohen Plateau des obern Terek begrenzt wird und nach Süden steil gegen die Hochebene (kaum 600 Met.) der obern Kura abfällt. Wie der Elbrus ist auch der Kasbek vulkanischer Entstehung; während der erstere aber die Gestalt eines Kegels und auf der Höhe einen deutlichen Krater besitzt, stellt der Kasbek einen glockenförmigen Domvulkan dar und besteht aus dem von Rose als Andesit bezeichneten, dem Trachyt ähnlichen Gesteine, in dessen schwarzer feinkörniger bis dichter und selbst hyaliner Grundmasse zahlreiche weiße Krystalle von Albit und Oligoklas, sowie solche von Hornblende und Magneteisen eingesprengt erscheinen.[3]) Nach Westen durch eine Nebenkette mit dem Hauptkamme des Kaukasus verbunden, erhebt sich der Kasbek von Norden, Osten und Süden frei aus einem den Berg halbkreisförmig umgebenden Hochthale, dessen Lage durch die Ortschaften Darjal, Kasbek, Kobi, Resi gekennzeichnet ist. Dieses Thal ist bei Kasbek etwa 1600 Meter hoch gelegen und wird von dem Terek durchströmt, welcher sich von hier durch die enge Felsschlucht von Darjal nach Wladikawkas (715 Met.) hinabstürzt. Durch diese Schlucht von Darjal ist die Kunststraße angelegt worden, welche die Nordseite des Kaukasus mit den georgischen Provinzen verbindet. Hart am Fuße des Kasbek führt dieselbe über die gleichnamige Ortschaft zu dem 2400 Met. hohen Passe der Hauptkette des Gebirges hinauf, um sich von hier dann steil nach Tiflis hinabzusenken. Diese wichtigste Kaukasus-Passage führt den Namen der großen grusinischen Heerstraße und wurde bereits im Alterthume benutzt (*Σαρματικαὶ πύλαι*). Zu ihrem Schutze wahrscheinlich wurde von den neupersischen Königen das einen iranischen Dialekt redende Völkchen der Osseten in den Kaukasus verpflanzt.[4]) Noch am Fuße des Kasbek bei Kobi treiben die Bewohner Gartenbau; ein dürftiges, aber seit alter Zeit als Heiligthum geschontes Birkenwäldchen erreicht hier bei etwa 2000 Met. Meereshöhe die Baumgrenze.[5]) Darüber folgt eine hochalpine Flora[6]), welche sich bis zur Schneegrenze ausdehnt, die im westlichen Kaukasus in 2700—2800 Met. Meereshöhe verläuft, am Elbrus bereits auf 3300 Met. hinaufrückt und an den östlichen Gipfeln der Hauptkette sogar 3700

1) Petermann's Mitth. (1869) XV, 59. 2) Vgl. Egli, Etymologisch-geographisches Lexikon (1880).

3) Vgl. Abich, Ueber den geolog. Bau des armen. Hochlandes (Dorpat). 4) H. Kiepert, Alte Geographie S. 84 Anm. 5) G. Radde, Vier Vorträge über den Kaukasus. Ergänzungsheft Nr. 36 zu Petermann's Geogr. Mitth. (Gotha 1874) S. 7. 6) Botanische Excursion auf dem Kasbek im Sommer 1871, von P. Muromzew; aus den Isvěstija der k. russ. Geogr. Gesellsch. ref. in Petermann's Mitth. (1873) XIX, 178.

Met. erreicht.[7]) Ewiger Schnee bedeckt somit den Gipfel des Kasbek, und mehrere Gletscher nehmen von seinen Gehängen ihren Ursprung, die ossetischen und georgischen Namen: „Weißer Berg", „Eisberg" rechtfertigend.

Der Kasbek ist, nachdem Moritz Wagner (1844) und Kolonati bis zur Grenze des ewigen Schnees vorgedrungen waren[8]), am 1. Juli 1868 von den Mitgliedern des londoner Alpenclubs: D. W. Freshfield, A. W. Moore, C. C. Tucker und dem Alpenführer Fr. Devouassoud aus Chamounix (ebenso wie am 31. Juli desselben Jahres der Elbrus) zuerst bestiegen worden.[9])

(*R. Credner.*)

KÄSCH (englisch Cash, auch Cas) ist der besonders von den Engländern und Nordamerikanern gebrauchte Name einer chinesischen, koreanischen und japanischen Scheidemünze aus einer messingähnlichen Metalllegirung. Die Benennung stammt von den Klings her, d. h. den Kulis, welche aus Vorderindien nach Singapore und dem hinterindischen Archipel wandern und eine Münze überhaupt „Kaschi" nennen. Die chinesische Bezeichnung dafür ist Li oder Tong-Tsién, die japanische Sen; die Niederländer nennen die betreffende Münze Pitje, während man sie in Macao Sapeke (Sapeca) nennt; in Schanghai gibt man ihr den Namen Cent (Hundertel). Die Legirung ist verschiedenartig; in Japan stellte man ehemals die Sen gewöhnlich aus Kupfer her, späterhin fast nur aus Eisen; gegenwärtig fertigt man sie aus Bronze an. Die chinesischen Li oder Käsch bestehen aus einer dem Glockengute verwandten Legirung von Kupfer, Zinn und Zink in sehr verschiedenen Verhältnissen, manche nur aus Kupfer und Zinn, andere nur aus Kupfer und Zink, wieder andere enthalten auch Blei; sie besitzen etwa die Größe eines deutschen Markstückes, wiegen durchschnittlich ein wenig über 4 Gramm und haben in der Mitte eine quadratförmige Oeffnung, indem man sie zu 100 und zu 1000 Stück aufreiht, gewöhnlich auf eine Strohschnur. Man findet Li, in Peking geprägt, welche bis zu 5,7 Gramm wiegen. In den chinesischen Häfen nennt man die zusammengereihten 100 Stück ein Mehs (englisch mace), die 1000 Stück ein Tiao, Kuang oder Ming. Eigentlich (ursprünglich gesetzlich) sollten 1000 Stück Li = 1 Liang oder Tehl (1 Silberunze Geld) sein, der chinesischen Geldeintheilung gemäß (man rechnet in China nach Liang oder Tehls zu 10 Tsién oder Mehs zu 10 Fen oder Condorin zu 10 Li, Tong-Tsién oder Käsch), dieses Verhältniß existirt aber seit langer Zeit nicht mehr, und die Geltung der Li ist eine sehr veränderliche und abhängig von der wechselnden Stärke ihres Umlaufes. In der neuesten Zeit hat man sie an Kupfergehalt und Gewicht sehr verringert, sodaß man um das J. 1868 schon bis zu 2000 Käsch = 1 Liang rechnete, gewöhnlich aber rechnet man jetzt zwischen 1300 und 1400 Käsch = 1 Liang.

Außer den einheimischen laufen in China auch Käsch von Korea, Japan, leichte Stücke von Annam und Tongking, sowie eine reichliche Menge noch leichterer, nachgefälschter um, und demgemäß unterscheidet man im Geldhandel verschiedene Sorten von Käsch, welche abweichende Preise haben.

Die Käsch haben auf beiden Seiten eine Inschrift; sie zeigen in China auf der Vorderseite den Namen der Regierungsperiode, in welcher sie gegossen sind (z. B. „Courantmünze von Tao-kuang", d. h. der Periode „des Glanzes der Vernunft"), auf der Rückseite (jetzt immer in mandschuischer Sprache) abgekürzt den Namen der Stadt ihrer Fabrikation; es haben sich aber auch Stücke mit nur einseitiger Inschrift gefunden.

Die Legirung ist nach Zeit und Ort der Herstellung verschieden; Stücke aus dem jetzigen Jahrhundert zeigten auf 100 Gewichtstheile: 79 Kupfer, 10 Blei, 7 Zinn, 4 Zink; die 10-Listücke von 1853: 70 Kupfer und 30 Blei; Stücke aus dem vorigen Jahrhundert enthalten neben 50 Kupfer und 36 Blei noch 14 Eisen. Rein gußeiserne Stücke sieht man nur ab und zu; im J. 1857 gab allerdings die chinesische Regierung eiserne Stücke aus, dieselben blieben aber unbeliebt.

Das gesetzliche Gewicht des chinesischen Li oder Käsch war noch im J. 1644 auf ein Silbergewichts-Tsién = 3,7573 Gramm gesetzt, wurde aber später mehrfach gesetzlich erhöht, im J. 1734 auf $1\frac{1}{5}$ jener Tsién = 4,5068 Gramm bestimmt. Man hat aber Käsch bis zu 5,70 Gramm Schwere (in dem letztern Gewicht aus der Regierungsperiode Kien-lung), während das Gewicht der guten Käsch der letzten Kaiser zwischen 4 und 4,30 Gramm schwankt.

Seit längeren Jahren hat man auch Stücke zu 5, 10, 50 und 100 Käsch geprägt, die aber nur zwei Drittel des Gewichtes haben, welches sie als Mehrfache des Käsch besitzen sollten. Nach dem Franzosen N. Rondot hätte man im J. 1859 in Peking das 10-Käschstück zu nur zwei alten einfachen Käsch angenommen.

Die Ausfuhr der in Rede stehenden chinesischen Messingmünze nach nichtchinesischen Häfen ist verboten.

Wie erheblich Anfertigung und Umlauf dieser Münze ist, ergibt sich schon daraus, daß gegen das J. 1836 die chinesische Regierung 5715 Millionen Stück Käsch fabriciren ließ, wogegen um 1856 die Jahresausmünzung nur 825 Millionen Stück betrug.

Uebrigens kommen auch viele gefälschte Käsch vor, namentlich aus Blei und Eisen hergestellte.

Die heutigen japanischen „Sen" und ebenso die Münzstücke zu 2 Sen, zu $\frac{1}{2}$ Sen oder 5 Rin und zu $\frac{1}{10}$ Sen oder 1 Rin bestehen, wie oben erwähnt, aus Bronze. Die vorherigen eisernen Stücke hatten fast gar keinen innern Werth. Das einfache Sen hieß auch Seni oder Zeni (das chinesische Tsién), Seng oder Mongseng, auch blos Mong oder Mon, Itsi mon (d. h. 1 Mon). Seine Geltung oder sein Preis war, wie bei den chinesischen

7) Vgl. Bullet. de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1877) p. 258—288. 8) Petermann's Mitth. (1869) XV, 58. 9) Douglas W. Freshfield, Travels in the Central Caucasus etc. and ascents of Kazbek and Elbruz. With maps and numerous woodcuts. London 1869 (vgl. auch Alpine Journal, 1868, p. 160—168).

Tsién, veränderlich und häufig wechselnd; im Januar 1867 galten 1700 Sen einen Bu (frühere japanische Silbermünze, damals im Werthe von 14 norddeutschen Silbergroschen), einige Monate vorher 1600. Das Recht der Ausprägung von Sen, sowie das Münzrecht überhaupt, stand früher verschiedenen Daimios (fürstlichen Würdenträgern) zu. Dieses Sen der vorigen Prägungen ist nicht mit dem Bronze-Sen der jetzigen japanischen Prägung zu verwechseln, einer seit 1873 geprägten Münze; in der heutigen Ausmünzung existiren auch Stücke zu 2, zu $^1/_5$ und zu $^1/_{10}$ Sen. Im J. 1876 war die alte japanische Bronzemünze noch stark in Umlauf. Die höchste Kategorie derselben war der „Tempo", auch Hiyaku-Mongseng oder 100-Senstück genannt, eine Münze, welche in ihrer Mitte ein großes ovales Loch zeigte und das am besten hergestellte Stück der vorigen japanischen Münzen war. Bei einer Untersuchung in London wies sich der Tempo etwa 317 englische Troygrän = 20,54 Gramm schwer aus, und er fand sich aus Kupfer, Zinn und Blei zusammengesetzt, in den Procentverhältnissen von beziehungsweise 81, 9 und 10. Sein Metallwerth war geringer als 10 alte einfache Sen, aber er circulirte für 12 Hatschi-Mongseng oder 96, vielmehr (der Bequemlichkeit der Rechnung wegen) 100 neuere Eisen-Sen. „Hatschi-Mongseng" hieß das 8-Senstück, eine kreisrunde Münze aus einer Legirung von Eisen und Kupfer, mit einem quadratischen Loche in der Mitte. (*Fr. Noback.*)

KASCHAU (ungar. KASSA), Hauptstadt der abaújvárer Gespanschaft, mit welcher im J. 1882 das benachbarte kleine tornaer Comitat vereinigt wurde, ist Sitz der Comitatsbehörden, eines k. Gerichtshofes, eines römisch-katholischen Bisthums, einer k. Rechtsakademie, eines Obergymnasiums, eines Militär-Erziehungshauses, einer Maschinenbauschule, einer Oberrealschule u. s. w. Die Stadt liegt unweit des rechten Ufers des Hernadflusses in einem freundlichen, im Osten, Westen und Norden von anmuthigen Hügeln und höhern bewaldeten Bergen umrahmten und südwärts geöffneten Thale. Die sonnigen Gehänge sind mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt; aus den grünen Baumgruppen blinken lauschige Villen. Die vielen Gärten und Weingärten, die aber einen herben Wein liefern, die gut bestellten Felder, das Buschwerk und das saftige Grün längs des Hernadflusses und inmitten die imposanten Häusergruppen der Stadt gewähren einen recht schönen Anblick. — Kaschau hat unter allen Städten Oberungarns die günstigste Lage für Verkehr und Handel. Das Hernadthal bildet, vom Fuße des oberhalb der Stadt aufragenden Hradovaberges angefangen, eine nach Süden sich erstreckende breite Bucht, eine nördliche Zunge der großen ungarischen Tiefebene, an deren östlichen Seite die Trachytkette des Eperies-Tokajer Gebirges sich erhebt, während an der westlichen Seite nach Süden immer mehr sich verflachende Kalk- und Sandsteinberge sich erstrecken. In dieser breiten Bucht schlängelt der Hernad nach Süden, vereinigt sich bald unterhalb Kaschau mit der vom Norden aus dem sároser Comitate kommenden Torissa (ungar. Tarcza) und mündet weiter südlich in den Sajófluß, welcher sich dann mit der Theiß vereinigt. Bei Kaschau treffen daher verschiedene Verkehrswege zusammen. Eine Hauptstraße kommt von der galizischen Grenze über Eperies das Thorissathal entlang, verläßt dasselbe und erklimmt den breiten kaschauer Berg, um sich direct bei Kaschau in das Hernadthal zu senken. Eine andere Fahrstraße führt nordwestlich über die Berge nach Zips, noch andere Straßen führen ebenfalls über die Berge in westlicher und östlicher Richtung in die benachbarten Comitate. Auch die Eisenbahnen strahlen von Kaschau in verschiedenen Richtungen aus; es treffen daselbst die ungarische Staatsbahn, die Kaschau-Oderberger-, die Theiß- und die Nordostbahn zusammen. Bei Abos, einer Station der Kaschau-Oderberger Bahn, zweigt noch die Ungarisch-galizische Bahn ab, die über Eperies und Orló nach Galizien führt. — Zur Beförderung der Gewerbe und des Handels dienen die Gewerbe- und Handelskammer und verschiedene Creditanstalten, namentlich die Filiale der Oesterreichisch-ungarischen Bank, die Oberungarische Wechsler- und Escomptebank, eine Sparkasse und eine Volksbank.

Kaschau ist demnach die bedeutendste, die betriebsamste, schönste und volkreichste Stadt Oberungarns. Es befinden sich daselbst eine ärarische Tabakfabrik, eine Steingutfabrik, Pulvermühlen, Mahlmühlen und andere industrielle Etablissements.

Der vereinigte Bahnhof liegt an der östlichen Seite der Stadt, von welcher denselben die hübsche Széchényi-Promenade trennt. Die innere Stadt ist regelmäßig gebaut und wird durch breite Glacis von den Vorstädten getrennt. Ehemals war sie befestigt und mit Ringmauern umgeben. Sie erstreckt sich mit geringer Breite von Nord nach Süd. Ein Gebirgsbach, der Csermely, strömt durch dieselbe; er entspringt in den nordwestlichen Bergen, theilt sich, bevor er die Stadt erreicht, in zwei Arme, bildet mitten in der Stadt eine längliche Insel, vereinigt sich beim Untern Thor und mündet dann in den Hernad. An den beiden Ufern des Csermelybaches erstrecken sich die Häuserreihen der Hauptgasse, in welcher die schönsten und merkwürdigsten Gebäude der Stadt liegen. Gleich beim Obern Thor, auf der linken Seite, steht eine im J. 1720 erbaute Kaserne; darauf folgen: das Kloster und die Kirche der Franziskaner, das ehemalige Jesuitencollegium sammt Kirche, worin jetzt die Rechtsakademie und eine Buchdruckerei sich befinden, ferner die Hauptwache, das Stadthaus, das Comitatshaus und am untern Ende dieser Reihe das Bürgerspital. Neben diesen öffentlichen Gebäuden befinden sich auch mehrere hübsche Privathäuser. Auf der andern Seite liegt am Obern Thore das Zeughaus, ferner sind von den öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Militärspital, das Militärcommandantenhaus, die Kirche und das Kloster der Ursulinerinnen, der bischöfliche Palast und verschiedene Privathäuser. In der Mitte der Hauptgasse, am obern Ende der Csermely-Insel, befindet sich eine kleine Promenade, an deren untern Ende ein großes Gebäude steht, welches das Theater, Casino und ein Kaffeehaus nebst Kaufläden enthält; hierauf folgen der geräumige Marktplatz, der große St.-Urbansthurm, die der heiligen

Elisabeth geweihte Domkirche und endlich die St.-Michaeliskirche, an deren südlicher Seite wieder eine kleine Promenade sich erstreckt. Aus der Hauptgasse führen mehrere Seitengassen in die mit jener parallel laufenden Gassen, in welchen ebenfalls einige Kirchen und andere öffentliche Gebäude liegen. Das neue Militärerziehungshaus liegt außerhalb des Glacis in einer Vorstadt.

Die mit Weinreben bepflanzte östliche Hügelreihe am linken Hernadufer ist einige Kilometer von der Stadt entfernt, die westliche Hügelreihe dagegen beginnt gleich bei der Stadt und bietet von ihren Anhöhen eine schöne Aussicht auf die ganze Stadt und Umgegend. Daselbst befinden sich auch mehrere Belustigungsorte; nördlich liegt der Rosalienberg, dann folgt der schöne Kalvarienberg, weiter südlich liegen das Schusterbergl und der Galgenberg.

Von den erwähnten Gebäuden verdient die Dom- und Stadtpfarrkirche eine ausführlichere Beschreibung, weil sie die schönste gothische Kirche Ungarns ist. Bevor wir zur Schilderung der merkwürdigen Kirche übergehen, müssen wir einiges aus der ältesten Geschichte der Stadt anführen. Die beiden Dörfer Ober- und Unter-Kassa, aus welchen später die Stadt hervorging, sollen ursprünglich von den Gepiden gegründet worden sein, und zwar im 7. Jahrh. Später bestanden sie als magyarische Ortschaften; unter König Emerich (1198—1204) ließen sich oberdeutsche Ansiedler in Unter-Kaschau nieder, und dieser Ort wird in einem königlichen Diplom bereits inter celebriora oppida genannt. Die Bewohner der Stadt nahmen Béla IV. nach der unglücklichen Mongolenschlacht am Sajó gastfreundlich auf und bekamen von ihm dafür einen Freibrief. Béla IV. gab seinem Sohne Stephan einen ansehnlichen Theil Oberungarns als besonderes Herzogthum. Im J. 1261 kamen viele deutsche Ansiedler und Stephan schenkte ihnen das Gebiet zwischen dem Hernad und dem Csermely sammt einem Theile des Berges Hradova, auf welchem noch einige Reste der alten Burg zu sehen sind. So erhielt auch Ober-Kaschau deutsche Bewohner. Diese neue Ansiedelung wurde vom Kriegsdienste und von der Gerichtsbarkeit des Burggrafen befreit. Unter-Kaschau hatte im J. 1290 den Rang einer königlichen Freistadt erlangt und im J. 1347 wurde Ober-Kaschau mit demselben vereinigt.

Elisabeth, die Tochter Andreas' II. und Schwester Béla's IV., wurde im J. 1212 auf die Wartburg bei Eisenach gebracht und als Braut des Landgrafen Ludwig daselbst erzogen. Unter den vielen frommen Werken dieser heiligen Elisabeth erwähnen wir nur den von ihr gestifteten Chor der Kirche von Cambray, der von dem berühmten französischen Baumeister Villard de Honnecourt ausgeführt wurde. Derselbe Baumeister wurde vielleicht von Elisabeth kurz vor ihrem 1231 erfolgten Tode bewogen, nach Ungarn zu kommen, um den Bau der Domkirche in Kaschau zu beginnen. Die thüringischen Ansiedler mochten für die im J. 1235 heilig gesprochene Fürstin Elisabeth eine besondere Verehrung hegen, und auch Stephan hat gewiß seine Tante sehr verehrt. So geschah es, daß Stephan im Einverständnisse mit den aus Thüringen eingewanderten Ansiedlern den Grund zu der der heiligen Elisabeth geweihten Kirche legte und daß Villard de Honnecourt den Plan dazu machte und den ältesten Theil derselben erbaute. Bis 1283 ward der Bau rasch gefördert und es entstand das Sanctuarium, so wie wir es heute sehen. Nach Stephan's V. Tode scheint der Bau längere Zeit geruht zu haben und wurde erst unter Karl Robert und Ludwig I. wieder fortgesetzt. Die dritte Epoche des Kirchenbaues fällt in das 15. Jahrh., in die Zeit Matthias' I.; damals wurden auf Kosten der Stadt der nördliche Thurm, dann aus Mitteln, welche König Matthias angewiesen hatte, der südliche Thurm, ferner die Vorhalle des südlichen Einganges und das Tabernakel gebaut. Die beiden Seitenthore wurden wahrscheinlich von Elisabeth, Gemahlin Karl Robert's, im 14. Jahrh. gebaut; die Giebel der beiden Vorderseiten wurden zu Ende des 15. Jahrh. von Kromb oder Krumbholz zum großen Theil renovirt, nachdem der polnische Albert, Wladislaw's Bruder, bei der Bestürmung Kaschaus dieselben stark beschädigt hatte. In derselben Zeit wurden auch die Wölbungen der Kirche renovirt.

Die kaschauer Kathedrale hat viele Aehnlichkeit mit der von Villard de Honnecourt erbauten Kirche der Benedictiner-Abtei zu Braine, an welche auch die Liebfrauenkirche zu Trier und die Kathedralen von Xanten und Ypern erinnern. Sie ist in Kreuzform fast ganz aus Quaderstein erbaut. Von den beiden Thürmen reicht der eine nur bis an das Dach der Kirche, und auch der andere wurde nicht so hoch aufgeführt, als es ursprünglich im Plane lag; auf dem gothischen Unterbaue trägt er einen geschmacklosen Thurmhelm, der das Auge beleidigt, er wird daher jetzt bei der Restaurirung entfernt und durch einen stilgerechten Ausbau ersetzt werden. Die drei Portale sind originell und sehr schön; die Fenster, Säulen, Gesimse und Seitenpfeiler sind mit vortrefflichen Bildhauerarbeiten verziert; den obern Theil der Wände unter dem Dache kränzt eine durchbrochene Steingalerie. Die schönsten Theile der Kirche sind die Altarseite und das nördliche Portal. Jene vereinigt mit großer Einfachheit eine seltene Pracht und Großartigkeit; sie läuft in den fünf Seiten des Zehnecks aus; zwischen ihren über 19 Met. hohen Fenstern streben schlanke Pfeiler empor, die mit übereinander sich erhebenden und nach aufwärts mit gefälligen Uebergangslinien sich einwärts biegenden, in fünf Abschnitte getheilten Phialen geschmückt sind. Die stattliche Galerie über den Fenstern bildet mit den vorspringenden Spitzen der Seitenpfeiler gleichsam eine Krone, und die runderhabenen Verzierungen sind wie Bänder, die von derselben herabhängen. Das nördliche Portal ist durch einen zur Aufnahme einer Bildsäule eingerieften und mit zwei prächtig gehauenen Engeln verzierten Pfeiler in zwei Theile getheilt; als Schlußstein dient ein schöner Wimperg, auf dessen Giebel das Jüngste Gericht in erhabener Arbeit dargestellt ist; um den Wimperg herum sind vier Bildergruppen, welche Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth darstellen; oben aber sieht man den Heiland am Kreuze. Am obern



Theile des Portals ist ein großes Fenster, über und unter welchem je eine Galerie sich befindet, mit glockenförmigen Verzierungen und drei Figuren oberhalb der obern Galerie. Dieses nördliche Thor wurde unter den Anjous ausgeführt.

Im Innern ist die Kirche in fünf Schiffe getheilt und enthält 27 schmucke Altäre. Die vier Seitenkapellen schließen in Polygonen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das auf der linken Seite des Einganges zur Altarseite befindliche, fast 20 Met. hohe und in fünf Stockwerke abgetheilte Tabernakel; es ist sowol in Bezug auf den Grundplan als auch auf die Verzierungen ein Meisterstück. Sehenswerth ist auch die im Innern der Kirche zur rechten Seite befindliche thurmförmige Treppe, welche auf das Dach der Kirche führt. Es ist eine Doppeltreppe, auf welcher sich zwei gleichzeitig aufsteigende Personen, immer nach zwölf Stufen, im ganzen sechsmal begegnen.

Eigenthümlich ist der von der Kathedrale etwa 60 Met. entfernte Thurm mit einer 100 Centner schweren, „St.-Urban" genannten Glocke. Es ist ein plumper Bau und man wird ihn nach erfolgter Restauration der Kathedrale wahrscheinlich abtragen. Die St.-Elisabethkirche erlitt im Wechsel der Zeit manche Beschädigungen, und die nöthigen Renovirungen wurden entweder ganz unterlassen oder schlecht ausgeführt. Seit 1856 wurden die bereits unabweisbaren Renovirungen und Restaurirungen in Angriff genommen und bis auf die jüngste Zeit fortgesetzt. Anfangs waren die Renovirungen nicht immer stilgerecht, namentlich war die Polychromirung des Innern der Kirche ein Misgriff. Jetzt werden die Arbeiten mit besserm Erfolge fortgesetzt.

Gleich neben der Elisabethkirche steht die kleine St.-Michaelskirche, deren Erbauung vor 1250 angefangen und um das J. 1280 beendigt wurde. Sie ist zum Theil im romanischen, größtentheils aber ebenfalls im gothischen Stile erbaut.

Zu den Sehenswürdigkeiten Kaschaus gehört schließlich das oberungarische Museum, welches aus folgenden fünf Abtheilungen besteht: der Alterthumsabtheilung, der Münzsammlung, der Bibliothek, der Bilder- und Bildhauerabtheilung und dem Naturaliencabinet.

Kaschau wurde, wie wir bereits erwähnt haben, im J. 1290 zur königlichen Freistadt erhoben. Nach Andreas' III. Tode standen die kaschauer Bürger anfangs auf der Seite der Feinde Karl Robert's, nachher aber halfen sie dem Könige im Kriege wider Matthäus Csák von Trentschin, wofür Karl sie noch 1342 belobte.

Die Königin Elisabeth beförderte den Bau der Domkirche und schenkte der Stadt die Ortschaft Forró sammt einigen Weingärten in Szántó. Ludwig I. ertheilte ihr das Jus gladii und im J. 1361 das Stapelrecht für die polnischen und russischen Waaren. Im J. 1422 wurde die Stadt mit neuen Ringmauern umgeben. Bald darauf fiel sie in die Hände der böhmischen Condottieri; Giskra erweiterte ihre Befestigungswerke, er herrschte eine geraume Zeit nicht nur in Kaschau, sondern beinahe in ganz Oberungarn. Endlich gelang es Matthias Corvinus, die Herrschaft der Böhmen zu brechen und Giskra aus Kaschau zu vertreiben. Er ertheilte der Stadt im J. 1458 das Recht, Geld zu prägen, welches sie jedoch nur so lange ausübte, als die Bergwerke des benachbarten Aranykert (= Goldgarten) mit Vortheil abgebaut wurden. Im J. 1472 erließ König Matthias I. der Stadt für zehn Jahre den üblichen Königszins, um denselben zum Ausbau der Kathedrale verwenden zu können.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács gelangte Kaschau nebst einem großen Theile Oberungarns in den Besitz des Johann Zapolya. Endlich wurde es von dessen Witwe an Ferdinand abgetreten, der es mit neuen Festungswerken versehen ließ. Nachdem Temesvár von den Türken erobert worden war, wurde Kaschau der Sitz des Armee-Obercommandos und seit 1568 auch der königlichen Kammer.

Die lateinisch verfaßten Rathsprotokolle der Stadt reichen bis ins J. 1394 zurück; aus dem J. 1404 ist die erste Rathsordnung in deutscher Sprache erhalten. Damals waren also die Bewohner Kaschaus größtentheils Deutsche, doch wohnten in den Vororten schon im 14. Jahrh. auch Magyaren und Slawen, sie hatten aber keinen Antheil am Stadtregiment. Wie alle Deutschen in Ungarn waren auch die Kaschauer eifrige Anhänger der Lehre Luther's, während unter den Magyaren die Lehren Calvin's sich rasch verbreiteten. Fast alle Einwohner Kaschaus nahmen die neue Lehre an, und infolge dessen nahm die geistige Thätigkeit einen neuen Aufschwung. Im J. 1600 entstand eine Buchdruckerei, welche eine bedeutende Thätigkeit entwickelte. Aber eben in Kaschau wurde im J. 1604 der Anfang mit der Gegenreformation gemacht. Am 6. Jan. dieses Jahres nahm der k. k. Oberhauptmann Belgiojoso Barbiano auf Rudolf's Befehl die Hauptkirche, deren sich seit Annahme der Reformation die Evangelischen bedient hatten, mit bewaffneter Hand weg und übergab sie dem erlauer Bischof, welcher seit der Eroberung Erlaus durch die Türken in Kaschau residirte. Sämmtliche evangelische Geistlichen wurden vertrieben und die zwanzig Dörfer der Stadt confiscirt, um die Bürgerschaft für ihre Anhänglichkeit an die ketzerischen Lehren zu bestrafen. Aehnliches geschah auch an andern Orten. Da erfolgte der Aufstand des siebenbürgischen Fürsten Bocskay, um die religiöse und politische Freiheit des Landes gegen die Willkürherrschaft des österreichischen Herrscherhauses zu vertheidigen. Bocskay hielt bereits am 12. Nov. 1604 seinen feierlichen Einzug in Kaschau und wurde von dem durch seine Gedichte berühmten Stadtrichter Johann Bocatius begrüßt. — Kaschau spielte auch in den folgenden Insurrectionen als Schlüssel der obern Comitate und Mittelpunkt der kriegerischen Operationen gegen die Kaiserlichen eine Hauptrolle. Am 5. Sept. 1619 huldigte die Stadt dem Fürsten Bethlen, der oft daselbst verweilte und auch seine glänzende Hochzeit mit Katharine von Brandenburg im J. 1626 feierte. Nach seinem Tode kam Kaschau wieder in den Besitz der Kaiserlichen, mußte

jedoch am 12. März 1644 dem Fürsten Georg Rákóczy huldigen, der es bis zu seinem Tode behielt. Von 1648 bis 1670 blieb die Stadt von weitern Wechselfällen verschont; in dem letztgenannten Jahre kam aber eine deutsche Besatzung in die Stadt, und Spankau, Oberbefehlshaber Oberungarns, entriß wiederum den Evangelischen die Hauptkirche. Von nun an nahm die Gegenreformation ihren ungestörten Lauf, im J. 1696 wurde auch den Reformirten ihre Kirche entrissen und den Ursulinerinnen übergeben. Es entstanden nun die Kirche und das Collegium der Jesuiten, welchen die 1657 gegründete Akademie übergeben wurde; 1700 wurde auch die Kirche und das Kloster der Dominicaner wieder hergestellt, nachdem sie über hundert Jahre leer und verlassen waren. Mehrere deutsche Oberbefehlshaber verübten große Grausamkeiten: so ließ Kopp über hundert Menschen grausam hinrichten. Diese unter Leopold I. und Karl III. (VI.) gewaltsam durchgeführte Gegenreformation hat das deutsche Volksthum in Kaschau und in ganz Oberungarn fast ganz vernichtet; nicht der Deutschenhaß der Magyaren, sondern der von den Jesuiten und vom wiener Hofe angefachte religiöse Fanatismus hat die deutschen Bürger aus den oberungarischen Städten vertrieben und zum Theil dem Tode geweiht. Die Verfolgungen dauerten bis zum Regierungsantritt Joseph's II. fort, überall wurden die Protestanten ihrer bürgerlichen und politischen Rechte beraubt. Die aus ihren Aemtern und Besitzungen vertriebenen deutschen Bürger wurden meistens durch katholische Slawen ersetzt, und so kam es, daß fast alle oberungarischen Städte, die einst rein oder größtentheils von Deutschen bevölkert waren, jetzt meistens von Slawen bewohnt sind. Wenn die siebenbürger Sachsen ihre Religion und ihr Deutschthum bis zum heutigen Tage zu bewahren vermochten, so haben sie dies einzig und allein den ungarischen siebenbürgischen Fürsten zu verdanken; die siebenbürgischen Landtage haben schon frühzeitig die völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Gleichheit der Confessionen gesetzlich ausgesprochen, die Jesuiten konnten in Siebenbürgen nie festen Fuß fassen, und als Siebenbürgen unter die Herrschaft Oesterreichs kam, war es nicht mehr möglich, die Bollwerke der Glaubensfreiheit von Wien aus in Siebenbürgen vollständig umzuwerfen. Die gewaltsamen und milden Bekehrungen wurden aber auch dort angewendet.

Doch wir kehren zu Kaschau zurück. Die Stadt vegetirte seit dem Szatmárer Friedensschlusse von 1711 ruhig fort. Im J. 1724 kehrte der Bischof wieder nach Erlau zurück, doch wurde im J. 1804 Kaschau der Sitz eines neu creirten römisch-katholischen Bisthums, dessen Sprengel aus einem Theile der erlauer Diöcese gebildet wurde. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde die Akademie eine königliche Akademie und zugleich wurde auch ein Gymnasium errichtet. Seit 1781 besteht in Kaschau ein Theater, in welchem theils deutsche, theils ungarische Schauspieler auftreten. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ward Kaschau, in welchem viele ungarische Adelsfamilien wohnen, einer der Mittelpunkte der wieder auflebenden magyarischen Literatur. In den J. 1848 und 1849 haben bei Kaschau zwei Gefechte stattgefunden, in welchen der kaiserliche General die Ungarn in die Flucht schlug.

Nach der Volkszählung von 1880 hat Kaschau 26,097 Einwohner, von welchen 10,007 Magyaren, 4218 Deutsche, 10,311 Slowaken sind, 891 waren des Sprechens noch unkundige Kinder, 469 Fremde, 123 Zigeuner. Der Religion nach waren 18,372 römisch-katholisch, 1684 griechisch-katholisch, 83 griechisch-orientalisch, 2013 Lutheraner, 1011 Calviner, 2846 Israeliten. — Vgl. Krones, Zur Geschichte der Freistadt Kaschau (Wien 1864); Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen (Wien und Teschen 1881); Henszlmann Imre, Kassa városának ónémet stylü templomai (Pesten 1846); Plath, Dr. J., Caschauer Chronik, ausführliche Geschichte der k. Freistadt Caschau seit ihrem Ursprunge des 7. Jahrh. (610—641) bis zum Programm der feierlichen Begrüßung des ersten Locomotivs im kaschauer Bahnhofe (Kaschau 1860); Tutkó József, Szabad királyi Kassa városának történelmi évkönyve (Kassa 1861).

(*J. Hunfalvy.*)

Kaschelot, s. Potfisch.

KASCHGAR (Kaschgarien), auch Ostturkestan oder Tschity-Schehr (Sieben-Städte) genannt, umfaßt das Gebiet der ehemaligen chinesischen Provinz Thian-Schan-Nan-Lu. Die Bewohner, aus Usbeken (dem herrschenden türkischen Stamme), Uiguren, ferner mongolischen und arischen Stämmen zusammengesetzt, sind zum größten Theil Mohammedaner, zum geringeren Buddhisten und Anhänger des Schamanenthums; sie empörten sich 1863 gegen die Chinesen, vertrieben dieselben und bildeten seitdem unter Yakub-Beg, welcher den Titel Atalik-Ghazi (Vormund der Kämpen) annahm, ein Reich. Anfangs scheute Atalik-Ghazi auch nicht ein feindliches Zusammentreffen an dessen Nordgrenze mit den Russen; als sie jedoch in Samarkand eingerückt waren, schickte er 1868 seinen Neffen Schadi-Mirza zum russischen Gouverneur von Turkestan, dem General von Kaufmann, um diesen nach St.-Petersburg zu begleiten und dort Frieden zu erbitten, beschäftigte sich aber gleichzeitig auf das eifrigste mit der Befestigung der Nordgrenze und empfing Hayward und Shaw, die Gesandten des englischen Vicekönigs von Indien, mit großem Pompe. Aber weder diese Sendung noch die von Forsyth (1870) brachte es zum Abschluß eines Vertrags, und Yakub Beg, der durch solche Bewerbungen um seine Gunst die Vorstellung von Englands Schwäche und seiner eigenen Bedeutung erhalten haben mochte, empfing im April 1872 eine russische Gesandtschaft unter Baron Kaulbars mit noch größerer Auszeichnung, ließ die Mitglieder frei im Lande umherreisen, zeigte ihnen seine Streitkräfte und schloß am 21. Mai einen Handelsvertrag mit Rußland ab. Dieser Vertrag hinderte ihn zwar nicht, im Juni 1873 auch dem türkischen Sultan in Constantinopel, den er als Khalifen verehrte, seine Unterthänigkeit anzubieten, aber der Fall von Khiwa machte ihn schnell wieder andern Sinnes, und er ließ durch Torap-Chodscha dem Kaiser Alexander am 3. Aug. 1873 in Krasnoje-Selo ein äußerst unter-

thäniges Schreiben überreichen. Schon Ende 1873 erschien unter Forsyth eine Gesandtschaft von 350 Mitgliedern, welche dem Emir, der das Opfer eines Einverständnisses zwischen Rußland und China zu werden fürchtete, nicht nur den Abschluß eines günstigen Handelsvertrags (17. Febr. 1874), sondern auch die Erlaubniß abgewann, die Grenzgebirge und Pässe im Norden und Süden monatelang zu untersuchen und den Dr. Shaw als englischen Residenten in Kaschgar aufzunehmen. Dennoch verhinderte diese neue Bundesgenossenschaft nicht den Untergang Yakub Beg's. China, welches endlich der Aufstände im Süden Herr geworden war, aber mit äußerst unzureichenden Mitteln gegen die Dunganen im Osten von Altai-Schahar ankämpfte, empfing seit 1875 von Rußland reichliche Unterstützung durch Proviant und Hinterlader, bewältigte endlich mit barbarischer Grausamkeit die letzten Städte der Dunganen und stand 1876 an der Ostgrenze von Kaschgar, in welchem Reiche alsbald die Partei Hakim-Khan-Töre's, eines Sohnes des verdrängten Buzurg-Khan, gegen die Tyrannei des Herrschers sich erhob. Als die Chinesen gegen Turfan heranzogen und dieses abzufallen drohte, zog Yakub Beg mit einer Armee von 20,000 Mann dorthin, fand aber im Juli 1877 seinen Tod. Von seinen zehn Söhnen bemächtigte sich der zweite, Beg-Kuli-Beg, der Regierung, ließ Hakim-Khan-Töre, den er besiegte, erschießen, verlor aber sein Reich stückweise an China, welches nun der Grenznachbar der englischen, afghanischen und russischen Besitzungen geworden ist.

Auf drei Seiten von den gewaltigsten Hochgebirgsmassen umwallt, auf der vierten durch die Wüste Gobi von der Außenwelt abgeschlossen, liegt das Gebiet Kaschgerien so recht im Herzen Asiens.

Wir haben Kaschgarien, welches jetzt allgemein als Ostturkestan bezeichnet wird, im Laufe der Zeiten als Turfan, Kleine Bucharei, Hohe Tatarei, Tian-Schan-Nan-Lu kennen gelernt; Alexander von Humboldt nennt die ostturkestanische Ebene das Becken des Tarym nach dem großen Flusse Tarymgol oder Ergol, zu dessen Gebiet diese ganze Region gehört. Ostturkestan ist ein Gebirgsthal, das den Charakter einer dem Laufe des Tarym folgenden, etwas nach Osten geneigten Ebene hat. Das Innere des Landes ist eine Sandwüste, die, in der Gestalt eines schmalen Hügelzuges beginnend, sich nach Osten allmählich erweitert, und die von aller Vegetation entblößte, mit Quellen bittersalzigen Wassers versehene Wüste Gobi bildet, in welcher der Sand sich in solchen Massen aufthürmt, daß die Eingeborenen sie Gag, Berge, nennen. Der Landstrich, der am Fuße des Gebirges liegt, hat einen hartgebrannten Lehm- oder Thonboden, mit Sand oder kleinem Geröll bedeckt, und stellenweise mit Salz geschwängert. Die zahlreichen Flüsse, welche aus den benachbarten Bergen hervorströmen, erleichtern die künstliche Bewässerung des Landes, welche ohne dieselbe bei der außerordentlichen Trockenheit der Luft nur eine karge und ärmliche Vegetation erzeugt, zwischen der die durch Wasser befruchteten Striche sich gleich blühenden Inseln erheben. Dergleichen cultivirte und bevölkerte Oasen ziehen sich ringartig am Fuße des Tian-Schan, Kyzyl Yart und Kuen-luen entlang, während das Innere der Wüste durch den Tarym und seine Zuflüsse belebt wird. Diese merkwürdige Hochebene dehnt sich in der Breite von 70 bis 80, ja im Osten sogar von 100 geogr. Meilen aus, denn Ostturkestan gleicht einer mächtigen nach Osten geöffneten Bai. Die Länge der Ebene ist noch bedeutender, sie ist von Kaschgar bis Kamul das Dreifache, und selbst wenn man sie nur bis zum Lop-Noor rechnet, so beträgt die Ausdehnung noch gegen 150 Meilen; der ganze Raum füllt also etwa 12,000 □Meilen, was beiläufig etwa dem Flächeninhalte des Kaiserthums Oesterreich entspricht.

Um nun den Strom kennen zu lernen, welcher die Lebensader des ganzen Landes bildet, müssen wir bis zu seiner Quelle hinaufsteigen. Diese liegt angeblich in dem sogenannten Drachensee oder Kara Kul des Kyzyl Yartgebirges im Westen, aus ihm soll unter dem Namen Yamen-Yar eiu Fluß hervortreten, der als die eigentliche Quelle des Hauptstromes gilt. Mit dem Yamen-Yar vereinigen sich im weiteren Verlaufe der Kaschgar-Darja (in seinem Oberlaufe Koksu genannt), der Yarkand-Darja, der Aksai und der Khotan, welche fünf Ströme man als die Quellarme des Hauptstromes betrachten muß, denn erst nach der Vereinigung derselben erhält der Strom den Namen Tarym. Sein ganzer Lauf beträgt in directem Abstande von seiner Quelle etwa 250 geogr. Meilen; in seinem Unterlaufe schwindet die Wassermenge und nur als mäßiger Fluß erreicht er den Steppensee Lop-Noor.

Aus China führt nur Eine Straße nach Ostturkestan. Die von dort ausgehenden Karawanen versammeln sich in der Stadt Hung-Tschang-Fu, begeben sich dann nach Lan-tscheu und der nur 5½ Meilen entfernten Festung Dsa-jui-huan an der Großen Mauer; von dort aus kreuzen sie die Wüste Gobi und erreichen in der Oase Hami (Khami, Kamul) den Nordrand der Wüste und den Südabhang des Tian-Schan. In Kamul verzweigt sich die Straße in einen nördlichen und in einen südlichen Pfad. Der erstere führt am nördlichen Abhange des Tian-Schan nach der Dsungarei und an den Ili, der südliche dagegen läuft am südlichen Abhange des Tian-Schan durch die Städte Ostturkestans über das Hochland Pamir nach dem westlichen Centralasien, zunächst nach Chokand und in das heutige russische Turkestan.

Kaschgarien hat vollständiges Continentalklima, doch erlaubt der warme Sommer trotz der hohen Lage den Anbau von Weizen, Gerste, Reis, Melonen, Wein und Obstbäumen der gemäßigten Klimate. Der Maulbeerbaum gedeiht und es wird viel Seide gezogen. Der Bergbau liefert Eisen, Kupfer und Instein (verschieden gefärbter Nephrit, der besonders in China gesucht ist). Die Thierwelt ist besonders durch Yak, wilde Esel, Moschusthiere und zahlreiche Raubthiere in den unbewohnten Landestheilen vertreten; selbst der Tiger kommt noch in den Dschangeln am Tarym vor und erreicht in Kaschgarien die nordwestliche Grenze seiner Verbreitung. Die Bewohner halten große Heerden von Schafen und Ziegen, aus deren Wolle, resp. Haar man Shawls anfertigt.

Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Wolle und Rohseide. Zum Transport der Waaren dienen Esel und das zweihöckerige Kamel. Die Menge von Fischen, welche die Flüsse bergen, bilden das wichtigste Nahrungsmittel der Anwohner.

Wie in allen Ländern des Orients gehört auch in Kaschgarien eine Volkszählung zu den unbekannten Dingen; jeder Reisende gibt eine andere Bevölkerungsziffer für die Städte und das Land an; neuerdings schätzt man die Bevölkerung auf 580,000 Köpfe. Die Bevölkerung gehört theils dem türkischen Sprachstamme an, zu dem die Tataren, Uzbeken, Turkomanen und Karakirgisen oder Buruten zu rechnen sind, theils sind es zu den Iraniern gehörige Tadschik.

Das heutige Kaschgar, welches den Chinesen schon seit Anfang unserer Zeitrechnung unter dem Namen Sula bekannt war, ist eine wichtige Handelsstadt. Marco Polo hat seiner Zeit die Stadt besucht, der aber nicht viel Gutes von ihr zu sagen weiß. Der erste, der wieder nach Kaschgar gelangte, war Adolf von Schlagintweit, der dort von dem Fürsten Walli-Khan, der damals die chinesische Besatzung in Kaschgar belagerte, am 28. Aug. 1857 hingerichtet wurde.

Walichanow, welcher im Jahre 1858 dahin kam, und die Nachricht von dem Tode des deutschen Forschers nach Europa brachte, ist der erste, welcher über die Stadt selbst berichtet; er fand sie mit einer hohen Lehmmauer umgeben, an dereu Ecken leichte Thürmchen chinesischer Architektur hervortreten. Schöne Gärten liegen ringsumher; es gedeiht dort Wein, verschiedenes Obst, Flachs, Hanf und besonders die Baumwolle.

Ueber der Stadt (welche nach neuesten Forschungen unter 76°10′ östl. L. v. Greenw. und 39° 19′ 37″ nördl. Br. liegt) erhebt sich zunächst eine Felsenkette mit steilem Absturz nach Süden und Thälern, die sich in gleicher Richtung aufschließen. Im Nordosten sieht man abseits eine Kette vom Tian-Schan sich abzweigen, und dieses Schangebirge selbst erscheint am nördlichen Horizont auf etwa 16 Meilen Abstand. Sein Kamm verläuft ganz gleichförmig ohne hohe Gipfelerhebungen und tiefe Einsattelungen; auch scheinen nur sehr wenige Punkte dieser Schneekette sich von 5500 bis 5800 Meter zu erheben. Der Anblick ist übrigens nicht sehr labend, da gegen Süden jede Bewaldung fehlt und nur das nackte Gestein wahrnehmbar ist. Gegen Westen und Süden dagegen ist noch immer die prächtige Kyzyl-Yartkette, der Absturz der Pamirhochebene, in scharfgezeichneten Umrissen sichtbar.

Kaschgar, oder nach einheimischer Aussprache, Kaschkar, besteht aus der eigentlichen Stadt und dem etwa 3/4 Meilen südlich gelegenen Fort oder der neuen Stadt Jany Schar; beide werden durch den Kyzyl-Darja oder Kaschgarfluß voneinander getrennt. Das Fort, von stärkerer Vertheidigungskraft als die Stadt, hat eine fast quadratische Form, doch sind die nördliche und die südliche Seite etwas länger. Die 12 Meter hohen Mauern sind von einem niedrigen Walle und einem trockenen Graben, 7 1/2 Meter tief und oben fast 12 Meter breit, umgeben. Das Hauptthor befindet sich in der Mitte der Nordseite, der Stadt gegenüber; die Ost- und Südseite haben zwar auch je ein Thor, in der Mitte durch Flankenwerke geschützt, aber beide sind geschlossen.

Außer den Bastionen und Thürmen an den Ecken sind am Nord- und Südwalle sechs, am Ost- und Westwalle vier Flankenwerke vorhanden, doch fehlen solche auf der 230 Meter langen Strecke zwischen dem östlichen Thore und der Nordostecke, und dies ist der schwache Punkt der Festung, da hier kein Flankenfeuer gegeben werden kann. Die Mauern bestehen durchweg aus Erde, sie haben ringsum Schießscharten für Flinten und Kanonen. Vom nördlichen Thore läuft die Hauptstraße durch die Mitte des Forts gerade von Nord nach Süd, während Nebenstraßen beiderseits zwischen die Häuser durch sich abzweigen. In der südöstlichen Ecke liegt eine große Moschee, deren Thurm und oberer Theil das Glacis beherrschen; in der Mitte der westlichen Stadt erhebt eine chinesische Pagode, jetzt in ein Wachthaus verwandelt, ihr Dach über die Mauer und beherrscht nach dieser Richtung das Nordterrain. Die Residenz der obersten Behörde besteht aus einem großen von hohen Mauern umschlossenen Gehege, das drei getrennte Höfe umfaßt, in deren innerstem der Palast oder Urdu des Königs steht.

Die Einwohner Kaschgars, welche wissen, daß sie an einer großen Handelsstraße liegen, beseelt ein reger Handelsgeist; auch werden bedeutende Pferdemärkte in der Umgebung abgehalten. So lange die Stadt sich im Besitze der Chinesen befand, wurde der Zugang zu derselben mit äußerster Strenge bewacht. Jedes einzelne Individuum mußte sich, ehe ihm der Eintritt gestattet wurde, einer sehr strengen Untersuchung unterwerfen, ein Signalement wurde aufgenommen und sogar ein Bild angefertigt, wenn Zweifel vorhanden waren. Dolmetscher der verschiedensten Sprachen wurden bereit gehalten, um den Verkehr mit den Fremden zu erleichtern. Dieselben Bestimmungen galten natürlich auch für andere Städte in der Nähe der Grenze.

Die nächste Stadt von Bedeutung ist, auf dem Nordufer des Tarym, östlich von Kaschgar belegen, Utschturfan. Sie soll 10,000 Familien beherbergen, und ist Sitz einer Münzstätte, in der Mitte eines fruchtbaren Districts gelegen, der gegen Norden bis an die Berge reicht und fruchtbare Thäler mit reichen Weiden enthält, denen sich gegen Süden reiche Ebenen anschließen. Die Berge des Tian-Schan in der Nähe der Stadt sind reich an Mineralien, und das in Westchina gemünzte Kupfer kommt großentheils von dort. Außerdem aber findet sich daselbst das noch werthvollere Mineral Kohle, welches die Einwohner Tasch-Kümür nennen. Utschturfan erzeugt die feinste Ziegenwolle der Welt, sodaß im Vergleich zu ihr sogar die tibetanische Wolle grob und billig ist. Diese Wolle geht ausschließlich nach Kaschmir zur Shawlfabrikation; in Europa ist sie in unverarbeitetem Zustande vielleicht niemals gesehen worden.

Nicht minder bedeutend ist Aksu mit etwa 20,000 Familien. Die Umgebung ist fruchtbar, die Einwohner selbst sind kunstverständig, fertigen gute Baumwollen-

arbeiten, namentlich aber haben ihre Zäume und Sättel einen hohen Namen in ganz Turkestan und finden reichen Absatz.

Noch weiter gegen Osten liegt die reiche Festung **Kutsche**. Regen fällt in der Gegend nur selten, wenn aber die Felder richtig bewässert werden, gedeiht alles vortrefflich; in den nahen Bergen gewinnt man Kupfer, Schwefel und Ammoniak. Die Festung gilt für den Schlüssel Ostturkestans von der chinesischen Seite her. An Städten nennen wir sonst noch **Schahar**, **Bukur**, **Kurla**, das fruchtbare **Karaschar** und die feste Stadt **Turfan** (nicht zu verwechseln mit dem obenerwähnten Utschturfan). Bei der festen Stadt Turfan macht sich die Nähe der großen mongolischen Wüste, die im Südosten beginnt, bereits fühlbar. Der Boden ist fett und fruchtbar, Baumwolle gedeiht hier auch noch, sowie Hülsenfrüchte, Korn, Hirse, Sesam, Melonen und besonders Weintrauben; daher ist es begreiflich, daß die Stadt auf 20,000 Einwohner geschätzt wird. Aber der Sommer ist sehr heiß und in der Nähe der Stadt wehen häufig starke Wirbelwinde, die alles mit sich fortreißen sollen. Im Süden von Turfan ist alles Wüste und kahle Steppe, in der nur wilde Kamele und wilde Pferde heerdenweise umherziehen.

Die bedeutendste Stadt ist **Yarkand**, da hier nicht blos die Handelswege aus Indien einmünden, sondern auch aus dem westlichen Turkestan eine Straße hierher führt. Die Stadt ist fest und mit einem 12—14 Meter hohen, armirten Walle umgeben, der fünf Thore hat und an den Ecken sowol wie in den Zwischenräumen durch flankirende Vorsprünge geschützt ist. Die Stadt mag nicht weniger als 40,000 Feuerstellen und 120,000 Köpfe zählen. Melonen- und Gemüsegärten mit kleinen Lauben, Hirse- und Weizenfelder breiten sich ringsum aus, durchzogen von Bewässerungskanälen, auch Gerste, Reis, Trauben und Aepfel gedeihen vortrefflich, ebenso trifft man Maulbeerpflanzungen, da hier viel Seide gezogen wird. Regen ist zwar selten, doch fehlt es nicht an Wasser.

Noch berühmter als Yarkand ist das östlich davon gelegene **Khotan** oder **Eltschi**, wie die Stadt jetzt genannt wird. Diese Stadt liegt an dem Karakasch, in dessen Nähe sich die Steinbrüche befinden, in welchen der in China unter dem Namen Yu so hoch geschätzte Nephrit gebrochen wird. Es gibt zwei Arten Nephrit: Bergjaspis (Loutscha) und Bischbargan. Einige wollen den Namen Kaschgar sogar von dem Jaspis (Gaschp) ableiten. Die Chinesen verfertigen aus demselben allerhand Luxusgegenstände. Die Umgebung von Eltschi ist nicht mehr so fruchtbar wie die Yarkands, doch sind alle Bedürfnisse in reichem Maße gedeckt; die Bewohner besitzen Weinberge und Gärten, sie bauen Flachs, Baumwolle, Hanf und Seide und treiben auch vielen Handel mit dem zwölf Tagereisen entfernten Yarkand. Die Einwohnerzahl mag 40,000 Seelen betragen. Seide, Filze, Teppiche und grobe Baumwollentücher sind die Haupterzeugnisse dieser großen Manufacturstadt. Etwas mehr denn eine Meile östlich von Eltschi beginnt die große Wüste Gobi mit ihrem Treibsande, der sich in ungeheuern, alles überwältigenden Wogen bewegt und der Sage nach einmal 360 Städte in 24 Stunden begraben hat. Alle Städte Kaschgariens sind von hohen Mauern umgeben, die nach oben spitz zulaufen; an den Thoren und in den Winkeln sind Contreforts angebracht. Die Straßen sind unregelmäßig und eng, nur in den Hauptstraßen kann eine zweiräderige Arba passiren. Die Läden, Garküchen, Badestuben u. s. w. sind offene Buden und befinden sich an den beiden Seiten der Hauptstraßen, d. h. derjenigen, welche von den Stadtthoren nach dem großen Marktplatze im Mittelpunkte der Stadt führen. (*R. Oberländer.*)

KASCHIN, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, 208 Kilom. nordwestlich von Twer an den Flüßchen Kaschinka, Masljanka und Wonza. Der Name Kaschin findet sich in den russischen Chroniken schon im J. 1238 zur Zeit der Mongolenherrschaft in Rußland. Im J. 1319 wurde Kaschin ein selbständiges Fürstenthum, 1327 wurde es von den Tataren verwüstet, 1382 dem twerschen Fürstenthume und 1486 dem moskowitischen Großfürstenthume einverleibt. Die Befestigungswerke der Stadt existirten noch im 16. Jahrh. und wurden im J. 1661 von dem Zaren Alexei Michailowitsch erneut. Von ihnen haben sich bisjetzt nur noch zwei Erdwälle mit den sie umgebenden Gräben erhalten. Seit 1708 dem ingermanschen Gouvernement, seit 1732 dem Gouvernement von Moskau zugeschrieben, wurde Kaschin im J. 1775 zur Kreisstadt des Gouvernements Twer erhoben. Kaschin enthält 7516 Einwohner, 1200 Häuser, 25 Kirchen, 3 Klöster, 1 Kreisschule, 2 Elementarschulen, 1 Kranken- und 1 Findelhaus, 3 Tabaksfabriken, 6 Färbereien, 5 Ziegelbrennereien, 1 Branntweinbrennerei, 1 Bier- und 1 Methbrauerei. Die kaschiner Kaufleute treiben bedeutenden Handel mit Getreide, das sie in den südlichen Gouvernements aufkaufen und nach Petersburg führen. Der jährliche Handelsumsatz beläuft sich auf eine Million Rubel. Branntwein wird jährlich für ca. 600,000 Rubel ausgeführt. Weniger bedeutend sind die zwei Jahrmärkte in der zweiten Woche der großen Fasten und in der neunten Woche nach Ostern (13,000 Rubel). In der Auferstehungskirche wird eine Altardecke der Großfürstin Anna aufbewahrt, die von den Töchtern des Czaren Alexei Michailowitsch gestickt ist. (*A. v. Wald.*)

KASCHIRA oder Koschira, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, 118 Kilom. von der Gouvernementsstadt gleichen Namens, am rechten Ufer der Oka, einem Nebenflusse der Wolga. Die heutige Stadt Kaschira verdankt ihre Existenz dem Zaren Michail Fedorowitsch (17. Jahrh.), der den Befehl gab, das alte am linken Wiesenufer der Oka gelegene Kaschira sechs Kilom. weiter an das entgegengesetzte rechte rjasanische Ufer überzuführen. Das alte Kaschira war früher häufig den räuberischen Ueberfällen der krimschen Tataren ausgesetzt, daher es 1531 mit einem Erdwalle und hölzernen Thürmen umgeben wurde, von denen jedoch gegenwärtig keine Spuren mehr vorhanden sind. Das jetzige Kaschira hat 7 Kirchen, 117 Kaufläden, 23 Einkehrhäuser, 1 Kreis- und 1 Elementarschule, 1 öffentliche Bank

und 3873 Einwohner. Die Fabrikthätigkeit ist seit dem Eingehen der großen Popowschen Tuchfabrik in Verfall gerathen. Gegenwärtig gibt es in der Stadt nur 3 Talglichtfabriken, 2 Gerbereien, 1 Essigfabrik, 1 Bierbrauerei, 1 Malzdarre und 2 Ziegelbrennereien, deren jährlicher Umsatz die Summe von 30,000 Rubeln nicht übersteigt. Die Kaufleute treiben Handel mit Getreide und Vieh nach Moskau hin. Fünf Jahrmärkte finden statt: am 23. April, am Himmelfahrtstage, am 10. Freitage nach Ostern, am 15. Sept. und am 1. Oct. Auf den drei ersten wird Vieh, auf den zwei letzten Getreide zum Verkauf gebracht. In dem bei der Stadt befindlichen Hafen werden jährlich Waaren für 34,000 Rubel eingeladen und sieben Holzflöße expedirt. In dem Kreise von Kaschira ist eine Tuchfabrik mit einer jährlichen Production im Werthe von 110,000 Rubeln. *(A. von Wald.)*

KASCHMIR und DSCHAMMU (Jummoo) ist ein mit der Pandschâb-Regierung des nordwestlichen Ost-Indiens politisch verbundener Staat der Eingeborenen unter dem Maharadscha (d. i. Großfürst), ehemals Ghulab Sinh, jetzt Ranbhir Sinh. Es liegt zwischen 32° 17′ und 36° 58′ nördl. Br. und zwischen 91° 6′ und 98° 10′ östl. L. von Ferro, und ist 3242,8 geogr. □Meilen = 178,558 □Kilomet. groß, also etwa halb so groß wie der preußische Staat, 1875 mit etwa 1,600,000 Bewohnern. Kaschmir grenzt im Norden an unabhängige Gebirgsstaaten und das Karakoram-Gebirge; im Osten an das chinesische Tibet; im Süden und Westen an die Pandschâb-Districte und das Hazara-Land. Es gehört dazu außer dem eigentlichen Kaschmir das Stammland des Herrschers, nämlich Dschammu, ferner Ladakh oder Mittel-Tibet, Balti oder Klein-Tibet und Ghilgit. — Dschammu hat ungefähr die Größe der Provinz Brandenburg, 725,7 geogr. □Meilen oder 39,957 □Kilomet., mit 861,075 Bewohnern, von denen 437,274 Hindus sind, 337,544 Mohammedaner und 86,257 andern Glaubens; es zerfällt in sieben Zilahs oder Districte: Dschammu, Jasrota, Minawar, Nauschahra (Radschauri), Riasi, Ramnagar und Udampur, das nahe die Hälfte des Ganzen, mit etwas mehr als $^1/_{10}$ der Bewohner, ausmacht. Das Land liegt südlich von Kaschmir, in den Vorbergen des Himalaja; diese Gegend heißt auch Dugar und ist bewohnt von den Dogras, welche Brahmanen, Radschputen und andern Kasten angehören; westlicher, zwischen Tschinab und Jhilam, sind die Tschibhalis mohammedanisirt, sonst aber von derselben Rasse. — Das eigentliche Kaschmir oder Suba, zu welchem auch die ehemals selbständigen Länder Radschauri, Kischtvar, Bhimber im Süden, und die Radschaschaft Pönsch-Kassali, Kahaura, Daraur, Sati und ein Theil von Dardu im Westen gehören, hat etwa die Größe von Steiermark, nämlich 408,7 geogr. □Meilen oder 22,505 □Kilomet., mit 491,846 Bewohnern und zerfällt in die Districte: Sirénagar 183,766 Bewohner, Islámábad 53,861 Bewohner, Schapeyan 54,522 Bewohner, Patan 50,084 Bewohner, Kamradsch 79,276 Bewohner, Muzafárabad 70,337 Bewohner; mit den Städten: Pampur 2092 Einwohner, Bitsch-Bihara 2262 Einwohner, Islámabad 5656 Einwohner, Schapeyan 2353 Einwohner, Sopur 3973 Einwohner, Baramula 4444 Einwohner. Von den Bewohnern sind 66,856 Hindus, 499,330 Mohammedaner, 3226 andern Glaubens. Das 151 geogr. □Meilen große Tschamba mit 130,000 Einwohnern, östlich von Dschammu (Hauptort Tschamba) ist nach von Schlagintweit seit 1846 als Provinz von Kaschmir anerkannt.

Außenliegende, mehr selbständige Gouverneurschaften sind: Ladakh (fast ganz zollfrei), im Osten von Kaschmir, zerfallend in Central-Ladakh, Nubra, Zanskhar, Rupschu, Purik, Rong, d. h. tiefes Thal, dessen äußerstes östliches Ende Hanle ist; ehemals auch das jetzt britische Spiti, 70 geogr. □Meilen. Es hat die Größe der Provinzen Preußen nebst Reg.-Bez. Bromberg, nämlich 1328,3 geogr. □Meilen oder 73,138 □Kilomet. mit 20,621 Bewohnern (15 auf einer □Meile), die fast sämmtlich Buddhisten sind. — Balti, im Norden von Kaschmir, zerfallend in Zanskhar, Kargil, Dras oder Hembabs, Suru-Kartse und Skardó, hat etwa die Größe des Königreiches der Niederlande, nämlich 611,7 geogr. □Meilen oder 33,684 □Kilomet. mit 58,030 Bewohnern, die fast sämmtlich Mohammedaner sind. Der westlichste Theil von Baltistan oder aller tibetischen Länder ist Hazora oder Asor, im Dard-Himalaya. — Ghilgit, von der Größe Corsicas, nämlich 68,4 geogr. □Meilen oder 9273 □Kilomet. mit 25,834 Bewohnern. Von 104,485 Bewohnern Ladakhs, Baltistans und Ghilgits sind 2569 Hindus, 81,662 Mohammedaner und 20,254 Buddhisten.

Im 14. Jahrh. n. Chr. wurde in Kaschmir der Mohammedanismus eingeführt, während der Regierung Schams-ud-din's. Im J. 1586 eroberte Akbar das Land und es wurde ein Theil des Mughalreiches. Im J. 1752 wurde es durch den Afghanen Achmed Schah, den Gründer der Durrani-Dynastie, unterworfen und blieb bis 1819 unter afghanischer Herrschaft, die dasselbe zu Grunde richtete, bis es von den Sikhs erobert ward. Von da an regierte dasselbe ein vom Maharadscha des Pandschâb ernannter Gouverneur bis zum Sikh-Kriege 1845. Ghulab Sinh, anfangs ein Reiter des Maharadscha Randschit Sinh, stieg durch seine ausgezeichnete Führung zur Stelle eines unabhängigen Befehlshabers auf und erhielt das Fürstenthum Dschammu zu Lehn, von wo aus er angeblich namens des Lahore-Staates seine Autorität bald über die benachbarten Fürsten und gelegentlich bis nach Ladakh hinein ausdehnte. In der Revolution, welche dem Ausbruche des Satledsch-Krieges vorausging, war er erwählter Minister des Khalsa, und nahm wichtigen Antheil an den Verhandlungen, welche auf die Schlacht von Sabraon folgten. Das Resultat war, daß er im Stande war, seine Macht durch einen Sondervertrag mit den Briten zu Amritsar, März 1846, zu sichern, in welchem er gegen eine Zahlung von 75 Lakh Rupien oder 15 Millionen Mark im Besitze des Staates bestätigt ward, welchen er als Lehn von den Sikhs innegehabt hatte. Damit erkannte er die Oberhoheit der britischen Regierung an, mußte deren Entscheidung

bei allen Streitigkeiten mit Nachbarstaaten einholen, und den Briten nach Erforderniß Truppen stellen. Er sendete demnach Truppen und Artillerie, welche mit den Briten gegen Dehli während des Aufstandes von 1857 kämpften. Ghulab Sinh starb im August 1857 und ihm folgte sein ältester Sohn, der gegenwärtige Maharadscha Ranbhir Sinh, etwa 1832 geboren, seiner Kaste nach ein Dogra Radschput. Die Person des Maharadscha von Kaschmir wird mit 21 Kanonenschüssen begrüßt und ihm ist das Adoptivrecht gegeben. Er zahlt der britischen Regierung einen jährlichen Tribut von 1 Pferde, 12 Schalziegen und 3 Paar Shawls. Die Armee des Staates besteht aus etwa 19,000 Mann, einschließlich 5000 Mann irregulärer Truppen, mit 16 Batterien, wovon zwei reitende; die Cavalerie, welche hauptsächlich als Escorte von Sr. Hoheit dient, steht meist bei Dschammu und besteht aus zwei Regimentern. Die britische Regierung schenkte dem Maharadscha neuerlich eine Batterie Gebirgsartillerie, und bei Gelegenheit des Dehli Darbar im Jan. 1877 wurde er zum General der britischen Armee und zum Rath der Kaiserin ernannt.

Kaschmir ist ein Thal von elliptischer Gestalt, umgeben von hohen Gebirgen, welche dasselbe vollständig von den Nachbarländern scheiden, und liegt zwischen 33° 15′ und 34° 35′ nördl. Br. und zwischen 91° 50′ und 93° 20′ östl. L. Einschließlich der Berggehänge mögen es 10,000 □Kilom. sein. Die Alluvialebene, welche die Mitte einnimmt, kann nur gegen 5000 □Kilom. oder 91 geogr. □Meilen groß sein (Größe der Landdrostei Hildesheim); diese wird vom Jhilam und dessen zahlreichen Zuflüssen durchschnitten, und ihre von Nordwest nach Südost gerichtete Längsachse mag 135, ihre kleine Achse 30 bis 40 Kilom. (18 und 4 bis 5,5 geogr. Meilen) lang sein; ziemlich in der Mitte lieg tdie Hauptstadt Srinagar in 4827 paris. Fuß = 1568 Met. Höhe. Offenbar ist das Thal einst ein See gewesen; infolge von Erderschütterungen hat sich an der nordwestlichen Seite eine Lücke im Gebirge gebildet, die Enge von Baramula, durch welche das Wasser abgeflossen ist und durch welche noch jetzt der Jhilam seinen Ausgang findet. Längs des Fußes der Gebirge ziehen sich ausgedehnte, erhabene Flächen hin, Karewas oder Wudars genannt, meist aus Lehm bestehend und Reste von Süßwasserfischen und Mollusken enthaltend; Schluchten von 30 bis 100 Mt. Tiefe trennen dieselben voneinander, hier und da auch vom Gebirge. Wo deren Oberfläche bewässert ist, ist der Boden fruchtbar; wo dieser nur auf den Regen angewiesen ist, da kann die Ernte nur prekär sein. Die Abhänge der Gebirge sind unten theils cultivirt, theils Grasboden, theils mit Cedern und anderen Pinusarten bestanden. Die untersten Karewasschichten hält man für gleichalterig mit den obersten Siwalikschichten.

Die hohen Gebirge im Umringe sind im Norden in den Drawarbergen und an der Nordostseite am höchsten; sie sind fast acht Monate hindurch mit Schnee bedeckt und enthalten hier und da große Gletscher. Der höchste bekannte Gipfel im Norden ist der Haramuk, 4882 Mt. oder 15,029 paris. Fuß oder 16,015 engl. Fuß, in der Panschalkette der Muli, 4557 Mt. oder 14,028 paris. Fuß oder 14,925 engl. Fuß und der Ahertatopa 3975 Mt. oder 12,237 paris. Fuß oder 13,042 engl. Fuß. Im Süd-Westen bilden die aus dunkeln Schiefern bestehenden Rattan-Pir-Kette und die durch den Pönschfluß davon getrennte Pir-Panschalkette (mannichfaltige Schiefer, Glimmerschiefer und Feldspatgesteine), 4270 Mt. oder 13,150 paris. Fuß hoch, auf 18 geogr. Meilen Länge die Grenze gegen das Pandschâb; im Süden sind die Gebirge weniger als 3000 Mt. hoch. Der herausführenden Pässe sind nach Abul Fadzel 26, nach Hügel 12, nach Vigne 20; die hauptsächlichsten sind: im Nord-Westen Baramula und Pönsch, im Süd-Westen Pir-Pandschâl 3472 Mt., im Süd-Osten der Banihal 3422 Mt., im Nord-Osten der Drâs 3445 Mt.; keiner dieser Pässe ist fahrbar, nur für Reiter praktikabel; im allgemeinen sind sie 3 bis 5 Monate im Jahre wegen des Schnees ungangbar. An der Nordseite des Thales sind die Gebirgsabhänge wild und erhaben, in schroffen Abstürzen zu ungeheuerer Höhe aufsteigend, längs deren kahlen Wänden die Gebirgswässer in langen Katarakten herabstürzen; auf der Südseite sind die Abhänge sanfter und länger, und dort ist das Thal besonders schön.

Der Hauptfluß ist der das Thal durchschneidende Jhilam, welcher aus der Vereinigung des Arpat, Bring und Sandaram entsteht und im Süd-Osten des Thales entspringt. Er empfängt zahlreiche Zuflüsse. Rechts mündet in ihn von Nord-Osten her der Lidbar bei Islamabad, der kleine Sind von Osten, gegenüber von Schadipur, und der Pohru, der bei Sopur mündet. Links empfängt er die vereinigten Gewässer des Veschau und Rembiára bei Murhama, den Ramschúat Karkárpur und die Dudh Ganga bei Srinagar. — Die Kischen-Ganga oder Krischna, welche ihre Quellen an den Rändern des Deosai-Plateaus und im Tilailthale hat, ist ebenfalls ein ansehnlicher Strom; sie fließt in nord-nordwestlicher Richtung bis in die Nähe von Schardi, wo sie sich nach Südwesten wendet und gerade unterhalb Muzaffarabad in den Jhilam geht. Der Maru Wardwánfluß, der das Thal desselben Namens entwässert, fließt nach Süden und mündet in den Tschinab oberhalb von Kistawár. Der letztere durchschneidet Kistawár und Badrawár und betritt die Ebenen einige Kilom. westlich von Dschammu. Von allen diesen Flüssen ist nur der Jhilam schiffbar auf etwa 13 geogr. Meilen von Islamabad bis Baramula.

Ueber den Jhilam führen innerhalb Kaschmirs 13 Brücken, sogenannte Cadals, von besonderer Construction; sie bestehen alle aus Deodarholz und ruhen auf Pfeilern im Flusse. Solche von nur Einer Spannung sind häufig ziemlich lang, und wenn sie gut gebaut sind, so halten sie 30 bis 40 Jahre. Zunächst von Wichtigkeit sind die Seil-Hängebrücken, oft auch von ansehnlicher Länge; deren gibt es zwei Arten, die Tschika und die Jhola. Die Tschika besteht einfach aus 6 oder 8 dicken Tauen, welche zwischen zwei rohen Pfeilern an beiden Seiten des Stromes gespannt sind. Längs ihrer gleitet ein Ring

aus Holz, gebildet aus dem Querschnitte eines Baumes, etwa 2 Fuß lang und von 1 Fuß Durchmesser, der mittels eines daran befestigten Taues hinüber- und herübergezogen wird, das in Zwischenräumen von etwa 20 Fuß mittels starker Rohrringe mit dem gespannten Taue verbunden ist. An dem Schieber ist eine Schleife aus Stricken befestigt, durch welche der Reisende seine Beine steckt, mit den Händen hält er sich am Stricke, um in sitzender Stellung zu bleiben. Es sieht gefährlich aus, ist aber eine völlig sichere, obwol langwierige Operation. Gepäck wird in derselben Weise hinübergeführt, auch Schafe und Ziegen, selbst Kühe. Eine Jhola besteht aus einem starken Taue von 5 oder 6 einzelnen Strängen, die zwischen Pfeilern gespannt und beiderseits sicher befestigt sind. Dies bildet den Fußpfad, und etwa 3 Fuß darüber befindet sich auf jeder Seite ein Leittau, welches der Passagier erfaßt, um seine Füße auf der Brücke zu erhalten. Die Leittaue werden an ihrer Stelle erhalten, indem sie in Zwischenräumen an den Enden von gegabelten Zweigen, ähnlich dem Hühnerbrustknochen, befestigt sind. Manche dieser Brücken schwingen unter der Last des Passagiers bedeutend hin und her und man bedarf für den Uebergang guter Nerven. Die Taue werden aus Hanf oder Weiden- oder Birkenzweigen gefertigt und jährlich, oder so oft es nöthig ist, erneuert.

Der Fluß ist in der Hauptstadt etwa 80,5 Met. breit und seine Tiefe beträgt im Sommer etwa 5,5 Met. Seine Ufer waren ehemals mit langen Kalksteinblöcken eingefaßt, hier und da von großer Dimension; aber ein großer Theil der Einfassung ist zerfallen und fortgeschwemmt. Noch bestehen manche schöne Stein-Ghats oder Landungstreppen, und die Stadt durchschneiden verschiedene Kanäle, namentlich der Sunt-i-Kut, der Kut-i-kut und der Nali-mar. Auch den Boden ringsum durchzieht ein Labyrinth von Kanälen. Um die Nothwendigkeit zu vermeiden, den gefährlichen Wularsee zu durchfahren, durch welchen der Jhilam fließt, hat man einen Schiffahrtskanal schon in früher Zeit angelegt, um Sopur mit Srinagar zu verbinden. Die Bewässerungskanäle sind zahlreich; die wichtigsten derselben sind der Schahkul-Kanal im Khauparadistricte, und der Naindi- und Ninnar-Kanal bei Islamabad.

Auch die Seen sind zahlreich, sowol im Thale selbst als auf den umliegenden Bergen. Im Thale sind die Hauptseen: der Dal oder „Hauptstadtsee", im Nordosten von Srinagar, steht mit dem Jhilam durch einen Kanal, den Tsont-i-kul oder Apfelbaumkanal, in Verbindung, welcher gegenüber vom Palaste eintritt. Der Anchar liegt nordöstlich von Srinagar und ist mit dem Dal mittels des Nali-mar verbunden, der bei Schadipur in den Sindfluß fließt. Der Manasbal, angeblich der schönste See in Kaschmir, ist dem rechten Ufer des Jhilam nahe, 2,4 Kilom. lang und 0,6 Kilom. breit und sehr tief. Der größte ist der Wulár; seine größte Breite ist 2,4 Kilom., ungerechnet die Marschen am Südende; äußerste Länge 16 Kilom., Umfang fast 48 Kilom., ungefähre Tiefe 3,66 Met., tiefster Theil 4,9 Met. Der Jhilam fließt an der Ostseite nahe der Mitte des Sees ein, und verläßt denselben an dem Südwestende als schöner Strom von ungefähr 183 Met. Breite. Wie jeder andere von Bergen umgebene See unterliegt der Wulár plötzlichen und heftigen Orkanen, welche über ihn hinfegen. Unter den Gebirgsseen sind: der Konsa-Nag, auf der Höhe der Pir-Panschalkette; der Schischa-Nag, im obern Theile des Liddarthales; der Gangabal-Nag und Sarbal-Nag auf der Höhe des Haramuk.

Eisen, aber kein gutes, ist viel vorhanden; eine Kupfermine soll im Gange sein; auch Blei und Kohlen hat man gefunden; der Jhilam führt ein wenig Gold. Schwefelquellen sind häufig. Im J. 1828 zerstörte ein Erdbeben in Srinagar 1200 Häuser und es kamen an 1000 Personen um; auch in neuester Zeit wiederholen sich die Stöße, und vor 200 Jahren waren sie häufig. Vor einigen Jahren wurde im Nordwestende des Thales, bei Sogam, der Boden so heiß, daß der Sand geschmolzen sein soll.

Das Klima ist in verschiedenen Gegenden verschieden. Auf den Gebirgen ist es außerordentlich streng, während es im Thale gemäßigt ist, zwischen dem von Europa und dem der indischen Ebene. Die Jahreszeiten treten etwa ebenso ein wie in England. In den höheren Theilen des Thales ist das Klima von Anfang Mai bis Ende October mild und sehr gesund und für den Europäer fast ebenso stärkend wie das von England. Bei der hohen Lage des Thales ist der Winter natürlich streng und zwar hier, in der Breite von Sicilien, ansehnlich strenger als in England. Am heißesten sind Juli und August; bisweilen ist dann die Luft drückend, namentlich einen oder zwei Tage vor dem Regen, welcher oft in Begleitung von Gewittern fällt; am kältesten sind December und Januar, wo die Morgentemperatur im Thale etwas unter 0 ist; Eis bedeckt alsdann stets die Seen bis weit vom Ufer, und etwa einmal in 7 oder 8 Jahren ist der Jhilam selbst bei Srinagar zugefroren. Von Schlagintweit gibt für 1856 die mittlern Monatstemperaturen für Srinagar folgendermaßen an: Jan. 4,44, Febr. 7,22, März 10, April 13,33, Mai 15,56, Juni 21,11, Juli 22,78, Aug. 21,67, Sept. 17,22, Oct. 13,89, Nov. 12,22, Dec. 5,56° C. Periodische Regen, wie in Hindustan, fallen nicht; und obwol der jährliche Regenfall auf den Gebirgen sehr groß sein muß, so überschreitet der im Thale schwerlich im Jahre 457 oder 508 Millim. Zu Ende März und zu Anfang April leidet das Thal unter häufigen und plötzlichen Stürmen, begleitet von Hagel und Regen; während April und Mai sind Frühlingsschauer häufig. Auch im Juni und September sind heftige Regen nicht selten und gelegentlich im Juli und August. Im allgemeinen aber ist die Luft von Kaschmir merkwürdig wegen ihrer Stille. Mitte November beginnen Nachtfröste; Ende November fallen die Blätter und die Vegetation stirbt, ein dichter Nebel deckt das Thal und Dampfwolken steigen aus Fluß und Seen auf; der Nebel wird endlich so dicht, daß man um Mittag, bei wolkenlosem Himmel, in 1,5 Kilom. Entfernung nicht einen Gegenstand sehen kann. Diese düstere Beschaffenheit der Luft

reicht etwa bis zu einigen 60 Met. Höhe, und wer dann die Berge hinansteigt, sieht die Schneegipfel in vollem Glanze und die Sonne klar am wolkenlosen Himmel, aber das Thal mit tiefer Finsterniß bedeckt. Der erste Schneefall stellt die Klarheit der Luft wieder her. Dieser Fall geschieht auf den Bergen gewöhnlich zu Anfang November, aber er ist leicht und bald von der Sonne wieder beseitigt; der schwere Fall beginnt um Mitte December, und der Schnee liegt alsdann etwa zwei Fuß tief bis zur Mitte Aprils. — Malaria herrscht überall im Thale und Fieber und Brustaffectionen sind sehr gewöhnlich; aber die andern Krankheiten Indiens treten selten auf. Nicht selten sind die Kinderpocken und die Cholera. In vielen Dörfern leiden die Bewohner am Kropf. Gewöhnlich sind auch Skrofeln, Phthisis, Elephantiasis und Syphilis.

„Alle Reisenden, welche Kaschmir besucht haben, sind entzückt von der wundervollen Schönheit der Landschaften im «glücklichen Thale», wie es die Europäer benennen, eine Benennung, welche die persischen und indischen Dichter noch steigern, die es «das Meisterwerk des Schöpfers» nennen. In der That gibt es wenige Stellen auf der Erde, welche mit ihm verglichen werden könnten. Auf allen Seiten von einem imposanten Gürtel von Gebirgen umgeben, deren Gipfel ewiger Schnee bedeckt und die mit einem dunkeln Mantel von Grün bekleidet sind, breitet das Thal unter dem herrlichen Himmel Indiens seine lachenden Landschaften aus, seine schönen, mit blühenden Bäumen bedeckten Ebenen, seine reizenden, von zahlreichen Strömen durchzogenen Thäler, die sich zu großen Wasserflächen erweitern oder von Fels zu Fels rauschen, seine blauen Seen, die lange Reihen von Pipals, den Pappeln Indiens, einfassen. Nirgends hat die Natur auf einen so engen Raum glänzendere und großartigere Contraste gehäuft. Aber um in dieses Eden einzudringen, muß der Reisende dem Schnee und den Gletschern trotzen, von denen er durch düstere und majestätische Wälder bis zur Ebene herabsteigt, wo die Mannichfaltigkeit der Aussichten, die Fülle der Früchte und Blumen sein Auge in jedem Augenblicke entzücken."

Die Flora von Kaschmir ist der von Europa sehr ähnlich. Unter den Bäumen verdient zuerst die Deodar- oder Himalajafichte (Cedrus deodara) Erwähnung. Sie wächst zwischen 2100 und 3660 Met. Höhe über dem Meere; an den für sie geeignetsten Orten erreicht sie 30 bis 60 Met. Höhe und einen Umfang von 7 bis 13 Met. Die Deodarwälder sind ausgedehnt und von großem Werthe. Die Wälder enthalten hier von andern Bäumen die Yar (Pinus longifolia), die am weitesten verbreitete Pinusart. Auch gibt es noch zwei Pinus, einschließlich der Chil (P. excelsa), und eine Fichte. Taxus baccata ist häufig. Die Ulme findet man vielfach, und ein Sandelwald soll sich im Kutihar-Districte befinden. Die Cypresse ist in Gärten gewöhnlich, und die Platanus orientalis wahrscheinlich nirgends häufiger oder üppiger als in Kaschmir. Pappeln und eine Art von wilder Kastanie erreichen große Höhe und Ueppigkeit. Zwei Arten von Weiden wachsen im Thale, und der Ahorn und Crataegus oxyacantha sind häufig. Birke und Eller finden sich in großen Höhen. Wachholder und Rhododendron wachsen in den Gebirgen in 3500 Met. Höhe, und Rosen, wild und cultivirt, blühen in verschwenderischer Fülle. Ueberhaupt sind die Blumen sehr zahlreich. Den Crocus cultivirt man zur Gewinnung des Safrans, der zur Speise und als Medicin verwendet wird. Jährlich sollen 1600 Pfd. Safran nach Ladakh ausgeführt werden. Die Fruchtbäume von Kaschmir sind Aepfel, Birnen, Quitten, Pfirsich, Aprikosen, Pflaumen, Mandeln, Granaten, Maulbeeren, Wallnüsse, Haselnüsse und Melonen. Stachelbeeren, Johannisbeeren ꝛc. wachsen wild. Es sollen mindestens sechs Arten von Weinreben vorhanden sein, aber die Weinbereitung ist schlecht. Weder Orange noch Citrone, noch irgendeine andere Citrusart kommt in Kaschmir zur Reife, da der intensiv kalte Winter ihnen schädlich ist. Die ausgezeichneten Gemüse sind sehr mannichfaltig und wachsen in Fülle. Hügel nennt 15 in Europa unbekannte Arten. Alle unsere Gartengemüse gedeihen in ausgezeichnetster Art und in jeder Menge. Die schwimmenden Gärten von Kaschmir sind so absonderlich, daß sie einer Erwähnung verdienen. Dieselben sind auf dem Stadtsee häufig, wo sie überreiche Ernten der herrlichsten Gurken und Melonen liefern. Um diese Inseln zu bilden, wählt man einen flachen Theil des Sees, wo derselbe mit Schilf und andern Wasserpflanzen überwachsen ist; diese werden etwa in zwei Fuß Höhe über dem Wasser abgeschnitten und alsdann dicht an einandergepreßt, ohne sie in der Stelle zu stören, an welcher sie wachsen. Damit werden sie fast bis zur Oberfläche hinabgebracht, die abgeschnittenen Theile werden oben darüber gebreitet und mit einer dünnen Schicht von Schlamm bedeckt, welcher dem Boden entnommen wird. Auf die so gebildete Fläche stellt man nun dicht aneinander kegelförmige Haufen von Kraut, etwa zwei Fuß hoch und zwei Fuß im Durchmesser, deren jeder oben eine kleine, mit frischem Schlamme gefüllte Vertiefung hat. In jede dieser Vertiefungen setzt man drei Gurken- oder Melonenpflanzen, und nun hat man nichts zu thun, als das Product zu ernten, welches stets schön und reichlich ist. Jedes Beet wird an seiner Stelle erhalten mittels eines Weidenstacketes, das in den Boden getrieben ist. — Ein höchst werthvolles Product der uncultivirten Vegetation ist die Singhára, Trapa bispinosa, oder gehörnte Wassernuß. Sie wächst auf dem Boden des Wularsees in solcher Fülle, daß, wie man sagt, jährlich 60,000 Tons gewonnen werden, welche fast die einzige Nahrung von mindestens 30,000 Personen für fünf Monate im Jahre ausmachen. Sie reifen im October. Die Nuß wird getrocknet und dann zu Mehl vermahlen, aus welchem man Kuchen macht.

Von wilden Thieren finden sich Bären in allen Theilen von Kaschmir, und obwol sie viel weniger zahlreich sind als ehemals, sind sie doch noch sehr häufig. Wenn sie nicht angegriffen werden, pflegen sie den Menschen nicht zu belästigen. Von der braunen

oder rothen Art, welche zwischen 1,8 und 2,1 Met. lang ist, finden sich zwei Varietäten, nämlich der Ursus isabellinus in den niedern Gebirgsketten und der Ursus arctus in den höheren. Der schwarze Bär, Ursus tibetanus, obwol kleiner als der braune, ist viel gefährlicher und findet sich meist weiter unten. Beide Arten sind hauptsächlich pflanzenfressende, nehmen aber auch Fleisch. Leoparden finden sich rings im Kaschmirthale, aber sie hausen hauptsächlich in den Grasgründen, wo sie bisweilen große Verheerungen unter den Rindern anrichten. Die Unze, der weiße oder Schnee-Leopard ist in Tilail vorhanden. Der Barásinha oder große Hirsch findet sich überall in der Panschalkette, ausgenommen nach den Ebenen hin. Man trifft ihn indeß gewöhnlich erst Mitte September, obwol er auch gelegentlich Mitte August mit vollentwickeltem Geweihe gesehen wird. Hindus und Mohammedaner essen das Hirschfleisch. Der Gural oder die Himalajagemse findet sich ebenfalls in der Panschalkette, auch in Kistawár. Der Steinbock lebt in den nördlichen Theilen von Kaschmir; er ist größer als der europäische und seine Hörner sind länger, mehr gekrümmt und mehr zugespitzt. Der Khakar oder das bellende Reh findet sich gewöhnlich nur an den südlichen und westlichen Gehängen der Panschalkette. Der Markhor oder Schlangenfresser ist eine Art von Riesenziege; er wandert und findet sich im ganzen Pir-Panschal bis jenseit des Baramulapasses und auf den Gebirgen zwischen dem Jhilam und Kischen-Ganga. Das Moschusthier lebt in den Birkenwäldern in allen Theilen Kaschmirs in gewisser Höhe. Der Sarrau oder Buz-i-kohi, die Bergziege, und der Thar, eine andere Art, finden sich auf der Panschalkette. Wölfe sind zahlreich in den Gebirgen und schaden oft den Schafheerden; im Thale selbst sieht man sie nicht oft. Affen sind im untern Theile des Kischen-Gangathales häufig; Füchse und Schakals sind zahlreich, von ersteren nicht die kleine graue, hindustanische Art, sondern eine große und vollgeschwänzte wie der englische Fuchs. Eine Art von Murmelthier, Drum oder Pua genannt, findet sich mitten in den Felsen in großer Höhe; es ist so groß wie ein Fuchs, von dunkelgelblicher Farbe, mit lohfarbenem Bauche, Kopf Rücken und Schwanz mit einem dunkleren Streif, schon in bedeutender Entfernung unterscheidbar. Dies Thier wird häufig eine Beute der Adler; bei nahender Gefahr stößt es einen schrillen Schrei aus. Den Otter trifft man häufig in den Flüssen, und ihr Fell wird hochgeschätzt. Das Stachelschwein lebt in Kistawár. Wenige Reptilien finden sich in Kaschmir; giftige Schlangen sind selten, obwol die Cobra gesehen worden ist. Die Raubvögel sind zahlreich; namentlich gibt es verschiedene Arten von Adlern, Geiern, Falken und Habichten. Viele Arten von Jagdvögeln finden sich. Die schwarze, Chikor, graue und Schneeart vom Rebhuhne trifft man in vielen Theilen. Von Fasanenarten finden sich der Argus, Munal, Kallich, Koklas und andere. Die gewöhnliche Wachtel, die Haarschnepfe und Schnepfe trifft man. Wasservögel jeder Art sind im Winter häufig. Sie kommen vom Yarkhönd und aus Centralasien, um der Kälte der nördlicheren Gegenden zu entgehen, und ziehen mit dem Frühlinge wieder fort. Schwarze Blaßhühner, Moorhennen, Wasserhühner und Meerschwalben sind im Herbste und Winter stets zu finden. Reiher sind häufig. Der Sarus oder Riesenkranich wird oft in den Marschen gesehen, sowie eine kleine Art von Pelikan. Die Bulbul oder Nachtigall von Kaschmir, eine besondere Art, ist der echten europäischen im Schlage weit untergeordnet. Der Kukuk, die Máina und der Wiedehopf sind gemein. Der Papagai ist nicht im Thale einheimisch, aber der goldene Oriol wird häufig angetroffen. Fliegen, Sandfliegen und Moskiten sind häufig und quälend, besonders im August und September.

Durch ihre physischen Eigenschaften wie durch Sprache und Sitten bilden die Kaschmiri eine von allen umwohnenden Völkern bestimmt verschiedene Rasse. Ihr Typus ist fast der rein-arische; die hervortretende Nase ist leicht gekrümmt; die gutgeschnittenen Augen sind von etwas weniger dunkler Färbung als bei den Radschputen des Pandschâb; man hat mehrfach selbst hellgrüne und blaue bemerkt; den Mund mit feinen, selbst dünnen Lippen umgibt ein seidenweicher Bart, voll und bisweilen kastanienbraun. Die allgemeine Hautfarbe ist braun, aber heller als bei den Radschputen; die Frauen sind oft weißer als die Andalusierinnen. Die Männer, von mittlerer Größe, sind robust, breitschulterig; aber, wie bei den meisten Asiaten, sind die untern Gliedmaßen dünn, obwol kräftig. Die Frauen, im Verhältniß kleiner, sind in der ganzen Welt durch die ideale Schönheit ihrer Züge und die Eleganz ihrer Formen berühmt. Die Mohammedaner haben ein entschieden jüdisches Gepräge des Gesichts, ähnlich den Pathâns. — Ihre Häuser ähneln auffallend denen in der Schweiz und sind im ganzen Thale in derselben Weise angelegt. Das Untergeschoß enthält zwei Zimmer und den dazwischengelegenen Hausflur; das zweite Geschoß enthält drei Zimmer, und das unter dem Dache besteht gewöhnlich aus einer langen Kammer, in welcher Holz, zum Brennen und Bauen, aufbewahrt wird; darin verbringt der Wirth auch die Sommermonate. — Die Polygamie ist bei den Hindus nicht sehr gewöhnlich, und unter den Mohammedanern findet sie sich auch nur bei den Reichen in den Städten. — Die Kaschmiri, reich und arm, sind außerordentliche Liebhaber des Thees, von welchem zwei Arten ihren Weg in das Land finden, Surati und Sabzi genannt. Ersterer gleicht dem englischen Thee und kommt aus dem Pandschâb; letzterer ist der berühmte Ziegelthee, welcher über Ladakh ins Land gelangt. Der russische Ssamovar ist ein gewöhnliches Hausgeräth in Kaschmir; ein russischer Kaufmann soll vor Jahren aus dem Norden ein Modell mit ins Land gebracht haben, das nachgeahmt worden ist. — Die Sprache der Kaschmiri zerfällt in 13 verschiedene Dialekte. Von diesen werden Dogri und Schibali, welche nicht bedeutend vom Hindustani und Pandschabi abweichen, in den Bergen und im Lande des Pönsch- und Dschammu-Districts gesprochen. Kaschmiri herrscht besonders im eigentlichen Kaschmir und ist ziemlich merkwürdig und nahe mit dem Sanskrit ver-

wandt. Es ist indeß nicht die Sprache des Hofes, und der Reisende wird mit Hülfe von Hindustani und Pandschabi sich verständigen. Der Ausdruck „Pahári" bezeichnet fünf Dialekte, die von den Bergbewohnern des östlichen Kaschmir gesprochen werden. Außer diesen gibt es zwei tibetanische Dialekte, welche in Baltistan, Ladakh und Tschampas gesprochen werden; und im Nordwesten drei oder vier Varietäten der Dard-Dialekte arischen Ursprungs.

Nach dem 1873 vorgenommenen Census war die Zahl der Bevölkerung 1,534,972, ohne die abgeschlossen lebenden vornehmen Damen. Der Dschammu-District enthielt 861,075, das eigentliche Kaschmir 491,846, Ladakh, Skardo und Gilghit 104,485, Pönsch 77,566. Hindus waren 506,699, Mohammedaner 918,536, verschiedene Kasten 89,483, Buddhisten 20,254. Die große Mehrzahl der Mohammedaner gehört zur sunnitischen Sekte. Die angesehenen Hindukasten sind die Brahmanen und die Karkuns; letztere bilden die zahlreichste Klasse und werden als Schreiber, Kaufleute und Pächter, aber nie als Soldaten verwendet.

In Kaschmir reifen, wie in Ober-Indien, jährlich zwei Ernten; die erste, Rabi, reift im Juli; die zweite, Kharif, 2 ½ Monate später. Die Hauptrabi-Ernten sind Weizen, Gerste, Erbsen ꝛc., die des Kharif Reis, Mais, Gram und Flachs. Im J. 1878 und 1879 sind die Ernten fast ganz mislungen. Wiederholt hat Kaschmir Hungersnoth gelitten trotz der Anstrengung des Fürsten, der darbenden Menge Hülfe zu schaffen.

Die Haupt-Manufactur Kaschmirs ist die durch die ganze Welt berühmte Shawl-Weberei. Es gibt zwei Arten: die auf dem Webestuhle und die auf der Hand. Die dazu verwendete Wolle heißt Schâl (nicht das Gewebe); es gibt davon zwei Arten: die eine, Paschmina genannt, kommt von der zahmen Ziege; die andere, oder Assali tâs, ist das seidenartige Haar der wilden Ziege, des wilden Schafes, des Jack-Affen, selbst des Hundes auf den tibetanischen Hochebenen. Diese wird gesammelt, wie man vermuthet, in der Provinz Tschân-tân des westlichen Tibet, von wo sie auf den Rücken von Schafen nach Rodok über die Ostgrenze von Ladakh gebracht wird. Die Kaschmiri kaufen sie auf dem Markte von Le, von wo sie Menschen oder Pferde nach Srinagar tragen. Ein Theil dieser Wolle kommt auch aus dem Pamir-Hochlande. In Srinagar wird die Assali tâs gereinigt, was eine langwierige und schwierige Operation ist, denn sie enthält in 30 Theilen 14 Theile fremder Körper und nur 10 verarbeitbaren Stoffes. Darauf wird sie gesponnen und das besorgen etwa 100,000 Frauen. Der Faden muß alsdann gefärbt werden und dabei zeigt sich der Scharfsinn der kaschmirischen Färber, denn sie theilen ihre Farben in 64 Schattirungen. Das Weben eines Shawls ist eine zusammengesetzte Operation. Zunächst entwirft der Nekach oder Zeichner den Plan der Zeichnung in Schwarz, und dann gibt der Tara guru die Farben an. Das Muster wird dann zerschnitten und den Arbeitern übergeben, deren jeder eine gewisse Anzahl von Streifen fertigt, welche dann zum Shawl zusammengesetzt werden. Die Anfertigung eines Shawls verlangt im Durchschnitte vier Monate Zeit. Der Preis eines solchen ist selbst in Srinagar verschieden, von 2000 Rupien oder 4000 Mark bis 7000 Rupien oder 14,000 Mark. Die Shawlweber sind Mohammedaner und bilden den elendesten Theil der Bevölkerung, physisch und moralisch. In kleine und schlecht gelüftete Werkstätten zusammengepfercht, nur ein Geringes erwerbend, ungenügend ernährt, leiden sie an der Lunge, an Rheumatismen und Skrofeln. Von den nach Europa ausgeführten Kaschmirshawls pflegt Frankreich 80 Proc. in Beschlag zu nehmen. Daher erfuhr durch den Krieg von 1870 der Shawlhandel einen empfindlichen Schlag, der noch jetzt nachwirkt, sodaß sich in Europa die Mode zu ändern scheint. Es ist deshalb versucht worden, die Arbeit in einen andern Kanal zu leiten, namentlich in Teppich-Fabrikation, wofür die besondere Geschicklichkeit der kaschmirer Weber ausgezeichnet paßt. — Auch auf die Cultur der Rebe und die Weinbereitung wird mehr Aufmerksamkeit verwendet und in Dschammu auf die Anpflanzung von Thee. Die Anfertigung von Wollstoffen herrscht im ganzen Thale und beschäftigt die Dorfbewohner in den langen Wintermonaten. Die bessere Sorte von Wolle wird zu Decken verarbeitet und zu dem feinen Wollenzeuge, das Paschmina genannt wird; von der geringeren Sorte macht man das Pattu genannte grobe Wollzeug. Auf Seide verwendet man jetzt besondere Achtsamkeit und es läßt sich erwarten, daß sie eins der wichtigsten Producte des Landes werden wird. Das in Kaschmir erzeugte Papier hat in Hindustan großen Ruf; eine Art von Papiermaché oder lackirter Waare ist Kaschmir eigenthümlich. Die Zeichnungen sind keineswegs immer auf Papiermaché, sondern häufig auf Artikel aus weichem Holze gemacht. Sie bestehen aus einem zarten Muster in Farben, besonders Karmoisin, grün und blau, mit feinem Pinsel gemalt. Blumen und die gekrümmten Formen, wie man sie auf den Shawls findet, werden meist angebracht. Die Steinschneider von Kaschmir haben bekanntlich Proben von ihrer Geschicklichkeit und Geschmack geliefert, welche alles Europäische übertreffen. Silber- und Goldarbeiten, von denen ein großer Theil in Srinagar gefertigt wird, sind von außerordentlicher Wirkung; und den Schmieden gelingt es, mit den rohesten Werkzeugen, einem Hammer und wenigen winzigen Meißeln und Zangen, mit bewunderungswürdiger Treue zahlreiche orientalische und europäische Muster nachzuahmen. Kaschmir war lange berühmt wegen seiner Anfertigung von Kanonen, Pistolenläufen und Schwertklingen, aber der Handel hat seit Jahren sehr abgenommen. — Ein specieller Industriezweig ist noch die Fabrikation des Attar oder Rosenöles, welches man durch Destillation der Rosenblätter erhält, die im ganzen Thale in Fülle gewonnen werden; aus 500 bis 600 Pfd. Rosenblättern wird nur eine Unze Attar gewonnen.

Der Haupt-Handelsverkehr findet mit dem Pandschâb, Ladakh und Afghanistan statt. Die Hauptwege, auf welchen die Waaren von Kaschmir aus nach Indien gelangen, sind der Banihal-Paß nach Dschammu und Am-

[illegible], der Pir-Panschal und Bhimbar nach Gudschrat, auch über Akhnur und den Budil-Paß; und endlich von Srinagar nach Peschâwar über Baramula, Muzaffarabad und Manserat. Der große Markt im Pandschâb für den Kaschmirhandel ist Amritsâr. In bedeutender Menge gehen Güter durch Kaschmir aus Britisch-Indien nach den Märkten von Central-Asien. Seit 1871 besteht eine jährliche Messe in Dschammu, welche am 20. Nov. anfängt; über die Preise entscheidet der Maharadscha, und während des Verlaufes der Messe sind die Zölle auf die Hälfte herabgesetzt. Der Werth des Handels mit den Briten wurde 1874 auf 890,000 Pfd. Sterl. geschätzt; aber dazu kommt noch der Handel zwischen Britisch-Indien und Yarkhönd, der durch Kaschmir geht und auf [illegible],000 Pfd. Sterl. im Jahre geschätzt wird. Der gesammte Handel von Le, welches Mittelpunkt dieses Transithandels ist, ist von etwa 5000 Pfd. Sterl. im J. 1864 auf etwa 80,000 Pfd. Sterl. im J. 1876 im Werthe gestiegen. 1870 wurde ein Vertrag mit dem Maharadscha geschlossen, in welchem er einwilligt, den Ausfuhrzoll auf Güter abzuschaffen, welche zwischen Ost-Turkistan und Britisch-Indien gehen, während die britische Regierung den Ausfuhrzoll auf Shawls und andere gewebte Waaren abschaffte und keinen Zoll von Gütern erhebt, welche verpackt durch Britisch-Indien nach Central-Asien oder den Ländern des Maharadscha gehen. Der Maharadscha übernahm auch die Beaufsichtigung der Handelswege zwischen seinem Territorium und Yarkhönd und willigte in die Ernennung von vereinigten Commissionären (von denen einer durch die Briten ernannt wird), für Beilegung von Streitigkeiten zwischen Treibern, Händlern und andern die Straßen Benutzenden, in welchen jede der Parteien oder beide der britischen Regierung oder einem fremden Staate unterstehen. Ein Beamter der britischen Regierung ist in Le für das ganze Jahr stationirt, und ein anderer wohnt acht Monate lang in Srinagar.

Die Hoheit des Maharadscha bildet selbst den obersten Appellhof für seine Besitzungen, und seine Entscheidung allein ist die letzte. Die Regel verlangt, daß jede Klage beim Gericht erster Instanz eingebracht werde. Bei Fällen, wo es auf die Hindu- und mohammedanischen Gesetze ankommt, sind die Schastra und Scharia die An[illegible], aber die Mehrzahl der Textbücher der fünf [illegible] Gesetzschulen haben in Kaschmir keine Kraft. Nach [illegible] Berathung läßt der Maharadscha einen [illegible] vorbereiten, aus [illegible] Sectionen bestehend, [illegible] für jede Beleidigung, die im Werthe sehr [illegible] von dem indischen Strafcodex abweichen. [illegible] Criminalverbrecher, die zum Tode verurtheilt [illegible] nach dem Grenzfort Bhundsch verbannt; [illegible] Menge von gewöhnlichen Gefangenen wird [illegible] dem Parke Haddal, am Ufer des [illegible]. Der Unterricht wird jetzt durch [illegible] von [illegible] Pfd. Sterl. [illegible] der Herausgabe von Ueber[illegible] wissenschaftlicher Werke und von [illegible] und Arabischen [illegible] werden. Auch Dispensorien für das europäische und Unani-medicinische System sind eingerichtet.

Die Einnahmen des Kaschmirstaates wurden 1876 auf 8,075,782 Rupien oder 807,578 Pfd. Sterl. oder 16,151,560 Mark geschätzt. Das gesammte Land im Staate galt in den frühesten Zeiten für Eigenthum des Regenten. Während der Herrschaft der früheren Hindu-Radscha's, d. h. bis zu Anfang des 14. Jahrh. n. Chr., wurde ein Sechstel der Production an den Staat gezahlt. Die Musulman-Sultane, welche folgten, ließen anfangs nach derselben Rate einsammeln. Aber allmählich fingen sie und danach die Mughal-Kaiser von Dehli an, Erhöhungen eintreten zu lassen, welche ihren Gipfel unter der Herrschaft der Durranis erreichten, in deren Zeit die Hälfte des producirten Reises, des Hauptproductes der Provinz, als rechtlicher Antheil des Herrschers betrachtet wurde. Der erste Sikh-Gouverneur fuhr fort, die Grundsteuer in den seither bestehenden schweren Raten zu erheben. Etwas von dem Uebermaße wurde jedoch 1833 durch seinen Nachfolger, den General Mian Sinh, nachgelassen. Das zuletzt vorgeschlagene Pachtsystem hat sich 1867 als ein solches erwiesen, welches nicht Bestand haben kann.

Die Hauptstadt und Residenz **Dschammu** (englisch Jamú, Jummoo) zählt etwa 8000 Einwohner. Sie liegt in 32° 43′ 52″ nördl. Br. und 92° 34′ 5″ östl. L. von Ferro, am Tavi, einem Nebenflusse des Tschinab, in der äußern Himalayakette. Stadt und Palast liegen rechts am Flusse, das Fort überhängt das linke oder östliche Ufer, etwa 46 Met. über dem Flusse, wird aber durch eine angrenzende Höhe beherrscht. Die hohen, weißen Mauern von Palast und Fort machen aus der Ferne einen überraschenden Eindruck. Umfangreiche Ruinen in den Vorstädten beweisen den frühern Reichthum der Stadt, welche noch ausgedehnte und schöne Lustgärten hat. Ehemals war sie der Sitz einer Radschputen-Dynastie unabhängiger Fürsten, deren Gebiet sich in die Ebene hinaus erstreckte und den neuen District von Siálkot einschloß. Später von den Sikhs erobert, bildete sie einen Theil von Randschit Sinh's Herrschaft.

Die Hauptstadt **Srinagar** (oder Surihanagar, d. h. Stadt der Sonne), auch Kaschmir genannt, liegt malerisch etwa in der Mitte des Thales und nahe an den Hügeln der Nordwestseite, am Jhilam, in 34° 5′ 31″ nördl. Br. und 92° 30′ östl. L. Die Stadt zieht sich [illegible] Kilom. weit am Flusse hin, der sie in zwei gleiche Theile zerschneidet, welche durch 7 Brücken verbunden sind. Sie liegt in 1600 Met. Höhe über dem Meere, umgeben von niedrigen Sumpfstrecken, die sie ungesund machen. Von den etwa 150,000 Einwohnern sind etwa [illegible] Hindus, die übrigen Mohammedaner, in etwa [illegible] Häusern, die meist aus Holz gebaut sind, 3 oder 4 Stockwerke hoch, mit niedrigen, von Erde bedeckten Dächern. Feuersbrünste, und zwar verheerende, sind häufig. Die Zahl der öffentlichen Gebäude ist klein. Das bedeutendste ist der Shere Ghur, Palast, Fort, Ka[illegible] [illegible] Schatz und Münze; dazu einige alte Moscheen, Tempel und [illegible]. Die Straßen

sind meist enge; einige sind mit großen und unregelmäßigen Kalksteinmassen gepflastert, übrigens sehr schmuzig und können von Damen nicht begangen werden. Es gibt mehrere Basars in verschiedenen Stadttheilen; in den neuerlich errichteten Maharadschgandsch findet man alle Kaschmir eigenthümlichen Waaren beieinander. Große Landhäuser im Umkreise gehören den großen Shawlhändlern und Bankiers; einige derselben zeigen schöne Proben von Holzschnitzerei und sind auch in anderer Hinsicht höchst geschmackvoll ausgeführt. Eine berühmte Pappelallee ist der Hauptspazierweg. Sie ist von Sikhs angelegt, 1,8 Kilom. lang, im Durchschnitt 17 Met. breit und besteht aus 1714 Bäumen.

Der Tacht-i-Sulaimán oder Salomonsthron ist ein die Stadt überragender Berg, der ein guter Aussichtspunkt ist. Auf ihm steht ein schöner alter Tempel aus Stein, genannt der Sankar Atschárya; er war ursprünglich buddhistisch und ist um 220 v. Chr. von Jaloka, dem Sohne von Asoka, gebaut. — Der Hari-Parba oder Festungsberg steht isolirt am Nordende der Stadt, ist etwa 76 Met. hoch und mit einem Fort gekrönt. Eine Mauer umzieht den Berg, über deren Haupteingange, dem Káti Darwazá, eine persische Inschrift steht. Mauer und Fort hat 1590 Akbar gebaut, mit einem Aufwande von 20 Millionen Mark. Die Länge der Mauer beträgt etwa 4,8 Kilom. und ihre Höhe ist 8,5 Met. — Der Schehr-Garhi, innerhalb der Stadt, enthält das Stadtfort und den Palast. Er mißt 366 und 183 Met., und seine Mauern sind etwa 6,7 Met. hoch; das Innere enthält die Staatsgemächer, Regierungsämter und Kasernen. Die Hauptmoschee ist ein großes, viereckiges Gebäude, mit einem offenen Raume in der Mitte und einem hölzernen Thurme in der Mitte jeder Seite; das Dach des umgebenden Klosters wird von hölzernen Säulen getragen, deren jede eine Deodarfichte von etwa 9 Met. Höhe ist. — Der Schalimar-Bagh ist ein von Jahángir angelegter schöner Garten; der Nasib-Bagh oder Segensgarten ein anderer, angeblich ursprünglich von Akbar entworfener. Manche andere ähnliche Gartenanlagen finden sich in der Umgebung der Stadt. — Im Schehr-Garhi residirt der Gouverneur.

Islámabad liegt am Nordufer des Jhilam, der hier etwa 73 Met. breit und von einer hölzernen Brücke überspannt ist, in 33° 43′ nördl. Br. und 92° 57′ östl. L. Die Stadt krönt einen langen, niedrigen Rücken, der von den Bergen nach Osten ausläuft. Unterhalb enthält ein Reservoir eine kleine, schwach schwefelige Quelle, aus welcher viel Gas entweicht. Eine Legende läßt sie von Vischnu geschaffen sein; sie ist voll heiliger Fische. Die Stadt hat große Manufactur von Kaschmirshawls, Kattun und Wollstoffen. Ihren Namen führt sie seit dem 15. Jahrh.; ursprünglich heißt sie Anat-Nag nach dem heiligen Teiche.

Le oder Leh ist die Hauptstadt von Ladakh, in 34° 10′ nördl. Br. und 95° 20′ östl. L., etwa 5 Kilom. vom Nordufer des Indus, in 3517 Met. oder 10,827 paris. Fuß oder 11,538 engl. Fuß Höhe, mit etwa 4000 Einwohnern. Sie steht in einer kleinen Ebene zwischen Fluß und Gebirge; eine Mauer mit runden und viereckigen Thürmen umzieht die Stadt und läuft bis zum Kamme des Bergzuges. Es sind weiße, dreistöckige Häuser mit hölzernen Balkonen, einem einfachen, aber ansehnlichen Palais des ehemaligen Fürsten, den Ghulab Sinh absetzte. Die Straßen liegen ungeordnet und die Häuser stehen nebeneinander; das Fort ist 1,5 Kilom. entfernt. Hier befindet sich eine Sternwarte. Le ist das Entrepot für den Handel zwischen dem Pandschâb und der chinesischen Tatarei, da es der Hauptmarkt für die aus dem letzteren Lande importirte Shawlwolle ist.

Skardo oder Iskardo ist der Hauptort in Baltistan und liegt auf einer Hochebene in 35° 12′ nördl. Br. und 93° 15′ östl. L., 2347 Met. oder 7225 paris. Fuß oder 7700 engl. Fuß Höhe, von hohen Bergen umgeben. Das Fort steht auf einem Gneisfelsen an der Mündung des Singhar in den Indus. Ringsum erheben sich die Felsmassen plötzlich zu 260 Met. Höhe über dem Flusse und haben nur an der Westseite einen allmählichen Abfall. Vigne vergleicht die Lage mit der von Gibraltar und meint, daß es völlig uneinnehmbar gemacht werden könne. Das Schloß der ehemaligen Fürsten von Baltistan krönt eine 100 Met. über dem Flusse hohe, kleine Plateform und zeigt durch seine Anlage, daß mehr die Vertheidigung als die Bequemlichkeit die Hauptrücksicht gewesen ist. Der Haufe von Hütten unterhalb des Forts und Schlosses verdient gewiß nicht den Namen einer Stadt. Ahmad Schah, der letzte Fürst, war von Charakter ein ausgezeichnet gerechter und gemäßigter Herrscher; aber sein Land fiel schließlich in die Hände des Ghulab Sinh von Kaschmir.

(G. A. von Klöden.)

KÄSE ist der eiweißähnliche Bestandtheil der Milch, der sich aus derselben durch eine hinzugekommene Säure, die entweder von Natur darin entsteht oder künstlich hinzugesetzt wird, abscheiden läßt. Man nennt diese Abscheidung das Gerinnen der Milch. Um Milch und Rahm zum Gerinnen zu bringen, wird entweder Lab (s. d.) oder Labextract angewendet, oder Milch und Rahm werden über Feuer erwärmt. Die Käsetheile werden durch das Gerinnen fest, weiß, undurchsichtig und specifisch schwerer als die Flüssigkeit, in der sie bisher aufgelöst waren und von welcher sie sich nun trennen. Es ist dies die sogenannte Molke, die aus Wasser, das einige Salze und den Milchzucker aufgelöst enthält, besteht, eine gelbgrünliche Farbe hat und durchsichtig, aber trübe ist. Dadurch, daß diese Trennung auf mannichfaltige Weise bewirkt und modificirt wird, und die Milch in verschiedenem Zustande dazu kommt, entstehen die verschiedenen Arten von Käse, die unter den menschlichen Nahrungsmitteln einen nicht unbedeutenden Rang einnehmen. Am gewöhnlichsten dient zur Käsebereitung die Milch der Kuh, doch verwendet man dazu auch Schaf- und Ziegenmilch, entweder rein oder mit Kuhmilch gemischt. Die Käse lassen sich nach der Beschaffenheit des dazu verwendeten Materials in sechs Hauptarten eintheilen, von denen jede wieder mehrere Unterarten hat.

1) Ueberfette Käse. Bei diesen wird zu der frischen Milch noch süßer Rahm zugesetzt und diese Mischung zum Gerinnen gebracht. Sie sind so weich, daß sie sich wie Butter streichen lassen und bekommen bald einen widrig ranzigen Geschmack. Nur in der Nähe großer Städte bringt ihre Bereitung bisweilen Vortheil. Der sogenannte Strachino gehört zu dieser Klasse.

2) Fette Käse. Diese werden aus der frischen, nicht abgerahmten Milch gemacht, enthalten also die sämmtlichen Käse- und Buttertheile derselben in inniger Verbindung. Die meisten und bessere Schweizerkäse sowie mehrere englische Käse gehören hierher. Man kann annehmen, daß 100 Kilo frische Milch im Durchschnitt $4^1/_2$—$5^1/_2$ Kilo fetten Käse, drei Tage nach seiner Bereitung gewogen, geben.

3) Halbfette Käse. Bei diesen wird von der den Abend zuvor gemolkenen Milch am andern Morgen der Rahm abgenommen und dann derselbe, mit der frischen Morgenmilch gemischt, verkäst. Käse dieser Art sind der beliebte Parmesankäse, die meisten holländischen, mehrere in der Schweiz, in England und Deutschland verfertigte Arten.

4) Magere Süßmilchkäse. Dieselben werden aus abgerahmter süßer Milch (Magermilch) dargestellt.

5) Sauerkäse. Sie werden aus solcher Milch bereitet, aus welcher der Rahm größtentheils oder ganz ausgeschieden ist. Wird der Rahm vor dem Dickwerden der Milch abgenommen, so muß letztere gelabt werden. Käse dieser Art werden aber fast nie so wohlschmeckend als gut bereitete Sauerkäse aus solcher Milch, aus welcher das Butterfett vollständig geschieden ist.

6) Zigerkäse. Derselbe wird aus der bei Bereitung des Schweizerkäses im Käsekessel zurückbleibenden Molke dargestellt.

Alle Käse, die durch Kunst zum Gerinnen gebracht werden, kommen hinsichtlich der Bereitung in der Hauptsache miteinander überein, seien sie fett oder mager. Die Abweichungen, welche durch die Wirthschaftsverhältnisse oder durch die besondere Art von Käsen, die man darstellen will, geboten werden können, sind dann leicht nach den jedesmaligen Umständen zu finden.

Güte und Geschmack des Käses hängen mehr von seiner Bereitungsart als von dem Futter, welches die Thiere erhalten, ab. Es ist dieses zwar auch nicht ohne Einwirkung, wenn man aber die Thiere zu allen Jahreszeiten gut und reichlich füttert, so kann man zu jeder Zeit aus ihrer Milch jede beliebige Art von Käse machen.

Die Frühjahrs- und Herbstmonate liefern Käse, welche aromatischer, fetter und wohlschmeckender sind als die der Sommer- und Wintermonate, wo der Käse von weniger Dauer und trockener wird. Die Ursache liegt theils in der Luft, weil eine mäßig warme Witterung am passendsten zur Käsebereitung ist, theils im Futter, welches Frühjahr und Herbst liefern. Kühe, deren Milch hauptsächlich zur Käsebereitung bestimmt ist, müssen vor [illegible] Jagen und Erhitzen auf der Weide bewahrt werden, weil sich sonst die Milch leicht scheidet.

Zur Bereitung der Käse im großen sind eine besondere Werkstätte und verschiedene Geräthschaften nothwendig. Die Größe und Bauart des Käsehauses hängt von der Wichtigkeit der Käserei und der Localität ab. Dasselbe muß aus einem Gebäude bestehen, in welchem sich eine Milchkammer, eine Küche, eine Salzkammer und eine Vorrathskammer befinden. Die Milchkammer ist der Ort, wo man die Milch absetzt und mißt, sobald sie gemolken ist. Womöglich muß die Milchkammer isolirt sein. Die Temperatur in ihr ist gleichförmig zu erhalten, sodaß sie weder über 12° R. steigt noch darunter fällt. In dieser Kammer wird die Milch so lange aufbewahrt, bis sie in Käse verwandelt wird. Die Küche stößt an die Milchkammer oder ist in deren Nähe. In einem Winkel ist ein Kamin angebracht. Vortheilhaft ist es, in der Küche einen Sparofen mit einem Kessel anzubringen, um die Milch mittels heißen Wassers zu erwärmen. Die Größe des Kessels hängt von der Menge Käse ab, welche täglich bereitet werden soll. In der Salzkammer wird das Salzen der Käse vorgenommen. Zwar geschieht das Salzen in den meisten Käsehäusern in der Küche, es ist aber besser, zu diesem Behufe eine besondere Abtheilung zu haben. Man stellt in der Salzkammer Speicher oder Regale auf, um die Käse darauf zu setzen; auch enthält sie eine oder mehrere Pressen. Die Salzkammer muß mit Steinplatten belegt oder gepflastert sein. Die Vorraths- oder Käsekammer dient so lange zur Aufbewahrung der Käse, bis sie so weit fertig sind, daß sie dem Handel oder dem Verbrauche überliefert werden können. Die Vorrathskammer kann über einer der andern Abtheilungen des Käsehauses angebracht werden, am zweckmäßigsten über der Salzkammer, um von dieser aus durch eine Oeffnung in der Decke die Käse gleich in die Vorrathskammer befördern zu können. Das Käsehaus darf weder eine zu kalte noch eine zu heiße Lage haben. Milch- und Vorrathskammer müssen gegen Norden liegen. In den heißen Sommermonaten erfrischt man die Milchkammer dadurch, daß man fließendes Wasser durch sie leitet. Die Vorrathskammer muß sorgfältig vor dem Einflusse des Lichts, der kalten und feuchten Luft, vor Insekten, Ratten und Mäusen bewahrt werden.

Die Länder, wo ein starker Käsefabrikationsbetrieb und ein ausgedehnter Handel mit Käsen stattfindet, sind 1) Holland. Berühmt sind der holländische Käse (s. d.) und der limburger Käse. Von letzterem ist derjenige der schmackhafteste und beste, welcher um Herre verfertigt wird. Die limburger Fuhrleute fahren ihn nach allen Gegenden Hollands, nach Niedersachsen, dem Rheine u. s. w. 2) Deutschland. Von deutschem Käse haben besonders der holsteinische und westfälische einen guten Ruf. Der westfälische Käse findet vorzüglich in Niedersachsen und Westfalen vielen Absatz. Emden allein verschickt jährlich für mehr als 300,000 Mark Käse. Holstein führt eine große Menge von seinem eiderstädtischen und tystrupsaber Käse über Altona und Hamburg aus. Erwähnung verdient noch der Kartoffelkäse, welcher jedoch nur zum häuslichen Bedarf bereitet wird, und zwar aus $^1/_4$—$^1/_3$ gekochten Kartoffeln und $^3/_4$—$^2/_3$ Käsemasse. 3) Oester-

reich-Ungarn. Steiermark schickt sehr viel Kuhmilchkäse nach Italien, Tirol, Vorarlberg und Süddeutschland. In Böhmen wird besonders eine große Menge Schaf-, Ziegen- und sogenannter Salbeikäse verfertigt und weit und breit abgesetzt. Die Käsesorten, welche Salzburg, besonders die Alpenthäler in Ober-Pinzgau liefern, sind: Sper- oder Trockenkäse von saurer Milch, Schnittingkäse von süßer Milch, Halbgutkäse von der Abendmilch, Süßkäse oder Ganzgutkäse von guter Milch und gutem Rahm. Alle diese Käse werden aus Kuhmilch verfertigt. Die Geismilchkäse bestehen aus Ganzgutkäsen von bloßer Geismilch und aus Halbgutmilchkäsen von einem Gemisch Kuh- und Geismilch. Von allen diesen Käsesorten werden jährlich viele hunderttausend Centner ins Ausland geführt. Zu Loster ist eine Hauptniederlage davon. Aus Ungarn wird der um Bries in der soler Gespanschaft verfertigte Käse weithin verkauft. 4) Griechenland liefert sehr vielen Käse nach Marseille, Genua und Venedig. Derselbe kommt hauptsächlich von Patrazzo, Morea und den Inseln Candia und Cypern. 5) Schweiz. Schweizerkäse wird in bedeutender Menge nach allen europäischen Ländern geführt; der Gryers geht sogar bis über den Aequator hin. Besonders ausgedehnt ist der Handel, welcher in Deutschland, Frankreich und Italien mit Schweizerkäse getrieben wird. Die emmenthaler Käse kommen über Zürich und Würtemberg nach Deutschland, die Saner und Gryers, an 50,000 Ctr. jährlich, über Genf nach Frankreich. Die besten Käse sind die aus der Landvogtei Sanen, aus Briens im Canton Bern, aus Gryers im Canton Freiburg, dem Urserenthale im Canton Uri und dem Münsterthale im District Basel. Die fetten Schweizerkäse, welche in Broten von 20—50 Kilo vorkommen, sind am meisten gesucht. Die runden Löcher oder Augen in ihrem Innern sind ein Zeichen der Güte. Der magere Käse ist spröder und bröcklicher. Die fetten Käse sind in der Mitte höher als am Rande und etwas zähe. Noch gibt es halbfette oder drittelfette Schweizerkäse und harte und weiche. Letztere sind besser als erstere, eignen sich aber weniger zum Verschicken. Die besten harten Käse sind die brienser, die besten weichen die gryerser. Dieser, in Broten von 20—50 Kilo, hat große Augen in geringer Zahl. An diesem Merkmale unterscheidet man ihn von dem lothringer und ähnlichem Käse aus benachbarten französischen Ländern. Außer dem gryerser Käse macht man im Canton Freiburg noch eine andere Sorte, und zwar von dem reinsten Rahme, den die Kühe auf den Alpen in der Nachbarschaft von Gryers geben. Man nennt ihn Waschrein. Dieser Käse läßt sich aber nur im Winter weit verschicken. Zu den besten Sorten Schweizerkäse gehört auch der emmenthaler aus dem Emmenthale im Canton Bern. Er kommt in Broten von 30—50 Kilo vor. Der Sanerkäse ist dagegen nur 11—12 Kilo schwer. In den besonders fetten Käse von Urseren, sowie in den Waschreiner bohrt man ein Loch, um den Rahm herauszuziehen. Der emmenthaler Käse findet seinen Markt besonders in Frankfurt und Frankreich. Von diesem Lande aus wird er wieder nach Ost- und Westindien und Afrika verschifft. Der grüne Schweizer- oder Schabziger-, Kräuterkäse, welcher im Canton Glarus verfertigt wird, ist gleichfalls berühmt. Unter diesem Käse befindet sich gedörrter, zu Pulver geriebener und gesiebter Steinklee. Dieses Pulver wird mit der Käsemasse vermengt und die Masse hierauf in eine zugespitzte Form gefüllt, darin festgedrückt und so lange an die Luft gestellt, bis der Käse so weit trocken geworden ist, daß man ihn aus der Form schütten, mit einem hölzernen Ringe einfassen und mit grober Leinwand umwickeln kann. Mit einem Brete beschwert, gibt man ihm die gehörige Gestalt. So erhält man die Käse von $4^1/_2$—5 Kilo Gewicht. Solcher Kräuterkäse ist sehr gesund, weil der wilde Steinklee viele salzige und ölige Theile enthält, welche die Schleimerzeugung beim Genuß des Käses verhüten und tilgen, weshalb er auch nicht selten von den Aerzten gegen Verschleimungen verordnet wird. Geschabt wird der Kräuterkäse oft auf Butterbrot gestreut. 6) Italien liefert die herrlichen Parmesankäse, welche in der Gegend um Lodi im Mailändischen verfertigt werden. Man nimmt an, daß Mailand für seinen Käse vom Auslande jährlich eine Million Lire bezieht. Die Parmesankäse werden meist von Landleuten aus der Gegend von Bergamo gemacht, welche bei herannahendem Winter regelmäßig im Lodisanischen eintreffen. Sie übernehmen daselbst das Geschäft für einen gewissen Lohn. Der Parmesankäse kommt in Broten von 25—50 Kilo vor. Er wird mit einem Stempel versehen und in alle Gegenden der Welt verschickt, besonders durch ganz Italien, nach Deutschland, Frankreich, Holland und dem nördlichen Europa. Es gibt eigentlich drei Sorten: Fromaggio di Forma, in großen, wenigstens 25 Kilo schweren Broten, Robiolo und Robiolini. Der beste ist der in May verfertigte. Derjenige Parmesankäse, welcher nach Deutschland kommt, ist meist aus Valsasina und den östlichen Gegenden des Mailändischen. Unter dem Namen Stracchino wird um Brescia eine Art Parmesankäse verfertigt, welcher eigentlich noch fetter, delicater und weißer als der gewöhnliche, oft mit Safran oder Orlean gelbgefärbte Parmesankäse ist. Man unterscheidet von ihm einfachen und doppelten. Die Brote wiegen höchstens 25 Kilo. Der Schianta oder Ricottaforte ist ein guter, scharfschmeckender Käse von Ziegen- und Schafmilch aus der Provinz Otranto im Neapolitanischen. Der daselbst verfertigte Provoles ist von der Milch der Büffelkühe. Die besten Käse dieser Art sind die von Acerra, die aus der Gegend um Eboli in Principato und die von den Auen an dem Flusse Ofanto in Apulien. Der Marzolino, welcher im März bereitet wird und wozu man die Milch mit Distelblumen gerinnen läßt, ist sehr vorzüglich und kommt aus dem Toscanischen in den Handel. Sardinien liefert treffliche Schafkäse von Sassari, Iglesias, Sinai, Goceano, Montacuto. Diese Käse werden in großer Menge nach den Küsten des übrigen Italiens, besonders nach Neapel, Ancona, Genua, Venedig, Livorno und auch nach Marseille verfahren. Sardinien setzt davon jährlich gegen 40,000 Ctr. ab. Die besten Sorten geben an Güte dem Parmesankäse nichts nach. Man theilt den sardinischen Käse ein in

weiße und in feine Sorten. Die letzteren sind weniger gesalzen als die ersteren; nach dem Salzen sind sie am Feuer getrocknet. 7) Frankreich. Von den französischen Käsesorten ist außerhalb Frankreichs hauptsächlich der Roquefortkäse berühmt. Ein Thal bei Roquefort ist ringsum von Felsen eingeschlossen. In diesen Felsen befinden sich von Natur Höhlen oder Keller, in welchen der Käse vom Mai an bis in den September aus Ziegen- und Schafmilch zubereitet wird. Wenn er getrocknet ist, wird er beständig umgewendet und gerieben. Sobald er eine röthliche Rinde bekommt, ist er zum Verkauf reif. Er kommt in plattrunden Broten von 3—4 Kilo vor. Von diesem Käse werden jährlich viele tausend Centner nach Frankreich, Italien, England, Holland, den englischen Colonien bis nach Ost- und Westindien verfahren. Die Roquefortkäse werden hauptsächlich in den Monaten März, April und Mai auf den Märkten zu St.-Afrique, St.-Rome de Taro, St.-Rome de Sernon, St.-Georges und Milfaud eingekauft und von den Landleuten auf dem Rücken der Maulesel in offenen Kisten nach den Niederlagen geschafft. Die besten Sorten dieser Käse sind von feinem mildem Teige, sehr weiß im Schnitt, bläulich marmorirt und von angenehmem Geruch und Geschmack. Der Sessenayer ist gleichfalls ein vortrefflicher französischer Käse in runden, 10—12 Ctm. dicken und 2—4 Kilo schweren Broten. Er zeichnet sich durch einen angenehmen und zugleich pikanten Geschmack aus. Man bezieht ihn von Grenoble. Die Käse aus Forez liefert Roanne. Sie sind fett und haben eine röthliche Rinde. Ihre Form ist rund; sie wiegen nur 1½—2 Kilo. Die vorzüglichsten sind die frischen und diejenigen, welche sich weich und fein anfühlen. Vielen und guten Käse macht man auch in Auvergne, und zwar sowol größere als kleinere Sorten. Die größeren heißen Quantals und bestehen in hohen runden Broten, Mönchsköpfe genannt, von 15—20 Kilo Gewicht. Diese Sorte ist die geringste. Die kleinere und bessere Sorte ist in viereckigen Broten von 5—10 Kilo. Senecterres, Fromage de St.-Nectaire sind in Auvergne kleine Käse, die sehr gut sind. Die besten liefert Lamagne. Geschätzt unter den französischen Käsesorten sind ferner die von Epoisse und die von Brie aus dem Bezirke von Colommiers. Auch der Käse von Langres ist trefflich. Von vorzüglichem Geschmacke sind ferner die Käse von Maroilles; die besten darunter sind wieder die, welche im Frühjahre und Herbste eine Meile im Umkreise von Maroilles, besonders im Osten dieses Kirchspiels, verfertigt werden. Die Käse von Esclaralle, Quevrecour und Neufschatel sind nicht minder sehr gesucht. Mit Käsen aus dem Theile des Juragebirges in der ehemaligen Franche-Comté wird gleichfalls bedeutender Handel getrieben. Dieser Käse gleicht den Gryers in der Schweiz; nur ist er wohlfeiler. 8) In Schweden bereitet man zwei verschiedene Sorten von Käse: den Renthierkäse und den gewöhnlichen schwedischen Käse. Ersterer wird aus Renthiermilch hergestellt, die frisch gemolken, mit sehr wenig Lab versetzt, mäßig erwärmt zum Gerinnen gebracht, dann in länglich viereckige Formen gethan, gepreßt und an der Luft getrocknet wird. Der gewöhnliche Käse wird theils aus dem beim Laben geronnenen Theile der Käse, theils aus vorher abgerahmter Kuhmilch bereitet. Man salzt sie blos durch Einreiben mit Kochsalz. Der Renthierkäse oder Mesüs ist eine Delicatesse, aber auch die erstere Sorte des gemeinen schwedischen Käses von sehr angenehmem, pikantem Geschmack. 9) In England sind die Hauptlieblingskäse: die Cheddaer in Sommersetshire, Stilton in Hantshire, die von der fettesten Milch gemacht werden. Der Cottenham ist eine dritte Art Stilton-Rahmkäse. Sein vorzüglicher Geschmack und seine Fettigkeit rühren von den wohlriechenden und nährenden Kräutern her. Der Brickbotkäse von Whiltshire wird in Form verschiedener Thiere gemacht. Der Datelopkäse ist von vorzüglicher Güte und 10—30 Kilo schwer. Zum Glocesterkäse braucht man die frische Kuhmilch im Mai, Juni und Anfang Juli. Der Salbeikäse wird aus Kuhmilch, zwei Theilen Salbei und einem Theile Petersilie und Butterblumenblätter bereitet. Der Chesterkäse ist in Broten von über 50 Kilo. Er wird mit Anotta, einer Art Orlean, gefärbt. Am meisten unter den englischen Käsesorten schätzt man den Stilton oder englischen Parmesankäse. Er ist viereckig und wiegt gewöhnlich 3—6 Kilo. Der meiste englische Käse wird im Lande selbst verbraucht, nur ein Theil nach Amerika, den Inseln und nach Hamburg ausgeführt. (*William Löbe.*)

KÄSEFIRNISS (Vernia caseosa) oder auch käsichter Hautüberzug, Kindesschleim, Haut-, Frucht- oder Käseschmiere, Smegma neonati, heißt die fettartig schmierige Substanz, mit welcher an den verschiedenen Körperstellen, besonders aber am Rücken, die Oberhaut des neugeborenen Kindes in verschiedener Dicke überzogen ist. Während man früher glaubte, die größte Menge des Käsefirniß fände sich am behaarten Kopfe, besonders an der großen Fontanelle, so zeigte doch eine genaue Beobachtung, daß die größte Menge des Käsefirniß am Rücken, besonders in der regio sacralis, dann in der Leistengegend und in der Achselhöhle und dann erst am behaarten Kopfe sich vorfindet, d. h. überall da, wo die Hauttalgdrüsen (Glandulae sebaceae) größer und zahlreicher vorhanden sind (Robin). Der Käsefirniß stimmt chemisch mit dem Hauttalge vollkommen überein. In den Hauttalgdrüsen selbst erkannten diese Substanz zuerst Valletin und E. H. Weber. Unter dem Mikroskope erblicken wir in dem Käsefirniß Epidermiszellen, Wollhaare und Fetttröpfchen. Die Form der Epidermiszellen gleicht der bei Erwachsenen, doch erscheinen sie weniger trocken, da sie weniger rauh und gefaltet sind. Die Absonderung des Käsefirniß findet bei verschiedenen Kindern in verschiedener Menge statt, ohne daß wir die Ursache davon wüßten. Daher kommen manche Neugeborene mit fast ganz reiner Haut zur Welt, während andere mit einer dicken Schicht Käsefirniß bedeckt sind. Die ältere Behauptung Stark's, der Käsefirniß finde sich in besonders großer Menge bei Früchten, deren Mütter an Syphilis, chronischem weißem Fluß oder an Krätze litten, hat sich nicht bestätigt, obwol schon Gustav Buel (De vernia caseosa diss. inaug. (Halle 1844) in der

Heidelberger Gebäranstalt direct darauf zielende Untersuchungen angestellt hat. Die Ursache dieses Unterschieds in der Menge des Käsefirniß beim Fötus wird daher wol dieselbe sein wie bei Erwachsenen, bei welchen die Menge des abgesonderten oder in der Haut als Mitesser zurückgehaltenen Hauttalgs ebenso wechselt wie der Grad der Epidermisabschuppung überhaupt. Daher wird auch in verschiedenen Fällen und an verschiedenen Hautregionen das gegenseitige Verhältniß der Epidermiszellen und des Fettes in dem Käsefirniß ein verschiedenes sein.

Nach Buek erwähnt diese Substanz zuerst Arantius (16. Jahrhundert), während der jetzt gebräuchliche Name erst von Joh. Georg Röderer herstammt. Der Käsefirniß ist von weißlicher oder gelblicher Farbe, geruchlos, von butterartiger Consistenz, wird leicht ranzig, trocknet aber später an der Luft ein. Sein specifisches Gewicht beträgt 1,0039. Schon Fabricius ab Aquapendente erkannte ihn als das Secret der Hauttalgdrüsen des Fötus, welchem abgestoßene Epidermiszellen und feine Wollhaare beigemengt sind. Eine andere, jetzt längst als unphysiologisch verlassene Ansicht stammt von Manchart und wurde auch von Haller getheilt, nämlich daß der Käsefirniß ein Theil oder ein Sediment des die Frucht während ihres Lebens in der Gebärmutter umgebenden Frucht- oder Schafwassers (Liquor amnii) sei. Wegen der Gegenwart des letztern kann auch eine unmerkliche Hautausdünstung seitens des Fötus nichts zur Bildung des Käsefirniß beitragen. Da die Talgdrüsen der Haut etwa im vierten Schwangerschaftsmonate sich entwickeln (Valletin) und allmählich ihre secretorische Thätigkeit entwickeln, wie die Nieren und die Leber der Frucht, so beginnen sich bereits im fünften Schwangerschaftsmonate, also ungefähr kurz vor der Mitte der Schwangerschaft, einzelne Stellen der Hautoberfläche des Fötus mit Käsefirniß zu bedecken. Die abgestoßenen Epidermiszellen mengen sich ohne Zweifel erst in den späteren Schwangerschaftsmonaten, zum großen Theil wahrscheinlich auch erst bei den Versuchen, den Käsefirniß der Haut zu entfernen, bei, da von Baer's Behauptung, daß sich der Fötus dreimal häute, von andern noch nicht bestätigt worden ist.

Die Resultate der chemischen Untersuchung, wie eine solche zuerst von Buniva und Vauquelin vorgenommen wurde, sind verschiedenartig gedeutet worden. Beide Forscher fanden eine fettige Materie und einen thierischen Schleim darin, den sie für eine eigenthümliche Substanz durch Degeneration des Eiweißes in Fett entstanden erklärten. Reuß und Emmert hielten den Käsefirniß für eine eigenthümliche thierische Substanz, welche zwischen Fibrin, geronnenem Eiweiß und thierischem Fett die Mitte halte. Später wollten Tromherz und Gugert außer Cholesterin geronnenes Eiweiß, Peschier aber eine butterartige Substanz darin gefunden haben, welche eine modificirte Gallerte darstelle. John Davy (London med. Gazette 1844) fand in dem Käsefirniß 77,87 Proc. Wasser, 13,25 Proc. Epithelien, 5,75 Proc. Oleïn und 3,13 Proc. Margarin. Buek, der in einem Falle circa 14 Gramm sammeln konnte, bestätigte zwar das Vorkommen der Substanzen, aber in anderm Verhältnisse, nämlich 84,45 Proc. Wasser, 5,40 Proc. Epithelien, 9,31 Proc. bis 14,80 Proc. fettige Bestandtheile. Nach Johann Ranke (1872) enthält das dem Käsefirniß identische Secret der Talgdrüsen außer Wasser ein caseïnähnliches Albuminat, Fette, Palmitin, Oleïn, Seifen mit den Fettsäuren der genannten Fette und anorganische Salze, in denen die phosphorsauren Erden überwiegen.

Man hat früher nach einem Nutzen des Käsefirniß geforscht. Fabricius ab Aquapendente glaubte ihn in der Unterstützung des Geburtsactes durch Schlüpfrigmachen des Fötus und der Geburtswege, sowie in dem Schutze des Fötus gegen die etwa vorhandene Schärfe des Fruchtwassers gefunden zu haben. Da aber nicht alle Kinder mit Käsefirniß bedeckt geboren werden, so kann man, wie Buek bereits betonte, dem Käsefirniß einen bestimmten Nutzen nicht zuerkennen, sondern in ihm nur ein physiologisches Secret erblicken, welches, wenn es da ist, gleichzeitig den oben angeführten Nutzen nebenbei mit sich bringt.

Um nach der Geburt des Kindes den Käsefirniß, besonders wenn er in außergewöhnlich großer Menge sich vorfindet, schnell möglichst schonend zu entfernen, reibt man das Neugeborene mit Olivenöl und Weizenmehl ein und badet es hierauf etwas länger als sonst. Stets muß aber der Käsefirniß bald entfernt werden, da die Fettbestandtheile desselben leicht ranzen, was sich zuweilen an dem specifischen Geruche solcher Neugeborenen kundgibt. Den Käsefirniß als Schutzdecke hegen und pflegen zu müssen, wird wol heutzutage niemand mehr glauben, obwol Oesterlen (Heidelberger med. Annalen 1831) in der sogleich nach der Geburt erfolgenden Entfernung des Käsefirniß die Ursache so mancher Kinderkrankheiten fand, weil die Natur den Käsefirnißüberzug dem schwachen Kinde als Schutzmittel gegen äußere Schädlichkeiten verliehen hätte. (*E. Kormann.*)

KASEMATTEN werden in der Befestigungskunst sämmtliche im Mauerbau ausgeführte, mit einer bombensichern Decke versehene Räume genannt, die zur gesicherten Unterbringung der Geschütze und ihrer Bedienungsmannschaften, zu Wohnräumen und zur Unterbringung von Munitions-, Proviant- und andern Vorräthen bestimmt sind und danach in Vertheidigungs- (Defensions-), Wohn- und Aufbewahrungskasematten unterschieden werden. Bezüglich der Etymologie des Wortes bestehen verschiedene Ansichten. Nach der einen soll es aus dem Spanischen von casa (Haus) und matar (morden, tödten) stammen und demnach synonym mit der alten deutschen Bezeichnung „Mordkeller" sein, nach anderer soll es aus dem Italienischen kommen und wird von casa (Haus) und matta (Matte, Decke), daher bedecktes Haus, oder von casa und armata, armirtes Haus, abgeleitet. Sporsilli verwirft in seiner Schrift „Della lingua militare d'Italia" (Napoli 1846, I, S. 174—175) letztere Ableitung und neigt der Meinung zu, matta bedeute bassa, das Wort sei also gleichbedeutend mit dem lateinischen caeca crypta, dunkler, unterirdischer, tiefliegender Raum; außerdem stellt er die Ansicht auf, das Wort könne auch aus dem englischen to case (bedecken, schützen)

und to mate (unterstellen) derivirt sein, sodaß es einen unter irgendeinen Gegenstand gestellten, geschützten Raum bezeichnen würde. Sicherer als die Etymologie ist die Zeit der ersten Anwendung von Kasematten in den Befestigungswerken; dieselbe fällt mit der Benutzung der Idee bastionirter Festungsumrisse zusammen, d. h. in das Ende des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts. Als ein Meisterstück von Kasemattenbau jener Zeit ist die von San-Michele 1526 erbaute Kasematte delle Boccare in der Bastion di Spagna der Hauptumfassung von Verona zu nennen, deren unvollkommen kreisrunder, weiter und hoher Raum von den Kasemattmauern nach dem massiven Cylinderpfeiler in der Mitte überwölbt, von vier großen elliptischen Oeffnungen im Gewölbe von oben erhellt ist. Die Idee, einen Schutz für die Vertheidigungsgeschütze der Festungen zu finden oder Kasematten anzulegen, ging zunächst von der Sorge für die Bestreichung der Hauptgräben, also von der Sorge für die Geschütze der Bastionsflanken aus, wie dies auch die erwähnte Kasematte zu Verona erkennen läßt. Fast volle zwei Jahrhunderte wurden Kasematten ausschließlich für den genannten Zweck verwendet. Aber die Sicherheit der Bedienung der Geschütze in den Kasematten sowie die steigende Vervollkommnung der Artillerie ließen das Bedürfniß nach einem Schutze gegen die Wurfgeschosse des Belagerers immer fühlbarer werden, nicht nur zur Sicherung der Vertheidigungsgeschütze, sondern auch zu der der ruhenden Truppen, der Lazarethe, der Kriegsmaterial- und Lebensmittelvorräthe; man vermehrte daher die kasemattirten Räume in den Festungen, wie dies auch namentlich von Friedrich dem Großen in seinen fortificatorischen Schöpfungen geschah, aber doch immer nicht in ausreichendem Maße. Dies geschah erst, nachdem Montalembert in seiner Abhandlung: L'art défensif, supérieur à l'offensif, par une nouvelle manière d'employer l'artillerie et par la suppression totale des bastions die ausgedehnteste Anwendung der Kasematten befürwortete. Seine Ideen wurden anfangs lebhaft bestritten und verworfen, sind aber dann immer mehr gewürdigt, gebilligt und benutzt und mit Unterstützung der Fridericianischen Reminiscenzen in dem neupreußischen Festungsbau verkörpert worden. Gegenwärtig gehören Kasematten zu den wesentlichsten Theilen permanenter Befestigungen. Von den Mauern der Kasematten werden diejenigen, welche die Gewölbe tragen, Widerlager oder Pfeiler genannt, während diejenigen, welche die Widerlager miteinander verbinden und die Gewölbe abschließen, Stirn- oder Schildmauern heißen. Endwiderlager sind solche Widerlager, welche nur ein Gewölbe zu tragen, Mittelwiderlager solche, welche zwei Gewölbe zu tragen haben. Unter Spannung des Gewölbes versteht man die Entfernung der beiden dasselbe tragenden Widerlager voneinander. Die Stärke der Widerlager ist von der Spannung des Gewölbes abhängig; den Endwiderlagern gibt man bei halbkreisförmigen Gewölben $\frac{1}{2}$—$\frac{2}{3}$ der Spannung zur Stärke; die Mittelwiderlager, bei denen sich der Seitendruck der Gewölbe gegenseitig das Gleichgewicht hält, können schwächer sein und erhalten eine Stärke von $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ der Gewölbespannung; der höchste Punkt des Gewölbes heißt der Schluß, die Senkrechte, welche man vom Schlusse auf die die höchsten Punkte der Widerlager verbindende Ebene fällt, heißt der Pfeil. Ist der Pfeil so lang wie die halbe Spannung, so entsteht das halbkreisförmige oder Tonnengewölbe, bei dem in der Regel die Maximalspannung 18 Fuß beträgt. Flache Gewölbe, bei denen der Pfeil kleiner als die halbe Spannung, bieten dem Bombenwurfe weniger Widerstand dar als Tonnengewölbe. Gewöhnlich werden die Gewölbe 3 Fuß aufgemauert und dann noch 4—5 Fuß mit Erde überdeckt. Zur Ableitung des die Erddecke durchsickernden Tagewassers erhalten die Gewölbe vor dem Bedecken mit Erde sattelförmige Uebermauerungen, Eselsrücken, Dorbane genannt, werden mit Cement belegt und mit Kanälen für den Abfluß des Wassers versehen. — Kasematten, bei welchen die äußern Umfassungsmauern als Widerlager benutzt werden, heißen Parallelkasematten oder Galerien, die den Nachtheil haben, daß die Zerstörung der äußern Mauer auch den Einsturz des Gewölbes zur Folge haben muß. Bei allen Vertheidigungskasematten, die der Wirkung feindlichen Geschützfeuers nicht entzogen sind, werden daher der Regel nach nur Kasematten angewendet, bei denen die Mittellinie der Gewölbe senkrecht zur äußern Umfassungsmauer steht; dieselben werden Perpendicularkasematten genannt. Behufs Communication zwischen den einzelnen kasemattirten Räumen werden die Widerlager durchbrochen und mit Thürgewölben versehen. Kasematten in zwei Etagen werden entweder durch ein Gewölbe oder eine Balkendecke voneinander geschieden. — Zum Gebrauch der Geschütze befinden sich in den Vertheidigungskasematten Oeffnungen — Scharten — bei den Perpendicularkasematten in der Stirnmauer, bei den Parallelkasematten in den Widerlagern; dieselben sind nach vorn nur so weit geöffnet, daß sie dem Geschütze das erforderliche Gesichtsfeld gewähren; ihre Seitenflächen — die Backen — sind nicht gerade geführt, sondern haben auf ein Drittel der Mauerstöcke, von innen gerechnet, eine Biegung, sodaß hier eine Verengung der Scharte — der Schartenbruch — entsteht. Die Sohle der Scharte ist gewöhnlich nach außen gesenkt, um das tiefe Richten des Geschützes zu ermöglichen; nach oben zu ist die Scharte durch ein flaches Gewölbe abgeschlossen. Zur Ableitung des Pulverdampfes werden in allen Defensionskasematten Rauchabzüge angebracht; dieselben liegen über den Scharten und steigen entweder nach außen zu schräg an oder sind schornsteinartig senkrecht durch die Uebermauerung des Gewölbes und die Erddecke aufgeführt. — Größere kasemattirte Baulichkeiten erhalten den Namen von Kasemattencorps.

Die große Präcision der gezogenen Geschütze hat Maßregeln zum Schutz des gegen den Feind gerichteten Mauerwerks der Kasematten nothwendig gemacht; man sichert dasselbe gegen horizontales Geschützfeuer dadurch, daß man es an allen demselben ausgesetzten Stellen vollständig mit Erde umgibt oder ihm bei Vertheidigungskasematten eine Erddeckung so nahe und von solcher Höhe vorlegt, daß die über die obere Kante der Deckung

gehenden Geschosse dasselbe auch bei den größten Einfallswinkeln nicht zu treffen vermögen. (*v. Löbell.*)

Kaserne, s. Casernen.

KÂSERÛN, Stadt in Persien in der Provinz Fars, etwas westlich von Schiras. Aus ihr stammen mehrere mohammedanische Gelehrte, welche den Zunamen Kâserûnî führen, nämlich 1) Abu 'l Husein ibn Abi 'Ali el-Kâserûnî, Traditionsgelehrter, gest. 454 d. H. (1062, s. Jâqût IV, 226); 2) Achmed ibn Manßûr el-Kâserûnî, schafiitischer Rechtsgelehrter und Verfasser einer Traditionssammlung, geb. 516 d. H. (1123), gest. 587 (1191; s. Jâqût a. a. O.); 3) Abu Sa'îd Mohammed ibn Mas'ûd (nach andern Sa'îd eddin Mohammed) el-Kâserûnî, Theolog und Traditionsgelehrter, der arabisch und persisch schrieb, gest. 758 (1357; s. Häggî Chalfa V, 548; VI, 135, 167, 305); 4) Schihâb eddîn Achmed ibn Mohammed ibn Abi Bekr el-Kâserûnî, Traditionsgelehrter, Theolog und Jurist, Verfasser einer Sammlung von Rechtsentscheidungen u. a. m. (schrieb Ende des 8. [14.] Jahrhunderts in Schiras, s. H. Ch. I, 240; IV, 245, 309, 527; V, 402); 5) Abulfadl Mohammed el-Sadîqî el-Kâserûnî, genannt el-Chatîb (der Prediger) und el-Muhaschschî (der Glossator, weil er Erläuterungen zu Beidâwî's Korancommentar verfaßte), Theolog und Grammatiker, gest. um 940 (1533/34, s. H. Ch. I, 255, 414; V, 9; II, 440; III, 430; IV, 569; VI, 239). (*A. Müller.*)

KÄSESTOFF (Caseïn). Der in der Milch der Säugethiere vorwiegend vertretene Eiweißkörper, welcher wahrscheinlich durch freies Alkali in derselben als Kalium- oder Natriumalbuminat in Lösung gehalten wird, eine Annahme, die indeß durch die Beobachtung A. Schmidt's[1]), der durch lange fortgesetzte Dialyse der Milch alle löslichen Salze entzogen haben will, in Frage gestellt wird. Man unterscheidet eine lösliche und eine unlösliche Modification des Caseïns. Die erstere stellt in unter 50°C. getrocknetem Zustande eine geruchlose, bernsteingelbe Masse von fadem Geschmacke dar, die sich im Wasser zu einer gelben, schleimigen, leicht in Fäulniß übergehenden Flüssigkeit löst. Sie wird erhalten durch Verdampfung der Milch bei niederer Temperatur, Extraction des Rückstandes zur Entfettung mit Aether, Auflösen im Wasser und Fällung mit Alkohol. Der so erhaltene Niederschlag wird mit Alkohol ausgewaschen und getrocknet. Im Gegensatze zu Albuminlösungen gerinnen Caseïnlösungen beim Kochen nicht. In offenen Gefäßen verdampft, überziehen sie sich mit einem weißen Häutchen aus unlöslich gewordenem Caseïn, das, hinweggezogen, sich stets wieder erneuert.

Die unlösliche Modification bildet frisch bereitet weiße, flockige Massen; getrocknet ist sie hornartig, gelb und pulverisirbar, in Wasser, Alkohol und Aether unlöslich. Sie löst sich aber in Wasser und in Alkohol nach Zusatz von wenig Alkali oder einer Spur von Säure und wird aus Kuhmilch erhalten, indem man dieselbe mit dem zwei- bis dreifachen Volumen Wasser verdünnt und tropfenweise mit Salzsäure versetzt, worauf flockige Abscheidung des Caseïns erfolgt. Das abfiltrirte, mit Wasser ausgewaschene und abgepreßte Coagulum wird zur Entfettung mit Alkohol, dann mit Aether behandelt und getrocknet. Auch durch Behandlung der Milch mit Alkohol, Essigsäure, Gerbsäure, Eintragen gewisser neutraler Salze (z. B. der schwefelsauren Magnesia) kann Caseïn niedergeschlagen werden. Wichtig für die Molkerei und Käserei ist die Abscheidung des Käsestoffs aus der Milch durch Lab, die Schleimhaut des vierten Kälbermagens. Hier erfolgt sogenannte spontane Gerinnung der Milch nicht, wie man früher annahm, durch Milchsäurebildung, sondern durch Wirkung eines eigenthümlichen Ferments, welches genuines Caseïn bei Gegenwart phosphorsaurer alkalischer Erden in geronnenem Zustande als Käse fällt, aber auf Milchzucker ohne Einfluß ist.[2]) Am raschesten geschieht dies bei einer Temperatur von 50°C. Auch durch einfaches Erhitzen kann dieser Eiweißkörper zur Coagulation gebracht werden, nur ist hierzu eine Temperatur von 130—150°C. nothwendig (im zugeschmolzenen Rohre).

Die Zusammensetzung des Caseïns aus der Kuhmilch fand Hammarsten neuerdings im Mittel zu:

C: 52,96 %; H: 7,05 %; N: 15,65 %; S: 0,716 %; P: 0,847 %; O: 22,78 %. Der Phosphor ist in dem (übrigens aschefreien) Caseïn als Nucleïn enthalten, welches sich bei der Verdauung mit Pepsin unlöslich ausscheidet.

In den Hülsenfrüchten, dem Buchweizen und Oelsamen finden sich Eiweißstoffe, die wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit dem Caseïn der Milch als Pflanzencaseïn angesprochen werden können. Hierher gehören das Legumin, das Glutencaseïn (d. i. der in kaltem und kochendem Weingeiste unlösliche Rückstand des Klebers) und das Conglutin. Was das Vorkommen der Pflanzencaseïn anbetrifft, so findet sich das Legumin hauptsächlich in den Hülsenfrüchten, das Glutencaseïn in den Oelsamen, das Conglutin in den Lupinen und Mandeln.

Das Caseïn besitzt einen außerordentlich hohen Werth als Nahrungsmittel. Außer zur Käsebereitung findet es in der Färberei Anwendung, in Alkalien gelöst als Befestigungsmittel von feinvertheiltem Farbstoffe auf Geweben. Es wirkt hier entweder wie ein Firniß, welcher die kleinsten Farbstofftheilchen, mit denen es innig gemischt ist, umhüllt und so dauernd auf der Faser befestigt, oder als wirkliches Beizmittel, indem es mit dem Farbstoffe eine chemische Verbindung eingeht. Auch zur Bereitung eines Leims, des Caseïnleims, der wegen seines großen Klebevermögens sehr geschätzt wird und in der Kunstschreinerei und Portefeuillefabrikation Anwendung findet, wird in Boraxlösung aufgelöstes, fettfreies Caseïn verwendet; ebenso liefert es mit gelöschtem Kalke einen ausgezeichneten Kitt (Caseïnkitt) für die verschiedensten Körper. (*P. Baessler.*)

---

1) Maly's Jahresberichte (1874) S. 155.

2) Maly, Jahresberichte für Thierchemie, Bd. II, IV und VII, Arbeiten von Hammarsten.

Kasikumyken, s. Kaukasische Bergvölker.

KASIMIR, ein dünner und leichter, tuchähnlicher, aber geköperter Stoff aus sehr feinem Streichwollgespinst, öfters mit Kette aus Kammgarn oder Baumwolle, der schwächer gewalkt und weniger gerauht, aber fast ebenso kurz geschert wird als Tuch, sodaß das Haar das Gewebe kaum verdeckt. Kasimir wird glatt, gerippt und façonnirt, einfarbig und melirt hergestellt und als Sommerstoff für männliche Kleidungsstücke, besonders mit aufgepreßten Mustern versehen (gaufrirt) als Westenstoff verwendet, doch ist er in neuerer Zeit vielfach durch die feinern Buckskins verdrängt. Ein dichteres und festeres, stärker gewalktes und gerauhtes Gewebe dieser Art mit Kette und Einschlag aus Streichgarn wird Doppelkasimir genannt. (*W. H. Uhland.*)

KASIMIR, Markgraf von Brandenburg-Culmbach und Burggraf von Nürnberg, ältester Sohn des Markgrafen Friedrich IV., wurde am 27. Sept. 1481 zu Ansbach geboren und nach seinem Großvater mütterlicherseits, Kasimir III. von Polen, Kasimir getauft. Er war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, war Domherr in Mainz, Würzburg und Bamberg und wurde nach dem Tode des mainzer Erzbischofs, Berthold von Henneberg, 1504 dem Domkapitel zur Wahl vom Kaiser Maximilian I. empfohlen. Er legte jedoch 1507 seine geistlichen Würden nieder und wurde von dem Kaiser mit dessen Nichte Susanna, Tochter des Herzogs Albrecht IV. von Baiern, verlobt. Seine erste Kriegsthat hat er 1502 an der Seite des Ritters Götz von Berlichingen vollführt. Sein Vater hatte in fortwährenden Zwistigkeiten mit den Nürnbergeru wegen der burggräflichen Gerichtsbarkeit gelegen. Der Streit hatte damit geendet, daß die Nürnberger von derselben innerhalb ihrer Mauern befreit wurden. Als sie aber nun anfingen, vor der Stadt Todesurtheile zu vollstrecken, Gräben zu ziehen, Thürme und Blockhäuser anzulegen, da brach der Streit von neuem los. Zur Schlichtung desselben wurden 1502 in Erfurt Unterhandlungen geführt, aus denen auch ein Vergleich hervorging, nach welchem die Irrungen durch Austräge geschlichtet, die Straßensperrungen aufgehoben und die Bürger der Stadt sicher geleitet werden sollten. Da aber kam die Nachricht von einem Gewaltstreiche Kasimir's, der auf den Augenblick alle Aussichten auf Frieden vernichtete. Schon lange war zwischen Brandenburg und Nürnberg der Affalterbacher Kirchweihschutz streitig. Jetzt waren die Nürnberger mit bewaffneter Macht nach Affalterbach gezogen, als gebühre ihnen der Schutz, und hatten die Markgräflichen zum Hohne eingeladen, „einen Kirchweihbrei mit ihnen zu essen". Kasimir nahm die Einladung an, raffte in der Schnelle zusammen, was er an Mannschaft bekommen konnte, überfiel mit Götz von Berlichingen am 19. Juni die Nürnberger in Affalterbach und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei. Fast wäre Nürnberg selbst in seine Gewalt gerathen. Trotzdem aber kam am 30. Juni ein Vergleich in Erfurt zu Stande. Die Nürnberger aber „gaben dem Markgrafen mit Brennen und Rauben noch vorher eine gute Letzte".

Der alte Markgraf litt seit 1511 infolge einer schweren Krankheit und zweier in einem Monate erfolgter Todesfälle, seiner Gattin und Mutter, an großer Reizbarkeit und leidenschaftlicher Aufgeregtheit; dazu kam die Misstimmung über die ungünstige Lage seiner Finanzen, die von Jahr zu Jahr sich verschlimmerte. Gereizt und mistrauisch, ließ er sich, als man ihm Mittheilung von einer Verschwörung seiner Söhne gegen ihn machte, zu körperlichen Mishandlungen gegen sie hinreißen. Am 25. Febr. 1515, als auf der Plassenburg der Faschingstag gefeiert worden war, morgens um sechs Uhr nahmen Kasimir und sein Bruder Johann den Vater fest und nöthigten ihn zur Unterzeichnung einer Urkunde, in der es hieß, daß er aus leiblicher Schwachheit zum allgemeinen Besten nach wohlbedachtem Rathe seinen Söhnen die Regierung übergebe. Dann wurde er in ein einsames Gemach gesperrt und vom Verkehre mit der Welt abgeschlossen. Erst nach dem Tode Kasimir's 1527 erhielt er seine Freiheit wieder. Sofort mußten alle den neuen Fürsten den Treueid schwören. Von der Geistlichkeit wurde der alte Fürst als Tyrann und Unsinniger dargestellt, dem Gott das Scepter genommen. Der Cardinal von Medici übernahm es, die Absolution des Papstes zu verschaffen. Dieser zögerte zwar mit seinem Segen, hielt aber den Bann zurück. Am 28. März 1515 wurde der Landtag in Baiersdorf eröffnet. Nachdem die Fürsten den Schritt gegen ihren Vater durch die Erklärung zu rechtfertigen gesucht hatten, daß er nicht mehr bei Sinnen gewesen sei und das Land durch seine schlechte Wirthschaft mit Schulden überlastet habe, beschlossen die Stände, der Markgraf solle fortan in sicherm Gewahrsam gehalten und ohne der Landschaft Wissen und Genehmigung nicht freigelassen werden. Nun kam die Ordnung der Finanzen zur Sprache, die sehr im argen lagen. Man kam zu der Einsicht, daß gespart werden müsse. Um die Kosten der Hofhaltung zu vermindern, wurde eine Statthalterschaft eingesetzt und die Prinzen verpflichteten sich, drei Jahre außer Landes an fremden Höfen zuzubringen. Falls Streitigkeiten unter ihnen ausbrächen, sollte ein Schiedsgericht aus 24 Vertretern der Geistlichkeit, der Ritterschaft und der Städte, nöthigenfalls unter Zuziehung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, berufen werden. Kasimir ging nun mit seinem Bruder Georg auf eine Aufforderung des Kaisers nach Wien, wo sie 1516 die Belehnung erhielten. Von hier aus begab sich Georg nach Ofen, während Kasimir an den polnischen Hof reiste, um über Angelegenheiten seines Bruders Albrecht, des Hochmeisters des Deutschen Ordens, und über die Vermählung einer seiner Schwestern mit einem Herzoge von Massovien zu unterhandeln. Im September 1518 kamen die drei ältesten Brüder in Ansbach zusammen. Der Vertrag von 1515 wurde auf drei Jahre verlängert und dem Markgrafen Kasimir, der sich am 19. Aug. zu Augsburg während des Reichstags mit Susanna von Baiern vermählt hatte, wurde „das fürstliche Regiment und Hofwesen" ertheilt. Damit war der Hochmeister Albrecht durchaus nicht einverstanden, weil er kein Vertrauen zu der Verwaltung Kasimir's hatte,



der ein leidenschaftlicher Spieler war.*) Gleichzeitig verlangte er auch die Freilassung des Vaters; dasselbe that der Kurfürst Joachim, welcher bei seiner Reise zum Augsburger Reichstag von Kasimir nicht die Erlaubniß erhalten hatte, den alten Markgrafen zu sprechen. Beide waren überzeugt, daß dieser durchaus nicht geistesgestört sei. Wie gegründet das Mistrauen Albrecht's gegen das Verwaltungstalent Kasimir's war, zeigte die wachsende Unordnung der Finanzen und die Zunahme der Schulden. Im J. 1520 betrugen die Einnahmen 22,000 Gulden, die Ausgaben und Schulden 108,756 Gulden. Dazu kamen noch die Beträge für Bundes- und Reichstage und für den Bundeskrieg gegen Würtemberg. Im Frühling 1521 kamen Kasimir, Georg und Johann in Linz zusammen und schlossen eine Uebereinkunft des Inhalts, daß sie die Regierung gemeinschaftlich führen wollten, und zwar sollte Kasimir im Namen der übrigen die Landesverwaltuug übernehmen. Im J. 1522 trafen sich Kasimir, Georg und Albrecht in Prag und bestimmten, daß, da ein fürstlicher Hof im Lande nicht bestehen könnte, die Hofhaltung aufgehoben und eine Statthalterschaft auf fünf Jahre eingesetzt werden sollte. Als Deputat für alle Brüder wurden 23,000 Gulden bestimmt. Kasimir knüpfte mit Ferdinand von Oesterreich Unterhandlungen an, um in dessen Dienste zu treten, jedoch ohne Erfolg. Die Statthalterschaft dauerte nur bis zum Herbste 1522. Schulden wurden nicht bezahlt, mit Mühe die Deputate aufgebracht, die Geschäfte nahmen einen schleppenden Gang, die Verwaltungskosten waren größer als früher. Im October reichten die Statthalter ihre Entlassung ein. Im November vereinigten sich die drei ältesten Brüder zu Kadolzburg dahin, daß Kasimir wieder die Regierung übernehmen sollte.

Das gute Verhältniß Kasimir's zum Hause Habsburg, welches während der letzten Regierungsjahre Maximilian's I. bestanden hatte, dauerte auch unter Karl V. fort, schon aus dem Grunde, weil Kasimir zur Wahl Karl's V. viel beigetragen hatte.

Karl beauftragte ihn z. B., die Erblande von Oesterreich für ihn in Pflicht zu nehmen. Im April 1521 erlangte Kasimir von Karl V. für sich und seine Brüder die Bestätigung aller vorher erworbenen burggräflichen und markgräflichen Freiheiten, besonders die hinsichtlich der Gerechtsame des kaiserlichen Landgerichts.

Als der Kaiser 1521 Deutschland verließ und ein Reichsregiment einsetzte, wurde auch Kasimir zum Mitglied desselben ernannt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 machte Kasimir den Vorschlag, daß „zur Unterhaltung des Kammergerichtes und des Regimentes, auch der Execution, so auf des Regimentes Ansehen, Handlung und Beschluß gestellt", ein Grenzzoll auf die Einfuhr und Ausfuhr aller nicht zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehörigen Waaren in der Höhe von 4 Proc. des Einkaufspreises gelegt werden solle. Ferner sollten die Annaten, Pfründen und Pensionen, die nach Rom gingen, zurückbehalten und die Aufkaufs- und Preissteigerungsgesellschaften aufgehoben werden. Als dann auf demselben Reichstage 1523 über die Beschwerden gegen Rom verhandelt wurde, benahm er sich so vorsichtig, „daß er weder des Kaisers Gunst verlor, noch mit den drei benachbarten Bischöfen von Bamberg, Würzburg und Eichstädt in Fehde gerieth, noch die katholische Geistlichkeit mit Gewalt vertrieb, noch seine evangelischen Unterthanen hinderte". In dem Abschiede seines Landtages genehmigte er die Predigt des Evangeliums nach rechtem und wahrem Verstand lauter und rein; nur sei es sein gnädigstes Bitten und Begehren, daß man Geduld haben und nichts Neues vornehmen möge, bis seine fernere Meinung eingefordert wäre. Während des Bauernkrieges 1525 nahm Kasimir anfangs eine zweideutige Stellung ein. Als im Anfang des Jahres die Revolution auch seine Länder ergriff und schon viele Klöster und Schlösser niedergebrannt waren, hielt er sich ruhig in Ansbach. Erst am 13. Mai brach er mit 600 Berittenen und 1000 Fußknechten von dort auf, nahm eine feste Stellung bei Markt-Erlbach ein und knüpfte mit den Bauern Unterhandlungen an. Graf Wilhelm von Henneberg schrieb ihm am 10. Mai, es sei jetzt leicht, mit Hülfe der Bauern und des Landgrafen von Hessen das Bisthum Würzburg zu einem weltlichen Herzogthum und einen brandenburgischen Markgrafen zum Herzoge von Franken zu machen. Die Aufständischen waren dem Markgrafen durchaus günstig gesinnt und noch am 17. Mai der festen Hoffnung, Kasimir werde die 12 Artikel annehmen und sich ihnen offen anschließen. Als aber durch den Anmarsch des pfälzischen und schwäbischen Heeres und die Niederlage der Bauern bei Königshofen am 2. Juni die Lage zu Ungunsten der Aufständischen sich änderte, da brach Kasimir gegen sie los. Am 8. Juni ließ er in Kitzingen 57 Bürgern auf einmal, später noch zweien die Augen ausstechen, vielen andern die Finger abhauen. Wenigstens 500 Personen ließ er in seinem Gebiete hinrichten und zog 200,000 Gulden Strafgelder ein. Dem Adel, der sich über die Aussaugung seiner Hintersassen beschwerte, erklärte er, er halte sich zu dem, was er thue, als Landesherr befugt. Endlich stellte ihm einer seiner Amtsleute, Hans von Waldenfels, vor: „Es sind nichtswürdige Dinge, um die man jetzt noch die armen Gefangenen quält; vergeßt einmal das Geschehene und neiget zur Barmherzigkeit Euer Herz." Am 22. Juli erhielt Kasimir vom Feldherrn des Schwäbischen Bundes die Strafvollmacht gegen Rothenburg. Einer der Führer der Aufständischen daselbst war der Junker Stephan von Menzingen gewesen, mit dem Kasimir in vertrautem Verkehre gestanden hatte. Kasimir's Bemühungen, ihn zu retten, waren vergeblich. Am 30. Juni wurden zehn Bürger hingerichtet, am nächsten Tage Menzingen und acht andere. Kasimir erzwang als Kriegsentschädigung durch einen Vertrag vom 3. Juli von Rothenburg die Abtretung mehrerer Dörfer. Am 11. Juli brachte er in Forchheim eine Versammlung der zum Schwäbischen Bunde gehörigen Fürsten und Städte zusammen, um über die Mittel zu berathen, wie fernerer Aufruhr

*) Kasimir hinterließ bei seinem Tode nicht weniger als 50,000 Gulden Spielschulden.

zu verhüten und dem Volke das reine Gotteswort zu verkünden sei. Ein unter seinem Einfluß gewählter Ausschuß legte einen Rathschlag vor, nach welchem zur Verhütung fernern Aufruhrs „reine Prediger" angestellt werden und auch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg dieselben „bis auf einen weiteren christlichen Beschluß toleriren" sollten. Die Bischöfe gingen darauf nicht ein. Der Rathschlag enthielt außerdem Bestimmungen über verschiedene Artikel der christlichen Lehre. Am 30. Aug. wurde der forchheimer Rathschlag als Norm für die Geistlichen in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth veröffentlicht. Auf dem Reichstage zu Speier 1526 war Kasimir kaiserlicher Commissar und trug am meisten dazu bei, daß von Ferdinand in den Reichstagsabschied der das Wormser Edict betreffende Artikel aufgenommen wurde: die Stände hätten sich einmüthig verglichen, hinsichtlich des Edicts bis zur Abhaltung des Concils sich mit ihren Unterthanen so zu halten, wie ein jeder es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue. Als König Ludwig von Ungarn am 27. Aug. 1526 bei Mohacz gefallen war und Johann von Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, die Krone erwarb, welche Ferdinand von Oesterreich, dem Schwager Ludwig's, zustand, rüstete Ferdinand ein Heer, dessen Commando er Kasimir übertrug. Kasimir belagerte und eroberte Ofen, starb aber daselbst an der Ruhr am 21. Sept. 1527. Seine Leiche wurde nach Heilbronn gebracht und in der Klosterkirche bestattet. Seine Gemahlin Susanna starb am 20. April 1543 zu Neuburg an der Donau. Er hatte mit ihr folgende Kinder: Maria, vermählt 1537 mit Kurfürst Friedrich von der Pfalz; Albrecht Alcibiades, welcher sein Nachfolger wurde, zunächst unter vormundschaftlicher Regierung; Katharina, jung gestorben; Kunigunde, vermählt mit Markgrafen Karl von Baden; Friedrich, jung gestorben.

Vgl. Bibliotheca Historica Brandenburgica a Georg Gothof. Küstero (Breslau 1743, S. 591 fg.); J. H. von Falckenstein, Antiquitates et Memorabilia Nordgaviae (Schwabach und Leipzig 1743, Bd. III., S. 316); Johannes Sleidanus, De statu religionis etc. ed. J. G. Böhmer I. (Frankfurt 1785, 1786); von Berlichingen-Rossach, Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen und seiner Familie (Leipzig 1861); von Lang, Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth, 1486—1603 (3 Bde., Göttingen 1789, 1801, Nürnberg 1811); Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach I. (Berlin 1852); Bensen, Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken (Erlangen 1840); Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526 (Freiburg 1851); Höfler, Fränkische Studien im Archiv für österreichische Geschichtsquellen (VIII, Wien 1852); Jansen, Geschichte des deutschen Volkes (I—III, Freiburg 1880); Droysen Geschichte der Preußischen Politik (II, 2). (*P. Schwartz.*)

KASIMIR (polnisch Kazimierz), Name mehrerer Fürsten und Könige von Polen aus dem piastischen und aus dem jagellonischen Geschlechte.

Kasimir I., Herzog (Großfürst) der Polen von 1034—1058, war der Sohn Misko's II. und der Richenza oder Rixa, einer Tochter des Pfalzgrafen am Rhein und Schwestertochter Kaiser Otto's III. Da er beim Tode des Vaters noch unmündig war, so übernahm die Mutter die Vormundschaft. Wegen ihrer offenen Bevorzugung der Deutschen sah sie sich schon nach einem Jahre genöthigt, Polen zu verlassen, aber auch ihr Sohn, der unter der Regentschaft der Großen zurückgeblieben war, wurde nicht lange nach ihr im Lande geduldet; auch er mußte sehr bald flüchten und ging zuerst nach Ungarn und dann wie sie nach Deutschland, wo von seinen beiden Mutterbrüdern Hermann eben damals Erzbischof von Köln wurde und Otto regierender Pfalzgraf war. Die bekannte Erzählung, daß Kasimir Mönch im Kloster Cluny geworden wäre, ist spätere Erdichtung.— Nach der Vertreibung des Fürsten und seiner Mutter berichten die Chroniken, wie in Polen wilder Aufruhr wüthete. Ein Theil der freien Grundbesitzer war im Laufe der letzten Zeiten durch Anschluß an den Landesfürsten zu größerem Ansehen, zu größerem Besitze und größerer Macht gelangt, während andere allmählich mehr und mehr gedrückt und eingeengt, auch wol im Besitze verkürzt oder vielmehr ganz daraus verdrängt, zu einer Art von Hörigen und Leibeigenen, zu Besitzlosen herabgedrückt waren; neben dem Adel, der Szlachta, hatte sich der Stand der Kmeten oder unterthänigen Bauern herausgebildet. Noch aber war die Erinnerung der letzteren an die früheren Zustände nicht so ganz geschwunden, und sobald nun den neuen Herren die Stütze des Fürsten und Königs, zumal des ruhmvollen Kriegsfürsten zu fehlen begann, erhoben sich die Unterdrückten. Gleichzeitig erwachte in ihnen auch der Gegensatz, der Haß gegen ein Institut, das zugleich mit ihrer Unterdrückung in Polen Eingang gefunden hatte, und welchem man wol mit eine Schuld an jener Aenderung der Verhältnisse zuschob, gegen Christenthum und Kirche, die sich bisher mehr durch Eintreibung von Zehnten und Abgaben als etwa durch geistige Einwirkung bemerkbar und fühlbar gemacht hatten. Es erhob jetzt das Heidenthum wieder sein Haupt, und neben den adeligen Herren hatten vorzugsweise die Kirchen von den Empörern entsetzlich zu leiden. Nur in einem entlegenen Winkel des Landes, jenseit der Weichsel in Masowien, wurde bald wieder etwas Ruhe und Ordnung gestiftet und auch erhalten, indem dort Meczlaw, der frühere Mundschenk Misko's II., sich eine kleine Herrschaft zu schaffen wußte. — Ganz andere Zustände herrschten damals in Böhmen: es schien, als ob dieses das Vorland der westlichen Slawen werden, als ob in Prag die auf ein slawisches Gesammtreich hinzielenden Pläne des großen Boleslaw, des Großvaters Kasimir's, wieder aufgenommen werden sollten. Zunächst suchte Herzog Brzetislaw beim Kaiser und erhielt von ihm gegen Stellung von Geiseln die Belehnung mit Böhmen; auch unterstützte er den Kaiser im Herbste 1035 durch persönlichen Zuzug im Kriege gegen die Liutizen. Aber in dieser Stellung blieb er doch vorerst nur, weil er so seine großen Pläne ungestört glaubte durchführen zu können. Kaum war Kaiser Konrad II. im Juni 1039 gestorben, als Brzetislaw zu

Werke schritt. Mit aller seiner Macht brach er sofort in Polen ein; er nahm und verbrannte Krakau, rückte, ohne viel Widerstand zu finden, bis vor Gnesen und gewann auch diesen Platz trotz seiner gesicherten Lage und guten Befestigung. Als das werthvollste Stück der reichen Beute betrachteten die Böhmen die Gebeine ihres heiligen Landsmannes Adalbert, des Preußenapostels, die sie im Dome zu Gnesen erhoben und nach Prag hinüberführten. Als ganz furchtbar werden nun die Zustände in Polen geschildert: Städte und Dörfer hätten verlassen dagestanden, da die Bevölkerung theilweise nach Böhmen selbst, auch wol nach Masowien geflüchtet sei, sogar die großen Kirchen zu Gnesen seien Lager der wilden Thiere geworden. Von den drei Kriegszügen, welche der neue deutsche König Heinrich III. noch in dem J. 1039 und in den beiden folgenden gegen den Böhmenherzog unternahm, endigte der letzte (Sommer 1041) mit vollem Erfolge, sodaß dieser sich auf die schwersten Bedingungen unterwerfen mußte; die erste Bedingnng war selbstverständlich die Anerkennung der deutschen Oberhoheit, und dann mußte er Ersatz alles Schadens, Herausgabe aller polnischen Eroberungen und Gefangenen und die Zahlung einer Buße von 8000 Pfund Silber versprechen. Als Brzetislaw im October vor dem Könige in Regensburg erschien und sich ihm büßend und huldigend zu Füßen warf, wurde ihm nicht blos die Hälfte der Geldstrafe geschenkt, sondern auf die Fürsprache deutscher Fürsten auch der Besitz von Schlesien gelassen. Zu derselben Zeit etwa, wahrscheinlich nach 1044 und veranlaßt durch die Niederlage des Böhmenherzogs, wagte Kasimir nach Polen zurückzukehren; ob aber und wieweit mit Unterstützung oder sonstigem Zuthun König Heinrich's, bleibt fraglich. Von einer kleinen Burg aus, die ihm, als er mit angeblich nur 500 Rittern nach Polen kam, von seinen Getreuen geöffnet sein soll, drang er allmählich weiter vor und trieb in schwerem Kampfe die Fremden, Böhmen und Pommern, aus dem Lande. Während er danach in dem wiedereroberten väterlichen Reiche die Ordnung und den christlichen Glauben wiederherzustellen sich bemühte, suchte er zugleich nach einer äußern Stütze, indem er sich mit Dobrognewa (d. i. die Wohlwollende) oder Maria, einer Schwester des russischen Großfürsten Jaroslaw von Kiew, vermählte; zum Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft schenkte er 800 Russen, welche Boleslaw der Kühne als Kriegsbeute heimgebracht hatte, die Freiheit. Russische Hülfe war es denn auch in der That, mit welcher er Meczlaw von Masowien, den Litauer, Preußen und Pommern unterstützten, in gefährlicher Schlacht besiegte und seiner Herrschaft ein Ende machte. — Als König Heinrich III. am 1. Juli 1046 zu Meißen einen Fürstentag hielt, erschienen auch die beiden Herzoge von Böhmen und von Polen und ein Pommernfürst vor ihm, um ihn als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten anzurufen, und wenngleich leider weder die Ursache ihres Streites noch der Spruch des Königs überliefert ist, so sieht man doch, daß sie alle wenigstens augenblicklich die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannten. Bei Kasimir war trotz seiner deutschen Abstammung diese Anerkennung vielleicht am wenigsten ernst gemeint, und aus späteren Ereignissen scheint der Rückschluß gestattet, daß er besonders den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen konnte. Während der Böhmenherzog sich stets als den treuesten Vasallen und ergebensten Bundesgenossen des Kaisers zeigte, näherte sich Kasimir auch dem Ungarnkönige Andreas, der eben über den König Peter, den Schützling des Kaisers und der Deutschen, die Oberhand davongetragen hatte, und vermählte ihm seine eigene Schwester. Bereits um dieselbe Zeit, wo die Deutschen von neuem gegen die Ungarn zu kämpfen hatten (1050), ließ der Kaiser ein sächsisches Heer zusammenziehen, um in Polen einzufallen; da er aber selbst erkrankte und der Pole, um sich von jedem Verdachte zu reinigen, in Goslar erschien, so unterblieb der Zug. Nach vier Jahren erreichte dieser auf friedlichem Wege die Befriedigung seiner Ansprüche, da es bei der ungünstigen Wendung, welche die Ungarnkriege genommen hatten, dem Kaiser sowie dem Böhmenherzoge darauf ankam, ihn von einem engen Anschlusse an die Ungarn und an die Unzufriedenen im Reiche selbst abzuhalten. Als sich zum Pfingstfest des J. 1054 beim Kaiser zu Quedlinburg unter andern Großen des Reiches auch die beiden slawischen Fürsten eingefunden hatten und dem Kaiser ihren Streit über Schlesien vorlegten, bewirkte dieser die Rückgabe des Landes an Polen, wogegen Kasimir für sich und seine Nachfolger einen jährlichen Tribut von 30 Mark Gold und 500 Mark Silber an Böhmen zusagte. — Kasimir I., der immerhin als der Wiederhersteller der kirchlichen und staatlichen Organisation Polens, wenn sich auch Einzelnes nicht darüber nachweisen läßt, zu betrachten ist, starb im J. 1058.

Kasimir II., der Gerechte, Großfürst (monarcha, maximus dux) von ganz Polen von 1177—1194. Er war der fünfte und jüngste Sohn Boleslaw's III. Schiefmund, der durch die Theilung Polens unter seine Söhne und durch die Stiftung der Senioratsherrschaft das kaum erstandene Reich fast an den Untergang gebracht hat, hatte aber selbst, da er bei des Vaters Tode (1139) noch unmündig war, noch keinen Antheil erhalten. Erst nachdem sein nächstälterer Bruder Heinrich von Sendomir auf dem unglücklichen Preußenzuge des J. 1166 umgekommen war, ward ihm das Theilfürstenthum desselben überwiesen. Als 1173 der Großfürst Boleslaw IV. der Krause, der zweite der Brüder, starb, verblieben seine Theilfürstenthümer Kujawien und Masowien seinem Sohne Lestko, und zwar unter Kasimir's Vormundschaft, die großfürstliche Würde aber kam, wie es sich gehörte, an den folgenden Bruder Miseko III. Nicht vier Jahre hat dieser die Würde eines dux totius Poloniae innegehabt. Durch seine Rathgeber verführt, ließ er Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, zuletzt fast unsinniger Art, gegen die Unterthanen ausüben, und als alle Vorstellungen dagegen nichts halfen, wurde endlich Kasimir von den Unzufriedenen zu einer Empörung gewonnen. Nachdem er in Krakau selbst mit vollster Bereitwilligkeit aufgenommen war, bemächtigte er sich leicht des ganzen Gebietes und wurde als oberster Fürst von Polen anerkannt, spätestens zu Anfang 1177. Miseko floh ins Ausland, fand aber

zunächst nirgends, weder beim Kaiser noch bei den Böhmen, Hülfe. Die gedrückten Unterthanen beruhigte der neue Großfürst durch Abschaffung der argen Misbräuche, durch Ermäßigung oder Aufhebung einzelner Abgaben und durch Einschränkung der Willkürlichkeiten von Beamten und andern Mächtigen, und da hierdurch auch die Güter der Geistlichkeit, die vorher gleichfalls arg mitgenommen waren, sehr erleichtert wurden, so gewann er unschwer die Bischöfe für sich und durch sie weiter die päpstliche Bestätigung seines nicht eben rechtmäßigen Seniorats. Von Großpolen, dem Erbe Miseko's, fügte er einen großen Theil (mit Gnesen) zu seinem eigenen Senioratsfürstenthum, den Rest (mit Posen) überließ er des vertriebenen Bruders zweitem Sohne Otto; auch Masowien und Kujawien verblieben dem rechtmäßigen Erben Lestko. Trotz der drei Versuche, welche Miseko machte, um die verlorene Herrschaft wiederzugewinnen, konnte Kasimir nicht viel angethan werden, alle schlugen für Miseko selbst in der Hauptsache ganz fehl; bei der zweiten Unternehmung, zu welcher ihm Kaiser Friedrich I. unmittelbar nach dem großen Feste von Mainz (1184) seinen Sohn König Heinrich VI. mit einem Heere zu Hülfe schickte, beugte Kasimir dem Kriege dadurch vor, daß er dem heranrückenden Könige durch Gesandte Friedensbedingungen anbot, die Annahme fanden. Es darf wol angenommen werden, daß diese Bedingungen, über welche nichts Bestimmtes überliefert ist, im wesentlichen die Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit enthalten haben, praktisch aber blieb das wie immer ohne jede Bedeutung und Folge. Kasimir seinerseits erreichte wenigstens, daß ihm der Kaiser seine Würde nicht weiter anfocht. Seit der dritten Empörung, nach deren Niederwerfung der Großfürst dem Bruder einen gefangenen Sohn zurückschickte und dann ihm selbst mit großer Milde verzieh, hielt sich dieser ruhig bis an Kasimir's Tod, blieb doch Posen seinen Söhnen gerettet. Die zeitweilige Ruhe zwischen und nach den Empörungen des Bruders hat Kasimir theilweise dazu benutzt, der polnischen Macht auch wieder bei einzelnen Nachbarvölkern Geltung zu verschaffen, was um so nöthiger schien, als gerade damals nach Westen und Nordwesten nicht blos das Feld für künftige Erwerbung altslawischen Gebietes stark beschränkt wurde, sondern auch ein großer und durch lange Kämpfe errungener Gewinn Boleslaw's II. verloren ging. Die beiden gewaltigen Rivalen im sächsischen Osten des Reiches, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, waren es, die hier den Polen für alle Zeit die Aussicht auf Erweiterung benahmen; der letztere hatte kurz vorher auf wendischem Boden den Grund zum brandenburgischen Staate gelegt, jener aber den Herzog Boguslaw von Slawien (Pommern), welcher gleichzeitig auch von den Dänen, nachdem sie 1168 Rügen unterworfen hatten, bedrängt wurde, zur Anerkennung seiner Lehnshoheit gezwungen. Freilich verlor Heinrich bei seinem Sturze auch diesen Gewinn, aber Boguslaw wurde nunmehr (1181) Vasall des Kaisers und bald darauf wieder Vasall des Dänenkönigs. Nur das Land der östlichen Pommern von der Leba bis zur untern Weichsel, damals schlechtweg Pommern genannt, wo etwa seit 1170 ein einziges Fürstenhaus als über das ganze Land herrschend hervortritt, blieb vorläufig den Polen unterthänig, oder wurde doch wenigstens von ihnen selbst so angesehen. Jene glücklichen Unternehmungen nach außen, deren oben gedacht wurde, waren zunächst nach den russischen Theilfürstenthümern am San, am obern Bug und Dnjepr gerichtet, deren Fürsten bisweilen auch durch Heirath in nähere Beziehung zu den Piasten getreten waren. Es gelang mehrmals, Fürsten, die irgendeiner Uebermacht, sei es fremder oder einheimischer, hatten weichen müssen, zurückzuführen und sie dadurch natürlich an das polnische Interesse zu knüpfen; so wurde 1181 das Fürstenthum von Brzeszcz in Wolhynien, so 1189 das Fürstenthum Halicz, auf welches auch die Ungarnkönige begierig ausschauten, in den Bereich der polnischen Macht hereingezogen. — Ganz gegen das Ende seiner Regierung (die gewöhnliche Jahresangabe, 1182, beruht erst auf der Ueberlieferung des ausgehenden 15. Jahrhunderts) unternahm Kasimir noch einen Kriegszug, zwar nicht gegen die Preußen selbst, wie es ja oft von den Polen geschah, und wie es auch von diesem Zuge bisweilen gesagt wird, wohl aber gegen die zum preußisch-lettischen Völkerstamme gehörigen Pollexianer (auch Sudauer, von den Russen Jatwägen, von den Polen Jadzwingen genannt), die östlich und südöstlich von den eigentlichen Pruzen saßen und die Nachbarvölker beständig mit ihren Raubeinfällen heimsuchten. Nach einem mühevollen Zuge durch die sumpfigen Wälder, in welche die Feinde nach ihrer Art immer tiefer zurückwichen, und nach einem schweren, gefährlichen Kampfe wurde ihnen wenigstens das Versprechen von Tribut abgezwungen, worauf die Polen siegesfroh heimzogen; aber gehalten ist später diese Zusage von ihnen ebenso wenig als von den Preußen in ähnlichen Fällen. — Im Mai 1194 starb Kasimir II. ganz plötzlich bei einem Festmahle und hinterließ seinen Söhnen nicht blos Krakau, Sendomir und einen Theil von Großpolen, da Lestko schon beinahe zehn Jahre früher ohne Nachkommen gestorben war, sondern auch Kujawien und Masowien. Nun erst begann so recht der Kampf um den Seniorat und zerriß Polen über ein Jahrhundert lang, sodaß es den Nachbarvölkern offen und wehrlos als Beute dalag.

Kasimir III. der Große, König von Polen von 1333—1370, der einzige Sohn Wladislaw's Lokietek, des Wiederherstellers eines einheitlichen Polenreiches nach der durch Boleslaw Schiefmund veranlaßten Zerstückelung, der letzte Piast auf dem polnischen Königsthrone. Schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters hatte der junge Prinz an den Kämpfen gegen die Ordensritter von Preußen thätigen Antheil genommen und war auch zu gesandtschaftlicher Wirksamkeit mit Erfolg verwandt worden. So hatte er im J. 1330 seinem Vater eine ausgiebige Hülfsleistung von dem Gemahle seiner Schwester, dem Ungarnkönige Karl von Anjou, zu Wege gebracht. Aber der zwanzigjährige junge Mann, der daheim fast klösterlich gehalten und erzogen worden war, hatte den Verlockungen, die ihm an dem Hofe zu Ofen bei der dort herrschenden französisch-italienischen Unsitte entgegentraten,

nicht Widerstand leisten können und war dadurch die Ursache von entsetzlichem Unheil geworden. Er hatte sich in eine junge Hofdame, die Tochter eines angesehenen Magnaten, verliebt; als das Mädchen ihm zum Opfer gefallen war und ihr Vater, von Wuth und Rache getrieben, mit gezücktem Schwerte in die königlichen Gemächer gedrungen war und den König, die Königin und mehrere Hofleute verwundet hatte, wurde an ihr selbst und ihren nächsten Verwandten ein furchtbares Blutgericht geübt, der größte Theil der Familie aber zur Auswanderung gezwungen, worauf sie durch Kasimir selbst in Polen günstige Aufnahme fanden. Seit 1331 führte Kasimir die Verwaltung von Großpolen. Als König Wladislaw in den ersten Tagen des März 1333 gestorben war, folgte ihm Kasimir allein und unbestritten auf Grund seines Erbrechtes, nicht aber, wie die Polen später zu erzählen wissen, durch Wahl, und ließ sich und seiner Gemahlin Anna (vor ihrer Taufe Aldona), einer Tochter des heidnischen Litauerfürsten Gedimin, die ihm bereits 1325 angetraut war, am 24. April in der Kathedrale zu Krakau durch den Erzbischof von Gnesen die Krone aufsetzen und die kirchliche Salbung ertheilen.

Kasimir's III. Politik, die innere wie die äußere, unterschied sich sehr wesentlich von der seines Vaters. Wladislaw hatte von dem Augenblicke ab, wo er wieder den Boden seines Vaterlandes betrat, fast unaufhörlich Kriege geführt, zuerst zum Sturz der böhmischen Fremdherrschaft, dann zur Aufrechthaltung der Selbständigkeit des Reiches und zur weitern Vereinigung der Nation; mit zunehmendem Alter hatte er sich immer mehr im Schlepptau der römischen Curie, die ihn bei seiner Rückkehr unterstützt hatte, führen und zu neuen Kriegen verleiten lassen, ohne Rücksicht darauf, ob sie wirklich noch im Interesse Polens selbst lagen oder nicht. Aber statt der gehofften Erweiterung des Reiches hatten alle diese Kämpfe nur neue Verluste gebracht. Ostpommern (Pomerellen), dessen sich der Deutsche Orden in Preußen am Anfange des Jahrhunderts bemächtigt hatte — infolge der damaligen Zerrüttung Polens mit um so größerer Leichtigkeit — während die Polen es auf Grund früherer Verhältnisse für sich in Anspruch nahmen, hatte den Rittern ebenso wenig entrissen werden können wie ihr alter Besitz im Kulmerlande, zu dessen Erwerb die Curie aus Haß gegen den Orden und mit Rücksicht auf den auf allem polnischen Gebiete lastenden Peterspfennig unablässig anstachelte; sie hatten sich sogar in den Besitz eines guten Theils von Kujawien gesetzt. Die von piastischen Fürsten beherrschten schlesischen Lande waren in den letzten Jahren Wladislaw's allmählich unter die böhmische Oberhoheit gekommen und blieben für Polen auf immer verloren. Der Krieg endlich gegen den wittelsbachischen Markgrafen von Brandenburg, welcher mit seinem gebannten kaiserlichen Vater Ludwig gleichfalls im Banne lag, war lediglich auf Betrieb der Kirche begonnen und weitergeführt, ein reeller Gewinn für Polen stand dabei in gar keiner Weise in Aussicht. So durch meist unfruchtbare, oft sogar nachtheilige äußere Kriege in Anspruch genommen, war Wladislaw nicht einmal im Stande gewesen, die volle Wiederherstellung des Reiches der Boleslawe, die volle Wiedervereinigung Polens durchzusetzen. Im Norden des Reiches, an der Grenze des Ordenslandes um so gefährlicher, waren in Kujawien und in Masowien Theilfürstenthümer bestehen geblieben: die kujawischen Herzoge (im Westen) zwar nicht in offener Feindschaft, aber doch auch nicht in ausgesprochener Freundschaft gegen den „König von Krakau", wie die Gegner der Einheit den neuen Träger der Krone nannten; die Herzoge von Masowien (im Osten) dagegen als erklärte Feinde des Königs, als treue Verbündete des Ordens und als Lehnsträger des Königs von Böhmen. In allen Richtungen schädlich, wahrhaft zerrüttend hatten diese unaufhörlichen Kämpfe, die von den Polen wie von ihren Feinden oftmals, und ganz besonders von den Deutschen Rittern, nach Art der Heidenkämpfe jener Zeit geführt wurden, auf Polen selbst gewirkt, auf Land und Volk; zu den Verwüstungen und Plünderungen einzelner, besonders betroffener Landstriche, von denen gewisse Acten jener Zeit grauenhafte Bilder liefern, kam eine entsetzliche Verwilderung der Sitten, zumal im Adel; die deutsche Colonisation, die Besetzung zumal der Städte mit deutschen Bürgern und ihre Bewidmung mit deutschem Recht, die wie in Schlesien, so am Ende des 13. Jahrhunderts auch in Polen selbst bedeutend vorgeschritten war, hatte unter Wladislaw merklich nachgelassen; widerspenstige Bischöfe hatten an den päpstlichen Legaten, welche sich besonders zur Einsammlung des Peterspfennigs ständig in Polen aufhielten, nicht blos Schutz, sondern auch wol Anreizung zu gewaltthätigem Auftreten gefunden.

Alle diese falschen Richtungen der Politik des Vaters, die vielfachen daraus erwachsenden Schäden waren dem offenen Auge des jungen Königs Kasimir nicht entgangen. Indem er richtig erkannte, daß die gegen den Deutschen Orden erhobenen Ansprüche nicht durchzuführen waren, daß aus dem brandenburgischen Kriege gar nichts Ersprießliches erwachsen konnte, daß Schlesien endlich ganz verloren war, und indem er höchstens aus Rücksicht auf den nach neuem Landbesitz begierigen Adel die Ansprüche nicht ausdrücklich aufgeben mochte, richtete er bald sein Augenmerk mehr nach dem Südosten, wo die südrussischen Fürstenthümer auf den Gebieten von Halicz (Galizien) und Wladimir bei der in ihnen herrschenden Zerrüttung eine leichtere Erweiterung der polnischen Machtsphäre, vielleicht das allmähliche Vordringen zu einer andern Meeresküste zu versprechen schienen. Sonst war für die äußere Politik der Hauptpunkt, auf welchen Kasimir zusteuerte, die Förderung des Handels und des friedlichen Verkehrs seines Volkes. Leider aber ließ sich Kasimir bisweilen aus Rücksichtnahme auf die kriegerischen und beutesüchtigen Neigungen seiner Großen oder auf die Verhetzungen der Legaten so weit hinreißen, daß er Ansprüche, auf die er durch Verträge verzichtet hatte, stillschweigend wieder aufnahm, seiner Politik dadurch den Makel der Unzuverlässigkeit aufdrückend. Unbestreitbar bleiben Kasimir's hohe Verdienste um die innere Entwickelung, um die Hebung seines Landes und Volkes, die in seinen Augen allen Vortheilen der äußern Politik vorangingen.

Der Krieg mit dem Deutschen Orden war bereits wenige Monate vor des Vaters Tode auf Andringen der Curie, welcher, seitdem sich der Orden zur Zahlung des Peterspfennigs für das Kulmerland verstanden hatte, an einer Bekämpfung desselben nicht sonderlich mehr gelegen war, und durch Vermittelung einiger „frommen und ehrenwerthen Männer" in der Weise zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht, daß ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit festgesetzt, der luxemburgische Böhmenkönig Johann und der Ungarnkönig Karl zu Schiedsrichtern zwischen Polen und dem Orden ernannt worden waren. Nach einer noch in den Tagen der Krönung getroffenen Vereinbarung zwischen dem jungen Könige und dem Hochmeister sollte dieser Stillstand bis Pfingsten des folgenden Jahres laufen, und als auch dieser Termin herannahte, verpflichteten sich beide Theile, auch bis Johannis 1335 den Kampf gegeneinander nicht aufzunehmen; die Weisung der Schiedsrichter, einen Theil des früher eroberten kujawischen Gebietes bis zum endgültigen Frieden in die Hände Dritter zu geben, konnte der Hochmeister nicht erfüllen, da sich die bezeichneten Fürsten der Uebernahme weigerten, und blieb so vorläufig im Besitze der ganzen Eroberung. Ebenso hatte der junge König ohne Rücksicht auf das Interesse der Kirche und auf die Verbündeten seines Vaters, die Pommernherzoge, die Waffen gegen Brandenburg nicht aufgenommen und kaum ein Vierteljahr nach seinem Regierungsantritte einen zweijährigen Frieden mit dem Markgrafen Ludwig abgeschlossen, bei welchem er über die Schlichtung der gewöhnlichen Streitigkeiten der beiderseitigen Grenzanwohner ernste Verpflichtungen einging. Noch vor dem völligen Ablaufe dieses Friedens aber schien Kasimir, nicht zum geringen Theil durch das schnöde und geradezu sträfliche Verfahren des päpstlichen Nuntius und durch das gegen die Kirchengesetze ebenso wie gegen die Unterthanentreue verstoßende Auftreten des Bischofs von Krakau veranlaßt, die politischen Wege des Vaters noch weiter verlassen, zu Kaiser Ludwig, der selbst ihm entgegenkam, in die engsten Beziehungen treten zu wollen: in mehrfachen Verhandlungen des Frühjahrs 1335, welche Markgraf Ludwig im Auftrage des Vaters mit Bevollmächtigten des Polenkönigs führte, einigte man sich über ein Schutz- und Trutzbündniß des Kaisers und seines Sohnes mit dem Könige, zu dessen besserer Bekräftigung eine Eheberedung zwischen einem jüngeren Sohne des Kaisers, Ludwig dem Römer, und der Tochter des Polenkönigs getroffen wurde. Doch bevor der König den Markgrafen der Verabredung gemäß zur Besiegelung des Vertrages persönlich besuchte, hatte er sich bereits nach einer andern Seite hinziehen und dort fesseln lassen. Mit Böhmen, dessen luxemburgischer König auch Polen als ein ihm zustehendes Erbe der Przemysliden betrachtet und erstrebt hatte, hatte thatsächlich schon seit einigen Jahren der große Krieg geruht, wenn es auch die Fehdelust und Raubsucht der Magnaten beider Länder noch nicht zum vollen Frieden hatte kommen lassen. Jetzt hatte auch dort fast gleichzeitig mit dem Thronwechsel in Polen ein strammeres Regiment begonnen, indem, während König Johann selbst nach wie vor dem Waffenkampfe zu Scherz und Ernst bis in die weiteste Ferne nachzog, sein Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, die Zügel der Regierung in die Hand nahm und zunächst die Beruhigung und Besserung des Landes selbst ins Auge faßte: ein auf drei Jahre gültiger Vertrag, den die beiden jungen Fürsten schon am 28. Mai 1333 untereinander eingegangen waren, setzte eine Waffenruhe zwischen den beiden Nachbarländern fest und enthielt auch wieder besondere Sicherheiten für die Aufrechthaltung des Friedensstandes an der Grenze. Die weiteren Beziehungen, die sich hieran zwischen Polen und Böhmen unwillkürlich knüpften, mögen bald wol auch dem Könige Johann selbst die Hoffnung nahegelegt haben, wie den Ungarnkönig, so auch den jungen Schwager desselben zum Bunde, zum Schutz gegen die Wittelsbacher zu gewinnen. Zu Trentschin (im nordwestlichen Ungarn) freilich, wo Johann und sein Sohn mit ungarischen und polnischen Gesandten im August 1335 zusammenkamen, gelangten sie zu dem für sie wesentlichsten Punkte erst nur mit Ungarn, noch nicht mit Polen, denn mit diesem wurde vorerst nur die alte, große Streitfrage geschlichtet, und zwar dahin, daß die Luxemburger allen ihren Anrechten auf Polen entsagten, wofür ihnen Kasimir 20,000 Schock böhmischer Groschen zusicherte, und daß dieser seinerseits auf die Lehnshoheit über die schlesischen Fürstenthümer und über das masowische Herzogthum Plock zu Gunsten Böhmens verzichtete. Erst auf dem Fürstentage, der im November auf der ungarischen Burg Wisserad (unweit Gran) gehalten wurde, und zu welchem die drei Könige persönlich erschienen, gelang es, den König Kasimir nicht blos zur Bestätigung der Verabredungen von Trentschin, mit denen man ja durchaus nur seinen eigenen Wünschen entgegengekommen war, zu veranlassen, sondern ihn so weit für die luxemburgische Politik zu gewinnen, daß er neben dem Frieden auch ein Bündniß mit dem Böhmenkönige abschloß und ohne Rücksicht auf seine Verpflichtungen gegen den Markgrafen von Brandenburg seine noch nicht zehnjährige Tochter mit dem noch weit jüngeren Tochtersohne Johann's, mit Johann von Niederbaiern, zu vermählen sich verpflichtete.

Um die Hände des Polenkönigs zum leichteren Eintritt in einen Kampf gegen die Wittelsbacher gänzlich frei zu machen, geschah zu Wisserad auch in der polnisch-preußischen Frage wieder ein Spruch der Schiedsrichter, der auf den ersten Blick alles zu ebnen schien, indem die beiden Könige, die übertriebenen Forderungen der Ordensgesandten zurückweisend, verfügten, daß der Orden seine polnischen Eroberungen herausgeben, Pommern behalten solle. Aber war schon eine Menge von Nebenbestimmungen darangeknüpft, welche die Wirkung des Hauptentscheides leicht aufheben konnten, so war auch dieser selbst wieder durchaus nicht nach dem Sinne der geistlichen und weltlichen Großen Polens, und als der Hochmeister, bevor er die Abmachung bestätigte, eine Gewährleistung von seiten dieser verlangte, konnte der König sie nicht beibringen. Während polnische Adelige sogar fast vor den Augen des Königs einen Raubeinfall ins Ordensgebiet machten, ging auch andererseits der Nuntius seinen eige-

nen Weg fort, als wäre für ihn eine eigene Politik des Königs von Polen und das Schiedsrichteramt der Könige von Böhmen und von Ungarn gar nicht vorhanden. Er griff auf einen früheren Spruch (vom J. 1321) zurück, nach welchem der Orden Pommern zurückgeben und eine große Entschädigungssumme zahlen sollte, und wußte sich dabei zugleich die römische Curie durch immer reichlichere Einsendungen des Peterspfennigs um so verbindlicher zu machen, denn er unterließ wohlweislich, als die Ursache dieser Zunahme der Wahrheit gemäß das durch die gute Regierung Kasimir's veranlaßte Wachsthum des polnischen Wohlstandes anzugeben, sondern hob vielmehr, indem er den jungen König als einen noch unerfahrenen Regenten schilderte, nur seine eigene Geschicklichkeit und den guten Willen des polnischen Klerus hervor; verhetzend stellte er der „Treue, Ergebenheit und Ergiebigkeit" des polnischen Volkes gegenüber vor, wie schlechte Söhne der Kirche die Böhmen und die Deutschen wären, vollends wenn es auf das Bezahlen ankäme. Wenn Kasimir sich über die Umtriebe des Legaten, über die Widerspenstigkeit der eigenen Bischöfe oder auch über den Orden bei der Curie beschwerte, fand er wol kalte Abweisung, ja Zurechtweisung. Nicht lange blieb es ihm auch verborgen, daß selbst bei seinen neuen Verbündeten nur das eigenste Interesse maßgebend war, daß die Luxemburger nur die Sicherung Schlesiens und die polnische Hülfe, Karl von Ungarn nur den einstigen Gewinn Polens für einen seiner Söhne im Auge hatte; die Hülfe, welche er ihnen (Sommer 1336) zu ihren Kriegen in Oesterreich und in Baiern zusandte, brachte ihm auch nicht mehr ein als neue Mahnungen zu Gunsten des Deutschen Ordens. Da war es denn kaum ein Wunder, wenn Kasimir voll Mismuth sich vom Nuntius für einen Augenblick selbst zu zweideutigem Handeln irreführen ließ, indem er ihm für den Fall der Durchführung jenes Spruches gegen den Orden die Hälfte der Entschädigungssumme zu überlassen versprach. Wenngleich auch Kasimir bis zur endgültigen Abmachung darüber vorläufig nicht ging, sondern sehr bald auf einer neuen Zusammenkunft mit Johann und dem Hochmeister (zu Inowraclaw 1338) wieder einen Friedensvertrag entwerfen ließ, der im wesentlichen die Bestimmung des Vertrages von Wisserad enthielt, so führte doch der Nuntius die Sache in der begonnenen Weise rücksichtslos fort und wirkte einen päpstlichen Befehl aus, welcher ihm selbst und dem ihm unlängst an die Seite gesetzten Gehülfen die Untersuchung und Entscheidung der preußisch-polnischen Frage auftrug, so als ob der Spruch von 1321 noch zu Recht bestände, alle andern Entscheidungen und Verabredungen null und nichtig wären. Ohne Säumen setzte er daraufhin den 4. Febr. 1339 für den Beginn der Gerichtshandlungen fest und bestimmte Warschau als den Ort derselben. Das Gericht hatte ganz denselben Verlauf, aber auch denselben nichtigen Erfolg wie das von 1321. Der Nuntius, der damit zugleich die ihm ebenfalls aufgetragene Untersuchung der von den Ordensheeren auf dem kujawischen Feldzuge von 1331 an geistlichen Gütern verübten Gewaltthaten verbinden wollte, lud nicht den Orden insgesammt, sondern den Hochmeister und eine Reihe von Gebietigern persönlich vor; da aber nur zwei niedere Geistliche, vom Hochmeister lediglich des formellen Protestes wegen gesandt, im Namen der Ritter zu Warschau erschienen, auch sich gleich, nachdem die Bevollmächtigten des Königs ihre Klage vorgebracht und sie selbst ihren Protest erhoben hatten, entfernten, so verlief das Gericht sehr einseitig: nachdem über die 30 Punkte, aus denen sich die Anklage zusammensetzte, nicht weniger als 126 Zeugen von den Herzogen von Kujawien und dem Erzbischofe von Gnesen herab aus allen Ständen Polens vernommen worden waren, worüber der ganze Sommer hinging, lautete das Urtheil dahin, daß der Orden nicht blos Kujawien, sondern auch Pommern, sogar das Kulmerland herauszugeben und einen Schadenersatz von fast 200,000 Mark Silber zu zahlen hätte. Die Bedeutung dieses ganz widersinnigen Spruches, zu dessen Durchführung vollends niemand da war, wird deutlich, wenn man erfährt, daß die Nuntien sich vor dem Beginn des Zeugenverhörs unter der Hand an den Hochmeister gewandt und ihm versprochen hatten, seine eigenen Friedensschlüsse mit Polen anzuerkennen, wenn er nur 14,000 Mark zahlen wollte, jene Hälfte der Summe von 1321: man wollte eben nur schrecken, um wenigstens etwas für sich herauszupressen, der Vortheil Polens fiel gar nicht in die Wagschale. Der warschauer Spruch war und blieb ein Schlag ins Wasser, und dem Könige brachte auch die eigene Doppelzüngigkeit nichts ein. Während so Kasimir selbst bei dem Anschlusse an die Kirche, zu welchem er sich dem Orden gegenüber hatte bereit finden lassen, völlig leer ausging, ernteten seine beiden weltlichen Verbündeten gleichzeitig die Früchte, um derentwillen sie jenen an sich herangezogen hatten. Wenn sich König Johann am 9. Febr. 1339 noch einmal die Lehnsherrlichkeit über die schlesischen Herzogthümer und über Masowien vom Polenkönige zusprechen ließ, so war das freilich nur noch ein mehr formeller Abschluß des ganzen Verlaufes der Ablösung Schlesiens von Polen, anders aber stand es mit dem, was jetzt Karl von Ungarn erreichte. Im Frühlinge des ebengenannten Jahres starb Kasimir's Gemahlin, die litauische Anna, und hinterließ dem Könige außer der Braut des niederbairischen Enkels Johann's von Böhmen nur noch eine zweite, jüngere Tochter, welche Kaiser Ludwig, der durch das rücksichtslose, vertragswidrige Benehmen Kasimir's nicht besonders erzürnt gewesen zu sein scheint, jetzt für seinen jüngeren Sohn Ludwig den Römer ins Auge gefaßt hatte. Da vorderhand, wie das Verhältniß der Krone zu den kujawischen und vollends zu den masowischen und den schlesischen Herzogen sich gestaltet hatte, an die Nachfolge dieser piastischen Nebenzweige nicht zu denken war, so schien es dem Ungarnkönige an der Zeit, das Anrecht auf Polen, das seiner Meinung nach die polnische Gemahlin ihm und den Seinigen zugebracht, und für welches er selbst maßgebende Personen des Hofes und des Adels in Polen längst und nicht ohne Erfolg durch Freigiebigkeit günstig zu stimmen sich bemüht hatte, anerkannt und gewahrt zu sehen. Bei einem Besuche, welchen Kasimir seinem Schwager im Juli wiederum

zu Wisserad abstattete, erkannte derselbe für den Fall, daß er selbst ohne männliche Nachkommen stürbe, das Erbrecht seines Neffen Ludwig von Ungarn auf die polnische Krone an, wogegen König Karl für seinen Sohn versprach, für den Wiedergewinn der dem polnischen Reiche entzogenen Gebiete, zumal Pommerns (an Schlesien wurde nicht gedacht), alle Sorge zu tragen, die polnischen Aemter und Würden nicht an Ausländer zu vergeben und die Polen selbst in allen ihren Rechten zu schützen und zu wahren und ihnen keine neuen Lasten aufzulegen. Und wenn der Markgraf Karl von Mähren auch in den nächsten Jahren nicht müde wurde, sich seinem königlichen Freunde, der ihm wie dem Ungarnkönige mit offener Zuneigung und aufrichtigem Vertrauen entgegenkam, durch wiederholte Aeußerungen der Freundschaft, wie etwa durch Besuche und Einladungen, durch Veranstaltung von Festlichkeiten, auch durch Sorge für eine neue Heirath, angenehm zu machen, wenn er auch den officiellen Freundschaftsbund, sei es mit oder ohne Zutritt des Ungarnkönigs, öfter erneuerte, so zeigte er doch einerseits, daß er weit davon entfernt wäre, seinen und Böhmens Rechten, z. B. in Schlesien oder Masowien, auch nur den kleinsten Abbruch thun zu lassen, und andererseits benutzte er die günstige Gelegenheit zu wiederholten malen, um bei dem Könige selbst oder bei polnischen Großen Geldanleihen zu machen. Nachdem der erste Versuch einer neuen Verheirathung Kasimir's durch den Tod vereitelt worden war, da die zur künftigen Polenkönigin ausgewählte Fürstin, Karl's eigene Schwester, die verwitwete Herzogin von Niederbaiern, welche vor kurzem ihren eigenen jungen Sohn, den Bräutigam der ältesten Tochter des Königs, durch den Tod verloren hatte, selbst drei Tage vor der Hochzeit starb (Juli 1341), so wurden Kasimir's Blicke — man weiß nicht recht, warum — auf die Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen gelenkt, und hier fand in der That die Vermählung bereits zu Anfang Octobers in Posen statt. Die Hand der eigenen ältesten Tochter, die nun eben durch den Tod ihres Verlobten frei geworden war, vergab Kasimir im Februar 1343 an den Herzog Boguslaw V. von Pommern-Wolgast und erlangte dafür ein sehr wichtiges Zugeständniß, da sich derselbe zusammen mit andern pommerschen Herzogen verpflichtete, keinen Durchzug durch ihr Gebiet von Deutschland aus zum Orden zu gestatten und bei einem Ordenskriege den Schwiegervater mit 400 Reisigen zu unterstützen.

Der völlige Friede, dessen sich das polnische Reich während der ersten zehn Jahre der Regierung Kasimir's im Westen und im Norden zu erfreuen hatte, hatte es dem Könige ermöglicht, einen ersten Vorstoß nach Südosten zu machen und dort einen Erfolg, wenn auch nur noch einen bescheidenen, zu erringen. Das alte galizische Reich, das sich einst vom San, einem rechten Nebenflusse der obern Weichsel, bis zur Desna, welche sich bei Kiew in das linke Ufer des Dnjepr ergießt, erstreckt hatte, war während der letzten Jahrzehnte, wol infolge von innern Wirren und schwachen Regierungen, durch starke Verluste an die Tataren und die Litauer so sehr beschränkt, daß nicht viel mehr als das eigentliche Ruthenenland übriggeblieben war, das zwischen Polen und Ungarn eingekeilte Gebiet von Przemysl, Lemberg und Halicz. Den Fürsten Georg, den letzten männlichen Sproß aus dem Hause Rurik's, aus der seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dort herrschenden Nebenlinie der Romaniden, hatten die Bojaren, weil sie an ihm keinen ausreichenden Schutz gegen die Tataren fanden, ganz auf die Seite geschoben und sich einen auswärtigen Herrn geholt, und zwar, nachdem ein Versuch mit dem Herzoge Heinrich von Glogau misglückt war, vielleicht auf Betrieb der Litauer (um 1327) Boleslaw von Masowien, der durch seine Mutter, eine Tochter Gedimin's, ein Neffe Kasimir's war; da er aber gegen sein ausdrückliches Versprechen ausschließlich Masowier begünstigte und die römische Kirche zur Herrschaft zu bringen bemüht war, so wurde er 1339, als eben auch Georg gestorben war, gestürzt und vergiftet. Durch den Feldzug, welchen Kasimir im Frühjahre 1340 in das haliczer Land hinein unternahm, theils um die Tataren, die jetzt ihre Einfälle ungehemmt bis nach Polen ausdehnten, zurückzuschrecken, theils um die Bojaren des Landes selbst, die mit jenen sogar Bündnisse eingegangen waren, zu züchtigen, erreichte er nichts weiter, als daß ihm der Bojar Demetrius Detko, der dabei als Hauptmann des Landes Rußland auftrat, „gewisse Dienste und eine Art von Oberhoheit" zusicherte, während er selbst nicht blos die weltlichen Rechte und Gewohnheiten des Landes, sondern auch dessen religiösen Glauben, den griechischen also, zu achten und zu wahren versprechen mußte. Gerade diese Rücksichtnahme auf den schismatischen Glauben erschien ihm selbst eine schimpfliche Bedingung, aber auch jene Oberhoheit war nicht von Belang, wenigstens spricht Demetrius in dem Privileg, durch welches er bald darauf, dem Beispiele früherer russischer Fürsten folgend, den nach seiner Hauptstadt Lemberg kommenden Kaufleuten aus Preußen Sicherheit für ihren Handel gewährt, so, als stände er völlig unabhängig da. Von einer Unterwerfung Galiziens durch Kasimir zu sprechen, dazu haben die polnischen Schriftsteller kein Recht.

Am förderſamsten für die günstige Weiterentwickelung der innern Verhältnisse Polens wurde der endgültige Abschluß des Streites und Kampfes mit dem Deutschen Orden, mit welchem das zweite Jahrzehnt der Herrschaft Kasimir's seinen Anfang nahm, und hierbei konnte Karl von Mähren seine Freundschaft in weniger eigennütziger Weise als sonst wol durch die That beweisen. Es hatte kaum der dringlichen Verwendungen der preußischen Bischöfe beim päpstlichen Stuhle bedurft, um Benedict XII. zur Kenntniß der völligen Ungerechtigkeit, der Unsinnigkeit und Undurchführbarkeit des warschauer Spruches seiner Legaten zu bringen. Indem er trotz des von einer besondern Gesandtschaft des Königs vorgetragenen Gesuches die Bestätigung des Urtheils verweigerte, übertrug er drei Bischöfen, dem krakauer, dem kulmer und dem außer den Parteien stehenden Bischofe von Meißen, nicht blos eine neue Untersuchung der Sache, sondern auch schon den Ausgleich auf Grund etwa derselben Bedingungen, auf welche in der letzten Zeit beide Parteien

selbst bei ihren eigenen Verhandlungen stets übereingekommen waren. Dem schnellen Abschlusse, wie er unter diesen Umständen zu erwarten gewesen wäre, traten zunächst zwei äußerliche Hemmnisse entgegen: der Tod des greisen Hochmeisters Dietrich von Altenburg, der im October 1341 zu Thorn erfolgte, gerade als Markgraf Karl und ungarische Gesandte ihn dort zur Vermittelungsverhandlung besuchten, und im folgenden Sommer ein Thronwechsel in Avignon, indem auf Benedict nach mehrmonatlicher Vacanz der Erzieher des Markgrafen als Clemens VI. folgte. Das wesentlichste Hinderniß des Friedensabschlusses aber lag darin, daß Ludwig, der inzwischen selbst den ungarischen Thron bestiegen hatte, dem natürlichen Verlangen, der unerlaßlichen Bedingung des neuen Hochmeisters Ludolf König, auch seinerseits für den Fall seiner Nachfolge in Polen auf Pommern und Kulmerland zu verzichten, ohne Rücksicht auf die Friedenssehnsucht und die wiederholten Ansuchen seines Oheims hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Diese Nichtachtung des eigenen Wunsches und des von ihm erkannten wahren Interesses Polens und einige Schritte des Markgrafen gegen zwei schlesische Fürsten, die sich noch nicht ganz von Polen losgesagt hatten, erregten mehr und mehr den Unwillen Kasimir's und förderten die allmähliche Erkaltung seiner freundschaftlichen Gefühle für seine bisherigen Verbündeten; zudem wußte er, daß er den Kaiser Ludwig und seinen Sohn von Brandenburg, die den Gedanken an eine Verschwägerung mit den Piasten noch immer nicht aufgegeben hatten, durch freundliches Entgegenkommen gegen den Orden sich sehr verbinden würde: so vollzog sich bei ihm schrittweise ein Wechsel der Gesinnung, dem dann auch bald ein Wechsel der Politik folgte, ja sogar der Gedanke fand bei ihm wieder Eingang, daß die Glieder der Nebenlinien von Kujawien und Masowien im Falle seines kinderlosen Todes nicht ohne Anrecht auf die polnische Krone wären und in dieses Recht eintreten könnten. Indem nun die streitenden Parteien selbst, der König und der Hochmeister, beide vom besten Willen geleitet, die Schlichtung ihres alten Streites in die Hand nahmen, kamen sie in nicht allzu langen Verhandlungen, die im Juli 1343 durch Bevollmächtigte zu Kalisch geführt wurden, leicht zum Ziel. In der Hauptsache wurde der Streit dahin entschieden, daß die Ritter die Eroberungen des letzten Krieges in Kujawien und Dobrzin herauszugeben hätten, ohne daß jedoch von einer Entschädigung des Königs für die ihm in der Zwischenzeit entzogenen Einkünfte daraus die Rede gewesen wäre, während sie den von Polen so lange streitig gemachten Besitz (Pommern, Kulmerland u. s. w.) behalten und gegen alle darauf gerichteten Anforderungen und Angriffe des Königs und der Königin-Witwe von Ungarn durch Kasimir selbst sichergestellt und nach allen Kräften unterstützt werden sollten. Zum Ersatz dafür, wie es in der Friedensurkunde ausdrücklich heißt, daß Kasimir vom ungarischen Hofe trotz aller Bemühungen keinen Verzicht auf die oft genannten Ordensländer hätte erlangen können, wurden sowol die Herzoge von Kujawien und von Masowien, deren Anrecht auf die Nachfolge in die Krone eben hier wieder anerkannt wird, als auch der Herzog von Wolgast, des Königs Schwiegersohn, veranlaßt, ihrerseits in den Verbleib jener Lande beim Orden zu willigen; und ferner mußten sich die Kronbeamten (Woiwoden, Hauptleute und Landrichter) von Großpolen, Kujawien und Kleinpolen und die Bürgerschaften von sieben Hauptstädten, wiederum durch besondere Urkunden, verpflichten, jedem, selbst dem Könige, für einen um jener Ordensländer willen begonnenen Krieg ihren Beistand zu versagen. Am 23. Juli endlich (nach einer andern, ebenso zuverlässig erscheinenden Angabe schon am 13.) kamen der König und der Hochmeister, jeder von einem eigens dazu geladenen stattlichen und vornehmen Gefolge begleitet, zwischen Inowraclaw und Murzin zusammen, tauschten hier auf freiem Felde vor den Augen der Geladenen die Urkunden aus, beschworen den Frieden durch feierlichen Eid und bekräftigten ihn durch einen Friedenskuß.

Mit den Luxemburgern, deren Uneigennützigkeit auch dem leicht vertrauenden Polenkönige immer fraglicher geworden war, kam es noch in dem Jahre des Friedens von Kalisch geradezu zum Kampfe, wenn auch fürs erste noch nicht zu einem unmittelbaren. Nachdem einer der schlesischen Herzoge, der stets des Geldes bedürftig war, mehrere an der großpolnischen Grenze gelegene Städte und Gebiete an König Johann verkauft und dieser sich gleich in einer der verkauften Städte, in Fraustadt, hatte huldigen lassen, brach Kasimir, um sich ein Unterpfand für die Schulden des Markgrafen von Mähren zu holen, in jene Lande ein und behielt, obgleich er eine Niederlage erlitt, schließlich doch Fraustadt sammt Gebiet. Am Ende des folgenden Jahres aber richtete sich des Königs Feindseligkeit geradezu gegen die Person seines bisherigen Freundes. Denn als der Markgraf Karl von dem Litauerzuge, welchen sein Vater und der Ungarnkönig unternommen hatten, heimkehrte und, während Johann selbst nach Luxemburg eilte, seinen Weg durch Polen nach Schlesien nahm, wurde er auf Befehl des Königs in Kalisch festgehalten, doch gelang es ihm, indem er sich scheinbar ruhig in sein Schicksal ergab, sehr bald wieder zu entkommen. Ganz folgerichtig brachte die Lösung dieses einen Verhältnisses eine um so größere Annäherung Kasimir's an die entgegengesetzte Partei, an die der Wittelsbacher, zu Wege, die wol in Hoffnung solcher Wandlungen auch bis zuletzt ihre polnischen Beziehungen nicht ganz abgebrochen hatten. Der Papst, der so eben noch dem Könige Johann die Einverleibung des Bisthums Breslau in das neugeschaffene prager Erzbisthum abgeschlagen und dem Könige Kasimir durch die Bewilligung eines einmaligen Zehnten von allen kirchlichen Einkünften aus dem Erzbisthume Gnesen und allen seinen Suffraganbisthümern (mit Ausnahme von Breslau) ein werthvolles Geschenk gemacht hatte, hatte schon im Laufe des J. 1344 von diesen auch für ihn sehr unangenehmen Vorgängen Kunde erhalten und versprach den Luxemburgern, sich ins Mittel legen zu wollen. Doch ehe er sich noch, so scheint es, für seinen treuen Verbündeten verwenden konnte, brach über diesen, vom Kaiser veranlaßt, im Frühjahr 1345 der Krieg der vereinigten Gegner, unter denen sich jetzt

auch die Könige von Ungarn und von Polen befanden, von allen Seiten zugleich herein. Gegen Kasimir, der in das südliche Schlesien eingebrochen war, wandte sich König Johann selbst, und zwar mit solchem Erfolge, daß Kasimir zuletzt bis in seine Hauptstadt Krakau zurückweichen mußte und diese bald von den Feinden eingeschlossen und die Umgegend weit und breit von wildester Verwüstung heimgesucht sah; ein Waffenstillstand, den er nachsuchte, kam jetzt auch den Böhmen recht und sollte bis zum Martinitage laufen. Beiden Hauptgegnern, dem Kaiser und dem Papste, mochte es um den Ausgang des Kampfes wol bange werden, dem Kaiser bei dem mangelnden Waffenglücke seines neuen Verbündeten, dem Papste der großen Zahl der Feinde der Luxemburger gegenüber. Wie der Markgraf Ludwig von Brandenburg, des Kaisers Sohn, sich, einer früheren Einladung folgend, beeilte, mit seinem gleichnamigen jüngeren Bruder den Polenkönig zu besuchen, um ihn in der neuen Freundschaft festzuhalten, so machte ihm der Papst ernste Vorstellungen über sein Bündniß und die beabsichtigte Familieneinung mit dem gebannten Ketzer. Mit dem Wittelsbacher ging der Pole eine Erneuerung des Bundes ein, dem Oberhaupte der Kirche aber erklärte er zu seiner Entschuldigung, durch die Luxemburger selbst zum Kampfe gegen sie gezwungen zu sein, und sobald sie nur von ihren Schädigungen ablassen würden, nicht blos den Kampf gegen sie einstellen, sondern auch seine Waffen gegen den Kaiser selbst wenden zu wollen. Auch die Luxemburger hatten ihrerseits selbst nicht größeres Vertrauen auf den dauernden Erfolg ihrer Waffen, denn als sie, Vater und Sohn, nach Avignon kamen, ließen sie sich leicht bereit finden, die dargebotene Vermittelung des Papstes anzunehmen. Im weitern weiß man nur, daß sich Kasimir zu Pfingsten des folgenden Jahres (1346) in Betreff der Schulden Karl's von Mähren für befriedigt erklärte, obgleich er offenbar keine Bezahlung erhalten hat, und daß er im Besitze von Fraustadt verblieb.

Noch in demselben J. 1346 wurde der Markgraf Karl durch den Tod des Vaters König von Böhmen, bald danach aber durch die Wahl der Kurfürsten und den Tod des Kaisers auch römischer und deutscher König. Damit war der Stern des wittelsbachischen Hauses gesunken, und als gar der falsche Waldemar auftrat, schien auch die Mark Brandenburg ihren Händen entfallen zu wollen. Die dadurch ganz und gar veränderten Verhältnisse ließen es beiden Fürsten, Karl und Kasimir, gerathen erscheinen, von der Linie der offenbaren Feindschaft zurückzuweichen, wenngleich mit dem stillen Vorbehalt, auch jetzt nicht die eigenen Interessen der erneuerten Freundschaft zum Opfer zu bringen. Auf einer Zusammenkunft, welche beide Könige bei Karl's Reise nach der Mark im November 1348 zu Namslau hatten, trafen sie zunächst einige vermittelnde Verabredungen wegen Schweidnitz, dessen Herzog, ein Schwestersohn Kasimir's, noch nicht die böhmische Oberhoheit anerkannt hatte, und einigten sich ferner in einem Bündnisse dahin, daß Kasimir dem künftigen Kaiser seine Hülfe gegen alle Feinde desselben mit Ausnahme des Ungarnkönigs versprach, sobald er — wofür wiederum Karl ihm mit Rath und That beizuspringen sich verpflichtete — alle seinem Reiche durch den Orden und die Markgrafen von Brandenburg entrissenen Gebiete (Pommern und Neumark) zurückgewonnen haben würde. Aber wie Karl nach wie vor den deutschen Rittern seine Gunst zu beweisen nicht abließ und sogar bei der Curie einen neuen Versuch, das Bisthum Breslau für sein böhmisches Erzbisthum zu gewinnen machte, der nur durch den entschiedenen Protest des Polenkönigs hintertrieben wurde, so war auch dieser nicht gemeint, sich nun gleich in den Krieg gegen den Orden und den Kurfürsten zu stürzen, er schloß vielmehr mit dem Hochmeister, der ihn besuchte, um alle Veranlassungen zu neuem Zwiste abzuschneiden, einen Vertrag über die Grenze zwischen Kujawien und Pommern ab, in welchem zugleich wieder über Erleichterung des Verkehrs und über friedliche Schlichtung von Streitigkeiten beiderseitiger Unterthanen die üblichen Bestimmungen getroffen wurden. So weit war König Kasimir von der ernsten Absicht eines Ordenskrieges entfernt, daß er die Gelegenheit für günstig hielt, seine russischen Pläne weiter fortzuführen. Lubart, ein Sohn Gedimin's von Litauen, der von seinem Schwiegervater, einem der letzten reussischen Fürsten, den nördlichen Theil Wolhyniens in einer Art von Lehen als Mitgift erhalten hatte, hatte in den wirren Zeiten, welche über das haliczer Land hereingebrochen waren, von den Litauern unterstützt, fast ganz Wolhynien an sich gerissen, sodaß er den Bestrebungen seines polnischen Schwagers höchst gefährlich zu werden drohte. Gegen ihn wandte sich Kasimir im November 1349 mit einem Heereszuge und trieb ihn allmählich bis auf sein ursprüngliches Mitgiftsgebiet zurück. Wenn nun auch Kasimir, durch den leichten Erfolg verleitet, sogleich sich anschickte, das neugewonnene weite Gebiet zu colonisiren und zugleich der römischen Kirche zu gewinnen, wozu er sich die Geldhülfe des Papstes glaubte erbitten zu dürfen, so dachten jedoch die Litauer noch lange nicht daran, ihre schönen Erwerbungen so schnell fahren zu lassen, und die junge Kraft des eben geeinten Volkes, zumal unter der Führung des Großfürsten Olgierd selbst, der sich gleich seinem Bruder Lubart mit dem Großfürsten von Moskau verschwägert, auch die Hülfe der Tatarenchane von Kaptschak gewonnen hatte, war kein verächtlicher Feind. Im J. 1351 erhoben sich die Litauer, zu derselben Zeit, wo auch die Tataren Ungarn und Polen überzogen, sie suchten Polen selbst weit hinein mit furchtbaren Verwüstungszügen heim und eroberten fast das ganze streitige Gebiet zurück, selbst Wladimir und Lemberg, wodurch Kasimir in die höchste Bedrängniß gerieth. Zuerst einigte er sich, die schnell gefaßten Hoffnungen der Uebermacht gegenüber ebenso schnell aufgebend, schon im folgenden Jahre mit den Litauern selbst, mit denen er zugleich einen zweijährigen Frieden abschloß, dahin, daß er für Polen nur wieder Lemberg und Halicz behielt, alles Uebrige, selbst die reussischen Gebiete von Chelm und Belz, jenen überließ. Schon bei diesem Vertrage betheiligten sich die masowischen Herzoge als Lehnsträger der Krone Polen. Da nämlich im letzten Litauerkampfe der Herzog von

Masowien-Plock, der Lehnsträger Böhmens, gefallen war und schleunigst ein Herzog von Sagan als weiblicher Verwandter sich von Kaiser Karl mit dem Erbe hatte belehnen lassen, so hatten sich die beiden allein noch übrigen Glieder des masowischen Zweiges der Piasten, die Brüder Ziemowit und Kasimir, dem Polenkönige, der ihnen in den Litauerkriegen, welchen sie gewöhnlich zuerst ausgesetzt waren, bei der allmählichen Erstarkung des Reiches ausreichende Hülfe bieten zu können schien, genähert und bei ihm für diese Abkehr vom Deutschen Orden, dem die Masowier seit dem Anfange des Jahrhunderts stets treu zur Seite gestanden, um so freudigeres Entgegenkommen gefunden: am 18. Sept. (1351) hatten sie das Herzogthum von König Kasimir zu Lehen genommen, da die Lehnshoheit Böhmens nur durch die Noth aufgezwungen wäre, da der Blutsverwandten Erbrecht jedem andern vorginge, und da allein die Krone Polen über Gebiete des polnischen Reiches verfügen dürfte. Zum Beweise dafür, daß damit keine einseitige Verletzung der Rechte Böhmens beabsichtigt sei, war die Zustimmung König Karl's ausdrücklich vorbehalten worden. Da es Karl gerade damals gelang, den Anfall des schlesischen Fürstenthums Schweidnitz-Jauer sicherzustellen, so verzichtete er seinem praktischen, verständig blickenden Sinne gemäß gern auf die wenig bedeutende Oberhoheit über das ferne polnische Land, dessen dauernde Behauptung doch mehr als fraglich war. Dafür daß Kasimir ihm zwei verpfändete oberschlesische Städte (Pitschen und Kreuzburg) zurückgab und sein Anrecht auf jenes Doppelherzogthum, dessen junge Erbtochter er eben als seine dritte Gemahlin heimgeführt hatte, anerkannte, verzichtete er auf einer Zusammenkunft in Ofen (nach Pfingsten 1353) auf die Lehnsherrlichkeit über Plock und ging ein Bündniß mit dem Ungarnkönige ein, in welches auch Kasimir selbst eingeschlossen wurde. Ihren vollen Abschluß fand die masowische Frage erst dadurch, daß auf der einen Seite nach dem Tode des Herzogs Kasimir der überlebende Ziemowit alle in seiner Hand vereinigten Gebiete als ein einiges Lehen von der polnischen Krone annahm (Weihnachten 1355), und als auf der andern Seite König Kasimir selbst, nachdem Karl zum Schein noch einmal die Lehnsherrlichkeit in Anspruch genommen hatte, diesen in Prag besuchte (Mai 1356) und die bisher immer zurückgehaltene Anerkennung des Vergleiches von Ofen ausdrücklich aussprach.

Solange der Friede mit den Litauern währte, hatte das polnische Reich nur mit den Tataren Krieg zu führen und fand hierbei nicht blos bei dem Papste Unterstützung, der einen Kreuzzug gegen den Feind der Christenheit predigen ließ und den Zehnten der geistlichen Einkünfte, welchen er dem Könige zu demselben Zwecke schon seit vier Jahren bewilligt hatte, auch für das fünfte Jahr zugestand, sondern erhielt kräftige Hülfe auch von dem Ungarnkönige, dessen Länder ebenfalls von den Tataren stets bedroht und oft auch heimgesucht wurden; der litauischen Hülfe entbehrend, erlagen die Heiden der vereinten Abwehr. Wie diese gemeinsame Gefahr und ihre Bekämpfung die Völker Ungarns und Polens, wie der gleiche Gegensatz gegen die Luxemburger, der trotz aller Verträge nicht zu bannen war, die Könige einander immer näher brachte, so schien die verabredete Thronfolge für Polen beide Reiche in allen ihren Gliedern einander um so inniger verbinden zu müssen, vollends als man jetzt noch einen Schritt weiter ging, der die Dauer der Vereinigung verlängern mußte. Da auch König Ludwig noch ohne Nachkommen war, so gelang es ihm, die Zustimmung Kasimir's dazu zu gewinnen, daß nöthigenfalls sein jüngerer Bruder Stephan, der bereits einen Sohn besaß, dereinst auch in Polen folgen sollte. Nachdem Abgeordnete des ungarischen und des polnischen Adels auf einer gemeinsamen Zusammenkunft ihre Einwilligung zu diesen Abmachungen in die Hände der Mutter Ludwig's, der polnischen Prinzessin, beschworen hatten, gab Ludwig den Polen die bindendsten Versicherungen in Betreff aller ihrer Rechte und Freiheiten (Februar und Juni 1355). Wenn mittlerweile für Kasimir selbst trotz seiner zweiten Verheirathung jede Aussicht auf Nachkommenschaft geschwunden schien, so hatten die ungarischen Anjou jetzt um so weniger ein ernstes Interesse daran, zur Hebung der häuslichen Misverhältnisse, die sich für jenen daran knüpften, irgendetwas beizutragen. König Kasimir hatte seine zweite Gemahlin Adelheid von Hessen sehr bald von sich gestoßen und alle Annäherungsversuche zurückgewiesen, auch die Klagen der Verstoßenen selbst und die Mahnungen des Papstes hatten seinen mehr nach sinnlicher Liebe begehrenden Sinn, dem die kirchlich fromme Fürstin in keiner Weise entsprach, umzustimmen vermocht. Als ihn endlich bei dem zuletzt erwähnten Besuche in Prag wieder leidenschaftliche Liebe zu einem jungen schönen Edelfräulein erfaßte, mit der er sich sogar insgeheim ehelich verbunden haben soll, entfloh die gekränkte Königin nach ihrer Heimat. Wie lange das illegitime Verhältniß gedauert, ist nicht weiter bekannt, die Ehe mit Adelheid von Hessen blieb aber auch ferner ungelöst. Nach sieben Jahren etwa faßte trotzdem Kasimir den Entschluß, zu einer neuen Ehe zu schreiten mit Hedwig, einer Tochter des Herzogs von Sagan, und bewog, wie es heißt, einen polnischen Abt, diese Ehe ohne Rücksicht auf die damit begangene Bigamie und auf die nach den kanonischen Bestimmungen zu nahe Blutsverwandtschaft kirchlich einzusegnen. Erst 1368 gelang es dem Könige Ludwig, der eine Nachkommenschaft bei seinem Oheim wol nicht mehr befürchtete, auch für den Fall des Ausbleibens einer solchen seine Anrechte auf die polnische Krone noch einmal hatte bestätigen lassen, seinen wiederholten Fürbitten und den klingenden Gründen, an denen er es nach Sitte der Zeit und des Ortes nicht fehlen ließ, den Zorn des Papstes zu besänftigen, sodaß der auf Adelheid's Betrieb aufgenommene Proceß niedergeschlagen und der Dispens von jenen beiden Hindernissen ertheilt wurde.

Durfte schon bis hierher die äußere Politik Kasimir's III. nicht eben als eine entschiedene und kraftvolle, als eine zu großen Erfolgen führende bezeichnet werden, so machen sich in seinen letzten Jahren Schwankungen und Zurückhaltung noch viel mehr bemerklich. Wenn es vorher unleugbar aufrichtige Friedenssehnsucht und der Wunsch, zu innern Reformen freie Hand zu behalten, gewesen ist,

was dem letzten piastischen Polenkönige meist die Waffen entwunden hat, so darf ihm für die letzten Jahre auch der Vorwurf persönlicher Schwäche nicht ganz erspart werden; denn auch im Lande selbst, namentlich in Gegenden, die der König selten betrat, wie in Großpolen, werden jetzt häufiger Klagen über aufsässige Unterthanen laut, man hört von widerspenstigen Bischöfen und weltlichen Großen.

Wenn der König trotz des Kalischer Friedens sich bisweilen noch in Urkunden und auf Siegeln als Herrn von Pommern bezeichnete, so könnte dies als aus Rücksicht auf seine Großen hervorgegangen betrachtet werden. Manches persönlich Bittere erwuchs ihm aber daraus, daß er sich öfter genöthigt sah, zu der Geldmacht des Deutschen Ordens seine Zuflucht zu nehmen und zu Verpfändungen zu schreiten, oder wenn etwa der Hochmeister Winrich von Kniprode, der zu den Litauerkämpfen nur aus dringender Rücksicht auf sein eigenes Land oder allenfalls auf den guten Ruf des Ordens zu schreiten pflegte, die geforderte Hülfe gegen die Heiden verweigerte. Doch kam es immer nicht weiter als zu gegenseitigen Klagen beim päpstlichen Stuhl. Ein ernstlicher Friedensbruch drohte nur einmal von den Masowiern her, die hart an der Grenze, aber schon auf Ordensgebiet eine Burg zu erbauen begannen, jedoch, sobald nur der Ordensmarschall mit einem kleinen Heere erschien, von dem begonnenen Werke sofort wieder abließen (1359). Im Herbst 1366 besuchte der König den Hochmeister in der Marienburg, wo er mit hohen Ehren und großer Pracht aufgenommen und bewirthet wurde, und es mochte ihm nicht unlieb sein, seinen unruhigen Großen von den großen Schätzen und den reichen Kriegsvorräthen, die man ihm dort gezeigt hatte, erzählen zu können, um ihre Kriegsgelüste zurückzudrängen. Dem Kaiser Karl gegenüber sah sich der König auch weiter noch theils durch die schlesischen Verhältnisse, besonders das Bisthum Breslau, dessen Einverleibung in die Erzdiöcese Prag der Kaiser nicht aus dem Auge verlor, theils durch seine Beziehungen zu Ludwig von Ungarn bis hart an den Ausbruch des Kampfes gedrängt. Kaum war im J. 1360 einem ernsten Zerwürfnisse dadurch vorgebeugt, daß der Kaiser beiden Königen durch Nachgiebigkeit entgegenkam, als er sie selbst wieder durch Schmähungen gegen die Königin-Witwe Elisabeth von Ungarn, Ludwig's Mutter und Kasimir's Schwester, in gerechten Zorn brachte; sie verbanden sich sofort mit den österreichischen Herzogen, und schon war Ludwig der mährischen Grenze zugezogen, als, da die andern Verbündeten nicht rechtzeitig erschienen, des Kaisers Schwiegervater, der Herzog von Schweidnitz, zunächst wenigstens eine Waffenruhe zu Wege brachte (Sommer 1362). Erst im folgenden Jahre, als sich die Curie mit Rücksicht auf einen beabsichtigten Türkenkrieg durch Absendung eines Legaten ins Mittel legte, geschah der völlige Ausgleich, indem der Kaiser, der inzwischen abermals Witwer geworden war, Kasimir's Enkelin, die Tochter Boguslaw's von Wolgast, zu seiner vierten Gemahlin nahm und um Weihnachten (1363) seine Hochzeit zu Krakau beging. Aber trotz dieser nahen Verwandtschaft währte es nicht lange, bis neue Spannung eintrat, hervorgerufen diesmal durch die auf den Gewinn der Mark Brandenburg gerichteten Bestrebungen der Luxemburger. Die Erbverbrüderung mit den wittelsbachischen Markgrafen Ludwig dem Römer und Otto, die Eheberedung zwischen Otto und einer Tochter des Kaisers, die Einnahme der Erbhuldigung durch des Kaisers ältesten Sohn Wenzel, die Einlösung der an Friedrich von Meißen verpfändeten Niederlausitz durch den Kaiser und seinen Schwiegervater von Schweidnitz, und endlich nach dem Tode des letztern der Ankauf derselben und ihre Einverleibung in das Königreich Böhmen — alles dieses und die dadurch drohende Gefahr einer so gewaltigen Vergrößerung der böhmischen Macht veranlaßte die beiden Könige, im Februar 1369 ein neues Bündniß gegen alle ihre Feinde und besonders gegen den Kaiser zu schließen, in welches bald auch andere Gegner der Luxemburger eintraten. Des Kaisers Versuch, diesen Bund seiner Gegner durch eine neue Verschwägerung zu sprengen, gelang nur zum kleinen Theil, indem er für seinen Erstgeborenen weder die Nichte Ludwig's noch eine Tochter Kasimir's zur Gemahlin erhalten konnte, sondern nur die Tochter eines Baiernherzogs. — Den einzigen Gewinn seiner äußern Politik trug Kasimir auch in der letzten Periode seiner Regierung im Südosten davon. In demselben Jahre, in welchem er den Hochmeister in dem Ordenshaupthause besuchte, hatte er sich auch an einer Litauerreise der Ritter betheiligt, und zwar indem er selbst ein Heer gegen die Heiden führte. Der Zug, von dem sonst nichts überliefert ist, muß nicht unglücklich verlaufen sein, denn der Fürst Lubart sah sich zu einem Vertrage genöthigt, in welchem er sich mit dem Gebiete von Luok und dem unmittelbar daranstoßenden Theile von Wolynien begnügte, während alles Land zu beiden Seiten des obern Bug (Wladimir, Chelm, Belz u. s. w.) den Polen überlassen werden mußte.

Im J. 1370 starb König Kasimir. Nachdem er am 8. Sept., am Feste von Mariä Geburt, gegen die Mahnung frommer Leute, wie erzählt wird, zur Jagd ausgezogen war, erlitt er tags darauf durch einen Sturz mit dem Pferde eine schwere Körperverletzung, durch unmäßiges Essen und Trinken und durch die gegen den Rath des einen Arztes unternommene Rückreise nach Krakau wurde das Wundfieber gesteigert, am frühen Morgen des 5. Nov. erfolgte der Tod. Die Leiche des letzten piastischen Königs ruht in einer Seitenkapelle der krakauer Kathedrale.

In den Augen derjenigen, welche die Größe und den Ruhm eines Fürsten nur nach seinen Kriegsthaten bemessen, würde Kasimir III. den Beinamen des Großen, welcher ihm von der Nachwelt willig beigelegt ist, wenig verdienen; aber auch die eigenen Magnaten haben ihn im Aerger, daß er ihre Kriegsgelüste zu hemmen wußte, und aus Spott, weil sein Ohr den Klagen auch des Geringsten seiner Unterthanen stets offenstand, den Bauernkönig genannt. Wenn er auch den äußern Umfang des Polenreiches nicht wesentlich erweitert hat, so hat er doch die einzelnen Theile desselben, die bis dahin fast selbständige Reiche gewesen waren und in der Person

des Königs das einzige Moment ihrer Vereinigung fast widerwillig anerkannten, zu Gliedern eines einigen Körpers zu machen sich bestrebt, in bewußter Absicht den Grund zu einem einigen Polenreiche gelegt. Damit nicht ferner „in den der Krone Polen unterworfenen Ländern die Processe in den Gerichten ungleichförmig, nach der Verschiedenheit der persönlichen Ansichten und Meinungen behandelt, damit nicht über einen und denselben Gegenstand verschieden abgeurtheilt und erkannt" werde, hatte er sich vorgesetzt, für alle polnischen Lande ein einiges Recht und Gesetz zu schaffen; „da unter einem Fürsten", so heißt es an einer andern Stelle des von ihm veranlaßten Gesetzbuches, „ein und dasselbe Land nicht verschiedenes Recht haben darf, damit es nicht einer Misgestalt mit mehrern Häuptern gleiche, so liegt es im Vortheile des Staates, daß nach einer und derselben gleichartigen Gerichtsbarkeit in allen seinen Theilen gerichtet werde." Zuerst ließ der König im J. 1347 für die beiden Haupttheile des Reiches, zu Petrikau für Großpolen, dem sich hierfür später auch die benachbarten Lande Kujawien, Lanczic und Sieradien anschlossen, und zu Wislica für Kleinpolen, gesonderte Codificationen des bestehenden Rechtes ausführen, indem erfahrene Rechtsgelehrte vorhandene schriftliche Aufzeichnungen sowie gewohnheitsrechtliche Satzungen dazu verwertheten. Erst 1368 ist mit Hinzuziehung der für solche Acte berechtigten geistlichen und weltlichen Großen aus jenen gesonderten Aufzeichnungen ein gemeinsames Rechtsbuch, das Statut von Wislica, zusammengestellt. — Um den Wohlstand des Landes zu heben, Ackerbau, Handel und Gewerbe zu fördern und damit zugleich die Einkünfte der Krone zu vermehren, wandte sich Kasimir wieder mehr, als es von seinem Vater geschehen war, der deutschen Colonisation zu: es ist eine ganze Reihe von Urkunden vorhanden, durch welche er (wie es auch die Masowier in ihren Gebieten thaten) sowol für die alten Länder als auch für die russischen Erwerbungen entweder durch Verleihung des Magdeburgischen Stadtrechtes deutsche Stadtgemeinden begründete, oder hier und dort deutsche Bauern für das platte Land hereinrief oder hereinzurufen gestattete. Daß er seinen nächsten Zweck hiermit erreichte, beweisen die zahlreichen und zum Theil großartigen Bauten, die er im Laufe der Zeit aus eigenen Mitteln aufführen konnte; aber es kann doch auch nicht geleugnet werden, daß diese Hereinziehung eines fremden Elementes der polnischen Nation in der Zukunft schwer geschadet hat, da ohne Frage zum guten Theil durch sie die Bildung eines polnischen Mittelstandes gehindert worden ist. Diejenigen Uebelstände wenigstens, welche aus den häufigen Appellationen an auswärtige Obergerichte entstehen mußten, hat auch Kasimir bald richtig erkannt, und wie für Kujawien Leslau, für Großpolen Sendomir schon längst als Oberhöfe der Städte Magdeburgischen Rechts bestanden, so hat er für das Land Halicz Lemberg und 1365 für Kleinpolen Krakau zum Oberhof bestimmt. Von den Bauten Kasimir's sei hier nur erwähnt, daß nächst dem prachtvollen Ausbau der Kathedrale zu Krakau und vielen Klöstern 11 große Kirchen genannt werden, die er hat erbauen lassen, und daß neben der von ihm erbauten und benannten krakauer Vorstadt Kazimierz nicht weniger als 38 Burgen und Städte in Polen und ihrer 7 in Halicz von ihm erbaut oder großartig erweitert sind, sodaß Dlugoß nicht unrecht sagen konnte, Kasimir habe Polen von Holz vorgefunden und es von Stein zurückgelassen. — Aus demselben Grundzuge seines Charakters wie des Gerechtigkeitsgefühls Kasimir's, auf welches schon hingewiesen wurde, ging eine andere edle Richtung, durch welche er hoch über seinen Zeitgenossen stand, hervor, seine Vorurtheilslosigkeit und Toleranz gegen Andersgläubige, die er besonders in den russischen Gebieten sowol den Anhängern der griechischen Kirche wie Juden, Mohammedanern und Tataren gegenüber zu beweisen vielfach Gelegenheit hatte. — Die größte That des Königs auf dem Gebiete des Geistes, diejenige, welche den Polen die schönsten Früchte gebracht hat, war die erste Gründung des studium generale, der Universität zu Krakau, die, seit 1362 vorbereitet, zu Pfingsten (12. Mai) 1364 vollzogen ist. Die Anstalt war zwar zunächst nur klein bemessen, auch ging sie in den auf den Tod Kasimir's selbst folgenden Wirren erst noch einmal zu Grunde, sodaß sie im J. 1400 wie von neuem gestiftet werden konnte, aber der hohe Ruhm, die erste Anregung dazu gegeben, den ersten Schritt zu ihrer Errichtung gethan zu haben, darf dem letzten Piastenkönige nicht streitig gemacht werden.

Kasimir IV., der letzte von den drei spätgeborenen Söhnen Wladislaw-Jagiello's und seiner vierten Gemahlin Sophia, der Tochter eines Fürsten von Kiew, geboren am 28. Nov. 1427, König von Polen 1447—1492.

Schon in seinem elften Lebensjahre wurde Prinz Kasimir für den böhmischen Königsthron in Aussicht genommen. Nach dem Tode Kaiser Sigismund's (starb 9. Dec. 1437) wandte sich eine, wie sich später herausstellte, sehr kleine und unbedeutende Partei in Böhmen, welche durch gewisse hussitische Elemente ihre wesentliche Kraft erhielt, von dem erbberechtigten Fürsten, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, Sigismund's Schwiegersohne, ab, um die polnischen Jagelloniden auf den böhmischen Thron zu bringen. Zuerst faßten sie den jungen König Wladislaw II. selbst, Kasimir's ältesten Bruder, ins Auge und boten ihm die Krone an. Auch in Polen selbst war nur eine Minderheit dem böhmischen Unternehmen geneigt, und da die Gegner desselben sich zu einer Conföderation zusammenthaten, welche einen früheren Beschluß, daß der König selbst stets in Polen bleiben müsse, auf ihre Fahne schrieb, so sollte Kasimir nach Böhmen geschickt werden. Trotzdem daß Albrecht in Böhmen fast allgemein anerkannt wurde und Huldigung und Krönung in Prag empfing, trotzdem daß gerade ein gewaltiger Tatareneinfall den Süden des polnischen Reiches weithin verwüstete, ging ein polnisches Heer im Sommer 1438 nach Böhmen; da es aber durch den dortigen Zuzug auf kaum 12,000 Mann anwuchs und der doppelt so großen Uebermacht Albrecht's nicht entgegenzutreten wagte, so verschanzte es sich bei Tabor in einer Wagenburg, die zwar von Albrecht nicht genommen werden konnte, aus welcher aber die Polen bald verzweifelnd abzogen. Auch Vermitte-

ngsversuche führten zu keinem Ausgleich, und die Po-
n wandten sich zunächst gegen die schlesischen Fürsten, die,
von beiden Seiten angegangen und angegriffen, in schlimme
Bedrängniß kamen. Man brachte es nur zu einem
Waffenstillstande, die beabsichtigte Zusammenkunft der bei-
den Könige selbst aber konnte nicht mehr vor sich gehen,
da Albrecht II. am 27. Oct. 1439 starb. Während es
einige Zeit darauf dem Könige Wladislaw gelang, die
durch Albrecht's Tod gleichfalls freigewordene ungarische
Krone, nicht eben zum Vortheil seines angestammten Rei-
ches, zu gewinnen, mußte es sich Kasimir daran genü-
gen lassen, daß man ihn in Polen wol als „erwählten
König von Böhmen“ bezeichnete. Für die in Böhmen
erlittene Niederlage erhielt Kasimir bald anderwärts rei-
chen Ersatz. Als am Palmsonntage (20. März 1440)
der Großfürst Sigismund von Litauen, der Sohn des
großen Witowd, der sich zuletzt wüster Grausamkeit, zu-
mal gegen die Bojaren, hingegeben hatte, auf Betrieb der-
selben ermordet worden war, entstand wegen der Nach-
folge eine Spaltung unter dem Adel: eine Partei hielt
zu Michael, dem Sohne des Ermordeten, eine andere zu
Swidrigiello, einem Bruder Jagiello's, die mächtigsten
unter den Bojaren aber beschlossen, Kasimir die Groß-
fürstenwürde anzubieten. Obgleich, als die litauische
Gesandtschaft nach Polen kam, der König selbst sich be-
reits auf dem Zuge nach Ungarn befand, gingen der
Statthalter und die andern gerade maßgebenden Polen
sofort auf das Anerbieten ein und führten den jungen
Prinzen nach Wilna. Während aber die Polen von der
Absicht geleitet wurden, die polnisch-litauische Union in
der Richtung der größeren Abhängigkeit des Großfürsten-
thums von der Krone weiter auszubilden und daher die
oberste Würde dem Könige selbst vorzubehalten, Kasimir
nur als Herzog, als Statthalter über Litauen zu setzen
gedachten, mußten die Litauer, sobald sie dieses merkten,
den jungen Fürsten zu entführen und riefen ihn zu ihrem
Großfürsten aus. Die neuen Hoffnungen der so ge-
täuschten Polen, sich dennoch in die innern Angelegenhei-
ten Litauens einmischen zu können, als Michael, der Ka-
simir anerkannt hatte, wegen der Ausdehnung seines vä-
terlichen Erbes mit der großfürstlichen Regierung in Zwist
[illegible] und gleich den masowischen Herzogen, die auf li-
tauische Gebiete Anspruch erhoben, die Entscheidung der
[illegible] schlugen ebenfalls gänzlich fehl. Denn Mi-
[illegible] Veranstaltung eines Mordanschlages auf
[illegible] zugeschoben wurde, mußte fliehen, und
[illegible] gegen die Masowier, der in der That
[illegible] da man auch polnischerseits vor dem
[illegible] 1444 durch einen Vergleich
[illegible] die Herzoge mit einer Geldent-
[illegible] kleinen Gebiete begnügten.
[illegible] Gebiet von Luck, wenn
[illegible] Kronlehen, womit die litaui-
[illegible] zufrieden geben mußten, und
[illegible] nun das polnische Reich
[illegible] nach fremden Kro-
[illegible] Abenteuer zu Grunde
[illegible] keit und finanzi-

ellen Ruin, durch innere Fehden [illegible]
daß schließlich der Reichstag den jungen [illegible]
nach einem siegreichen Türkenfeldzuge den [illegible]
günstigen Frieden von Szegedin (1. Aug. 1444) mit dem
Feinde der Christenheit abgeschlossen hatte, aufs drin-
gendste heimrief, schien sich Litauen zu neuer Blüte zu
erheben und auch nach außenhin einen gewaltigen Auf-
schwung zu nehmen. Die Männer, welche für den un-
mündigen Fürsten an der Spitze des Landes walteten,
wußten ringsum mit vollem Nachdruck aufzutreten: die
großen Handelsrepubliken Nowgorod und Pskow ließen
sich von Kasimir Hauptleute einsetzen, die benachbarten
russischen Theilfürsten schlossen sich ihm an, und selbst
der Großfürst von Moskau zitterte vor ihm, die Ta-
taren der Krim baten ihn um einen Chan, der Fürst
von der Moldau wollte mit ihm „dieselben Feinde und
dieselben Freunde gemeinsam haben“, und auch der Hoch-
meister des Deutschen Ordens begann sich dem Groß-
fürsten wieder zu nähern.

Wenige Wochen nach dem Frieden von Szegedin
begann bereits der zweite Türkenkrieg Wladislaw's, ver-
anlaßt durch den dem jungen Könige von seinen kirchli-
chen Rathgebern abgedrungenen Eidbruch. Am 10. Nov.,
in der eben so furchtbaren wie erbärmlichen Niederlage
des Christenheeres, fand Wladislaw sein noch heute räth-
selhaftes Ende; lange aber hoffte man überall auf seine
Wiederkunft, länger in Polen als in Ungarn, am läng-
sten wol sein Bruder Kasimir. Wenn dieser, der für
Polen unbedingt zur Erbfolge berechtigt war, dem Rufe
der Polen längere Zeit widerstand, so war für die erste
Zeit der Hauptgrund zu dieser Zurückhaltung jene stille
Hoffnung, dann aber machten ihn die traurigen Zustände
Polens selbst und vielleicht mehr noch das augenblickliche
Verhältniß seines Großfürstenthums zur Krone sehr bedenk-
lich; war doch durch seine eigene, gegen den Willen des Kö-
nigs geschehene und noch immer unbestätigt gebliebene
Erhebung zum Großfürsten die polnisch-litauische Union
thatsächlich gelöst, konnten doch die Litauer infolge dessen
ihr Land wieder als vollkommen selbständig dastehend
betrachten. Von Unentschlossenheit und Schwäche, von
einer Scheu vor den Geschäften der Regierung, die dem
Könige Kasimir IV. in Polen selbst die Zeitgenossen wie
alle späteren Geschlechter vorzuwerfen pflegen, ist er wie
sonst auch hier durchaus freizusprechen. Auf die Einla-
dungen der beiden ersten polnischen Reichstage (vom April
und August 1445), den väterlichen Thron zu besteigen,
antwortete Kasimir unter Berufung auf die Unsicherheit
aller Nachrichten über das Schicksal seines Bruders zunächst
ausweichend, und ganz ebenso einer Gesandtschaft, welche,
vom Primas-Erzbischofe von Gnesen geführt und, von
der Königin-Mutter begleitet, zu Ende des Jahres zu
ihm nach Grodno kam. Dann stellte er die Forderung
auf, mit der Entscheidung noch einige Jahre zu warten,
drohte aber zugleich mit Gewalt zu antworten, wenn man
einen andern wählen sollte. Empört sahen sich die Po-
len nun gerade nach andern Candidaten für die Krone
um: den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg,
der einst für Kasimir's Schwester zum Gemahl bestimmt

und vor Kasimir's Geburt in Polen erzogen war, schlugen die einen vor, an deren Spitze der Bischof Zbigniew Olesnicki stand, diejenigen, welche Polen in der festen Gefolgschaft der römischen Curie festhalten wollten, die „Nationalen" dagegen den Herzog Boleslaw von Masowien. Schon war Boleslaw wirklich gewählt, als Kasimir endlich einlenkte. Den Masowier ließen die Polen zwar sofort fallen, aber so groß war das Mistrauen auf beiden Seiten, daß man sich nicht zu einer gemeinsamen Berathung zu vereinigen wagte. Polnische Bevollmächtigte einigten sich endlich mit Kasimir unter Zurücksetzung aller Streitfragen zunächst (zu Michaelis 1446) nur dahin, daß die Krönung Kasimir's am Johannistage 1447 stattfinden sollte. Zu jenen besondern Streitpunkten, die neben der allgemeinen Frage der Union, und wol mehr noch als diese, beide Völker zur Feindschaft gegeneinander bewegten, gehörten vor allem die einst durch Kasimir III. für Polen eroberten Lande Podolien und Wolynien, die später an Witowd übergeben und nach seinem Tode von Sigismund ausdrücklich als polnische Kronlehen anerkannt waren, und welche jetzt die Polen eingezogen hatten, die Litauer aber, an die sich inzwischen auch Swidrigiello mit Luck angeschlossen hatte, natürlich zurückverlangten; auch dieser Streit blieb vorläufig ungeschlichtet. Die Gesinnung der Litauer gegen die Polen und die für Kasimir daraus erwachsene große Schwierigkeit, die ihn zur äußersten Vorsicht nöthigte, leuchtet deutlich genug aus dem Statut hervor, welches sie sich von ihm unmittelbar vor seinem Abzuge nach Polen verbriefen und eidlich beschwören ließen: außer der üblichen Bestätigung aller Rechte der Prälaten, des Adels und der Städte von Litauen, Rußland und Samaiten und gewissen Versicherungen über Gerichtsbarkeit, Heerdienst, Eigenthumsverfügung, Abgaben und Leistungen u. dgl. verpflichtet sich der Großfürst insbesondere, keine Ausländer in Aemter, Würden und Nutznießungen zu bringen, Ausdehnung und Grenzen des Landes aber so zu erhalten, wie sie unter seinen Vorgängern und besonders unter Witowd gewesen wären. So bindende Rücksichten waren es, die in Zukunft alle Schritte Kasimir's seinen Litauern gegenüber bedingten; vielfach traurig, theilweise verzweifelt waren vollends die Verhältnisse, welche er in Polen vorfand, und die ihm nach allen Richtungen hin die engsten Schranken auflegten.

Sonntag den 25. Juni 1447 wurde zu Krakau die Krönung Kasimir's IV. durch den Primas des Reiches vollzogen. Von einer Bestätigung der Rechte und Freiheiten des Landes und seiner Stände wurde vorderhand abgesehen.

Während der ersten acht Jahre seiner Regierung fand der junge König auf allen seinen Wegen den krakauer Bischof als seinen bald offenen, bald versteckten Gegner, der immer heftigeren Zorn faßte, je mehr er inne wurde, daß Kasimir sich weder daheim beherrschen, noch gleich seinem unglücklichen Bruder in abenteuerliche, den universalistischen Plänen der Curie dienende Unternehmungen fortreißen ließ. Unmittelbar nach der Krönung ließ Kasimir mit Zustimmung der Prälaten und Herren dem Papste Nikolaus V. die so lange von Polen zurückgehaltene Obedienz erklären, und bei dieser Gelegenheit hoffte Zbigniew die Cardinalswürde, die ihm zwar schon 1439 ertheilt, aber in Polen zu führen versagt war, anerkannt zu sehen, und bat den Papst um Uebersendung der Insignien. Wie aber der Primas von Gnesen durch eine solche Erhöhung seines Suffragans seine Metropolitanrechte beeinträchtigt und die Großpolen überhaupt den Vorrang ihres Landes gefährdet sahen, so glaubte auch der König die Macht des durch seine ausgebreitete Verwandtschaft einflußreichen Mannes, dessen Ziele ihm für das Reich schädlich schienen, nicht weiter anwachsen lassen zu dürfen, und es gelang in der That, die Erfüllung des innigsten Wunsches des Bischofs volle zwei Jahre hinauszuschieben; erst als Zbigniew, nicht ganz der Wahrheit gemäß, die Ueberwindung eines wiklefitischen Ketzers (Galka) für sich ins Feld führte, gelangte der rothe Hut in seinen Besitz. Schon bei dem nächsten Reichstage (December 1449) brach der befürchtete Skandal aus und ließ es zu keinen ruhigen Berathungen und Beschlüssen kommen. Auf dem Reichstage von 1451 kam endlich ein Gesetz zu Stande, nach welchem in Zukunft kein polnischer Geistlicher die Würde eines Cardinals oder Legaten annehmen sollte; um für jetzt jeden Streit zwischen dem Cardinal von Krakau und dem Erzbischofe zu vermeiden, soll von ihnen beiden immer nur derjenige in den Reichstagssitzungen erscheinen, den der König dazu berufen wird, der andere seine Stimme von seiner Wohnung aus abgeben; die Krönung eines Königs oder einer Königin hat stets nach seinem alten Rechte der Erzbischof zu vollziehen, mag der Cardinal dabei zugegen sein oder nicht. Diese offenbare Niederlage wußte der Cardinal genugsam zu entgelten. Besonders daß der König den Eid auf die Verfassung und den Bestand des Reiches selbst immer nicht leistete, ja mit Rücksicht auf die den Litauern gegebenen Zusagen ohne Einwilligung derselben nicht leisten konnte, gab dem Bischofe vielfach Gelegenheit, dem jungen Fürsten bittere Vorwürfe ins Gesicht zu sagen. Da die Litauer von ihren Forderungen wegen der russischen Gebiete durchaus nicht abgehen wollten, so zerschlug sich ein Reichstag nach dem andern. Erst zu Petrikau um Johannis 1453, als die Mitglieder des Reichstages sich bereits dahin geeinigt hatten, daß der König für alle seine Beschlüsse an die Zustimmung von vier polnischen Räthen gebunden sein sollte und kein Litauer ihn nach Polen begleiten dürfte, gab der König den Vermittelungen der Mutter nach, beschwor, und zwar in die Hände Zbigniew's, die Rechte der Polen und verpflichtete sich alle „ungerechterweise" der Krone entfremdeten Landestheile zurückzuschaffen und auch Litauen, Rußland, Podolien und die Moldau niemals von der Krone Polen zu trennen. In der Moldau, wo seit einer Reihe von Jahren bald Bruder gegen Bruder oder Oheim gegen Neffen, bald legitime Erben gegen Bastarde um die Herrschaft kämpften, auch wol der eine oder der andere Prätendent die polnische Hülfe anrief und erhielt, hatten in letzter Zeit die Obsiegenden stets die Oberhoheit der polnischen Krone anerkannt.

Wenn man den jungen König auch in der Folgezeit gern dem Kronlande den Rücken wenden und, die Polen sich selbst überlassend, sich mit Vorliebe in Litauen aufhalten sieht, so gibt ein Blick auf die polnischen Zustände die ausreichende Erklärung dafür; daß es ihm durchaus nicht an Kraft und Geschick, noch an gutem Willen zur Regierung fehlte, zeigte sich dort, wo er sich nicht gehemmt sah, wo man ihm noch freudig und willig entgegenkam, deutlich genug, indem er dem Großfürstenthume die Stellung, welche demselben einst seine Vormünder nach Norden, nach Osten und nach Süden errungen hatten, durchaus aufrecht zu halten verstand. — Zu solchen auswärtigen Kriegen, bei welchen der König die Kosten tragen mußte, und wo Kriegsbeute, auch wol Land zu gewinnen war, saßen die polnischen Herren nicht ungern auf, wenn aber die Tataren hereinbrachen, so verweigerten sie die Hülfe und schoben dem Könige und seinen eigenen Leuten die Pflicht der Landesvertheidigung zu, ja sie warfen ihm wol, da die Tataren Litauen, wo sie kräftigeren Widerstand fanden, meist unbehelligt ließen, vor, daß er die Feinde über Polen hereingerufen hätte. Wo es in den eigenen Gebieten, zumal an der ungarischen und an der schlesischen Grenze galt, den Räubereien der eigenen Brüder gegen die Landsleute und den alltäglichen, den Handel völlig hemmenden Fehden über die Grenze hin, die natürlich von der andern Seite stets gleiche Erwiderung fanden, Einhalt zu thun, sollte ihrer Meinung nach der König selbst einschreiten. Der Weg aber, welchen der Cardinal Zbigniew nach wie vor der polnischen äußern Politik vorgezeichnet wissen wollte, die Ausdehnung der polnischen Machtsphäre, wie sie Litauen gegenüber immerhin stark angebahnt war, auch nach Böhmen und Ungarn hin und weiter der Gebrauch derselben zu den Zwecken der Curie, entsprach nicht dem bedächtigen Sinne des Königs. Schlesien zurückzugewinnen wäre in jener Zeit, wo man dort das böhmische Hussitenthum verabscheute und der hussitische Gubernator für den unmündigen Böhmenkönig geradezu ein Greuel war, nicht allzu schwer gewesen, jedoch den Wünschen und Bestrebungen Zbigniew's zu folgen und selbst thätig einzugreifen, davor scheute der König zurück, und das um so mehr, als an dem Punkte, wo man im Augenblicke hätte einsetzen müssen, des Cardinals eigene Interessen, die Interessen seines Bisthums, ins Spiel kamen. Schon bei der Ordnung der schlesischen Händel während der Zwischenregierung war das zum Herzogthum Ratibor gehörige Fürstenthum Siewierz (Severien) in den Besitz des Bisthums Krakau gekommen; der bischöfliche Hauptmann aber, durch seine Fehdelust berüchtigt, reizte durch seine unaufhörlichen Raubeinfälle die benachbarten Herzoge zu Rachezügen ins polnische Gebiet und rief dadurch einen vollen Krieg herein, welcher, da die böhmische Regierung zu helfen außer Stande war, damit endete, daß der Herzog von Auschwitz sein Fürstenthum, welches kirchlich unter Krakau stand, zuerst (1453) von Polen zu Lehen nahm und es zuletzt (Februar 1457) an die Krone Polen verkaufte. Ungarn gegenüber standen damals gar die Familieninteressen Zbigniew's im Vordergrunde. Das schon längere Zeit an Polen verpfändete ungarisch-polnische Grenzland der Zips hatte König Wladislaw II. vor seinem Türkenzuge weiter an Zbigniew verpfändet und dieser dann für seine Familie in Besitz genommen und einem Hauptmann übergeben, der sich gleichfalls bereits als Wegelagerer einen Namen gemacht hatte und sein Handwerk hier fortsetzte. Als schließlich die zipser Städte einem ungarischen Freibeuter tributpflichtig wurden und der König auch hier jede Einmischung verweigerte, sparte der Bischof, nach seiner Art schlechten Willen voraussetzend, nicht die allerbittersten Vorwürfe; durch Johann Hunyad's Vermittelung wurde zwar die Zips endlich wieder frei (1451), doch mußte der Bischof noch lange Entschädigungen zahlen. Wenn der König so fortwährend auf der einen Seite die Widerspenstigkeit der vom Cardinal geleiteten Kleinpolen, ihre ausgesprochene Abneigung gegen Ordnung, Ruhe und Pflichterfüllung ansehen und auf der andern Seite die schmählichsten und in schmählicher Weise ausgesprochenen Vorwürfe des Cardinals anhören mußte, der sich zuletzt in furchtbarer Erbitterung und unerhörtem Uebermuthe so weit hinreißen ließ, ihm absichtliche Vernachlässigung der Polen und wissentlich schlechte Regierung offen vorzurücken und mit dem Banne der Kirche zu drohen, so floh er in die Wälder Litauens. In dem Hauptpunkte seiner Bestrebungen war der Cardinal für die nächste Zeit völlig unterlegen, und nur für die weitere Zukunft gelang es ihm, den Weg in dieser Richtung wenigstens offen zu halten. Schon lange hatte man, jedenfalls zunächst in kirchlichen Kreisen, an eine eheliche Verbindung zwischen den Jagellonen und den Habsburgern gedacht und darum geplant, wenn aber immer nichts zu Stande gekommen war, so hatte das wesentlich an der in Pest herrschenden Abneigung gegen eine Verbindung mit der Familie eines Heiden gelegen, denn König Kasimir hatte Elisabeth, die noch freie zweite Schwester des nachgeborenen Ladislaus, heirathen sollen; erst nachdem auch die Mutter einige Zeit verstorben war, wurden die Verhandlungen ernstlicher aufgenommen, endlich im August 1453 zu Breslau der Ehevertrag abgeschlossen und am 10. Febr. des folgenden Jahres die Vermählung in der Kathedrale zu Krakau vollzogen, jedoch nicht vom Cardinal-Bischof, sondern von dem berühmten Reiseprediger Johann Capistrano, der sich damals auf Zbigniew's Veranlassung in Polen aufhielt; die Salbung aber und die Krönung der funfzehnjährigen Königin verrichtete ebendaselbst ganz dem Statute von 1451 gemäß der Primas des Reiches.

Gerade in den Tagen der Vermählung Kasimir's fanden Verhandlungen ihren Abschluß, die schon einige Zeit insgeheim geführt waren, und deren Resultat für die Entwickelung der östlichen Verhältnisse von entscheidender Wichtigkeit geworden ist. Eben das Geheimniß, in das sie sich damals zu hüllen wußten, läßt auch heute keinen klaren Einblick in ihre Entstehung und ihre Fortschritte gewinnen. Nachdem im Ordenslande Preußen ein heftiger Streit zwischen den Unterthanen von Landen und Städten und den Herren, den Rittern des Deutschen Ordens, bereits über ein Menschenalter obgewaltet.

zuletzt aber fast erlöschen zu wollen den Anschein genommen hatte, war er mit dem Regierungsantritte des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen (März 1450) von neuem heftiger entbrannt und spitzte sich schnell zum Entscheidungskampfe zu. Man kann wol bemerken, daß der Verkehr der Polen im Kulmerlande, beim Adel und in den Städten, immer reger wurde, auch der verwandtschaftlichen Beziehungen mit den Polen gab es im Südwesten des Ordenslandes nicht wenige, aber die ersten bedenklichen Aeußerungen politischer Natur über Hinneigung der Preußen zu Polen verlauten doch erst im Herbste 1452, wo man den Mitgliedern des „preußischen Bundes", der Vereinigung der Unzufriedenen, glaubte nachsagen zu dürfen, daß sie gesonnen wären, wenn sie sich anders der wirklichen oder vermeintlichen Gewaltthätigkeiten ihrer Herren nicht erwehren könnten, „sich an den Herrn König zu Polen zu geben". Da in dieser Zeit die oberste Leitung des Bundes in die Hände eines engeren Ausschusses gegeben wurde, so ist natürlich von allen bedenklichen und verfänglichen Verhandlungen erst recht wenig in die Oeffentlichkeit und bis auf die Nachwelt gedrungen. Auf der andern Seite fanden die Preußen ein Entgegenkommen in Polen zunächst bei den adeligen Herren, und hier wol in weitem Maßstabe, da die Aussicht auf Krieg und Kriegserwerb, auf neue Aemter und weiteren Grundbesitz höchst verlockend wirkte. Aber auch unter den höheren Würdenträgern zeigten sich mehrere als entschiedene Freunde und Förderer des Bundes: neben einigen Kastellanen und Woiwoden auch der Kanzler des Reiches, ferner der Primas von Gnesen, wiederum der Cardinal von Krakau und einige andere Bischöfe: Selbst die Königin-Mutter nahm sich öfter der Sache der Preußen an und suchte im Sinne derselben auf ihren königlichen Sohn einzuwirken. Der König selbst hielt sich durchaus in den Schranken, welche ihm der letzte mit dem Orden abgeschlossene Friede, der „ewige" Friede von Brzeszcz von 1435, auferlegte. Einer Bundesgesandtschaft, welche im Juni 1453 nach Polen kam, um beim Könige und bei den Herzogen von Masowien den Bund gegen Verunglimpfungen zu rechtfertigen, die der Hochmeister dort gegen sie ausgestreut haben sollte, erwiderte Kasimir, während er allerdings den Inhalt ihres Bundbriefes für durchaus ehrlich, redlich und nicht unbillig erkannte, daß ihr Herr keine gegen Ehre und Glimpf gerichtete Klage wider sie in Polen erhoben hätte, und betonte es wiederholt als seinen dringendsten Wunsch, eine gütliche Einigung zwischen Herrschaft und Unterthanen in Preußen herbeigeführt zu sehen. Nur wenige Wochen später aber schreibt er bereits dem Hochmeister, daß ihm die an ihn selbst gerichtete Bitte der Preußen, sie laut des ewigen Friedens zu beschirmen und zu sichern, gerecht und redlich erschiene, aber er wolle doch nicht anders denn als wahrhaftiger und friedsamer Mittler zwischen dem Orden und seinen Unterthanen eintreten; er bittet und mahnt ihn „Friede, Eintracht und die vorige Liebe wieder ganz zu machen und alle Dinge mit gutem Frieden zu berichten". Man sieht, die Vorstellungen der Bündner und ihrer polnischen Freunde, daß die Herrschaft der Ritter in Preußen nur ein Ausfluß polnischer Gnade wäre, und daß die Ritter sich stets nur undankbar und friedbrüchig gegen die Krone Polen benommen hätten, begannen auch beim Könige zu wirken. Wenn der König auch weiterhin noch zurückhaltend blieb und auch bisweilen noch an den Hochmeister begütigende Briefe schrieb, so ist es schwer zu sagen, ob nur noch die bestimmten Anträge und Aufforderungen der Preußen fehlten, oder ob den König die eigene Scheu vor einem vielleicht schweren Kriege zurückhielt, oder ob nicht endlich mehr als dieses die höchst bedenklichen Verhältnisse in Litauen hemmend einwirkten, wo die unverhohlen hervortretenden Absichten der Polen auf die streitigen Gebiete, zumal augenblicklich auf das Gebiet von Luck, und auf die völlige Einverleibung Litauens in die Krone gerade damals so böses Blut machten, daß man an die Aufstellung eines neuen Großfürsten dachte und sich sogar klagend an den Hochmeister wandte. Erst in den Tagen unmittelbar nach der Hochzeit des Königs fiel, wie schon bemerkt, die Entscheidung.

Vielleicht an demselben Tage, an welchem der preußische Bund dem Hochmeister und seinen Rittern den Absagebrief zuschickte, am 4. Febr. 1454, ging eine große Bundesgesandtschaft nach Polen ab und traf am 18. Febr. in Krakau ein. Nachdem alle Bemühungen des gleichfalls anwesenden Ordenstreßlers, die Beschwerden und Klagen der Preußen zu entkräften und die Unrechtmäßigkeit ihrer Unterwerfungsanträge darzuthun, vergeblich geblieben waren, stellte der König am 22. Febr. seinen Entsagebrief gegen den Hochmeister aus und nahm am 6. März das ganze Ordensland Preußen in seinen und der Krone Besitz. Fast schien es im Anfange, als würde es zur thatsächlichen Erringung dieses Besitzes kaum noch eines ernstlichen Kampfes bedürfen, denn binnen wenigen Wochen fielen fast sämmtliche Burgen nnd Städte theils durch Verrath und Ueberrumpelung, theils durch Feigheit der Besatzungen in die Hände der Aufständischen, und die Burgen wurden zum größten Theil vernichtet. Auch der Heerhaufe, welchen der König mitführte, als er im Mai, von seiner jungen Gemahlin und hohen Würdenträgern des Reiches begleitet, zur Einnahme der Huldigung nach Preußen zog, kam nicht zu kriegerischer Thätigkeit. Im Spätsommer aber ließ sich Kasimir bewegen, mit einem andern Heere, welches zu wirklich kriegerischer Thätigkeit bestimmt war, nach Preußen zu ziehen. Während die Marienburg selbst, das Ordenshaupthaus, von den Danzigern und des Königs eigenen Hofleuten vergebens belagert und berannt wurde, galt es Konitz zu nehmen, welches fast allein noch links von der Weichsel im Besitze des Ordens war und den aus Deutschland heranziehenden Söldnern als Sammel- und Stützpunkt diente. Mit einem großen Heere, das sich in Führern und Mannschaft nicht sonderlich durch Kriegstüchtigkeit ausgezeichnet zu haben scheint, langte der König im September in Pomerellen an. Wie sich das gemeine Volk schon im eigenen Lande in Räubereien hatte gehen lassen, so machten die Herren zwei Meilen vor Konitz, bei Zirkwitz, ihren weiteren Gehorsam von der Gewährung gewisser

Zugeständnisse abhängig, die sich wahrscheinlich auf die Beschränkung der den Juden gewährten Freiheiten bezogen. Statt geschultere Truppen von der Belagerung der Marienburg und andere Verstärkungen heranzuziehen und die ankommenden Ordenssöldner nach Konitz einrücken zu lassen und sie dort einzuschließen, wurde im Vertrauen auf die Uebermacht sofort zum Angriff geschritten: bei Konitz selbst erlitten so die Polen am 18. Sept. durch die von der Stadtbesatzung verstärkten Söldner eine schimpfliche und verlustreiche Niederlage, aus welcher Kasimir selbst nur mit knapper Noth nach Thorn entkam. Auch das Belagerungsheer vor Marienburg löste sich infolge dessen sofort auf. Ein zweiter Einfall in Preußen, den der König im November desselben Jahres in der Hoffnung, daß der Hochmeister bei dem völligen Mangel an Geldmitteln von seinen Söldnern verlassen und dagegen von den Aufständischen des Niederlandes, des östlichen Theiles von Preußen, zugleich im Rücken angegriffen werden würde, in das Kulmerland hinein unternahm, brachte keinen Erfolg: nicht einmal ein so kleiner und schwach besetzter Ort wie das Städtchen Lessen konnte trotz mehrwöchentlicher Umlagerung von den Polen zur Uebergabe gezwungen werden, sie mußten vielmehr nach etwa zwei Monaten aus dem völlig ausgesogenen Lande völlig unverrichteter Sache heimziehen. Nur das hatten die Polen vermocht, daß sie beim Aufbruch zum Kriegszug unmittelbar an der preußischen Grenze bei Nessau (Nieszawa) ihrem Könige neue Zugeständnisse, neue Erweiterungen der Vorrechte des Adels (man weiß nicht recht von welcher Art) abgetrotzt hatten. Auch die preußischen Kriegszüge des folgenden Jahres brachten den König und die polnische Sache nicht um einen Schritt weiter, während es dem Orden gelang, da auch unter den Abgefallenen selbst die Erfolglosigkeit der polnischen Kriegführung, die vom Bunde geforderten hohen Leistungen und die furchtbare Verwüstung des Landes Unzufriedenheit und Misstimmung erregten, an vielen Enden Verlorenes wieder zu gewinnen. Dazu legte sich jetzt der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg, dessen Beziehungen zu Polen schon oben erwähnt sind, als Vermittler zwischen die Streitenden, und wenngleich seine Vorschläge nicht die Zustimmung des Königs fanden, wenngleich der einzige positive Erfolg, den er erreichte, ihm selbst zufiel, indem er die Neumark, und zwar mit erweiterten Grenzen, zurückkaufte, so dienten die Verhandlungen, welche er zuerst in Bromberg mit dem Könige persönlich und dann zu Mewe mit den Abgesandten desselben führte, wenigstens dazu, Unterbrechungen in die Kriegführung zu bringen. Wenn dieser Kampf des Slawenthums gegen das Deutschthum an der baltischen Südostküste, obwol die Polen aus eigener Kraft, aus ihrem eigenen Wesen heraus bitter wenig einzusetzen hatten, dennoch schließlich zu ihren Gunsten ausschlug, so lag das lediglich daran, daß der Gegner, auf sich selbst gestellt, ohne Hülfe gelassen, zuletzt in sich zusammenbrach. Das Land wurde verwüstet, Tausende von Ortschaften niedergebrannt oder verlassen; wie der Ackerbau, so lagen auch in den kleinen Städten Handel und Gewerbe vernichtet zu Boden, während auf der andern Seite Danzig allein, der einzige preußische namhafte Exporthafen neben dem unbedeutenden Elbing und dem noch unbedeutenderen Königsberg, dessen Handel weniger trotz des Krieges als vielmehr, da ihm nunmehr das ganze polnisch-russische Hinterland offen lag, durch den Krieg einen gewaltigen Aufschwung nahm, fast die ganzen Kriegskosten des Bundes, ja zuletzt die Ausgaben des polnischen Reiches für den preußischen Krieg decken mußte. Unabhängigkeit erstrebend und dabei selbst verarmt, verweigerten die deutschen Balleien des Ordens und das livländische Meisterthum beinahe immer dem Hauptlande die Hülfe; niemand aber war mehr gesonnen, „um Gottes, der lieben Mutter Maria und der eigenen Ehre willen" dem Orden zuzuziehen. Von Monat zu Monat wuchsen die Schuldforderungen der Ordenssöldner und mit ihnen die Geldnoth des Hochmeisters. Nachdem er das ganze Land Preußen den Söldnerhauptleuten verpfändet hatte, verkauften endlich die böhmischen Führer, während wenigstens von diesem schmachvollen Handel die deutschen Hauptleute ihre Hand fern hielten, am 15. Aug. 1457 die von ihnen besetzten Städte und Schlösser, darunter das Ordenshaupthaus selbst, an den König von Polen; schmählich beschimpft und mishandelt, entfloh der Meister heimlich nach Königsberg, am 7. Juni hielt der König, von Danzig kommend, seinen Einzug in die Burg. Damit war das Schicksal des Ordens und seines Landes endgültig entschieden. Mochte sich der Krieg danach auch noch fast ein volles Jahrzehnt hinschleppen, er konnte, wie er verlief, ohne jede hervorragende Kriegsthat, ein Verwüstungskrieg ohne gleichen, an dem Hauptergebniß nichts ändern, er erstarb in sich selbst, als endlich die Kräfte beider Theile erschöpft waren. Ob aber dem polnischen Reiche, welchem die Verschmelzung mit Litauen noch immer nicht gelingen wollte und das Festhalten der jüngsten russischen Erwerbungen noch manchen Kampf kostete, welches gleich darauf auch zu unmittelbarem Eingreifen in die Verhältnisse des slawischen Nachbarlandes im Südwesten veranlaßt wurde, dieser Sieg in Preußen und der dadurch herbeigeführte Gewinn an Gebiet von Vortheil gewesen ist, diese Frage könnte doch kaum bejaht werden. So viel aber darf jetzt nicht mehr bestritten werden, daß seit jener Zeit die innere Entwickelung des polnischen Reiches eine unheilvolle Wandlung genommen, daß als eine weitere Folge des preußischen Krieges eine langsam zum Verderben führende Zersetzung platzgegriffen hat. Die Parlamente, die Reichstage bestanden bisher im wesentlichen aus den Räthen des Königs und daneben aus der bald größeren, bald geringeren Anzahl der zufällig anwesenden Ritter. Bei den unaufhörlichen Steuerforderungen, welche der langwierige Krieg nöthig machte, lehnten die Reichstage bald die Bewilligungen ab und wiesen den König an die Landtage der einzelnen Woiwodschaften, und von diesen wiederum machten bisweilen, um nicht vereinzelt vorzugehen, die einen ihre Bewilligung von der Zustimmung der andern abhängig, so 1467 der kleinpolnische Landtag von dem Verhalten des großpolnischen. Endlich berief Kasimir 1468 zum Reichstag

nach Petrikau Abgesandte aus den einzelnen Verwaltungsbezirken, und zwar aus jedem Kreise je zwei, welche von den Adeligen des Kreises frei gewählt werden sollten; da diese „Landboten“ aber streng an die ihnen von ihren Wählern gegebenen Aufträge gebunden waren, so mußten die Reichstage oft gleich dem von 1468 selbst ohne jeden Beschluß verlaufen. Da die geistlichen und die weltlichen Würdenträger des Reiches fernerhin eine gesonderte, jedoch zu selbständigen Beschlüssen nicht berechtigte Körperschaft bildeten, den Senat, so lag das Hauptgewicht der Entscheidung in der Landbotenstube.

Nachdem der jugendliche Ladislaus, Albrecht's II., des römisch-deutschen, böhmischen und ungarischen Königs nachgeborener Sohn, der selbst die Kronen von Ungarn und Böhmen getragen hatte, gestorben war, gehörte zu den Bewerbern um die Nachfolge in Böhmen auch der Polenkönig Kasimir, der wegen seiner Gemahlin Ansprüche erheben zu dürfen glaubte, obwol, wennschon auf weibliche Erbfolge Rücksicht zu nehmen gewesen wäre, ohne Frage die nach Sachsen verheirathete ältere Schwester den Vorzug verdient hätte. Aber die Böhmen wählten sich den bisherigen Gubernator, den Hussitenführer Georg von Podiebrad (2. März 1458). Die durch den Miserfolg bei der böhmischen Königswahl entstandene Spannung zwischen Polen und Böhmen, welche auf polnischer Seite in der Besorgniß wegen des Heirathsgutes der Königin, auf böhmischer in dem Verluste von Auschwitz und Zator neue Nahrung fand, ließ wiederum eine Rückeroberung Schlesiens nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit erscheinen, aber der nicht endende preußische Krieg und die wachsende Unzufriedenheit der Polen über den ihrer Meinung nach unthätigen, mehr dem Jagdvergnügen in den litauischen Wäldern als den Staatsgeschäften obliegenden König legten unüberwindliche Hemmnisse entgegen. König Georg war es dann, der, als ihm von ungarischer und von österreichisch-deutscher Seite her zunächst der Kampf drohte, den ersten Schritt zur Annäherung that, und charakteristisch ist es für ihn und seine Politik, daß er jenen Feinden gegenüber gelegentlich die Stammesgemeinschaft der böhmischen und der polnischen Nation als einen Grund für ihre Vereinigung ins Feld führte. Auf Veranlassung eines oberschlesischen Fürsten wurde gleich nach Neujahr 1460 ein Tag von beiderseitigen Bevollmächtigten gehalten; ein zweiter Tag kam zunächst nicht zu Stande, weil in Böhmen der Verdacht entstand, daß von Kasimir und seiner Gemahlin Mordbrenner nach Böhmen ausgeschickt wären. Nachdem dann Kasimir, als die Sache ernst zu werden drohte, sich beeilte, durch besondere Abgesandte seine Unschuld zu erweisen, und in der That bei König Georg willigen Glauben fand (man schob die Schuld jetzt auf die Deutschen Ordensritter), kam man über gewisse Punkte überein (November zu Beuthen), welche bis zu einer festgesetzten Zusammenkunft der beiden Könige selbst ein friedliches Einvernehmen zu sichern geeignet waren; und als endlich die beiden Könige mit staunenerregendem Pomp, von den geistlichen und weltlichen Großen ihrer Reiche begleitet, Georg mit 3000, Kasimir aber mit 5000 Berittenen im Mai 1462 in Glogau zusammentrafen, einigten sie sich leicht über Beilegung aller obwaltenden Streitfragen und über Aufrechthaltung der alten Friedens- und Handelsverträge ihrer Länder und versprachen sich mit besonderer Hervorhebung gegenseitige Hülfe gegen die Türken, denn Georg lag damals viel daran, als der Vorkämpfer der Christenheit dazustehen. Daß die Friedensliebe Kasimir's, die in diesen Verabredungen zur Erscheinung tritt, durchaus aufrichtig gemeint, wie sehr neben den oben erwähnten äußerlichen Hindernissen des Königs eigener Sinn einem Kriege mit Böhmen entgegen war, zeigt die weitere Entwickelung dieser Dinge. Als sich die römische Curie in ihren Hoffnungen auf ein Einlenken des Königs Georg, auf seinen Zurücktritt zur römischen Kirche allmählich getäuscht sah und ihre feindselige Gesinnung gegen ihn offen hervorkehrte, als die katholischen Großen in Böhmen, dadurch ermuthigt, zum „Herrenbund“ zusammentraten und gar die Waffen erhoben, als auch in Schlesien und in der Lausitz, wo man nur widerwillig dem Ketzer gehuldigt hatte, der Widerstand ausbrach, auch da hielt sich Kasimir allen Verlockungen zum Trotz genau in den Grenzen jener Verträge. Da Kasimir, auch als man ihn von Böhmen selbst, von Breslau, von Rom her nicht mehr blos zum einfachen Kreuzzug, sondern geradezu zur Erwerbung der böhmischen Krone aufforderte, immer auf den preußischen Krieg als auf das Haupthinderniß hinwies, so übertrug endlich der Papst die Vermittelung des Friedens mit dem Orden dem eigenen Legaten, und als endlich der Friede zu Stande gekommen war, machte er die Bestätigung desselben, die man auf beiden Seiten für nöthig hielt, von der Uebernahme des böhmischen Krieges abhängig.

Schon im J. 1458, nachdem König Kasimir persönlich vom 10. Aug. ab die inzwischen wieder vom Orden zurückgewonnene Stadt Marienburg zwei Monate hindurch vergebens belagert und zuletzt sein von Hunger und Krankheiten schwer getroffenes Heer sich hatte ohne seine eigene Erlaubniß verlaufen sehen, war ein neunmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen und ihm gemäß im folgenden Frühjahre durch beiderseitige Bevollmächtigte Friedensverhandlungen geführt worden; doch waren diese noch ohne Erfolg geblieben. Auch die Friedensversuche, mit welchen 1463 ein päpstlicher Legat beauftragt worden war und sich längere Zeit zu Brzeszcz in Kujawien abgemüht hatte, hatten nicht zum Ziele führen können, da der Hochmeister zuvor Zurückgabe aller vom Könige dem Orden unrechtmäßig entrissenen Orte und Gebiete beanspruchte und sich erst dann einem Schiedsgerichte unterwerfen wollte, die Polen aber den Legaten Parteilichkeit für ihre Feinde vorwarfen. Der Vorschlag, welchen der König bald darauf machte, die Ritter aus Preußen wegzuführen und ihnen Podolien einzuräumen, von wo aus sie weiter gegen Heiden und Ungläubige kämpfen könnten, wurde als schnöder Hohn zurückgewiesen. Nicht besseren Erfolg wie die früheren hatten Friedensverhandlungen, welche auf Betrieb hansischer und dänischer Vermittler im Sommer 1464 zu Thorn stattfanden, da auch jetzt noch jeder Theil vom andern völligen Verzicht

verlangte, und aus gleichem Grunde zwei Tagfahrten im Mai und August 1465 auf der Frischen Nehrung, obwol der Hochmeister selbst in seiner Bedrängniß sie verlangt hatte; erst auf neuen, ebendaselbst nur wenige Wochen später gehaltenen Berathungen erklärten sich die Feinde des Ordens bereit, ihm wenigstens den östlichen Theil des Landes zu belassen, während die Ritter und ihre Anhänger auf keinen Fall auf das Ordenshaupthaus verzichten wollten. Endlich führten Verhandlungen, welche, von einem neuen päpstlichen Legaten veranlaßt, zu Nessau an der Weichsel vor sich gingen, während der König zu Thorn und der Hochmeister zu Kulm weilten, am 19. Oct. 1466, nachdem die Parteien schrittweise von ihren hochgespannten Forderungen zurückgewichen waren, zu jenem zweiten, „ewigen" Frieden von Thorn, welcher den Polen Pomerellen, das Kulmerland mit Michelau, die Gebiete von Marienburg, Christburg, Stuhm und Elbing sowie das weltliche Gebiet des Bischofs von Ermland zusprach, den Rest des Ordenslandes zwar den Rittern ließ, aber mit der Verpflichtung für den Hochmeister, dem Könige und der Krone von Polen jedesmal den Lehnseid zu leisten und ihnen als getreue Vasallen zu dienen.

Der böhmischen Angelegenheit und den Plänen und Absichten der Curie gegenüber verharrte Kasimir auch nach dem preußischen Frieden in der gleichen Zurückhaltung wie zuvor, ja er brachte diese noch weit entschiedener zum Ausdruck. Wie er zunächst seine Entscheidung von dem künftigen polnischen Reichstage abhängig machte, so ließ er an Georg die Erklärung ergehen, daß er entfernt davon sei, den empörerischen Herrenbund in Schutz zu nehmen, und als endlich der Papst den letzten Schritt gethan und über Georg Absetzung und Bann ausgesprochen hatte (März und Mai 1467), verweigerte er die Annahme der ihm vom Herrenbunde angetragenen Krone sowol für sich selbst als für seine Söhne, da ihm, wie er es öffentlich aussprach, die Anmaßung des Papstes, „gesalbte und gekrönte" Könige abzusetzen, bedenklich schiene. Wiederum berief er sich auf einen künftigen Reichstag, da er außer Stande sei, ohne Hülfe, also auch ohne Zustimmung seiner Polen, Litauer und Russen einen solchen Krieg auf sich zu nehmen, er verlangte gar, um Georg zu Verhandlungen geneigter zu stimmen, Aufhebung des Bannes. Auch dadurch ließ sich Kasimir nicht irremachen, daß Georg's Feinde, der Papst und der Kaiser sowie die Katholiken Böhmens und die Schlesier, ihre Augen auf Matthias (Corvinus) von Ungarn wandten und ihn um die Hülfe angingen, welche sie so lange bei Polen vergebens gesucht hatten. Noch im November 1468 vermittelte er einen Waffenstillstand zwischen Georg und seinen Unterthanen und sprach dabei sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, daß das Land des stammverwandten Böhmenvolkes durch den innern Krieg gänzlich vernichtet würde, wie ihm umgekehrt Georg seine dankbare Anerkennung für die uneigennützige Vermittlerthätigkeit zollte. Ganz uneigennützig war nun freilich diese Politik Kasimir's nicht, wie ihre Erfolge bewiesen. Als das Kriegsglück, welches längere Zeit Georg äußerst ungünstig gewesen war und ihm acht schwere Unglückswochen gebracht hatte, sich ihm wieder zuwandte, glaubten die aufständischen Böhmen, ihren Beschützer, den Ungarnkönig, am sichersten an ihre Sache fesseln zu können, wenn sie ihm auch die böhmische Krone antrügen, und wählten ihn im Mai 1469 zum Könige von Böhmen. König Georg aber, der sich nicht darüber täuschte, daß seine eigene Familie sich unmöglich auf dem Throne würde erhalten können, veranlaßte nunmehr, gemäß einem schon früher an Kasimir gemachten Anerbieten, da er sich selbst äußerst krank fühlte, seine Anhänger des letztern ältesten Sohn Wladislaw auf dem Landtage zu Prag im Juni 1469 zum Thronfolger von Böhmen anzunehmen. Während die meisten Bedingungen, die man böhmischerseits daranknüpfte, wie die Wahrung der Besitzungen und Rechte der Witwe und der Kinder Georg's (für den Fall seines Todes), Bemühungen beim Papst um Aussöhnung der Utraquisten mit der Kirche u. ä., unbedenklich von Kasimir und den Polen angenommen wurden, schreckte man doch davor zurück, den Prinzen, wie verlangt wurde, mit einer Tochter Georg's, einer Ketzerin von Vaters- und Mutterseite, zu verloben; man schob die Antwort hierauf immer in die Länge, man stellte die Gegenbedingung, daß Wladislaw noch bei Lebzeiten Georg's gekrönt werden sollte, und als auch dies gewährt wurde, fand man andere Gründe für den Aufschub der entscheidenden Erklärung; um die Böhmen wenigstens in günstiger Stimmung zu erhalten, drohte Kasimir in Schlesien und in den andern Kronländern mit schlimmer Vergeltung, wenn man in Böhmen, dem Lande seiner Söhne, von dort aus noch weiter mit Feindseligkeiten fortfahren würde. Schon schien es, als sollte diese Verzögerung doch verhängnißvoll werden, da Matthias, vom Kriegsglücke ganz verlassen und durch den infolge dessen allmählich eintretenden Meinungsumschwung bedroht, sich selbst Georg näherte und sich mit dem Rechte eines anerkannten Thronfolgers zu begnügen erbot, Georg aber dieses Ansinnen nicht völlig zurückwies. Auch in Rom, dessen Urtheil angerufen wurde, stand man zweifelnd vor der Entscheidung, indem man weder Matthias, den man früher zu seinem kriegerischen Vorgehen angetrieben hatte, preisgeben, noch den Polenkönig zurückstoßen wollte. Kaiser Friedrich III. dagegen, dem wie den Habsburgern in Oesterreich überhaupt eine Vereinigung Böhmens mit Ungarn in Matthias' Hand nicht zusagen konnte, bot, wenn auch wegen seines Bündnisses mit letzterem und wegen des voraussichtlichen Widerwillens der Deutschen gegen einen polnischen Kurfürsten, vorläufig nur unter der Hand, dem Könige Kasimir eine doppelte Verschwägerung der Habsburger mit den Jagellonen und seine Unterstützung für die Bewerbung Wladislaw's um den böhmischen Thron an. Darüber starb König Georg am 22. März 1471.

Am 27. Mai erfolgte auf dem Landtage zu Kuttenberg die Wahl des funfzehnjährigen Wladislaw zum Könige von Böhmen und, nachdem er in Krakau einer böhmischen Gesandtschaft gegenüber alle Bedingungen, darunter auch gewisse Zusagen zu Gunsten der Utraquisten, angenommen hatte (von der Ehe mit einer Tochter Georg's war jetzt nicht mehr die Rede), am 22. Aug. die Krönung

zu Prag. Damit war auch zwischen Polen und Ungarn die offene Feindschaft ausgesprochen, in Polen aber ließ man sich durch die mangelhafte Einsicht in die ungarischen Verhältnisse verleiten, dem Kriege gleich noch eine weitere Ausdehnung zu geben, und brachte durch diese Ueberstürzung wenigstens auf der einen Seite einen unheilvollen Abschluß zu Wege. Durch die hohen Auflagen, welche König Matthias für den böhmischen Ketzerkrieg nunmehr schon eine Reihe von Jahren hindurch seinem Lande auferlegt hatte und eben mit Rücksicht auf den Zweck des Krieges auch von der hohen Geistlichkeit fordern zu dürfen glaubte, war in Ungarn eine allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen, die jetzt, da der Krieg sich erfolglos erwies, in offene Empörung ausbrach. Nur zwei Bischöfe, nur wenige Magnaten und einzelne Gespanschaften blieben ihrem Könige treu, die andern aber riefen Kasimir, den zweiten Sohn des Polenkönigs, nach Ungarn herbei. In Krakau ging man freudig auf das Anerbieten ein, aber statt dem Rufe eiligst zu folgen, ließ man Matthias ausreichende Zeit, theils durch das offene Eingeständniß der Berechtigung der Klagen seiner Unterthanen und durch feierliche Zusage für die Zukunft, theils durch grausames Verfahren gegen einzelne Häupter der Verschwörung die Hauptgefahr von sich abzuwenden. Als endlich der junge Kasimir im October, nachdem sich bereits Matthias mit seinen Unterthanen ausgesöhnt hatte, durch die Pässe der Zips mit etwa 20,000 Bewaffneten in Ungarn einbrach, fand er nicht mehr den erhofften Zuzug und wagte daher auch, als ihm der König auf dem Rakosfelde mit einem geringeren Heere entgegentrat, keinen Angriff mehr; da er weder Geld noch ausreichenden Proviant mitgebracht hatte, so mußte er sehen, wie seine Polen allmählich davongingen, und in den letzten Tagen des Jahres verließ er selbst fast ohne Truppen das Land, in welchem er eine Krone zu finden gehofft hatte. Sehr bald schien die Sache eine noch gefährlichere Wendung für die Polen nehmen zu wollen. Nicht blos der Kaiser versprach dem Ungarnkönige, der allein den Türken den Weg nach Oesterreich öffnen und verschließen konnte, ihn auf dem nächsten Reichstage als König von Böhmen und Kurfürsten des Reiches anzuerkennen, sondern auch der Papst, der ebenso wenig Matthias' Bedeutung gegenüber der Türkengefahr verkennen durfte, erklärte ihn für den allein rechtmäßigen Böhmenkönig und sprach über alle seine Gegner, insbesondere auch über König Kasimir und seinen Sohn Wladislaw, den Bann, über ganz Böhmen das Interdict aus, und wenn die Flüche Roms nicht mehr die Kraft hatten, noch die Anerkennung fanden wie ehedem, so riefen sie doch immer noch Misstände genug hervor. Wenn Kaiser Friedrich's Politik zweideutig genug war, um ihn fast gleichzeitig zu ähnlichen Versprechungen an die Polen zu veranlassen, wie er sie Matthias gegeben hatte, so half das jenen wenig, ihnen schaffte in der That erst die Türkengefahr selbst Erleichterung, als ein neuer furchtbarer Einfall in Ungarn geschah und der Papst auch die Ostmächte zu einigen wieder für geboten befand und überallhin seine Legaten aussandte. Aber über einen längeren Waffenstillstand, der nicht einmal überall eingehalten wurde, kam auch diese Erleichterung nicht hinaus, da die Verhandlungen, welche im März und April 1473 zu Neisse und in der zweiten Hälfte des September zu Troppau zwischen Gesandten der betheiligten Mächte (des Kaisers und der drei Könige) und den päpstlichen Legaten geführt wurden, der Doppelherrschaft in Böhmen kein Ende machen konnten. Schon war es zu neuen Ausbrüchen der Feindseligkeiten gekommen, auch in Polen selbst, wo der Herzog von Sagan in das Gebiet von Fraustadt einfiel und alles verwüstete, als Kasimir in den ersten Tagen des J. 1474 mit Matthias einen dreijährigen Waffenstillstand zwischen Polen, Ungarn und Böhmen verabreden ließ. Doch war es ihm mit diesem Scheine der Friedensliebe nicht Ernst, denn nur wenige Wochen darauf versprach König Wladislaw für sich und seinen Vater dem Kaiser zu Nürnberg für den Sommer ausgiebige Hülfe zum Kampfe gegen den Ungarnkönig und wurde von ihm dafür als König und Kurfürst anerkannt, wenn auch noch nicht belehnt. Sobald Matthias von dieser offenbaren Treulosigkeit Kunde erhielt, brach er sofort mit Heeresmacht durch Mähren nach Schlesien herein. Bei Kasimir verzögerte sich der Aufbruch bis in den October, wo er endlich mit fast 70,000 Mann die Grenze Schlesiens überschritt und sich mit den vom Sohne hinzugeführten 20,000 Böhmen vereinigte. Gerade diese übermäßige Stärke seines Heeres wurde die Ursache seines Miserfolges. Wieder mit allem Nöthigen mangelhaft versehen, legte sich das Heer auf Plünderung und Verwüstung und vernichtete so in kurzer Zeit die Mittel zum eigenen Unterhalt, während Matthias mit seinen kaum 10,000 Mann in dem reichen Breslau ausharrte und dem widersinnigen Treiben seiner Feinde ruhig zusah. Als sich endlich die vereinigten Polen und Böhmen etwa eine Meile von Breslau gelagert hatten, wurden sie von Hunger, Kälte und den kleinen Angriffen der Feinde so arg mitgenommen, daß sie nach kaum acht Tagen abzuziehen begannen, ihren Rückweg durch neue Mordbrennereien bezeichnend. Da auch pestartige Krankheiten dazukamen, so nahten sich Kasimir und Wladislaw zuerst mit Friedensanträgen. Nachdem eine persönliche Zusammenkunft der drei Könige durch eine Feuersbrunst im polnisch-böhmischen Lager vor der Zeit gestört worden war, wurde zu Breslau ein Waffenstillstand abgeschlossen, der etwa drittehalb Jahre, bis zum Pfingstfeste 1477, dauern sollte, alle andern Verabredungen aber, die hier und in der nächsten Zeit an andern Orten über die Streitfrage selbst getroffen wurden, blieben stets wirkungslos, da sie niemals allgemeine Anerkennung fanden.

Diese polnisch-ungarische Feindschaft erstreckte ihre Wirkungen bis nach Preußen hin. Nachdem der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen schon wenige Monate nach dem thorner Frieden gestorben war, glaubte der Ordensstatthalter sich der im Frieden vorgeschriebenen Huldigung leichter entziehen zu können, wenn er die Wahl zum Hochmeister immer hinausschöbe, und ließ dieselbe nicht eher vollziehen, als bis der König sie mit ernsten

Drohungen forderte; mehr als dritthalb Jahre nach dem Tode seines Vorgängers leistete er dem Könige den schuldigen Treueid. Sein Nachfolger Heinrich von Richtenberg dagegen unterzog sich der Huldigung ungesäumt. Während sich daher im Ordenslande Preußen nicht viel Gelegenheit für den Polenkönig zum Eingreifen fand, boten sich natürlich bessere Handhaben dazu im königlichen Theile Preußens dar, und zwar hier zunächst durch die Bischofswahlen. Schon unmittelbar nach dem Frieden hatte er seinen Rath und Schreiber Vincenz Kielbassa, dem er bereits vorher durch eine Bestimmung des Friedens selbst, um dessen Abschluß derselbe sich sehr verdient gemacht hatte, die lebenslängliche Verwaltung des Ordensbisthums Pomesanien zu verschaffen gewußt, zum Bischof von Kulm ernannt, obgleich derselbe kein Eingeborener war. Als im Juli 1467 der Bischof von Ermland starb und das Kapitel den Ermländer Nikolaus von Tüngen, einen päpstlichen Schreiber, zum Nachfolger wählte, wurde, da diesen sein Amt in Rom festhielt, Kielbassa auch noch zum Conservator des Stifts Ermland ernannt und weigerte sich, als nach drei Jahren endlich der Bischof selbst heimkehrte und Besitz ergreifen wollte, zu weichen, sodaß es sogar zum Waffenkampf kam. Wenig später beschloß der Papst, um auf des Kaisers Wunsch dem jungen Kasimir von Masowien das Bisthum Plock (d. i. Masowien) übertragen zu können, den bereits für diese Stelle ausersehenen Geistlichen, den Polen Andreas Opporowski, mit Ermland zu entschädigen und Nikolaus von Tüngen nach Kammin in Pommern zu versetzen. Wenn der König selbst eine Weile Anstand nahm, dem päpstlichen Willen nachzukommen, so geschah dies natürlich nicht, weil dadurch die Bestimmungen des thorner Friedens, welche die geistlichen und weltlichen Aemter in Preußen Eingeborenen vorbehielten, offenbar verletzt worden wären; die Ermländer aber, denen schon der polnische Conservator wenig zugesagt hatte, wollten vollends von einem polnischen Bischofe und Landesherrn gar nichts wissen. Auch Tüngen war nicht gesonnen, sein Recht und seine Heimat aufzugeben, und da die Polen im weiteren Kampfe sich eines offenen Treubruchs schuldig machten, so bemächtigte er sich durch Hinterlist des bischöflichen Residenzschlosses Heilsberg, welches vorher bis zum Austrage des Streites in neutrale Hand übergeben worden war. Da man polnischerseits dem Kampfe eine immer weitere Ausdehnung gab, auch den Hochmeister zur Unterstützung gegen den Bischof immer dringender aufforderte, so wandte sich dieser an den König von Ungarn und schloß mit ihm ein Bündniß; wenn er infolge dessen wenigstens in die zwischen Ungarn und Polen abgeschlossenen Beifrieden mit einbegriffen wurde, so hatte das doch keine rechte Wirkung, da die Polen die Feindseligkeiten trotzdem fortsetzten. Im Sommer 1476 kam König Kasimir selbst zum preußischen Landtage nach Marienburg und empfing hier auch den Besuch des Hochmeisters, drohte aber, ihn bei längerer Verweigerung der bewaffneten Hülfe und der Handelssperre gegen Ermland als eid- und treubrüchig behandeln zu müssen. Jetzt näherte sich der Hochmeister dem Bischof, schloß mit ihm ein Schutzbündniß ab, und beide erkannten durch einen förmlichen Vertrag (Februar 1477) den Ungarnkönig, den Feind ihres Lehnsherrn, als Schutzherrn des Bisthums Ermland sowie des Ordenslandes Preußen an. Zwar starb der Hochmeister Heinrich wenige Tage darauf, aber auch sein Nachfolger Martin Truchseß von Wetzhausen verharrte in der feindlichen Stellung gegen Polen; er suchte noch weitere Hülfe im Auslande und bemühte sich zugleich, die Stände des polnischen Preußen, die schon jetzt über die Eigenmächtigkeiten der polnischen Herrschaft viel zu klagen hatten, zu sich herüberzuziehen. Doch alle diese Bemühungen und Bündnisse brachten ebenso wenig wirkliche Hülfe als die vom Papste ausgesprochene Entbindung des Ordens und aller Preußen von ihrem den Polen und dem Polenkönige, dem Beschützer der Ketzer, geleisteten Eide. Wenngleich der Hochmeister im Anfange des Krieges mehrere Schlösser des Kulmerlandes schnell eroberte, so konnte er doch, da jede Hülfe ausblieb, keine weiteren Fortschritte machen, er konnte es nicht einmal hindern, daß die Polen das ganze Ermland einnahmen und von dort aus die Grenzen des Ordensgebietes bedrohten. In dieser verzweifelten Lage folgten endlich der Hochmeister und der Bischof dem drohenden Rufe des Königs zum Reichstage, zunächst freilich mit dem gegenseitigen Versprechen, auf keinen Fall die Huldigung zu leisten; als aber immer neue Fortschritte der Polen gemeldet wurden, unterwarf sich zuerst der Bischof und dann auf das unablässige Andrängen der Seinigen und unter Vermittelung ungarischer Gesandten auch der Hochmeister (Juli und October 1479).

Die ungarischen Bevollmächtigten, welche zu Neustadt-Korczyn die Beugung des Hochmeisters unter den Polenkönig zu Wege brachten, indem sie dem letzteren im Namen ihres eigenen Königs versprachen, dem ersteren keine Hülfe mehr zu leisten, waren zunächst nach Krakau gekommen, um den soeben zwischen Ungarn und Böhmen aufgerichteten Frieden auch auf Polen zu übertragen. Nachdem nämlich Matthias während der Waffenruhe mit den Jagellonen einen vollen Sieg über den Kaiser erfochten und ihn zur Belehnung mit dem Königreiche Böhmen und der Kurwürde gezwungen hatte (im December 1477), war es ihm mit Rücksicht auf die von Osten her drohenden und immer wachsenden Gefahren räthlicher erschienen, den Bogen nicht zu straff zu spannen, denn auf die thatsächliche Vertreibung Wladislaw's aus Böhmen konnte sich der verständige Fürst im Ernst doch keine Hoffnung machen. Neben einigen Festsetzungen, die erst in Vollzug zu treten hatten, wenn einer der beiden vertragschließenden Fürsten mit Tode abging, hatten sich Matthias und Wladislaw nach kurzem Kriege theils durch Bevollmächtigte (zu Ofen September 1478), theils in persönlicher Zusammenkunft (zu Olmütz Juli 1479) im wesentlichen auf den augenblicklichen Besitzstand geeinigt, sodaß jener Mähren, Schlesien und die Lausitzen, dieser Böhmen selbst behielt, den Titel eines Königs von Böhmen aber beide nicht blos führen, sondern auch sich gegenseitig beilegen sollten. Diesen offenbaren Erfolg des Matthias erkannte auch Kasimir seinen Bevollmächtigten

gegenüber in Krakau an und hat ihm denselben ein volles Jahrzehnt lang nicht streitig zu machen vermocht.

Der schon mehrfach erwähnte Hauptvorwurf, welchen die Polen selbst, ihrem zeitgenössischen, der ausschließlich curialistischen Richtung angehörenden großen Geschichtschreiber, dem Erzieher der Söhne Kasimir's IV., dem krakauer Domherrn Johann Dlugosz, folgend und einer dem andern nachschreibend, dem Sohne Jagiello's schon vom ersten Anfange seiner Regierung ab zu machen gewöhnt sind, scheint in der That für die spätere Zeit, in welcher der 1480 verstorbene Dlugosz nicht mehr lebte, seine Begründung zu haben; das vergebliche Bemühen, die Polen auf andere Wege zu bringen, die Abhängigkeit von dem guten Willen der Reichstage, in welche der König zumal durch den preußischen Krieg gerathen war, vielleicht auch früh eintretende geistige Greisenhaftigkeit scheinen ihm zuletzt die Last der Regierungsgeschäfte, jedes thätige Eingreifen in die äußere Politik verleidet zu haben; selbst die Zuneigung seiner Litauer verscherzte er sich schnell, da er sich den Gefahren, welche sich damals allerdings ringsum gegen das Großfürstenthum erhoben, nicht mehr gewachsen zeigte. Nur wenn es die Versorgung seiner Söhne galt, dann ließ er sich wol durch seine ehrgeizige Gemahlin zu neuen, wenn auch unzulänglichen Anstrengungen anregen.

Als Kasimir im J. 1471 nach dem Tode des Fürsten Simeon Olelkowicz, des Lehnsinhabers von Kiew, aus dem Fürstenthume ohne Rücksicht auf den jungen Sohn und den Bruder des Verstorbenen eine Woiwodschaft machte, konnte ein solcher Schritt wol Unzufriedenheit erregen; wenn aber der König sah, wie gleichzeitig der Großfürst Iwan III. Wasiljewicz von Moskau durch Vernichtung der russischen Theilfürstenthümer seine Macht bedenklich erhöhte, so durfte er sich für berechtigt und verpflichtet halten, die Kraft Litauens zusammenzufassen und jede Zersplitterung zu verhüten. Daß er jedoch noch dazu trotz aller Bitten einen römischen Katholiken zum ersten Woiwoden von Kiew einsetzte, war unklug, da er dadurch den litauischen und reußischen Adel, soweit er der Griechischen Kirche anhing, lehrte, seine Augen nach Moskau zu wenden. Und gerade in demselben Jahre erlitt Litauen im Norden einen schweren Nachtheil und Verlust durch die Moskowiter. Seit Jahrhunderten beanspruchten die russischen Fürsten stets wie die baltischen Dünalande so auch Nowgorod als ihr „Vatererbe". Aber die mächtige Handelsrepublik hatte bisher ihre Selbständigkeit zu wahren gewußt, obgleich ihre Bürgerschaft zum guten Theil aus griechisch-gläubigen Russen bestand und ihr Erzbischof ein Suffragan des Metropoliten von Moskau, nicht aber des von Kiew war, und mit Vorliebe hatte sie ihre Statthalter, die Befehlshaber ihrer Heeresmacht, aus dem litauischen Fürstenhause genommen, sodaß man in Litauen Nowgorod und sein weites Gebiet gern als einen Bestandtheil des eigenen Großfürstenthums betrachtete. Erst in letzter Zeit, wo Reichthum, Luxus und Wohlleben die Kräfte schwächten, waren beträchtliche Gebietstheile an die Russen verlorengegangen. Durch Versuche der Nowgoroder, diese Verluste zurückzuerobern, gereizt, sprach Großfürst Iwan, als 1470 Abgesandte eines neu gewählten Erzbischofs um der Bestätigung willen nach Moskau kamen, wieder von seinen ererbten Anrechten auf die Stadt und fachte dadurch einen großen Aufruhr der gegnerischen Partei an, die ihm wiederum, da weitere Versuche, die Nowgoroder in Güte zur Anerkennung der russischen Oberhoheit zu bewegen, vergeblich blieben, Veranlassung zum Krieg gegen die Stadt gaben. Man wandte sich dort sogleich auch an Kasimir um Hülfe und erhielt zwar die Zusage derselben, aber nur ein Statthalter erschien, der Bruder des letzten Fürsten von Kiew, die Heereshülfe selbst blieb aus, weil, wie es hieß, der Ordensmeister von Livland den Durchzug verweigerte. Als nun im Sommer 1471 mehrere russische Heerscharen, das Hauptheer unter dem Großfürsten Iwan selbst, in die Gebiete der Republik einfielen, erfochten sie mehrere gleichzeitige Siege, wodurch die Stadt sich gezwungen sah, sich von jeder weiteren Verbindung mit Litauen und Polen loszusagen und den Großfürsten von Moskau als Oberherrn anzuerkennen. Auch ein neuer Versuch, die alte Unabhängigkeit zu erringen, schlug fehl; ohne daß es die Nowgoroder, durch die gewaltigen Kriegsrüstungen des Großfürsten erschreckt, zum Kampf kommen ließen, unterwarfen sie sich nach längeren Verhandlungen von neuem, und am 15. Jan. 1478 leisteten ihm die Großen und das Volk den Eid der Treue. Da auch Pskow, die benachbarte Nebenbuhlerstadt Nowgorods, längst viel mehr zu Rußland hinneigte, so stand fernerhin die litauische Grenze auch im Nordosten auf eine weite Strecke den Russen offen.

Daß bisweilen Brüder des Großfürsten Iwan, von ihm verfolgt und bedrängt, ihre Zuflucht nach Litauen nahmen, brachte schwerlich einen Vortheil, es reizte nur seinen Zorn und gab Anlaß zu neuen Feindseligkeiten; ebenso wandten sich auch umgekehrt litauische Fürsten, zumal die zahlreichen Abkömmlinge des großfürstlichen Hauses selbst, in ihrer meist durch Religionsverschiedenheit verstärkten Unzufriedenheit oft nach Moskau. Doppelt gefährlich aber wurde es für Litauen, als es Iwan gelang, die Macht der sogenannten Goldenen Horde der Tataren von Kaptschak zu stürzen, das moskowitische Großfürstenthum aus mehr als zweihundertjähriger schmachvoller Abhängigkeit zu befreien (1480), da Litauen damit zugleich den natürlichen Verbündeten gegen Moskau verlor; dennoch hatte sich Kasimir durch Unterhandlungen, welche Iwan zuvor mit ihm anknüpfte, von jeder kriegerischen Theilnahme fern halten lassen. Ganz natürlich wandte sich denn auch Iwan, nachdem er noch die Deutschen in Livland in siegreichem Feldzuge überwunden hatte, unmittelbar gegen Litauen. Zuerst forderte er die Gebiete zurück, welche einst Witowd den Russen entrissen hatte; Kasimir verweigerte natürlich die Rückgabe und erhob Gegenforderungen. Endlich schien die Flucht der Fürsten von Sewerien, welche in religiöser und politischer Beziehung Beeinträchtigungen erfahren zu haben glaubten, nach Rußland den Kampf zum Ausbruch bringen zu wollen. Kasimir sammelte in Smolensk ein Heer von 10,000 Mann und bemühte sich, die Tataren von der

Krim, die stets Iwan's treue Bundesgenossen gegen die Goldene Horde gewesen waren, von ihm abwendig zu machen, aber Iwan, der rechtzeitig davon erfuhr, kam dem Polenkönige zuvor und reizte den Chan zum Einfall in das Gebiet von Kiew, worauf Kasimir von allen weiteren Feindseligkeiten abstand. Der Polenkönig ließ es dann weiter ruhig geschehen, daß Iwan mit Matthias von Ungarn und mit dem Kaiser Verbindungen anknüpfte, daß er den Fürsten Stephan von der Walachei, den die Polen trotz seiner Bitten im Kampfe gegen die Türken ohne Hülfe gelassen hatten, durch Verschwägerung an sich zog, daß er endlich die wenigen noch vorhandenen russischen Theilfürstenthümer auf mehr oder weniger gewaltthätige Weise mit dem Großfürstenthume vereinigte, und begnügte sich in letzterer Beziehung mit erfolglosen Verwendungen.

Erst als der Ungarnkönig Matthias am 6. April 1490 gestorben war, erhob sich Kasimir einmal wieder zu energischer Thätigkeit, aber weniger aus eigenem Antriebe als vielmehr angereizt durch seine Gemahlin Elisabeth. Obwol unter den Bewerbern um die Stephanskrone auch der älteste Sohn, Wladislaw von Böhmen, sich befand, und obwol gerade dieser, wenn es nur gelang, die Königin-Witwe ihm geneigt zu machen, die meiste Aussicht auf Erfolg hatte, so schob dennoch die Mutter, welcher Wladislaw schon mit Böhmen ausreichend versorgt schien, den zweiten der noch lebenden Söhne, den damals bereits 31 Jahre alten dritten Sohn Johann Albrecht, vor. Man betrieb diesmal die Sache von Polen aus sehr eilig, sodaß Johann Albrecht schon am Tage nach dem Einzuge seines Bruders in die ungarische Hauptstadt, am 10. Aug., mit seinen 8000 Reitern in unmittelbarer Nähe auf dem Rakosfelde stand. Seiner Sache noch lange nicht gewiß, beschritt Wladislaw zunächst den Weg der Verhandlungen und wußte seinen Bruder dazu zu bestimmen, daß er den Vater als Schiedsrichter annahm und sich vorläufig mit Glogau begnügte. Da Kasimir aber, offenbar von Elisabeth bewogen, den Schiedsspruch nicht that, so nahm Johann Albrecht mit Verwüstung einiger Gespanschaften den Kampf wieder auf, der für Polen um so verderblicher zu werden drohte, als der Großfürst Iwan sich dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich gegenüber, der sich ebenfalls um Ungarn bewarb, verpflichtete, Polen zu bekriegen, wenn Kasimir einen der eigenen Söhne in Ungarn unterstützen würde. In der That blieb Johann Albrecht, wenn auch sicher mehr wegen des am polnischen Königshofe herrschenden Mangels als infolge dieses Vertrages, ohne jede weitere Hülfe an Geld und Truppen. Erst als er im Januar des folgenden Jahres nach mehreren kleineren Gefechten einer Entscheidungsschlacht gewärtig in der Nähe von Kaschau stand, sandte ihm der Vater wenigstens Friedensvermittler zu, welche mit Bevollmächtigten Wladislaw's einen Vertrag zu Stande brachten, der ihm gegen Verzicht auf die Krone reiche Entschädigung in Schlesien zusicherte. Kaum aber war Wladislaw im Laufe des Sommers bedenklich erkrankt, als Johann Albrecht, dessen Truppen, weil sie aus Mangel an Sold nicht abgelohnt werden konnten, zum großen Theil noch nicht auseinandergegangen waren, noch einmal sein Waffenglück versuchte. Nachdem bis zum Ende des Jahres um Kaschau und Eperies ein ziemlich lauer Kampf geführt war, wurde endlich Johann Albrecht am 24. Dec. nach hartnäckiger und tapferer Gegenwehr geschlagen und gefangen genommen, erhielt aber vom Bruder gegen abermaligen Verzicht seine Freiheit wieder.

In Litauen, wo man jeden Augenblick den Krieg von Moskau her befürchtete, war mittlerweile die Unzufriedenheit so hoch gestiegen, daß man sogar die Forderung aufstellte, der König solle seinen Sohn Johann Albrecht zum Großfürsten von Litauen einsetzen; davon jedoch wollte Kasimir natürlich nichts wissen.

Am 7. Juni 1492 starb König Kasimir IV. im Alter von 65 Jahren, nachdem er, so wird wenigstens erzählt, seinen ältesten Sohn Wladislaw von Böhmen durch Testament von der Nachfolge in Polen ausgeschlossen hatte; bestimmt ist, daß die Königin-Witwe Elisabeth, die auch hierbei ihren Drittgeborenen bevorzugte, jenen zum Verzicht auf die polnische Krone veranlaßt hat, und daß Wladislaw selbst ihrem Wunsche nachgekommen ist.

Die Königin Elisabeth, die ihrem Gemahle in fast dreißigjähriger Ehe elf Kinder geboren hatte, starb erst im J. 1505. Von den sechs Söhnen starb der zweite (Kasimir) noch bei Lebzeiten des Vaters, der sechste, Friedrich mit Namen, war zuerst Bischof von Krakau und wurde 1493 Erzbischof von Gnesen (er starb 1503). Die anderen vier Söhne waren außer Wladislaw und Johann Albrecht noch Alexander und Sigismund, die gleich dem zweiten die polnische Königskrone getragen haben. Von den fünf Töchtern war Hedwig mit Herzog Georg dem Reichen von Baiern-Landshut verheirathet, Sophia mit dem brandenburgischen Markgrafen Friedrich dem Aelteren zu Ansbach, Elisabeth mit Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Anna mit dem Pommernherzoge Boguslaw X., Barbara endlich mit Herzog Georg von Sachsen.

Für die obige Darstellung liegt im Wesentlichen, soweit sie eben augenblicklich reicht, bis 1454, die Geschichte Polens von Röpell und Caro (1840—1875) zu Grunde. Für den übrigen Theil war vorläufig von Hülfsmitteln nichts vorhanden als die älteren polnischen und litauischen Geschichten und die neueren Werke über die Geschichte einzelner benachbarter Länder. Daß auch, und zwar namentlich für die Regierung Kasimir's IV., die Quellen, die wol meist als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, zu Rathe gezogen sind, bedarf kaum der Erwähnung.

(Karl Lohmeyer.)

KASIMOW, Kreisstadt im russisch-europäischen Gouvernement Rjasan, 153 Kilom. im Ostnordosten von Rjäsan am linken Ufer der Oka zwischen den kleinen Flüßchen Sjewerka und Babenka. Die ersten historischen Nachrichten über Kasimow sind sehr dunkel; gewiß ist nur, daß die Stadt schon im 14. Jahrhundert unter dem Namen Gorodez oder Chorodka Meschtscherski existirte. Im J. 1376 wurde das stark befestigte Kasimow von den Mongolen zerstört, 1452 wurde es von dem Großfürsten Wassil dem Dunkeln dem tatarischen Fürstensohne

Kasim geschenkt, der 1446 mit einem Heere nach Rußland gekommen war, um den Großfürsten gegen Schemjaka zu unterstützen. Von dieser Zeit an schreibt sich der Name Kasimow her. Die Tataren nennen noch bis heute Kasimow „Khan-Kirman“ d. h. die Königsstadt. Während der ganzen Dauer des kasimower Fürstenthums hielten die dortigen Fürsten treu zu Moskau und ihre Heere kämpften mit den Russen gegen die Tataren, Nowgorod, Livland und Polen. Der letzte Fürst ließ sich unter dem Namen Jakob taufen und nach seinem Tode 1667 kam Kasimow wieder an Rußland. Der Sage nach standen die Mauern und Thürme der Stadt noch bis zur Zeit Peter's des Großen. Von den dortigen Alterthümern sind bemerkenswerth: die von Kasim erbaute Moschee und Minaret, sowie zwei alte Mausoleen mit Grabmälern der Fürsten in der Nähe der Moschee. Vom alten Fürstenschlosse sind keine Spuren mehr vorhanden. Gegenwärtig hat Kasimow zehn Kirchen, ein Nonnenkloster, eine Moschee, 169 Kaufläden, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule und 14,102 Einwohner, von denen 863 Mohammedaner. Die bedeutende Manufacturthätigkeit der Stadt concentrirt sich in zwanzig Manufacturen mit einer jährlichen Production von 614,880 Rubel, darunter siebzehn Gerbereien (533,000 Rubel). Von den Handwerken wird besonders das Schuhmacher- und Schlosserhandwerk in großem Maßstabe betrieben. So werden Stiefel jährlich für die Summe von 130,000 Rubel fabricirt. Der jährliche Handelsumsatz beläuft sich auf 2,400,000 Rubel. Auf den vom 7.—14. Juli stattfindenden Jahrmarkt werden Getreide, Malz, Talg, Felle und Eisen im Werthe von 84,000 Rubel zum Verkauf gebracht. *(A. v. Wald.)*

KÄSMARK (ungar. Késmark), königliche Freistadt im zipser Comitat, liegt in einer schönen Mulde des Popradthals; östlich wird es von diesem Flüßchen, westlich von Leibitzbache begrenzt. Im Westen erstreckt sich die wellige Hochebene, aus welcher die Riesenmauer des hohen Tatragebirgs mit ihren gezackten Hochgipfeln und blinkenden Schneefeldern emporragt, im Osten niedrige Waldgebirge mit lachenden Thälern und angebauten Landrücken; nordöstlich rücken die bewaldeten Bergzüge bis an das rechte Ufer des Poprad heran und bilden theils anmuthige Hügel, wie den nahen Jerusalemsberg oder Schloßberg und den entfernteren Goldberg, der großentheils noch bewaldet ist, theils hohe Kämme und Gipfel, wie die Igla oder die Nadel, der höchste Punkt des ganzen Bergzugs.

Käsmark ist ein hübsches, freundliches Städtchen mit regelmäßigen Gassen. Die Hauptgasse erstreckt sich von Süd nach Nord vom ehemaligen Oberthor bis zum Schlosse; eine andere Hauptgasse zieht sich vom Marktplatze aus in westlicher Richtung. In der Mitte des Marktplatzes steht das Stadthaus, welches 1461 erbaut, 1543 erneuert und 1642 durch einen angebauten hübschen schlanken Thurm verschönert wurde. Das merkwürdigste Gebäude mitten in der Stadt ist die katholische Pfarrkirche, die 1444—1486 im spätgothischen Stile erbaut wurde. Besonders schön sind die Wölbungen der drei Schiffe, das Sakramenthäuschen rechts neben dem Hochaltar, das Crucifix am Hochaltar und das rechte Seitenaltarbild. — Außerhalb der eigentlichen Stadt vor dem ehemaligen Oberthore steht die neue, noch nicht vollendete evangelische Kirche, ein ziemlich kostspieliger Bau, dessen Pläne vom Professor Hansen in Wien verfertigt wurden. Unweit davon steht die alte evangelische Kirche, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut und 1771 eingeweiht wurde. Es ist ein merkwürdiger Bau, äußerlich unansehnlich, im Innern jedoch sehr geräumig und interessant. Die Kirche ist nämlich ganz aus Holz erbaut, denn damals war es den Protestanten nicht gestattet, solide Kirchen aus Stein zu bauen; das riesige Dach ruht auf vier mächtigen hölzernen Säulen aus Zirbelholz; das Innere ist ganz mit Malereien und biblischen Sprüchen bedeckt; von außen sind die hölzernen Wände mit Lehm beworfen und mit Kalk getüncht. In der Mitte des Dachs steht ein kleines Thürmchen. Im J. 1833 schlug der Blitz in das Thürmchen, ohne zu zünden; er lief die eisernen Stangen, die sich vom Thürmchen zu den vier Zirbelsäulen erstrecken, entlang, beschädigte auch zwei dieser Säulen und einige Bänke und bohrte sich dann in den Fußboden ein. — Gleich neben dieser Kirche steht das im J. 1776 erbaute und in neuester Zeit vergrößerte Lyceal-Gebäude; es ist ein schmuckloser viereckiger Steinbau, in welchem sich die Hörsäle des Obergymnasiums und die Bibliothek nebst andern Sammlungen der Lehranstalt befinden.

An der entgegengesetzten, nördlichen Seite der Stadt befindet sich das Schloß, welches ursprünglich unter König Matthias Hunyadi von der Familie Zapolya erbaut und später von der Familie Tökölyi erweitert und mit großem Glanze ausgestattet wurde. Das Schloß hatte fünf Thürme, doppelte Ringmauern und tiefe Gräben. Besonders schön war der Thurm an der südlichen Seite desselben, welcher über dem Hauptthore emporragte. Ueber diesem Thore sieht man noch das vereinigte Wappen der Thurzó und Tökölyi in Marmor ausgehauen. Im geräumigen Hofe fiel besonders die Schloßkirche auf, sie war mit Statuen, Gemälden und marmornem Fußboden geschmückt. An die rechte Seite derselben schlossen sich prachtvolle Säle an; der letzte Saal war auch zu theatralischen Vorstellungen eingerichtet. Mitten im Schloßhofe war ein schöner Brunnen; neben dem Schlosse waren die Stallungen mit Krippen von schwarzem Marmor; innerhalb der Schloßmauern befanden sich auch Gärten und Teiche. — Den Stadtbewohnern war das Schloß ein Dorn im Auge, denn sie hatten mit den Herren desselben fortwährende Streitigkeiten. Emerich Tökölyi wurde unter der Regierung Leopold's I. wegen seines Aufstandes und Bündnisses mit den Türken aller seiner Güter beraubt, und das käsmarker Schloß kam endlich im J. 1702 in den Besitz der Stadt, die es absichtlich verwahrloste. Jetzt ist es größtentheils Ruine, nur die äußern krenelirten Mauern stehen noch. Jetzt ist auch die Schloßkirche schon baufällig, nur die Keller und die östliche Front sind noch im brauchbaren Zustande, die Localitäten der letztern wurden als städtisches Spital

benutzt. Neben dem Schlosse ließ die Stadt in neuerer Zeit eine Kaserne bauen. Die einstigen Gärten des Schlosses dienen jetzt meistens als Kohläcker. Ehemals war auch die Stadt mit doppelten Ringmauern, Thürmen und Gräben befestigt, von welchen jetzt keine Spur mehr sichtbar ist.

Die Besiedelung der Zips mit deutschen Colonisten geschah wahrscheinlich in den letzten Decennien des 12. und in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Hauptmasse der Colonisten kam nach der Verheerung des Landes durch die Mongolen (1240—1242) aus Schlesien und Thüringen nach Zipsen. Die dortigen deutschen Colonistenorte blühten rasch auf, und die „Fraternität" der Pfarrer in den 24 königlichen zipser Ortschaften soll der „Zipser-Chronik" zufolge schon im J. 1248 gestiftet worden sein. Die „hospites" von Käsmark erhielten schon im J. 1259 das Recht, sich selbst einen Richter zu wählen. Das Privilegium König Stephan's V. vom J. 1271 faßt schon alle Rechte und Pflichten der zipser Ansiedler zusammen.

Karl Robert ertheilte ihnen im J. 1312 die feierliche Bestätigung ihrer Freiheiten und zwar in deutscher Sprache. Als Vorort der zipser Städte wird schon in den ältesten Privilegien Leutschau bezeichnet, Käsmark trat erst später im Bunde der 24 Städte auf, gewann aber bald eine hohe Bedeutung und rivalisirte mit Leutschau. Beide wurden in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu königlichen Freistädten erklärt. König Sigismund erließ 1404 den Käsmarkern auf 12 Jahre die königliche Steuer, damit sie dieselbe zur Ausbesserung der Stadtmauern und Befestigungswerkete verwendeten. Seit 1431 hatte Käsmark manche Drangsale von den böhmischen Hussiten zu leiden; im J. 1447 bestätigte Giskra die Freiheiten der Stadt. Auch König Matthias Hunyadi bestätigte ihre Privilegien, da er aber Emerich Zapolya zum erblichen Herrn von Zipsen machte, gab er dadurch die Veranlassung, daß Käsmark einige Zeit lang seiner Freiheiten verlustig wurde. Emerich Zapolya und sein Bruder Stephan schlugen wiederholt die Böhmen in Oberungarn, konnten sie jedoch nicht vertreiben. Endlich zahlten sie ihnen 1461 für ihre Rechtsansprüche an mehrere Ortschaften in Zipsen die Summe von 16,000 Gulden und brachten dieselben in ihren eigenen Besitz. So kam auch Käsmark in den Besitz der beiden Zapolya. Das Schloß wurde nun sammt den angrenzenden Häusern von der Jurisdiction der Stadt getrennt, und die Stadt mußte dem Schloßherrn den königlichen Zins entrichten. König Johann Zapolya machte den Polen Hieronymus Laßki zum Erbherrn von Zipsen, und Käsmark mußte nun diesem Herrn huldigen (1530). Laßki's Sohn verpfändete im J. 1571 das käsmarker Schloß nebst anderen Besitzungen dem kaiserlichen Heerführer Johann Ruber, dieser aber übergab es 1579 mit demselben Pfandrechte dem Emporkömmlinge Sebastian Tököly. Dieser wußte sich zum erblichen Besitzer der neuen Erwerbungen zu machen, und sein Sohn Stephan nannte sich schon Baron von Käsmark; dessen Sohn wurde in den Grafenstand erhoben.

Die Reformation verbreitete sich sehr rasch unter den zipser Deutschen; als erster Apostel derselben trat Thomas Preisner im benachbarten Leibitz schon 1520 auf; im J. 1533 hatte bereits ganz Käsmark die neue Lehre angenommen. In demselben Jahre entstand daselbst eine mehrklassige Lateinschule, die bald einen bedeutenden Ruf erlangte. Aber im J. 1604 begann auch in Zipsen die gewaltsame Gegenreformation und um das Jahr 1670 besaßen nur noch die an Polen verpfändeten 13-Städte und die beiden königlichen Freistädte, nämlich Käsmark und Leutschau, evangelische Kirchen und Gottesdienst. Aber später kam die Reihe auch an diese Städte und die Verfolgungen hörten erst unter Joseph II. auf. Diese gewaltsame Gegenreformation vernichtete das Deutschthum in mehreren zipser Städten gänzlich und verkümmerte es in allem. In Käsmark und in den benachbarten Ortschaften des oberen Popperthales behauptete sich das deutsche Wesen noch am meisten. Auch der materielle Wohlstand wurde durch diese Verfolgungen untergraben. In Käsmark blühten einst die Gewerbe und der Handel, besonders waren die Leinwand- und Tuchweberei, die Färberei und Druckerei entwickelt. Der Leinwandhandel blühte auch noch in der neuern Zeit. Gegenwärtig beginnt die Industrie und der Handel in Käsmark einen neuen Aufschwung zu nehmen. Es befinden sich daselbst eine Spinnfabrik, eine Bleicherei, eine Tuchfabrik, eine Stärkefabrik und andere gewerbliche Anstalten; die Bank und die Sparkasse sind die bedeutendsten Creditanstalten im Popperthale. Die Wochenmärkte sind sehr besucht. Käsmark ist auch ein passender Ausgangspunkt für Ausflüge in das nahe Tatragebirge; die nächste Eisenbahnstation Poprad-Felka ist blos zwei Stunden entfernt. Der ungarische Karpathenverein hat ebenfalls seinen Sitz in Käsmark. Die Civilbevölkerung zählt 4475 Seelen und hat sich seit 1870 um 537 Seelen vermehrt, obgleich viele hier Geborene auswandern und in andern Gegenden des Landes sich niederlassen; überhaupt sind die zipser Deutschen viel expansiver als die siebenbürger Sachsen. Der Sprache nach sind die Einwohner Käsmarks zum beiweitem größten Theil Deutsche; der Religion nach sind 1949 evangelisch, 1801 römisch-katholisch. Wie alle andern Städte des Landes, deren Einwohnerzahl weniger als 12,000 Seelen betrug, so wurde im J. 1876 auch Käsmark seiner municipalen Autonomie verlustig und dem Comitat einverleibt. *(J. Hunfalvy.)*

KASPAR VON DER RÖN, aus Münnerstadt in Franken, wurde früher für den Verfasser der gewöhnlich unter seinem Namen gehenden, auch „Dresdener Heldenbuch" genannten Gedichtsammlung gehalten, die den Inhalt der Handschrift M 103 der dresdener Bibliothek bildet. Zarncke (in der Germania, I, 53—63; dazu Goedeke, ebendas., 239—241) hat aber nachgewiesen, daß Kaspar nur der eine der zwei oder drei Schreiber der im J. 1472 geschriebenen Handschrift ist. Sonst weiß man von ihm nur noch, daß er im Sommersemester 1474 an der leipziger Universität immatriculirt wurde (Berichte der Köngl. Sächs. Gesellsch. der Wissensch., philol.-hist. Klasse, Bd. 22 [1870], S. 207), woraus

wie aus der Art der Immatriculation folgt, daß er nicht, wie man annahm, ein Bänkelsänger, ein fränkischer Volksdichter, sondern gelehrten Standes und ein vornehmer Mann war. Eine genaue Beschreibung der mit Bildern gezierten Handschrift, die anfangs dem Herzoge Balthasar von Mecklenburg (gestorben 1507) gehörte, sich aber 1714 im Besitz des nürnberger Arztes Gottfried Thomasius befand und später aus Gottsched's Nachlaß in die dresdener Bibliothek gelangte, gibt Zarncke a. a. O. nebst einem Facsimile. Abgedruckt ist dieselbe in von der Hagen's und Primisser's Helden-Buch in der Ursprache, Berlin 1825, Theil 2. Dazu ein paar Berichtigungen in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, IV, 476 fg. Die in der Handschrift enthaltenen Gedichte sind nach den nur dem Innern derselben zu entnehmenden Titeln: 1) Ortney; 2) Wolfdietrich; 3) Ecke; 4) Der Roßengart zu Wurmicz; 5) Das Meerwunder; 6) Sigenot; 7) Der Wunderer (bei von der Hagen: Etzel's Hofhaltung); 8) Herzog Ernst; 9) Laurein; 10) Dietrich und seine Gesellen; 11) Der Vater mit dem Sun (das Hildebrandslied). Von diesen Stücken sind Nr. 3, 4, 6, 7, 8 und 9 von Kaspar's Hand geschrieben, der unter 3 und 4 seinen Namen andeutet, aber am Schlusse von 9 ausführlich hinzufügt: Noch crist gepurt 1472 Jar ist es geschriben worden von mir Kasper von der roen purdich von munerstat In francken In festum paste das ist jn der osterliche zait.

Alle Gedichte der Sammlung, größtentheils, vielleicht ausnahmslos, nach ältern Vorlagen bearbeitet, sind in strophischer Form abgefaßt, Nr. 1, 2, 4, 7, 9, 11 in dem aus der alten Nibelungenstrophe hervorgegangenen Hildebrands- oder Rolandstone, die übrigen in dem künstlichern Herzog Ernst's Tone, auch Berner Weise genannt. Der Hauptzweck der Bearbeitung scheint einestheils Durchreimung der Cäsuren, anderntheils Abkürzung gewesen zu sein, um den einmaligen Vortrag der einzelnen sowol zum Singen als auch zum Lesen bestimmten Stücke zu ermöglichen. Der Wolfdietrich schließt:

> Wolfdietrich in altem dichte
> Hat sibenn hundert lied
> Manck vnnücz wort vernichte
> Oft gmelt man als aus schib
> Drew hundert drei vnd dreissigk
> Lied hat er hie behent
> Das man auf einem siczen bick
> Müg hörn anfanck vnd ent.

Und ähnlich heißt es am Schlusse von Dietrich und seinen Gesellen:

> Ein ent hat bisses tichtes art
> Got geb vns dort sein wune
> Des altenn vir hundert vnd echte ist
> Dis hie hundert vnd dreissigkc sein
> So vil vnnüczer wort man list.

Ebenso stark gekürzt ist der Ortnit, der nach eigener Angabe von 587 Strophen seiner Vorlage 297 bewahrt hat. Zu beachten ist jedoch, daß die von Kaspar geschriebenen Stücke solcher Abkürzungen sich nicht rühmen, auch, soweit eine Vergleichung möglich ist, wirklich, mit Ausnahme des Herzog Ernst, sich davon frei halten. Die Bearbeitungen selbst sind ohne allen poetischen Werth, mit größter Roheit in Sprache und Form gemacht, und zeigen uns den ganzen Verfall des epischen Volksgesanges und der absterbenden deutschen Heldensage, welcher die Mehrzahl der Gedichte entnommen ist. Nur das Meerwunder und der der historischen Personensage angehörende Herzog Ernst, welche beide Stücke auch erst nachträglich in die Handschrift eingeheftet sind, liegen dem Stoffe nach weiter ab.

Doch ist die Sammlung für die Geschichte der deutschen Heldensage nicht unwichtig, da die Bearbeitungen theilweise alten uns verlorengegangenen Quellen folgen (vgl. hierzu Goedeke a. a. O. und Steinmeyer in der Zeitschrift für deutsche Philol. III, 241—244.) So ist aus dem Wolfdietrich, der sich an den in der Ambraser Handschrift enthaltenen sogenannten Wolfdietrich von Kunstenopel aus dem 13. Jahrhundert anschließt (kritische Ausgabe von Amelung im Deutschen Heldenbuche, Berlin 1871, III, 81—152), der letzterem fehlende Schluß aus unserem Gedichte zu entnehmen. Ebenfalls mit der Redaction in der Ambraser Handschrift (Ausgabe von Amelung ebendas. III, 1—77) stimmt der Ortnit überein. Die Vorlage von Dietrich und seinen Gesellen war ihrerseits schon, da sie nur 408 Strophen enthielt, eine Abkürzung der in der Handschrift des Piaristencollegiums zu Wien in 866 Strophen enthaltenen Umarbeitung (veröffentlicht von Stark, Dietrich's erste Ausfahrt, Stuttgart 1860, 52. Publication des Literarischen Vereins) des von Zupitza (Deutsches Heldenbuch, Berlin 1870, V, 1—200) unter dem Titel Virginal kritisch herausgegebenen und Albrecht von Kemenaten zugesprochenen, sonst Dietrich's Drachenkämpfe genannten Gedichts. Ecke und Sigenot weichen in der Hauptsache von den in den alten Drucken vorliegenden Bearbeitungen der gleichfalls Albrecht von Kemenaten zugeschriebenen Gedichte (Ausgabe von Zupitza, ebendas. V, 207—264) nicht ab, nur der Ecke schlägt am Schlusse einen andern Weg ein. Der Rosengarten zu Worms ist neben dem gedruckten alten Heldenbuche eine selbständige Umreimung der durch die hoheneicher-berliner und münchener Handschriften repräsentirten, von Philipp (Zum Rosengarten, Halle a. S. 1879) abgedruckten und als Rosengarten I. bezeichneten Redaction in der weitverzweigten Ueberlieferung des sogenannten großen Rosengartens. Laurin, auch der kleine Rosengarten genannt, ist die strophische Bearbeitung des in kurzen Reimpaaren verfaßten Gedichts aus dem 13. oder 14. Jahrhundert (Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866, I, 201—237). Aber da sie zugleich vielfach umgestaltend und erweiternd auftritt, so ist es wahrscheinlicher, daß sie nicht erst im 15. Jahrhundert entstand (s. das. 293 fg.), sondern auf einer bereits in Strophen abgefaßten frühern Umarbeitung beruht. Der Wunderer ist außerdem blos noch aus einem spätern Drucke (Bruchstück bei von der Hagen, Heldenbuch, Berlin 1855, II, 531 fg.) bekannt. Ein Fragment in Reimpaaren (bei Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, I) weicht ganz ab. Doch möchte Steinmeyer (a. a. O.) hier

wie beim Laurin Uebertragung eines alten Gedichts in Reimpaaren annehmen, während Zupitza (Deutsches Heldenbuch, V, S. LI) den Wunderer ebenso wie das Meerwunder für Originaldichtungen des 15. Jahrhunderts hält. Ueber die letzterem zu Grunde liegende Sage vgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen, II, 72. Der Herzog Ernst weist auf ein älteres Gedicht aus der Grenzscheide des 13. und 14. Jahrhunderts zurück, das Bartsch (Herzog Ernst, Wien 1869, S. 189—225) aus der unverkürzten Fassung von 89 Strophen (abgedruckt nach einem alten Drucke in der Zeitschrift für deutsches Alterthum VIII, 477—507, nach einer unvollständigen Handschrift in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, IV, 480—499) und aus unserer Bearbeitung von 55 Strophen herzustellen gesucht hat. Auch das Hildebrandslied in 29 Strophen ist wol die Abkürzung eines ältern Gedichts, da das Volkslied von Hildebrand in 20 Strophen (Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, I, 330 fg.) die Quelle nicht sein kann.

Ob alle diese Bearbeitungen einem und demselben Verfasser zuzuschreiben und als ungefähr gleichzeitig mit der vorhandenen Niederschrift anzusetzen seien, läßt sich zur Zeit nicht mit Sicherheit entscheiden. Steinmeyer möchte für Nr. 1, 2, 4, 7, 9 und 10 einen Verfasser annehmen und denkt sich die Entstehung der ganzen Sammlung in dem Kreise der nürnbergischen Meistersänger. *(R. Hügel.)*

KASPERL ist der Name einer der vielen stehenden Theaterfiguren, welche sich in der außerordentlich fruchtbaren Entwickelung des niedrig-komischen und des phantastisch-komischen Dramas in Wien im Laufe des vorigen Jahrhunderts einbürgerten. Während andere derartige Figuren mit den Stücken, in denen sie auftraten und mit den Schauspielern, die ihren Charakter typisch feststellten, auch der Vergessenheit verfielen, hat der Name des Kasperl sich noch lange erhalten. Er verdankt dies vor allem dem Komiker des leopoldstädter (jetzt Karl-) Theaters La Roche (gest. 1807), der als Kasperl so populär wurde, daß man in Wien die Vierunddreißigkreuzer-Stücke, die man für den Eintritt ins Parterre des leopoldstädter Theaters hinterlegen mußte, als „Kasperle" bezeichnet hat. Auch die Marionnettenspieler in Oesterreich und dann auch in Deutschland versehen nun die altüberlieferte stehende Figur des Narren im volksmäßigen Puppenspiele mit dem beliebt gewordenen Namen. Sogar in einzelnen Dichterwerken der höheren Literatur, z. B. in Platen's Schatz des Rhampsinit, finden wir den Kasperl als lustigen Bedienten wieder. (Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich s. v. Laroche und die dort angeführte Literatur.) *(W. Creizenach.)*

KASPISCHE PFORTEN. Mit diesem Namen bezeichnen die alten Schriftsteller den großen Gebirgspaß, durch welchen die Straße vom westlichen Iran (Medien) nach dem östlichen (Areia, Margiane, Baktrien) hindurchführt. Durch die Heerfahrt Alexander's des Großen haben die Griechen zuerst Genaueres über denselben erfahren. Nach Arrian III, 20, 2 liegen sie einen Tagemarsch hinter Rhagä, der Hauptstadt des östlichen Mediens (jetzt Râi); jenseits derselben liegt wüstes, unbewohntes Land. Danach sind die Kaspischen Thore der heute Sirdara genannte Paß südlich vom Demâvendgebirge, zwischen Râi und Lâzgird. Nach Plin. VI, 43 führte eine 8000 Schritt lange künstliche Fahrstraße durch dieselben; durch die zu beiden Seiten emporragenden Berge war sie leicht zu vertheidigen. Infolge ihrer Lage hatten die Kaspischen Thore für die alten Geographen große Bedeutung. Von hier aus vermaßen die Wegmesser (Bematisten), welche Alexander's Zuge folgten, die Entfernungen des östlichen Asiens (Plin. VI, 61 u. a.). In Eratosthenes' System bildeten sie die Westgrenze der zweiten Hauptabtheilung (Sphragis) Südasiens, der Landschaft Ariane (vgl. Berger, Geograph. Fragm. des Eratosthenes S. 243 fg.) und für die Distanzmessungen und Längen- und Breitenberechnungen sind sie immer ein maßgebender Ausgangspunkt geblieben. — Daß sie von den Historikern vielfach mit den Kaukasischen Pforten zwischen Albanien und Iberien verwechselt wurden, sogar in dem officiellen Berichte des Corbulo an Nero über seine armenischen Feldzüge, bemerkt Plin. VI, 30. 40. *(Eduard Meyer.)*

KASPISCHES MEER (oder Kaspisee) führte seinen Namen *Κασπία θάλασσα*, Caspium mare, bereits bei den Alten, und zwar nach den Kaspiern, einem nach Herodot am Westufer wohnenden, zu Strabo's Zeiten aber schon verschwundenen Volksstamme. Daneben tritt der Name *Ὑρκανία θάλασσα*, Hyrcanium mare, auf, hergeleitet von den am Südostufer wohnenden Hyrkaniern. Bei den Arabern finden sich die Namen Bahr Dschordschan, Bahr Dilem, Bahr Chozar und Bahr Tabaristan, zum Theil nach Uferlandschaften, zum Theil nach anwohnenden Völkerstämmen (Chozaren an der untern Wolga), bei den Persern Dariâ Chaz'r = Meer der Chazaren. Bei den Georgiern heißt der Kaspisee Thethri Swga, d. h. weißes Meer, im Gegensatze zu Schawi Swga, d. h. schwarzes Meer.[1])

Das Kaspische Meer ist bei einer Größe von 440,000 □Kilom. (8000 □Meilen) der umfangreichste aller Binnenseen. Auf der Scheide Europas und Asiens gelegen, erstreckt sich dasselbe bei einer Breite von durchschnittlich 20 deutschen Meilen und einer Länge von etwa 135 deutschen Meilen in meridionaler Richtung von dem Fuße des Elbursgebirges, der nördlichen Randmauer also des Hochlandes von Iran bis zu den flachen Steppenlandschaften des südöstlichen Rußlands, im Osten getrennt von dem Aralsee (48 Met. über dem Meere) durch das Wüstenplateau des Ust-Urt und die Turkmenen-Steppen, im Westen vom Schwarzen Meere durch den kaukasischen Isthmus, dessen Hochgebirge, der Kaukasus, mit seinen östlichen Ausläufern in der Halbinsel Apscheron bei Baku etwa zehn deutsche Meilen weit in das Kaspische Meer vorspringt. Außer an diesen Stellen der Ost- und West-

1) Vgl. Egli, Etymologisch-geographisches Lexikon (Leipzig 1880), S. 105.



küste bilden flache Niederungen die Uferlandschaften des Binnenmeeres, so namentlich im Norden und Nordwesten, wo sich die Steppen des südöstlichen Rußlands ganz allmählich unter den Spiegel des Kaspisees senken. Im Süden ist der letztere von den steil aufragenden Gehängen des Elbursgebirges durch ein schmales Vorland getrennt. Umfangreichere Buchten und Meerbusen zeigen sich hauptsächlich an der Ostseite, und zwar im Norden der Meerbusen von Mertwyj Kultuk, welcher im Verein mit seinem schmalen südwestlichen Ausläufer, der Kaidak-Bai, und der von Westen her in das Land eingreifenden Kotschak-Bai die Halbinseln Busatschi und Mangischlak bildet. Weiter im Süden folgen von kleineren Buchten die Alexander-Bai, die Kenderli-Bucht, der Busen von Krasnowodsk und die Balchan-Bucht, sowie die durch eine langgestreckte sandige Nehrung vom Meere geschiedene Lagune nördlich der Atrekmündung, und im äußersten Südosten der Busen von Astrabad, vor allem aber etwa in der Mitte der Ostküste der Meerbusen Adschi-Darja, ein mehr als zwanzig deutsche Meilen breites und langes Becken, welches, durch eine schmale Nehrung vom Kaspischen Meere getrennt, mit diesem nur durch eine etwa 150 Schritt breite und wenig über 1½ Met. tiefe Oeffnung, dem „Schwarzen Schlund", Karabugas, in Verbindung steht. Auf der Westseite finden sich nur kleinere Einbuchtungen, so südlich von der Kura-Mündung die Kisilagatsch-Bai und an der Terek-Mündung die Bai von Agrachansk, in dem Südwestwinkel endlich die Bucht von Enseli. Abschnürungen kleinerer Buchten des Meeres durch Strandwälle und Nehrungen, wie sie an der Ostküste in so großer Ausdehnung auftreten, vollziehen sich außerdem in umfassender Weise in dem Mündungsgebiete der Wolga, wo die zahlreichen, parallel neben einander gereihten und durch sandige Bugors von einander getrennten Ilmens einer nach dem andern im Laufe der Zeit durch das Vorrücken der Wolga-Alluvionen von dem Kaspischen Meere abgeschnitten und in ergiebige Salzseen verwandelt werden.[2])

Das Meer besitzt nur an der Westküste umfangreichere Inseln: im Norden die Kirel-Inseln, die Kulalü- und Tiulenij-Inseln, im Süden die Inseln Tscheleken und Ogurtschinski. Dagegen sind unzählige kleinere Eilande den Deltalandschaften der Wolga, des Uralflusses und der Emba, sowie der gesammten Nordwestküste vorgelagert. Bezüglich der Tiefenverhältnisse unterscheidet sich der nördliche, mehr ostwestlich gerichtete Theil des Kaspischen Meeres scharf von dem größeren, südlichen Becken. Im Norden bis zu der Verschmälerung zwischen der Terek-Mündung und der Halbinsel Mangischlak finden sich nirgends Tiefen von mehr als 20 Met. Im Gegensatze zu dieser Flachsee besitzt das südliche, meridional gerichtete Becken ungleich bedeutendere Tiefen, indem sich bereits in der Breite der Alexander-Bai solche von 200 Met. und darüber einstellen. Tiefenkarten lassen in diesem Theile des Kaspischen Meeres zwei geräumige beckenförmige Einsenkungen, die eine nördlich, die andere südlich von der Halbinsel Apscheron erkennen. In der erstern senkt sich der Meeresboden südöstlich von Derbent bis auf 898 Met., in der letztern ist östlich von Lenkoran die tiefste Stelle des ganzen Meeres bei 1098 Met. gelothet. Beide Depressionen des Seebodens liegen der Westküste näher als der Ostküste, nach welcher ihre Wandungen auch allmählicher aufsteigen und von der sie durch einen breiten, nur bis 100 Met. tiefen Meeresstreifen getrennt sind.[3])

Der Spiegel des Kaspischen Meeres liegt gegenwärtig 26 Met. unter dem Niveau des Pontus. Das Binnenmeer nimmt die tiefste Stelle einer gewaltigen 13,500 □Meilen großen Bodendepression ein, welche sich nordwärts bis in die Gegend von Saratow an der Wolga erstreckt und somit die gesammten Steppenlandschaften östlich von dem Wolga-Bergufer und den Ergenie-Hügeln zu beiden Seiten der untern Wolga und des untern Uralflusses umfaßt, außerdem aber auch einen schmalen Streifen der übrigen Küstengebiete in sich schließt. Unzählige Muschelschalen, und zwar von solchen Arten, die noch jetzt in dem Kaspischen Binnenmeere leben, bedecken theils einzeln zerstreut, theils in Bänken angehäuft, den Boden dieser Depression. Das Vorkommen derselben beweist im Verein mit dem Salzgehalt des Bodens und der großen Menge von Salzseen und Salzlachen, wie dies namentlich von Pallas zuerst erkannt wurde, eine noch jüngst vorhandene Wasserbedeckung dieser Gebiete, eine mithin ungleich bedeutendere Ausdehnung des Kaspischen Meeres in naher Vorzeit. Erst später hat sich das letztere in seine jetzigen engeren Grenzen zurückgezogen und jenen einstigen Meeresboden trocken zurückgelassen.[4])

Dieses Sinken des Spiegels des Kaspischen Meeres setzt sich auch heute trotz der bedeutenden Wasserzufuhr seitens einer großen Zahl von Flüssen, unter ihnen des größten Stromes Europas, der Wolga, noch fort. Darauf deutet unter andern das Hervortauchen von Inseln an mehreren Punkten des Beckens, so namentlich in der Bucht von Enseli an der Südküste, sowie an dem nordöstlichen Gestade hin. Lenz hat das Sinken des Wasserspiegels in dem Zeitraume von 1816—1830 auf mehr als 3 Met. berechnet. Als Grund dieser Erscheinung ist die starke, die Zufuhr von Wasser übersteigende Ver-

2) S. Nasaroff's Karte des Wolgadeltas in Petermann's Mittheil. 1858, Tafel 5 und Bergsträsser, Die Salzseen des Gouvernements Astrachan, ebendas. S. 101 fg.

3) Vgl. Petermann's Mittheil. 1863, Tafel 3: Das Kaspische Meer nach den neuesten russischen Aufnahmen des Kapitäns N. Iwaschinzoff 1858—1860. 4) Aus der umfangreichen Literatur, welche seit Pallas (Pallas' Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, Petersburg 1871—1876) diesen Gegenstand behandelt, seien nur hervorgehoben K. E. von Bär, Kaspische Studien (1859), und Schmick, Die Aralo-Kaspiniederung (1874); Alexander von Humboldt, Centralasien; deutsch von Mahlmann (Bd. 1, 1844); Borszcow, Würzburg. naturwissensch. Zeitschr. (1860) I, 106 fg. H. Meyerson, Petermann's Mittheil. 1858, S. 327; Murchison, Geologie des europäischen Rußlands, deutsch von G. Leonhard (1848), S. 319 fg.



dunstung, wie dieselbe durch das jene Gegenden beherrschende Trockenklima bedingt ist, in erster Linie anzusprechen. Locale Senkungen des Meeresbodens sind von manchen Forschern überdies zur Erklärung dieses Phänomens herangezogen worden.[5]) Die Verkleinerung des Beckens des Kaspischen Meeres wird außerdem noch beschleunigt nicht nur durch das Hineinwehen gewaltiger Sandmassen seitens der Steppenwinde, sondern namentlich auch durch das rasche, durch jenes Sinken des Wasserspiegels noch begünstigte Wachsthum der Deltaalluvionen, welche sämmtliche Zuflüsse des Binnensees an ihren Mündungen aufbauen, so die Wolga, der Ural, die Emba im Norden, der Terek und der Kur an der Westküste; der Sefid-Rud, der Görghen und Atrek im Süden; an dem östlichen Gestade endlich ist in der von drei Flußbetten durchschnittenen Alluvialniederung am Balchan-Busen das Delta des einst durch Bifurcation auch in das Kaspische Meer mündenden alten Oxus erhalten. Am raschesten vollzieht sich das Wachsthum des Terekdeltas, dessen Vorrücken im Laufe von 30 Jahren das Meer vor der Flußmündung um zwei deutsche Meilen zurückgedrängt hat, sodaß sich das Maß des jährlichen Vorwachsens auf fast 500 Met. beläuft.[6])

Bei der Mehrzahl der Schriftsteller der vorchristlichen Zeiten bis in das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung herrschte die Anschauung, daß das Hyrkanische Meer mit dem nördlichen Ocean in offenem Zusammenhange stehe, trotzdem bereits Herodot betont hatte, daß das Kaspische Meer selbständig für sich bestehe und keine Verbindung mit andern Meeresräumen besitze.[7]) Außer Herodot aber sind es in dem ganzen Zeitraume bis zur Mitte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts nur Aristoteles, Diodor und Ptolemäus, welche die isolirte Lage des Kaspischen Meeres zur Geltung brachten. Mit Recht führt Alexander von Humboldt das zähe Festhalten an jenen irrthümlichen Anschauungen seitens der überwiegenden Mehrheit der älteren Schriftsteller auf den Einfluß zurück, welchen die alexandrinische Schule mit ihren Hypothesen über tief in die Festländer eingreifende Meeresgolfe und über offene Verbindungen zwischen den verschiedenen Meeresräumen auf die Kosmographie der späteren Jahrhunderte ausübte, ein Einfluß, der mächtig genug war, jene sicher begründeten Anschauungen eines Herodot in Vergessenheit gerathen zu lassen. Während zuerst wieder im Anfange des 10. Jahrh. durch arabische Geographen, und zwar namentlich durch El Istachri die Selbständigkeit jenes Binnenmeeres erkannt und betont wurde, hingen im Abendlande noch im Beginne des 16. Jahrh. hervorragende Kosmographen, wie Hylacomylus (Martin Waldseemüller aus St.-Dié in Lothringen), der Stifter des Namens der Neuen Welt, sowie Peter Apian jenen älteren Anschauungen an und erblickten in dem Kaspischen Meere nur einen Golf des Skythischen Meeres.[8])

Einer noch jetzt vielfach verbreiteten Ansicht zufolge stand das Kaspische Meer in jüngster geologischer Vergangenheit im offenen Zusammenhange mit dem nordasiatischen Eismeere. Diese namentlich von Alexander von Humboldt vertretene Anschauung stützt sich in erster Linie auf das Vorkommen einer Anzahl mariner Thierformen, sowie Seegräser und Conserven in den Gewässern des gegenwärtig nach allen Seiten abgeschlossenen Binnensees. Bereits seit dem Alterthume war das Auftreten von Seehunden in dem Kaspischen Meere bekannt.[9]) Zu diesen gesellen sich als auf eine nordische Heimat hinweisende Thierformen Coregonus leucichtys, weiter ein Neunauge, Petromyzon Wagneri, und eine Crustacee, Idothea entomon. Eine Bestätigung dieser Anschauung schien sich in dem Umstande zu bieten, daß die zahlreichen Muschelreste eine recente Meeresbedeckung weit ausgedehnter Länderstriche in der Umgebung des Kaspischen Meeres und des Aralsees beweisen, daß ferner durch B. von Cotta bei Petropaulowsk am Ischim Austerschalen nachgewiesen waren.[10]) Mit Recht aber betont ein neuerer Erforscher der Fauna des Kaspischen Meeres, Prof. Keßler[11]), die Möglichkeit, daß jene nordischen Arten verwandten Thierformen auch ohne Vorhandensein einer offenen Meeresverbindung durch Flußläufe und zwischenliegende Seen in ihren jetzigen Wohnsitz gelangt sein können. Für die Annahme eines recenten Zusammenhanges zwischen dem aralo-kaspischen Becken und dem Eismeere bieten die Resultate der geologischen Untersuchungen Westsibiriens, welche allein eine sichere Grundlage für jene Anschauung gewähren können, keinerlei Anhalt.[12]) Im Gegentheil haben sich die jüngeren tertiären sowol als posttertiären Ablagerungen im Innern des westsibirischen Beckens, z. B. bei Omsk, als Süßwasserschichten herausgestellt.[13]) Nur in nächster Nähe des arktischen Meeres weisen bekanntlich recente Muschelablagerungen auf eine in jüngster Vergangenheit stattgehabte Meeresbedeckung hin.[14])

Dagegen läßt sich auf Grund der geologischen Beschaffenheit des aralo-kaspischen Beckens der sichere Nachweis führen, daß das Kaspische Meer sowol wie der Aralsee die Ueberreste eines ausgedehnten Brakwasser-Meeres der Miocänzeit darstellen, welches außer diesem aralo-kaspischen Becken auch den Pontus und das Asow-

---

5) Ueber die einschlägige Literatur vgl. R. Credner, Die Deltas. Ergänzungsheft Nr. 56 zu Petermann's geograph. Mittheil. 1878, S. 72. 6) Vgl. R. Credner, l. c. S. 72 und 23. 7) Lib. I, cap.202, Teubner'scher Ausgabe von A. R. Dietsch S. 118.

8) Vgl. Alexander von Humboldt, Centralasien; deutsch von Mahlmann I, 447 fg. 9) *Strabon* XI, 137; *Herodot* I, 202; cf. Humboldt, Centralasien I, 475. 477. 512. 514. 10) B. von Cotta, Der Altai (Leipzig 1871), S. 48 und 57. 11) Vergleichende Untersuchungen über die Fische des Schwarzen und des Kaspischen Meeres und daraus gewonnene Resultate für die Geschichte dieser beiden Meere (5. Bd. der Arbeiten der St.-Petersburg. Naturf. Gesellsch. 1874); auszüglich Röttger's Russischer Revue (1875), VI, 351 fg. 12) Vgl. R. Credner, Ueber Relictenseen, Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin (1881), VIII, 302 fg. 13) Zeitschr. der Deutsch. geolog. Gesellsch. (1877), XXIX, 831 und 836; (1876) XXVIII, 217 fg. 14) Vgl. F. G. Hahn, Untersuchungen über das Aufsteigen und Sinken der Küsten (Leipzig 1879), S. 131.

sche Meer, den nördlichen Theil des Aegäischen Meeres, die heutige Walachei, Siebenbürgen, das ungarische Tiefland, Kroatien und Slawonien bedeckte. Umfassende Verschiebungen der Meeresgrenzen haben dieses tertiäre Mittelmeer bis auf die Becken des Pontus, des Aralsees und des Kaspischen Meeres verschwinden lassen und nur in der Verbreitung der in jenem brakischen Binnenmeere gebildeten Ablagerungen, den Schichten der sarmatischen Stufe, gibt sich dessen einstige Ausdehnung zu erkennen.[15])

Ueber die Art und Weise der Isolirung des Kaspischen Meeres, der Einschrumpfung also jenes brakischen Mittelmeeres Südosteuropas bieten die Untersuchungen der Fauna des ersteren durch Keßler und Oskar Grimm einigen Anhalt.[16]) Die Ablösung des Kaspischen Meeres hat sich danach vor der Vereinigung des letzteren mit dem romanischen Mittelmeere vollzogen. Pontus und Kaspisee beherbergen 25 beiden Becken gemeinsame Fischarten, dagegen fehlen dem Kaspischen Meere alle die Fische, welche seit Eröffnung des Bosporus und der Dardanellenstraße vom Mittelmeere in den Pontus eingewandert sind. Am längsten scheint die Verbindung zwischen beiden Meeren nördlich vom Kaukasus durch die jetzige Kuma-Manytsch-Senke stattgefunden zu haben.[17]) Auch diese Verbindung aber muß schon seit langer Zeit unterbrochen sein. Dafür spricht der Umstand, daß die Fische des Kaspischen Meeres von den Repräsentanten derselben Species im Schwarzen Meere zum Theil erhebliche Abweichungen zeigen, sowie weiter, daß sich in beiden Meeren bereits einige selbständige Arten, besonders in der für beide Gewässer charakteristischen Gattung Gobius, herausgebildet haben. Die Isolirung beider Becken voneinander steht vielleicht in ursächlichem Zusammenhange mit Hebungsvorgängen, welche sich, wie die aufgerichtete Lage miocäner Schichten an den Flanken des Kaukasus beweist, noch in neogenen Zeiten an diesem Hochgebirge vollzogen haben. Die Fischfauna des Aralsees erscheint nach Keßler's Untersuchungen als eine verarmte Fauna des Kaspischen Meeres. Wie in letzterem, so finden sich auch im Aralsee Seehunde vor.

Die im Vorstehenden angedeutete Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres liefert uns den Schlüssel zum Verständniß einer eigenthümlichen Erscheinung dieses Binnenmeeres, nämlich seines geringen Salzgehaltes.[18]) Derselbe steht namentlich in den nördlichen flachen Partien außerordentlich hinter demjenigen des Weltmeeres zurück. So fand Heinrich Rose in 1000 Theilen Wasser, welches 75 Werst vor der Wolgamündung geschöpft war, nur 1,4975 Theile Salz, darunter etwa die Hälfte Chlornatrium; so fand ferner Göbel in der gleichen Wassermenge, geschöpft an der Insel Pischnoi vor der Mündung des Uralflusses und zwar vom Boden des 2,5 Faden tiefen Meeres, 6,236 Theile Salz. Erst weiter nach Süden zu steigert sich die Salinität des Wassers, immer aber erscheint dieselbe im Vergleich mit derjenigen oceanischen Wassers äußerst gering. Während das flache Nordbecken durch Süßwasserzufluß des Urals, der Wolga und Emba stark verdünntes, brakisches Wasser enthält, finden sich in dem Hauptbecken, südlich vom Vorgebirge Tjuk-Karagan, in 1000 Theilen Kaspiwasser 12—14 Mineralbestandtheile, und zwar unterliegt der Salzgehalt in diesem Südbecken keinen bedeutenden Schwankungen. So zeigte nach Abich Kaspiwasser, geschöpft bei Derbent in einer Tiefe von 2 Met., in 1000 Theilen 12,507, solches aus einer Tiefe von 576 Met., östlich von Baku durch Oskar Grimm geschöpft, nach den Analysen von C. Schmidt in 1000 Theilen 12,946 Mineralbestandtheile, sodaß also die Concentration in diesen Tiefen von derjenigen an der Oberfläche nur wenig abweicht. Der Salzgehalt dieses südlichen Hauptbeckens verhält sich zu demjenigen des flachen nördlichen Theiles etwa wie 3 : 8.

Im allgemeinen nimmt der Salzgehalt gegen das Ostufer hin zu, da diese Theile des Sees der Süßwasserverdünnung durch die von Norden und Westen her in den Kaspisee einmündenden Ströme am meisten entzogen sind. An der Ostküste zieht sich von Südwest nach Nordost gerichtet eine Strömung salzreichen Wassers um das Vorgebirge Tjuk-Karagan, wo sich nach von Bär die Vermischung des salzreichen Wassers des tieferen südlichen Beckens mit den salzärmeren Gewässern des nördlichen Abschnitts vollzieht. Mehner fand hier an der Oberfläche bei der Landspitze Tjuk-Karagan 13,8154 Mineralbestandtheile in 1000 Theilen Wasser.

Der relativ geringfügige Salzgehalt des Kaspischen Meeres, welcher um so auffallender ist, als dieser Binnensee infolge seiner Abflußlosigkeit namentlich durch die aus dem Salzboden Transkaukasiens kommenden Zuflüsse eine stetige Bereicherung an salzigen Bestandtheilen erfahren müßte, findet seine Erklärung einmal darin, daß der Binnensee, wie oben gezeigt, der Restbestandtheil eines brakischen Meeres der Vorzeit ist, und daß weiter den Gewässern desselben fort und fort Salze in umfassendster Weise dadurch entzogen werden, daß, begünstigt durch das Sinken des Spiegels des Kaspischen Meeres, an den Uferlandschaften zahlreiche Buchten, Lagunen und Strandseen mehr oder weniger vollständig von dem Hauptbecken abgeschnitten und zu Salzpfannen umgewandelt werden. So steigert sich der Salzgehalt schon beträchtlich in den Meerbusen der Ostküste, welche mit dem offenen Becken nur noch enge Verbindungen besitzen. In 1000 Theilen Wasser finden sich in der Bai von Krasnowodsk 16,182; im Mertwyj-Kultuk, einer Bucht also des salzarmen nördlichen Theils des Binnensees, 30,302; in dem schmalen Südende desselben, der Kaidak-Bai, sogar 56,279 feste Bestandtheile. In großartigstem

15) Vgl. Neumayr, Die aralo-kaspische Niederung. Verhandlungen der K. K. geolog. Reichsanstalt (1875), S. 31 (Sitzung vom 19. Jan.). 16) Zeitschr. für wissenschaftl. Zoologie, Jahrg. 25 (1875), S. 323; Keßler, l. c. S. 356 fg. 17) Vgl Petermann's Geogr. Mittheil. (1859), S. 339. 411, sowie (1861) S. 338. 372. 18) Ueber den Salzgehalt vgl. namentlich: C. Schmidt, Hydrologische Untersuchungen. Bull. de l'Acad. imp. des sciences de St.-Pétersbourg XX, 130 fg. und (1878) XXIV, 177 fg. In diesen Aufsätzen ist auch die umfangreiche bez. Literatur aufgeführt. Vgl. auch J. Roth, Allgem. und chemische Geologie (1879), I, 464.

Maßstabe aber werden dem Kaspischen Meere fort und fort salzige Bestandtheile in dem gegen 3000 □Seemeilen großen Verdunstungsbecken des Adschi-Darja entzogen. Durch den Karabugas, die schmale und flache Oeffnung also, welche der das Becken abschnürende Dünenwall freigelassen hat, strömt unablässig Kaspiwasser in dieses natürliche Salinenreservoir ein, um hier zu verdampfen und seine Salze zurückzulassen. Das Wasser des Adschi-Darja bildet deshalb bereits eine gesättigte Salinen-Mutterlauge und enthält Chlormagnesium, Chlornatrium, Bittersalz, Chlorkalium, Chlorrubidium und Brommagnesium in abnehmender Reihe. Die Soole ist so stark gesalzen, daß kein Fisch oder sonstiges lebendes Thier in derselben zu existiren vermag. C. Schmidt fand in 1000 Theilen Wasser, welches Oskar Grimm am Südufer hatte schöpfen lassen, nicht weniger als 284,996 Mineralbestandtheile. Auf dem Boden des Verdunstungsbeckens hat sich eine Salzschicht von unbekannter Mächtigkeit abgelagert. Die von C. Schmidt analysirte Probe dieses Bodensatzes bestand aus Kochsalz ohne eine Spur von Kalium. Zahlreiche kleinere Salzpfannen finden sich rings an den Ufern des Kaspischen Meeres. Sie sind also die Hauptursache, daß der Salzgehalt trotz der Abflußlosigkeit des Binnenmeeres keine Zunahme zeigt.

Die Fauna des Kaspischen Meeres, wie sie von Eichwald und Pallas, in neuerer Zeit namentlich von Keßler und Grimm eingehend untersucht worden ist, besitzt entsprechend den Salinitäts-Verhältnissen vorherrschend einen brakischen Charakter. Von Fischen zunächst fehlen sowol die reinen Süßwasser- als auch die echten Meerfische; die von Keßler beobachteten 60 Fischspecies setzen sich zusammen aus 18 Brakwasserformen der Gattungen Atherina, Benthophilus, Gobius, Gasterosteus, Clupea und Cobitis; 8 indifferenten Formen (Gobius, Gasterosteus, Syngnathus); 9 Wanderfischen der Gattungen Salmo, Coregonus, Clupea, Acipenser und Petromyzon; endlich 25 theilweise wandernden Formen der Gattungen Luciperca, Silurus, Esox, Acipenser und 20 Arten von Karpfen. Die Untersuchungen Grimm's, welche bis auf eine Tiefe von 150 Faden ausgedehnt wurden und sich auf den südlichen Theil des Meeres erstreckten, ergaben neben 6 neuen Fischarten 20 Molluskenspecies, darunter namentlich solche der Gattungen Hydrobia, Cardium, Adacna und Dreissena, ferner 1 Bryozoe, gegen 35 Crustaceen, unter ihnen namentlich riesige Gammariden und besonders zahlreich Idothea entomon, weiter 20 Arten von Würmern, 2 Schwämme und endlich 13 Protozoen.[19]) Polyklet (290 v. Chr.), der erste derjenigen Geographen, welche einen oceanischen Zusammenhang des Kaspischen Meeres annahmen, erwähnt die zahlreichen „Schlangen", welche das letztere beherberge. In der That findet man in demselben Schlangensaurier (Tropidonotus hydrus *Kuhl* und Natrix scutata *Pall.*), daneben Schildkröten (Clemmys Caspica *Wagl.*) und einen eidechsenartigen, monitor-ähnlichen, bis $1\frac{1}{2}$ Met. langen Saurier (Psammosaurus Caspicus)[20]), endlich wie bereits oben erwähnt, den Seehund (Phoca Caspica *Nilsson*).

Dieses in zoogeographischer Beziehung so interessante Auftreten der Phoca in dem abflußlosen Becken des Kaspischen Meeres ist die Veranlassung einer großartigen Seehund-Fängerei, welche nur von derjenigen in den nordischen Meeren an Umfang übertroffen wird. Die Zahl der während des Zeitraumes von 1867—1872 erlegten Seehunde belief sich nach den Angaben von Schultz auf jährlich 130,000 Stück, in den Jahren 1868 und 1872 überstieg sie sogar 150,000. Nicht selten werden auf einer einzigen Jagd über 1000 erlegt. Der Fang concentrirt sich hauptsächlich auf die Westküste und auf die nördlichen Gestade, auf die Mündungsgebiete der Wolga und des Uralflusses sammt den ihnen vorgelagerten Inseln, sowie besonders auf die Gegend des Golfes von Apscheron. Auf der Insel Pischnoi vor der Mündung des Ural allein sind in manchen Jahren gegen 40,000 Seehunde getödtet worden.[21]) Weit ergiebiger aber noch sind die Erträgnisse der Fischerei auf dem Binnenmeere. Die am häufigsten vorkommenden Fische sind Zander, Brassen, Sterlet, Wels, Stör, Ssewrjuga und Hausen. Der Ertrag dieser Fischerei einschließlich derjenigen in den Deltagebieten der Zuflüsse des Kaspischen Meeres beläuft sich allein für die russischen Fischer auf einen Werth von jährlich 15 Millionen Rubeln, d. h. mehr also als 60 Proc. des auf 25 Millionen berechneten Gesammtwerthes der Fischereiproducte des europäischen Rußlands. Die Fischerei beschäftigt allein in Astrachan und Umgebung gegen 60,000 Menschen.

Von der Bedeutung der kaspischen Fischereien gibt die Thatsache einen deutlichen Begriff, daß der Gesammtertrag der Fischfangsflotillen Englands, Frankreichs und Amerikas in den Gewässern von New-Foundland einen Werth von 9,250,000 Rubeln repräsentirt, also erst 61,7 Proc. vom Gesammtertrage des kaspischen Fischfangs. Das ganze Küstengebiet Frankreichs wirft, um ein weiteres Vergleichsobject anzuführen, nicht mehr als 3,375,000 Rubel Revenuen ab, der Fang von Stockfisch und Hering an den norwegischen Küsten ungefähr 7 Millionen Rubel. Die Gründe für den Fischreichthum des Kaspischen Meeres sucht Danilewsky, der gründlichste Kenner des russischen Fischereiwesens, vor allem in dem reichen Vorrath an animalischer und vegetabilischer Nahrung, welche sich in den flachen nördlichen Theilen des Binnenmeeres an den Flußmündungen für die Fische bietet, sowie ferner in den für die Fischvermehrung günstigen Mündungsformen, welche die Zuflüsse dieses Meeres,

19) Ueber die Schriften Keßler's und Grimm's siehe oben Anm. 11 und 16. Vgl. auch Behm's Geogr. Jahrb. (1876), S. 87. Ueber die Spongien vgl. Dr. W. Dybowski in den Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Pétersb., Tom. XXVII, No. 6 (1880).

20) Vgl. Humboldt, Centralasien l. c. S. 459 fg. 21) Vgl. Joel Asaph Allen, History of North Americ. Pinnipeds (Washington 1880), S. 513 fg. Daselbst auch Ausführliches über die Art des Fanges.

insbesondere der Kuban und die Wolga in ihren Deltalandschaften aufweisen, und welche mit ihren an organischen Substanzen reichen Seen und Limanen, mit ihren von Rohr und Schilf bestandenen flachen Gewässern vortreffliche Brut- und Ernährungsstätten für die Fische gewähren. Die Zubereitung und Conservirung der Fischereiproducte hat in den Handelsplätzen des Kaspischen Meeres eine Reihe umfangreicher Etablissements ins Leben gerufen, in denen die Fische für den Versand gedörrt, geräuchert oder gesalzen werden, und in denen Fischconserven, Hausenblase, Wesiga (gedörrte Rückenmarksſehnen), Thran, Fette und namentlich Kaviar ihre Zubereitung finden. Von letzterem liefern allein die unter dem Namen „Rothfisch" zusammengefaßten Störarten: die Beluga, der Hausen, die Schipa, die Ssewrjuga und der Sterlet einen Gesammtertrag im Werthe von 2,250,000 Rubeln. Außerdem ergeben noch die Bleihen und Sandarts des Kaspischen Meeres gegen 300,000 Pud Kaviar.[22])

Schon Peter der Große erkannte die hohe Bedeutung, welche das Kaspische Meer für die Entwickelung des russischen Handels mit Persien sowie mit den Völkerschaften Mittelasiens besitzt. Er veranlaßte eine Reihe von Expeditionen namentlich nach den östlichen Gestadelandschaften des Binnensees, ließ dort trotz mehrerer misglückter Versuche einige Forts und Festungen anlegen, und durch russische Seeoffiziere, unter andern durch Van-Verden und Lieutenant Soimonow, eingehende Forschungen und kartographische Aufnahmen anstellen, welche bis in das gegenwärtige Jahrhundert maßgebend geblieben sind.[23]) Die commerzielle Wichtigkeit dieser Wasserstraße wird noch dadurch erhöht, daß der Landtransport von Rußland nach den mittelasiatischen Gebieten durch die Trockenheit und Wasserarmuth der transkaspischen Steppen und Wüsten äußerst erschwert ist, während diese kaspische Handelsstraße einerseits bis an den Rand des Hochlandes von Iran hinanreicht und sich andererseits in der Wolga und deren Zuflüssen und Kanalverbindungen bis tief in das Innere, ja selbst bis in die nördlichen Theile des russischen Reiches ununterbrochen fortsetzt. Nachdem am 21. März 1874 das russische transkaspische Gebiet gebildet worden ist, wird das Binnenmeer auf drei Seiten von Rußland und nur im Süden, in den Küstenlandschaften von Masenderan von Persien begrenzt, ist somit zu einem russischen Binnengewässer geworden. Rußland beherrscht dem entsprechend die Schifffahrt des Kaspischen Meeres, welche, schon jetzt ungemein rege, von Jahr zu Jahr weiter an Ausdehnung gewinnt und noch in besonderm Grade gewinnen wird, wenn erst die zum Theil schon jetzt nahezu vollendeten, zum Theil wenigstens in Angriff genommenen Eisenbahnlinien fertiggestellt sein werden, welche das Kaspische Meer mit dem Pontus und dem Innern Rußlands einerseits, mit dem Aralsee, mit den nördlichen Theilen Chorasans und den Turkmenen-Gebieten, namentlich aber mit der Hauptstadt Persiens, Teheran, andererseits verbinden sollen.

Die Schiffahrt auf dem Binnensee wird von den Persern und Turkmenen noch jetzt vielfach in kleinen, plumpen und ungelenken, kiellosen Fahrzeugen betrieben. Anders von seiten der Russen, welche eine stattliche, modernen Anforderungen entsprechende Handelsflotte unterhalten und eine regelmäßige Postschiffahrt durch Unterstützung mehrerer Dampfschiffahrts-Gesellschaften eingerichtet haben. Die ersten Segelschiffe der Russen erschienen in der Mitte des 16. Jahrh. auf dem Kaspischen Meere. Die Schiffahrt auf demselben ist gefährlich und schwierig wegen zahlreicher Bänke und Untiefen an den Küsten und wegen der heftigen Stürme, welche, meist aus Südost, das Meer heimsuchen und das Wasser oft weit über die flachen Uferlandschaften, namentlich der Nordwest-Küsten treiben. Infolge der flachen Beschaffenheit sind die letzteren wenig zugänglich und nur im Süden an dem persischen Ufer bieten sich sichere Häfen und gute Ankerplätze. Eine größere Zahl von Leuchtthürmen ist an besonders gefährlichen Stellen der Küsten errichtet. Im J. 1880 belief sich die Zahl der in den russischen Häfen angekommenen Schiffe auf 971, die der ausgelaufenen auf 764. Außer von den Handelsschiffen wird das Meer noch von den Fahrzeugen der kaspischen Abtheilung der russischen Kriegsmarine befahren. Diese Flotille setzte sich 1881 aus 12 Kriegsdampfern mit 26 Geschützen und 4215 Tonnen Gehalt, sowie aus 4 nichtarmirten Schiffen mit 720 Tonnen Gehalt zusammen.[24])

Der russische Handelsverkehr auf dem Kaspischen Meere ist hauptsächlich auf Persien gerichtet. Der Gesammtwerth der Einfuhr persischer Producte nach Rußland belief sich im J. 1880 auf 6,860,000 Rubel, derjenige der Ausfuhr nach Persien auf 3,940,000 Rubel.[25]) Ein Hauptantheil dieses Handelsumsatzes entfällt auf die beiden bedeutendsten Hafenplätze Rußlands am Kaspischen Meere: Astrachan und Baku. Exportartikel aus Rußland nach Persien bilden namentlich: Getreide, lebendes Vieh, ferner von Rohstoffen und Halbfabrikaten: Seide, Schafwolle, Häute, unverarbeitete Metalle, Palmenholz, Horn, Holz, rohe Baumwolle, endlich von Fabrikaten Rußlands, welche namentlich über Astrachan verschifft werden: Woll-, Baumwoll-, Metallfabrikate, Glaswaaren und Geschirr, Papierwaaren, Lein- und Hanffabrikate. Importirt aus Persien werden nach Rußland namentlich: Früchte, rohe Baumwolle, asiatische Baumwollengewebe, Fische, asiatische Seidengewebe, Pelzwerk, Reis, rohe Seide, Getreide, Avignonsche Körner, Leder, asiatische Wollengewebe, Mandeln und Nüsse.[26])

22) Vgl. Röttger's Russische Revue, Bd. XI (1877), S. 74: Rußlands Fischereien. In diesem Aufsatze wird auch auf Grund officieller Daten ausführlicher über den Werth der einzelnen Fischarten, über die Fischereiapparate, über die Zubereitung der Fischwaaren und über die Organisation der Fischereien referirt. 23) O. Struve, Ueber die Verdienste Peter's des Großen um die Kartographie Rußlands. Russische Revue (1876), VIII, 11 fg.

24) Diplomatisch-statistisches Jahrbuch des Gothaischen Genealogischen Hofkalenders (1883), S. 929 und 926. 25) Ebendas. S. 927. 26) Vgl. Röttger's Russische Revue (1876), VIII, 539 fg.

Die wichtigsten russischen Hafenplätze sind Astrachan (48,000 Einw.) und Baku (15,000 Einw.), ersteres an der Stelle, wo der kaspische Handel mit dem Wolga-Binnenverkehr in Berührung tritt, letzteres als der Endpunkt der Transkaukasien vom Pontus zum Kaspisee durchschneidenden Handelsstraße, gleichzeitig auch als Hauptplatz der umfangreichen Naphtha-Industrie der Halbinsel Apscheron. Diesen beiden Handelsstädten reihen sich an: Gurjew an der Uralmündung, Kisljar im Terek-Delta, Petrowsk, Derbent (16,000 Einw.), Saljan im Kura-Delta, Lenkoran (5300 Einw.) und die Festung Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak. Besonders zahlreiche Handelsplätze besitzt die persische Küstenlandschaft Masenderan, wo die Städte Rescht, Rudesserst, Hassan-Abad, Ferachabad unmittelbar am Ufer des Binnenmeeres, Amol, Sari, Aschref, Astrabad und als bedeutendste Barfurusch (50,000 Einw.) etwas landeinwärts gelegen sind. Russische Kaufleute und Schiffer vermitteln aber auch in diesen persischen Städten den Handelsverkehr. Eine große Zukunft haben namentlich die Ansiedelungen, in welchen wie in Baku die Eisenbahnen aus den umgebenden Landschaften an das kaspische Gestade ausmünden werden. (*R. Credner.*)

KASPLJA, linker Zufluß der Düna in den europäisch-russischen Gouvernements Smolensk und Witebsk. Die Kasplja entspringt im porjetschkischen Kreise aus dem See gleichen Namens, der eine Länge von 9 Kilom. hat, wendet sich nordwärts bis zur Stadt Porjetschje, von da westlich bis zur Grenze des Gouvernements Witebsk und endlich nordwestlich bis zu ihrem Einflusse in die Düna, an dem die Stadt Surasch liegt. Die Länge der Kasplja beträgt 135 Kilom., die Breite unterhalb des Sees 70—140 F., die Tiefe im Frühlinge bis 25 F. Ihre Ufer sind anfangs steil, besonders in der Nähe des Dorfes Kasplja, dann flach hügelig, weiterhin niedrig bis Porjetschje und von da wieder steil bis zu ihrer Mündung. Die Kasplija ist schiffbar von Porjetschje an; bis zum Dorfe Kasplja hingegen ist sie nur für Flöße geeignet. Die Schiffahrt beginnt zu Anfang des April, dauert höchstens aber nur eine Woche, weil das Wasser sehr schnell fällt. Unter den Waaren, die auf der Kasplja befördert werden, nimmt der Hanf den ersten Platz ein, dann folgen Hanfsamen, Hanföl, Eisen, Gußeisen, Bau- und Eichenholz. Fast alle diese Gegenstände werden aus dem orlowskischen Kreise bezogen. Ein Hinderniß für die Schiffahrt sind die Steinklippen, von denen die bedeutendsten in der Nähe des Dorfes Chrapuny liegen. Zuflüsse der Kaspjla sind die Jelscha, Ubra, Gobsa und Polowja. (*A. von Wald.*)

KASR-EL-KEBIR, El Kasr-el-Kebir, span. Alkassar, Alcazar Quivir, d. h. großes Schloß, jetzt gewöhnlich Lxor oder Lxor-el-Kebir genannt, ward unter dem Khalifen El Mansôr im marokkanischen Königreiche Fez südlich von Tanger und nordnordwestlich von Fez, unweit der Mündung des Lukkos oder Wadi-Oul-Kos oder L'Ued Kuß in den Hafen von Arisch, als Kasr oder Palast gebaut, um den sich eine Zeit lang eine gleichnamige Stadt mit vielen Moscheen u. s. w. bildete. Sultan Mulei Ismael (1672—1727) zerstörte den Ort fast gänzlich, der sich seitdem nie wieder erholen konnte, und jetzt nur ein bodenlos schmuziges Fiebernest von kaum 20,000 Einwohnern ist, das sich im steten Rückgange befindet. Historisch berühmt ist Kasr-el Kebir durch die Niederlage der Portugiesen unter Sebastian am 4. Aug. 1578 geworden, bei welcher der König selbst unerkannt fiel; sein zerhauener Leichnam, erst späterhin aufgefunden, wurde in Ceuta bestattet. (*Richard Oberländer.*)

KASSANDER, Sohn des Antipater, des bekannten Feldherrn Philipp's und Alexander's, geboren um 355 v. Chr. (vgl. Athen. I, 18 A). Seine Jugend verlebte er mit seinem Vater, der bekanntlich Macedonien zu verwalten und Griechenland niederzuhalten hatte, in Europa, während Alexander sich Asien unterwarf. Erst im Jahre 323 kam er als Gesandter des Antipater, dessen Abberufung Alexander kurz vorher verfügt hatte, an den Hof des Königs. Denselben soll er durch Spotten über die Proskynesis beleidigt haben; in der Folgezeit entstand dann die jedenfalls zu politischen Zwecken erfundene Erzählung, er habe das Gift, welches Aristoteles auf Antipater's Antrieb dem Alexander bereitet, überbracht, sein Bruder, der Obermundschenk Jollas, habe es dem Könige eingegeben (Plut. Alex. 74; ebenso Diod., Justin u. a.). Nach Alexander's Tode, als Perdikkas das Regiment übernahm, wurde er zum Führer der königlichen Edelknaben ernannt. Nach Perdikkas' Sturz (321), als Antipater die Reichsverweserschaft und Antigonos den Oberbefehl über das Reichsheer erhielt, wurde Kassander dem letztern als Chiliarch (etwa General der Infanterie) beigegeben. Beide vertrugen sich nicht lange; nachdem der erste Hader zwischen ihnen durch Antipater beigelegt war, finden wir schon Ende 320 Kassander bei seinem Vater in Macedonien, wo er den Redner Demades und seinen Sohn ermorden ließ. Als Antipater Anfang 319 starb, nachdem er die Reichsverweserschaft auf Polysperchon übertragen hatte, begnügte Kassander sich nicht lange mit seiner untergeordneten Stellung. Er knüpfte mit Ptolemäus und Antigonos, der um diese Zeit im Auftrage der herrschenden Partei den Krieg gegen die Perdikkaner, speciell gegen Eumenes, führte und letztern in Nora belagert hielt, Verhandlungen an und entwich dann heimlich auf einer Jagd aus Macedonien. Antigonos nahm ihn mit offenen Armen auf, Ptolemäus erklärte sich zur Theilnahme am Kampfe gegen Polysperchon bereit; Kassander selbst konnte hoffen, daß die Garnisonen und vor allem die Phrurarchen, die sein Vater in den griechischen Städten eingesetzt, sowie die Führer der oligarchischen Parteien, die derselbe überall zur Herrschaft geführt hatte, zu ihm stehen würden, und er Griechenland für sich gewinnen könne.

Kassander's Flucht (Anfang 319) war das Signal zum Ausbruch eines neuen großen und in jeder Beziehung verhängnißvollen Kampfes unter den macedonischen Generalen. Um sich zu schützen, rief Polysperchon die Olympias, Alexander's Mutter, aus der Verbannung in Epiros

zurück, um die Vormundschaft über den Knaben Alexander II. zu übernehmen; er verkündete im Namen des Königs die Freiheit und Wiederherstellung der Demokratie in allen griechischen Städten; er ernannte den geächteten Eumenes zum königlichen Strategen für ganz Asien. Indessen die Gegner erwiesen sich überall als die Stärkeren; die Masse der individuellen Interessen, die Motive des persönlichen Ehrgeizes trugen den Sieg davon über die Ideen der Reichseinheit und Königstreue, die ja auch nur zum Deckmantel eigennütziger Ziele dienten. In Asien erlag Eumenes nach dreijährigem Kampfe dem Antigonos; in Europa erschien Kassander im J. 318 mit 35 Schiffen im Piräeus, den der Phrurarch Nikanor für ihn behauptet hatte. Hier vertheidigte er sich gegen Polysperchon's Angriffe, während Nikanor Munychia hielt, und zwang, nachdem Polysperchon's Unternehmungen überall, namentlich vor Megalopolis, gescheitert waren und Nikanor, mit der Flotte des Antigonos vereinigt, die Flotte des Gegners völlig vernichtet hatte, Athen zur Uebergabe. Bekanntlich führte er hier eine gemäßigt demokratische Verfassung ein und stellte Demetrios von Phaleron an die Spitze der Stadt. Den Nikanor, der ihm gefährlich zu werden anfing, ließ er verhaften und durch ein tumultuarisches Gericht verurtheilen.

Um dieselbe Zeit kam der lange glimmende Haß zwischen Olympias und der Königin Eurydice, der Gemahlin des schwachsinnigen, mit Alexander II. gemeinsam zum König erhobenen Philippos Aridäos, zum offenen Ausbruch. Da Polysperchon sich auf Olympias stützte, wandte Eurydice sich an Antigonos und Kassander, ernannte diesen zum Reichsverweser. Kassander ging nach Macedonien und gewann großen Anhang (Winter 318/7); aber als er sich wieder nach Griechenland wandte, kehrten Polysperchon und Olympias zurück, die letztere gewann das Heer für sich, bekam Philipp und Eurydice in ihre Gewalt und ließ sie umbringen. Den Kassander beschuldigte sie der Ermordung ihres Sohnes und wüthete auf das rücksichtsloseste gegen seine Anhänger und Verwandten. Hundert vornehme Macedonier wurden auf ihren Befehl hingerichtet. Das führte zu einem neuen Umschwunge der Stimmung. Kassander eilte aus dem Peloponnes herbei, drängte Polysperchon zurück, belagerte Olympias in Pydna; das ganze Land fiel ihm zu. Anfang 316 mußte Pydna sich ergeben; Kassander ließ die Mutter Alexander's, die alte Feindin seines Vaters, die gefährlichste Gegnerin seiner ehrgeizigen Pläne verurtheilen und durch die Verwandten der von ihr Getödteten umbringen, die gefährlichsten ihrer Anhänger, darunter den Leibwächter Aristonus, ermorden. Den jungen König und seine Mutter Roxane hielt er in engem Gewahrsam und vermählte sich mit Thessalonice, einer Tochter Philipp's III. Er war völlig Herr von Macedonien und schaltete schon, als wäre er König; in diese Zeit fällt die Gründung der wichtigen Festung Kassandrea (an der Stelle des alten Potidäa). Polysperchon war fast von allen Truppen verlassen und mußte zusammen mit dem durch Kassander vertriebenen König Aeakides von Epiros (dem Vater des Pyrrhos) bei den Aetolern Schutz suchen. Schon im Sommer 316 konnte Kassander Thessalien und Böotien besetzen, ja einen Theil des Peloponnes gewinnen; um sich seine Popularität bei den Griechen zu sichern, stellte er Theben wieder her.

Im wesentlichen hat Kassander die so gewonnene Machtstellung bis an seinen Tod behauptet und durch Krieg und Verhandlungen, Mordthaten und Usurpationen befestigt. Seine Hauptaufgabe war, die Einheit des großen macedonischen Reichs immer weiter zu lockern und jedem der Feldherren, der ihm durch Uebermacht gefährlich werden konnte, entgegenzutreten. Nach Eumenes' Besiegung hatte Antigonos die Herrschaft über ganz Asien gewonnen; daher schlossen im Anfange des Jahres 315 Ptolemäos, Kassander, Lysimachos ein durch den aus Babylon geflüchteten Seleukos vermitteltes Bündniß, um jenen niederzuhalten. Antigonos dagegen verbündete sich naturgemäß mit Polysperchon und proclamirte die Freiheit aller Griechen. Es würde zu weit führen, wollten wir auf alle Wechselfälle des vierjährigen Kriegs eingehen. Das Ergebniß war der Friedensschluß von 311, in dem überall der Statusquo anerkannt, speciell dem Kassander bis zur Mündigkeit des jungen Alexander die Herrschaft in Macedonien überlassen wurde. Die Folge war nur, daß Kassander kurze Zeit darauf den jungen König nebst seiner Mutter Roxane umbringen ließ. Von Nachkommen Philipp's lebten jetzt nur noch seine Gemahlin Thessalonice, ihre Schwester Kleopatra, die im J. 308 auf Antigonos' Anstiften in Sardes ermordet ward, und Herakles, ein Bastard Alexander's, für den der alte Polysperchon im J. 310 noch einmal zu den Waffen griff, freilich nur, um ihn im nächsten Jahre, von Kassander bestochen, schmählich bei einem Gastmahle umzubringen, die letzte That, bei welcher der ebenso unfähige wie verächtliche ehemalige Reichsverweser hervortritt. Kassander überließ ihm die Strategie des Peloponnes, und hier hat er als Untergebener seines ehemaligen Rivalen noch mehrere Jahre (mindestens bis 303 v. Chr., Diod. XX, 100. 103) geschaltet.

Im Frieden von 311 hatte Antigonos die Freiheit der Hellenen ausbedungen, um sie als Waffe gegen Kassander ausspielen zu können. Auch Ptolemäos trat für dieselbe auf; im J. 308 machte er einen Versuch, den Peloponnes zu befreien. Doch bald gab er denselben wieder auf, da ihn Wirren in Cyrene zurückriefen und überdies Antigonos' aufs neue anwachsende Macht den übrigen Gewalthabern die Nothwendigkeit auferlegte, gegen diesen zusammenzustehen. Es ist bekannt, wie seit 307 Antigonos sein Programm wieder aufnahm, seinen Sohn Demetrios zur Befreiung Athens ausschickte, dieser das Regiment des Phalereers stürzte. Auch Megara gewann er und in Epiros erhob sich die Bevölkerung gegen den dem Kassander ergebenen König Alketas, erschlug ihn mit seinen Kindern und erkannte den zwölfjährigen, von dem illyrischen Fürsten Glaukias herbeigeführten Pyrrhos als König an. Allerdings mußte Demetrios Anfang 306 nach Asien zurückkehren, da ein neuer Krieg zwischen Antigonos und Ptolemäos ausgebrochen war, in dem Demetrios den berühmten Seesieg bei Cypern erfocht.

Aber der Feldzug gegen Aegypten scheiterte, und das Jahr 305/4 verging über der vergeblichen Belagerung von Rhodos. Trotzdem blieb Kassander's Lage doch äußerst bedroht; nur ganz allmählich gewann er gegen Athen Erfolge und konnte schließlich zur Belagerung der Stadt schreiten. Da kehrte Ende 304 Demetrios nach Griechenland zurück, entsetzte Athen, befreite den größten Theil Mittelgriechenlands und des Peloponnes und berief einen Bundestag der befreiten griechischen Städte nach Korinth, der ihn zum Feldherrn der Hellenen ernannte und mit der Führung des Bundeskrieges gegen Kassander beauftragte. Alle Friedensanerbietungen des letztern wies Antigonos zurück, im Frühjahre 302 sollte Demetrios mit gewaltiger Macht den Feldzug beginnen. Da schlossen Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos und Kassander eine Allianz gegen den übermächtigen Rivalen. Das scheint Demetrios' Unternehmen gelähmt zu haben; er drang zwar in Thessalien ein, aber Kassander wußte geschickt jeder Schlacht auszuweichen, und schließlich im Herbste 302 erhielt Demetrios von seinem Vater den Befehl, nach Asien zu kommen. Hier fiel im Frühjahre 301 die Entscheidung bei Ipsos; Antigonos selbst fiel im Kampfe, Seleukos und Lysimachos vernichteten sein Heer und sein Reich, Demetrios mußte während der nächsten Jahre als Abenteurer umherirren.

So gewann Kassander Zeit, sein Reich neu zu befestigen. Seit dem Jahre 306 führte er wie die übrigen Machthaber den Königstitel; wenn er denselben auch aus Rücksicht auf die Macedonier bei Unterschriften nicht gebraucht haben soll (Plut. Demetr. 18), so besitzen wir doch Münzen, die ihn als König bezeichnen. Auch in Griechenland versuchte er wieder festen Fuß zu fassen; Thessalien, die Thermopylen, Theben gewann er aufs neue, in Epiros bewirkte er die Verjagung des Pyrrhos, die Erhebung des Neoptolemos auf den Thron. Auch gegen Athen machinirte er, und zugleich kämpfte er mit Agathokles von Syrakus um den Besitz von Korkyra, freilich ohne Erfolg. Ueber diesen Unternehmungen ist er Ende 297 v. Chr. an der Wassersucht gestorben. Sein Haus traf ein furchtbares Geschick. Der älteste Sohn, Philippos, starb nach wenigen Monaten, zwischen den beiden jüngere, Antipater und Alexander, entspann sich ein blutiger Hader, in dem Antipater die eigene Mutter, Thessalonice, ermordete, Alexander den Demetrios herbeirief. Demetrios schaffte diesen, der ihm selbst nach dem Leben trachtete, beiseite (294) und gewann sich die Krone Macedoniens; Antipater, der schließlich bei Lysimachos Zuflucht suchte, wurde 287 von diesem ermordet.

Kassander's Persönlichkeit ist in alter und neuer Zeit sehr verschieden beurtheilt worden. Er war hochgebildet, z. B. soll er die Ilias und Odyssee selbst abgeschrieben und großentheils auswendig gewußt haben (Athen. XIV, 620 B). Von seinem Vater hatte er die intimen Beziehungen zur peripatetischen Schule geerbt: mit Theophrast (Diog. Laert. V, 37) und Demetrios von Phaleron war er befreundet. Und gewiß sind die Klarheit und Energie, mit welcher er handelte, die völlige Ablehnung des Strebens nach der Weltherrschaft, das so viele seiner Rivalen beherrschte, die Beschränkung auf ein erreichbares Ziel anzuerkennen, Eigenschaften, um derentwillen ihn ein neuer Forscher hochgepriesen hat. Aber ihm fehlte, soviel wir sehen können, jedes größere und edlere Streben, das über die Grenzen gemeiner Selbstsucht hinaushebt. Sich selbst auf den Trümmern der Monarchie Alexander's und über die Leichen seiner Könige hinweg ein selbständiges, dauerhaftes Reich zu begründen, das ist von Anfang an sein Streben, und es zu erreichen, scheut er vor keinem Mittel zurück. Keine der vielen blutbefleckten Gestalten der Diadochenzeit hat ihre Verbrechen so kalt und rücksichtslos begangen wie er, und keine entbehrt so völlig der anziehenden und versöhnenden Züge. (*Eduard Meyer.*)

KASSANDRA, *Κασσάνδρα*, *Κασάνδρα*, inschriftlich auch *Κεσάνδρα* [1]), war unter den Töchtern des Priamos und der Hekabe die herrlichste, so schön wie die goldene Aphrodite [2]), von ihren Reizen entwirft Tzetzes ein Bild. [3])

Sie wird, wie ihr Bruder Paris den Nebennamen Alexandros führte, auch Alexandra genannt [4]), und unter dem Titel *Κασσάνδρα ἢ Ἀλεξάνδρα* schrieb, zur Zeit des Ptolemaios Philadelphos, Lykophron ein Gedicht von 1474 jambischen Senaren, welches die Weissagungen der Kassandra über den Untergang Trojas und die Schicksale der griechischen Kämpfer vor Ilion enthielt. Ueberhaupt war Kassandra eine bei den Dichtern beliebte Gestalt, sowol bei den epischen [5]) als bei den tragischen [6]); auch die alte bildende Kunst hat sich viel mit ihr beschäftigt. Sie war berühmt durch die ihr gewordene Weissagungsgabe. [7]) Nach einigen hatten sie und ihr Bruder Helenos dieselbe empfangen, als sie als Kinder allein im Tempel des thymbräischen Apollo schliefen. Sie wurden am nächsten Morgen gefunden, wie Schlangen ihnen die Ohren reinigten; dadurch war ihnen die Gabe geworden, die Stimmen der Vögel zu verstehen und aus ihnen zu weissagen. [8]) Nach andern erhielt Kassandra die Sehergabe vom Apollo auf das Versprechen hin, ihm zu Willen zu sein. Als sie das Versprochene weigert, nimmt ihr der Gott zwar nicht die prophetische Kraft selbst, straft sie aber durch den Spruch, daß niemand ihren Prophezeiungen Glauben schenken solle. [9]) Oder sie, die Priesterin des Apollo [10]), schläft im Tempel, widersteht dem Liebesbegehren des Gottes, worauf er ihren Weissa-

1) Müller-Wieseler, Denkm. der alten Kunst I, Taf. I, Nr. 3. 2) *Hom.* Il. XXIII, 365. 3) Posthomerica 370—372; *Lykophron*, Cass. 1463 möchte sie malen in vierfacher Eigenschaft, nach Tzetzes als Sirene, Mimallone, Sibylle, Sphinx, nach Potter: lugentem, furentem, fatidicam, aenigmaticam. 4) z. B. bei *Pausan.* III, 19. 5, 26. 3. 5) S. Welcker, Der epische Cyclus I, 214; II, 181. 192. 222 fg. 6) S. Welcker, Griechische Tragödien S. 161 fg. 7) *Hygin.* fab. 128 C nennt sie im Verzeichniß der augures. 8) *Tzetzes*, Argum. zu Lyk., *Eustath.* zu Hom. p. 663. 40. 9) *Aesch.* Agam. 1207, *Apdor.* III, 12. 5. 10) Vgl. die Gemälde in Gerhard's Archäol. Ztg. V, Taf. XIII, 6; XIV, 1; cf. O. Jahn, Annali dell'Instit. XX, S. 208 fg.

gungen den Glauben entzieht[11]), indem er ihr bei einem gewährten Kusse in den Mund spuckt.[12])

Bei allen wichtigen Ereignissen in Troja erscheint Kassandra als Unheil kündende Warnerin. Sie erkennt in dem Hirten, den ihre Brüder tödten wollen, den Paris und sagt schon damals alles Unheil voraus[13]); sie warnt vergebens bei Paris' Abfahrt[14]); bei Helena's Ankunft rauft sie das Haar und zerreißt den Schleier[15]); sie erschaut zuerst den Leichnam des Hektor bei seiner Zurückführung und klagt[16]); sie warnt vor dem hölzernen Pferde[17]), wird aber, wie immer, verlacht und weggetrieben[18]), ja Priamos läßt bei Späteren[19]) die unbequeme Warnerin einsperren.[20]) — Den Werbungen um ihre Hand, die Othryoneus von Kabisos[21]) und Koröbos[22]), des Mygdon Sohn, an sie richten, schenkt die Gramerfüllte kein Gehör.

Bei der Eroberung Ilions flüchtet Kassandra in das Heiligthum der Athene und umfaßt schutzflehend deren Statue. So findet sie Aias der Lokrer. In den kyklischen Epen, bei den Tragikern und in manchen späteren Autoren[23]) reißt er sie vom Bilde hinweg[24]), stürzt dabei die Götterstatue um[25]), schleppt die Kassandra aus dem Tempel[26]) und in sein Zelt[27]), von wo sie Agamemnon, von ihrer Schönheit ergriffen[28]), zu sich führen läßt und die Bestrafung des Frevlers fordert. Alle diese Autoren und auch die weitaus größte Zahl der Bildwerke wissen nichts von einer Entehrung der Kassandra durch Aias, welche Schändung vielleicht erst Kallimachos[29]) erfunden hat, dem manche folgen.[30]) Die Frevelthat soll im Tempel[31]) zu den Füßen des Athene-Bildes geschehen sein. Kassandra fleht um Rache zum Zeus[32]), Athene vollzieht die Strafe. Kassandra wird dem Agamemnon als Siegesbeute zugesprochen[33]), der sie mit in seine Heimat nimmt, nachdem sie (oder Aeneas) ein Dionysos-Bild in einer Kiste zurückläßt, das den Griechen zum Unheil werden soll.[34])

Im Hause des Agamemnon zu Mykenä läßt Aeschylos sie furchtbare Gesichte in Betreff der Vergangenheit und der Zukunft des Atridengeschlechts aussprechen. Bei der Katastrophe wird sie, die ihren Tod prophezeit hat[35]), von der Klytämnestra erschlagen[36]), Aigisthos tödtet ihre mit dem Agamemnon erzeugten Söhne Teledamos und Pelops.[37]) Kassandra soll in Mykenä oder Amyklä begraben sein.[38])

Bei den alten Künstlern war Kassandra ein beliebter Gegenstand. Statuen von ihr standen zu Amyklä[39]) und Leuktra.[40]) An beiden Orten hatte sie auch ein Heiligthum, ebenso in Unteritalien in Salepia.[41]) Das Gericht der Fürsten über Aias' Frevel in Gegenwart der Kassandra und anderer gefangener Troerinnen stellte ein Gemälde in der Poikile in Athen dar[42]), Aias reinigenden Schwur, wobei Kassandra mit dem Xoanon der Athene im Schose auf der Erde saß, hatte Polygnot auf seinem großen Bilde in der Lesche zu Delphi gemalt[43]), ihre Ermordung durch Klytämnestra war Gegenstand eines von Philostratos beschriebenen Gemäldes.[44]) Besonders häufig ist die Darstellung des Raubes der Kassandra, der schon unter den Scenen auf der Lade des Kypselos sich befand[45]) und uns auf vielen Vasen[46]), geschnittenen Steinen und etruskischen Urnen vorliegt. Overbeck hat die betreffenden Bildwerke gesammelt, beschrieben und viele derselben abbilden lassen.[47]) — Von neueren Künstlern hat besonders Cornelius in den Wandgemälden der Glyptothek in München die Kassandra in großartiger Weise verkörpert. *(R. Gädechens.)*

KASSAR, EL, (El-Kassar). So nennen Belzoni u. a. den westlichsten Ort der kleinen oder Nord-Oase in der Libyschen Wüste. Eigentlich heißt der Ort, wie so viele andere (z. B. auch der Hauptort der Oase ed-Dâchile) el-Qasr (القصر), das ist castra, Burg, wegen der römischen Ruinen, in die der moderne Ort hineingebaut ist. Die „Kleine Oase" (*ὄασις μικρά Ptolem.* V, 5, 37, vgl. *Strabo* XVII, 1, 42, *Plin.* V, 50) der Alten, hierogl. uat meht (z. B. Todtenbuch 142, 9, vgl. Dümichen, Die Oasen der Libyschen Wüste, Straßburg 1877) und arabisch wâh el-bahrîye „die Nordoase", im Gegensatze zu der großen oder Südoase (hierogl. uat res, arabisch wâh el-chârige und ed-dâchile) liegt circa 25 Meilen südwestlich vom Faijum und wird durch einen hohen Bergrücken in zwei Theile getheilt; in der östlichen Hälfte

11) *Hygin.* 93. 12) *Serv.* zu Virg. Aen. II, 247. 13) *Hygin.* 91. 14) Nach Panofka auf einem Wandgemälde (Archäol. Zeitung 1848, Taf. XVI, S. 241) dargestellt. 15) *Coluthus*, Rapt. Hel. 390. 16) *Tzetzes*, Homerica 410 sq., Etym. Magn. s. v. *ὀφείοντες*. 17) *Quint. Smyrn.* XII, 256 sq. *Hygin.* 108. 18) *Tryphiodor.*, *Ἁλ. Ἴλ.* 374 sq., 419 sq. 19) *Tzetzes*, Argum. Lyk., *Serv.* zu Virg. Aen. II, 246. 20) Anders bei *Hom.* Il. XXIV, 700. 21) Ibid. XIII, 363. 22) *Pausan.* X, 271; *Virg.* Aen. II, 341. 425. 23) *Virg.* l. c. 403, *Tzetzes*, Posthom. 735, *Philostrat.* Heroica 8, §. 2 betont, sie sei nicht geschändet ὅποσα οἱ *μῦθοι ἐπιψεύδονται*. Unbestimmt drückt sich *Ovid.* Metam. XIV, 468 aus. 24) *Eurip.* Tr. 70 *εἷλκε*, *Pausan.* X, 26. 1 *ἀφεῖλκε*, *Virg.* l. c. trahebatur, *Dictys*, Cret. V. 12 abstrahit, *Pausan.* V. 19. 1 *ἕλκων*, *Hygin.* 116 abripuerat, *Philostr.* l. c. *ἀποσπᾶσαι*. 25) Arktinos beim Proklos: *συνεφέλκεται τὸ τῆς Ἀθηνᾶς ξόανον*, *Eurip.* l. c., *Sophokles* im Aias Lokros, s. das Bild des Polygnot in der Lesche zu Delphi und die Tabula Iliaca. 26) So bei Virgil, Eurip., Dictys, Hygin und *Tzetzes*, Posthomer. 27) *Philostr.* l. c. 28) *Philostr.* Imag. II, 10 *τήντε τοῦ Πριάμου κόρην καλλίστην νομισθεῖσαν τῷ Ἀγαμέμνονι*. 29) Schol. zu Il. XIII, 66. 30) *Strabo* p. 264, *Timaeus Siculus* bei Tzetzes zu Lyk. Cass. 1145, der von einem auf diese That bezüglichen Brauch bei den opuntischen Lokrern redet, *Eustath.* zu Hom. Od. III, 135 mit dem Schol., *Propert.* IV, 1. 118. 31) *Quint. Smyrn.* XIII, 422. 429; XIV, 436, *Lyk.* 360. 258. 1150 fg., wozu der Scholiast: es sei dies eine Lüge des Agamemnon gewesen, die Odysseus verbreitet habe, um Aias verhaßt zu machen und die Kassandra jenem zusprechen zu können. 32) *Quint. Smyrn.* XIV. 436 fg.

33) *Philostr.* Her. l. c. 34) *Pausan.* VII, 19. 20; 21, 2. 35) *Lyk.* 1110, auch bei Aeschyl. 36) *Aesch.* Agam. 1260; *Hom.* Od. XI, 422, *Pind.* Pyth. IX. 37) *Pausan.* II, 16, 5. 38) Ibid. 39) Ib. III, 19. 5. 40) Ib. III, 26. 3. 41) *Lyk.* 1128, *Strabo* VI, 284. 42) *Pausan.* I, 15. 3. 43) Ib. X, 26. 1. 44) *Philostr.* Imag. II, 10. 45) *Pausan.* V, 19. 1. 46) z. B. Archäol. Zeitung (1848) Taf. XIII—XV; Gerhard, Auserlesene Vasenbilder III, 147 fg. 47) Galerie heroischer Bildwerke S. 635—655, Taf. XXVI. XXVII.

liegen die Orte Mendische und Zalu, in der westlichen Oasr und Baweti. Cailliaud, der sich im J. 1820 vom 1. Jan. bis 10. Febr. mit Letorzec hier aufhielt, gibt eine ausführliche Beschreibung der Oase und ihrer Ruinen (voyage à Méroé cet. vol. I, p. 144—191; Atlas vol. II, pl. 38 fg.). Letztere (ein Mauerbogen mit Pilastern in Oasr, gegenwärtig sehr verfallen, Ueberreste von Aquäducten u. a.) stammen sämmtlich aus römischer Zeit; hieroglyphische Inschriften und altägyptische Bauten sind nicht vorhanden (Cailliaud I., S. 185). Doch erscheint die Oase schon unter Dhutmes III. (um 1500 v. Chr.) in einer ägyptischen Tributliste (Dümichen l. c. Taf. I). Unter den Ptolemäern und Römern waren die drei Oasen der Libyschen Wüste, die große, die kleine und die Ammons-Oase, unmittelbar mit Aegypten verbunden. Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse s. Jordan bei Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste, Kassel 1875 p. 216—222. — Belzoni, der sich im Mai 1819 in der Oase aufhielt, hielt die Ruinen von Oasr (el-Kassar) für die Ueberreste eines Ammontempels und stellte die völlig grundlose Vermuthung auf, daß hier die berühmte Ammons-Oase zu suchen sei (Belzoni, Voyages en Egypte et en Nubie, trad. par Depping, vol. II, p. 195 und 216). — Vgl. im übrigen den jetzt mehrfach zu berichtigenden Artikel Oase in Sect. III. (*Eduard Meyer.*)

KASSEL. Seit der Abfassung des Artikels Cassel vor 55 Jahren in der Sect. I Th. 15 p. 269 sind mit Kassel bedeutende Veränderungen vorgegangen. Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen oder Hessen-Kassel, seit es sich 1866 auf seiten Oesterreichs und damit feindlich gegen Preußen stellte, ist 1868 einschließlich des ehemaligen Herzogthums Nassau zu einer preußischen Provinz geworden, welche den Namen Hessen-Nassau führt. Der jetzige Regierungsbezirk Kassel entspricht ungefähr dem früheren Kurfürstenthume. Er umfaßt 189,7 geogr. □Meilen oder 10,439,27 □Kilom. und zählte 1880 in 65 Städten (25,246 Wohnhäuser, 54,805 Haushaltungen) 251,533 Bewohner, und in 1326 ländlichen Orten (89,912 Wohnhäuser, 117,038 Haushaltungen) 570,898 Bewohner; im ganzen, inclusive 175 Gutsbezirke, also in 1566 Ortschaften (115,158 Wohnhäuser, 171,843 Haushaltungen) 822,431 Bewohner (398,591 männlichen und 423,840 weiblichen Geschlechts). — Der Landkreis Kassel umfaßt auf 7,4 geogr. □Meilen oder 408,65 □Kilom. in 52 Landgemeinden und 12 Gutsbezirken (5457 Wohnhäusern, 9424 Haushaltungen) 43,899 Bewohner (21,005 männliche und 22,894 weibliche). — Der Stadtkreis Kassel ist 0,339 geogr. □Meilen oder 18,7 □Kilom. groß und zählt in 2552 Wohnhäusern mit 12,357 Haushaltungen 58,314 Bewohner, wovon 28,167 männlichen und 30,147 weiblichen Geschlechts. — Auf jeder □Meile des Regierungsbezirks wohnen also 4328, auf jedem □Kilom. 79 Seelen.

Ueber die Bodenform und die Productionsfähigkeit s. d. Art. Cassel. An Eisenbahnen durchziehen den Regierungsbezirk die Thüringische Bahn (Herleshausen), die Bebra-Friedländer-Bahn (Oettmannshausen), die Halle-Kasseler-Bahn (Witzenhausen), die Main-Weser-Bahn (Gensungen), die hessische Nordbahn Gerstungen-Kassel-Warburg, die Linie Hannover-Kassel (Kragenhofe). — Im Landkreise Kassel sind die größeren Orte (Landgemeinden): Wehlheiden 4012 Einwohner, Rothenditmold 2126 Einwohner, Oberkaufungen 2123 Einwohner. — Die Stadt Kassel, in 179 Mtr. Höhe, mit 58,314 Bewohnern ist die größte (nächst ihr hat Hanau 23,041, Bockenheim 15,402, Fulda 11,498, Marburg 11,222 Einwohner). Der riesige Bau der vor 60 Jahren begonnenen, unvollendeten Kattenburg ist abgebrochen; aus ihren Quadern ist die neue Gemäldegalerie erbaut, und an der Stelle der Kattenburg steht der mächtige neue Justizpalast. Spohr's Statue ist neben dem Theater errichtet.

Ein großer Theil der neuen Straßen in der Nähe des Bahnhofes ist erst seit 1868 entstanden, wie denn überhaupt die stille kurfürstliche Residenz sich in einen lebhaften Handels- und Industrie-Platz verwandelt hat. Für den Handel mit Fellen und Rauchwaaren ist außer Leipzig Kassel ein Hauptort; 1870 belief sich der Umsatz auf mehr als 20 Millionen Felle im Werthe von 8¾ Millionen Mark. Die Henschelsche Maschinenfabrik hat 1100 Arbeiter und 6 Dampfmaschinen; die Stadt leistet Ansehnliches in der Fabrikation von Gold- und Silberwaaren, in mathematischen, chirurgischen und physikalischen Instrumenten, in Eisenbahnwagen, musikalischen Instrumenten, chemischen Producten, Zinn- und Spielwaaren, Porzellan, Taback, Zucker, Leder, Wachstuch, Hüten, Handschuhen, Papier, Tapeten, Möbeln u. s. w.; sie hat Bier- und Essigbrauereien, viele Buch- und Kunsthandlungen, bedeutenden Gartenbau, Handelsgärtnereien und einen pomologischen Garten.

(*G. A. von Klöden.*)

KASSIA-SPRACHE. Das Kassia, Khasia, Khasi, gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zum indochinesischen Sprachstamme, an welchem es einen besondern Zweig bilden dürfte. Es zerfällt in mehrere zum Theil stark unterschiedene Dialekte: Synteng, Amwi, Battoa, Lakadong u. s. w. Von diesen ist bisher nur einer, schlechthin Kassia genannt, näher bekannt; seit 1824 sind Bibelübersetzungen, später auch grammatische und lexikalische Arbeiten über ihn erschienen.

Die Sprache besitzt folgende Laute: Vocale: a, e, i, o, u und y. Letzteres etwa dem u in englisch but oder dem a in englisch cat ähnlich. Consonanten: k, kh, ng; dž, džh, j (deutsch j, in den Texten i geschrieben); t, th, d, n; p, ph, b, bh, m; r, l, w, s, š, h; ferner in Lehnwörtern: g, gh, č, dh.

Die Vocale verbinden sich zu den Diphthongen ai, au, ei, eu, oi, ou, ui. Im Anlaute erscheinen zahlreiche Doppelconsonanten, z. B. kj, kl, kr, kn, ks, kt, kw. Dagegen besteht der Auslaut stets entweder aus einem Vocale oder einem unaspirirten einfachen Consonanten. Einen Wortton wie das Chinesische, das Siamesische u. s. w. besitzt das Kassia nicht.

Alle Stammwörter sind einsilbig und bis auf eine merkwürdige Ausnahme unveränderlich. Die Pronomina nämlich lauten:

ich	nga	wir	ngi
du (*masc.*)	mē	ihr	phi
(*fem.*)	pha		
er	u	sie	ki
sie, es	ka		

Die Pronomina der dritten Person versehen zugleich den Dienst des Artikels, und hiernach besitzt diese Sprache eine grammatische Geschlechtsscheidung, dergleichen, soweit bekannt, keine ihrer muthmaßlichen Verwandten aufzuweisen hat.

Im übrigen ist der Sprachbau höchst einfach; Zusammensetzung ist das einzige Mittel der Wortbildung; die hierbei auftretenden Präfixsilben haben meist noch nachweislich selbständige Wortbedeutung, sie ermöglichen aber eine ziemlich scharfe Scheidung der Redetheile und damit eine gewisse Beweglichkeit des Ausdruckes, die dann noch weiter durch freistehende Hülfswörter gefördert wird. Das Subject pflegt vor dem Verbum, dieses vor seinem Object zu stehen, das adnominale oder adverbiale Attribut steht nach, z. B.

u la ia-lam pat ia u ša
Er *(n. praet.)* zu-führen wieder *(n. obj.)* ihn nach
u lūm ba džerong eh.
(art.) Berg welcher hoch sehr. = er führte ihn wieder auf einen sehr hohen Berg.

Literatur: W. Pryse, An Introduction to the Khasia Language, comprising a Grammar, Selections for Reading, and a Vocabulary (Calcutta 1855); H. C. von der Gabelentz, Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache (Sitzungsberichte der K. sächs. Gesichte der Wiss. 1858); W. Schott, Die Cassia-Sprache im nordöstlichen Indien (Berlin 1859); H. Roberts, An Anglo-Khassi Dictionary. N. ed. (Kalkutta 1878). (*G. v. d. Gabelentz.*)

Kassie, Pflanzengattung, s. Cassia.

KASSIOPEIA. Die Schreibart des Namens ist sehr verschieden (s. *von Staveren* Auct. myth. lat. p. 443 und *de Vit* Onomast. II. p. 158), sowol im Griechischen (*Κασσιόπεια*, *Κασσιέπεια*, *Κασσιόπα*, *Κασσιόπη*) wie im Lateinischen (Cassiopea, Cassiepea, Cassiopia, Cassiepia, Cassiope, Cassiepeïa, Cassiopeïa); nach Suidas s. v. ist er gleichbedeutend mit *ἡ Καλλονή*.

Von den mythologischen Frauen dieses Namens sind besonders hervorzuheben:

1) Die Gemahlin des Kepheus, Königs in Aethiopien (s. jedoch *Steph. Byz.* s. v. *'Ιόπη* mit Schubart), und Mutter der Andromeda. Sie rühmte sich schöner zu sein als die Nereiden, oder sie erhob (nach *Hygin.* fab. 64) die Reize ihrer Tochter über die jener Göttinnen. Auf Bitten der Beleidigten suchte Poseidon das Land durch eine Ueberschwemmung und ein menschenmordendes Meerungeheuer heim. Das Orakel des Jupiter Ammon verhieß auf Befragen Befreiung von diesen Plagen, wenn die Tochter des Königs dem Ungethüm zur Beute dargebracht würde. Vom Volke genöthigt ließ Kepheus die Andromeda an einen Felsen fesseln und so dem Untergange weihen, vor dem jedoch Perseus sie bewahrte. So erzählen fast übereinstimmend *Apollodor.* II, 4. 3, *Eratosthenes*, Katasterismata 16 und 36, *Hygin.* Poet. Ast. II. 10, *Steph. Byz.* Ethnia p. 332, 17, Meinke, *Nonnos*, Dionys XXV, 135 sq., *Libanius*, Narrat. 31, 32, Schol. zu Germ. Caes. Arat. p. 138 (Breysig). Diesen Mythos behandelte auch Sophokles in seiner Andromeda (nach Eratosth., Hygin. und Schol. zu Germ. l. c.) und Euripides (Hygin.), auch waren Kassiopeia, Kepheus und Andromeda Gegenstände der Orchestik (*Lucian*, De saltat. 44). Alle drei wurden unter die Sterne versetzt, wie, außer den Vorhergenannten, noch *Hygin* P. A. III. 9, *Arat.* Phainom. 187 sq., *Strabo* II. 5, 31, 32, *Manilius* Astron. I. 354 sq., *Nonnos* XXXIII. 296 sq., XLVII. 448 sq., *German.* Caes. Arat. 193 cum Schol. p. 189, 191, 224 (Breysig) berichten.

2) Tochter des Arabios, Gemahlin des Phoinix, von ihm Mutter des Phineus (*Hesiod.*, Frgm. LVIII, Lehrs) oder (nach *Antimachos*, Fgmta LVIII, Dübner) des Kilix, Phineus und Dorikles (cf. Eudocia 414 in einer sehr verderbten Stelle), der Karme (*Anton. Lib.* XL.) oder des Atymnios (Schol. zu Apollon. Rhod. Argon. II, 178), den, oder den Anchinos (Rufinus Uebers. von Clemens Roman. Recognit. X. p. 162 edit. Col. Agr. 1570)[1]) sie aber (nach *Apollodor.* III, 1, 2) auch vom Zeus empfangen haben sollte[2]). (*R. Gaedechens.*)

Kassuben, Volk, s. Cassuben.

KASTALIA (*Κασταλία*), eine noch jetzt reichlich fließende Quelle im östlichsten Theile der alten Ortschaft Delphoi (am Wege von dem jetzigen Dorfe Kastri nach der Plattform Marmariá), welche unmittelbar am Fuße einer steil aufsteigenden, von den Alten Hyampeia (*Herod.* VIII, 39), jetzt Phlempuko genannten Felswand entspringt, ihr Wasser zunächst in einem aus dem natürlichen Felsen gearbeiteten wannenartigen Bassin, zu welchem mehrere Stufen hinaufführen, sammelt, und dann in tiefeingeschnittenem Felsbette dem von den Alten Pleistos, jetzt Xeropotamos genannten Flusse zufließt. Da die Quelle vor dem Eingange zum heiligen Bezirke des Apollon an der großen aus dem östlichen Mittelgriechenland nach Delphoi führenden Straße lag, so pflegten die zum delphischen Gott wallfahrenden Pilger vor dem Betreten des heiligen Bezirkes sich durch Waschung oder wenigstens Besprengung mit dem Wasser der Kastalia — gewissermaßen einem natürlichen Weihwasserbecken — zu reinigen. Erst römische Dichter haben, durch den Ruhm der Quelle und ihre Bedeutung für den Apollinischen Cultus verleitet, dem Wasser derselben statt der reinigenden und sühnenden begeisternde und prophetische Kraft zugeschrieben. Vgl. H. N. Ulrich's Reisen und Forschungen in Griechenland, I. Thl. (Bremen 1840), S. 46 fg.

---

1) Diese Stelle lernte ich aus de Vit, Onomast. kennen.
2) Kassiopeia nennen die Mythogr. lat. I, fab. 80 die Gattin des Oinens, Mutter des Tydeus, des Vaters der Diomedes, die bei andern Althäa, Eurydöa und Periböa heißt; endlich heißt auch die sonst Memphis genannte Gattin des Epaphos und Mutter der Libye bei *Hygin.* fab. 149 und bei andern von de Vit citirten Autoren: Kassiopeia.

Den Namen *Κασταλία*, welcher von neuern Gelehrten theils als „die Herabträufelnde" (= *καταστάλια*, zu *καταςταλάω*, *καταςταλάζω*), theils als „die Reinigende" (vgl. *καθαρός* und lateinisch castus) erklärt wird, führen die Alten mystisch auf eine Nymphe Kastalia, Tochter des Acheloos oder auf einen delphischen Heros Kastalios zurück (*Paus.* X, 8, 9, vgl. VII, 18, 9 und X, 6, 4).

Eine Stadt Kastalia in Kilikien, über deren Lage uns nichts bekannt ist, erwähnt *Steph. Byz.* unter *Κασταλία*. (*C. Bursian.*)

KASTAMUNI ist der Name einer nord-kleinasiatischen Landschaft, welche in ihrem Umfange ungefähr dem Paphlagonien des Alterthums entspricht und, wie sie unter osmanischer Herrschaft von jeher eine selbstständige Statthalterschaft bildete, auch von der jüngsten türkischen Provinzialorganisation mit dem Range eines Vilajets ausgezeichnet worden ist. Nordwärts der Südküste des Schwarzen Meeres entlang vom Sakariaflusse (Sangarius) bis an die Mündung des Kysyl Yrmak (Halys) sich ausdehnend und südwärts bis an das die Hochebene von Angora im Norden einsäumende Gebirge (Hussein Daghy) reichend, umfaßt das Vilajet nach dem türkischen Staatshandbuche (Sâlnâmeh vom J. 1297) vier Sandschaks und zwar:

1) Sinob, im Norden vom Meere, im Osten vom Vilajet Siwas, Sandschak Amasia, im Süden theils von demselben und theils von dem Sandschak Kastamuni, im Westen von dem letztgenannten Sandschak begrenzt, zerfällt in folgende Kasas und Nahien: Sinob (das alte Sinope), Kjèrèseh, Serai, Istifan (St.-Stephan), Tschanly, Ajandon (St.-Anton), Bûiabâd (Duftheim, gewöhnlich gesprochen: Boiwâd) und Turâghân.

2) Kastamuni im Norden vom Meere und von dem Sandschak Sinob, im Osten von dem letztern und vom Vilajet Siwas, Sandschak Amasia, im Süden vom Sandschak Kengheri und im Westen vom Sandschak Bolu begrenzt, umfaßt folgende Kasas und Nahien: Kastamuni, die Hauptstadt des Sandschaks und zugleich des Vilajets, Durgjâni, Ak-kaja, Kosjaka, Gjöl mit Surgjûn, Taschkjöprü, Gjöktsche Aghatsch, Gjüni, Baghdère, Inèbolu, Gjöre-nahâs, Awrânieh, Tâtât, Astowâi, Dschìdeh, Fakâs, Sâferân-bolu, Islâni, Aktâs, Awlôs, Abâdsch, Sart, Merkuseh, Gjöré-i-dschedîd, Esschâdeh, Ikdîr, Tusia und Karghy.

3) Bolu, im Norden vom Meere, im Osten vom Sandschak Kastamuni, im Süden vom Sandschak Kengheri und im Westen vom Vilajet Khodâwendkjâr, Sandschak Kutâhja, sowie von der Provinz Kodscha Ili (Nikomedien) begrenzt, umfaßt die folgenden Kasas und Nahien: Bolu (d. i. *Πόλις*, die alte Hadrianopolis) als Vorort, Kybrysdschyk, Jâwlu, Dört Diwân, Gjöktschè Su, Kèrèdeh, Menkesch, Bartîn (gewöhnlich Bartan), Tschehârschembèh, Ulu Su, Kedschnösi, Owa-Jüsü, Hissar Önü, Masri, Eregli (Herakleа), Dürekj, Alâjeli, Dirgjenèh, Jylânlydscha, Düs'dscheh, Aktscheh Schehir, Ueskjübi, Gjümüsch, Gjünik, Mewdûdeni, Mîchâl-Ghâsi und Kònaria.

4) Kjengheri, im Norden von dem Sandschak Kastamûni, im Osten vom Vilajet Siwâs, Sandschak Amasia, im Süden vom Vilajet Angora, Sandschak Angora, und im Westen vom Vilajet Khodâwendkjâr, Sandschak Kutâhja, begrenzt, umfaßt folgende Kasas und Nahien: Kengheri als Vorort, Tocht, Kotsch Hissâr, Tscherkesch, Karadscha Vîrân, Bâinder, Gjüneh, Owadschyk, Kal'adschyk, Schâbân-üsü, Schöreba, Nahr-üsü, Inâlly und Bâlly.

Von Gewässern sind außer den schon genannten Grenzflüssen Sakaria und Kysyl-Yrmak der Gjök Yrmak, an welchem die Stadt Kastamuni liegt, und der Dewerek-Tschâi, beides Nebenflüsse des Kysyl-Yrmak, der Kengheri Sûi, ein Nebenfluß des Sakaria, der Filiâs Tschâi, der Owa-Sûi und der Bartia oder Bartan, der alte Parthenius, einst der Grenzfluß zwischen Paphlagonien und Bithynien, welche in das Schwarze Meer münden, zu erwähnen. Die Gebirge sind zahlreich und viel zerklüftet, sodaß die Ketten weder früher jemals einen gemeinschaftlichen Namen geführt haben, noch jetzt führen. Ihre Höhe erscheint um so imposanter, als sie sich bis dicht an die Meeresküste herandrängen, wie denn der Cytorus (griech. *Κύτωρος*, noch heute Kidros), dessen schon Homer erwähnt, Cromna und die hohen Erythinen in der poetischen Literatur nicht blos der Griechen, sondern auch der Römer eine Rolle spielen. Im Norden ist der Durân Daghy, im Südwesten der Ala-Dagh und im Süden der Aidos Daghy zu erwähnen, dessen Name offenbar das griechische *ἀετός* birgt. Mehrere Bergspitzen erheben sich zu einer Höhe von über 1000 Met.; der Ala-Dagh wird sogar als 2500 Met. hoch angegeben. Diese Gebirge zusammen mit tiefeingeschnittenen Thälern geben dem Vilajet einen rauhen Charakter; jedoch finden sich auch fruchtbare, sorgsam zu Feld- und Gartenbau benutzte Thalebenen, sowie reiche Wein- und Obstpflanzungen an den Gehängen. Im Süden geht die Bodengestaltung in das wasserarme Hochland Central-Kleinasiens über, auf welchem wol Kornfrüchte gebaut werden können, das sich aber vorzugsweise für Viehzucht eignet. Ueber die Einwohner fehlen die statistischen Nachrichten; man rechnet, daß sie zu neun Zehnteln dem Islam und zu einem Zehntel der christlichen Religion angehören. Die Christen sind zum Theil Griechen und zum Theil Armenier, doch ist das griechische Element das vorwiegende. Die Erwerbsthätigkeit ist sehr primitiver Natur und geht über Garten- und Feldwirthschaft und in den südlichen Landestheilen Viehzucht kaum hinaus. Von Industrie sind nur die ersten Anfänge vorhanden, und der Handel ist unbedeutend. Der Export beschränkt sich auf Nutzholz, Angoravliese, Angorawolle, ungegerbte Felle und sonstige Rohproducte.

Den Griechen war Paphlagonien, wie wir aus der Erwähnung in der Iliade ersehen, schon in vorhistorischen Zeiten bekannt. Gelegentliche Nachrichten fehlen auch aus den späteren Jahrhunderten nicht; jedoch ist das Land im Alterthume nie zu einer hervorragenden Rolle in den Begebenheiten berufen worden. Die ältesten Bewohner werden auffallenderweise Heneter genannt; sie

sollen den Kappadociern stammverwandt gewesen sein. Das Volk hatte eigene Könige, welche später der persischen Monarchie tributär wurden. Nach ihrem Untergange ging das Land in persische Verwaltung über. In der Diadochenzeit machte sich ein Zweig des Geschlechtes der Achämeniden, in welchem sich die Satrapenwürde vererbt hatte, in Paphlagonien unabhängig und hielt sich im Süden des Landes eine Weile noch, als schon Pompejus im J. 64 v. Chr. den Küstenstrich zu der Provinz Bithynien-Pontus geschlagen hatte. Weder über das Aufgehen der Urbewohner in das Griechenthum, noch über das Verschwinden des letzteren vor der türkischen Nationalität sind bestimmte Nachrichten aufbewahrt; kurz vor der Eroberung durch die Seldschuken hatte noch Paphlagonien dem oströmischen Reiche das berühmte Kaiserhaus der Komnenen geschenkt, welche, so scheint es, als Erbdynasten, Tekfûr's, wie die türkischen Historiker ihresgleichen nennen, in Castamon, d. i. Kastamuni, saßen. Von einer eigentlichen Geschichte Kastamunis kann nur in der Zwischenzeit zwischen dem Verfall des Reiches Rum und der osmanischen Eroberung die Rede sein, jedoch sind auch hier die Nachrichten nur lückenhaft. Sich innerhalb natürlicher Grenzen als ein zusammenhängendes Ganzes darstellend, gelangte damals die Landschaft gleich andern kleinasiatischen Gebieten unter eigenen Herrschern zur Unabhängigkeit; auch kam sie verhältnißmäßig spät mit der Pforte in Conflict, was die Lage abseits der großen Heerstraßen Anatoliens hinreichend erklärt. Jedoch ist nicht zu bezweifeln, daß die kastamunischen Begs längst die Besorgnisse der andern mohammedanischen Dynastien vor den ehrgeizigen Plänen des Hauses Osmân's theilten und dem Widerstande gegen dasselbe Vorschub leisteten. Als im J. 1390 die Länder Aidin und Saruchan von den Osmanen erobert wurden, flüchteten die Söhne der depossedirten Begs nach Kastamuni und fanden bei dem Fürsten des Landes, Kjötürüm Bajasîd Beg, bereitwillige Aufnahme. Um diese Zeit dürfte von dem damaligen Sultan Bajasîd Jyldyrym die Unterwerfung des Landes um so mehr als Nothwendigkeit erkannt worden sein, da der Beg über das Schwarze Meer hinüber auf europäischem Boden mit den Walachen Verbindungen unterhielt und zum Kriege gegen die Osmanen hetzte. Zum Niederwerfen Kjötürüms waren aber besondere Vorkehrungen nöthig. Im J. 1391 eroberte der Sultan zunächst die mächtigen mit Kastamuni verbündeten Nachbargebiete von Siwâs, Kaisarieh und Tokat, und erst nachdem diese Unternehmung zu glücklichem Ziele geführt worden, fand im J. 1392 der Angriff auf Kastamuni statt. Daselbst war inzwischen Kjötürüm Bajasîd gestorben, und sein Sohn Isfendiâr Beg hatte die Zügel der Regierung ergriffen. Derselbe wurde geschlagen, und der Sultan eroberte die Städte Kastamuni und Osmandschik, sowie die Küstenlandschaft Dschanik im Osten des Halys; jedoch hielt sich der Beg in der festen Seestadt Sinope, welche ihm der Sultan mit ihrem Gebiete — als Vasallenherrschaft, wie die türkischen Historiker beschönigend sagen — belassen mußte. Als darauf, hergerufen von Isfendiâr und den übrigen Dynasten, Timur-lenk in Kleinasien einbrach, betheiligte sich der Erstgenannte an dem Kriege, welcher in der Schlacht von Angora dem Sultan Thron und Freiheit kostete. Die kleine Herrschaft bestand unter den Söhnen Bajasîd's sowie unter dem Sultan Murad II. fort und erst dem Eroberer Konstantinopels, Mohammed II., gelang es, mehr durch List als durch Gewalt, ihr ein Ende zu machen. Isfendiâr Beg nämlich hatte bei seinem Ableben einen jüngeren Bruder, Kysyl Ahmed, und einen erwachsenen Enkel, Hassan Beg, hinterlassen. Nach türkischer Familientradition fiel die Herrschaft dem ersteren, als dem ältesten Sprossen des Hauses, zu, sodaß Hassan Beg sich vom Throne ausgeschlossen sah. Damit unzufrieden begab sich der junge Mann an den Hof des Sultans, welcher ihn freundlich aufnahm und ihn mit dem von Bajasîd Jyldyrym, dem Urgroßvater Mohammed's II., dem Isfendiâr Beg, Großvater Hassan's, entrissenen Sandschak Bolu belehnte. So den Prätendenten auf alt-kastamunischem Boden dem Kysyl Ahmed gegenüberstellend, machte Mohammed die Lage des letzteren zu einer höchst schwierigen und erreichte dadurch, daß Ahmed nun auch seine Gnade anrief und ihm im J. 1461 gegen Belehnung mit dem Sandschak Kastamuni die Schlüssel von Sinob und den übrigen in seinem Besitze befindlichen Burgen übersandte. Dem Sultan, dessen Ziel damals die Eroberung Trapezunts und die Vernichtung des dortigen Kaiserreiches war, lag daran, daß ihm während dieser Expedition von den Isfendiâr'schen Ländern aus im Rücken keine Schwierigkeiten bereitet würden, und diesen Zweck erreichte er durch die getroffene Einrichtung vollkommen. Kaum war durch den Fall Trapezunts dieser Grund der den feindlichen Verwandten bewiesenen Rücksicht beseitigt, als der Familienpolitik des Hauses Osman Rechnung getragen wurde, wonach die mit so vieler Mühe erworbene Provinz auch in Zukunft gegen die Abfallgelüste einer mit der Bevölkerung des rauhen Berglandes verwachsenen, mit ihr das Joch widerwillig tragenden Dynastie sichergestellt werden mußte. In diesem Sinne erklärte der Sultan bei der Rückkehr von Trapezunt, ohne Kastamuni zu berühren, den Kysyl Ahmed einfach für abgesetzt und sandte einen seiner Diener, um ihn in der Verwaltung Kastamunis zu ersetzen. Der Beg flüchtete sich an den Hof des Fürsten von Karamanien, und als ihm daselbst die Aufnahme verweigert wurde, weiter zu Usûn Hassan, dem zum Herrscher Persiens gewordenen Tatarenfürsten aus dem Hause vom Weißen Hammel, worüber sich der Sultan so beleidigt zeigte, daß er das gesammte Haus des Isfendiâr nach Rumelien überführte, um in einer türkischen Festung in Vergessenheit zu Grunde zu gehen. Somit verlor Kastamuni den letzten Rest von Selbstständigkeit und wurde eine durch Pfortenbeamte verwaltete Provinz.

Die Hauptstadt des Vilajets, Kastamuni, liegt in einem engen Thalkessel am Gjök-Su und ist rings um einen hohen, schroffen Felsen erbaut, welcher die Ruinen einer Burg, nach allgemeiner Annahme des Stammsitzes des edeln Hauses der Komnenen, trägt. Die Einwohner-

zahl wird auf 12,000 Türken, 300 Griechen und einige Armenier geschätzt. Die Stadt hat 30 größere und kleinere Moscheen mit Minarets, 25 öffentliche Bäder (Hammâm), 6 Chans und 1 griechische Kirche. Sie ist die Residenz des Wali und der höchsten Provinzial-Verwaltungsbehörden, der Sitz eines erstinstanzlichen und eines Appellationsgerichts. Kastamuni nimmt die Lage einer antiken Ortschaft Germanopolis oder Germanicopolis ein, welche, wie schon der Zweifel über den Namen, nicht minder aber ihre seltene Erwähnnung zeigt, unbedeutend gewesen sein muß und auch keine baulichen Denkmäler hinterlassen hat. Berühmter als Kastamuni ist Sinob, auf dem schmalen Isthmus einer 7 Kilom. weit gegen das Schwarze Meer vorspringenden Landzunge erbaut, welche der Stadt einen an der Nordküste Kleinasiens wegen der Seltenheit der sich dort bietenden sichern Ankerstellen doppelt werthvollen, vortrefflichen Hafen gewährt. Leider kommt nur der letztere wegen der gegenwärtigen geringen commerziellen Leistungsfähigkeit der Hinterländer wenig zur Geltung, obwol sämmtliche zwischen Konstantinopel und Trapezunt verkehrenden Dampferlinien ihn als Station benutzen. Der Handel ist gering, die Bevölkerung, gegen 8000 Seelen stark, lebt in stagnirender Dürftigkeit. Die Stadt ist gegen die Landseite durch ein mittelalterliches Castell vertheidigt und auch nach der Nord- und Ostseite mit alten Festungsmauern umgeben. Sie besitzt zwei Bazare und eine große Moschee. In den Stadtmauern sowie in den Wänden der Häuser erblickt man viele Marmorwerkstücke von Prachtbauten der alten Sinope, deren Stelle die heutige Stadt einnimmt. Viel genannt wurde der Hafen von Sinob, als vor Beginn des Krimkrieges am 30. Nov. 1853 der russische Viceadmiral Nachimow in völkerrechtlich nicht zu rechtfertigender Weise die in ihr vor Anker liegende türkische Flottenabtheilung überfiel und vernichtete.

Wie die Stadt Kastamuni, so besitzen auch Sinob, Bolu und Kjengheri erstinstanzliche Gerichte. Normalschulen finden sich ebenda und außerdem in Tusia, Taschkjöprü, Sâferânbolu, Düsdscheh, Bartin (Parthenopolis), Eregli, Gèrèsèh (Carûsa), Kerâm-ed-Dîn, Inèbolu (Iunonopolis), Bûiabâd, Tscherkesch, Talâi und Gjünik. Im Jahre der Fl. 1297 betrug die Zahl der Schulkinder des Vilajets 1979. (*G. Rosen.*)

Kastanien, s. Castanea vesca.

KASTEN nennt man nach dem portugiesischen Worte casta die geschlossenen, erblichen Stände, welche die Gliederung einiger orientalischen Staaten bilden, namentlich des indischen Staates, wie sich derselbe nach der arischen Einwanderung im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und zum Theil, trotz alles fremdländischen Einflusses, noch bis heute erhalten hat. In der frühesten Periode der arischen Cultur in Indien, von der wir uns aus den ältesten Hymnen des Rigveda eine Vorstellung bilden können, also zur Zeit der Ansiedelungen am Indus, war das Kastenwesen noch gar nicht oder doch nur in seinen ersten Keimen vorhanden. Jene Epoche kennt nur den Gegensatz zwischen dem arischen Einwanderer (ârya) und dem Urbewohner des Landes (dâsa, dasyu oder çûdra) oder zwischen der arischen und dasischen Farbe (varṇa), wie das hellere und das dunklere Volk mit einem Ausdrucke benannt wird, welcher erst viel später, nach der Entwickelung des brahmanischen Staates, zur Bezeichnung der socialen Unterschiede, wie sie sich in den Kasten ausprägten, verwendet ist.[1]) Innerhalb des arischen Volkes ist der Hausvater in jener ältesten Zeit noch zugleich Ackerbauer, Priester und Krieger. Die höchste politische Einheit ist der Stamm (jana), zu dem mehrere Gaue (viç) gehören, welche sich wiederum aus den einzelnen Dorfgemeinden (grâma) zusammensetzen: lauter je nach den Umständen mehr oder weniger abgeschlossene Gemeinwesen. Die größeren wie die kleineren Abtheilungen haben ihre Vorsteher; an der Spitze des Stammes steht der König (râjan), der seine Würde meist durch Erbschaft, zuweilen aber auch durch Wahl überkommen hat, und in seiner Machtbefugniß durch den Willen des Volkes, welcher sich in Stammversammlungen (samiti) kundgibt, mehr oder weniger beschränkt ist. Er umgibt sich mit Sängern, welche seine Thaten preisen und beim Opfer Gesänge zum Preise der Götter anstimmen. Diese Stämme sind unter sich in unaufhörlichen Fehden begriffen; beim Vordringen nach der Ganga und der Jamuna muß der Weg nicht nur gegen die nicht-arischen Bewohner des Landes, sondern auch gegen die eigenen Stammverwandten erkämpft werden. Dies ist sicher noch nicht das spätere Kastenwesen, aber es sind die Elemente und Zustände, auf welchen sich dasselbe allmählich aufbaut. Die Anfänge des späteren brahmanischen Staates haben wir uns etwa in folgender Weise zu denken: bei dem immer weiteren Vorrücken der Arier nach Süden und Osten, also in jener Epoche, welche uns in der Schilderung des Kampfes zwischen den Panduiden und Kuruiden, dem Hauptgegenstande des Mahabharata, vorgeführt wird, gewannen die siegreichen Stammeskönige in dem Grade an Ansehen und Macht, als ihre besiegten Nebenbuhler immer mehr und mehr zu einer abhängigen

1) Ueber die wahrscheinliche Bedeutung jener Worte s. H. Zimmer, Altindisches Leben, S. 100 fg., ebendas. S. 158 fg. über die ältesten staatlichen und rechtlichen Verhältnisse in Indien. Zimmer hat auch S. 186 fg. unter Aufführung der einschlägigen Literatur den Stand der Frage nach der Entstehung der Kasten erörtert und dieselbe im Anschluß an die Meinung der meisten Forscher, der wir in der obigen Darstellung ebenfalls gefolgt sind, entschieden. Die entgegengesetzten Ansichten von Haug, Kern und Ludwig, welche das Kastenwesen bereits für die älteste Epoche der indischen Geschichte, ja zum Theil für die indo-eranische Zeit voraussetzen, hat Zimmer mit Glück widerlegt. Nach der sehr ansprechenden Hypothese von H. Oldenberg, Buddha S. 8 fg. und Excurs I, 399 fg., welcher zuerst einen Vorschub arischer Völker bis ins östliche Gangesthal annimmt, ehe die Stämme, welche die Träger der vedischen und der eigentlichen brahmanischen Cultur werden, den Indus hinabsteigen, hätten wir die Entstehung der Kasten erst viele Jahrhunderte nach Beginn der arischen Civilisation in Indien zu denken: in keinem Falle steht die Ansicht der Majorität mit der Hypothese Oldenberg's — der sich direct über diese Frage nicht ausgesprochen hat — im Widerspruche. Den stärksten Beweis für die erst spätere Entwickelung des Kastenwesens sehen wir mit Zimmer S. 189 in der Thatsache, daß die Stämme am Indus noch in epischer Zeit nicht vollständig brahmanisirt sind.

Stellung, zur bloßen Gefolgschaft, herabgedrückt wurden. Es entstanden nach und nach größere Reiche, deren Könige sich mit jenem neuentstandenen kriegerischen Adel umgaben. Letzterer betrieb mit der Zeit das Waffenhandwerk als seinen einzigen Beruf, und so wurde die Kluft zwischen dem ackerbauenden Volke und dem Kriegerstande, an dessen Spitze der König stand, immer tiefer und tiefer. Wenn sich auf diese Weise die Krieger (kshatriya) von den Ackerbauern (vaiçya) schieden, so bildeten die besiegten und arianisirten Urbewohner (çûdra) das letzte, eben nur geduldete Glied in der Entwickelung der Stände. Ueber alle aber erhob sich der geistliche Stand der Brahmanen als erste Kaste. Die Anfänge dieser alles beherrschenden und nach ihrem Willen lenkenden Priesterschaft haben wir in dem oben erwähnten Verhältnisse der Sänger zu den sie schützenden und erhaltenden Königen zu suchen. Zuerst nur dazu bestimmt, die Thaten dieser ihrer Beschützer zu preisen und bei den Opfern, welche die Könige ursprünglich wie jeder Hausvater in eigener Person darbrachten, den Segen der Götter auf dieselben herabzuflehen, wurden sie allmählich selbst mit dem Opfer betraut; sie wurden die Hauspriester (purohita) der Fürsten, weil man sich von ihrer Thätigkeit bei der heiligen Handlung, welche, je complicirter sie wurde, ein um so größeres handwerksmäßiges Verständniß in allen ihren Details voraussetzte, in dessen Besitz, der volksmäßigen Anschauung zufolge, sich eben nur die Priester befanden, einen besondern Segen versprach. Diese Vorstellung von dem Wesen des Opfers, nach welcher es dabei weniger auf die rechte Gesinnung als auf die rechte Darbringung ankam, führte zuletzt in Verbindung mit manchen andern Factoren, unter denen der erschlaffende Einfluß des hindustanischen Klimas wol nicht der geringste ist, zu jenem Uebergewichte der geistlichen über die sich zum Schluß vergeblich aufraffende weltliche Macht und zu jener Entwickelung einer Hierarchie, wie sie in der Geschichte nicht ihresgleichen hat.

Während die ältere vedische Literatur diese Verhältnisse noch gar nicht, die spätere eben nur im Werden begriffen kennt, zeigen uns die Gesetzbücher, namentlich das des Manu (Mânavadharmaçâstram) ein Bild von dem Kastenwesen (câturvarṇyam, d. h. die vier Farben oder Kasten), wie es der brahmanische Staat ausgebildet hat.[2]) Die historisch vollkommen erklärliche Gliederung des indischen Volkes in die vier Stände der Priester, Krieger, Ackerbauer und Sudras erscheint danach als die von Anfang an bestehende göttliche Weltordnuug. Nach einer Vorstellung, welche sich bereits in einem aus späterer Zeit stammenden Rigvedahymnus, dem sogenannten Purushasûkta (Rigv. X, 90) findet, erschuf der höchste Geist zuerst die Brahmanen aus seinem Munde, dann die Krieger aus seinen Armen, die Ackerbauer aus seinen Schenkeln, die Sudras aus seinen Füßen. Die ersten haben also die Oberhand, sowol weil sie zuerst erschaffen wurden, als auch weil sie aus dem edelsten Theile Brahma's hervorgingen; in ähnlicher Weise wird der Abstand der übrigen drei Kasten voneinander motivirt. Die Mitglieder der drei obersten Stände sind außerdem von dem vierten Stande noch besonders streng geschieden; jene gelten als zweimal geboren (dvija), da bei ihnen zu der natürlichen noch eine zweite gewissermaßen geistige Geburt, d. h. die je nach den verschiedenen Kasten in verschiedenen Jahren vorzunehmende Umgürtung mit der heiligen Schnur hinzukommt, die Sudras dagegen sind nur einmal geboren (ekajâti), da sie von jener Ceremonie ausgeschlossen sind. Aber auch die Zwiegeborenen sind voneinander durch unübersteigliche Schranken getrennt. Jeder ist was er ist durch Geburt, nicht durch eigenes Verdienst, und muß in seiner Kaste bleiben, ohne daß ihm irgendeine Möglichkeit geboten wird, zu einer höheren Stufe vorzurücken, höchstens kann er durch Vernachlässigung der Aufnahme in seine Kaste das Anrecht auf dieselbe verlieren und als vrâtya ganz und gar von der Ordnung der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Die durch Zwischenheirathen entstehenden Mischkasten werden zwar auch anerkannt und bestimmten Beschäftigungen zugewiesen, gelten aber als unrein; namentlich ist die Verbindung eines tiefer stehenden Mannes mit einer höher stehenden Frau verpönt, und die Abkömmlinge eines Sudra von einer Brahmanin, die Tschandalas, sind demnach die niedrigsten unter allen Menschen. Innerhalb der Kasten und Zwischenkasten nun sind den Individuen von der Geburt bis zum Tode die strengsten Pflichten vorgezeichnet, welche aber alle die Verherrlichung des Brahmanenthums und möglichste Niederhaltung der drei untern Stände zum Zweck haben. Die Pflichten des Brahmanen sind, den Veda zu lernen und zu lehren, Opfer für sich selbst und andere darzubringen, andern zu geben und von andern zu empfangen. Er muß vier durch strenge Vorschriften jeder Art geregelte Lebensstadien (âçrama) durchmachen, zuerst als Schüler (brahmacârin) den Veda im Hause eines Lehrers (guru) studiren, sodann als Hausvater (gṛhastha) eine eigene Familie gründen und unterhalten, nächstdem als Einsiedler (vânaprastha) sich in den Wald zurückziehen und frommen Betrachtungen obliegen, endlich als religiöser Bettler (bhikshu) ein asketisches, ganz und gar auf fremde Mildthätigkeit angewiesenes Wanderleben führen, bis er zuletzt, frei von allen irdischen Banden, wieder in die Weltseele, das brahman, zurückkehrt. Der Krieger soll das Volk schützen, andern spenden, opfern, lehren, sich sinnlicher Genüsse enthalten. Der Ackerbauer soll seine Heerde beschützen, daneben ebenfalls spenden, opfern, lehren, Handel und Geldgeschäfte treiben. Der Sudra endlich hat nur Eine Pflicht: den andern Kasten ohne Misvergnügen und mit vollkommenem Gehorsam zu dienen. Diese Anschauungen, welche die ganze Moral und Rechtspflege der Inder beherrschen und ihnen sozusagen in Fleisch und Blut übergingen, haben der Cultur in jenem Lande das eigenthümliche Gepräge von Gebundenheit und Verschrobenheit aufgedrückt, welches mit der hohen und universellen Begabung des Volkes, die uns sonst überall

2) Vgl. Edward W. Hopkin, The mutual relations of the four castes, according to the Mânavadharmaçâstram (Leipzig 1881).

entgegentritt, in so schneidendem Widerspruche steht, und sind dadurch, daß sie die geistige Emancipation des Individuums und damit auch die freie Concurrenz der Individuen untereinander unmöglich machten, der schwerste Hemmschuh für den Fortschritt geworden.

Der Buddhismus war seinem ganzen Wesen nach der Kasteneintheilung entgegengesetzt. Buddha, obwol kein socialer Reformator, wandte sich dennoch an das ganze Volk, lehrte die Gleichheit aller Menschen, nahm Leute aus allen Ständen unter seine Jünger auf und hatte für alle nur Ein Sittengesetz.[3]) Wenn nun aber auch die theoretische Consequenz der neuen Lehre bei der vollständigen Aufhebung der Kasten anlangen mußte (wie wir es am klarsten aus den Streitschriften gegen das Brahmanenthum, z. B. der Vajrasûci des Açvagosha, übersetzt von A. Weber, Indische Streifen I, 196 fg. und dem Assalâyanasuttam, herausgegeben und übersetzt von R. Pischel [Chemnitz 1880] ersehen), so blieben doch in der Praxis unter den buddhistischen Fürsten die alten Kastenunterschiede nicht nur unangefochten bestehen, sondern wurden sogar mit der neuen Lehre nach Ceylon getragen, wo sie sich bis heute erhalten haben (Lassen, Ind. Alt. II, 108). Dennoch übte der Buddhismus unter toleranten Königen einen zersetzenden Einfluß auf das Kastenwesen aus, und es ist wol besonders auf seine Rechnung zu schreiben, daß die mittlern Kasten, namentlich die der Krieger, in diesen Jahrhunderten immer mehr Einbuße erleiden, da zahlreiche nun minder verpönte Zwischenheirathen den Uebertritt in die geringere Kaste zur Folge haben, während die Brahmanen, allen Anfeindungen zum Trotz, die Krisis überdauern und im fortwährenden Kampfe gegen die Reformatoren sogar erstarken. Die Vertreibung der Buddhisten führt denn auch zu einer um so mächtigern Reaction des Brahmanenthums, und wenn auch das alte Kastensystem nicht in seiner ganzen Reinheit wieder ersteht, so ist doch an eine Emancipation von demselben nach der brahmanischen Restauration am allerwenigsten zu denken.

Die mohammedanische Eroberung zwang den durch sie betroffenen Hindustaaten zwar neue Gebieter sowie eine neue Rechtspflege auf, welche nach dem Grundsatze der Gleichheit und Unterwerfung aller unter ein religiöses und menschliches Gesetz ausgeübt wurde, war aber weit davon entfernt, die indische Gesellschaft in diesem Sinne neuzugestalten, welche nach wie vor nicht nur das numerische, sondern auch das moralische Uebergewicht auf der Halbinsel behauptete. Dasselbe gilt von der Besitznahme Indiens durch die Europäer. Die Engländer sind natürlich auch im Einklange mit den Forderungen der Zeit und der occidentalischen Civilisation stets darauf bedacht, jene Schranken des Kastenwesens zu durchbrechen, wissen aber bei der ihnen durch die Klugheit gebotenen Politik die Eigenthümlichkeiten der Hindus zu schonen, denselben gegenüber eine mehr zuwartende als eingreifende Stellung einzunehmen. So sehen wir bis auf den heutigen Tag in Indien die Reste jener alten Gliederung des Volkes weiter bestehen. Allerdings kommen außer den Brahmanen beinahe nur noch die Mitglieder der dienenden Kaste in Betracht, wenn wir von den Radschputen absehen, die ihre Abstammung bekanntlich von den alten Kschatrijas herleiten; aber innerhalb jener beiden noch bestehenden Kasten hat sich eine Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen ergeben, theils nach der localen Abstammung, theils nach der traditionellen Beschäftigung ihrer Mitglieder. So z. B. kommen in Bengalen, wo es mehrere hundert Kasten unter den Hindus gibt, jetzt nach den Brahmanen, welche ihrerseits schon in viele sich feindlich gegenüberstehende Klassen zerfallen, gleich die Baidjas oder Aerzte, dann die Kajasthas oder Schreiber u. s. w.; in einzelnen Districten jenes Landes haben sich auch die Mohammedaner in Kasten eingetheilt. Im Dekhan gibt es neben den Brahmanen gegen vierzig gemischte Kasten, alle mit gesonderten Beschäftigungen. Wenn aber auch das heutige Kastenwesen viel von seiner alten Starrheit verloren hat, sodaß es sich jetzt einigermaßen dem europäischen Zunftwesen nähert, so hält es doch namentlich durch die Speise- und Heirathsgesetze die Absonderung zwischen den einzelnen Ständen noch immer streng aufrecht, und wenn auch manche von jenen Vorurtheilen allmählich der europäischen Civilisation von selbst weichen, so bereitet es doch dem wahren Fortschritt der Humanität und Toleranz (wie sich erst vor einigen Jahren bei den Reformbestrebungen des Brahmasomadsch herausgestellt hat) die größten Hindernisse und wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald aus Indien verschwinden. (*C. Cappeller.*)

KASTL, bairischer Markt im Bezirksamte Neumarkt und Amtsgerichte Kastel (Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg), an der Poststraße von Amberg nach Neumarkt an der Lautrach gelegen, welche bei Schmidtmühlen in die Vils mündet, mit einem Magistrat dritter Klasse, katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthume Eichstädt, hat (1880) 856 Einwohner, 287 Gebäude, zwei Kirchen (voran die alte byzantinisch-romanische Klosterkirche [geweiht 1172], dreischiffig, mit Pfeilern, vorn mit Tonnen-, im Hintertheile des Schiffes mit Kreuzgewölben überdeckt), zwei Beneficien, eine gute Volksschule, eine ehemalige Benedictinerabtei und Jesuitenkloster, ein Amtsgericht, ein Rentamt (für den Landbezirk Kastl), einen Notar, eine Postexpedition und ein Schloß.

Der Stammvater der Grafen von Kastl, Sulzbach und Habsberg war Herzog Ernst II. von Schwaben aus dem Hause Babenberg, der in der Blüte seiner Jahre (17. Aug. 1050) einem so verhängnißvollen Geschicke erlag. Dieser hinterließ seinen Söhnen Gebhardt und Hermann seine Erbgüter auf dem Nordgaue. Anfänglich auf dem Schlosse Kastl an der Lautrach sitzend, theilten die Brüder später das väterliche Erbe, wobei Hermann das Schloß Habsberg erhielt und der Gründer der davon benannten gräflichen Linie wurde, die sich jedoch nur in seinem Sohne Friedrich und seinem Enkel Otto fortpflanzte. Dieser Graf Friedrich von Kastl und sein

3) S. Oldenberg S. 154 und ebendas. S. 255 Note, die dem brahmanischen Mysticismus schnurstracks entgegenstehende buddhistische Erklärung der Verschiedenheit der Stände.

Sohn Otto, sowie Graf Bernger I. von Sulzbach und die Markgräfin Luitgart, deren Mutter des Erbauers von Sulzbach, Grafen Gebhardt, Schwester war, sind die in Papst Pascal's II. Bestätigung (vom 9. Mai 1103) genannten Stifter des in den J. 1096—1098 erbauten Benedictinerklosters Kastl, in welches Graf Friedrich selbst zwölf Mönche aus Wessobrunn unter dem Abte Theodorich von Petershausen einführte, welcher dieser Stiftung drei volle Jahre vorstand und nach völliger Einrichtung des Klosters als dessen ersten Abt Altmann zurückließ. Auch Friedrich's Aeltern, Graf Hermann und dessen Gattin, Hatziga, sind unter Kastls Wohlthätern aufgeführt. Gedachter Graf Otto (gestorben 26. Sept. 1105) vermachte seine Güter dem Kaiser Heinrich V., dessen Neffe Herzog Heinrich Jasomirgott von Oesterreich seinen Theil am Markte Lauterhofen diesem Kloster im J. 1159 überließ. Kaiser Friedrich I. (1165), Friedrich II. (1219 als römischer König), König Albrecht (1305) u. a. bestätigten die kastler Privilegien; ebenso die Fürsten aus dem pfälzischen Hause. Ludwig der Baier feierte 1323, am 6. Jan., umgeben von vielen Getreuen, in der kastler Kirche ein Dankfest wegen des Sieges bei Mühldorf und verlieh an ebendiesem Tage dem Markte Kastl „unterhalb dem Kloster liegend" die Marktfreiheit in gleicher Weise, wie sie Amberg hatte.

Unter wittelsbachischer Herrschaft kam Kastl 1353 zum Kurantheil, und es wurde durch König Sigismund, der das Kloster als reichsunmittelbar in Anspruch nahm, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz 1431 die Vogtei übertragen. Derselbe bestätigte 1434 das Gericht im Markte und Burggeding sammt allen Enden und Gemärken im ganzen Umkreise. Das Kloster wurde 1556 säcularisirt und unter Administration gestellt, 1636 den Jesuiten geschenkt, 1773 abermals eingezogen, 1781 der geistlichen Güterfundations-Deputation und 1782 dem Malteserorden zugewiesen. Die ältesten Urkunden wurden leider 1542 größtentheils ein Raub der Flammen; den Rest davon vernichtete (1632) die Plünderung durch Oberstlieutenant Kratzenstein. Zu erwähnen sind hier noch die gelehrten Theologen, die PP. Franz und Johann, und der als Philosoph bekannte Mönch Peter mit dem Zunamen „Magister" von Kastl, der Uebersetzer des Boëtius.

In Kastl sind begraben die Stifter des Klosters, viele Grafen von Sulzbach, Kastl und Hohenburg, und ein Töchterlein Ludwig's des Baiern. Hier ruht auch Seifried Schweppermann, der Sieger von Ampfing; wir geben seine bekannte Grabschrift:

> Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
> Alles thuns vnd Wandels wohl gethan
> Ein Ritter Keck und Vest,
> Der zu Sünderstorff im Stritt That das best
> Der ist nun tod
> Dem Gott genod
> Obijt 1337
> Jedem ein Ey,
> Dem frommen Schweppermann zwey.

Was die Volkssagen anlangt, so hat kein Ort der Oberpfalz der Legende einen so reichhaltigen Stoff geboten als Kastl und seine alte Kirche. Bemerkenswerth ist aber vor allem, was die zur Zeit noch lebendige Sage von dem Stammvater der kastler Grafen erzählt. Das im Rentamtsarchive aufbewahrte kastler Lehenbuch vom J. 1617 „vffgericht durch Fridericum Sagittarium, churfürstlicher Pfalz renovatorem", berichtet, daß Herzog Ernst von Kastl durch eine Wasserflut aus seinem Heimatlande Meotide (Seeland?) vertrieben und im J. 975 unter Kaiser Otto II. nach Deutschland gekommen sei, wo ihm dieser die sumpfige, waldreiche Gegend um Kastl „im Norikau" für sich und seine Mannen als Wohnsitz angewiesen habe. Es ist dies keineswegs eine vereinzelte Stimme, welche von dem nordischen Heimatlande des oberpfälzischen Volkes Kunde gibt. Eine Ahnung unvordenklicher Seßhaftigkeit am Meeresgestade zieht sich durch einen großen Theil des oberpfälzischen Sagenkreises und spricht sich in der reichen Mythe von Wasserriesen und Wasserzwergen, von Meerfrauen, Geisterfischchen und Eisriesen aus. Schönwerth (B. III, S. 364) weist auf mannichfaches Zusammentreffen litauischer und oberpfälzischer Sage hin und erachtet die Oberpfälzer als von der Ostsee hergekommen. (*Ferdinand Moesch.*)

KÄSTNER (Abraham Gotthelf), Mathematiker und Dichter, ward am 27. Sept. 1719 zu Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte war, geboren. Dieser scheint ein Sonderling gewesen zu sein und manche seiner Eigenheiten auf den Sohn vererbt zu haben. Der Knabe durfte keine öffentliche Schule besuchen, erhielt aber im Hause gründlichen Unterricht. Besondere Sorgfalt wurde seiner religiösen Erziehung zugewendet. Noch vor dem vollendeten achten Jahre hatte er bereits die ganze Bibel gelesen. Eine merkwürdige Erscheinung, daß der sonst schnell fassende Knabe gerade im Rechnen Mangel an Begabung zeigte. In seinem zwölften Jahre wurde er als stud. juris in Leipzig immatriculirt, denn der Vater wollte, daß sein Beruf in der Familie forterbe. Der junge Student hörte aber alle möglichen Vorlesungen und zeigte besonderes Interesse für Philosophie und Naturwissenschaften. Aber auch seine Theilnahme für die schönen Wissenschaften bethätigte er durch den Besuch der Vorlesungen und praktischen Uebungen Gottsched's. Im J. 1733 wurde er zur Freude des Vaters bereits zum Notar ernannt. Nachdem er sich 1735 den Titel eines Baccalaureus erworben hatte, gab er 1736 seine erste mathematische Schrift heraus; 1737 wurde er Magister. Zum Studium der Mathematik eiferte ihn Prof. Chr. Aug. Hausen an, derjenige seiner Lehrer, der nach Kästner's eigenem Geständniß überhaupt am meisten auf ihn eingewirkt hat. Hausen war es auch, der bewirkte, daß Kästner sich 1739 als Privatdocent in Leipzig habilitirte. Kästner's Colloquia disputatoria waren die einzigen Vorlesungen, die der junge Lessing als leipziger Student fleißig besuchte. Ende 1746 war Kästner außerordentlicher Professor der Mathematik geworden, seine Lage wurde aber durch den bald darauf erfolgten Tod des Vaters eine kümmerliche. Die Sorge für die kränkliche Mutter fiel ihm nun anheim. Da kam es ihm zu statten, daß er als Knabe von einem Oheim Fran-

zösisch, Englisch und Italienisch gelernt hatte. Er suchte nun als Uebersetzer Geld zu verdienen. Montesquieu's Esprit des lois, Richardson's Grandison und Pamela wurden von ihm übersetzt und bearbeitet. Daneben lernte er nun auch noch Holländisch, Spanisch und Schwedisch, das letztere, indem er mit Uebersetzen fachwissenschaftlicher Arbeiten begann. Eine Berufung nach Berlin kam nicht zu Stande, eine solche nach Göttingen lehnte er selbst ab, doch wurde er 1749 Mitglied der berliner Akademie und nahm 1756 einen zweiten Ruf nach Göttingen an. Wie aber einstens Haller, so brachte auch ihm Göttingen anfangs kein Glück. Im J. 1758 verlor er seine Gattin und ging erst in späteren Jahren eine zweite Ehe ein. Die französischen Offiziere, welche während des Siebenjährigen Krieges in Göttingen kasernirten, besuchten häufig seine Vorlesungen, doch verleideten die Kriegsunruhen die ersten Jahre seines göttinger Aufenthalts. Als Lehrer und Schriftsteller entfaltete er in seiner Wissenschaft eine fruchtbare Thätigkeit. Seine schönsten Erfolge als Lehrer fallen in den Zeitraum zwischen 1760 und 1780. Einen bleibenden Namen in der deutschen Geistesgeschichte würde sich aber Kästner wol nicht durch seine mathematischen Arbeiten allein erworben haben. „Selten", schrieb Lessing, „werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltener der Philosoph und der Meßkünstler (Mathematiker), am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in Einer Person beisammen finden." Daß diese Vereinigung bei Kästner stattfand, gab bei den Zeitgenossen sowol seinen dichterischen als gelehrten Arbeiten höheres Ansehen und durch die ihm von allen Seiten gewährte Anerkennung gewinnt Kästner auch für die literarhistorische Betrachtung selbst an Bedeutung. Schon durch seine Stellung in Göttingen mußte sich Kästner selbst als Nachfolger Haller's fühlen und wurde auch als solcher betrachtet. Schon 1762 wurde er zum Vorstand der „Göttingischen deutschen Gesellschaft" gewählt, und eine ganze Reihe von Aufsätzen verschiedenen Inhalts sind zuerst als Vorträge in dieser Societät gehalten worden. Natürlich nahm er an den Göttingischen gelehrten Anzeigen theil; aber auch Weiße's Bibliothek der schönen Wissenschaften und Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek zählten ihn zu ihren Mitarbeitern, wie er in seiner Jugend sich an Gottsched's und Schwabe's Zeitschriften betheiligt hatte. Er war ein Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft und hatte Gottsched's Rednergesellschaft angehört. Aber er entzweite sich mit Gottsched „aus keiner andern Ursache als wegen Haller". Haller war für Kästner wol das höchste Ideal eines Dichters. Das „philosophische Gedicht von den Kometen" (1744) ist eine lobenswerthe Nachahmung von Haller's Kunst. Wie Haller blieb Kästner der reimlosen seraphischen Poesie fremd. Ein Lehrgedicht „Ueber die Reime" (1742) hat „die Absicht, die Reime zu vertheidigen, nicht als nothwendig zu preisen". Es ist unrichtig, Kästner schlechtweg als Gottschedianer zu bezeichnen; er ist es nicht mehr als die ganze Schule der Bremer Beiträger. Mit ihnen hat er sich von Gottsched losgesagt, mit ihnen bleibt er auf dem Boden der blos formalen Correctheit stehen. Aber im Gegensatze zu Gellert will er das körnige gute Deutsch der alten Kirchenlieder nicht verbessert und verwässert haben. Im Gegensatze zu Gottsched ist er „allemal mehr englisch als französisch gesinnt". Es ist ganz Gottschedisch, wenn er die Dichtkunst nur als Nebenbeschäftigung gelten lassen will und den für einen guten Dichter hielt, der „gute Gedanken in fließenden Versen vorzutragen" vermag. In späteren Jahren meint er aber: „Das Genie braucht keine Regel." Er kennt Dante nnd Shakespeare, letzteren sogar ziemlich eingehend. Er ist der einzige der göttinger Professoren, der Verständniß und warme Theilnahme für Bürger zeigt. Sein einstiger Schüler Lessing wahrte ihm zeitlebens seine Freundschaft. Die „Betrachtungen über Gottsched's Charakter" (1767) sind nicht nur ein ehrendes Zeugniß für Kästner's eigenen Charakter, es gehörte Muth dazu, unparteiisch von dem einst allverehrten leipziger Dictator zu reden. Kästner's Rede ist der erste und verhältnißmäßig trefflich gelungene Versuch, Gottsched's großer historischer Stellung gerecht zu werden. Kästner darf mit dieser literarhistorischen Arbeit als Vorläufer Danzel's gelten. Am meisten berühmt und gefürchtet war Kästner als Epigrammatiker. Wir, die wir Lessing's Epigramme damit vergleichen, werden nur einen kleinen Theil dieser Verse für witzig halten. Jedenfalls ließ Kästner, wie dies Witzigen so leicht geschehen kann, sich verleiten, oft mit Mühe nach Witz zu haschen, ohne die Absicht verbergen zu können. Ein feinsinniger, vom besten Wissen seiner Zeit erfüllter Geist und ehrenwerther Charakter, aber in keiner Richtung über das Bestehende hinausweisend, hat Kästner seinen Ruhm bedeutend überlebt, als er endlich am 20. Juni 1800 aus einer ihm entfremdeten Welt schied.

Als Quellen für Kästner's Leben sind vor allem die beiden Autobiographien, die deutsche in Baldinger's „Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher" (1768) und die lateinische (Leipzig 1787), zu nennen. Beide schildern Kästner's Leben bis zum Jahr 1756. Eine vollständige Lebensbeschreibung enthält die Sammlung der „Poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werke" in vier Theilen (Berlin 1841). Unvollständigere Sammlungen sind die „Sinngedichte und Einfälle" (1781, 1800 und 1820), die zwei Theile der „Vermischten Schriften" (Altenburg 1755 und 1772, dann beide zusammen 1783) und die beiden Theile der „in der Kgl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen" (1768 und 1773). (*Max Koch.*)

Kastor und Pollux, s. Dioskuri.

KASTORIA, ein mit mittelalterlichen Befestigungen versehenes Städtchen Ober-Macedoniens, liegt auf einer felsigen Halbinsel in dem seinen Wasserüberfluß gegen die Bistritza, den Haliacmon der Alten, entsendenden, von herrlichen Weinbergen umgebenen Landsee gleichen Namens, einem prähistorischen Krater. Obwol demnach die Gegend der östlichen Abdachung des nordolympischen Hochlandes angehört, so hat sie doch schon mehr den Charakter der nur durch eine schmale Wasserscheide getrennten nordepirotischen (albanesischen) Landschaften, wie auch die Bevölkerung von jeher aus den Nationalitäten

der östlichen und der westlichen Seite zusammengesetzt gewesen zu sein scheint. Die natürliche Festigkeit der Ortslage mag schon früh zur Anlegung einer Stadt eingeladen haben; jedoch wird uns das Vorhandensein einer solchen erst während der römisch-macedonischen Kriege im 2. Jahrh. v. Chr. bezeugt. Dieselbe hieß Keletros, Celetrum; Livius (XXXI, 40) erzählt von ihr, daß ihre Mauern vom See bespült wurden und daß man nur auf einem engen Pfade vom Lande her an sie herankommen konnte. Als des Schlüssels der Landschaft Orestis hatte der Consul Sulpicius sich ihrer zu bemächtigen. Damals wurde sie zu Illyrien gerechnet, woraus man auf ein Vorwiegen der epirotisch-illyrischen Bevölkerung in jener frühen Zeit schließen kann; die Römer schlugen sie später zu ihrer macedonischen Provinz, wie auch die gesammte Landschaft schon seit den Perserkriegen die macedonische Oberhoheit anerkannt hatte. Bei den Völkerstürmen, welche im 7. Jahrh. die Slawen aus dem Norden der Balkanhalbinsel bis an das Aegäische Meer und sogar bis an den Peloponnes führten, blieb auch Celetrum nicht unverschont. Die Slawen gaben ihm den Namen Kostur, vielleicht aus Castron verderbt, wie im Mittelalter befestigte Städte häufig schlechthin genannt wurden; aus Kostur aber dürfte der albanesisch-italienische Name Castoria entstanden sein. Die Byzantiner nannten es noch zu Const. Porph. Zeiten *Κελαινίδιον**); daß sie aber auch den Namen *Καστορία* kannten, beweist Anna Komnena, welche in der Alexias VI, 1 eine umständliche Beschreibung der eigenthümlichen Lage des Orts unter diesem Namen gibt. Während des 11. bis 14. Jahrh. war es ein vielumworbener Besitz. Im J. 1081 wurde es von Boemund, nachdem sein Vater Robert Guiskard den Kaiser Alexius geschlagen, mit fast ganz Epirus erobert; doch gelang es dem Kaiser bald, die Festung zurückzugewinnen. Auf die Dauer vermochten die Kaiser es nicht zu halten. Auch Vatatzes eroberte es nebst Vodina u. s. w. im J. 1242, sowie er dann überhaupt das Reichsgebiet in Macedonien ausdehnte. Im J. 1332 fiel es dem mächtigen serbischen Zar Stephan Duschan zu, nach dessen Tode es König Marko, der Sohn Wukaschin's, besaß. Von der verstoßenen Gemahlin Marko's ging es in den Besitz der Gebrüder Balscha, Fürsten von Skodra aus einem edeln illyrischen Geschlechte, über, von deren zweitem, einzig überlebendem, Chair ed Din Pascha, der Feldherr des Sultan Murad I., nach mörderischem, über die Illyrier bei Arnaut-Belgradi erfochtenem Siege es eroberte. Die Türken, in deren Besitz sich Kastoria seit bereits 500 Jahren befindet, nannten die Stadt Kesrijeh und machten sie zum Vorort eines gleichnamigen Sandschaks, welcher in der Regel dem Ejalet von Rumili (Monastir), bisweilen aber auch demjenigen von Skodra beigegeben wurde. Nach der neuen Provinzialorganisation ist die Sandschakregierung von da nach dem centraler gelegenen Koritza (Kjöritsche) verlegt und der Sandschak nach diesem benannt worden, sodaß Kastoria nunmehr nur Vorort eines Kasa geblieben ist. Das Städtchen wird hauptsächlich von Bulgaren und Albanesen bewohnt; gleichwol ist es der Sitz eines Metropoliten der griechischen Kirche und besitzt eine türkische Normalschule. Bei den russisch-türkischen Friedensverhandlungen von San-Stefano wurde es von der russischen Diplomatie als südwestliche Grenzstadt des geplanten großen Bulgarenreichs in Anspruch genommen, durch den Frieden von Berlin vom 13. Juli 1878 aber im Besitze der Pforte erhalten. (*G. Rosen.*)

*) *Const. Porph.* De Thematibus, l. II, 50.

KASTRI, ein Dorf von etwa 700 Einwohnern in 140 Häusern, liegt an der Stelle des alten Delphi am Südabhange des Parnassos. Von der oberhalb auf dem Gebirge befindlichen fruchtbaren Ebene, wo sich die Sommer- und Erntehütten oder Kalyben der Bewohner Arachowas befinden und wo in der Gegend der gegen 30 Met. hohen korykischen Höhle die Mythe den Herrschersitz des Deukalion nach der Flut hinverlegt, führt durch einen dichten Nadelwald, den heute keine bacchischen Züge mehr durchtosen, der Weg zum Abstieg längs der Phädriaden-Felsenwand. In etwa tausend niedrig abgestuften Absätzen führt er in endlosen, eine Stunde langen Windungen (die Kakiskala), die unendlich ermüden, die 500 bis 600 Met. hohe Felswand hinab und man tritt dann sofort mitten in das Dorf. Ganz nahe östlich bildet eine tiefe, waldige Felsschlucht einen Einbruch in die Phädriadenwand (die Hyampeia, in welche Aesop hinabgestürzt wurde), zwischen den Wänden Rhodini und Phlempukos, aus welcher nach dem Regen ein Strom hervorbraust. Ganz nahe daneben entspringt die Kastalische Quelle, deren Wasser ein viereckiger, in den Fels gehauener Trog zunächst aufnimmt, in welchem Salat wächst und wo Wäsche gereinigt wird. Darüber glimmt ein ewiges Lämpchen vor einem in einer Nische stehenden Heiligenbilde. Kaum 200 Met. westlicher beginnt der Peribolos, innerhalb dessen noch der Grundriß des Apollotempels und einige spärliche Säulenreste oder Füße zu sehen sind. Viel weiter westlich liegt das gut erkennbare, 214 Met. lange Stadium. — **Kastri** heißt auch der jetzige Hauptort der argolischen Halbinsel, drei Stunden östlich von Kranidi, nahe der Stelle des alten Hermione, welches östlicher zwischen zwei Buchten auf der sieben Stadien langen und zwei bis drei Stadien breiten Landzunge, bisti d. i. schwarz genannt, lag. Kastri zieht sich am Abhange des Berges Pron empor, und bei der Hauptkirche befinden sich noch einige Alterthümer; aber der zur Unterwelt führende Erdschlund der Hermioner ist noch nicht aufgefunden. (*G. A. von Klöden.*)

Kastriota (Georg), s. Skanderbeg.

Kasuar, s. Casuarius.

KATABASION (lat. confessio) hieß in der alten Kirche derjenige Ort unter dem Altare, an welchem Reliquien aufbewahrt wurden. Der lateinische Name confessio ist daher zu erklären, daß die Märtyrer, deren Gräber oder Reliquien sich unter einem Altare befanden, auch Confessores, Bekenner hießen. (*G. Portig.*)

Katakaustische Linie, s. Brennraum.

KATAKOMBEN. Mit Anschluß an die Sitte des Judenthums und unter Einwirkung bestimmter reli-

giöser Anschauungen pflegten die altchristlichen Gemeinden ihre Todten zu beerdigen, im Gegensatze zu der damals in den Städten wenigstens fast allgemein verbreiteten Cremation. Dadurch wurden sie zur Anlage unterirdischer Grabkammern geführt, die sich von ähnlichen Bauten heidnischen und jüdischen Ursprungs dadurch unterscheiden, daß sie nicht Familiengräber sind, sondern der Gemeinde als solcher angehören und infolge dessen umfangreicher und complicirter angelegt sind. Der im Alterthume dafür gebräuchliche Name ist κοιμητήρια, coemeteria, d. h. „Schlafkammern"; im Mittelalter wurde derselbe durch die ursprünglich dem Cömeterium San-Sebastiano an der Via Appia vor Rom eignende Bezeichnung catacumbae, ein Wort ungewisser Etymologie, verdrängt. Altchristliche Katakomben sind besonders in Italien noch zahlreich vorhanden. Rom allein besaß deren ursprünglich mehr als vierzig, von denen indeß gegenwärtig nicht ganz die Hälfte bekannt ist. Nächstdem kommen die Cömeterien in Neapel, darunter die wichtige Katakombe von San-Gennaro dei Poveri, in Betracht, weiterhin in Sicilien bedeutende Anlagen in Syrakus (San-Giovanni), Palazzuolo, Girgenti, Palermo. Im Orient sind bisher nur zwei größere Cömeterien bekannt geworden, in Kyrene und auf der Insel Melos, daneben in großer Anzahl kleinere Grabkammern, z. B. in Centralsyrien und in Aegypten. Auf deutschem Boden fehlen die Katakomben ganz.

Bis zu den Zeiten Konstantin's des Großen bedienten sich die Christen ausschließlich der unterirdischen Grabstätten. Nachdem aber unter dem genannten Kaiser die äußere Lage der Kirche eine andere geworden war, begannen die Gemeinden neben den Katakomben Friedhöfe unter freiem Himmel (coemeteria sub dio) anzulegen. Diese drängten den Gebrauch der Katakomben mehr und mehr zurück und bewirkten endlich, daß dieselben aufgegeben wurden. Das geschah in Rom am Anfange des 5. Jahrh., in Neapel, Syrakus und an andern Orten erst geraume Zeit später. Indeß seit dem Ende des 6. Jahrh. ist nirgends mehr in den Katakomben bestattet worden. Sie traten allmählich aus der Kenntniß der Menschen zurück und geriethen in Verfall. Erst die zufällige Entdeckung einer altchristlichen Grabstätte in der Nähe Roms am 31. Mai 1578 änderte diese Sachlage. Die Aufmerksamkeit der damals Lebenden wurde dadurch den Katakomben wieder zugewendet, man stellte Ausgrabungen in ihnen an und sammelte ihre Monumente. Auf Grund fast vierzigjähriger Studien und Forschungen verfaßte der in Rom ansässige Malteser Antonio Bosio (gest. 1629) das erst zwei Jahre nach seinem Tode durch den Oratorianer Severano zum Druck gebrachte Werk Roma sotterranea, eine bahnbrechende Leistung, welche als Ganzes beurtheilt erst durch die Arbeiten der Gegenwart auf diesem Gebiete überholt worden ist. Die lateinische Uebersetzung dieses Buches durch Paolo Aringhi (Roma subterranea, Roma 1691), die in Paris und Leyden nachgedruckt und in lateinischer und deutscher Sprache excerpirt wurde, trug das Interesse für die Katakomben und die Kenntniß derselben in weitere Kreise und regte auch in andern Städten einheimische Gelehrte zur Erforschung der Katakomben ihrer Heimat an. Selbständig, aber auch enger begrenzt, sind die Schriften von Marc' Antonio Boldetti (Osservazioni sopra i cimiterj de' santi martiri, Roma 1730) und Giovanni Bottari (Sculture e pitture sacre estratte dai cimiterj di Roma, Roma 1737 fg.). Seit der Mitte des 18. Jahrh. ruht die Katakombenforschung längere Zeit, um erst in diesem Jahrhundert neu aufzublühen und durch eine Reihe von Archäologen, darunter als der bedeutendste Giovanni Battista de Rossi, auf eine Höhe erhoben zu werden, die vordem nicht erreicht worden ist.

Die Construction der Katakomben ist im allgemeinen eine gleichartige, bestimmt sich aber im einzelnen nach den localen Verhältnissen. War die Katakombe in einem Hügel- oder Bergrücken anzulegen, so wurde in die Wand ein horizontal laufender Schacht eingeschlagen, und von diesem aus, je nach Bedürfniß, Nebengalerien nach rechts und links abgezweigt. So ist San-Giovanni in Syrakus construirt, während San-Gennaro dei Poveri in Neapel aus mehrern selbständig nebeneinanderliegenden Hauptgalerien besteht. Wo dagegen, wie meist in Rom, eine ebene Bodenfläche gegeben war, stiegen die Arbeiter vermittels eines Schachtes, den sie dann in eine Treppe umwandelten, zuerst in die Tiefe der Erde hinab und eröffneten dann vom Ende dieses Schachtes aus die Galerien und zwar zunächst in der Form eines Stockwerkes. War dieses ausgebraucht, so schufen sie in tieferem Niveau ein zweites, drittes Stockwerk und so fort. In Rom finden sich Katakomben mit fünf Stockwerken; in der Regel aber beschränkte man sich auf drei. Die Galerienbreite war von der Bodenbeschaffenheit abhängig. Der feste Tuf in Neapel und der Kalkstein in Syrakus gestattete die Anlage breiter Galerien. In Rom dagegen legte der bröckelige Sandtuf große Beschränkungen auf: die Gänge gehen dort selten über die Breite eines Meters hinaus.

Luft und weniges Licht wird den Katakomben durch Schachte (luminaria), die an die Oberfläche münden, und die bald quadratisch, bald rund geformt sind, zugeführt. In die Seitenwände der Galerien sind in mehrern Reihen übereinander die Gräber eingeschnitten. Die Hauptformen derselben sind der sargähnlich construirte schmucklose Loculus und das von einem Bogen überspannte kunstvollere Arcosolium. Daneben existiren mehrere Mischformen. Nur in Ausnahmefällen, bei Raumenge, wurden auch in den Fußboden Gräber gesenkt. Als Verschlußmittel dienten Marmorplatten oder große Ziegel, und zwar pflegte man dieselben vermittels Cements luftdicht in die Fuge des Grabes zu befestigen.

Vereinzelt lehnen sich an die Galerien kleine Grabkammern (cubicula) an, die durch eine Thür verschlossen werden konnten. Sie dienten als Erbbegräbnisse vornehmer Familien, nicht als Kapellen zur Feier des Gottesdienstes, wie vielfach angenommen wird. Abgesehen von den zum Gedächtniß der Todten in den Katakomben vorgenommenen öffentlichen und privaten,

an die antike Sitte sich anlehnenden Feierlichkeiten, haben gemeindliche Gottesdienste in den Cömeterien nicht stattgefunden, auch nicht in den Zeiten der Verfolgung.

Wie die antiken Grabstätten, so entbehren auch die christlichen des bildnerischen Schmuckes nicht. Am meisten ist die Malerei in Anspruch genommen. Die Wände der Privatgrabkammern, seltener der Galerien, tragen Darstellungen alt- und neutestamentlichen Inhaltes, die in Gemeinschaft mit andern aus dem christlichen Geiste heraus frei geschaffenen Symbolen (Taube, Fisch, Anker, Palme) und solchen, die der antiken Symbolik entstammen (Pfau, Phönix, Orpheus, Odysseus und die Sirenen), Gedanken der Auferstehung und der Fortdauer im Jenseits auszudrücken bestimmt waren und nicht etwa als Illustrationen zur kirchlichen Dogmatik und Ethik anzusehen sind. Vereinzelt erscheinen in diesem Cyklus auch rein historische Darstellungen, Abbildungen der Todten, gewöhnlich in betender Stellung (Oranten) oder biblische Scenen; seit dem Anfange des 4. Jahrh. wächst ihre Zahl rasch und überwuchert schließlich die symbolischen Sujets. Die Ausführung der Malereien scheint im 1. und im 2. Jahrhundert vorwiegend al fresco gewesen zu sein; später kamen fast ausschließlich Leimfarben zur Verwendung.

Die Plastik wirkt sich fast nur in der Form des Reliefs aus, das sich an die neben den natürlichen Gräbern gebrauchten Marmorsarkophage nach antiker Sitte knüpft; daneben sind einige Statuen des guten Hirten in den Katakomben vorgefunden worden.

Von der Anschauung des Alterthums ausgehend, daß das Grab die zweite Wohnung der Seele (domus aeterna) vorstelle, pflegten die Christen nach dem Vorbilde der Heiden die Gräber mit mancherlei Gegenständen, die der Todte im Leben um sich zu haben gewohnt war, die er brauchte, an denen er Gefallen fand, auszustatten, wie Schmucksachen, Hausgeräth, Instrumente (Raoul-Rochette, Troisième Mém. sur les antiquités chrét. [Mém. de l'Instit. royal de France], Paris 1838, XIII, 529 fg.). Weiterhin finden sich in den Gräbern deponirt oder an der Außenseite derselben vermittels Kalkes befestigt Gläser von wechselnder Form, die zur Aufnahme theils von Parfüms, theils von Abendmahlswein dienten. Der durch Oxydation erzeugte dunkelrothe Niederschlag am Boden derselben gab bereits im 17. Jahrh. Veranlassung, daß diese Gefäße als Behälter von Märtyrerblut angesehen wurden, welches man gesammelt habe, um die betreffende Leiche als diejenige eines Märtyrers der Nachwelt zu kennzeichnen. Eine solche Sitte ist aber weder aus den kirchengeschichtlichen Quellen nachweisbar, noch hat bisjetzt durch mikroskopische oder chemische Analyse der Blutgehalt nachgewiesen werden können (vgl. Paulinus, Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis, Leipzig 1871 [woselbst auch die weitere Literatur]; F. X. Kraus, Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Inhalte und der Bedeutung der römischen Blutampullen, Freiburg i. Br. 1872 [vermittelnd]; V. Schultze, Die sogenannten Blutgläser der römischen Katakomben [in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft, 1880, X.])

Die Verschlußplatten der Gräber tragen in der Regel eine Inschrift, die entweder eingemeißelt oder mit flüssiger oder trockener Farbe aufgemalt ist. Dieselbe enthält kurze Angaben über den Todten, oft mit Beifügung der Worte IN PACE, ЄN ЄIPHNH oder eines Wunsches wie VIVAS IN DEO, ЄIPHNH COI ЄN ΘЄω, PAX TIBI, SPIRITVS TVVS IN PACE. Das ursprünglich einfache Formular erweitert sich im 4. Jahrh. und eignet sich bald eine Ueberfülle von lobenden Beiworten an. Die Schriftcharaktere und die chronologischen Angaben entsprechen im allgemeinen den gleichzeitigen antiken Inschriften. Nur eine geringe Minderheit ist datirt; doch verfügt die altchristliche Epigraphik über Mittel, auch undatirte Inschriften mit ziemlicher Sicherheit chronologisch zu fixiren; die wichtigsten Momente dabei sind die Schriftform, die Formulirung und die vorhandenen Symbole, insbesondere das Monogramm Christi und das Kreuz. Die altchristlichen Inschriften Galliens sammelte Le Blant (Inscriptions chrét. de la Gaule antérieures au VIII[e] siècle, Paris 1856 fg.), die römischen de Rossi (Inscriptiones christianae Urbis Romae, 1. Bd. [die datirten Inschriften enthaltend], Romae 1861), die der Donau und des Rheins Steiner (Sammlung und Erklärung altchristlicher Inschriften in den Gebieten der obern Donau und des Rheins, 2. Aufl., Seligenstadt 1859), die spanischen und die britischen Hübner (Inscript. Hispaniae christ., Berol. 1871. — Inscript. Brit. christ., Berol. 1876). Daneben sind in die größeren Sammlungen antiker Inschriften, insbesondere in das von der berliner Akademie herausgegebene Corpus Inscriptionum, altchristliche Inschriften aufgenommen.

Die Verwaltung der Katakomben leitete seit dem Ende des 2. Jahrh. die Kirche. Die Oberaufsicht fiel dem Bischofe zu, der seinerseits die Administration durch von ihm berufene Organe vollzog. In dieser letztern Eigenschaft fungirten in Rom seit der Mitte des 3. Jahrh. die Presbyter. Die Herstellung der Gräber und die Bestattung der Todten war Aufgabe der fossores, *κοπιαταί* (von *κοπιάω* = „mühevoll arbeiten"), die im 4. Jahrh. vorübergehend die ganze cömeteriale Verwaltung in die Hand bekamen (V. Schultze, De christianorum veterum rebus sepulcralibus, Gothae 1879).

Von den altchristlichen Cömeterien aus hat man neuerdings die Bezeichnung Katakomben auch auf vorchristliche Grabanlagen, wie die altägyptischen, und auf mittelalterliche unterirdische Aushöhlungen, wie die Steinbrüche von Paris, übertragen. Letztere erhielten diesen Namen erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auf Grund davon, daß damals aus aufgegebenen Friedhöfen der Stadt Gebeine hierin übertragen wurden.

Zu vergleichen: Bellermann, Die altchristlichen Begräbnißstätten und besonders die Katakomben zu Neapel (Hamburg 1839); V. Schultze, Die Katakomben (Leipzig 1882). Ueber die römischen Katakomben: de Rossi, Roma

sotterranea cristiana (Bd. 1, Rom 1864; Bd. 2, Rom 1867; Bd. 3, Rom 1877); auf Grund dieses Werkes F. X. Kraus, Roma sotterranea. Die römischen Katakomben (Freiburg i. Br., 2. Aufl., 1879); Roller, Les Catacombes de Rome (Bd. 1, Paris 1879; Bd. 2, Paris 1881). Ueber außerrömische Katakomben: V. Schultze, Die Katakomben von San-Gennaro dei Poveri in Neapel (Jena 1877); Liverani, Le catacombe ed antichità crist. di Chiusi (Siena 1872); V. Schultze, Die Katakomben von Syrakus (in dessen „Archäolog. Studien", S. 121 fg.). Die Bildwerke der Katakomben gesammelt bei R. Garrucci, Storia dell' arte cristiana (Prato 1873 fg.); vgl. auch Piper, Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst (Weimar 1847 fg.); V. Schultze, Archäologische Studien über altchristliche Monumente (Wien 1880.) (*Victor Schultze.*)

KATALEKTA (richtiger wol Catalepta von *κατὰ λεπτὸν*, d. h. „Kleinigkeiten" [vgl. *Vit. Arat.*, p. 55, 87 Westerm.; *Strabo*, X, p. 486; *Tzetzes*, Exeg. Il., p. 147, 3; *Phot.* und *Suid.* s. *νιφετός*], wogegen wol mit Unrecht an *κατάλειπτα* = „hinterlassene Gedichte" gedacht worden ist), sind eine Sammlung von vierzehn Gedichten in elegischem und jambischem Versmaß mit verschiedenem Inhalt, die, meistens aus der Zeit Vergil's stammend, ihm später alle zugeschrieben sind, obwol wenigstens eins, Nr. 5, von Vergil sicher nicht verfaßt sein kann, andere wegen der Bitterkeit des Tones mit Wahrscheinlichkeit dem sanften Vergil abgesprochen werden müssen. Auch die servile Elegie auf Messalla, Nr. 11, ist von einem Anfänger gedichtet, in welchem O. Ribbeck Lygdamus vermuthet hat. Vgl. W. Hertzberg, Einleitung zur Uebersetzung des Catull, S 108; Ribbeck, Append. Vergil, p. 6; Lucian Müller, Catull (1870), S. XLIII; Teuffel-Schwabe, Röm. Litg. §. 230, 5, 1. (*H. Flach.*)

Katalepsie, s. Starrsucht.

KATALEXIS (griech.) nennt man in der Metrik zwei verschiedene Erscheinungen, von denen die gewöhnliche die Unvollkommenheit eines Verses in seinem Schlußgliede ist, dem eine Länge oder eine Kürze fehlt (catalecticus), d. h. zwei *χρόνοι* oder einer, während die Vollständigkeit dieses Schlußgliedes durch das Attribut acatalecticus bezeichnet wird. Vgl. *Hephaest.*, p. 25: *καταληκτικά, ὅσα μεμειωμένον ἔχει τὸν τελευταῖον πόδα.* So ist der heroische Hexameter ein katalektischer Vers, da ihm vom letzten Daktylus eine Silbe fehlt (— ⏓ statt — ⏑ ⏑). Die zweite Form der Katalexis findet im Innern eines Verses statt und ist identisch mit Synkope, indem ein *χρόνος* oder zwei *χρόνοι* nicht durch ein oder zwei Silben ausgedrückt sind, sondern ihren Werth auf die vorhergehende Silbe übertragen, wodurch die Länge derselben um den betreffenden *χρόνος* vergrößert wird. Vgl. Max. Plan. bei Walz, Rhet. Gr., V, 474 *κατάληξίς ἐστιν, ὡς οἱ τεχνικοὶ φασι, συλλαβὴ ἀντὶ ὅλου ποδὸς παραλαμβανομένη.* Beispielsweise wenn der Trochäus — ⏑ die Gestalt erhält ⏗ (d. h. Länge im Werthe von drei *χρόνοι*), oder der Daktylus ⏘ (Länge im Werthe von vier *χρόνοι*). Diese Erscheinung hat ihr bestes Analogon in den punktirten Noten der Musik. Auch die Entstehung einzelner Füße wird heute von einigen Metrikern durch Katalexis erklärt, z. B. des Creticus — ⏑ — (eigentlich — ⏑ ⏗) aus — ⏑ — ⏑, d. i. trochäische Dipodie, und des Dochmius ⏑ — — ⏑ — (eigentlich ⏑ ⏗ — ⏑ —), d. i. trochäische Tripodie mit Anakrusis. — Außerdem unterscheidet man einen hyperkatalektischen Vers, wenn dessen reguläre Fußzahl um eine Silbe vergrößert ist, z. B. — ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑ | —, und einen brachykatalektischen, wenn bei einem doppelfüßigen Takt (Dipodie) eine ganze Hälfte, also ein Fuß fehlt, z. B. — ⏑ — ⏑ | — ⏑ | statt — ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑ |. (*H. Flach.*)

KATALOG (griech. *κατάλογος*), Aufzählung, Liste, Register, Verzeichniß, besonders ein Verzeichniß zu einem gewissen Zwecke oder ein Verzeichniß von Sachen, die unter einem Hauptbegriffe stehen, die zu einer abgeschlossenen, für sich existirenden Sammlung vereinigt sind. So gibt es Kataloge von Büchern, Gemälden, Alterthümern, Münzen, Naturalien u. s. w. Schlechthin versteht man jedoch unter Katalog ein Verzeichniß von Büchern. Für jede Büchersammlung, mag sie nun groß oder klein sein, ist ein Katalog ein unumgängliches Erforderniß, ohne welchen dieselbe mehr als jede andere Sammlung unbenutzbar, ja geradezu unbrauchbar sein würde. Vor allem aber liegt es im Interesse der der Oeffentlichkeit dienenden Bibliotheken, zweckmäßig angeordnete, übersichtliche Kataloge zu besitzen, und man betrachtet daher auch mit Recht das Kapitel über die Anfertigung solcher Bücherverzeichnisse als das wichtigste in der Bibliothekwissenschaft. Entschieden nothwendig sind für eine größere öffentliche Bibliothek vier Arten von Katalogen*): 1) ein Accessionskatalog, 2) ein Standorts- oder Localkatalog, 3) ein wissenschaftlicher oder Fach- oder Realkatalog und 4) ein alphabetischer oder Nominalkatalog.

Der Accessionskatalog trägt einen rein geschäftlichen Charakter an sich. Er soll das Verzeichniß sämmtlicher während eines Jahres theils durch Kauf, theils durch Schenkung erworbenen Bücher und zwar mit fortlaufender, aber jährlich von neuem zu beginnender Numerirung, ferner mit Angabe der Bezugsquelle, bei Kauf auch mit Angabe des Preises darstellen. Um jederzeit die Bezugsquelle von einem Buche erfahren oder controliren zu können, schreibt man dessen Accessionsnummer klein mit Bleistift unten auf das Titelblatt. Einige Bibliotheken lassen ihre jährlichen Accessionen durch den Druck veröffentlichen. In diesem Falle ist eine, wenn auch allgemeine Ordnung der Bücher nach den einzelnen Fächern erforderlich.

Der Standorts- oder Localkatalog hat den Zweck, die Bücher, Format für Format (Folio, Quart, Octav), nach der Folge und Ordnung, in welcher sie in den Fächern stehen, zu verzeichnen. Mit ihm muß, sobald die Ordnung und Aufstellung der Bücher vollzogen ist, der Anfang der Katalogisirungsarbeiten in einer größeren

*) Im Folgenden sind vorzugsweise die Katalogseinrichtungen der leipziger Universitätsbibliothek berücksichtigt worden.

Bibliothek gemacht werden, weil er erstens das Inventarium und zweitens die allein zuverlässige und vollständige Grundlage zur Abhaltung der nothwendigen Revisionen bildet. Man bedient sich zu diesem Kataloge am besten quadratischer Zettel von mäßiger Größe, auf denen die Titelcopien übertragen werden. Zuoberst steht in einer Zeile das Format, durch Fol., 4 oder 8 abgekürzt, alsdann das Fach, ebenfalls abgekürzt, z. B. Dtsche. Gesch. = Deutsche Geschichte, N. D. St. R. = Neues Deutsches Staatsrecht, Ges. Wke. = Gesammelte Werke u. s. f., und hierauf die Nummer, welche das Buch in dem betreffenden Fache trägt, für die aber einstweilen ein kleiner Raum freibleibt, da sie erst aus dem wissenschaftlichen Kataloge entnommen werden kann. Fach und Nummer bilden zusammen die Signatur eines Buches. Sie wird auf die innere Seite des vordern Einbanddeckels mit Bleistift und dann noch einmal auf ein auf dem Rücken des Einbandes angebrachtes Zettelchen mit Tinte geschrieben. Bei sehr dünnen Bänden bringt man das Zettelchen am zweckmäßigsten auf der äußern Seite des Deckels in der obern linken Ecke an. Die Titelcopie, die nach der Signatur folgt, ist mit diplomatischer Genauigkeit, jedoch mit Hinweglassung alles Unwesentlichen, wiederzugeben: Name des Verfassers (in besonderer Zeile), Inhalt möglichst kurz gefaßt, erforderlichenfalls Name des Uebersetzers oder Herausgebers, Auflage oder Ausgabe, Zahl der Theile, Angabe ob Kupfer, Karten, Tabellen u. dergl. in dem Werke vorhanden, Verlags- beziehentlich Druckort, Jahrzahl, endlich Zahl der Bände nebst Angabe des Einbandes. Die Zettel, auf denen die Titelcopien geschrieben sind, werden dann in hölzernen Kästen, die mit den Etiketten der einzelnen Fächer versehen sind, aufbewahrt.

Der wissenschaftliche oder Fachkatalog bezweckt vor allem ein übersichtliches Bild von dem Bestande von Büchern zu geben, welche eine Bibliothek über einen jeden einzelnen Zweig der Wissenschaft besitzt, zerfällt also hiernach in genau ebenso viele Abtheilungen, als Fächer nach dem von der betreffenden Bibliothek beobachteten bibliographischen Systeme vorhanden sind, und dient sodann auch als Grundlage für die Numerirung der Bibliotheksbücher. Da er der Benutzung seitens der Besucher der Bibliothek zugänglich sein muß, so ist es am gerathensten, ihn in der Form mäßig starker Bände in Fol. anzulegen, so, daß jeder Band ein Fach oder auch einige, im letztern Falle aber womöglich einander verwandte Fächer umfaßt, also z. B. Aesthetik und Kunstgeschichte, Mathematik und Astronomie, Mineralogie und Geologie u. s. w. Von den Standortskatalog-Zetteln werden nun die Titelcopien in den Fachkatalog eingetragen. Jedes Blatt des letztern ist in vier Rubriken eingetheilt, die erste, den größten Raum einnehmende, enthält den Titel, die zweite das Format, die dritte das Fach und die vierte die Nummer des Buches, welche diesem nun erst gegeben werden kann und nachträglich auf dem Standortskatalog-Zettel (siehe oben) hinzuzufügen ist. Was die Numerirung anbelangt, so kann solche entweder fortlaufend durch alle drei Formatklassen eines Faches oder auch in jeder Formatklasse für sich, d. h. in jeder wieder von Eins beginnend, geschehen. Da sich jedoch bei der letztern Art eine und dieselbe Nummer dreimal wiederholen kann und zur genauen Bezeichnung immer das Format bemerkt werden muß, so ist die erstere Art, also die fortlaufende Numerirung, entschieden vorzuziehen. Die Nummern selbst werden dann wegen etwaiger Einschaltungen nicht streng in der Aufeinanderfolge, sondern mit Ueberspringungen gegeben. Reichen die eingeschalteten Nummern nicht mehr aus, so setzt man kleine lateinische Buchstabenexponenten, jedoch mit Ausschluß des a und womöglich nie mehr als zwei hinzu (z. B. 120^{h}, 120^{hm}). Jeder Band des wissenschaftlichen oder Fachkataloges muß außerdem zu Anfang eine systematische Inhaltsübersicht und am Schlusse ein alphabetisches Namen- und Sachregister enthalten, jedes Blatt muß zuoberst die betreffende Fachabtheilungs-Ueberschrift tragen.

Der alphabetische General- oder Nominalkatalog endlich stellt ohne Rücksicht auf die einzelnen Fächer ein Verzeichniß des gesammten Bücherbestandes dar und gibt auf die Frage, ob ein bestimmtes Buch auf der Bibliothek vorhanden sei, rasche und zuverlässige Antwort. Man legt diesen Katalog am besten in Form von einzelnen Großquartblättern an, von denen allemal eine Anzahl in einer Pappkapsel vereinigt werden, sodaß der ganze Katalog von A — Z äußerlich aus lauter solchen gleichgroßen Kapseln besteht. Die Blätter sind ebenso wie die des Fachkataloges (siehe oben) in vier Rubriken (Titel, Format, Fach, Nummer) eingetheilt. Oben an der Spitze steht das sogenannte Ordnungswort (Stichwort, Schlagwort), durch welches der Platz des betreffenden Buches in der alphabetischen Reihe bestimmt wird. Bei der Feststellung dieses Ordnungswortes ist vor allem zu unterscheiden, ob der Name des Verfassers auf dem Titel genannt oder ob er nicht genannt, d. h. ob das Buch anonym herausgegeben ist. Im erstern Falle gilt der Verfassername als Ordnungswort und zwar wird er stets im Nominativ, was namentlich bei lateinischen Namen zu berücksichtigen ist, gesetzt. Stimmen mehrere Namen vollständig miteinander überein, so bedingen die Vornamen der Verfasser die Reihenfolge, und gleichen sich auch diese, so fügt man am einfachsten römische Ziffern hinzu, also z. B. Müller, Karl Friedrich, I., II., III. u. s. f. Ist ein Buch das Werk von zwei oder mehrern Verfassern, dann wird es unter dem Namen des zuerst genannten aufgestellt und jeder andere bekommt einen Rückweis. Ebensolche Rück- oder Verweise erhalten auch die Fortsetzer, Herausgeber, Uebersetzer von andern verfaßter Werke. Diejenigen Schriften zweitens, die anonym erschienen sind, trägt man in den alphabetischen Katalog unter dem Namen des Verfassers ein, wenn derselbe irgendwie sicher bekannt geworden ist. Zur Ermittelung solcher Namen dient das sehr sorgfältig gearbeitete Werk von Ant. Alex. Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes (3. édit., T. 1—4, Paris 1872—79). In gleicher Weise ist zu verfahren bei Schriften, die pseudonym, d. h. unter einem falschen Verfassernamen erschienen sind; auch hier muß der richtige Name ermittelt

werden, wozu das Buch von Emil Weller, Index Pseudonymorum (Leipzig 1856), Anleitung gibt. Läßt sich bei anonymen Schriften der Verfassername nicht constatiren, so wird, falls im Titel ein Hauptwort im Nominativ vorkommt, dieses als Stichwort betrachtet. Geht dem Hauptworte ein Beiwort voraus, so stehen erst alle Titel, bei denen dies nicht der Fall ist, z. B. „Erörterung der Gründe, warum u. s. w.", und dann die mit dem vorausgehenden Beiworte nach der Folge der Buchstaben des letztern, z. B. „Erörterung, anderweite, ausführliche u. s. w." Zusammengesetzte Wörter werden stets, mögen sie auf dem Titel auch getrennt geschrieben sein, als ein Wort behandelt, z. B. „Hof- und Staatshandbuch", „Shakespeare-society". Enthält der Titel eines Buches gar kein Nennwort, so wird einfach das erste Wort desselben zum Stichwort erhoben, z. B. „Wie wurden wir, was sind wir?" Bei gleichnamigen Artikeln steht derjenige, in welchem das Stichwort anonym oder appellativ vorkommt, zuerst, also z. B. „Spiegel des Sünders" und hierauf folgt „Spiegel" als Familienname mehrerer Autoren.

Zum Zweck einer Controle über sämmtliche im alphabetischen Kataloge befindliche Artikel ist es gerathen, noch einen Nebenkatalog oder Nomenclator und zwar am besten in Gestalt von Quartbänden anzulegen, der gewissermaßen als Register zum alphabetischen Kataloge dient, gleichzeitig aber auch die Bestimmung trägt, die Ordnung der einzelnen Blätter in den Kapseln (siehe oben), wenn sie gestört ist, wieder festzustellen. Er enthält demnach weiter nichts als ein alphabetisches Verzeichniß aller Ordnungs- oder Stichworte nebst den vorkommenden Verweisen. Letztere werden einfach durch ein vorgesetztes Sternchen markirt, im übrigen aber muß jedem im Nomenclator vorkommenden Ordnungsworte allemal ein Blatt des alphabetischen Kataloges entsprechen.

Nächst gedruckten Büchern pflegt eine jede größere Bibliothek auch noch geschriebene Bücher, d. h. Handschriften (Codices manuscripti) zu besitzen, und für diese ist ein besonderer, von den obengenannten völlig unabhängiger Katalog nothwendig, welcher aber bei weitem ausführlicher und eingehender zu bearbeiten ist als ein Katalog von gedruckten Büchern. Er muß nämlich eine kurze Beschreibung des Inhaltes, sowie Notizen über Material (Pergament oder Papier), Alter, Format, Umfang (Zahl der Blätter), Schriftcharakter, Herkunft, kritischen Werth, gedruckte Ausgaben einer Handschrift enthalten. Dagegen ist die Eintheilung und Aufstellung der Handschriften viel weniger umständlich als die der gedruckten Werke. Sie werden nämlich einfach nach der Sprache, in der sie geschrieben sind, eingetheilt, also in Handschriften in deutscher, lateinischer, griechischer, hebräischer, arabischer u. s. w. Sprache, und innerhalb jeder Abtheilung chronologisch nach den Jahrhunderten, soweit sich diese paläographisch bestimmen lassen, aufgeführt. Bei kleineren Handschriftensammlungen genügt es, die Handschriften fortlaufend durch die einzelnen Abtheilungen zu numeriren, jede trägt dann z. B. die Signatur Cod. mscpt. nr. 210, C. m. nr. 212, bei umfangreicheren Sammlungen hingegen ist es zweckmäßig, in den einzelnen Abtheilungen besondere Numerirungen anzuwenden, wie dies z. B. bei dem unter Halm's Leitung herausgegebenen, in 9 Bände oder Abtheilungen zerfallenden, aber noch unvollendeten Handschriftenkataloge der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München der Fall ist. Ueberhaupt ist es ein dringendes Erforderniß, daß eine Bibliothek ihren Handschriftenkatalog, insofern er nach den oben angegebenen Principien bearbeitet ist, durch den Druck veröffentliche, da solche Kataloge unentbehrliche Hülfsmittel namentlich für den Geschichts- und Sprachforscher bilden. In der That ist auch die Zahl der bisjetzt gedruckten Handschriftenverzeichnisse eine sehr bedeutende. Außer dem obenerwähnten großen münchener Kataloge mögen hier als besonders gut gearbeitete die kleineren Verzeichnisse über „Die Handschriften der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen von K. A. Barack" (Tübingen 1865) und über „Die Handschriften der Stiftsbibliothek St.-Florian, beschrieben von A. Czerny" (Linz 1871), hervorgehoben werden.

Die Anfertigung, beziehentlich Einrichtung von Bibliothekskatalogen im allgemeinen ist unter andern ausführlich behandelt in den Büchern und Schriften von Albrecht Kayser, Ueber die Manipulationen bei der Einrichtung einer Bibliothek und der Verfertigung der Bücherverzeichnisse (Bayreuth 1790); von Christian Molbech, Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken. Nach der zweiten Ausgabe des dänischen Originals übersetzt von Ratjen (Leipzig 1833); ferner von Joh. Christian Friedrich, Kritische Erörterungen zum übereinstimmenden Ordnen und Verzeichnen öffentlicher Bibliotheken (Leipzig 1835); von L. A. Constantin, Bibliothekonomie oder Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken (Leipzig 1840); alsdann von Julius Petzholdt, Katechismus der Bibliothekenlehre (2. verb. Aufl., Leipzig 1871), und von F. Müller, Ueber die Einrichtung öffentlicher Bibliotheken mit besonderer Berücksichtigung der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Saalfeld 1879), erschienen als Schulprogramm der herzoglichen Realschule.

(B. Stübel.)

KATALYSE. Mit diesem Namen werden Verbindungs- oder Zersetzungsprocesse belegt, bei welchen die chemische Verwandtschaft zweier oder mehrerer Körper durch die Gegenwart verschiedener Agentien, die selbst unverändert bleiben, in der Weise vermehrt oder vermindert wird, daß entweder aus dem Gemenge eine wirkliche chemische Verbindung entsteht, oder im entgegengesetzten Falle Zersetzung einer bereits gebildeten Verbindung eingeleitet und begünstigt wird. Berzelius, der diesen Vorgängen zuerst Aufmerksamkeit zuwendete, schrieb Stoffen, die in dieser Weise sich wirksam zeigten, eine eigenthümliche Kraft zu, die er katalytische (auflösende) Kraft nannte. Beispiele von katalytischen Wirkungen finden sich sehr zahlreich in der Chemie. Im übrigen wird auf Artikel Katalytische Kraft verwiesen.

(P. Baessler.)

KATALYTISCHE KRAFT. Eine solche wird nach Berzelius überall da angenommen, wo die Verbindung oder Zersetzung eines oder mehrerer Körper durch die Gegenwart eines dritten, der selbst an der Verbindung oder Zersetzung anscheinend nicht theilnimmt, augenscheinlich begünstigt wird. So bedingen viele feinzertheilte Metalle oder Metalloxyde, z. B. Platinmohr, Silberoxyd, auch Fibrin zu Wasserstoffhyperoxyd gebracht, Zersetzung des letztern in Wasser und Sauerstoff, ohne in den meisten Fällen selbst verändert zu werden. Bei einer Temperatur, wo chlorsaures Kali für sich allein nur träge zerlegt wird, wirkt hinzugesetztes Manganhyperoxyd außerordentlich beschleunigend auf die Sauerstoffabscheidung. Aehnlich wirken Kupferoxyd, Eisenoxyd und Bleihyperoxyd. Derartige Processe suchte Berzelius (s. Katalyse), unter Annahme einer besondern katalytischen Kraft zu erklären; Mitscherlich nannte sie dagegen Contactprocesse und Substanzen, die derartige Wirkungen hervorbringen, Contactsubstanzen. Die Ursachen der katalytischen Wirkungen sind aller Wahrscheinlichkeit nach theils physikalischer, theils chemischer Natur. Bunsen[1]) erklärte dieselben dadurch, daß er nachwies, daß die chemische Verwandtschaft nicht allein von der gegenseitigen Anziehung der sich verbindenden Körper, sondern auch zugleich von der Anziehung der außerdem vorhandenen, sich nicht verbindenden Körper abhängig sei. Andere Chemiker haben theilweise die katalytischen Erscheinungen auf mechanische Ursachen zurückzuführen gesucht. So erklärt Löw[2]) die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff bei Gegenwart von Platin dadurch, daß die heftig bewegten Gasmoleculen beim Anprall an scharfe Ecken und Kanten des Platins momentan in Atome sich spalten können, worauf dann eine Vereinigung ungleichartiger Atome eintreten könne. Noch andere suchen den Grund der Wirksamkeit des Platins im gegebenen Falle in der durch Verdichtung der Gase auf der Platinoberfläche entwickelten Wärme.[3])

Als vollständig gelöst darf die Frage nach den Ursachen katalytischer Wirkungen noch nicht angesehen werden, denn die bisher gegebenen Erklärungen passen immer nur auf bestimmte Fälle und sind mehr oder weniger hypothetischer Natur. Mit völliger Sicherheit ist dagegen der Mechanismus solcher katalytischer Processe erkannt, bei denen der katalysirende Körper in die Reaction mit eintritt, an derselben theilnimmt, aber infolge eines Kreisprocesses sich nach Beendigung der Reaction in ursprünglicher Quantität und Qualität wieder vorfindet. So schrieb man früher der Schwefelsäure beim Aetherbildungsprocesse katalytische Kräfte zu. Da man aber jetzt weiß, daß die Schwefelsäure an diesem Vorgange insofern theilnimmt, als sie sich mit dem Alkohol unter Wasserbildung zu Aetherschwefelsäure vereinigt, die dann sofort mit überschüssigem Alkohol in Aether und regenerirte Schwefelsäure zerfällt:

1) Gasometrische Methoden 1. Aufl., S. 267. 2) J. pr. Chem. [2] 11, S. 372. 3) Jahresber. 1879, S. 9.

$$\text{I. } \underset{\text{Alkohol}}{C_2H_5.OH} + \underset{\text{Schwefelsäure}}{HO.SO_2.OH} = \underset{\text{Aetherschwefelsäure}}{C_2H_5.O.SO_2.OH} + \underset{\text{Wasser}}{H_2O}$$

$$\text{II. } C_2H_5.OH + C_2H_5.O.SO_2.OH = \underset{\text{Aether}}{C_2H_5O.C_2H_5} + \underset{\text{Schwefelsäure}}{HO.SO_2.OH}$$

so ist man vielfach davon abgekommen, solche Zersetzungen als katalytische zu bezeichnen. Man hat für sie den Namen „chemische Katalysen“ aufgestellt und sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen chemischen Processen nur dadurch, daß der eine Körper nach Vollendung der Reaction sich unverändert wieder vorfindet. Derartige Processe haben nach den neueren Forschungen auch eine sehr große Bedeutung für den pflanzlichen und thierischen Organismus, denn die sogenannten Fermente (Enzyme), welche man in diesen aufgefunden hat, wirken auf dieselbe Weise. So verwandelt das Pepsin des Magens Eiweißstoffe in saurer Lösung in Peptone um, indem es sich zunächst mit ihnen zu einer Verbindung vereinigt, welche dann durch die saure Flüssigkeit in Pepton und Pepsin zerlegt wird; das Trypsin des Pankreas wirkt ähnlich in alkalischer, oder neutraler, oder äußerst schwach saurer Lösung; das Ptyalin des Speichels verwandelt Stärke in Dextrin, Maltose und Traubenzucker, die Diastase der Keime wirkt ebenso auf Stärke. Das Invertin der Hefe spaltet Rohrzucker in Dextrose und Laevulose u. s. w. Von dieser Wirkung verschieden ist die der sogenannten organisirten Fermente, d. h. derjenigen kleinsten Organismen, welche wir als Ursache der Gärungs- und Fäulnißprocesse kennen gelernt haben, z. B. Hefe, Schimmelpilze, Spaltpilze (Bakterien) u. s. w. Auch diese vermögen sehr große Mengen gewisser Substanzen, wie Dextrose, Eiweiß u. a., in bestimmter, oft künstlich nicht nachahmbarer Weise zu zersetzen, aber nur, indem sie dieselben gewissermaßen als Nahrung aufnehmen und die gebildeten Producte wieder ausscheiden. So kann man zwar der Hefe ein Ferment entziehen, welches Rohrzucker invertirt (Invertin), aber keins, welches Dextrose in Alkohol und Kohlensäure spaltet. Diese Wirkung ist an die physiologischen Lebensvorgänge der Hefe gebunden und vermuthlich das Endresultat einer ganzen Reihe von verschiedenen Processen.

Technische Verwendung finden solche Processe beim Bierbrauen (Malz- und Hefewirkung), bei der Spiritus- und Essigfabrikation (Oxydation des Alkohols mit Essigmutter, Mycoderma aceti); ferner bei der Fabrikation von Aether, Kartoffelzucker und von Schwefelsäure.

(*P. Baessler.*)

KATAPLASMA. Mit diesem Namen belegt man ein Gemisch von verschiedenen Substanzen, das die Consistenz des Breies hat und irgendeinem Theile des menschlichen Körpers kalt oder warm aufgelegt wird.

Fast ausschließlich finden gegenwärtig die warmen Kataplasmen Verwendung, welche durch Vermengen amylumhaltiger Substanzen (Semmelkrume, Roggenmehl, Hafergrütze) mit Wasser von verschiedenem Wärmegrade bis

zur Consistenz eines dünneren oder dickeren Breies, neuerdings auch durch Anfeuchten von comprimirtem Seetang mit heißem Wasser dargestellt werden. Der Zusatz anderweiter Substanzen, namentlich sogenannter narkotischer, um eine schmerzstillende Wirkung zu erzielen, ist gegenwärtig ganz außer Gebrauch und könnte überhaupt nur da gerechtfertigt erscheinen, wo Kataplasmen auf der Oberhaut beraubten Stellen angewendet werden, da es mindestens sehr zweifelhaft ist, ob mittels der Umschläge durch die unverletzte Oberhaut hindurch eine Aufsaugung narkotischer Stoffe stattfindet, die übrigens in den früher zu dem fraglichen Zwecke verwendeten Arzneistoffen (Folia hyoscyami, Crocus, Herba meliloti) nicht einmal in aufgeschlossenem Zustande sich vorfinden. Die Anwendung der warmen Kataplasmen geschieht am zweckmäßigsten in der Art, daß man den Brei in ein Leintuch so einschlägt, daß derselbe nicht mit der betreffenden Stelle der Haut direct in Berührung kommt, und dann den ganzen Umschlag mit Wachstaffet, Guttaperchapapier, im Nothfalle auch mit einem wollenen Tuche bedeckt. Dadurch wird die Verkühlung des Umschlags am besten verzögert, was stets, ganz besonders aber in den Fällen von Werth ist, wo dergleichen Umschläge an Körperstellen gemacht werden, an denen der Wechsel derselben mit Schwierigkeit verbunden ist, welcher stets zu erfolgen hat, wenn die Temperatur des Umschlags dem Kranken nicht mehr behaglich ist. Aus diesem Grunde ist auch die für viele Fälle äußerst empfehlenswerthe Verwendung von in heißes Wasser getauchten, mehrfach gefalteten Compressen nur da räthlich, wo der öftere Wechsel derselben ohne Schwierigkeit ausführbar ist.

Man benutzt die Breiumschläge namentlich, um Schmerzen zu lindern (Neuralgien, Koliken, akute, rheumatische oder gichtische Anschwellungen), um die Aufsaugung von Ergüssen in verschiedenen Körperhöhlen (Brust- und Bauchhöhle, Gelenkhöhlen) zu befördern oder endlich um feste Neubildungen zur Zertheilung, bez. zur Eiterung zu bringen, Furunkel und Schwäre, oder auch bei schon vorhandener Eiterung (Abscessen) die Hautdecken so weit zu verdünnen, daß der Eiter entweder nach spontaner Ruptur oder nach künstlicher Eröffnung derselben freien Abfluß erhält.

Die Breiumschläge verdanken ihre Wirksamkeit hauptsächlich der feuchten Wärme; man muß jedoch sorgfältig darauf achten, daß die Wärme nicht gar zu hochgradig ist, mit Ausnahme der Fälle, in denen Eiterung herbeigeführt, bez. der Durchbruch des Eiters erleichtert werden soll, wo ein höherer Wärmegrad erforderlich ist. Im allgemeinen, besonders aber da, wo die schmerzlindernde Wirkung der Breiumschläge in Frage kommt, muß darauf geachtet werden, daß die Umschläge nicht durch ihre eigene Schwere lästig fallen, während in andern Fällen, namentlich bei manchen serösen Ansammlungen, der Druck die Aufsaugung zu befördern scheint.

Als eine besondere Art der warmen Umschläge sind die Moorumschläge zu nennen, zu welchen die an verschiedenen Badeorten vorkommende Moorerde mit heißem Wasser zu einem Brei angerührt verwendet wird. Dieselben werden besonders gegen gichtisch-rheumatische Affectionen mit Ausschwitzungen und Bewegungsstörungen sowie gegen nach Entzündungen zurückgebliebene Ausschwitzungen (vor allen in den weiblichen Genitalorganen) empfohlen.

Die Anwendung von Umschlägen aus mit Wasser zum Brei gemengten, namentlich aromatischen Kräutern, wie sie früher namentlich bei indolenten Geschwüren, schlecht heilenden Wunden ziemlich beliebt war, ist durch die neuern Methoden der Wund- und Geschwür-Behandlung (namentlich die antiseptische nach Lister) verdrängt worden. Ebenso sind zerkleinerte frische Blätter sowie der Brei von Mohrrüben, die früher gegen Geschwüre, namentlich varicöse und infolge von Druckbrand, häufig Verwendung fanden, kaum mehr im Gebrauche. Beachtung verdient dagegen als Hausmittel bei Verbrennungen ein Umschlag aus zerriebenen rohen Kartoffeln. Kurze Erwähnung mögen nur noch die sogenannten trockenen Umschläge finden, welche die Consistenz einer weichen Pflastermasse haben und namentlich da in Gebrauch sind, wo es gilt, an Stellen die Zertheilung zu befördern oder Eiterung zu erregen, bez. den Durchbruch des Eiters zu erleichtern, an denen der Wechsel heißer Umschläge Schwierigkeiten darbietet (Achselhöhle). Außerdem werden dieselben während der Nacht da benutzt, wo die Verhältnisse des Kranken die Anwendung heißer Umschläge nur mit großen Zwischenräumen gestatten. Am häufigsten werden diese Umschläge aus Honig oder Bierhefe und Roggenmehl bereitet.

Wegen der in mancher Hinsicht an Stelle der Breiumschläge verwendbaren Bähungen und sogenannten kalten Umschläge s. die Artikel B ä h u n g und K a l t w a s s e r - B e h a n d l u n g, wegen der behufs des Verbandes bei gewissen Knochenbrüchen empfohlenen Gips-Kataplasmen aber den Artikel V e r b a n d. *(Alfred Krug.)*

KATAPULTE, vom griechischen *καταπέλτης* abgeleitet, war im Alterthume eine den heutigen Geschützen entsprechende Kriegsmaschine, die bei den Römern mit dem Gattungsnamen der tormenta belegt wurden, weil sie durch gewundene (torquere) Seile, Sehnen u. s. w. ihre Kraft äußerten. Während die Ballisten den späteren Wurfgeschützen ähnelten, entsprachen die Katapulten den Kanonen der jetzigen Zeit, denn sie schleuderten ihre Geschosse im flachen Bogen oder, um modern zu sprechen, mit niedriger Elevation. Sie gründeten sich auf das Princip der Armbrust und zerfielen in mehrere Arten. Die kleinere Art war ganz wie die Armbrust gestaltet. Sie bestand aus einer hölzernen Rinne, über welcher ein starker metallener Bogen befestigt war, der durch gedehnte Sehnen, Darmsaiten oder Taue mittels einer Winde gespannt wurde. Der in die Rinne gelegte Pfeil flog nach dem Loslassen der Sehne in der angewiesenen Richtung fort. Bei der größeren Art ersetzte man die Elasticität des Bogens durch die Torsionselasticität zusammengedrehter Darmsaiten u. s. w. in folgender Art. Man hatte ein Gestell von zwei senkrechten Balken, die an ihrem obern Ende durch einen horizontalen Balken verbunden waren. An diesem horizontalen Balken befestigte

man an beiden Enden desselben 2 Bunde von starken Darmsaiten oder Sehnen u. s. w. In diese steckte man *die Enden* von 2 hölzernen Armen und drehte damit nach entgegengesetzten Richtungen (beide nach innen) die Sehnen so stark zusammen, daß die Arme mit großer Gewalt auseinandergehalten wurden. Darauf verband man die andern Enden der Arme durch ein starkes Tau und zog dieses durch eine Winde an, wodurch die beiden Arme einander genähert und dadurch die Elasticität der Sehnenbunde noch stärker angespannt wurde. Darauf wurde auf die Rinne des Gestells ein Pfeil, Bolzen oder ein sonstiges Geschoß gelegt und gegen dasselbe das Tau losgelassen. — Die für Belagerungen und Vertheidigungen bestimmten Katapulten hatten feste Gerüste; die für den Feldkrieg designirten waren leichter und konnten auf Wagen placirt werden, welche mit Maulthieren bespannt wurden; sie forderten zu ihrer Bedienung 11 Mann. Das Gesammtgewicht der Katapulten wird, wol zu gering, auf 30 bis 300 Kilog. angegeben; ihre Schußweite betrug bis zu $3\frac{1}{2}$ Stadien oder etwa 650 Met., gewöhnlich jedoch nur zwischen 180 und 360 Met. Der Kostenpreis einer Katapulte soll sich auf 480 Drachmen oder 384 Mark belaufen haben. Die Feldkatapulten hatten zuweilen eine Einrichtung, welche gestattete, daß sie behufs der Seitenrichtung um eine Achse horizontal gedreht werden konnten, ähnlich den modernen Rahmengeschützen. Bei einigen fand sich auch eine Vorrichtung zu verticaler Drehung der Rinne zu dem Zwecke, die Pfeile u. s. w. unter verschiedenen Elevationsgraden schleudern zu können. — Skorpione waren die kleinste Gattung der Katapulten, deren Gestelle sich zur Erlangung von Seitenrichtung drehen ließen und zu deren Bedienung ein Mann genügte. Gleichwol schleuderten sie ihre Pfeile auf 180—360 Met. Die größten Katapulten trugen einen 12 Fuß langen mit Eisen beschlagenen Balken im Bogenschusse etwa 650 M. weit, schossen aber mit Sicherheit nur auf etwa 330 Met. In dieser Entfernung zerschmetterten die Geschosse jeden ihnen im Wege stehenden Gegenstand, durchdrangen 4 Reihen geflochtener Schutzwände und drangen zum Theil in die härtesten Steine ein. Die größeren Skorpione trugen über 360 Meter, mit Sicherheit aber nur auf 180 Meter. In dieser Entfernung durchbohrten ihre Pfeile einen geharnischten Mann nebst Schild. Die kleineren Skorpione trugen 160—180 Meter weit. — Da die Katapulten den heutigen Kanonen entsprechen, so überstieg ihre Zahl stets die der wurfgeschützartigen Ballisten. Philipp von Macedonien hatte bei seinem Heere 150 Katapulten und nur 25 Ballisten; Scipio erbeutete 210 v. Chr. in Neu-Karthago 120 große, 281 kleine Katapulten neben 85 großen und 52 kleinen Ballisten; die Römer unter Titus beschossen 70 n. Chr. Jerusalem aus 300 Katapulten und nur aus 40 Ballisten. Unter den römischen Kaisern wurden jeder Legion 30 Katapulten und 10 Ballisten zugetheilt, deren Bedienung aus den Reihen der Schleuderer (ferentarii) entnommen wurde, die dann den Namen der ballistarii erhielten. — Schon um 250 v. Chr. versuchte man die aus Sehnen u. s. w. gefestigten Spannbunde durch Metallfedern im Chalkentonon und durch comprimirte Luft im Aerotonon zu ersetzen, aber ohne Erfolg, denn während des Mittelalters treten unter veränderten Namen die Kriegsmaschinen des Alterthums mit Benutzung der Torsionskraft gedrehter Seile u. s. w. auf, bis sie nach und nach durch die Feuergeschütze ersetzt werden. *(von Löbell.)*

Katarakt, Bezeichnung für den Grauen oder Weißen Staar (s. d.).

KATARAKT, griechisch *καταῤῥάκτης*, sc. *ποταμός* d. h. Sturzbach; so hieß in Pamphylien (nach Skylax, Strabo und Mela) der jetzt Duden-ssu genannte Fluß in Pamphylien. Reißende, wirbelnde Stromengen, innerhalb deren so häufig kleine Wasserfälle von einigen Meter Höhe vorkommen, nennt man schon seit längerer Zeit Katarakte, wie z. B. die catarractae Danubii in der Enge bei Orsowa; Burkhardt berichtete über die Katarakten des Nil, welchen Ausdruck C. Ritter für den Nillauf zu dem classischen machte. Heutzutage wendet man den Ausdruck in noch weiterer Ausdehnung auch für bedeutendere Fälle in dem Laufe eines Stromes an. Es sind also die sogenannten Schellâls der Araber im Nil, die Parogi der Russen im Dnjepr, die Raudals im Orinoco, die Salti im Parana, die Cachoeiras in den Strömen Brasiliens, die Malpasos im spanischen Südamerika, die Sautes, Rapides und Dalles im britischen Nordamerika. *(G. A. von Klöden.)*

KATARRH. Mit dem Worte Katarrh — von *κατάῤῥους*, Abfluß — verbindet der Laie den Begriff einer gewissen Krankheitsspecies, die derselbe wol auch noch allgemeiner und unbestimmter als „Husten" bezeichnet; für den wissenschaftlichen Forscher ist jedoch dieses Wort der Ausdruck für ein ganzes großes Krankheitsgenus, welches in seinen verschiedenen Abstufungen und Formen das Gemeinsame eines gleichen Krankheitsherdes und gleicher Krankheitsursachen besitzt.

Dieser Krankheitsherd ist die menschliche und thierische Schleimhaut, welche theils eine größere Anzahl von Körperhöhlen und Hohlgängen auskleidet, theils einzelne an der Oberfläche gelegene Körpertheile überkleidet, und durch ihre Absonderung sowol diese als jene auf einem gewissen normalen Schlüpfrigkeitsgrade erhält, welche zu deren normalen Functionsäußerungen nothwendig ist. Wird diese normale Absonderung durch von außen auf die Schleimhaut wirkende Schädlichkeiten primär, oder durch organische Processe secundär gestört, so tritt bei primärer Einwirkung eine quantitative, bei secundärer eine qualitative Aenderung der Absonderung, resp. der absondernden Membran ein, d. h. es erfolgt eine abnorm gesteigerte oder abnorm verminderte Schleimabsonderung, eventuell eine krankhafte Veränderung der die Schleimhaut bildenden Gewebselemente durch Ablagerung oder Neubildung innerhalb derselben.

Während wir nun diese letztere Modification, wobei wir namentlich an Polypen, Carcinome u. a. denken, nicht mehr in den Bereich der katarrhalischen Erkrankungsformen ziehen können, wenn solche auch ohne Zweifel oft genug in einem nachweisbaren Causalnexus zu letztern steht,

so haben wir hier nur diejenigen Schleimhautaffectionen zu berücksichtigen, welche, wie bereits oben erwähnt wurde, ihren Ursprung äußern, größtentheils direct auf die Schleimhaut wirkenden Schädlichkeiten verdanken und als Katarrh im weitesten Sinne des Wortes zu bezeichnen sind.

Die Wissenschaft kennt nach dieser Richtung hin Katarrhe des Gehörgangs, der Nase, des Mundes, Rachens, Gaumens, Kehlkopfs, der Luftröhre und ihrer Verzweigungen, der Lungen, der Speiseröhre, des Magens, der Dünn- und Dickdärme, der Harnröhre und Blase, der weiblichen Geschlechtstheile, der Bindehaut des Auges, der Thränenkanäle. Dieselben können isolirt an den einzelnen hier genannten Organen auftreten, sie können aber auch ein ganzes Organsystem, so die Athmungsorgane, die Digestionsorgane, gleichmäßig und gleichzeitig ergreifen, wobei sie dann in der Regel mit mehr oder weniger lebhaften Fieberbewegungen aufzutreten pflegen (Katarrhalfieber) und häufig nur das Anfangsstadium einer schwereren Erkrankung dieser Organe sind.

Der gewöhnliche Katarrh besteht in einer oberflächlichen Entzündung einer Schleimhautfläche, welche sich an dem Auge zugänglichen Stellen als eine fleckige, punktirte, streifige oder mehr gleichförmig ausgebreitete, verschieden intensive Röthung manifestirt. Dieselbe, durch Blutüberfüllung der Gefäße bedingt, erzeugt gleichzeitig eine Schwellung und Lockerung des Gewebes, während die Absonderung dünnsalzig, dicklichschleimig, wol auch eiterig und mit Blut gemischt erscheint.

Vom praktischen Standpunkte aus unterscheidet man zwischen acutem und chronischem Katarrh; wenn auch jeder Katarrh bei seinem Auftreten zunächst acut ist, so treten doch sehr häufig Umstände ein, welche dessen normalen Verlauf beeinträchtigen, seine Lösung hinausschieben oder überhaupt unmöglich machen und ihn somit in das chronische Stadium überführen.

Der acute Katarrh tritt in der Regel mit mehr oder minder lebhaften Fieberbewegungen auf; seine durchschnittliche Dauer läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, und hängt wol zunächst von der Individualität des Kranken, außerdem aber auch von den Körperpartien, welche katarrhalisch ergriffen sind, ab; es wird sich z. B. ein Nasenkatarrh in der Regel schneller abwickeln als ein Kehlkopf- oder Lungenkatarrh. Dabei ist aber wohl zu berücksichtigen, daß auch die einfachsten, frischesten katarrhalischen Affectionen in chronische Formen übergehen und beträchtliche, oft nicht wieder rückgängig zu machende Gewebsstörungen zur Folge haben können; es erwächst hieraus für die Therapie die Verpflichtung, auch den anscheinend einfachsten Katarrh zu einer möglichst schnellen und vollständigen Lösung zu führen.

Bei allen Schleimhauterkrankungen liegt ein Hinderniß, dieses günstige Resultat schnell und sicher zu erreichen, in der Berührung ihrer Oberfläche mit reizenden Stoffen, da die katarrhalisch erkrankte Schleimhaut nicht blos gegen diese gewohnten Einwirkungen, sondern selbst gegen ihr eigenes Absonderungsproduct sehr empfindlich wird, weshalb die Therapie ganz besonders darauf gerichtet sein muß, solche Berührungsreize thunlichst zu mildern, eventuell zu beseitigen. Aber auch dann, wenn die katarrhalische Affection eines Organs nur Nebenerscheinung eines allgemeinen, auf krankhafter Blut- oder Säftemischung beruhenden Leidens ist, muß für eine möglichst prompte Behandlung der örtlichen Affection Sorge getragen werden, da man dadurch die Wege ebnet zu einer erfolgreicheren und rascheren Behandlung des constitutionellen Leidens.

Die gewöhnlichste Veranlassung zur Entwickelung eines Katarrhs ist die Erkältung, sei es, daß die schädliche Ursache in der Form eines kalten Luftstromes, eines unzeitigen Genusses kalter Getränke die Schleimhaut direct betroffen hat, sei es, daß Zugluft, äußere Kälte und Nässe beliebige Hautstellen in ihrer Functionirung beeinträchtigten. Als weitere Veranlassung zu Katarrhen sind zu erwähnen die Einwirkung ungesunder, mit Dünsten oder Staub verunreinigter Luft, sowie sich zersetzender Flüssigkeiten (Harn), und die Einführung schwer verdaulicher Stoffe in den Darmkanal. Die zahlreichsten katarrhalischen Erkrankungsfälle pflegen in die Perioden eines schroffen Wechsels der Jahreszeiten zu fallen und nehmen dieselben dann nicht selten einen epidemischen Charakter an (Influenza, Sommerkatarrh, Heufieber u. s. w.)

Die meisten Katarrhe verlaufen zwar bei geeignetem diätetischen Verhalten ohne eigentliche Medication. Bei Kindern und alten Leuten ist aber ein Katarrh der Luftwege stets von hoher Bedeutung, indem hierdurch die Schwellung der Schleimhäute eine Verengung der Luftwege (Bronchien) erzeugt wird, welche unter Umständen zu hochgradigen Athembeschwerden, eventuell auch zu Verdichtung des Lungengewebes und deren pathologischen Consequenzen führen kann. Bei kleinen Kindern wird es daher z. B. der Vorsicht gemäß sein, für die Dauer des Katarrhs das tägliche Baden auszusetzen, dieselben auch bei mislichen oder extremen Witterungsverhältnissen nicht an die Luft bringen zu lassen, während bei größeren Kindern und bei Erwachsenen eine solche Beschränkung auf das Zimmer nach der individuellen Gewöhnung zu bemessen sein dürfte. Man behüte ferner die kleinen Kinder vor dem Genusse kalten Getränkes, gebe ihnen vielmehr warme, reizmildernde, schleimige Sachen zu trinken, und erhalte nebenbei die Luft des Zimmers, in dem sie sich aufhalten, auf einem gewissen Feuchtigkeitsgrade, indem man entweder eine Schale mit Wasser auf dem Ofen verdunsten läßt, oder, was sich namentlich während der Nacht empfiehlt, einen neben das Bett des Kindes aufgestellten Inhalationsapparat in Thätigkeit setzt.

Ueber die speciellere Behandlung der verschiedenen katarrhalischen Erkrankungen sind die darauf bezüglichen Artikel einzusehen.

Der Katarrh bei Thieren tritt ebenfalls theils acut theils chronisch als Begleiter anderer Krankheiten, wie Druse, Kopfkrankheit, Brustseuche, namentlich häufig beim Pferd und Schaf auf. Der acute Katarrh tritt unter Fiebererscheinungen mit Röthung, Trockenwerden und Hitze der Nasenschleimhaut auf; ihm folgt nach 2—4 Tagen unter Fieberabnahme dicker, weißlich-gelblicher, schlei-

miger Nasenausfluß; bei Mitergriffensein des Kehlkopfs ist zugleich ein anfangs trockenes, rauhes, später feuchtes und lockeres Husten, beim Pferd zuweilen geringe Schwellung der Kehlgangdrüsen vorhanden. Der chronische Katarrh entwickelt sich aus dem acuten, wobei die Nasenschleimhaut blaß, der Ausfluß dünnschleimig, glasig, oder auch, zähe an den Nasenlöchern anklebend, gelblich, eiterhaltig, übelriechend erscheint, woraus sich ein eigenthümlicher Schleimfluß, mit nachfolgenden Rotz oder Druse beim Pferd, mit Abzehrung beim Schaf, entwickeln kann. Als Gelegenheitsursachen gelten auch hier, namentlich bei jüngeren, schwächlichen Thieren, Erkältungen durch scharfe, rauhe Luft, ammoniakalische Stalldünste, staubiges Futter; der chronische Katarrh ist gewöhnlich Folge von Vernachlässigung des acuten Katarrhs oder öfterer Wiederkehr des letztern bei naßkalter, regnerischer Witterung. In Bezug auf die Behandlung gelten im allgemeinen die für den Katarrh beim Menschen angegebenen Regeln.

(Alfred Krug.)

KATASTER (mittellatein. catastrum, d. h. capitastrum, also ursprünglich „Kopfsteuerliste"), früher auch Salbuch, Urbarium, Flurbuch u. s. w., bezeichnet ein von der öffentlichen Behörde (Katasteramt) geführtes Buch, welches das Verzeichniß und die amtliche Beschreibung der Grundstücke eines Bezirks mit Angabe des von ihnen zu entrichtenden Steuerbetrags enthält. Da die ältern Flurbücher bei dem Mangel von Landesvermessungen und bei der Unzuverlässigkeit der Beschreibung der einzelnen Grundstücke nur eine sehr dürftige Unterlage für die gleichmäßige Vertheilung der Grundsteuer bildeten, so wurden in neuerer Zeit in den meisten Staaten, in Deutschland überall, umfassende und verlaßliche Landesvermessungen veranstaltet, die einzelnen Parcellen wurden nach den Regeln der Feldmeßkunst vermessen und kartirt, und auf Grund dieser amtlichen Unterlagen erfolgte dann die Eintragung (Katastrirung) der steuerpflichtigen Grundstücke nach ihrer nunmehrigen Bezeichnung und ihrem Flächengehalte in die Kataster der einzelnen Flurdistricte. An die Vermessung schloß sich sodann die Bonitirung (s. d.) der Plannummern, d. h. die Feststellung der qualitativen Beschaffenheit derselben, an, wodurch eine gleichmäßige Vertheilung der Grundsteuer nach Flächengehalt und Bonität der Grundstücke ermöglicht wurde. Die nach diesen Grundsätzen ermittelten Steuerquoten werden in das Kataster mit eingetragen. — Außer diesen Grundsteuerkatastern gibt es noch besondere Kataster von Gebäuden für die Auflegung der Haus- oder Fenstersteuer, von Gebäuden behufs Immobiliarversicherung (Brandkataster), von bewohnbaren Localitäten behufs Vertheilung der Naturaleinquartierung (Einquartierungskataster), der Handwerke, industriellen und Handelsgewerbe behufs Auflegung der Gewerbesteuer (Gewerbesteuerkataster) u. s. w. Uebrigens muß, damit das auf Grund solcher Katastrirung veranlagte Steuerbuch auch wirklich der wahre Ausdruck für die Verpflichtungen der steuerbaren Objecte erscheine, jede Veränderung im Besitze oder in den sonstigen Verhältnissen des Grundstücks (Ausrodungen, Neuculturen, Gebäudeanlagen u. s. w.) der competenten Steuerbehörde unverzüglich angezeigt werden.

(Albrecht Just.)

KATATONIE, Vesania catatonica, Spannungsirresein, ist eine zuerst von Kahlbaum scharf umzeichnete und ausführlich beschriebene Geistesstörung, die verschiedene Stadien durchläuft und während ihres ganzen Verlaufs durch eigenthümlich tonische Krampfzustände der Körpermuskulatur charakterisirt wird. In ausgesprochenen Fällen steigert sich dieser Krampf zur kataleptischen Starre, indem der Rumpf und die Glieder die ihnen gegebenen Stellungen längere Zeit hindurch und entgegen dem Gesetze der Schwere beibehalten. Der ganze Körper ist alsdann im Zustande der wächsernen Biegsamkeit (flexibilitas cerea). Daß derartige mehr oder weniger deutlich ausgesprochene kataleptische Erscheinungen in den verschiedenen sogenannten Formen der Geistesstörung — also der Melancholie, der Tobsucht, der Verrücktheit und des Blödsinns — gelegentlich zur Beobachtung kamen, war keinem der frühern Beobachter entgangen, es finden sich überall, auch in der älteren Literatur, ähnliche Krankheitsfälle verzeichnet. Ja auch der weiter unten zu schildernde charakteristische Verlauf der Katatonie war schon früher bekannt. So bringt Esquirol z. B. (Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde, deutsch von Bernhard, Berlin 1838 in Kap. XIII, „Von der Verwirrtheit") auf S. 123 eine classische Krankengeschichte eines Katatonen, wie sie wörtlich in die Kahlbaum'sche Monographie hätte übernommen werden können. Er rechnet diesen Fall, weil er anders nicht in seine Gruppirung hineinpaßt, unter die große Gruppe „von der Verwirrtheit", während Guislain weiter geht und in seinen Klinischen Vorträgen (deutsch von H. Lähr, Berlin 1854) S. 73 die uns interessirende Krankheit speciell hervorhebt und unter dem Titel „Ueber die Ekstase als Geistesstörung" auf knappen zwei Seiten schildert. Allerdings bezieht sich diese Schilderung nur auf die speciell kataleptischen Anfälle, aber er deutet an, daß dieselben sowol in melancholischen als maniatischen Zuständen vorkommen, daß die Krankheit in Perioden von drei, sieben und neun Monaten verläuft, und auch ihre relativ günstige Prognose ist ihm nicht unbekannt. Ja, bei ihm finden wir schon den Hinweis ihrer Beziehung zu dem sogenannten acuten Blödsinn. Die Bezeichnung dieser Krankheit als Ekstase will Guislain dem Heinroth entlehnt haben, während dieser selbst mit Ekstase in seinem Lehrbuche „Die Störungen des Seelenlebens" (Leipzig 1818, S. 260) einen ganz andern Begriff verbindet. Er hat für die ganze erste Gattung der ersten Ordnung seiner Formenlehre, den Wahnsinn, den Namen „Ecstasis", wie in einer Anmerkung derselben Seite hervorgehoben wird, selbst gewählt, obwol er wußte, wie Anmerkung S. 309 constatirt, daß der Name Ecstasis von Chiarugi auf einen andern Begriff, den der Melancholia attonita, bezogen worden war. Chiarugi bemerkt im dritten Theile seiner „Abhandlung über den Wahnsinn" (deutsche Uebersetzung, Leipzig 1795, S. 471) ausdrücklich, daß er annimmt, die Melancholia attonita Bellini's sei die „Ecstasis" der Schriftsteller

obwol nicht alle dieselbe in gleichem Sinne nehmen, denn dieser Name drücke dasselbe aus, was Stumpfsinn, Zerstreuung und gleichsam Blödsinn bezeichnet.

Heinroth beschreibt Zustandsbilder unserer Krankheit nicht unter der „Ecstasis", sondern unter seinen drei Formen der Melancholie, der simplex, der anoa und der ἀβουλη. Mit der letztern will er die Melancholia attonita umfassen und schildert sie mit einigen treffenden Zügen. Ebenso gibt Ideler im zweiten Theile seines Grundrisses der Seelenheilkunde (Berlin 1838) S. 603 ein gutes Bild der Melancholia attonita. Pinel dagegen läßt sich durch den scheinbaren Stumpfsinn dieser gleichsam erstarrten Kranken bewegen, in seinem Traité sur l'aliénation mentale (2. Ausgabe, Paris 1809) S. 185 einen interessanten Fall, wo zwei Brüder, einer gewissermaßen angesteckt vom andern, unter den Erscheinungen des Leidens erkranken, in seine fünfte Klasse der Geistesverwirrung, den Idiotisme oder die Unterdrückung des Verstandes und der Willensfähigkeiten, nach unserer Ausdrucksweise also in den Terminalblödsinn einzureihen.

Bei allen diesen zuletzt angeführten Autoren fehlt das Bewußtsein, daß diese charakteristischen Symptome der Starre, der Attonität, der Betäubung, welchen Ausdruck der Uebersetzer Chiarugi's gewählt und den auch Ideler aufgenommen hat, der Benommenheit, wie wir sagen würden, über den Zustand der Melancholie hinausgehen und auch dem maniatischen Zustande wie dem Stadium der Verrücktheit und des Blödsinns ihren eigenthümlichen Stempel aufdrücken. Guislain hat dies angedeutet, ohne es zu schildern, während Esquirol umgekehrt einen solchen Krankheitsfall objectiv schildert, ohne auf die Eigenthümlichkeit desselben hinzuweisen.

Der erste, der einen Fall von Katatonie in seinem ganzen Verlaufe unter der Bezeichnung Katalepsie schildert, ist Burrows in seinen Commentaries of Insanity (London 1828, S. 184). Er betraf eine junge Frau von 22 Jahren, die, unter gemüthlich sehr aufregenden Umständen verheirathet, in der Brautnacht von heftiger Tobsucht befallen wird. Nach drei Wochen Nachlaß der heftigsten Erscheinungen, darauf neuer Tobsuchtsanfall und directer Uebergang in „catalepsis melancholica". Nach vier Monaten Genesung. Im Anschluß an diesen Fall theilt Burrows noch kurz zwei ähnliche, junge Männer betreffend, mit, von denen der eine ebenfalls mit Tobsucht erkrankt war.

Baillarger führt im Aprilhefte 1853 der Annales médico-psychologiques in einer Arbeit über die Mélancholie avec stupeur unter einigen zwanzig Beobachtungen dieses von ihm sobenannten Leidens drei an, in denen die Krankheit mit Tobsucht begann, und zwei, in denen mehrmals Anfälle von Tobsucht mit Anfällen von „stupeur" wechselten. Da es ihm aber weniger auf den Gesammtverlauf der Einzelfälle als auf das isolirte Symptom der Mélancholie avec stupeur ankommt, so nimmt er keine besondere Notiz davon.

Zehn Jahre später hatte Kelp im Correspondenzblatte der deutschen Gesellschaft für Psychiatrie sich mit der Melancholia cataleptica beschäftigt (1863, S. 353); er hob mit Recht hervor, daß zu ihrem Krankheitsbilde eine wirkliche, bis zur Flexibilitas cerea gediehene kataleptische Starre nicht unbedingt erforderlich sei, daß vielmehr die tetanische, zumal Beugungsstarre der Muskeln, worauf Arndt in späteren Jahren soviel Gewicht legte, die Schweigsamkeit, die Nahrungsverweigerung genüge, um die Krankheit genau zu charakterisiren. Im nächsten Jahre theilt derselbe Autor (Correspondenzblatt 1864, S. 321) alsdann einen sehr prägnanten Fall von Katatonie mit, in dem in charakteristischer Weise pathetische Erregung mit ausgesprochener Verbigeration und tief benommene kataleptische Starre wechselten.

Auch Griesinger hatte schon in seinem Lehrbuche, im dritten Kapitel des ersten Abschnitts des dritten Buchs (2. Aufl., 1861, S. 251) bei Beschreibung der Schwermuth mit Stumpfsinn darauf aufmerksam gemacht, daß bei der vollständigen Passivität dieser Kranken doch auch intercurrirende Zustände größerer Activität zuweilen vorkommen, und daß sich die Krankheit selbst zuweilen primär entwickele, zuweilen aber auch nach epileptischen Anfällen, nach Tobsucht und im Wechsel mit solcher vorkomme. In seinen nach Baillarger angeführten Krankengeschichten ist aber ein solcher Wechsel nicht ersichtlich, wenn auch der erste Fall diverse Anfälle von Geistesstörung gehabt hatte, ehe er in Baillarger's Beobachtung kam. Dieser letzte von Baillarger beobachtete Anfall war durch Convulsionen eingeleitet.

Wie ersichtlich, sind in der obigen Zusammenstellung nur die bekanntesten Namen oder solche Autoren angeführt, die selbständig schon vor Kahlbaum auf den Wechsel und die Eigenart der Erscheinungen in der Katatonie hingewiesen hatten. Es geschah, um zu zeigen, daß der Vortrag Kahlbaum's auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck 1868 nichts als eine auf exacte klinische Beobachtung beruhende Zusammenfassung bisher schon bekannter Thatsachen, die Vorführung eines klinischen Krankheitsbildes bezweckte, dessen einzelne Glieder männiglich bekannt waren, dessen gesetzmäßige Entwickelung und Verlauf, dessen prognostische Bedeutung aber bisher noch nicht die gebührende Würdigung gefunden hatte.

Das Neue in dem Vortrage war der aus seiner „Gruppirung der psychischen Krankheiten, Danzig 1863" wiederholte Hinweis Kahlbaum's, daß für das Verständniß und das Studium der Seelenheilkunde die Schaffung solcher in ihrem ganzen Verlauf feststehender, klinischer Krankheitsbilder, wie die damals schon allgemein anerkannte „progressive Paralyse der Irren", und wie die jetzt vorgeführte Katatonie, ein dringendes Bedürfniß sei, gegenüber den in den seitherigen „Formen" oder „Stadien" der Psychosen, der Melancholie, Manie, Verrücktheit und des Blödsinns und deren speciellen Unterarten, enthaltenen Zustandsbildern der Geisteskrankheit, die wesentlich nur von Werth für die allgemeine Symptomatologie der Seelenheilkunde seien. Er erkannte an, daß jeder beschäftigte und erfahrene Irrenarzt im Laufe seiner ärztlichen Thätigkeit von selbst dazu geführt werde, sich aus diesen Formelementen klinische Krankheitsbilder zu

schaffen, um sie zumal für die Prognose des jeweiligen Zustandes zu verwerthen, wie aber dieser große Tresor von individuellen Erfahrungsschätzen mit dem jedesmaligen Träger zu Grabe ginge, wenn nicht systematisch darangegangen würde, diese klinischen Erfahrungsschätze zu sammeln und zu ordnen. Mit der Aufstellung solcher klinischen Krankheitsbilder zu warten, bis die pathologische Anatomie so weit vorgerückt sei, um die Störungen in den einzelnen Functionen des Gehirns für jeden Einzelfall von Geisteskrankheit auf dem Sectionstische nachzuweisen, sei verkehrt und aussichtslos. Verkehrt, weil auch bei den übrigen somatischen Krankheiten erfahrungsmäßig das klinische Krankheitsbild mit wenigen Ausnahmen lange vorher festgestanden habe, ehe die pathologische Anatomie die zu Grunde liegende organische Veränderung, eventuell deren letzte Ursache festgestellt habe. Aussichtslos, weil ohne vorhergehende Gruppirung der Einzelsymptome zu Krankheitsbildern das Suchen nach den Grundursachen, den eventuell pathologischen Veränderungen erfolglos sein würde. Wie würde es, um mit Hecker (Zur Begründung des klinischen Standpunktes in der Psychiatrie, Virchow's Archiv, Bd. 52, Heft 2, S. 203) zu reden, um die heutigen Erfolge der pathologischen Anatomie stehen, wenn sie sich darauf beschränkt hätte, dem Arzte auf die Frage Antwort zu stehen, welches die Ursachen des Kopfschmerzes, des Hustens, des Fiebers seien, wenn die Gesammtheit der somatischen Krankheiten nur nach jenen äußerlichen Erscheinungen, also etwa in Kopfschmerz, Brustschmerz, Bauchschmerz, in Husten, in Fieber u. s. w. eingetheilt sei? Und dem ist ungefähr die Eintheilung der Psychiatrie in jene Formen, Melancholie, Manie u. s. w. zu vergleichen. Wie Kopfschmerz z. B. vom Stirnhöhlenkatarrh, also vom einfachen Schnupfen herrühren, oder eine selbständige Neuralgie sein, oder die Folge eines verdorbenen Magens, oder das erste Zeichen eines schweren Typhus, oder gar einer beginnenden Gehirnentzündung sein kann, so kann das melancholische Element z. B. (Brosius, Irrenfreund, Jahrg. XI, 1869 Nr. 8 fg.) „eine einfache, primär für sich verlaufende Melancholie, es kann der Vorläufer der Tobsucht, des paralytischen Irreseins, das Symptom eines sonstigen in Blödsinn endenden Gehirnleidens, es kann eine Melancholie auf imbeciller Basis, eine Theilerscheinung der Hysterie, Epilepsie u. s. w., oder das Element des circulären Irreseins sein". Wie würde also da das Suchen nach einem anatomischen Substrat der Melancholie ausfallen?

Nein, erst die klinischen Krankheitsbilder, und dann wird es Sache der pathologischen Anatomie sein, unsere concis gestellten Fragen zu beantworten, wie es ja bei der bis dahin einzigen allgemein anerkannten Krankheitsform, der allgemeinen fortschreitenden Lähmung der Irren, bereits der Fall ist; das war Kahlbaum's Gedankengang auch bei jenem Vortrage. Wie wenig er verstanden worden war, das zeigte sich deutlich auf der Naturforscherversammlung zu Leipzig im August 1872. In einer Sectionssitzung schilderte Arndt in anerkannt treffender Weise den von ihm mit „Tetanie" bezeichneten charakteristischen tonischen Beugerkrampf in der Melancholia attonita, suchte ihn in seiner Entstehung zu erklären und dadurch dem Verständnisse näher zu bringen. Als in der Discussion Hecker unter Anerkennung der Richtigkeit der Schilderung darauf hinwies, wie es sich hier um ein Einzelsymptom der von Kahlbaum in Innsbruck gezeichneten Katatonie handle, und darauf aufmerksam machte, wie Kahlbaum's Bestreben dahin ziele, aus Symptomen und Verlauf klinische Krankheitsbilder zu schaffen, die selbstverständlich aus jenen Einzelsymptomen zusammengesetzt seien, entgegnete Arndt, ihm widerstrebe dieses, wie ihm scheine, willkürliche Zusammenhäufen von Einzelsymptomen zu Krankheitsformen, deren wir nachgerade genug haben. Daß diese Krankheitsformen, deren wir nachgerade genug haben, d. h. die temporären Zustandsformen gerade die Einzelsymtome sind, aus deren gesetzmäßigem Ablaufe Kahlbaum die klinischen Krankheitsbilder aufzubauen bemüht ist, das war ihm entgangen.

Im J. 1874 erschien dann die erste und leider bisjetzt einzig gebliebene der „Klinischen Abhandlungen über psychische Krankheiten von Dr. Karl Kahlbaum, I. die Katatonie." (Berlin, Hirschwald.) Danach ist die Katatonie „eine Gehirnkrankheit mit cyklisch wechselndem Verlauf, bei der die psychischen Symptome der Reihe nach das Bild der Melancholie, der Manie, der Stupescenz, der Verwirrtheit und schließlich des Blödsinns darbieten, von welchen psychischen Gesammtbildern aber eins oder mehrere fehlen können, und bei der neben den psychischen Symptomen Vorgänge in dem motorischen Nervensysteme mit dem allgemeinen Charakter des Krampfes als wesentliche Symptome erscheinen".

In den meisten Fällen beginnt die Krankheit mit einem melancholischen Vorstadium, das, in bald mehr bald weniger stark hervortretender gemüthlicher Verstimmung bestehend, nichts Charakteristisches darbietet. Da sich diese Verstimmung anfangs sogar ganz motivirt zeigen kann, so wird die Krankheit von der Umgebung oft genug noch nicht erkannt. Erst wenn die Melancholie hartnäckiger wird, Schlaf- und Ruhelosigkeit mit verschiedenen Abnormitäten im Denken und Fühlen eintritt, wird der Kranke seiner Umgebung auffällig. Er kommt jetzt gelegentlich auch mit Wahnvorstellungen heraus, die zumeist den Charakter des Vergiftungs- und anderweiten Verfolgungswahns tragen. Dann tritt aber auch in nächster Zeit schon ein Umschwung auf. Die Unruhe steigt und artet in volle Tobsucht aus oder der Kranke versinkt ohne ein solches maniatisches Zwischenstadium direct aus der Initialmelancholie in den Zustand der Attonität. Ich kann aus eigener Beobachtung die Annahme Kahlbaum's lediglich bestätigen, daß ein solcher directer Uebergang weitaus seltener ist als der Uebergang aus der Initialmelancholie in Manie. Fehlt die Manie, so fehlt meist auch die einleitende Melancholie und die Krankheit tritt völlig blitzartig gleich mit dem melancholischen Stupor in die Erscheinung. Da erscheinen die Kranken dann wirklich wie „angedonnert". Mit Vorliebe ist dies der Fall, wenn als Ursache der Krankheit ein heftiger Schreck oder eine andere starke gemüthliche Alteration angeführt

wird, oder wenn die Krankheit vom Wochenbette ihren Ausgang nimmt. Es kann aber auch in diesen Fällen eine charakteristische Tobsucht anstatt der Starre ausbrechen. Als Illustration für die Wirkung des Schrecks verweise ich auf die oben schon erwähnte Krankengeschichte Pinel's: „Im zweiten Jahre der Republik gingen zwei Requirirte zur Armee ab; einer von ihnen wurde in einem blutigen Gefechte an der Seite seines Bruders erschossen; der andere erstarrte bei diesem Anblicke wie eine Bildsäule. Einige Tage darauf brachte man ihn in sein väterliches Haus zurück; seine Ankunft machte eben dieselbe Wirkung bei dem dritten Sohne derselben Familie. Die Nachricht vom Tode eines seiner Brüder, die Verrückung des andern haben ihn in einen solchen Schrecken und in eine solche Stumpfheit versetzt, daß nichts die gleichsam vor Furcht erstarrte Unbeweglichkeit, welche die alten und neuen Dichter malten, besser als dieser sein Zustand ausdrücken konnte." Daß zu einer derartigen scheinbaren Ansteckung der Anblick des Kranken in ähnlichen Fällen nicht erforderlich, lehrt folgender Fall. Von den Töchtern der Fischerfrau K., deren Schwester seit Jahren als unheilbare Blödsinnige in der Irrenanstalt ist, erkrankte im August des Jahres 1875 zuerst die jüngste noch unverheirathete, fünfundzwanzigjährige. Nachdem sie schon früher einigemal ohnmachtsähnliche Anfälle gehabt, ward sie Anfang August verstimmt, unruhig, klagte über die Schlechtigkeit der Menschen, sah die Gesichter der Menschen verändert u. s. w. Am 10. Aug. brach dann unvermittelt so heftige Tobsucht aus, daß sie schon am 12. in die Anstalt kam. Hier kam sie heftig tobend an. Sie tanzte und sprang unablässig umher, grimassirte, schlug mit den Händen taktmäßig gegeneinander, gegen die Wände, gegen Tische und Stühle und stampfte beim Sitzen in ganz derselben Weise mit den Füßen. Dabei sprach sie unablässig in häufigen Wiederholungen derselben Redewendungen völlig verwirrt vor sich hin. Der ganze Zustand hatte etwas eigenthümlich Krampfartiges, erinnerte an Chorea und hatte keinen einzigen Zug weder von erregter Melancholie noch von heiterer Tobsucht. Das Sensorium war entschieden benommen. Dabei negative Triebe, Nahrungsverweigerung, nicht aus Zeitmangel wie bei der heitern Tobsucht, der Vesania typica, sondern mit energischer Abweisung der Speisen. Nach acht Tagen ging dieser Zustand in melancholische Angst mit Hallucinationen aller Sinne über, während die choreatischen Erscheinungen sich verloren. Zwischendurch Symptome der Starrsucht, starres, stummes Sitzen und Stehen in den Ecken mit völliger Apathie. Allmählich überwiegt die Apathie, während die negativen Triebe mit Sträuben gegen jede Veränderung noch anhalten und aus der Apathie kommt es zu langsamem Erwachen, ohne deutliches Krankheitsbewußtsein und mit völliger Amnesie aus der Periode der Manie. Am 20. März 1876 genesen entlassen. Im October 1880 kommt es zu einem neuen völlig congruenten Anfalle, in dem während der Agitation auch die Rumpfmuskulatur an den klonischen, choreatischen Krämpfen theilnehmen und ein unaufhörliches Wälzen und Verdrehen des ganzen Körpers veranlassen. Der Verlauf machte dieselben Stadien durch, aber viel rascher, sodaß die Kranke schon Anfang November in der Reconvalescenz war. Leider recrudescirte jetzt eine ältere Phthise mit rapidem Verlauf und führte durch Lungenbrand am 24. Nov. zum Tode.

Die nächstältere Schwester der Kranken, 30 Jahre alt, an einen Schiffer verheirathet, die schon vor 1½ Jahren einen vorübergehenden melancholischen Anfall überstanden hatte, war auf der Reise, während die Schwester das erste mal erkrankte. Zurückgekehrt erfuhr sie von der Erkrankung der jüngsten, besonders geliebten Schwester, fing laut an zu klagen und zu jammern, verlor den Schlaf und verfiel alsbald in Tobsucht, sodaß sie am 4. Sept. in die Anstalt gebracht werden mußte. Hier kam sie an als absolute Copie der Schwester, dasselbe verwirrte Schwatzen, dasselbe Schlagen mit Händen und Füßen, kurz ganz dieselben choreatischen Erscheinungen. Das Schwatzen bildete sich weiterhin, anders als bei der Schwester, zur Predigtsucht aus, das eigenthümliche taktmäßige Schlagen mit den Händen hielt während der ganzen Dauer der in wechselnder Intensität bis Ende Januar 1876 fortbestehenden Erregung an. Dabei ebenfalls das Sensorium benommen, deshalb nach eingetretener Beruhigung kein klares Krankheitsbewußtsein. Zu melancholischen Angst- und Stuporanfällen kam es in diesem Falle nicht; ließ die Tobsucht vorübergehend nach, so ward auch das Sensorium freier, und es waren allerdings nur kurz dauernde, aber wirkliche Besserungszeiten.

Am 20. März 1876 konnte sie mit der Schwester genesen entlassen werden.

Die dritte Schwester, 37 Jahre alt, kam am 3. Mai 1879 in die Anstalt. Sie war 15 Jahre verheirathet und hatte während der Zeit 7 Kinder geboren. Während der letzten Schwangerschaft war sie vorübergehend unmotivirt heftig und aufgeregt gewesen, seit Anfang April hatten diese Anfälle an Heftigkeit und Dauer zugenommen; am 17. April von einer todten Siebenmonatsfrucht entbunden, verfiel sie gleich darauf in Tobsucht und mußte schon am 3. Mai hergebracht werden. Bei der Aufnahme wiederum das Agiren mit Händen und Füßen, dieselbe Benommenheit, dasselbe verwirrte Schwatzen. Ihres Zustandes und einer phlegmonösen Entzündung des rechten Unterschenkels wegen mußte sie von Anfange an im Bette gehalten werden, was nur durch zweimal täglich applicirte Chloralclysmata möglich war. „Die Erregung (Notiz aus der Krankengeschichte) legte sich schon nach wenigen Tagen, und ging nach einem gleichfalls nur einige Tage dauernden Stadium von ruhiger Benommenheit in den Zustand von Klarheit über, der seitdem noch immer fortschreitet." Dabei im Gegensatze zu den Schwestern gutes Krankheitsbewußtsein. Am 24. Juni genesen entlassen.

Während bei Pinel der Schreck unmittelbar tonische Starre hervorrief, reagirte in diesen drei Fällen die eine Schwester auf die Nachricht von der Erkrankung der andern ebenso unmittelbar mit klonischer choreatischer Tobsucht, während bei den beiden andern dem Ausbruch der-

selben Krankheit kürzere oder längere Vorboten vorhergingen. Alle drei Schwestern zeigten dieselben Symptome, bei der ersten und der letzten, bei dieser aber wenig ausgesprochen, kam es zum Stadium der Stupescenz, bei der zweiten kam es zu freieren Zwischenzeiten, aber nicht zur Starre. Bei der jüngsten waren der Erkrankung ohnmachtsähnliche Anfälle, mit aufgehobenem Bewußtsein, längere Zeit vorhergegangen.

Derartige Anfälle mit mehr oder weniger ausgesprochenem epileptiformen Charakter wird man häufig in der Anamnese von Katatonen verzeichnet finden. Mitunter compliciren solche bald mehr klonische, bald mehr tonische Krampfanfälle, in denen das Bewußtsein, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch erheblich getrübt ist, auch den Beginn der Erkrankung; folgt ihnen unmittelbar die charakteristische katatonische Tobsucht mit ihrer Benommenheit, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem epileptischen Dämmerzustande nicht verleugnen kann, fehlt das Stadium der Stupescenz völlig oder ist es wenig ausgesprochen, so ist eine Verwechselung mit epileptischem Irresein wol verzeihlich. Nicht unmöglich, daß manche Heilung des sonst anerkannt unheilbaren epileptischen Irreseins auf solche Verwechselung zurückzuführen ist.

Wir haben oben eine Art der katatonischen Tobsucht kennen gelernt, wir haben wiederholt von ihrer charakteristischen Färbung gesprochen, es wird Zeit sein, diesen ihren Charakter zu schildern. Es ist oben schon angedeutet, wie die Stimmung der Katatonen auch in der tobsüchtigen Erregung ebenso weit von der panophobischen Angst der erregten Melancholie, oder des Furor epilepticus, als von der heitern Lust und Gemüthlichkeit der genuinen Tobsucht oder der Mania paralytica entfernt ist. Wenn nicht die der ganzen Krankheit ihren Stempel aufprägende Benommenheit, die Betäubung Chiarugi's, alle Stimmung verwischt, ist sie eine pathetisch gehobene. Sie kann dabei nicht selten religiös gefärbt sein, und einen gewissermaßen finstern Ernst verrathen, sie kann aber auch in schauspielerhafter Exaltation an das Komische streifen, ohne in ausgesprochenen Schulfällen den oben erwähnten Arten von Erregung ähnlich zu werden. Selbstverständlich wird dieses Pathos äußerlich noch vermehrt durch das seltsam Eckige, Geschraubte in den Bewegungen und in der Körperhaltung, das als charakteristisch auch für dieses Stadium der Katatonie anzuführen ist. Wenn die Erregung nicht so heftig ist wie in den oben angeführten Fällen, wo die Extremitäten nicht allein, sondern auch der ganze Körper in klonischen, gewissermaßen rhythmischen Bewegungen umhergeworfen werden, so sind die Reden dieser Kranken doch meist von auffälligen Grimassen, hochgezogenen Augenbrauen, rollenden Augen mit über mittelweiten Pupillen, verzogenem, nicht selten zur Schnauze zugespitztem Munde, und reichlichen, aber immer eigenthümlich ungeschickten eckigen Gesticulationen der Arme, der Beine, oft auch des ganzen Rumpfes, begleitet. Geht die Erregung in das Stadium der Stupescenz, der Attonität über, so hören zuerst die lauten Reden auf, während die seltsamen Bewegungen und Gesticulationen noch fortdauern, diese werden immer langsamer, der Kranke bleibt auf seinen Gängen gelegentlich in einer Ecke in völlig verschrobener Körperstellung stehen, die freiwillige Regsamkeit wird immer geringer und eines Tages finden wir ihn steif und starr nach Art der ägyptischen sitzenden Memnonsäulen auf dem Stuhle sitzen, den Kopf gesenkt, Beine in Hüfte und Kniegelenk rechtwinkelig gebogen, die Arme desgleichen im Ellbogengelenk, die Unterarme den Oberschenkeln, die Oberarme dem Rumpfe fest anliegend.

Während der Erregung spricht sich das Pathos hauptsächlich auch in den Reden aus. In einzelnen Fällen wird das Declamiren und Recitiren fremder Dichtungen beliebt, wenn der Gedächtnißvorrath erschöpft ist, in steter Wiederholung; in andern kommt es zu selbst extemporirten Predigten über biblische und andere Themata, aber auch hier kehren dieselben Sprüche, Bilder und Redewendungen immer wieder. Ist die Benommenheit stärker, so sind die Predigten oder Reden nur Anhäufungen zusammenhangsloser Worte und Sätze, die dann, je stärker die Benommenheit, immer häufiger wiederkehren, bis schließlich nur ein Satz, ein Wort oder ein Laut unermüdlich wiederholt wird. So wiederholte ein Kranker Kahlbaum's den Satz: „Schmorbraten essen ist meine Sach" entweder einfach oder mit dem Spruche: „Gesang verschönt das Leben" abwechselnd, bis er schließlich bei dem einfachen Worte „Hund, Hund, Hund . . . ." stehen blieb. Der Kranke in der oben erwähnten Krankengeschichte Kelp's beschränkte sich zeitweise auf die Laute: „Schuß, Nuß, Nuß, Stuß . . . ."

Kahlbaum schlägt für diese der Katatonie eigenthümliche Redeweise den Ausdruck Verbigeration vor, im Gegensatze zu der nach äußern Gesetzen fortschreitenden Ideenflucht der einfach oder paralytisch Tobsüchtigen und zu der hauptsächlich der Hebephrenie und dem Erregungsstadium des circulären Irreseins zukommenden Confabulation mit ihrem phantastisch-productiven Inhalt.

Kahlbaum deutet ferner an, daß dieser eigenthümlichen Rede- oder Predigtsucht, die ja die motorische Agilität in diesem Stadium begleitet, möglicherweise auch ein gewisser Krampf der Sprachorgane oder des Sprachcentrums direct zu Grunde liegen könnte, zumal dieses Symptom gleichmäßig mit dem motorisch-klonischen Krampfe schwindet und schließlich mit ihm in den tonischen Krampf der absoluten Schweigsamkeit übergeht. Kommt es nämlich zum Uebergang in die Attonität, so wird die Sprache immer leiser, schließlich sieht man die Kranken während jener verzerrten Körperstellungen gelegentlich noch lautlos die Lippen bewegen, mit dem Eintritt der Muskelstarre hört auch dies zumeist auf und die diesem Stadium charakteristische absolute Schweigsamkeit tritt ein.

Das Pathos spricht sich endlich während dieses Stadiums auch in eigenthümlich barocken, abenteuerlichen Handlungen aus. So entwich der sechzehnjährige Lehrersohn S., nachdem er ein melancholisches Stadium durchgemacht hatte, vom Hause fort in die Wälder, spielte hier in albernen Verkleidungen „Räuberhauptmann", bedrohte in romantischen Schriftstücken als „Königlich, Kaiserlich, Ober-Räuberhauptmann" seine Umgebung mit

dem Tode, und unterzeichnete andere Schreiben: „Mit-Kaiser, Mit-Regent und Mit-Roderich“. In die Anstalt gebracht, hielt er in theatralischer Stellung salbadernde Predigten, schmückte sich mit Flittern aller Art, bedrohte als „Räuberhauptmann“ die andern Kranken und Wärter, war aber während derartiger wiederkehrender Anfälle stets sichtlich benommen. Zwischendurch kamen freiere Zeiten mit leichter Apathie und, wie es schien, mit geistiger Schwäche. Er war über ein Jahr in der Anstalt, die letzte Zeit als Reconvalescent, um seinen durch die Krankheit unterbrochenen Confirmationsunterricht wieder aufzunehmen. Am 20. Sept. 1874 wurde er, vom Anstaltsgeistlichen eingesegnet, aber doch nur als „gebessert“ entlassen. Späterhin ist er ganz gesund geworden, hat z. B. als Dreijährig-Freiwilliger beim Jägerbataillon seiner Militärpflicht genügt, obwol seine überstandene Krankheit ihn davon hätte entbinden können. Ein anderer Kranker, Gymnasialprimaner, schreibt seinem Director einen Brief, „daß er die Quintessenz alles Wissens gefunden habe, sie bestände in der Lösung quadratischer Gleichungen. Er selbst habe zwei Gehirne und seitdem die Flüssigkeit aus dem einen in das andere geflossen, sei er ein Weib geworden“. Der weitere Verlauf zeichnete sich durch heftige psychomotorische Krampfanfälle mit Selbstverletzung aus, die direct in epileptiforme Krämpfe übergingen. Dann kam wiederholter Wechsel zwischen lautloser, wilder Tobsucht, durch ähnliche Anfälle complicirt, und attonischer Starrheit. Zwischendurch kurze freiere Zeiten, die immer seltener wurden. Jetzt ist der Kranke längst verblödet.

Charakteristisch sind auch die schriftlichen Aeußerungen der Kranken durch bizarre Redewendungen und eine eigenthümlich verschrobene Gestelztheit des ganzen Stils.

Außer der Sucht, die Kleider zu zerreißen und sich nackt auszuziehen, die ja auch in andern Erregungszuständen gewöhnlich ist, verdienen noch zwei Eigenthümlichkeiten während dieses katatonischen Erregungsstadiums der Erwähnung. Einmal die Nahrungsverweigerung, die bereits im ersten Falle der drei Schwestern betont wurde, und die entgegen der aus Zeitmangel oder aus Vergiftungsfurcht stammenden Nahrungsverweigerung der einfach Tobsüchtigen oder der melancholisch Agitirten direct auf den negativen Trieb zurückzuführen ist, mit dem in diesem Zustande jede Annäherung, jede Einwirkung anderer abgewiesen wird. Und sodann die Leichtigkeit, mit der solche Kranke gegenüber andern Erregten im Bette zu halten sind. Ein-, zweimal ins Bett zurückgebracht, treiben sie ihre eigenthümliche Muskel- und Redegymnastik im Bette, halten ihre Predigten in der Bettlage, und nur wenn einmal eine außergewöhnlich ausgiebige Production, wie wiederholtes Radschlagen, einen größern Raum beansprucht, greifen sie auf den Dielenraum neben ihrem Lager über. Kahlbaum schon macht auf diese für tobsüchtig Erregte auffällige Bettsucht aufmerksam, mit der die Kranken, auch wenn sie nicht absichtlich ins Bett gelegt werden, ihr Lager des Morgens innehalten, bis sie mit Gewalt aufgenommen werden.

Also eigenthümlich choreatisch-klonische krampfhafte Motilität, die bis zu epileptiformen Krämpfen ausartet, Gesticuliren, Grimassiren, benommenes Sensorium, mit pathetisch gehobener Stimmung, Verbigeration, barocke Handlungen, Nahrungsverweigerung und Bettsucht, das sind die charakteristischen Zeichen des Exaltationsstadiums der Katatonie.

Damit kann die Krankheit abklingen. Durch ein leichtes und kurzes Stadium apathischer Benommenheit hindurch wie bei der dritten Schwester kann es zur psychischen Klarheit und in weiterem Verlauf zur vollen Genesung kommen, ohne daß die Symptome der ausgesprochenen katatonischen Starre, des Stupors auftreten. Daß dabei volles Krankheitsbewußtsein eintritt wie in jenem Falle, ist nicht nöthig; auch ohne dasselbe kann Genesung eintreten. Ich habe jetzt seit dem März eine Frau in Behandlung, die gegenwärtig in der Reconvalescenz von einem langwierigen, und heftigen, ausgesprochen katatonischen Erregungsanfalle ist. Der erste, ganz ähnliche Anfall hat sie im J. 1867 aus dem ersten Wochenbette in die Anstalt geführt. Nach siebenmonatlicher Behandlung konnte sie trotz mangelnden Krankheitsbewußtseins genesen entlassen werden. Sie hat niemals zur Klarheit über ihr überstandenes Leiden sich hindurcharbeiten, niemals das ihr durch die ihrer Ansicht nach unberechtigte Ueberführung in die Irrenanstalt angethane Unrecht vergessen können. Sie hat aber ihrem Hausstande in verständiger Weise vorgestanden, ihrem Gatten noch mehrere Kinder geschenkt und die Erziehung derselben selbst geleitet (sie war früher Lehrerin gewesen), bis sie Anfang März 1881 ohne äußere Veranlassung aufs neue erkrankte. Voraussichtlich wird sie wiederum, diesmal nach achtmonatlichem Anstaltsaufenthalte, genesen entlassen werden können, wahrscheinlich aber auch nach diesem Anfalle ohne Krankheitsbewußtsein.

Dieser Fall, in dem nach dreizehn Jahren, ebenso wie der andere obenerwähnte, die erste Schwester betreffende, in dem nach fünf Jahren die Krankheit recidivirte, stimmt mit dem Urtheil Kahlbaum's, daß die Katatonie hinsichtlich der allgemeinen Recidivirungsgefahr im ganzen eine günstige Stelle einnimmt, nicht überein. Die Zwischenzeiten können aber noch kürzer werden, sodaß es schwer wird, bei dem mangelnden Krankheitsbewußtsein an wirkliche Genesung zu glauben, und wenn dann schließlich die Anfalle länger dauern als die Zeiten relativer Ruhe und Klarheit, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß aus der recidivirenden eine recurrirende Krankheit geworden ist. Und in der That ist diese recurrirende Form der Katatonie durchaus nicht selten. In den ungünstigen Fällen entwickelt sie sich gewissermaßen aus der recidivirenden Form. Es kommt ein länger dauernder Anfall, danach Genesung, die längere Zeit, jahrelang vorhält, dann ein neuer Anfall, wieder Genesung von kürzerer Dauer, und so werden die freien Zeiten immer kürzer, sodaß an eine Entlassung aus der Anstalt nicht mehr zu denken ist. Lange Jahre kann dabei die Intelligenz während der Zwischenzeiten nur wenig gelitten haben, nur in den schriftlichen Mittheilungen, in Briefen z. B., zeigt sich das eigenthümlich pathetische, verschrobene im Stile und

in der Ausdrucksweise, bis dann endlich die Krankheit siegt, die charakteristische Benommenheit auch auf die freien Zeiten übergreift und Patient allmählich verblödet. In günstigen Fällen ist der Verlauf umgekehrt, freie Zeiten und Anfälle wechseln rascher miteinander, die freien Zeiten werden länger, immer noch ab und zu von kürzeren Anfällen unterbrochen, bis dann schließlich, häufig erst nach zwei oder drei Jahren, das Ganze doch noch eine günstige Wendung nimmt, und der Kranke genesen entlassen werden kann. Derartige Fälle sind auch in der Literatur verzeichnet und bilden dort die günstigen Ausnahmen der übrigens prognostisch absolut ungünstigen Klasse der circulären Irreseinsformen, in welche sie ihrer ganzen Art nach nicht hineingehören.

Geht die Katatonie nach dem maniatischen Stadium nicht in Genesung oder in die recurrirende Form über, so verfällt der Kranke aus der Erregung in das Stadium der Stupescenz oder der Attonität. Der Kranke steht, sitzt oder liegt jetzt stumm und starr da, den Kopf gesenkt, die Augen mit übermittelweiten Pupillen ganz oder halb geschlossen, die Arme dem Körper anliegend. Im tiefsten Stadium sind alle Muskeln in einer Art tetanischer Starre, der Tetanie Arndt's. Seltener, wie Arndt mit Recht hervorhebt, die Streckmuskeln des Körpers als die Beugemuskeln, sodaß im Stadium der Tetanie die Kranken nicht mehr stehen können, sondern meistens sitzen, wo dann die Beine angezogen, der Kopf oft bis auf die Kniee gesenkt ist, oder geradezu auf dem Boden kauern oder in einen Klumpen zusammengeballt liegen. Namentlich ist die krampfhafte Beugung des Kopfes so charakteristisch, daß derartige Kranke, selbst wenn sie noch in der Lage sind, gestreckt im Bette liegen zu können, häufig mit dem Kopfe nicht auf dem Kopfkissen aufliegen, sondern denselben frei in der Schwebe halten. Der Krampf der Beuger ist in solchen Fällen fast unüberwindlich, gelingt es mit starker Kraft die Gliedmaßen aus ihrer Stellung für Momente herauszubringen, so federn sie losgelassen in ihre alte Lage wieder zurück. Die Kaumuskeln nehmen an dem Krampfe theil, ebenso nicht selten die Augenschließmuskeln. Bei der absoluten Nahrungsverweigerung derartig schlimmster Fälle ist ein Füttern mit dem Löffel unmöglich, weil es nicht gelingt, die Zähne voneinander zu entfernen, es bleibt nur die durch die Nase applicirte Schlundsonde zur Zuführung der nothdürftigsten Nahrung übrig. In andern Fällen kommt es nicht bis zu dieser Tetanie, dafür bieten sie die eigenthümliche Erscheinung der kataleptischen Starre oder der flexibilitas cerea. Eigenen Willen haben sie so wenig wie jene Tetanischen. Sie können aber des Morgens aufgenommen und hingestellt werden wie eine Gliederpuppe, ebenso werden sie angekleidet, an den Frühstückstisch geführt, dann gefüttert wie die Kinder; später im Corridor oder Garten vom Wärter hingestellt, resp. hingesetzt, bleiben sie in der Stellung, die ihnen angewiesen ist. Die Glieder setzen dem fremden Eingriffe keinen weiteren Widerstand entgegen, wie die einer gut gearbeiteten Modellpuppe des Künstlers, lassen sich in die schwierigsten und drolligsten Stellungen bringen und verharren darin entgegen dem Gesetze der Schwere, ohne zu zittern, Zeiten hindurch, die in einzelnen Fällen lediglich durch andere bestimmt werden können, indem ohne fremden Eingriff die Stellung ins Unbegrenzte innegehalten wird. Zumeist sinken ohne Einwirkung anderer die Glieder im Laufe einer kürzeren oder längeren Zeit unmerklich langsam in die Ruhestellung zurück.

In beiden Zuständen ist die Hautoberfläche anästhetisch, die Hautreflexe sind gehemmt, während die Sehnenreflexe erhalten, oft sogar gesteigert sind. Ob die Ursache der fast stets erweiterten, häufig wechselnd differenten Pupillen auf einen Reizzustand des Sympathicus zurückgeführt werden darf, steht noch dahin. Wenn die engen Pupillen der Paralytiker Reizungssymptome seitens des Oculomotorius sind, so liegt kein Grund vor, in diesem tonischen Krampfstadium der Attonität eine Lähmung der die circulären Fasern des Ciliarmuskels versorgenden Nerven anzunehmen. Eine Reizung des Sympathicus liegt um so näher, als auch der in der Stupescenz so sehr vermehrte Speichelfluß auf dieselbe Quelle zurückweisen muß. Denn gerade in diesen Fällen ist es der zähe, Faden ziehende Sympathicusspeichel, der den hockenden, kauernden, oder mit vorübergebeugtem Haupte dastehenden Kranken zwischen den kaum geöffneten Lippen hervorquillt, im Gegensatze zu der Salivation in andern psychischen Reizzuständen, in denen eine copiöse Menge schaumigen, flüssigen Speichels entleert wird.

Von der absoluten Schweigsamkeit während dieser Starre ist oben schon gesprochen worden. Sie hat in der That etwas krampfhaft Gezwungenes, sodaß die Anschauung Kahlbaum's, daß im Gegensatz zur Verbigeration während der Erregung jetzt ein gewisser tonischer Krampf oder ein Hemmungszustand im Sprachcentrum vorhanden, berechtigt erscheint. In leichteren Fällen ist die Stummheit häufig nur Reflex aus der dem Kranken gewidmeten Aufmerksamkeit. Sowie man sich abwendet, sieht man die Lippen sich bewegen, oder hört leise unverständliche Worte.

Nicht selten greift der tonische Krampf auf die Sphincteren von Blase und Mastdarm über, es kommt zur Urinretention und Koprostase. Häufig tritt auch dieser Krampf nur gewissermaßen reflexmäßig auf als Aeußerung des negativen Verhaltens der Kranken, indem sie zu Stuhl geführt, weder uriniren noch defäciren, auch wenn geduldig bei ihnen ausgeharrt wird, nur um unmittelbar nach der Zurückführung vom Closet Koth und Urin rücksichtslos unter sich zu lassen. Gelegentlich kommt es auch zu arger activer Kothschmiererei.

Dabei ist die Circulation verlangsamt, in den abhängigen Partien, zumal in Händen und Füßen, kommt es zu venöser Stauung und Oedemen, sodaß die kühlen, dicken, blauen Hände und Füße für diese Kranken charakteristisch sind.

Wie es im Gemüthe derartiger Statuen aussieht, ist bei der in diesem Zustande herrschenden absoluten Schweigsamkeit (Mutacisme der Franzosen) im Anfalle selbst nicht zu eruiren. Daß nicht lediglich, wie früher angenommen wurde, grauenhafte Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen die Kranken auf diese Weise „andon-

nern“, dürfte aus dem gelegentlich in leisen Zügen wechselnden Mienenspiele derselben hervorgehen, das zumeist allerdings Schmerz und Furcht ausdrückt, aber gelegentlich auch in gewissermaßen verschmitztem Lächeln einen entgegengesetzten Gemüthszustand verräth. Der Erzählung der Kranken nach dem Aufwachen aus der Starre ist auch nicht zu sehr zu trauen. Bei der charakteristischen Benommenheit während des Anfalls und der geringen Erinnerung aus demselben ist den Genesenen gewöhnlich auch ihr Zustand während desselben dunkel und unerklärlich. Manche in der Literatur aufbewahrte weitschweifige Schilderung eines aus der Starre Erwachten trägt aber so sehr den Stempel der für die Erregungszeiten der Katatonen charakteristischen pathetischen Ueberschwenglichkeit, daß die Feststellung der Grenze zwischen Wahn und Wahrheit schwierig erscheint. Am meisten Glauben verdient noch immer der von Esquirol aufgehobene Ausspruch eines Genesenen: „Dieser Mangel an Activität kommt daher, weil meine Empfindungen zu schwach sind, um auf meinen Willen einen Einfluß auszuüben“, ein Ausspruch, der nach der einen oder andern Seite modificirt überall wiederkehrt und in den Worten seinen schärfsten Ausdruck findet: „Ich kann nicht wollen“.

In neuerer Zeit ist durch das Wiederauftauchen und das dadurch den physiologischen Sachverständigen ermöglichte Studium des Hypnotismus Gelegenheit gegeben, diese Erscheinungen der Attonität mit den Beobachtungen an Hypnotischen in Parallele zu stellen. Die kataleptische Starre der Hypnotisirten gleicht dem katatonischen Anfalle in der That so auffällig, daß, wer eins gesehen hat, das andere kennt. Neuerdings hat Schüle im neuesten Heft des 31. Bandes der Allgemeinen Zeitschrift der Psychiatrie S. 287, gelegentlich eines Artikels „Dementia acuta und Stupor“, auf diese Analogie hingewiesen. Allerdings fehlt, wie Schüle schon bemerkt, die „unbewußte Nachahmung“ im katatonischen Anfalle, aber ein entsprechendes Correlat habe ich an einigen ausgesprochenen Katatonen dafür finden können. Während freundliche Ermahnungen und Belehrungen es niemals durchsetzen, die mechanisch eingerenkte Stellung zur Norm zurückzuführen, gelingt es in vielen Fällen einem kurzen militärischen Commando, sich Gehorsam zu verschaffen. Einen katatonisch Verwirrten haben wir in der Anstalt, der nur durch diese kurzen Commandoworte von allerlei charakteristischen Thorheiten angesichts der Aerzte, wie Niederknien, auch im schmuzigen Gartenwege u. s. w., abgehalten werden kann.

Diese Hypnotisirten nun beschreiben die Bewußtseinslage während der Hypnose als einen Traumzustand, in dem alle Sinneseindrücke abgeschwächt, wie aus weiter Ferne, zum Bewußtsein kommen. Möglich, daß in der Krankheit eine ähnliche Situation vorliegt, nur daß hier den Verhältnissen entsprechend neben den Sinneseindrücken noch Sinnestäuschungen, neben den Vorstellungen noch Wahnvorstellungen in das verschleierte Bewußtsein dringen.

Vielleicht daß eine der Hypnose ähnliche Bewußtseinslage auch unter physiologisch normalen Verhältnissen gelegentlich vorkommt. Ich möchte an die wahrscheinlich auch andern bekannten Zustände im Halbschlafe erinnern, in denen es vorkommen kann, daß man, halbwachend durch die halbgeschlossenen Augenlider die Gegenstände in der Umgebung wahrnehmend, den Willen hat, sich zu bewegen, ohne ihn sofort realisiren zu können. Es ist gewissermaßen ein Zeitunterschied zwischen dem Erwachen des Sensoriums und dem des Motoriums.

Die Verwechselung dieses stuporösen Zustandes mit secundärer Verblödung, dem Idiotisme Pinel's, wird heute kaum mehr zu befürchten sein; das, was jetzt noch als acute, heilbare Demenz beschrieben wird, soll weiter unten noch Erwähnung finden.

Abgesehen davon, daß diese Stadien stummer Starre mit Zeiten lebhafterer katatonischer Erregung wechseln können, kann es auch direct aus dieser Starre heraus zu blitzähnlichen Handlungen kommen, die ebenso häufig ihre Spitze gegen den Kranken selbst als gegen die Umgebung kehren. Wenn diese Kranken es sind, die in einem Moment der mangelnden Aufsicht im Handumdrehen ein oder mehrere Dutzend Fensterscheiben zertrümmern können, so sind sie es auch, denen man neben Selbstmordversuchen die grausamsten Selbstverstümmelungen zutrauen kann. Und seltsamerweise fehlt häufig bei diesen Selbstangriffen jede Spur einer gemüthlichen Erregung, sie gehen mit einer so ruhigen Kaltblütigkeit vor sich, daß der am Bette sitzende Wärter von dem, was heimlich unter der Decke geschieht, dem Gesichte des Kranken nichts anmerkt. So hatte ein unter meiner Beobachtung befindlicher Katatone, der steif und starr im Bette lag, mit den Nägeln den Hodensack zerrissen und den einen Hoden hervorgeholt, alles unter der Decke in Gegenwart des Wärters; erst die vergeblichen Bemühungen, den Samenstrang auf dieselbe Weise zu zerreißen, verriethen seine Manipulationen und veranlaßten den Wärter, der Onanie vermuthete, nachzusehen und Hülfe herbeizurufen. Derselbe Kranke saß einige Monate später, nachdem der Starrsuchtsanfall die erste Heftigkeit verloren hatte, noch immer stumm und steif mit seinen Leidensgenossen am Tische, während der Wärter die Suppe aufschöpfte. Niemand hatte bemerkt, daß er sich unter dem Tische den rechten Stiefel und Strumpf ausgezogen hatte. Wohl sah man, daß er, das seiner mangelnden Schärfe wegen ziemlich ungefährliche Tischmesser in der Hand, sich herabbog, als wollte er etwas vom Boden aufheben. Und in der That hatte er, als er mit der Hand auf den Tisch zurückkehrte, einen etwas blutigen Gegenstand zwischen den Fingern, den er neben seinen Teller hinlegte. Es war die kleine Zehe des rechten Fußes, die mittels eines geschickten Schnittes durch das Gelenk scharf exarticulirt war. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks gewesen und der Kranke war schon wieder dabei, seine inzwischen aufgeschöpfte Suppe zu essen, als die Umgebung erst die Natur des blutigen Gegenstandes erkannte. Irgendeinen Grund dieser Selbstverstümmlung wußte unser Kranker auch später, als er wieder zu sprechen anfing, nicht anzugeben. Das Ganze macht den Eindruck einer einfach triebartigen, automatischen Handlung.

Noch deutlicher tragen diejenigen Bewegungen solcher

Kranken den Charakter der Automatik, die entweder während der tiefsten Starre, oder häufiger noch im späteren Stadium, wenn sich die Starre schon zu lösen beginnt, in constanter Wiederholung sich zeigen. Mitunter sind sie recht complicirt wie in folgendem Falle (Rudolf G. 22 Jahre alt, Schneiderlehrling, krank seit Anfang 1878, Katatonie. Notiz vom 30. Dec. 1879): „Seit etwa acht Tagen sind ganz eigenthümliche Zwangsbewegungen aufgetreten: stundenlang wiederholt sich mit Pausen von etwa einer Minute folgende Bewegung: er legt sich auf alle Viere auf die Erde, beugt dann die Stirn auf den Boden, richtet sich unbeholfen auf, hebt im Stehen das linke Knie, ergreift dann den linken Fuß und führt ihn dem sich beugenden Munde entgegen und küßt ihn!" Zumeist sind die Bewegungen aber einfacher, auf die Arme oder Hände beschränkt und auch mehr an frühere Gewohnheiten anlehnend. So machte eine Kranke Kahlbaum's im Sitzen eine Arm- und Handbewegung, die ganz ähnlich derjenigen beim Spinnen am Spinnrade ist. Eine andere Kranke hatte zu Zeiten die Manier, ein Stück Zeug wurstartig zusammenzudrehen und saß an den betreffenden Tagen stundenlang in dieser drehenden Bewegung („die Frau Baronin würstelt", eigener Ausdruck der Wärterin). Eine gegenwärtig in meiner Behandlung stehende junge Dame macht schon seit Wochen beim Herannahen eines jeden Menschen sofort Zahlbewegungen mit Daumen und Zeigefinger, gelegentlich dabei noch mit der Hand in die Tasche greifend, als ob sie neuen Vorrath hervorhole. Dabei bewegt sie leise die Lippen, ohne errathen zu lassen, was für Worte mit dieser Bewegung gemeint sind.

Ebenso gehören die schon bei dem Erregungsstadium erwähnten eigenthümlichen Grimassen, der Schnauzkrampf, der Ausdruck des Erstaunens, und andere auffällige Mienenspiele hierher.

Wie schon bemerkt, kommen diese bizarren Bewegungsstereotypen zumeist erst zur Beobachtung, wenn die Attonitätsstarre ihren Höhepunkt überschritten hat und der Lösung entgegengeht. Sie sind in diesem Stadium von ungünstig prognostischem Werthe und deuten an, daß die Lösung entweder in katatonische Verwirrtheit, resp. Verrücktheit oder in Terminalblödsinn überführen wird.

Geht es zur Besserung und weiterhin zur Genesung, so klärt sich langsam das Bewußtsein, die Benommenheit schwindet ebenso langsam, häufig unter Schwanken, auch die Starre, wobei eigenthümliche localisirte Beugetetanie noch bis zuletzt zurückbleiben kann. So konnten wir vor kurzem ein junges Mädchen genesen entlassen, das bis weit in die Reconvalescenz aus einer schweren, mit charakteristischen Erregungsanfällen wechselnden tetanischen Starre hinein nur mit Daumen und Zeige-, resp. Mittelfinger beider Hände Handarbeiten machen konnte, da die beiden letzten Finger noch krampfhaft fest in die Hohlhand eingeschlagen waren; ein Krampf (Fakirkrampf), der sich erst sehr spät löste, und der auf der Höhe der Starre auf die drei letzten Finger ausgedehnt gewesen war, während die Spitzen von Daumen und Zeigefinger ebenso fest gegeneinander gepreßt waren.

Geht die Starre in katatonische Verwirrtheit über, so persistirt der Hang zu Stellungen, zum Grimassiren, zu bizarren Gewohnheiten, während die Stummheit gelegentlich mit einem Hange zur Wiederholung nichtssagender Redensarten, kurz zu jener schon bei Schilderung der katatonischen Erregung beschriebenen Verbigeration wechselt. Die katatonische Verwirrtheit ist eben gewissermaßen ein Abklatsch der Einzelsymptome der katatonischen Erregung, nur daß die Erregung selbst und mit ihr der Affect und an erster Stelle das Pathos verloren gegangen ist.

Ist noch ein Rest von Pathos übriggeblieben und verrathen die Aeußerungen der Kranken noch einen gewissen, wenn auch durch Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen vermittelten Zusammenhang, so ist das Ende des ganzen Verlaufs in der katatonischen Verrücktheit gegeben. Die Kranken sind dann gern vertauschte Kinder, stammen von hohen Aeltern ab und beweisen dies durch geheimnißvolle Zeichen und Deutungen, die zumeist aus der Zeit der Starre stammen. Ihr Pathos befähigt sie, auf die gewöhnlichen Erdenwandler in ihrer Umgebung stolz, doch mitleidig herabzusehen, und ihr Krankheitscharakter gibt ihnen in den barocken Stellungen und Grimassen die Mittel, diesem ihrem Gefühle einen kräftigen Ausdruck nach außen zu geben.

Wie nun unsere Katatonie nach kürzer oder länger anhaltender, schwächer oder stärker zum Ausdruck gelangender Gemüthsverstimmung sowol mit der Tobsucht als mit der Starre einsetzen kann, so kann, allerdings in selteneren Fällen, auch diese katatonische Verrücktheit den Reigen eröffnen. Verrückte Wahnvorstellungen, geheimnißvolle Andeutungen des Kranken über elektrischen, magnetischen Gedankenverkehr mit seinen Angehörigen und mit fremden Menschen, bedeutungsvolle Zeichen und Handlungen, die auf ein verborgenes, wenn noch nicht ganz ausgebildetes, so doch in Fixirung begriffenes Wahnsystem hinweisen, alles scheint uns zu berechtigen, hier das Resultat eines längere Zeit unter der Asche glimmenden Processes anzunehmen, und wir schütteln ungläubig den Kopf bei der Versicherung der Angehörigen, daß der Patient bis vor kurzem, bis vor einem oder zwei Monaten, noch völlig gesund gewesen und daß sich der jetzige Zustand ziemlich acut aus einer leichten gemüthlichen Verstimmung entwickelt hat. Aber doch ist es der Fall. Eines schönen Tages finden wir den Kranken seltsam steif in einer Ecke stehen, mit dem Gesichte nach dem Winkel. Wir heben seinen Arm hoch, er bleibt stehen, wir legen den Kranken in das Bett, er bleibt starr liegen, spricht nicht, ißt nicht, muß gefüttert werden. Dazwischen plötzliche Erregungsanfälle von kürzester Dauer, Kleiderzerreißen, Schreien im gleichen Tonfall, mit Wiederholung derselben Laute. Dann wieder geheimnißvolles Wesen, bedeutungsvolles Handeln, specifische Wahnvorstellungen, kurz alle Symptome der Verrücktheit. Der Wechsel kann sich noch einigemal wiederholen, allmählich lichtet sich der Schleier, die Benommenheit weicht, der Kranke wird klarer, gibt zu, krank gewesen zu sein, wenn auch alles ihm noch äußerst unklar und dunkel erscheint, was in-

zwischen mit ihm vorgegangen ist, und schließlich kann er genesen entlassen werden.

Wie man sieht, ist diese heilbare katatonische Verrücktheit von anderer Art als die aus der Starre sich herauskämpfende pathetische, secundäre Form. Sie bietet aber so viel Gelegenheit zur Verwechselung mit der primären nicht katatonischen Verrücktheit mit ihrer so sehr dubiösen Prognose, daß man der größten Vorsicht bedarf, um sich vor Täuschung zu bewahren. Den in der Literatur aufgeführten Fällen von geheilter primärer Verrücktheit gegenüber muß ich hervorheben, daß ich noch keinen Fall von wirklicher genuiner primärer Verrücktheit habe heilen sehen, wohl aber derartige katatonischer Verrücktheit, sodaß die Vermuthung nahe liegt, daß auch in jenen geheilten Fällen es sich um die unter dem Bilde der Verrücktheit auftretende Katatonie gehandelt hat.

Wie in Verwirrtheit oder Verrücktheit kann die Starre auch in Terminalblödsinn übergehen. Dieser Uebergang ist häufig so unmerklich, daß aus ihm sich der Streit früherer Jahre erklären läßt, ob die Melancholia stupida sive attonita wirklich noch Melancholie oder schon Blödsinn (Idiotisme Pinel's) ist. Im Anfange war sie das eine, am Ende wurde sie das andere, den Uebergang hat keiner bemerkt. Oft auch merkt man ihn an dem langsamen Entspannen der Muskelstarre. Die gespannten Mienen werden schlaffer, maskenartig, die Gliedmaßen liegen noch wie vorher, aber sie setzen der Bewegung nicht mehr den tetanischen Widerstand entgegen, sie bleiben nicht mehr kataleptisch in der gegebenen Stellung, sie fallen schlaff herab. Aus dem anfangs klonischen, dann tonischen Muskelkrampfe ist eine allgemeine Erschlaffung, Muskellähmung geworden. Dabei kann aber zeitweise in die schlaffen Muskeln wieder Spannung zurückkehren, auch behalten die Muskeln nach völliger Erschlaffung noch gern die Stellung aus der Starre bei. Deshalb sieht man die früher krampfhaft zusammengezogenen Kranken auch jetzt noch zu einem Klumpen geballt auf der Bank oder auf der Diele, gern auch unter dem Tische liegen. Aufgenommen lassen sie sich aber hinsetzen und lassen sich bei einiger Dressur zu normalerem Verhalten anhalten. Gefahr ist für solche Fälle aber vorhanden, wenn der jetzt noch ausgesprochenen Bettsucht durch Gewährenlassen nachgegeben wird. Im Laufe der Zeit nehmen die Gelenke die dauernde Beugung gewissermaßen als Normalstellung an, die Gelenkflächen schleifen sich aus, die Bänder verkürzen sich an den Beugeseiten, auch die Haut schrumpft zusammen, sodaß eine Streckung der gebeugten Glieder schließlich nicht mehr möglich ist. Ab und zu kommt noch immer aus einem abgelegenen Dorfe ein derartig verwahrloster Kranker in die Anstalt, dessen Beine in Hüft- und Kniegelenk soweit flectirt sind, daß an Hacke und Gesäß gegenseitig verursachter Decubitus entstanden ist. Daß zur Production einer solchen wenn auch weniger exorbitanten Contractur nicht so sehr lange Zeit, auch nicht immer ein abgelegenes Dorf nöthig ist, zeigte ein am 3. Jan. 1881 hier aufgenommener, [illegible] Jahre alter Fall von katatonischem Blödsinn. Der Kranke mußte getragen werden, da die Beine in Hüft- und Kniegelenk rechtwinkelig gebogen waren. Er kam aus dem Krankenhause einer mittlern Stadt Schlesiens, war noch im Sommer 1880 häufig draußen gewesen und erst als Herbstwetter eintrat, dauernd in seiner Zelle eingeschlossen gehalten worden, wo er seiner Unreinlichkeit und Zerstörungssucht wegen auf Stroh lag. Also in der kurzen Zeit von einem halben Jahre mußte die Contractur eingetreten sein. In der Anstalt gelang es geduldig wiederholten Streckversuchen, die, sobald es nur anging, durch Gehversuche des Kranken unterstützt wurden, die Beine wieder gerade und brauchbar zu machen.

Die Kranken sind auch in diesem Zustande der Erschlaffung noch willenlose Maschinen, aber dressurfähig, wenn auch nur auf Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse. Während bei den aus anderer Grundkrankheit Verblödeten jetzt häufig erst die Arbeitsfähigkeit beginnt, und je nach den erhaltenen Resten mehr oder weniger weit entwickelt werden kann, bleiben die aus der Katatonie Verblödeten unfähig zu den einfachsten Arbeiten, weil es ihnen an eigenem Willen, an jeglicher Initiative mangelt. Sie sitzen, stehen oder liegen ziel- und zwecklos umher und gehen schließlich an intercurrenter Krankheit, zumeist an Lungenschwindsucht zu Grunde.

Wie jedes bisher beschriebene Stadium der Katatonie kann auch die katatonische Demenz nach kurzen melancholischen oder maniatischen Prodromen primär auftreten und zeigt dann das Bild der längst bekannten und häufig beschriebenen acuten, heilbaren Demenz der Autoren. In ihrer Erscheinung und in ihrem Verlaufe gleicht sie sehr der primär entstandenen Starre, nur daß eben diese, die Muskelstarre und -spannung fehlt und einer absoluten Muskelschlaffheit Platz gemacht hat. Gemeinsam ist beiden die tiefe Benommenheit, die bei der acuten Demenz womöglich noch stärker ausgesprochen ist, gemeinsam die Schweigsamkeit, die Nahrungsverweigerung, die Bettsucht, die Pupillenweite und der Speichelfluß. Mit der Muskelstarre fehlt aber auch der angst- oder schreckhaft verzerrte, gespannte Zug im Gesichte, die Koth- und Urinretention. Statt dessen tragen die Mienen den Ausdruck des tiefsten Blödsinns und geht Koth und Urin unfreiwillig ab.

Gemeinsam sind ferner in beiden Zuständen die unvermutheten blitzartigen Handlungen mit Angriffen gegen sich selbst und die Umgebung, gemeinsam der gelegentliche Wechsel mit Erregungszuständen. Nur fehlt in diesen Erregungsanfällen der acuten Demenz das Pathetisch-überspannte, es ist ein ziel- und zweckloses Herausdrängen, Umhertasten oder Suchen, mit Zerstörung dessen, was im Wege ist. Auffallend auch dabei die tiefe Betäubung.

Die Dauer der acuten Demenz ist verschieden; bekannt und zeitungsberühmt sind ja jene Fälle geworden, wo die Kranken in scheinbarem Schlafe Wochen und Monate zugebracht haben: der schlafende Ulan, das schlafende Mädchen, oder wie die Firma jedesmal heißt. Da von dieser acuten Demenz nicht selten Sträflinge in dem Einerlei der Haft, infolge der mangelhaften Ernährung, befallen werden, hat sie gelegentlich auch den Beigeschmack der Simulation nicht vermeiden können. Zumal war es auffallend, daß jene Schläfer mit dem Instinct der jungen

Vögel, die es zu vermeiden wissen, ihr Nest zu beschmuzen, bei eintretendem Bedürfnisse nach dem Fußende des Bettes hinabzurutschen verstanden, um hier über das Fußende hinüber Koth und Urin auf der Diele abzulegen. Auffallend war es zwar, da es aber die verschiedenen Fälle an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gleichmäßig so machten, ohne daß es einer dem andern gesagt haben konnte, so muß es doch wol etwas der Krankheit Charakteristisches sein.

Ein Unterschied der acuten Demenz von dem katatonischen Stupor ist noch der, daß trotzdem bei beiden die Nahrungsverweigerung dieselbe, bei jener in vielen Fällen der Kräfteverfall weit rapider und bedrohlicher ist. Wie Schüle nachgewiesen hat, ist dies wol auf Fieberbewegungen mit Temparaturerhöhung zurückzuführen, die in der acuten Demenz im Beginn nicht selten nachzuweisen ist. Weiterhin tritt hier sowol wie beim Stupor Temperaturerniedrigung ein, die bis unter 35 im Mastdarme hinabgehen kann.

Wie der Name sagt, acute heilbare Demenz, kann die Krankheit, wie alle einzelnen Stadien der Katatonie, wenn sie primär verlaufen, in Genesung übergehen. Bei dem schwereren Kräfteverfall ist sie langsamer und schwieriger zu erkämpfen; das tief benommene Bewußtsein lichtet sich nur allmählich, die Kräfte kommen mühsam wieder, aber schließlich kommt es doch zur vollen geistigen Klarheit, aber auch hier ohne jede Erinnerung aus dem Anfalle.

Geht sie nicht in Genesung über, so verläuft die acute nicht anders als die secundäre katatonische Demenz; wenn die erste aus Nahrungsverweigerung, Kräfteverfall u. s. w. entsprungene unmittelbare Lebensgefahr überwunden, der Kranke wieder zum Selbstessen und vielleicht auch zur Reinlichkeit dressirt ist, sitzt und liegt er mit den andern Leidensgefährten umher, kaum von ihnen zu unterscheiden, bis auch bei ihm in den meisten Fällen ein chronisches Lungenleiden das Leben endet.

Das Zugehören der primären acuten Demenz zum Bild der Katatonie könnte bestritten werden. Neuerdings noch hat Binswanger in den Charité-Annalen im Anschlusse an einen entsprechenden Fall jeden Zusammenhang der acuten heilbaren Demenz mit den verschiedenen Formen des Stupors mit Entschiedenheit geleugnet. Im letzten Hefte des 38. Bandes der allgemeinen Zeitschrift der Psychiatrie hat Schüle diese auf Grund eines einzigen, nicht einmal von Anfang an beobachteten Falles supponirte Isolirung der acuten Demenz, wie mir scheint, mit Recht zurückgewiesen. Er zeigt an einzelnen Beispielen, wie das classische Bild der acuten Demenz wiederholentlich wechselt mit ebenso charakteristischen katatonischen Symptomen, sodaß ein Herausreißen der acuten Demenz aus ihrem Zusammenhange mit gleichartigen Zuständen nicht motivirt erscheint. Auch weist er darauf hin, wie schwierig eine scharfe Grenze zwischen der von Binswanger unterschiedenen Aufhebung der intellectuellen Acte beim Stupor und der Vernichtung der intellectuellen Fähigkeiten bei der acuten Demenz in den vorkommenden Fällen zu ziehen sein wird.

Was die Aetiologie betrifft, so muß zunächst die Heredität erwähnt werden. Kahlbaum war der Ansicht, daß die Katatonie mit der Paralyse der Irren das Schicksal theile, daß sie hereditär nicht belastete Individuen ebenso gern befalle wie solche, die durch Abstammung zu geistiger Störung bereits prädisponirt seien. Die beiden von Pinel erwähnten Brüder, die von mir angeführten drei Schwestern lassen schon vermuthen, daß diese Ansicht der Correction bedürftig ist. Außer jenen drei Schwestern habe ich noch zwei Brüderpaare anzuführen. Eins ist seit Jahren in der Anstalt, der eine ist längst verblödet, während der andere an leider jetzt sich häufenden recurrirenden Tobsuchtsanfällen leidet, die ziemliche Musterbilder der Katatonie sind. In den freien Zeiten ist er klar und schreibt mit Erfolg im Bureau. Von dem zweiten Paare kam erst der ältere als Secundaner, $17\frac{1}{2}$ Jahre alt, in die Anstalt. Er zeigte charakteristischen Wechsel zwischen pathetisch renommistischen Erregungsanfällen und kataleptischer Starre, sodaß über die Diagnose kein Zweifel obwalten konnte. Er wurde gesund, ging von der Schule ab, wurde Kaufmann und ist gesund geblieben. Sieben Jahre später kam sein jüngerer Bruder unter ganz ähnlichen Erscheinungen in die Anstalt, er konnte leider nur gebessert entlassen werden und mußte vor kurzem wieder aufgenommen werden.

Außerdem ist ein katatonisch verwirrtes Mädchen in der Anstalt, deren Mutter einige Jahre vor ihrer Erkrankung als katatonisch blödsinnig ungeheilt entlassen worden war. Also directe Abstammung einer katatonisch Kranken von der andern. Wir werden wol nicht fehlgehen, wenn wir der Katatonie keine Ausnahmestellung in der Hereditätsfrage einräumen und mindestens für ein Drittel aller Fälle directe oder indirecte Erblichkeit annehmen.

Auch in Bezug auf die Altersklassen, die mit Vorliebe von der Krankheit befallen werden, kann ich mit Kahlbaum nicht ganz übereinstimmen. Ich habe aus meinen Beobachtungen den Eindruck gewonnen, daß sich progressive Paralyse und Katatonie gewissermaßen ausschließen. Wo das Alter der Paralyse anfängt, hört das Alter der Katatonie auf, und wie ein Paralytiker im Anfange der zwanziger Lebensjahre zur großen Seltenheit gehört, so habe ich frisch erkrankte Katatonen in Mitte der Vierziger und darüber hinaus nur vereinzelt beobachtet. Der Schwerpunkt der Katatonie liegt in den zwanziger Jahren, vom Pubertätsalter an, und sie kann, wie ein Vortrag Seligmüller's in der Section für Kinderheilkunde der Naturforscher-Versammlung in Salzburg (Deutsche medic. Wochenschrift, 1881, Nr. 43) „über Chorea magna und ihre Behandlung" andeutet, schon im Kindesalter vorkommen. Seligmüller beobachtete „die hypnotische Form der Chorea magna", die entschiedene Aehnlichkeit mit unserer Katatonie hat, bei einem elfjährigen Knaben. Ob ausgesprochene Fälle von Katatonie im Greisenalter vorkommen, will ich nicht entscheiden, ich selbst entsinne mich nicht, einen solchen Fall beobachtet zu haben.

Dagegen kann ich Kahlbaum zustimmen darin, daß

beide Geschlechter gleichmäßig den Erkrankungsgefahren unterworfen sind.

Ebenso macht die Religion keinen Unterschied. Ich habe ein katholisches Mädchen in der Anstalt behandelt, das in der Ekstase mit ihrem Vermögen in ein französisches Kloster gegangen war, um Nonne zu werden. Die Krankheit wurde bald erkannt und sie selbst zurückgesandt. Ebenso ist unter Juden die Krankheit nicht so selten.

Was Stand und Beschäftigung betrifft, so ist zweifellos, daß der Stand am leichtesten befallen wird, der durch seine Beschäftigung vorwiegend auf sitzende Lebensweise und auf das Zimmer angewiesen ist. Eigenthümlich ist dabei die Prävalenz der Lehrer, Lehrerssöhne und der Theologen. Darauf hat Kahlbaum schon aufmerksam gemacht. Daneben ist die Katatonie die Schülerkrankheit. Ob hier die Belastung mit Schularbeiten an erster Stelle mitspielt, ist so ohne weiteres nicht zu entscheiden. Das lange Sitzen im Zimmer ist ja nicht ohne nachtheilige Bedeutung. In den meisten Krankengeschichten finden wir aber hervorgehoben, daß die Arbeiten den Schülern bis kurz vor Eintritt der Krankheit leicht geworden sind, daß sie zwar eifrig und mit Vergnügen gearbeitet, aber auch schnell mit der Arbeit fertig geworden, zu Ende gekommen sind. Erst zuletzt fingen die Kräfte an zu versagen, wurde die Arbeit lästig, mühsam und beanspruchte ungewöhnlich viele Zeit.

In solchen Fällen wird stets geschlechtliche Ueberreizung, zumal Onanie, und secundär häufige nächtliche Pollutionen nachzuweisen sein. Mit der Paralyse theilt die Katatonie das Causalmoment der geschlechtlichen Ausschweifung. Der Unterschied ist der, daß der Paralytiker auf natürlichem Wege, häufig sogar in der Ehe, sich sexuellen Excessen ergeben hat, während der Katatone der Onanie gefröhnt hat.

Daher die relative Seltenheit der Krankheit bei jungen Leuten vom Lande, Knechten u. s. w., die unter dem Einflusse einer natürlichen Sinnlichkeit in ihrer ganzen Umgebung Gelegenheit haben, offen und ehrlich zu sündigen; und die Häufigkeit in den Städten und unter den Jünglingen derjenigen Stände, in denen äußerer Anstand ein gewaltsames Zurückdrängen der durch das viele Sitzen noch gesteigerten Sexualgefühle bedingt und dadurch zu geheimen Sünden Anlaß gibt.

Bei der Onanie handelt es sich wesentlich um das männliche Geschlecht, aber auch in vielen Fällen der Krankheit bei jüngeren oder älteren Mädchen oder Witwen wird Masturbation zu constatiren sein, im übrigen sind beim weiblichen Geschlecht mehr die normalen Veränderungen der Sexualorgane bei Schwangerschaft und Wochenbett gelegentliche Krankheitserreger. Auch sind in der Literatur Fälle aufbewahrt, wo die prima nox mit ihren geistig und körperlich aufregenden Momenten direct die Krankheit veranlaßte. Ein krankes Mädchen in hiesiger Anstalt erkrankte in unmittelbarem Anschlusse an einen Nothzuchtsversuch.

Die Katatonie ist ferner die Gefängnißkrankheit. Auch hier ist die sitzende Lebensweise, Onanie und mangelhafte Ernährung wesentliche Ursache, wobei die deprimirenden Gemüthseindrücke einer längeren, vielleicht auch einsamen Haft, nicht zu unterschätzen sind.

Mangelhafte Ernährung, schwächliche Constitution, chlorotische, hydrämische oder anämische Blutbeschaffenheit, ungesunde Lebensweise, alles, was Körper und Geist widerstandsunfähiger macht, disponirt auch zur Katatonie. Wirken derartige Ursachen gleichmäßig auf eine größere Anzahl gleichgestellter und gleichalteriger Individuen ein, so kann es zu endemischem Ausbruche der Katatonie kommen, worauf Kahlbaum mit Recht aufmerksam macht. Er deutet die Erscheinungen der Convulsionäre in Frankreich, die Predigtsucht oder Predigerkrankheit in Schweden als Katatonie.

Bei vorhandener Disposition kann nun von psychischen Ursachen jeder Affect, jede Gemüthsbewegung die Krankheit auslösen. Vor Furcht und Schrecken erstarren auch Gesunde vorübergehend; daß ihre Wirkung bei Disponirten energischer ist, liegt nahe, aber auch Gram und Kummer, Aerger, gekränkte Ehre und verletzter Stolz können die Krankheit zum Ausbruch bringen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß vereinzelte Fälle constatirt sind, wo Strangulationsversuche direct zu einem Anfalle acuter heilbarer Demenz geführt haben. Spielmann führt in seiner Diagnostik, S. 285, einen derartigen von Meding in Siebenhaar's Magazin veröffentlichten Fall an. Kahlbaum übernimmt den Fall in seine Katatonie und macht noch auf einen ähnlichen von Albers citirten König'schen Fall in Nasse's Zeitschrift für Anthropologie (1826) aufmerksam.

Die **Prognose** der Katatonie ist im allgemeinen eine relativ günstige. Wie bei allen Geistesstörungen richtet sich die Wahrscheinlichkeit der Genesung nach der Dauer der Krankheit, aber bei der Katatonie kann die Genesung noch nach Jahren eintreten, wo bei andern Psychosen längst die letzte Hoffnung geschwunden ist. Allerdings bleibt häufig, abgesehen von dem gewöhnlich mangelnden Krankheitsbewußtsein, ein gewisser Defect zurück. Aber dieser Defect hat nichts Progressives, er ist nicht wie bei so vielen andern Krankheiten der Punkt, von dem aus der ganze gesunde Rest allmählich aus den Angeln gehoben wird. Er kann verheimlicht, überwunden werden, sodaß die Entlassenen als völlig gesund gelten. Die von Kahlbaum unter Nr. 4 beschriebene Adolfine M. konnte nach sechsjähriger Krankheitsdauer nach mehr als fünfjährigem Anstaltsaufenthalte, während dessen Starre und Erregung dauernd wechselten, noch gebessert entlassen werden. Sie galt draußen für gesund, obwol ein Brief aus dem August 1869, drei Monate nach der Entlassung, folgenden Passus enthielt: „Wohl habe ich mich im ganzen bedeutend erholt, doch fühle ich mich leider oft noch schwach und angegriffen, wenn nur das ewige **krampfhafte Zucken im Ohre** (worüber sie schon in der Anstalt geklagt hatte und das so heftig war, daß sie meinte, ein anderer, der den Finger ins Ohr halte, müsse es mit ihr fühlen können) aufhören möchte, mich zu quälen, körperlich wäre es noch zu ertragen, aber geistig absorbirt es so furchtbar, denn ein

Accompagnement in Gedanken oder auch in gedachten Worten ist einmal davon unzertrennlich".

Diesen doch gewiß peinlichen Zustand, der nebenbei für die Theorie der Hallucinationen nicht ohne Interesse ist, konnte sie überwinden und draußen gesund erscheinen. Erst nach neun Jahren, im Juni 1878 trat im Anschlusse an schwere Rachendiphtherie ein neuer Krankheitsanfall ein, der die Kranke im December in die Anstalt zurückführte, wo sie seitdem dauernd im Zustande mäßiger katatonischer Erregung sich befindet.

Das relativ Günstige in der Prognose der Katatonie greift auch auf einzelne Krankheitssymptome über, die in andern Psychosen einen anerkannt übeln Leumund haben. Ich brauche nur an die epileptiformen Krampfanfälle im Beginne und in den Erregungsstadien der Krankheit zu erinnern. Ebenso ist der Speichelfluß, die Unreinlichkeit, selbst actives Schmieren nicht von so übler Vorbedeutung in der Katatonie wie anderswo.

Nicht anders ist es mit dem Krankheitsverlaufe. Auf die Genesungsaussicht, noch bei jahrelangem Bestehen der Krankheit ist oben gerücksichtigt worden; es verdient aber Erwähnung, daß dies meist die wechselnde, recurrirende Form der Katatonie war, die nach längerer Krankheitsdauer in Genesung überging. Wie ungünstig ist dem gegenüber die Prognose der Vesania typica, wenn nach Erholung aus dem der Melancholie folgenden Erregungsstadium sich plötzlich ein neuer Anfall meldet, wenn schließlich kein Zweifel mehr bleibt, daß die vermeintliche Typica nur ein Glied des circulären Irreseins gewesen ist! Krafft-Ebing hat deshalb für diese heilbaren Formen des circulären Irreseins den directen Namen: maniakalisch-stuporöses circuläres Irresein vorgeschlagen, und in der That haben die allermeisten Fälle von geheiltem circulärem Irresein in der Literatur diesen maniakalisch-stuporösen Charakter, sind eben lediglich Fälle von recurrirender Katatonie. Vorzüglich ist das Bild derselben in Krafft-Ebing's Beobachtungen 110 und 111 gezeichnet im 3. Band seines Lehrbuchs, S. 141. Daß die Krankheit bezüglich der Recidivirungsgefahr nicht so günstig ist, wie Kahlbaum annimmt, ist bereits erwähnt und durch verschiedene Fälle nachgewiesen.

Kahlbaum nennt diese mit Remissionen und Intermissionen verlaufende recurrirende Form die protrahirte Form der Katatonie, der er die einfache Melancholia attonica sive cum stupore, auch wenn sie noch von vereinzelten maniatischen Raptusanfällen unterbrochen wird, als Katatonia mitis, und die ausgebildete, durch länger dauernde Manie in schweren Stupor übergehende Krankheit als Katatonia gravis gegenüberstellte. Zweifellos ist diese letztere die prognostisch ungünstigste, zumal wenn sich aus der Starre das Stadium der katatonischen Verrücktheit mit fixirten Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen herausarbeitet oder wenn die Starre sich allmählich zur wirklichen Abulie, zur secundären katatonischen Demenz auflöst.

Dem gegenüber ist die günstigere Prognose der primären katatonischen Verrücktheit sowol wie der primären katatonischen Demenz bereits hervorgehoben.

Quoad vitam hält Kahlbaum die Prognose für ungünstig, da er der Ansicht ist, daß die Katatonie, wenn nicht geheilt, ähnlich der Paralysis progressiva an sich direct zum Tode führt. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß die Nahrungsverweigerung in der Erregung sowol wie in der Starre die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge erfordert, um die Kranken nicht an Inanition zu Grunde gehen zu lassen. Wird aber rechtzeitig zur künstlichen Ernährung gegriffen, so wird diese Gefahr vermieden und die Katatonen können dann, falls sie nicht genesen oder gebessert werden und wenn nicht Complicationen eintreten, noch jahrelang leben, bis endlich das gewöhnliche Ende, die Lungenphthise mit oder ohne Tuberculose die Auflösung herbeiführt. Unter 12 Todesfällen von Katatonen, die unter einer Gesammtsumme von 387 Sectionen nur 3,1 % ausmachen, war nur ein einziges mal bei einer 40jährigen Frau, die nach zweijähriger Krankheitsdauer starb, die Krankheitsursache, eine Periencephalitis, gleichzeitig Todesursache. Bei zweien, einem Manne von 40 Jahren, sechs Jahre nach Eintritt der Krankheit, und einer Frau von 34 Jahren, die neun Monate nach Ausbruch der Krankheit starb, war ein allgemeiner Hydrops ohne Nierenveränderung Todesursache. Ein vierter, ein junger Referendar von 23 Jahren, erlag nach einjähriger Krankheitsdauer einer eiterigen Kniegelenksentzündung, die aus einer Verletzung des Knies vor der Erkrankung recidivirte; die übrigen acht, fünf Männer und drei Frauen, starben an Lungenschwindsucht.

Wenn mangelhafte Lungengymnastik überhaupt zu Stauungen in der Lunge und dadurch zu den chronisch entzündlichen Veränderungen, die unter den Sammelbegriff der Schwindsucht fallen, Veranlassung gibt, so ist es ja erklärlich, daß derartige Kranke, die zusammengekrümmt sitzen und kauern, ohne Bewegung, flach und oberflächlich athmend, an erster Stelle der Krankheit zum Opfer fallen müssen. Es ist also dieses tödliche Leiden eine Folge der ursprünglichen Krankheit, in dem Sinne würde Kahlbaum recht haben, aber der Vergleich mit der Paralysis progressiva, deren Krankheitsursache, die Hirnerkrankung, direct zum Tode führt, ist doch nicht stichhaltig.

Was die pathologische Anatomie der Katatonie anlangt, so tritt hier allerdings eine Aehnlichkeit mit der Paralyse hervor, die mir der Beachtung werth erscheint. Die allgemeine fortschreitende Paralyse geht in ihren Krankheitserscheinungen parallel mit einer fortschreitenden Atrophie des Gehirnmantels, die ursprünglich auf den Stirntheil beschränkt, allmählich den ganzen Mantel einnimmt. Das zeigen die Meynert'schen Theilwägungen des Gehirns zur Evidenz. Während das Durchschnittsgewicht von 132 Männerhirnen, incl. der Paralytiker, das ganze Encephalon in den weichen Häuten gerechnet, 1342 g ausmacht, ist das Durchschnittsgewicht von 59 Paralytikern nur 1320. Wird das Gehirn in Mantel, Stamm und Kleinhirn nach Meynert getheilt, wobei die weichen Häute noch darauf bleiben, weil sonst zu viele Paralytikergehirne in Abgang kommen würden der periencephalitischen Verwachsung wegen, so steht dem Theilge-

wichte von 1324 g von 209 Männerhirnen ein Gewicht von 1290 g von 82 Paralytikergehirnen gegenüber. Berechnen wir dieses Gesammttheilgewicht zu 1000, so kommen auf den Mantel bei 209 Gehirnen 781 g, bei 82 Paralytikern nur 774 g. Ziehen wir jetzt vom Mantel, soweit es geht, die Häute ab, und zertheilen ihn in Stirnhirn und Rest, so kommen auf 1000 g Mantelgewicht bei 206 Männern 411 g, bei 81 Paralytikern nur 403,5 Stirnhirngewicht. Bis zum dritten und vierten Lebensjahre der Paralyse nehmen nun diese Theilgewichte successive ab, das Mantelpromille bis auf 770, das Stirnhirnpromille bis auf 398, um bei längerer Lebensdauer der Paralytiker, während die Summe der Theilgewichte auf 1246 g hinuntergeht, diesem allgemeinen Hirnschwund gegenüber sich wieder auf 775 Mantelpromille und auf 412 Stirnhirnpromille auszugleichen.

Dem gegenüber ist das Mittel des Gesammthirngewichts bei vier männlichen Katatonen 1324 g, also nur 5 g mehr als das Mittel der Paralytiker, während vier weibliche Katatonen mit ihrem Mittelgewichte 1229 noch über das Mittel von 75 Frauen 1228 hinausgehen. Die Summe der Theilgewichte ist bei 7 Männern 1314 gegen 1324 Gesammtmittel und 1290 Paralytikermittel; bei 5 Frauen 1193 gegen 1219 g Mittel von 110 Frauen. Das Mantelpromille der Katatonen ist bei 7 Männern 779, bei 5 Frauen 774, gegen 781 Männer- und 783 Frauenmittel. Das Minimum erreicht ein 33jähriger Katatone nach 10jähriger Krankheitsdauer mit 756,5 und die an Periencephalitis gestorbene Frau mit 760. — Dagegen ist das Stirnhirnpromille bei den 7 Männern 424 gegen 411 der 206 Männer und 403,5 der 81 Paralytiker, also abnorm groß. Bei den 5 Frauen hingegen ist es im Mittel nur 398 gegen 412 der 110 Frauen. Abstrahiren wir von der Periencephalitis, die das Stirnpromille bei der vierzigjährigen Frau bis auf 350 herabgedrückt hatte, so haben die übrigen vier Frauen ein Stirnhirnpromille von 407. Also immer noch unter dem Mittel, während die Männer das Mittel so erheblich überragen. Bei den Männern scheint also der Mantelschwund, der in der Katatonie wie in der Paralyse vor sich geht, bei der Paralyse mit dem Stirn- oder motorischen Hirn, bei den Katatonen mit dem sensorischen Hirnrest zu beginnen, während bei den Frauen der ganze Mantel gleichmäßig von dem Schwund betroffen wird.

Was den übrigen Sectionsbefund des Kopfes bei der Katatonie betrifft, so findet sich bei sämmtlichen Sectionen der Vermerk: Anämia et oedema cerebri. Es entspricht das der Anschauung Schüle's, der in allen katatonischen Symptomencomplexen einen vornehmlich anämischen Gehirnzustand sehen will. Demnächst ein häufiger Befund ist Hyperostose des Schädels oder Knochenneubildung auf der Glastafel. Dies ist bei vier der fünf Frauen und bei drei Männern notirt. Bei einem derselben und bei einem dreiundzwanzigjährigen jungen Manne, der sonst keine Abnormität am Schädel darbot, waren die vordere Hälfte der Pfeilnaht und die mittleren Partien der Kranznaht frühzeitig verwachsen. Die Knochenneubildungen im Schädelinnern waren bei zwei Frauen und einem Manne von Verwachsung der harten Hirnhaut mit dem Schädel vergesellschaftet, während bei zwei Männern Durafetzen im Schädel ohne Osteophyten notirt sind. Pachym. interna mit leichtem Hämatom findet sich nur zweimal, bei einem Manne und einer Frau. Der Gehirnanämie gegenüber besonders stark hervortretende Meningealhyperämie ist sechsmal hervorgehoben, bei ebenso viel Männern als Frauen. Chronische Meningitis, die einmal sich auf Gehirn und Rückenmark erstreckte, ist bei allen Männern und bei vier Frauen notirt, dabei ist bei einem Manne, der 14 Jahre krank, 30 Jahre alt gestorben war, Kahlbaum's Beobachtung entgegen, constatirt, daß die Basalmeningen relativ frei waren, während bei drei Männern und einer Frau hervorgehoben wird, daß die Basis beträchtlich stärker befallen ist als die Convexität. Das wäre also eine Bestätigung von Kahlbaum's Beobachtung. Ueberhaupt ist die Trübung und zumal die Verdickung der weichen Häute bei der Katatonie niemals eine sehr erhebliche, was auch daraus hervorgeht, daß unter unsern 12 Fällen nur zweimal, wovon der eine noch der periencephalitische Fall, die Häute ein Gewicht von 24, resp. 26 g erreichen, während bei allen übrigen nur 10 bis höchstens 17 g als Gewicht der abgezogenen Häute notirt ist. Demgemäß fand sich auch nur bei fünf Fällen, drei Männern und zwei Frauen, ein irgend erhebliches Oedem der weichen Häute vor, und niemals ohne entsprechende Flüssigkeitsansammlung in den Ventrikeln, die noch bei einem Manne und einer Frau allein, ohne Oedem der Häute, gefunden wurde. Bei einem Manne und zwei Frauen hatte die Erweiterung der Ventrikel auch die Hinterhörner, die ja sonst bei Geisteskranken häufiger verwachsen sind, ergriffen. Bei einem Manne und zwei Frauen ist noch die Erweiterung der perivaskulären Räume an der Tänialgrenze des Linsenkerns erwähnt, ein relativ häufiger Befund bei Sectionen Geisteskranker. Als mehr zufälliger Befund muß endlich noch das zweimalige Vorkommen von hirsekorngroßen Tumoren, halb in der Rinde, halb in den Häuten, also ganz nach Art der Cysticerken, und eine Capillarapoplexie in der Orbitalfläche der mittlern linken Stirnwindung des 43jährigen Katatonen erwähnt werden. Von den Tumoren saß einer in einer Furche der obern linken Stirnwindung der einen, der andere in der linken perpendiculären Hinterhauptsfurche einer andern Frau. Spuren von Hakenkranzresten oder Saugnäpfen waren auch bei genauer mikroskopischer Musterung nicht zu finden.

Fassen wir die Sectionsbefunde zusammen, so erscheint die Katatonie als eine Krankheit, die im Beginn ihren Hauptsitz in den Meningen zu haben scheint. Hyperämie und chronische Entzündung der weichen Häute greifen in seltenen Fällen auf die Dura, häufiger mit oder ohne Schonung der Dura auf die knöcherne Schädelkapsel über. Dabei liegt der Schwerpunkt der Meningitis nicht selten an der Basis, niemals werden durch sie die weichen Häute in eine so derbe sulzig-ödematöse Masse verwandelt wie so häufig bei der Paralyse. Dem entsprechend ist auch das Uebergreifen der Entzündung auf die Rindenoberfläche des Gehirns nur äußerst selten.

Trotzdem kommt es im Laufe der Krankheit zum chronischen Schwund des Hirnmantels, bei den Männern vorwiegend im sensorischen Hirnrest mit Schonung des motorischen Stirnhirns, bei den Frauen, wenn die relativ geringe Zahl der Fälle beweiskräftig ist, in mehr gleichmäßiger Ausdehnung über den ganzen Mantel. Eine directe Ursache dieses Schwundes ist nicht zu eruiren. Als Befund im ganzen Hirn ist lediglich Anämie und Oedem zu constatiren, in den meisten Fällen als secundäre Folge des Schwundes, daneben Hydrops ventriculorum.

Was die Therapie betrifft, so geht die erste Regel aus den letzten Worten hervor. Trotz der oft beängstigenden Erscheinungen, die auf tiefere Hirncongestionen zu deuten scheinen, ist die Grundlage der Krankheit Anämie, Blutleere des Hirns. Wenn also überhaupt in der Therapie der Geisteskrankheiten die schwächenden Methoden, Blutentziehungen, Pockensalbe, Haarseile u. s. w. nur in den allerseltensten Fällen am Orte sind, so niemals in der Katatonie. Hier kann es sich nur um stärkende und kräftigende, roborirende Methoden handeln. Zuerst natürlich Sorge für ausreichende, womöglich auch kräftigende Nahrungsaufnahme, die bei der Nahrungsverweigerung in den frisch erkrankten Fällen nicht immer so leicht zu erzielen ist. Weiterhin ist abzuwarten und vorwiegend auf Abhaltung aller schädigenden Reize zu achten.

Selbstverständlich ist dies aber kaum in der Familie des Kranken möglich und deshalb eine möglichst frühe Ueberführung in die Anstalt erforderlich. In den meisten Fällen bedingt sie sich von selbst. Entweder die katatonische Erregung oder die den Angehörigen so sehr unheimliche Nahrungsverweigerung während der Starre zwingen zur Ueberführung in die Anstalt, die zumal auch in der Attonität zur ausreichenden Bewachung des Kranken vor Selbstbeschädigung dringend erforderlich ist.

In der Anstalt selbst ist der Kranke vor Schaden zu behüten. Am besten, sowol während der Erregung als während der Starre, im Bett. Bei der bestehenden Bettsucht bietet die Behandlung auch der erregten Kranken im Bett weniger Schwierigkeiten als bei der paralytischen oder der einfachen Tobsucht. Opiate wirken bei der Katatonie so gut wie gar nicht, weder das Opium selbst in der Starre noch das Morphium als schlafbringend in der Erregung. Nur als Zusatz zum Chloralhydrat ist das Morphium gelegentlich von Erfolg, wenn Chloral allein die nächtliche Ruhe nicht zu Wege bringt. Letzteres, zumal als Clysma applicirt, ist sonst gewöhnlich von erwünschter Wirkung. Wo es versagt, hilft vielleicht das Bromkalium nach der Meyer'schen Verordnung in größeren Dosen kurz vor Schlafenszeit. Von Hyoscyamin habe ich keinen Erfolg weder gegen die Schlaflosigkeit noch gegen das Reißen gesehen. Genauere Regeln und Vorschriften für diese verschiedenen lediglich symptomatischen Mittel lassen sich nicht aufstellen.

Kahlbaum versprach sich seiner Zeit, zumal zur Verhütung der secundären Lungenerkrankungen, Hülfe von der Elektricität, dem Galvanismus. Ob irgendwelche günstige Erfolge vorliegen, ist mir nicht bekannt geworden.

Daß die verschiedenen Versuche der Behandlung der Psychosen mittels des constanten oder des Inductionsstroms auch gelegentlich katatonisch Kranke getroffen haben, ist ja mehr als wahrscheinlich. Ich selbst habe keine eigenen Erfahrungen darin. Die Anwendung des elektrischen Pinsels, um die Oeffnung des Mundes zur Fütterung der Kranken zu erzwingen, wie Schüle sie gelegentlich beschreibt, erscheint mir persönlich grausamer als die einigermaßen geschickte Anwendung der Schlundsonde. Den Zug des Flehens in den sonst so starren Zügen, die bittend erhobenen Hände, die sonst so steif auf den Knien lagen, wie Schüle gelegentlich die Scene bei Annäherung des elektrischen Pinsels beschreibt, habe ich bei Anwendung der Schlundsonde nie beobachtet.

Sowie die katatonische Erregung im Abklingen begriffen, ist der Uebergang zu verständiger körperlicher Arbeit, am liebsten in der Landwirthschaft, das beste Mittel, um ruhigen Schlaf, eine normale Gemüthsstimmung und mindestens eine Hinausschiebung des nächsten Anfalles, in günstig verlaufenden Fällen ein Ausbleiben desselben zu erzielen.

Das ist das Bild der von Kahlbaum beschriebenen Katatonie. Wenn wir fragen, welchen Erfolg die Arbeit seit ihrer Veröffentlichnng gehabt hat, so müssen wir uns gestehen, daß die Aufnahme derselben in Deutschland eine entschieden ablehnende gewesen ist. Sie theilt das Schicksal mit der ebenfalls aus Kahlbaum's Initiative hervorgegangenen Arbeit Hecker's über die Hebephrenie. Wenn die späteren auch das Bild der Katatonie nicht verleugnen können, so sträuben sie sich doch, es als Krankheit sui generis anzuerkennen und zerlegen es von ihren verschiedenen Gesichtspunkten aus in seine einzelnen Theile.

Am unparteiischsten verhält sich dabei der rein referirende Emminghaus, seinem Thema entsprechend, in seiner Allgemeinen Psychopathologie, Leipzig 1878, indem er S. 283 gelegentlich des Verlaufs der Psychosen den progressiven Verlauf sowol der Katatonie als der Hebephrenie constatirt. Krafft-Ebing reißt das klinische Krankheitsbild der Katatonie in seinem Lehrbuche je nach dem Wechsel ihrer Erscheinungen in Melancholia cum stupore, primäre heilbare Demenz und circuläres Irresein mit der Specialbezeichnung maniakalisch stuporöses circuläres Irresein auseinander und bringt zumal unter letzterer Bezeichnung in den oben schon angeführten Beobachtungen 110 und 111 ein paar classische Bilder der Katatonie.

In Schüle's Lehrbuch kommt S. 369 die Katatonie als zweite Untergruppe unter der Bezeichnung: organische Melancholie (attonita), organische (katatonische) Verrücktheit und organischer Blödsinn (primäre Demenz) der zweiten Hauptgruppe seines Systems der Cerebropsychosen vor. Als erste Untergruppe steht ihr die Manie und das Delirium acutum, als dritte die Dementia paralytica gegenüber. Er bringt damit die einzelnen Stadien der

Katatonie wenigstens wieder zusammen, opponirt aber doch bei aller Anerkennung Kahlbaum's gegen dessen Auffassung der Katatonie als einheitliches klinisches Krankheitsbild.

Mendel hat in seiner Monographie über die Manie (Wien u. Leipzig 1881) die katatonische Manie nicht als besonders charakteristisch hervorgehoben, führt aber unter seinen Krankengeschichten manche an, in denen sich mehr oder weniger deutliche katatonische Symptome finden. So gleich die erste Beobachtung: der Kranke gesticulirt mit dem ganzen Körper, trampelt fortwährend mit den Füßen; — andauerndes Reden und Gesticuliren bei mäßiger Erregtheit; — zieht sich nackt aus, onanirt in schamloser Weise; — theatralisch gezierte Stellungen — dazu die eigenthümlich bizarren, pathetisch-barocken Schriftleistungen mit Weltsystemen u. s. w. — Die Krankheit der zweiten Beobachtung, mit ihrer andauernden Nahrungsverweigerung während der Erregung, ihrem von Augenrollen begleiteten Verbigeriren, dem Wechsel zwischen Erregung und apathischer Starre haben wir hier, wo sie zur Genesung kam, als Fall von Katatonie aufgefaßt. Auch in der dritten Beobachtung deuten das unaufhörliche Pflücken an den Kleidern, das pathetisch zurückhaltende Wesen, das Verbigeriren (sepp, lopp, tepp etc.), die mittelweiten, häufig differenten Pupillen, das Gesticuliren, Grimassiren, das theatralische Wesen, dann das barock Schwülstige in Briefen und Reden, die wiederholt geklagte Benommenheit in der Reconvalescenz, die sich zu Hause zu einer gemüthlichen Depression mit Lebensüberdruß concentrirte, auf katatonische Elemente. Endlich scheint mir die Beobachtung 25, in der Genesung eintritt, nach langdauernder Krankheit, die zwischen Erregung und Stupor (Nahrungsverweigerung, Mutacismus, Bettsucht — später unmotivirtes Stehenbleiben beim Spazierengehen, negatives Verhalten) und neuer Erregung (Trampeln mit Händen und Füßen) wechselt, ganz dem Bilde der Katatonie zu entsprechen.

Wer recht behalten wird in dieser Frage, ob Kahlbaum mit der Aufstellung des Krankheitsbildes oder die übrigen Autoren mit ihrer Negation desselben, wird die Zukunft zu entscheiden haben.*) Vorläufig ist es von Interesse, zu constatiren, daß, während unserer deutschen Statistik noch mit Ausnahme der Dementia paralytica alle Krankheitsnamen fehlen und wir statistisch weder den primären Wahnsinn Snell's noch die originäre Verrücktheit Sander's kennen, die Amerikaner bereits Hebephrenie und Katatonie in ihre Statistik als Krankheitseinheiten aufgenommen haben. *(Jul. Jensen.)*

*) Der Artikel wurde im November 1881 verfaßt. D. Red.

KATECHESE. Aus dem griechischen Substantivum κατήχησις, bezw. aus dem griechischen Verbum κατηχεῖν, welches antönen, anreden u. s. w. bedeutet, gebildet, bezeichnet das Wort gemäß dieser Etymologie die laute Anrede jemandes an einen andern oder an andere, wird indeß bei seiner Herübernahme in andere Sprachen, namentlich auch in die deutsche, nicht von jeder derartigen Rede, sondern ausschließlich von derjenigen gebraucht, mittels welcher einer den andern belehrt oder unterrichtet, mithin von dem mündlichen Unterrichte.*) Aber auch auf diesem Gebiete wiederum beschränkt sich der Sprachgebrauch ganz überwiegend auf die Belehrung oder den Unterricht in den Religionswahrheiten, mögen sie dogmatischer, ethischer, hymnologischer, historischer und anderer Natur sein. Und zwar hat es die Katechese der christlichen Religion und Kirche, von welcher in unserm Artikel allein die Rede ist, vorzugsweise mit dem Glauben und der Pflichtenlehre zu thun, sodaß sie sich wesentlich innerhalb desjenigen Bereiches hält, welches vom Katechismus in seiner specifischen Bedeutung umschlossen wird. Man rubricirt dieselbe, da sie es nicht mit der heuristisch-wissenschaftlichen Bearbeitung und systematisch-principiellen Darstellung von Objecten der Dogmatik, Ethik, Kirchengeschichte u. s. w., die sie als gegeben voraussetzt, zu thun hat, als eine praktische Verwendung derselben in der sogenannten praktischen Theologie, wohin auch alle mit dem ihrigen verwandten Begriffe gehören, wie Katechet, Katechetenschule, Katechetik, Katechetin, Katechisation, Katechisiren, Katechismus, Katechist, Katechistin u. s. w.

Im Neuen Testamente findet sich von allen diesen Wörtern nur κατηχεῖν, und zwar in der Bedeutung des Unterrichts und der Belehrung in mündlicher Weise, 1 Kor. 14, 19, oder eines Unterrichtes und einer Belehrung, welche mündlich wie schriftlich geschehen kann, Luk. 1, 14, Ap.-Gesch. 18, 25, Röm. 2, 19, Gal. 6, 6 (hier vorzugsweise mündlich), oder in dem Sinne von benachrichtigen, Ap.-Gesch. 21, 21 und 24. Oefter kommt es im N. T. nicht vor. Im weitern Verlaufe der christlichen Literatur bieten sich die κατηχήσεις des Bischofs Kyrillos von Jerusalem († 386) als schriftlich verfaßte Belehrungen über christlichen Glauben und christliches Leben dar, theils für die niedere, theils für die höhere Stufe der zu Belehrenden.

Wenn der neuere, resp. gegenwärtige (deutsche) theologisch-didaktische Sprachgebrauch unter der Katechese ebenfalls den religiösen Unterricht versteht, so geschieht dies fast ausschließlich in dem Sinne, daß als zu Unterrichtende Kinder oder Ungebildete, d. i. noch nicht oder wenig Belehrte, vorgestellt werden, und zwar auf dem Wege der Mündlichkeit. Ist das Pensum zu einem solchen Unterrichte, sei es für eine ganze Disciplin, sei es für einen größeren oder kleineren Theil derselben, schriftlich oder im Drucke abgefaßt, so heißt eine solche Ausarbeitung an sich ebenso eine Katechese wie die mündliche Ausführung von seiten eines Lehrers gegenüber seinen Schülern nach Inhalt und Form. In der Regel spricht man von „einer" Katechese in der Bedeutung eines nur einen engbegrenzten Inhalt umfassenden Unterrichtes, resp. einer auf einen einstündigen oder noch kürzeren Zeitraum beschränkten Unterredung, wie eine solche z. B. den Candidaten des Lehramts oder der Theologie zum Behuf einer Prüfung aufgegeben wird, welche den Zweck

*) Nach griechisch-scholastischer Definition: ἀπὸ στόματος διδάσκειν τινα. — Dieser Unterricht könnte auch der dialogische genannt werden.



hat, nicht sowol das Können der Schüler als vielmehr des Lehrers zu ermitteln.

Wenn der religiöse Unterricht, welcher in den früheren Jahrhunderten als „Katechese" bezeichnet und ertheilt wurde, sowol den bereits höher Vorgebildeten als auch den noch gar nicht oder wenig Geförderten, den *νήπιοι* des N. T., nach Princip und Praxis nicht immer und nicht nothwendig nach der Methode von Fragen und Antworten verlief, obwol dies den *νήπιοι* gegenüber sicherlich meist geschah, so ist seit Luther's Zeiten von einer Katechese ausschließlich nur in dem Sinne des Abfragens und Beantwortens die Rede, und zwar unter Beobachtung der Regeln der allgemeinen didaktischen Methode. Für die weitere Ausführung dieser und anderer Formen sowie für die geschichtliche Entwickelung der Katechese im Laufe der Zeit ist auf die Artikel „Katechetik" und „Katechismus" zu verweisen, in welchen — namentlich dem ersteren — die von *κατηχεῖν* hergeleiteten Begriffe, Thätigkeiten, Personen u. s. w. ihre nähere Darstellung im Zusammenhange finden.

Der Unterschied zwischen Katechese einerseits und Katechisiren und Katechisation (s. diesen Art.) andererseits ist, wenn streng begrifflich, dahin festzustellen, daß die Katechese den oben näher definirten Unterricht mit Einschluß des nicht zur praktischen Anwendung kommenden schriftlichen oder gedruckten Entwurfs, den Gegenstand in allen seinen Theilen, nach Inhalt, Form, Personen u. s. w., als Object an sich, das Katechisiren als subjective Thätigkeit des Lehrers (Katecheten), die Katechisation als diese substantivirte Thätigkeit bezeichnet. *(J. Hasemann.)*

KATECHET, der die Katechese ausübende Lehrer. Ein solches, von dem eigentlichen geistlichen, bezw. priesterlichen Amte unterschiedenes Religionslehramt, wenn auch nicht als officiell-gemeindliches, hierarchisch eingegliedertes, erscheint innerhalb der christlichen Kirche zuerst in den Clementinen, wo dergleichen Personen Nautologen genannt werden. Den Namen „Katecheten" führten im besondern die Theologen, welche in der sogenannten Katechetenschule zu Alexandria (s. diesen Artikel) seit dem 2. Jahrh. nach wissenschaftlicher Methode den höheren christlichen Religionsunterricht ertheilten. Im deutschen Sprachgebrauche während des 18. und 19. Jahrhunderts bezeichnete man damit diejenigen Religionslehrer an deutschen protestantischen Elementarschulen, welche nicht zugleich Küster, resp. erst provisorisch angestellt waren. A. H. Niemeyer spricht von ihnen als von „angehenden Landschullehrern". Oft findet man auch diejenigen Männer, welche den protestantischen Missionaren als Helfer im Anfangsunterrichte zur Seite stehen, als Katecheten bezeichnet. Ueber die Thätigkeit des Katecheten im allgemeinen und besondern nach begrifflicher und historischer Seite ist außerdem besonders der Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie zu vergleichen.

(J. Hasemann.)

KATECHETENSCHULE, die alexandrinische. In Alexandria (Aegypten), wo nach Christi Geburt, wie bereits vorher, ein reges Leben in Wissenschaft und Literatur als Nachblüte des altclassischen griechischen Geistes waltete, empfanden die leitenden Persönlichkeiten der christlichen Gemeinde das Bedürfniß, der griechischen Weisheit und dem Gnosticismus, zum Theil auch dem gelehrten Judenthume gegenüber ihre religiöse Anschauung wissenschaftlich zu rechtfertigen und zu begründen, und zwar nicht blos schriftlich-literarisch, wie es die christlichen Apologeten gethan, auf deren Vorgang man weiter baute, sondern auch durch eine förmliche Lehranstalt nach dem Vorbilde der griechischen Philosophenschulen. Als Stifter gilt Pantänus, von welchem keine Schriften überliefert sind, und dessen Gedächtniß uns besonders Clemens von Alexandria aufbewahrt hat [1], oder der noch frühere Apologet Athenagoras um die Mitte des 2. Jahrhunderts. [2]) Als Leiter und zugleich Hauptlehrer an dieser ersten theologischen Facultät oder, wenn man will, freien Akademie der christlichen Kirche, welche unter der Aufsicht des dortigen Bischofs stand, traten nach Pantänus die berühmten Gelehrten Titus Flavius Clemens, etwa von 191—202, Origenes, dieser bereits in seinem 18. Lebensjahre (als „Katechet"), u. a. auf. Hieronymus nennt sie „*κατηχήσεων* magistri". Die religiöse Kinderlehre ward unter Origenes und seiner Leitung von einem besondern „Katecheten" besorgt. Die Anstalt dürfte das 3. Jahrhundert nicht überdauert haben.

Zur Literatur, außer den allgemeinen Werken über die christliche Kirchengeschichte: H. E. F. Guerike, De schola quae Alexandriae floruit catechetica, 2 Thle., Halle a. d. S. 1824 und 1825. — C. F. G. Hasselbach, De schola quae Alexandriae floruit catechetica, Part. I, Stettin 1826 (Schulprogramm). — Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie, Paris 1820, dann wieder 1840. — Dazu Ritter, Geschichte der christlichen Philosophie, I, 421 fg. *(J. Hasemann.)*

KATECHETIK. Sie ist kurz gefaßt die Wissenschaft der Katechese, des Katechisirens, oder in ausführlicherer Definition die wissenschaftliche Darstellung der Kunstregeln für die Methode der Didaktik in den christlichen Religionswahrheiten und als solche ein Bestandtheil der sogenannten praktischen Theologie. Die Katechetik im allgemeinen könnte zwar auf jedes Unterrichtsobject bezogen werden, allein der Sprachgebrauch beschränkt sie auf die Gegenstände der christlichen (und jüdischen) Religion. Als solche umfaßt sie vorzugsweise die Dogmen und die Sittenvorschriften, sowie den Cultus, mithin das Gebiet des in gewöhnlichem Sinne aufgefaßten Katechismus, obgleich sie Kirchengeschichte, Bibelkunde, Hymnologie u. s. w. nicht nothwendig ausschließt. Und zwar hat sie es nach der gegenwärtigen, seit der deutschen Reformation ausgebildeten und recipirten Redeweise mit Anfängern in der Lehre, mit Kindern, bezw. Ungebildeten zu thun, weshalb sie sich als Erotematik, im Gegensatze zu der für Gebildetere passenderen Akroamatik, des docirenden Vortrages, wesentlich einer besondern Form, des Antwort heischenden Fragens durch den Leh-

1) J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 1. Bd. (3. Aufl. Bonn 1831), S. 251 fg. — 2) K. Hase, Kirchengeschichte (8. Aufl., Leipzig 1858), S. 106 fg.

rer (nicht durch den Schüler, wie es hier und da verkehrterweise gefordert worden ist), bedient. Unsere Ausführungen haben sich aber nicht blos an diejenige Lehrkunst zu halten, welche etwa der gegenwärtigen lehrhaften Theologie als das Ideal gilt; sie haben den Versuch zu machen, die Katechetik in ihrem geschichtlichen Verlaufe seit dem Beginn des Christenthums zu skizziren.

Im Neuen Testamente findet sich zwar der Unterschied zwischen *νήπιοι* (Unmündige), denen man *γάλα* (Milch) geben müsse, und *τέλειοι* (Vollkommene), denen *βρῶμα* (feste Speise) gebühre, aber eine specielle Lehrthätigkeit im Sinne der Katechese wird nicht erwähnt. Als Aemter in der Gemeinde werden Eph. 4, 11 die der *ἀπόστολοι, προφῆται, εὐαγγελισταί, ποιμένες* und *διδάσκαλοι* erwähnt, was nicht ausschließt, daß unter den zuletztgenannten auch *κατηχῆται* oder *κατηχισταί* waren. Jedenfalls wurde bald nach der ersten Pfingstzeit den Täuflingen vor der Taufe meist ein kurzer Unterricht ertheilt, welcher sich naturgemäß wenigstens theilweise katechetisch (in Fragen und Antworten) gestaltete.

Seit dem 2. Jahrhunderte findet sich in der christlichen Kirche als amtliche, hierarchische Thätigkeit in wachsender und umfassender Bedeutung der Unterricht der Proselyten, welche auch *κατηχούμενοι* hießen, zum Zweck der Aufnahme in die Kirche, resp. der Taufe und der Ablegung des Bekenntnisses nach verschiedenen, übereinandergeordneten Stufen ausgebildet. Es ist dies der Katechumenat, über welchen sich die ersten ausführlicheren Bestimmungen in den Clementinen und besonders in den späteren Apostolischen Constitutionen, VII, 39—41 (überhaupt II, VII und VIII) finden, wo auch den Katecheten ein bestimmter Lehrplan vorgeschrieben ist. Das Nähere über den Katechumenat s. in unserm Artikel über denselben in dieser Encyklopädie. Indeß bestand nicht überall eine scharfe, feste Gliederung der Katechumenen, wie denn z. B. Augustinus in seiner Schrift: De catechizandis rudibus, welche man als erste uns bekannte Katechetik im Sinne einer christlichen Religionsunterweisung für Kinder betrachten kann, obgleich sie ihre praktischen Rathschläge nicht systematisch aufstellt, als Antwort auf die Anfrage eines karthaginiensischen Diakonus diesem die Weisung gibt, den Religionsunterricht den rudes nach freiem Ermessen zu ertheilen.[1]) Andererseits fiel das Schwergewicht des Katechumenats nicht sowol in die Ausbildung der katechetischen Methode als vielmehr der aufsteigenden Gliederung der Proselyten für die Theilnahme am Gottesdienste der Gemeinde und für die stufenweise Mittheilung der Heilswahrheiten und Heilsgüter. Dabei waltete das Bestreben ob, in Analogie und Nachahmung der in dem heidnischen Cultus gepflegten esoterischen Mysterien den specifischen Inhalt der christlichen Dogmen und liturgischen Handlungen als disciplina arcani zu behandeln, zu welcher deshalb namentlich nicht die Zehn Gebote gehören, weil sie jüdischen Ursprungs waren. Zur Zeit des Bischofs Kyrillos von Jerusalem (gest. 386), von welchem wir 18 vorbereitende und 5 mystagogische Katechesen haben, empfingen die Proselyten vor der traditio symboli Unterricht in dem Dekaloge, in der Bibellesung, in der biblischen Geschichte u. s. w.; erst nachdem sie durch jene traditio in die Stufe der *φωτιζόμενοι* erhoben worden waren, führte man sie in die eigentlichen christlichen Lehrstücke vom Glauben, Vaterunser und Sakrament ein. — Der *λόγος κατηχητικὸς ὁ μέγας* des Gregorius von Nyssa (gest. 394) hat zwar die Belehrung über die christlichen Wahrheiten zum Inhalt, aber nicht in der Weise einer elementaren Kinderlehre. Je mehr die Kindertaufe in Aufnahme kam, desto mehr verfolgte der katechetische wie überhaupt der Religionsunterricht der Kinder den Zweck, dieselben auf die erste Communion vorzubereiten.[2])

In den nachfolgenden Jahrhunderten tritt, wie überhaupt das intellectuelle Moment, so besonders das Streben, den Religionsunterricht für Kinder und Ungebildete nach Inhalt und Methode zu vervollkommnen, gegen das hierarchische und äußere Cultusinteresse mehr und mehr in den Hintergrund; die auf uns gekommenen literarischen Arbeiten dieser Gattung, wie die lehrhafte Erklärung des Glaubensbekenntnisses und der Sieben Bitten durch den Mönch Kero von St.-Gallen aus dem 8. Jahrhundert sind nur sehr sporadisch vorhanden. Einen Lichtpunkt bietet die Regierung Karl's des Großen, welcher darauf drang, daß Kindern, erwachsenen Täuflingen und andern die Hauptstücke des christlichen Glaubens und der christlichen Moral nicht blos äußerlich gedächtnißmäßig beigebracht, sondern auch in ihrer Muttersprache für das Verständniß zugänglich gemacht würden. Eine solche populäre Erklärung hat namentlich Otfried von Weißenburg verfaßt. Den Erwachsenen fragte man bei der Ohrenbeichte, aber wol meist ohne eingehende Erörterung, das eine oder andere Hauptstück ab, besonders den Dekalog, welcher zu diesem Zwecke nicht selten durch Geistliche in literarischen Versuchen katechetisch bearbeitet wurde, wenn auch mehr für Erwachsene als für Kinder, welche im späteren Mittelalter meist ohne Religionsunterricht blieben.[3]) Bei der Taufe sagen die Täuflinge oder die Pathen das Vaterunser und den Glauben, nicht selten wol auch die Zehn Gebote auf; aber auch hierbei fand in der Regel kein erklärendes weiteres Abfragen und Antworten statt. Gerson's Abhandlung: De parvulis ad Christum trahendis ist nicht sowol eine methodische Katechetik als vielmehr eine kurze Darstellung und Rechtfertigung seines Beichtverfahrens mit jungen Leuten.[4])

Die vorreformatorischen Parteien, wie die Albigenser, Waldenser, Hieronymianer u. a., hatten in ihrer Opposition gegen die päpstliche Kirche, deren Wesen in das opus operatum, den Heiligendienst, die Möncherei, den

1) Palmer, Katechetik, in Herzog's Real-Encyklopädie für protest. Theologie und Kirche, VII, 445.

2) Höfling, Sakrament der Taufe (1846); J. Mayer (Kath.), Geschichte des Katechumenats und der Katechese in den ersten sechs Jahrhunderten (Kempten 1868); von Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen Katechese (Leipzig 1863—1872). 3) Geffken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh., 1. Theil (Leipzig 1855). 4) Palmer, bei Herzog, S. 451.



Hierarchismus verfallen war, selbstverständlich ein hohes Interesse, das lehrhafte Wort zu sicherer Erkenntniß der aus der Heiligen Schrift geschöpften Heilswahrheiten auch der Jugend einzuprägen. Die heutigen Waldenser und einige ihrer Geschichtschreiber behaupten, daß ihre Vorfahren schon vor der deutschen Reformation die durchgehende Frageform für die religiösen Elementarlehrbücher eingeführt haben.[5]) Aehnliches wird von den Böhmischen Brüdern, Nachfolgern der Hussiten, für das Ende des 15. Jahrhunderts ausgesagt. Indeß ist mit Bestimmtheit etwas Näheres über die Form dieser Didaktik für den Elementarunterricht nicht zu ermitteln.

In umfassender Weise wurde die Katechetik durch die deutsche Reformation auf eine höhere Stufe erhoben, namentlich für den Unterricht der Kinder. Noch ehe Luther (1529) seine beiden Katechismen erscheinen ließ (s. den Artikel „Katechismus"), forderte er in seiner Deutschen Messe vom Jahre 1526, daß die Hauptstücke der christlichen Lehre nicht blos auswendig gelernt und uno tenore hergesagt, sondern durch Einzelfrage und entsprechende Antwort zur Aneignung gebracht werden sollten.[6]) Aber innerhalb der größeren Fragestücke hatte zu Luther's und noch auf längere Zeit der Katechet keine freie Bewegung für die Zergliederung in methodische Einzelfragen, für Nebenfragen zur Hebung von Zweifeln und Unklarheiten, zum Eingehen auf die eigentliche Kindesnatur, zur psychologischen Orientirung. Dieser freien didaktisch-subjectiven Durcharbeitung stand in der nach-Lutherischen Zeit auf lange hin der Druck der kirchlichen Orthodoxie entgegen. Man führte zwar Katechismuspredigten für Erwachsene ein, sowie Uebungen im Katechismus mit denselben, theils an bestimmten Sonntagen, theils für gewisse Abschnitte des Kirchenjahres, namentlich für die Fastenzeit, wo Examina im Katechismus abgehalten wurden; aber auch auf diesen Predigten und Prüfungen lastete der neue formale Scholasticismus der strengen Rechtgläubigkeit. Der religiöse Jugendunterricht gerieth nach Luther's Tode wieder in Verfall.[7]) Es erschienen zwar aus der Feder lutherischer Theologen Lehrbücher über Katechetik; aber sie boten fast nur theoretisch-dogmatische Gelehrsamkeit in schwerfälliger Form, wenig eigentliche katechetische Methodik; so z. B. Hyperius, De catechesi 1570; Dietrich, Institutio catechetica 1613; Heinrich Alsted, Theologia catechetica 1622. Die gewöhnliche damalige Art der Katechesen wird von Valentin Andreä (gest. 1654) in mehrern Schriften treffend und witzig gegeiselt; wie er selbst die Lehrmethode gestaltet wissen will, legt er in seinem Dialogus I. dar.[8])

Für die **reformirte Kirche** war der Heidelberger Katechismus (s. diesen Artikel), welcher 1563 erschien, epochemachend. Derselbe führt mehr wie der lutherische eine populär-wissenschaftliche, systematische, genetische Methode für das gesammte Material der Lehrobjecte in Einzelfragen und Antworten durch, hatte aber auch, wenngleich wol nicht die Absicht, so doch den Erfolg, daß die Lehrer (Katecheten) sich an den Gang so streng wie möglich gebunden erachteten und sich in der freien Bewegung, namentlich den Antworten gegenüber, welche den gedruckten nicht entsprachen, gehindert fühlten.[9]) — In beiden Kirchen, der lutherischen wie der reformirten, wurde bald eine große Zahl von katechetischen kirchlichen Lehranstalten begründet; viele Kirchenordnungen schreiben vor, wann, wie oft, von wem, aber nicht innerhalb welcher Grenze der freien subjectiven Bewegung des Lehrers, der Katechismus mit der Jugend getrieben werden sollte, so z. B. die wittenbergische von 1533, die würtembergische von 1553, ebenso die sächsischen Generalartikel von 1557.[10])

Auf diejenige Höhe, über welche sie im wesentlichen gegenwärtig noch nicht hinausgekommen ist, erhoben die elementare Religionsdidaktik P. J. Spener und mehrere seiner Schüler und Anhänger, namentlich die Hallenser A. H. Francke, Freylinghausen u. a., welche in ihrem Waisenhause und den damit verbundenen vielgestaltigen Schulen ein hierzu sehr geeignetes praktisches Feld vor sich hatten. Indem sich Spener von den starren orthodoxen Glaubensfesseln der kirchlichen Theologie zu einem glaubensinnigen, in gutem Sinne pietistischen, aber nicht theosophisch-quietistischen Christenthum emancipirte, wollte er dieses der Jugend nicht als ein anbefohlenes, auswendig gelerntes, sondern als ein auch durch Verständniß vermitteltes Eigenthum mitgetheilt wissen. Unter Verwerfung der blos oder überwiegend akroamatischen Methode forderte Spener die lebendig dialektische oder erotematische und begann dieselbe zu einer wirklichen, des Namens der Katechese würdigen auszubilden. Es sollte zwar der (lutherische) Katechismus nach wie vor für die Begrenzung des Stoffes und die Haupteintheilung bei der religiösen Elementarlehre die feste Grundlage bilden, aber der Katechet die im Katechismus zusammengefaßten Sätze zerlegen, dem Schüler durch Heranziehung der geeigneten Bibelstellen (Sprüche), durch parallele Analogien, durch psychologisches Eingehen auf halbrichtige oder unrichtige Antworten u. s. w. nahe bringen, sein Herzensinteresse daran erwecken, ihm Lust dazu machen, daher den Unterricht erleichtern. Dieses zuletzt genannte Erforderniß fand namentlich auf den Schulen der Francke'schen Stiftungen durch Lange u. a. überhaupt für alle Unterrichtszweige, beispielsweise für den lateinischen und griechischen Sprachunterricht — in den hallischen Grammatiken, welche für diesen Zweck ungemein geschickt abgefaßt waren — eine sehr glückliche und erfolgreiche praktische Durchführung. Dabei ging jedoch für Spener der Religionsunterricht nicht in die bloße Kunstformalität auf; sein Hauptzweck sollte eben die Religion und die Ethik sein; er sollte der Kirche, dem Bekenntniß, namentlich als Vorbereitung für die seit jener Zeit in der

---

5) Köcher, Katechetische Geschichte der Waldenser (1768). 6) Brüstlein, Luther's Einfluß auf das Volksschulwesen und den Religionsunterricht (Jena 1852). 7) Palmer, bei Herzog, S. 451. 452. 8) Derselbe S. 452.

9) Köcher, Katechetische Geschichte der reformirten Kirche (1756). 10) Palmer, a. a. O. S. 451.

lutherischen Kirche allgemein eingeführte Confirmation dienen.[11]) — In der ersten Zeit war die katechetische Richtung der Spener-Francke'schen Schule weniger auf theoretisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung, mehr auf praktische Anwendung bedacht. In diesem Sinne ist z. B. die Schrift von Hedinger verfaßt: „Christlich wohlgemeinte Erinnerungen, die Unterrichtung der lieben Jugend von der Gottseligkeit betreffend", Stuttgart 1700.[12]) Das Complement zu höherer, mehr systematisch-wissenschaftlicher Ausbildung und Rechtfertigung thaten bald andere Männer hinzu, indem sie auf das Erforderniß, das psychologische Element zur Geltung zu bringen, den Verstand zu schärfen, ihn auf den Willen wirken zu lassen, kurze, runde Definitionen zu geben u. s. w., in ausführlicherer Entwickelung eingingen; so namentlich J. F. Rambach in seinem Buche: „Der wohlunterrichtete Katechet", Jena 1722, 10. Auflage Leipzig 1762, ferner der jüngere Seidel durch seine: „In der Erfahrung gegründete Anweisung, welches die wahre Methode zu katechesiren sei", 1742.

Die Erfolge der pietistischen Schule blieben nicht ohne Einfluß auf die altorthodoxe Richtung des Lutheranismus; wie denn z. B. Valentin Andreä, einer ihrer Vertreter, obgleich im übrigen ein Widersacher der Pietisten, seinerseits die Katechese methodischer und praktischer gestaltete und die Candidaten des Predigtamtes hierin eingehend anleitete.[13]) Mosheim (gest. 1755), welcher eine Mittelstellung zwischen der Orthodoxie und dem Pietismus einerseits und der Semler'schen kritischen Richtung andererseits einnahm, fußte für den elementaren Religionsunterricht wesentlich auf der psychologischen Methode, deducirte die Lehrform nicht sowol aus der im Katechismus gegebenen Glaubenssubstanz als vielmehr aus allgemeinen Principien, suchte mehr die abstracte, begriffliche, religiöse Bildung als die Heranbildung zur Aufnahme positiver Glaubenswahrheiten und zum kirchlichen Bekenntniß als Aufgabe hinzustellen. Von anderer Seite machte sich der Kantianismus und in seinem Gefolge der theologisch-kirchliche Rationalismus für die weitere Ausgestaltung des katechetischen Unterrichtes geltend. Stellte Kant das theoretische Erkenntnißmoment wie die psychologische Methode in den Vordergrund, woraus das Streben nach aprioristischer Entwickelung, resp. nach Deduction aus Principien sich ergab, so erklärte er doch ausdrücklich[14]), daß für Schulen mit zahlreichen Kindern das Sokratisiren, d. i. alles aus den Schülern Herausentwickeln- und Herausfragenwollen, ungeeignet sei. Von den katechetischen Schriftstellern war es besonders Gräffe, welcher die Kant'schen Grundsätze zur Anwendung brachte und in diesem Sinne 1789—93 sein Katechetisches Magazin, 1793 fg. sein Katechetisches Journal in 4 Theilen, 1795—99 sein vollständiges Lehrbuch der Katechetik in 3 Bänden, 1796 seinen Grundriß der allgemeinen Katechetik nach Kant'schen Grundsätzen herausgab. In dem vollständigen Lehrbuche ist ein weitläufiger Commentar über Kant's Lehre von den Seelenvermögen die Hauptsache, wie denn überhaupt seine Methode in ihrem Formalismus abstrus und unpraktisch war.

Es ist unrichtig, dem etwa gleichzeitig mit dem Kantianismus auftretenden, aber nicht allein auf dessen Verstandeskritik, sondern ebenso sehr auf der seit Semler zur Herrschaft gelangten Bibel- und historischen Kritik fußenden theologischen und kirchlichen Rationalismus den einseitigen Grundsatz zu imputiren, daß man bei dem Unterrichte nur an die im Kinde liegende natürliche Religion anknüpfen müsse, um sie durch die Hebammenkunst der Sokratik herauszufragen; die Rationalisten legten, gleich den Orthodoxen, auch vieles in das Kind hinein, wie es ja nicht anders sein konnte, wenn man sie das Positive im Christenthume, dessen Geschichte und Vorgeschichte, die Aussprüche Christi und der Apostel, thatsächlich lehrte. Allerdings gab es einseitig sokratisirende Rationalisten; aber andere erklärten sich entschieden gegen diese Einseitigkeit. Auch ist theologischer „Rationalismus" in der jetzigen Retroperspective bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts, von wo ab durch viele zusammenwirkende Kräfte, namentlich auf protestantischem deutschem Boden, die Katechetik erst zu einer wirklichen, wissenschaftlich dargestellten und praktisch geübten allgemeinen Kunst erhoben wurde, historisch und begrifflich etwa bis zu dem erst im 19. Jahrhundert unter diesem Namen auftretenden „Supranaturalismus" ein durchaus nicht einheitliches, identisches Wesen. Es war ein in dieser Periode allgemeines, eben aus dem Bedürfnisse einer wissenschaftlich verfahrenden Methode mit Nothwendigkeit hervorgehendes Streben, die Reihe der katechetischen Begriffe aus einem Urbegriffe abzuleiten, wie dies Schleiermacher's göttliche Causalität für die gesammte Theologie versuchte. Dieses formale Element wurde freilich für viele Katecheten zu einem formalistischen und somit zu der Tendenz, ihre subjective Kunstfertigkeit leuchten zu lassen.

Unter den Kantisch gebildeten Rationalisten ist vor allem G. F. Dinter zu nennen, welcher einerseits darauf aus war, die Unterrichtsobjecte dem Verstande so klar wie möglich zu machen, andererseits aber vermöge seines Taktes die Bibel, resp. den lutherischen Katechismus zu Grunde legte. Von seinen Werken, welche ein weitgreifendes Ansehen erlangten und denen seine persönliche praktische Tüchtigkeit im Katechisiren entsprach, nennen wir vorzugsweise die anfangs ohne seinen Namen erschienenen Unterredungen über die Hauptstücke des Katechismus, zum ersten mal 1800 fg., dann wieder in 4 Bänden Neustadt 1806—1808 und: Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik, ebenda 1801, 7. Auflage 1829. Annähernd in seinem Geiste geschrieben ist F. W. Wolfrath's Versuch eines Lehrbuches der allgemeinen Katechetik und Didaktik, Lemgo 1807, sowie sein Versuch eines Lehrbuches der religiös-moralischen Katechetik und Didaktik, ebenda 1808. — A. H. Niemeyer erklärt sich in seinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, 6. Auflage 1810, 3 Bände[15]), entschieden gegen das einseitige So-

11) Thilo, Spener als Katechet (Berlin 1840). 12) Palmer, bei Herzog, S. 452. 13) Derselbe S. 453. 14) Tugendlehre, S. 165.

15) III, 470.



kratisiren, namentlich Kindern gegenüber, und für die Darreichung „positiven Wissens" in der kirchlichen Fassung, im übrigen für deren verstandesmäßig deutliche Aneignung; man müsse das Material recht oft und bestimmt aufsagen lassen, den Schülern erst etwas geben und dann analysiren, gegen das Zweifeln und Raisonniren wirken. — Junker's Biblischer Katechismus für Volksschulen, 11. Auflage, Halle 1802, ist ein biblisches Spruchbuch zum Katechismus. — Es sei hier noch erinnert an M. J. Schmidt, Der Katechist 1784, J. P. Miller's Anweisung zur Katechisirkunst 1778, spätere Auflage 1788; J. G. Rosenmüller's Anweisung zum Katechisiren, Gießen 1783, 3. Auflage Leipzig 1793; G. F. Seiler's katechetisches Methodenbuch, Erlangen 1789; J. W. Schmidt's katechetisches Handbuch 1798[16]); H. Müller's Lehrbuch der Katechetik, Altona 1816, dann wieder 1822; Hartung's Katechetenschule 1827, Thierbach's Handbuch der Katechetik 1822—1823, dann wieder 1837 in 2 Bänden, sowie dessen Katechisirkunst, Nordhausen 1826 fg. in 5 Theilen und desselben Lehrbuch der Katechetik, Hannover 1830; A. Ludwig's Anweisung zum religiös-katechetischen Unterricht, Wolfenbüttel 1826; A. Mohrath's Versuch einer Methodik des Religionsunterrichtes, 1. Theil, Leipzig 1831; E. Hoppe's Anweisung zum christlichen Religionsunterricht, 1. Band, Leipzig 1835; Plato's Lehrbuch der Katechetik, 1854. Sie stehen meist auf rationalistischem Standpunkte und haben einen überwiegend formalistischen Charakter.

Dem Rationalismus gegenüber und schon früher behauptete sich namentlich in Würtemberg, wo ihr die biblisch-supranaturale Theologie Storr's zur Seite stand, eine mehr positive, das kirchliche Bekenntniß betonende katechetische Richtung. Hierher gehören besonders Oetinger mit: Etwas Ganzes vom Evangelio, 1739, und dem Historisch-moralischen Vorrath von katechetischen Unterweisungen, 1762, sowie Ph. D. Burk mit seinen Sammlungen zur Pastoraltheologie, Tübingen 1771 und 1773. Aus der Storr'schen Schule ist F. A. Dann hervorgegangen, welcher viele Jugend- und Confirmationsschriften veröffentlicht hat.[17])

Die Philanthropen, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland, dem classischen Lande der neueren didaktischen Wissenschaft, auftraten, namentlich ihr durch den Bilderunterricht von A. Comenius und Rousseau's epochemachenden Emil (1762) stark angeregter Gründer Basedow, sowie Salzmann, Guts Muths und andere Förderer eines verständigen Philanthropismus, wirkten für eine naturgemäße Erziehung, eine das Lernen erleichternde Methode, Unterstützung desselben durch Veranschaulichung, hatten aber für den religiösen Unterricht, den Basedow den Geistlichen entzogen wissen wollte, kein specielles Interesse und influirten auf ihn nur sehr mittelbar. Man kann hierher rechnen: Die Katechisirkunst J. C. F. Baumgarten's, welcher dem Standpunkte von Rochow's nahe steht, Köthen 1801—1805. — Pestalozzi zeigt sich zwar in religiös-frommer Stimmung, wandte sich aber auch nicht der besondern Ausbildung katechetischer Theorie und Praxis zu, wie sein 1801 gedrucktes Hauptwerk (Gertrud) beweist. Er eiferte gegen das damals übliche Katechisiren, wodurch ein unverstandenes Nachsprechen gefördert werde, und gegen Sokratisiren, namentlich bei Kindern, und drang vorzüglich auf eine ausgebildete Anschauung, welche sich auf die Religionskatechese nicht anwenden läßt, sokratisirte aber thatsächlich in mancherlei Weise.

Der speculativ-philosophischen, Kantisch gerichteten Theologie angehörend, ließ C. Daub 1801 sein Lehrbuch der Katechetik erscheinen. Er vermeidet den Kant'schen Formalismus Gräffe's, statuirt aber die das positive Christenthum gefährdende Unterscheidung von Zwangspflichten (Rechtskatechismus), Tugendpflichten (Tugendkatechismus) und Religionsbegriffen (Religionskatechismus) und stellt den bedenklichen Satz auf, daß der Lehrer sich anfangs dem Bewußtsein der Ungebildeten accommodiren müsse, um es zur wahren Ethik heranzubilden. — F. H. C. Schwarz, anfangs mehr kritisch freisinnig auf Kant'scher Grundlage, später mehr theologisch-mystisch, edirte in diesem Sinne aus einer umfassenden praktischen Thätigkeit heraus mehrere katechetische Werke, wie seine Erziehungslehre in 4 Bänden, Leipzig 1804—1813, dann wieder 1829—1830, sein Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik, Heidelberg 1805, und seine Katechetik, 1818. Bemerkenswerth ist, daß er — in seiner früheren Periode — die katechetische Lehrweise der Pietisten als „die elendeste" bezeichnete, wogegen sich z. B. H. A. Niemeyer in seinen „Grundsätzen" wendete.[18])

Die durch Schleiermacher und besonders durch Neander, Tholuck, Hengstenberg und andere repräsentirte Reaction gegen den Rationalismus hatte wesentlich die Wirkung, die theoretische und praktische Katechetik zum Vehikel für den Unterricht in einem mehr positiven Christenthume für den Zweck des kirchlichen Bekenntnisses zu machen und somit den Formalismus zurückzudrängen. Schleiermacher selbst hat sich zwar in seiner Praktischen Theologie, Auflage von 1842 (Berlin) selbstverständlich mit dem kirchlichen Religionsunterrichte der Jugend befaßt, aber unmittelbar weder selbst durch umfassendes Eingehen oder persönliche Thätigkeit für die Katechetik epochemachende Leistungen aufzuweisen. Auch die Bestrebungen und Schriften seines Schülers Rütenik, welcher populäre Darstellung mit theologischer Begründung zu verbinden suchte, und unter andern eine Christliche Lehre für Confirmanden, 1834 in 2. Auflage, sowie 1853 einen Entwurf zu einem Leitfaden für evangelische Geistliche herausgegeben hat, sind ohne Einfluß in weiten Kreisen geblieben. Ein weiteres Arbeitsfeld fand Nitzsch, welcher in seiner praktischen Theologie II, 1 die Katechetik nach Zweck, Stoff, Anordnung, Aneignung aufbaute und ihr besonders die Aufgabe zuwies, die Erziehung zum kirch-

16) Als historisch-literarischer Nachweis für die Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrh. mag verglichen werden Schuler's Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts unter den Protestanten (Halle 1802). 17) Palmer, bei Herzog, S. 453.

18) 6. Auflage (1810), II, 569.



lichen Leben zu fördern. — Sehr weitgreifend war die amtlich-praktische und literarische Wirksamkeit von W. Harnisch, welcher 1828 eine Anweisung zum Unterricht im Christenthume herausgab, worauf er 1834 fg. Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luther's kleinen Katechismus edirte, und annähernd von R. Stier, von welchem Martin Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmationsunterrichtes 1839 (Berlin) in 4. Auflage erschien. Als tüchtigen und gewandten Katecheten erwies sich Möller (Erfurt), welcher indeß außer der vorzüglichen Gruppirung und Parallelisirung biblischen und andern Materials auch das Sokratisiren ausgiebig zur Anwendung brachte, wie dies ja alle vorzüglichen Katecheten nicht lassen mögen. Zu seinen katechetischen literarischen Leistungen gehört vorzüglich: Die Unterweisung in den heiligen Zehn Geboten Gottes, 1854.

Auf dem Standpunkte derjenigen neueren protestantischen Theologie, welche sich als eine christlich-wissenschaftliche bezeichnet und deren „tiefere" Begründung nach der einen Seite als die Ableitung aus allgemeinen, mit der christlichen Anschauung als identisch vorausgesetzten philosophischen Principien, mithin aus einer natürlichen Religion, charakterisirt werden kann, stehen mit Nitzsch mehr oder weniger auf einer Linie L. Kraussold, dessen von der Idee des Reiches Gottes ausgehende Katechetik 1843 erschien, nachdem seine: Kurze Erklärung des Katechismus Luther's (Kempten 1838 und 1839), erschienen war. sowie Palmer, welcher 1844 in erster, 1856 in vierter Auflage eine Evangelische Katechetik herausgab, ein Werk von autoritativer Bedeutung für weite Kreise, desgleichen Moll, welcher diese Disciplin in seinem 1853 edirten System der praktischen Theologie unter Einbeziehung des Erziehungsmoments behandelt. Weiter nach rechts hin auf der Linie der Restauration des lutherischen Positivismus rubricirt sich von Zezschwitz mit seinem System der christlich-kirchlichen Katechetik in 2 Bänden, Leipzig 1863—1872. — Außerdem nennen wir die von einem Ungenannten für Schullehrer bearbeiteten, 1843 mit einem Vorworte von Wachler herausgegebene Katechetik, ferner H. Puchta's Handbuch der praktischen Katechese, 1854, sowie Curtmann's Elementarische Katechetik, Darmstadt 1856.

Für das Gebiet der reformirten wie der anglikanischen Kirche und der übrigen Religionsgemeinschaften in England und Nordamerika liegen aus der neueren Zeit keine Beweise einer regen wissenschaftlichen katechetischen Thätigkeit vor.

In der römisch-katholischen Kirche ließ das Gebundensein der Religionslehre an die hierarchisch-kirchlichen Autoritäten, namentlich an den Catechismus Romanus, eine freie, fruchtbare wissenschaftliche Bearbeitung nur wenig aufkommen. Von ihren katechetischen Lehrschriften, wie M. F. Schmidt's Katechist 1772 und 1785, und dessen Methodus 1796, J. J. Felbiger's Vorlesungen 1774 und öfter, K. Schwarzl's Praktischem Religionsunterricht 1796, H. Mücke's Versuch 1802, V. A. Winter's Katechetik 1811 und 1816, J. Weinkopf's Katechetik (wissenschaftliche und angewandte) 1824 und 1825, J. B. Graser's Erstem Kindesunterricht 1828 wie dessen Prüfung der Unterrichtsmethode 1831, A. Gruber's Praktischem Handbuche, 4. Auflage 1836 und 1837, A. Müller's Lehrbuche 1838 [19]), heben wir besonders J. B. Hirscher's Katechetik, Tübingen 1831 und 1832, dann wieder 1834 hervor, worin er die Aufgabe dieser Disciplin über die Didaktik hinaus bis tief in die kirchliche Pädagogik hinein ausdehnt; das Wort soll durch den Katecheten, aber ohne einseitiges Memoriren, Abfragen, Hersagen, nicht blos mitgetheilt, sondern auch in Vollzug gesetzt werden, sodaß seine Thätigkeit die gesammte seelsorgerische Einwirkung und Erziehung mit Einschluß des Gottesdienstes, der häuslichen Andacht u. s. w. umfaßt. [20])

Die griechisch-orientalische Kirche weist ein noch weit geringeres Maß in der praktischen, geschweige in der theoretischen Ausbildung des elementaren Religionsunterrichts auf. In Rußland wird die Verpflichtung und die Mühwaltung zum religiösen Unterricht der Kinder den Pathen, im übrigen den Aeltern auferlegt. Doch sind während der letzten Jahrzehnte auf dem Lande durch die Geistlichen zu haltende sogenannte Hausschulen eingerichtet worden, in welchen sich die Kinder wöchentlich einigemal für diesen Zweck versammeln sollen. Hier und da wird dieser Unterricht in den Gotteshäusern ertheilt, und können auch Erwachsene daran theilnehmen. Der Geistliche spricht hierbei die wichtigsten Gebete oder Lehrstücke vor, welche von den Anwesenden im Chore nachzusprechen sind, und gibt einige Erläuterungen dazu; ein durchgreifendes, organisch angelegtes Katechesiren findet nicht statt. Dasselbe ist der Fall in den zur Katechismuslehre für Erwachsene speciell bestimmten petersburger Kirchen. [21])

Zu den Nachweisungen aus der Literatur, soweit sie nicht schon im Obigen eine Stelle gefunden haben, gehören: der mit „Katechetik" bezeichnete Abschnitt in dem Handbuche der theologischen Literatur von G. B. Winer, 2. Bd., 3. Aufl. Leipzig 1840, S. 68 fg.; ferner in demselben Werke der 27. Abschnitt, ebenda S. 211 fg., über Religionslehrbücher, Katechisationen und Materialien für den religiösen Schulunterricht, denen wir Graf's (Kath.) Kritische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der praktischen Theologie, in dem betreffenden Abschnitte, 1841, und Dithmar's Beiträge zur Geschichte des katechetischen Unterrichts, Marburg 1848, beifügen; ferner die Hand- und Lehrbücher über praktische Theologie; J. A. Dorner's Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, München 1867; dazu die übrigen diesem Fache gewidmeten Werke; ferner die allgemeinen Schriften über Didaktik, Methodik und Pädagogik, resp. deren Methodik. — Im übrigen verweisen wir auf unsern Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie.

(*J. Hasemann.*)

19) Die ausführlicheren Titel s. in G. B. Winer's Handbuch der theolog. Literatur, 3. Aufl. (Leipzig 1840), II, 70. 71. — Für die früheren Zeiten ist zu verweisen auf Köcher's Katechetische Geschichte der päpstlichen Kirche (1753). 20) Eine Uebersicht der katechetischen Literatur in der (neueren) katholischen Kirche gibt Moll in seiner Praktischen Theologie, §. 529. 21) Palmer, bei Herzog VII, 450, 451 und 459.

KATECHETIN (die). Die Lehrerin, resp. weibliche Person, welche die Katechese ausübt. Wie überhaupt bei den christlichen Völkern, abgesehen von gewissen Nonnen der katholischen Kirche, z. B. den Ursulinerinnen, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Lehrerinnen nur selten auftreten, so erscheint auch bisjetzt der Name und Begriff der Katechetin als Religionslehrerin für Kinder oder Ungebildete nur sehr vereinzelt. Im übrigen vergl. die Artikel „Katechet" und „Katechetik" in dieser Encyklopädie. *(J. Hasemann.)*

KATECHISATION (die). Von κατηχίζειν hergeleitet, was im wesentlichen mit κατηχεῖν gleichbedeutend ist, bezeichnet das Wort den substantivirten Begriff des Katechisirens. Wenn der Ausdruck „Katechese" sowol den schriftlichen (gedruckten) Entwurf oder Plan einer Unterredung über christliche Religionswahrheiten in elementarer, erotematischer Weise als auch die mündliche Ausführung derselben umfaßt, so pflegt man unter „Katechisation" nur die mündliche derartige Lehrthätigkeit, und zwar meist innerhalb eines begrenzten, einmaligen Actes, zu verstehen. Im besondern wird das Wort im deutschen Sprachgebrauche auf den kirchlichen Religionsunterricht der Confirmirten sowie der Erwachsenen durch den Geistlichen angewendet, und pflegt man in diesem Falle nicht von einer „Katechese", sondern von einer „Katechisation" zu reden. Dergleichen kirchenregimentlich vorgeschriebene Katechisationen mit Männern und Frauen in den Kirchen an bestimmten Sonntagen, gewöhnlich am Nachmittage, mit einem kurzen liturgischen Gottesdienste verbunden, besonders in protestantischen deutschen Landgemeinden, bestanden während der ersten zwei oder drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts noch an ziemlich vielen Orten; seit den vierziger Jahren kommen sie immer mehr in Verfall und haben jetzt meist ganz aufgehört, indem die dazu bestimmten „Hausväter" und „Hausmütter" nicht mehr erscheinen. Gleichzeitig sind, obgleich nicht so allgemein, auch die Katechisationen mit der confirmirten Jugend stark in Abnahme gerathen. Die kirchlichen Behörden, namentlich in der evangelischen Landeskirche Preußens seit den funfziger Jahren, sind zwar bisjetzt unausgesetzt bemüht gewesen, diesen Unterricht wieder zu heben, aber mit nur geringem Erfolge, da die Schüler und Schülerinnen sich entweder gar nicht, wie besonders in den großen Städten, oder nur sehr spärlich einstellen. Die Katechisationen mit den Erwachsenen in der orthodoxen-russischen Kirche finden in unserm Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie Erwähnung. *(J. Hasemann.)*

KATECHISIREN (Zeitwort). Auch „das" Katechisiren als die Thätigkeit des Katecheten, resp. der Katechetin. Faßt die Katechisation in ihren besondern concreten Act mit dem Katecheten und dessen Thun auch den Inhalt des Lehrens sowie die Lehrlinge zusammen, so verbindet sich mit dem Katechisiren vorwiegend der Begriff der allgemeinen formalen Thätigkeit des Lehrers, sofern er die katechetische Kunst und Function ausübt. *(J. Hasemann.)*

KATECHISMUS, (der). Wie Katechisiren etymologisch den Charakter der verba iterativa auf ιζειν trägt, so bestimmt sich der genetisch-sprachliche Begriff des Katechismus aus der Eigenthümlichkeit der Substantivendung ισμος (ασμος), welche ein wiederholtes, ein Gewohnheitsthun, einen darin begründeten habituellen Zustand, eine Methode wie ein System bezeichnet. Katechismus ist demnach die Gewohnheit, das System des wiederholten, durchgeführten κατηχεῖν, die katechetische Belehrung; aber in der Uebertragung auf die lateinische und andere Sprachen wird das Wort meist nicht in dieser allgemeinen, sondern nur in der speciellen Bedeutung einer schriftlichen Aufzeichnung, eines Buches angewendet, und zwar meist eines elementaren Religionslehrbuches, welches in kurzer, thesenartiger Fassung, in der katechetischen Weise von Fragen und Antworten das zum Wissen und Glauben Nothwendigste enthält, mithin hauptsächlich für Kinder, überhaupt für Ungebildete bestimmt ist. Bezeichnen sich derartige Darstellungen nicht immer als Katechismen, sondern z. B. auch als Confessiones, so ist es andererseits, namentlich im 19. Jahrhundert, üblich geworden, die kurzgefaßten Lehrbücher oder Leitfäden auch für andere als religiöse Gegenstände Katechismen zu nennen, wie man in diesem Sinne Katechismen der Turnkunst, der Gesundheitslehre u. s. w. hat. Elementare Religionslehrbücher, mit welchen wir es hier allein zu thun haben, und welche in der sogenannten praktischen Theologie rubricirt zu werden pflegen, Katechismen zu nennen, ist allgemein erst seit Luther Sprachgebrauch geworden.

Von den mannichfaltigen Definitionen eines Katechismus seien hier nur einige aufgeführt. Luther sagt, indem er mehr den Zweck und Inhalt als die Form im Auge hat, in der zweiten Vorrede zu seinem Großen Katechismus: Katechismus sei „die Kinderlehre (also in classisch-griechischem Sinne des Wortes: ein System, nicht blos ein Buch), die ein jeglicher Christ zur Noth wissen soll, also daß, wer solches nicht weiß, nicht könne unter die Christen gezählt und zu dem Sakrament zugelassen werden". Spener schreibt in seiner „Einfachen Erklärung der christlichen Lehre": Katechismus sei „ein kurzer Auszug der nöthigen Lehrstücke in der Schrift, so einem Christen zu verstehen geziemen, in Frag' und Antwort gestellt, daß er durch lebendige Stimme vorgetragen würde". Nitzsch definirt in seinem Systeme christlicher Lehre unter einseitiger Hervorhebung des Bekenntnißinhaltes und Außerachtlassung der Form den Katechismus als einen „Text der öffentlichen Lehre und des öffentlichen Bekenntnisses, welchen die Kirchengemeinschaft anerkennt, eine Begründung des gemeinen Wissens vom Christenthume". Nach der Bearbeitung des lutherischen Katechismus von Stier ist — in einer wol einestheils zu weiten, anderntheils zu engen Fassung — der Katechismus „ein Auszug der Hauptstücke aller Lehre aus der ganzen Heiligen Schrift zum Unterricht der Kinder". Alting sagt in seiner Bearbeitung des Heidelberger Katechismus: „Katechismus ist ein kurzer Unterricht der christlichen Lehre und nichts anderes als ein kurzer Begriff des Wortes Gottes", hebt

also zwar die Kürze, aber nicht die besondere katechetische Form hervor.

Was die Geschichte des christlichen Katechismus betrifft, so läßt sich die in dem Sacramentarium Gelasianum, welches in die Zeit bald nach den Constitutiones apostolicae fällt, enthaltene bündige, für liturgische Recitation bestimmte Erklärung des Symbolums und des Vaterunsers als der uns bekannte erste Anfang einer Art von Katechismus auffassen.[1] Ebenso kann man die Katechesen des Bischofs Kyrillos von Jerusalem einen rhetorischen Katechismus zur Erklärung der christlichen Hauptlehren, wenn auch ohne eigentliche katechetisch-erotematische Form, nennen. Indem Augustin in seinem Buche De fide et operibus, c. 13, schreibt: daß im Katechumenat (s. diesen Artikel) solche Leute, denen „vitia damnabilia apertis factis convinci redarguique non possunt", doch wenigstens „praeceptis et catechismis valedissime flagellantur", gebessert werden, versteht er unter catechismi wahrscheinlich Belehrungen oder Verhöre durch Abfragen. Man darf muthmaßen, daß der Augustiner Luther bei der Benennung seiner Katechismen den Namen dieser Stelle, in Verbindung mit dem Titel der Schrift des Kirchenvaters De catechizandis rudibus, entnommen hat.

Aus dem 8. Jahrhundert ist ein kurzgefaßter, schriftlicher Unterricht in der Religionslehre für Kinder von dem Mönch Kero in St.-Gallen vorhanden, welcher, ohne sich einen Katechismus zu nennen, das Credo und Paternoster in erklärender Bearbeitung umfaßt. Dasselbe gilt von zwei andern ähnlichen Versuchen, deren einer dem Otfried von Weißenburg (um 840), der andere dem Notker Labeo zugeschrieben wird. Da Karl der Große Sorge trug, daß den Täuflingen und ungebildeten Leuten die Hauptstücke des Christenthums in der Muttersprache nicht blos zum Aufsagen eingeübt, sondern auch verdeutlicht würden, so kann man annehmen, daß diese Anordnung auch die Abfassung von erklärenden Elementarlehrbüchern zur Folge hatte, wie sie auch in der späteren Zeit der Kirche bis zur deutschen Reformation zahlreich entworfen worden sind. Mit diesen oder ohne sie wurde im katholischen Mittelalter bei der Taufe von den Täuflingen oder Pathen das eine oder andere Hauptstück, in der Regel der Glaube mit dem Vaterunser, öfter auch der Dekalog hergesagt. Den letzteren trieb man, z. B. im 15. Jahrhundert, besonders auch im Beichtstuhle durch Fragen und Antworten, während den Kindern der christliche Religionsunterricht fast gänzlich gebrach.[2] Mit dem Namen des „Katechismus" bezeichnete man damals in der katholischen Kirche speciell diejenige Unterweisung, durch welche der Täufling zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses bei der Taufe vorbereitet wurde, d. i. die Einübung der zu recitirenden Worte des Credo u. s. w., desgleichen die Recitation selbst und den Bekenntnißact; auch die Gevatterschaft nannte man Katechismus.[3] — Diejenigen Schriften und ähnlichen Documente des christlichen Mittelalters, besonders im Abendlande, welche mehr oder weniger dem entsprechen, was man jetzt Katechismus nennt, sind von mehrern deutschen und andern Sprachforschern und Literarhistorikern gesammelt und durch den Druck veröffentlicht worden, so von den Gebrüdern Grimm in deren bekannten Werken, Maßmann in seinen deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln 1839, R. von Raumer in seiner Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache 1845, Pischon in seinen Denkmälern der deutschen Sprache, Wackernagel in seinem Deutschen Lesebuche u. a. — Ueber das 16. Jahrhundert ist zu vergleichen das Werk von C. Moufang: Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts (Mainz 1881).

Für die vorreformatorischen Sekten der Albigenser, Waldenser u. a. machten sich die Nothwendigkeit und der Drang nach einer gründlicheren Religionsunterweisung der Jugend, als die herrschende Kirche dieselbe ertheilte, durch ihre oppositionelle Stellung zu derselben naturgemäß geltend; ob aber die Behauptung der Waldenser, sie hätten bereits um 1100 unter dem Namen eines Katechismus ein religiöses Elementarlehrbuch mit Fragen und Antworten besessen, begründet sei, ist nicht sicher zu erweisen.[4] Die Böhmischen Brüder schufen sich für den Zweck des religiösen Elementarunterrichtes zur Zeit der deutschen und schweizerischen Reformation einen Katechismus, welcher die drei altkirchlichen Hauptstücke, nämlich die zehn Gebote, das Vaterunser und den Glauben, enthielt, aber nicht als ausgeprägte Textgrundlage für das Lehrbuch.[5]

Erst Luther faßte den Gedanken, die Hauptstücke der christlichen Wahrheiten als ein zusammenhängendes Ganze aufzustellen, und brachte denselben in seiner kräftigen, populären Sprache zur Ausführung. Als er 1520 seine erste katechetische Hauptschrift unter dem Titel: Eine kurze Form, die zehn Gebote und den Glauben zu betrachten und das Vaterunser zu beten, herausgab, ließ er die Sakramente in derselben noch unerwähnt. Den Namen „Katechismus" für ein derartiges Lehrbuch brauchte er zum ersten mal in Briefen vom Jahre 1525. In demselben Jahre beauftragte der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen die Theologen Justus Jonas und Johann Agricola mit der Abfassung eines Katechismus, welcher indeß in der beabsichtigten Form nicht zu Stande kam; doch erschienen derartige Lehrbücher anderwärts schon vor 1529 innerhalb der lutherischen Kreise. Die allgemeine kursächsische Kirchenvisitation von 1527 bis 1529, an welcher er persönlich theilnahm, wurde für Luther Veranlassung, noch im J. 1529 seine beiden Katechismen, zuerst den Großen und dann den Kleinen, zu schreiben und herauszugeben, und zwar in deutscher Sprache. Der seit 1525 entbrannte Streit über die Lehre vom Heiligen Abendmahle bestimmte ihn, den drei oben genannten Hauptstücken die beiden Sakramente hinzuzufügen, von welchen er in

1) Höfling, Das Sakrament der Taufe (1846), I, 242 fg. 2) Geffken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh. (Leipzig 1855), 1. Theil. 3) Ebenda, nach Palmer (dem wir hier vorzugsweise gefolgt sind), in Herzog's Real-Encyklopädie für protest. Wissenschaft und Kirche, VII, 458.

4) Palmer a. a. O. S. 458. 5) Ebenda.

der Vorrede zum 4. Hauptstück des Großen Katechismus sagt, daß „ohne die Sakramente kein Christ sein kann, wiewohl man leider bisher nichts davon gelehret hat". Während der Große Katechismus für die Geistlichen und Lehrer zu deren Unterweisung bestimmt war, hatte der Kleine, welcher auch den Parallelnamen eines Enchiridion (Handbuch) trug, den Zweck, als elementares Lehrbuch zum Volks-, besonders Jugendunterricht zu dienen, namentlich in den Händen der Hausväter, wie das Vorwort sagt. Das Bedürfniß desselben spricht er in den bekannten Worten der Vorrede aus: „Diesen Katechismum oder christliche Lehre in solch kleine, schlechte, einfältige Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! Wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren; und sollen doch alle Christen heißen; können weder Vaterunser, noch den Glauben, oder Zehen Gebote; leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftigte Säue, und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernet haben, aller Freyheit meisterlich zu misbrauchen. O, ihr Bischöfe, was wollt ihr doch Christo immermehr antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt lassen hingehen, und euer Amt nicht einen Augenblick je beweiset!" — Das sogenannte 6. Hauptstück vom Amt der Schlüssel ist erst später dem Kleinen Katechismus beigefügt worden und rührt ebenso wenig von Luther her wie der Morgensegen und der Abendsegen, das Tischgebet, die Haustafel und die Fragestücke für Communicanten. Beide Katechismen erlangten in der lutherischen Kirche das Ansehen von Symbolen oder wurden als solche durch die Kirchenregimente hingestellt, obgleich eigentlich nur das Credo diese specifische Bedeutung haben kann.[6])

Die Wirkungen dieser Lehrschriften, besonders des Kleinen Katechismus, gestalteten sich bald als sehr weit- und tiefgreifend; die Hauptstücke mußten in vielen deutschen und andern lutherischen Ländern von den Nupturienten zum Zweck eines Brautexamens aufgesagt, durch die Geistlichen an bestimmten Tagen zum Gegenstand von Katechismuspredigten gemacht werden. Neben dem lutherischen, aber meist auf dessen Grundlage und im Anschlusse an ihn, erschien bald eine große Menge von ähnlichen Lehrbüchern, jedoch ohne freie katechetische Bewegung für den Gang des Unterrichtes. Als gemeinsames katechetisches Lehrbuch für die lutherische Kirche wurde Luther's Kleiner Katechismus zuerst von Heßhusius (gest. 1588) vorgeschlagen. Für Würtemberg erlangte, ebenfalls um die Mitte des 16. Jahrhunderts, der Katechismus von J. Brentz, einem Lutheraner, großes Ansehen. Neben den autorisirten Katechismen von Luther, Brentz u. a. wurden schon damals zahlreiche Erläuterungsschriften über dieselben gedruckt.[7])

Je mehr seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, noch entschiedener in der zweiten Hälfte desselben, die lutherische Orthodoxie durch Aufklärung und Rationalismus verdrängt wurde, desto mehr nahm auch die dogmatische Autorität des lutherischen Katechismus ab; man erklärte ihn in seinem Sinne, benutzte ihn nur theilweise, namentlich von der moralischen Seite, brauchte ihn in den Schulen oft gar nicht, ersetzte ihn durch andere Leitfäden, obgleich eine kirchenregimentliche Beseitigung seiner Geltung als einer Bekenntnißschrift wol nirgends formell erfolgte. Eine sehr weite Verbreitung gewann beispielsweise das mild rationalistische Lehrbuch der Religion für höhere Schulen von H. A. Niemeyer. In den Gebieten, wo im Beginn des 19. Jahrhunderts die Union eingeführt wurde, kamen Unionskatechismen heraus.

Die von Männern wie Neander, Hengstenberg, Tholuck u. a. ausgehende supranaturale oder orthodoxe Reaction gegen den vielfach zur dürren, trockenen, formalen Verstandesmäßigkeit gewordenen Rationalismus hob wieder das Ansehen des lutherischen Katechismus und stellte den elementaren Religionsunterricht auf dessen confessionellen Boden mehr zurück, auch unter Anschluß an die lutherische Sprachform. In dieser Hinsicht sagt ein Aufsatz in Tholuck's Literarischem Anzeiger von 1841[8]): „Den Katechumenen muß kurz und rund und bündig, in plastischer Sprache, in fester, gleichmäßiger, immer wiederkehrender Form gesagt werden, was sie glauben und worauf sie leben und sterben sollen, und damit Basta! Wie Luther sprach, so lernet sprechen, und dann schreibet Katechismen. Die Sprache sei rhythmisch wie in Luther's Erklärung der drei Artikel; der Gedanke schäle sich rein heraus wie das Ei aus der Schale; der Katechismus schließe sich von Anfang bis Ende in künstlerisch vollendeter Form rein ab, sodaß Ein Grundton sich durch das Ganze hindurchziehe und in entsprechender Wendung wie ein rother Faden wiederkehre; nicht nach der Logik, sondern nach der Mnemonik.[9]) Es ist nicht auszusprechen, wie sehr in dieser Beziehung gegen den Heiligen Geist in der Kirche und in den Kindern gesündigt wird, und das auch in solchen Lehrbüchern, denen man evangelischen Glauben im allgemeinen nicht absprechen kann."

Wie bereits in unserm Artikel „Katechetik" erwähnt worden ist, waren es namentlich W. Harnisch — vergl. dessen Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luther's Kleinen Katechismus, 1834 fg.; R. Stier — vergl. dessen Martin Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmationsunterrichts, 4. Auflage 1839, autorisirt; L. Kraussold — vergl. dessen Kurze Erklärung des Kate-

6) Ueber die Geschichte der beiden Katechismen vergleiche man die Lehrbücher der Kirchengeschichte, im besondern die Memoria utriusque catechismi Lutheri von Chr. F. Illgen (Leipzig 1828 fg.), in 4 Theilen.

7) Die Katechismen und ähnliche Schriften der älteren deutsch-protestantischen, besonders lutherischen Kirche finden sich zusammengestellt in dem Werke von Hartmann: Aelteste katechetische Denkmale der evangelischen Kirche (Stuttgart 1844). 8) Nr. 11, S. 84. Nach Palmer bei Herzog. 9) Luther's Kleiner Katechismus lernt sich bekanntlich in manchen Theilen nicht leicht auswendig; im 3. Hauptstück unterscheiden sich das „Was ist das?" und das „Wie geschieht das?" nur schwer voneinander.

chismus Luther's, 1838 und 1839, autorisirt; sowie Palmer, welche den lutherischen Katechismus zu der Bedeutung des grundlegenden Elementarlehrbuches als kirchlicher Autorität und bezw. Confession zurückführten. Ein vorwiegendes Ansehen, namentlich auch in literarisch-wissenschaftlicher Hinsicht, behauptet bis auf die Gegenwart das Urtheil Palmer's, welcher die nachstehenden Thesen aufstellt.[10]) Es komme bei einem Katechismus darauf an, daß er 1) nach Inhalt und Form den Charakter eines kirchlichen Bekenntnisses trage; daß er 2) als solches dem gesammten Volke nicht nur zugänglich und bekannt, sondern vollkommen geläufig und daher, wo irgend im Leben ein Bekenntnißact vorgehe, als Grundtext des Bekenntnisses im Gebrauche sei; daß er 3) ebendeshalb auch die Grundlage des jugendlichen Unterrichtes bilde, da nur hierdurch das unter Nr. 2 Gesagte erreicht werden könne. Wenn hierin eine Ueberspannung des Bekenntnißmoments gesehen werden kann, so dürfte zu berücksichtigen sein, daß der Begriff des Bekennens nicht blos auf das 2. Hauptstück, sondern auch auf die übrigen ausgedehnt und somit als eine eigenthümliche Erweiterung der specifischen Bedeutung erscheint. Ein Katechismus, fügt Palmer hinzu, sei in Frage und Antwort abzufassen, aber nicht aus didaktisch-methodischen Gründen, sondern ebendeshalb, weil er ein Bekenntniß sei, besonders für Taufe und Confirmation, eine Argumentation, welche der bisher fast allgemein üblichen sich entgegenstellt. Das Verhältniß — so heißt es weiter — zwischen dem allgemein Christlichen und specifisch Kirchlichen recht zu treffen, das letztere nicht zu sehr zur Hauptsache zu machen, aber auch nicht zu einem bloßen Accidenz an jenem, das sei die schwierige Aufgabe bei einem Katechismus, wozu hohe theologische Bildung, kirchlicher Takt, Frömmigkeit, die Gabe der volksthümlichen Darstellung gehöre; übrigens müsse die Accentuirung der confessionellen Unterscheidungslehren und die Polemik gegen andere christliche Kirchen von ihm fern gehalten werden.

Hand in Hand mit dieser confessionellen Restauration des lutherischen Katechismus erschienen und erscheinen noch jetzt Erläuterungsschriften zu demselben in unzählbarer Menge. Bald nach 1848, besonders seit 1850, noch mehr seit 1853, ergriffen auch die landeskirchlichen Regimente Deutschlands entschiedene Maßregeln zur allgemeinen amtlichen Einführung oder Wiedereinführung der lutherischen Texte in den Schulunterricht, so namentlich in Preußen (vergl. die Regulative von Stiehl, 1854), im Königreiche Sachsen, Hannover und anderwärts. Im Jahre 1860 wurde im Großherzogthume Hessen unter dem Einflusse des Ministers von Dalwigk auf Befehl des Landesherrn der Kleine lutherische Katechismus als alleiniges Religionslehrbuch für die Schulen anbefohlen; das folgende Jahr brachte für Schwarzburg-Rudolstadt dieselbe Maßregel, gegen welche sich noch 1863 die Stadt Oberilm sträubte. Ein sehr aufregender Katechismusstreit entstand seit dem Juni 1862 im Königreiche Hannover, wo die landeskirchliche Behörde anordnete, daß der frühere rationalistisch geartete Katechismus durch den Kleinen von Luther zu ersetzen sei; in vielen Kreisen widerstrebten, zum Theil im Vereine mit ihren Geistlichen, Privatleute und ganze Gemeinden, indem sie sich namentlich an die Wiederherstellung der Schlüsselgewalt, noch mehr der Teufelsabrenuntiation stießen. Als am 7. Aug. in der Hauptstadt Pastor Bauerschmidt den Gang zu dem Consistorium antrat, wo er sich wegen seiner Opposition verantworten sollte, wurde eine großartige Volksdemonstration in Scene gesetzt; man legte seinen Widerwillen besonders gegen den orthodoxen Consistorialrath Niemann und seinen Gesinnungsgenossen, den Consistorialrath Uhlhorn, tumultuarisch an den Tag; Petitionen auf Petitionen gingen an die kirchlichen Behörden. Obgleich der König Georg noch im August desselben Jahres die zwangsweise Einführung aufhob, so setzten sich doch die früheren Auftritte fort und richteten sich namentlich gegen die orthodoxen Geistlichen, welche die Restauration durchzuführen suchten; auch im September 1862 und in den folgenden Monaten zeigte sich eine starke Aufregung, nicht blos im Bürgerstande, sondern auch im Bauernstande; man wachte vielfach mit Argusaugen darüber, daß der Katechismus von Geistlichen und Lehrern den Kindern nicht in irgendeiner Weise aufoctroyirt würde. Noch im März 1863 kam es wegen des Exorcismus bei der Taufe zu Widersetzlichkeiten von seiten der Aeltern und Pathen; am 7. Dec. desselben Jahres trat Professor H. Ewald von Göttingen in der Vorsynode entschieden gegen die fortgesetzten Maßregeln der reactionären Bestrebungen zur Durchführung des lutherischen Katechismus auf. Auch Lippe-Detmold hatte 1862 und 1863 seinen derartigen Katechismusstreit. Indessen hat gegenwärtig Luther's Buch in fast allen deutschen Landeskirchen seine normative Autorität für den Religionsunterricht, auch bei höheren Schulen, wieder erlangt. Für Gotha ist im protestantenvereinlichen Sinne der Grundriß der christlichen Lehre von dem jetzigen Generalsuperintendenten K. Schwarz eingeführt, und auf Grund desselben hat der dortige Seminarinspector C. Kehr 1867 einen erweiterten Lehrcursus herausgegeben als Christlichen Religionsunterricht in der Volksschule.[11])

In der reformirten Kirche, zunächst der Schweiz, wurden von mehrern Theologen, wie Oekolampadius, L. Judä, Bucer, Viret, elementare und höhere Religionslehrbücher verfaßt; aber sie blieben beschränkte Privatarbeiten. Aus denen von L. Judä 1553 und H. Bullinger 1559 entstand der Züricher Katechismus, welcher mit dem Heidelberger in Uebereinstimmung gesetzt und 1639 als symbolisches Buch aufgestellt wurde. J. Calvin schrieb 1536 in französischer Sprache einen kleinen Katechismus und gab ihn 1538 lateinisch heraus; 1541 erschien, ebenfalls französisch, sein großer Katechismus, welchen er 1545 in die lateinische Sprache übersetzte. Dieser wurde für Genf Symbol und von mehrern reformirten Synoden in Frankreich sowie anderwärts officiell recipirt. Die im übrigen sehr theologisch, nicht

10) Bei Herzog, S. 455.

11) Gotha.

elementar-populär gehaltene Arbeit behält die altkirchliche Eintheilung in die drei Hauptstücke vom Glauben, vom Gesetz (Dekalog) und Gebet bei.

Mit der Abfassung eines allgemeinen, zu amtlichem Gebrauche bestimmten Religionsleitfadens, welcher zugleich symbolisches Ansehen haben sollte, betraute für die reformirte Pfalz deren Kurfürst Friedrich III. die Theologen Zach. Ursinus und Kasp. Olevianus, welche die Arbeit deutsch herausgaben, während sie gleichzeitig von Josua Lagus und Lambert Ludolf Pithogäus in das Lateinische übertragen wurde. Bald fand sie auch Uebersetzung in andere Sprachen, selbst in die hebräische. Sie erschien 1563 als sogenannter Heidelberger Katechismus deutsch und lateinisch [12]), und heißt auch der Pfälzer Katechismus. Der Stoff ist hier in drei Hauptkapitel eingetheilt: 1) vom menschlichen Elende; 2) von der Erlösung (das Apostolicum und die 2 Sakramente der Taufe und des Abendmahles); 3) von der Dankbarkeit gegen Gott für die Erlösung (mit dem Dekalog und dem Vaterunser). Das von Luther willkürlich weggelassene Bilderverbot ist beibehalten; das 9. und 10. Gebot, welche Luther auseinanderhält, sind in Eins zusammengefaßt; das Vaterunser erscheint eigenthümlicherweise in der Gestalt von nur sechs Bitten. Den Vorzug des lutherischen Katechismus, welcher den biblischen Text für sich in seiner Geschlossenheit stark heraustreten läßt, theilt der Heidelberger nicht; er hat mehr den methodischen Zweck, die Hauptlehren zur Aneignung zu bringen, im Auge; er will mehr systematisch-wissenschaftlich verfahren. Doch ist er in der durchgehenden Fassung von Fragen und Antworten angelegt und in verständlicher Sprache gehalten unter Milderung der strengen calvinischen Lehre vom Heiligen Abendmahl und besonders von der Gnadenerwählung. Für Kirche und Schule in der Kurpfalz eingeführt, fand er als Bekenntniß auch bei den übrigen deutschen Reformirten Annahme. Nachdem ihn in den Niederlanden mehrere reformirte Synoden als Lehr- und Bekenntnißschrift sanctionirt hatten, wurde er von der dortrechter Synode in ihrer 17. Sitzung 1618 revidirt und als Bekenntniß proclamirt, gleichzeitig auch ein Auszug als kurzer Lehrbegriff der christlichen Religion für die Jugend veranstaltet. [13])

In England gab Wiclef einen kurzgefaßten christlichen Leitfaden zum Unterricht der Jugend und des Volkes heraus; derselbe umfaßt neben dem Glauben, dem Gebete des Herrn und den zehn Geboten noch einiges andere, was mit jenen drei Kapiteln zusammen von dem Verfasser der pauper rusticus genannt wird. Für die Anglikanische Kirche erlangte der Church Catechism, 1552 von Johann Poinet ursprünglich lateinisch geschrieben, von König Eduard VI. sanctionirt, 1553 in London gedruckt, eine große, aber nicht allgemeine Autorität. Den in ihm enthaltenen 24 Fragestücken, welchen eine Erklärung des Taufgelübdes und der Glaubensartikel, die zehn Gebote und das Vaterunser beigegeben sind, ließ 1572 König Jacob I. durch A. Rowel einen Unterricht über die Sakramente hinzufügen. Die Presbyterianer von England und Schottland gebrauchen gegenwärtig den in einer großen und einer kleinen Redaction gearbeiteten sogenannten Assembly Catechism, welcher muthmaßlich bald nach der Veröffentlichung des von der Synode zu Westminster 1648 festgestellten puritanischen Bekenntnisses verfaßt ist.

Für die Socinianer in Polen wurde unmittelbar nach dem 1604 erfolgten Tode ihres Hauptbegründers Faustus Socinus von dem rakauischen Prediger Petrus Statorius oder Stoinius, welcher 1605 mitten in der Arbeit starb, sowie Valentin Smalcius, dem Magnaten Hieronymus Moscorovius und Johann Volkelius, Rector in Wengrow, später Pastor in Smigla, der Rakauische Katechismus edirt, welcher zuerst 1605 in polnischer, dann von Moscorovius als Catechesis Ecclesiarum, quae in Regno Poloniae et Magno Ducatu Lithuaniae etc., lateinisch zu Rakau erschien. Eine neue, vermehrte Auflage, welche von Johann Crell und Jonas Schlichting besorgt wurde, kam 1665 heraus. Derselbe hat mehr den Charakter einer theologischen Bekenntniß- und Lehrschrift als eines Unterrichtsbuches für Elementarschulen. [14]) — Auch die den Socinianern ganz nahe verwandten Arminianer, sowie die Mennoniten, die Quäker und ähnliche kirchliche Gemeinschaften besitzen als approbirte Lehr- und Bekenntnißschriften ihre Katechismen, wenn auch nicht immer unter diesem Namen. — Bei denjenigen Brüdergemeinden, welche sich zur Augsburgischen Confession halten, ist meist: Der Hauptinhalt der Lehre Jesu, Barby 1778, im Gebrauch. — Im Anschlusse an den englischen Catechism or Instruction, London 1828, haben die Swedenborgianer einen Katechismus der Neuen Kirche aufgestellt, Tübingen 1830.

Für die Literatur der Katechismen und verwandten Werke in der protestantischen Kirche mag besonders verglichen werden: G. B. Winer, Handbuch der theologischen Literatur, 1. Bd. 1838, S. 326; 2. Bd. 1840, S. 211—243; dazu der Ergänzungsband 1842, S. 199—205, wobei der Unterschied der autorisirten und der nicht autorisirten hervorgehoben ist; ferner F. Ehrenfeuchter, Zur Geschichte des Katechismus, Göttingen 1857. Außerdem ist auf die Werke über die praktische Theologie, im besondern auf J. A. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, München 1867, zu verweisen.

Die deutsche Reformation ist nicht ohne förderlichen Einfluß auf die römisch-katholische Kirche geblieben, wie dies auch von vorurtheilsfreien Mitgliedern derselben anerkannt wird, z. B. von Graf in Wetzer's und Welte's Kirchenlexikon. [15]) Dies zeigt sich namentlich in den beiden Katechismen des Jesuiten Petrus Canisius, welche

12) Vgl. H. S. van Alpen, Geschichte und Literatur des Heidelberger Katechismus (Frankfurt a. M. 1800). 13) Ueber den Lutherischen und Heidelberger Katechismus ist zu vergleichen J. Ch. W. Augusti, Historisch-kritische Einleitung in die beiden Hauptkatechismen der evangelischen Kirche (Elberfeld 1824).

14) J. A. Schmid, Progr. de catechesi Racoviensi (Helmstedt 1707). Nach Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, III, 2 (1853), S. 81. 82. 15) Sub voce Katechetik, VI, 49.

bald ein sehr verbreitetes Ansehen erlangten. Das größere von beiden Werken erschien als Summa doctrinae et institutionis christianae zuerst 1564 (nach andern 1554, was wol unrichtig ist) in Köln; das kleinere als Institutiones christianae sive parvus catechismus zum ersten mal 1566 ebenda. Letzteres enthält in einer Sprache, welche es zu einer Art von Volksbuch geeignet macht, als für sich bestehende getrennte Kapitel oder Hauptstücke das Ave Maria, die fünf Gebote der Kirche, die Consilia evangelica, die drei theologischen und die vier Cardinaltugenden, die acht Seligkeiten, die sieben Todsünden, die vier letzten Dinge und anderes.

Im J. 1566 erschien zu Rom[16]) als eine von den römisch-katholischen Normalschriften, deren Abfassung und Herausgabe die Tridentinische Kirchenversammlung den Päpsten überlassen hatte, der sogenannte Catechismus Romanus unter dem lateinischen Titel[17]) eines Catechismus ex decreto Concilii Tridentini ad Parochos, Pii V. P. M. jussu editus. Noch von Papst Pius IV. wurden, unter der Aufsicht des Cardinals Carlo Borromeo, 1564 die drei Dominicaner Leonardus Marinus (Marino), archiepiscopus Lancianensis, Aegidius Foscararius (Foscarari), episcopus Mutinensis, und Franciscus Forerius (Fureiro) aus Lissabon, denen man mehrere lateinische Stilisten beigab, mit der Abfassung beauftragt, worauf 1566 durch eine Commission von Theologen und Latinisten unter dem Vorsitze des Cardinals Sirletus eine Revision erfolgte. Später sehr oft wieder aufgelegt, kein Volksbuch, speciell für die Geistlichen als Religionslehrbuch in theologischer Sprache bestimmt, handelt er in vier Hauptabschnitten von dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, von den Sakramenten, von den Zehn Geboten und von dem Gebete, und wurde bald überall als officielles Lehr- und Glaubensdocument angenommen. Als später zwischen den Dominicanern und Jesuiten sich ein Streit über die Gnade erhob, suchten diese den Katechismus als ein Werk jener in seinem Werthe zu beeinträchtigen und leugneten seine Verbindlichkeit für die römisch-katholische Kirche, indem sie dahin wirkten, daß er durch den Katechismus von Canisius ersetzt würde. Seitdem hat der Catechismus Romanus sein Ansehen nicht blos in den jesuitischen Kreisen, sondern vielfach auch in andern verloren oder herabgemindert sehen müssen.[18]) — Der 1603 unter dem Titel Dichiaratione piu copiosa della doctrina christiana, composta per ordine di Clemente VIII. zum ersten mal herausgegebene Katechismus des Cardinals R. Bellarmin ist in der Anlage und Durchführung dem von Canisius verfaßten ähnlich.

Den Geist der Freiheit der Gallikanischen Kirche und zugleich die Polemik gegen die parallele Schrift des protestantischen Predigers Ferri in Frankreich vertritt der Katechismus des Bischofs Bossuet (gest. 1704). Ihm in der Form nachgebildet ist der 1806 in Paris auf Befehl des Kaisers Napoleon I. herausgegebene Catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'empire Français, welchen der päpstliche Nuntius gezwungen wurde, für die katholische Kirche zu approbiren, um auch sie dem kaiserlichen Servilismus im religiösen Jugendunterrichte zu unterwerfen. Er enthält im allgemeinen die Lehren der katholischen Kirche, im besondern einen Abschnitt über die Verpflichtung zum service militaire, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, speciell gegen den Kaiser, von welchem es heißt: „Honorer et servir notre empereur est donc honorer et servir Dieu même"; diejenigen, welche die Pflicht gegen ihn verletzen würden, „se rendroient dignes de la damnation éternelle". — Der deutsch-katholische Bischof J. B. Hirscher läßt in seiner zuerst 1831 erschienenen Katechetik die altkirchlichen Hauptstücke nicht ungetrennt beieinander, sondern vertheilt sie stückweise auf den Gang seines Systems. — Nachdem seit 1850 der ultramontane Geist des Jesuitismus fast die ganze römische Kirche durchdrungen, fand namentlich der Katechismus des Jesuiten de Harbe in Frankreich, Deutschland und anderwärts eine starke Verbreitung. — Dem sogenannten Oekumenischen Concil ward 1870 im Auftrage des Papstes Pius IX. das Schema zu einem Catechismus parvus vorgelegt, welcher den päpstlichen und jesuitischen Ultramontanismus z. B. auch insofern durchsetzen sollte, als er die staatliche Civilehe aus den noch mehrfach gebräuchlichen französischen Lehrbüchern ausmerzte. Am 4. Mai 1870 nahm zwar die Versammlung gegen 100 dissentirende Stimmen den Entwurf an; sie ging aber ohne eigentlichen Beschluß über eine definitive Redaction auseinander. Die Angelegenheit wurde von neuem einer Congregation (Commission) überwiesen; indeß ist etwas weiteres hierüber nicht bekannt geworden.

Um den alten traditionellen Glauben und seine Lehre namentlich gegen die von dem Katholicismus und Protestantismus drohenden Gefahren zu schützen, aber unter einiger Rücksichtnahme auf die bisher erfolgten Modificationen in Volksbewußtsein und Theologie, verfaßte für die russische Staatskirche der Erzbischof Petros Mogilas von Kiew 1642 die Ὀρθόδοξος ὁμολογία τῆς πίστεως τῆς καθολικῆς ἀποστολικῆς ἐκκλησίας τῆς ἀνατολικῆς. Das Werk wurde 1643 auch von der Synode zu Konstantinopel für das ottomanische Reich, bezw. von den Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem angenommen, durch die Synode von Jerusalem 1672, durch Peter den Großen 1721 aufs neue sanctionirt. Auch der größere Katechismus der Russen genannt, ist es im eigentlichen, speciellen Sinne kein Katechismus, kein (katechetisches) Religionslehrbuch für Kinder und Ungebildete, vielmehr eine größere theologische Bekenntnißschrift, welche in drei Hauptabschnitten vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe zu Gott und dem Nächsten, also von den sogenannten drei christlichen Tugenden, handelt.[19]) Peter der Große ließ aus ihr einen

16) Bei Paulus Manutius, in Folio. 17) Er kam gleichzeitig auch in italienischer Sprache heraus. 18) Vgl. unter andern Winer, Handbuch der theolog. Literatur, I, 319, und Gieseler, Lehrbuch der Kirchengesch., III, 2, S. 675.

19) Eine deutsche Ausgabe besorgte Frisch (Frankfurt und

Auszug machen. — Ebenfalls für die morgenländische rechtgläubige Kirche edirte Christodulos 1760—1772 eine Catechesis sacra, welche aber ebenfalls keinen Katechismus im gebräuchlichen Sinne, sondern, wie sie selbst sagt, eine sacrae divinaeque liturgiae explicatio et examen ordinandorum darstellt. Von den Katechismuseinübungen in den russischen Kirchen ist in unserm Artikel über Katechetik in dieser Encyklopädie die Rede gewesen. — Die armenische Kirche hat zwar religiöse Unterrichtsschriften hervorgebracht, besonders neuerdings durch die Mechitaristen in Venedig; aber unter ihnen befindet sich kein Volksbuch, welches man als Katechismus bezeichnen könnte.[20]) — Auch die jetzige koptische Kirche ist ohne eigentlichen Katechismus.[21]) (*J. Hasemann.*)

KATECHIST (der). Der das Katechisiren ausübende, speciell den Katechismus einübende Lehrer, mithin fast gleichbedeutend mit dem Katecheten. In der gegenwärtigen deutschen Sprache ist der Ausdruck „Katechist" weit weniger gebräuchlich als „Katechet". Vgl. die Artikel Katechese, Katechet, Katechetenschule, Katechetik und Katechismus in dieser Encyklopädie.

(*J. Hasemann.*)

KATECHISTIN (die). Die das Katechisiren ausübende, speciell den Katechismus einübende Lehrerin, mithin fast gleichbedeutend mit der Katechetin, deren Name in der gegenwärtigen deutschen Sprache weit weniger gebräuchlich ist als „Katechetin". Vgl. die Artikel Katechese, Katechet, Katechetik und Katechismus.

(*J. Hasemann.*)

KATECHUMENAT (der).[1]) Der Stand eines Katechumenen oder einer Katechumenin, d. i. einer Person, welche durch Unterricht auf die heilige Handlung der Taufe, der Communion, der Confirmation vorbereitet wird. In der ältesten Zeit der christlichen Kirche hatte der Katechumenat vorzugsweise den Zweck, diejenigen, welche in die Gemeinschaft derselben aufgenommen werden wollten, mithin meist Erwachsene, für die Taufe vorzubereiten, mit welcher die erste Communion verbunden zu werden pflegte. Dieser Unterricht umfaßte im Apostolischen Zeitalter nur eine kurze Dauer, namentlich wenn er jüdischen Proselyten galt, da diese mit dem Alten Testamente, resp. den Zehn Geboten, den messianischen Weissagungen u. s. w. mehr vertraut waren als die Heiden, welche diese Stücke des christlichen Wissens erst kennen lernen mußten. Je größer später die Zahl der Proselyten aus dem Heidenthume wurde, desto mehr ergab sich die Nothwendigkeit und das Bedürfniß, mit der Vorbereitung vorsichtig und sorgsam zu verfahren; der Unterricht und die damit verbundene moralische Disciplin wie die vorläufige Theilnahme an liturgischen Acten wurde daher durch besondere Vorschriften geregelt und nahm nun eine längere Zeitdauer in Anspruch. Indeß war die hierauf gerichtete Praxis durchaus nicht überall gleichmäßig. Die ersten genaueren Nachrichten finden sich in den Apostolischen Constitutionen[2]), deren damaliger Geltungsbereich sich freilich nicht sicher bestimmen läßt. Hier werden die als Katechumenen (*κατηχούμενοι*), mit welchen, wie es scheint, eine die rudes umfassende Vorstufe zu der ersten Hauptstufe verbunden ist, die audientes (*ἀκροώμενοι*), die genu flectentes (*γόνυ κλίνοντες*) und die competentes (nämlich baptisma) unterschieden, indem ihnen eine bestimmte Stellung zu der Gemeinde der Getauften angewiesen und zum Zweck ihres Unterrichts ein besonderer Lehrplan aufgestellt wird. An einer Stelle dieser Urkunde[3]) werden als *κατηχούμενοι* die rudes, die audientes und die genu flectentes bezeichnet, mithin die competentes höher klassificirt. Die Zeitdauer, für welche die Synode von Elvira deren nur zwei fordert, ist hier auf drei Jahre bemessen.[4]) Es wurden besondere Lehrer angestellt, welche man catechistae, *κατηχῆται*, doctores audientium u. s. w. nannte, welche indeß von den Katecheten der höheren Lehranstalten, namentlich in Alexandria, zu unterscheiden sind. An gewissen Orten fand, wie es scheint, der oben genannte strenge Stufenunterschied nicht statt, wie dies für den Episkopat des Augustin aus seiner Schrift „De catechizandis rudibus" hervorgehen dürfte. Auch werden sämmtliche drei oder vier Stufen in dem Namen der audientes zusammengefaßt.

Origenes[5]) unterscheidet zwei Klassen der Katechumenen, nämlich diejenigen, welche zuerst privatim, *κατ' ἰδίαν*, unterrichtet werden, und diejenigen, welche bereits an den gottesdienstlichen Gemeindeversammlungen theilnahmen. Die allgemeine Unterscheidung nach den obigen drei (oder vier) Klassen gehört einer etwas späteren Zeit an. Von ihnen durften die audientes oder *ἀκροώμενοι* in den Cultusversammlungen nur die Vorlesung der Heiligen Schrift und deren Erklärung mit anhören, während die genu flectentes oder *γόνυ κλίνοντες* einem Theile der kirchlichen Gebete kniend anwohnten; die competentes oder *φωτιζόμενοι* waren diejenigen, welche unmittelbar auf die Taufe vorbereitet wurden. Immer mehr kam die schon von Origenes vertretene Ansicht auf, daß die specifisch christlichen Dogmen und Riten, wie der Glaube, die Taufe, das Heilige Abendmahl, Mysterien seien und als solche den Katechumenen bis zur Taufe, resp. bis zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses und bis zur ersten Communion vorzuenthalten seien. Parallel hiermit ging die immer mehr zunehmende Gewohnheit, daß die Proselyten die Taufe so lange wie möglich aufschoben, oft bis kurz vor dem Tode, um der Vergebung aller Sünden theilhaft zu werden, wie man dies z. B. vom Kaiser Konstantin I. weiß. Dieser strenge Katechumenat entstand etwa am Ende des 3. Jahrhunderts, mußte aber gemildert und gekürzt werden, als die Zahl

---

Leipzig). — Vgl. K. Hase, Kirchengeschichte, 8. Aufl. (Leipzig 1858), S. 490.

20) Palmer, in Herzog's Real-Encyklopädie, VII, 459.
21) Ebenda.

1) Da der entsprechende lateinische Ausdruck catechumenatus, Genit. us, ist, mithin generis masculini, so muß die früher übliche Sprach- und Schreibweise „das" Katechumenat verworfen werden.

2) II, VII und VIII. 3) VII, 39—41. 4) VIII, 32.
5) Contra Celsum III, 52.

der Proselyten eine gewisse Höhe erreichte. Der Bischof Kyrillos von Jerusalem (gest. 386) verweist in die oberste Stufe der Katechumenen die von ihm so genannten φωτιζόμενοι, die unmittelbar vor der Taufe stehenden; seine κατηχήσεις (μυσταγωγικαί) 6—18 geben hauptsächlich eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses, dessen specieller Inhalt nach der eigentlichen Form den Proselyten vor dieser Stufe ebenso wenig mitgetheilt wurde wie diejenige des Vaterunser, der Zehn Gebote u. s. w., weil man eben, wie die Heiden bei ihren Mysterien, eine disciplina arcani treiben wollte.[6])

Uebrigens ist, wie bereits erwähnt, der Katechumenat der alten Kirche keineswegs allein, ja kaum vorwiegend, ein Lehrinstitut, am wenigsten ein modernes Schulehalten; er bezweckt hauptsächlich, den Proselyten eine bestimmte Stelle zu den Getauften, resp. den πιστοί und deren Gottesdienst anzuweisen, sowie dieselben in eine kirchliche Sittenzucht zu nehmen; die Katechumenen hatten sich aller pompa diaboli zu entziehen, im Falle der Verehelichung sich des geschlechtlichen Umgangs zu enthalten, einer geregelten anderweitigen Ascese zu unterwerfen, sodaß sie nahezu einen Mönchsstand bildeten, nur ohne Clausur, hier mehr dort weniger streng. — Je mehr die Taufe der Christenkinder in Uebung kam, desto mehr hörte der alte Katechumenat auf oder verwandelte sich in eine andere Form. Es ist von ihm ferner bis tief in das Mittelalter hinein die Rede; aber man taufte je mehr und mehr ohne ausführlichen vorbereitenden Unterricht. Wenn der Erzbischof Isidorus von Hispalis (Sevilla) am Ende des 6. und im Anfange des 7. Jahrh.[7]) und Rhabanus Maurus (gest. 856)[8]) catechumeni erwähnen, so ist damit nur der Status der liturgischen Form kurz vor dem Uebertritte zum Christenthum und dieser selbst gemeint. Die Pflicht, den Getauften, beziehungsweise den getauften Kindern das Symbolum und das Pater Noster beizubringen, übertrug der Klerus den Pathen, welche damit schwerlich mehr als das bloße Hersagen erzielten. — Seitdem durch Spener und seine Richtung in der evangelisch-lutherischen Kirche die Confirmation ankam, welche auch in der reformirten platzgriff, ging Hand in Hand damit der vorbereitende Unterricht der Confirmanden. In den protestantischen Kirchen Deutschlands, Skandinaviens und anderer Länder ist jetzt dieser Unterricht kirchenregimentlich fest vorgeschrieben und währt ein bis zwei Jahre. Die Schüler und Schülerinnen des letzten Jahres heißen in Deutschland speciell Confirmanden im Unterschiede von denen des ersten Jahres, welche in diesem Falle Katechumenen oder Vorbeter, Beibeter u. s. w. genannt werden; doch bezeichnet man auch beide Jahrgänge entweder als Confirmanden oder als Katechumenen.

Zur Literatur mögen außer den in den Noten gemachten, abgesehen von den allgemeinen kirchengeschichtlichen Werken, noch folgende Angaben dienen: T. Pfanner, De catechumenis antiquae ecclesiae (Frankfurt a. M., 1688); Gilbert, Historia catecheseos, Pars I, tres priores aetates complectens (Leipzig 1836); W. Höfling, Das Sakrament der Taufe (1. Theil, 1846); Harnack, Der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und katholischen Zeitalter (Erlangen 1854); J. Mayer (kathol.), Geschichte des Katechumenats und der Katechese in den ersten sechs Jahrhunderten (Kempten 1868); von Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen Katechetik (2 Bände, Leipzig 1863—1872). — Auch verweisen wir auf unsern Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie. (*J. Hasemann.*)

KATECHUMENE (der). Im allgemeinen der, welcher den katechetischen, resp. Katechismus-Unterricht empfängt. Das Wort hat aber auch besondere Bedeutungen, indem es namentlich denjenigen bezeichnet, welcher den vorbereitenden Unterricht für die Taufe, die Confirmation u. s. w. empfängt, worüber der Artikel „Katechumenat" in dieser Encyklopädie zu vergleichen ist. (*J. Hasemann.*)

KATECHUMENIN (die). Im allgemeinen die, welche den katechetischen, resp. Katechismus-Unterricht empfängt. Das Wort hat aber auch besondere Bedeutungen, indem es namentlich diejenigen bezeichnet, welche den vorbereitenden Unterricht für die Taufe, die Confirmation u. s. w. empfängt, worüber der Artikel „Katechumenat" in dieser Encyklopädie zu vergleichen ist. (*J. Hasemann*)

KATEGORIE. Die Lehre von den Kategorien bildet in der Entwickelung der Philosophie einen der bedeutsamsten Gegenstände; doch hat sich der Sinn derselben mit der Zeit wesentlich verschoben. Trendelenburg hat in seiner „Geschichte der Kategorienlehre" (Historische Beiträge zur Philosophie, Bd. 1, Berlin 1846) das Material für das Verständniß der einzelnen Phasen dieser Geschichte sorgfältig zusammengesucht, dabei jedoch, vermöge seines hauptsächlich der Aristotelischen Lehre zugewendeten Interesses, auf die totale Veränderung, welche in der Bedeutung desjenigen, was man unter Kategorie versteht, namentlich in neuerer Zeit vorgegangen ist, nur in sehr unvollständiger Weise aufmerksam gemacht. Die Aristotelische und die Kantische Kategorienlehre haben so verschiedene Tendenz, daß zwischen ihnen wenig mehr als die Gleichheit des Wortes gemeinsam ist.

Bei Aristoteles gehört die Kategorienlehre zu dem ganzen System formal logischer Untersuchungen, welche sich von grammatischen Gesichtspunkten noch nicht völlig abgelöst haben. In der Lehre vom Urtheil wird die Frage nach den verschiedenen Arten der Prädicate aufgeworfen, und es wird darüber verhandelt, welches die „Arten der Aussage" seien. Diese höchsten Arten der Prädicate werden κατηγορίαι genannt, da bei Aristoteles das Wort κατηγορεῖν den Nebensinn des „Anklagens" oder des „tadelnd Aussagens" abgestreift und sich zum stehenden Terminus für „Prädiciren" ausgebildet hat. Die Kategorien sind also hier die Grundklassen, unter welche alle nur irgend denkbaren Vorstellungsinhalte subsumirt

6) Vgl. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte I, 3. Aufl. (1831), S. 307. 308. Dazu Palmer in Herzog's Real-Encyklopädie VI, 441. 442. 7) De offic. eccles., Lib. II, 20 und 21. 8) De institut. cleric. I, c. 26.

werden können, die höchsten Abstractionsbegriffe. Ueber ihnen steht nur noch der völlig inhaltslose Begriff des „Etwas“ oder des „Vorgestellten“ überhaupt; sie selbst enthalten die abstracten Schemata, denen sich alle Inhaltsbestimmungen der Vorstellung müssen einordnen lassen. Die bekannte Zehnzahl der Kategorien bei Aristoteles ist jedoch, wie oft hervorgehoben, weit davon entfernt, ein System zu sein: sie ist weder deductiv abgeleitet (was freilich, da der nächst höhere Begriff jenes inhaltslose „Etwas“ ist, seine Schwierigkeiten gehabt haben würde), noch inductiv gewonnen. Kant meinte, die so zusammengestellten Kategorien seien „aufgerafft“, Hegel, sie seien einfach „gesammelt“. Trendelenburg hat es wahrscheinlich gemacht, daß bei dieser Aufstellung die Rücksicht auf die Satztheile und die verschiedene Rolle, welche dieselben im Urtheil spielen, maßgebend gewesen sei. Doch zeigt sich, wie wenig dadurch ein sicher geschlossenes System gegeben war, schon in dem Umstande, daß in mehrern Stellen der Aristotelischen Schriften, wo die Kategorien mit offenbarer Absicht der Vollständigkeit aufgezählt werden, einige (κεῖσθαι und ἔχειν) von denen fehlen, welche in der Schrift περὶ κατηγοριῶν genannt werden. Mag nun auch die Echtheit letzterer Schrift zweifelhaft und gar unwahrscheinlich sein, so ist es doch sicher, daß sie auf Aristotelischer Grundlage beruht. Wenn man endlich in der Reihenfolge der Kategorien den Fortschritt vom Dinge zu seinen Eigenschaften, zu seinen Zuständen und schließlich zu seinen Beziehungen auf andere Dinge verfolgen kann, so ist erstens das letztere ein so unbestimmter und vieldeutiger Gesichtspunkt, daß von ihm aus keine Gliederung der „Relationen“ möglich erscheint, und zweitens steht jener Fortschritt merkwürdigerweise mit den Grundbegriffen der Aristotelischen Metaphysik nur im allerlockersten und schwächsten Zusammenhange. Die Frage, wie Aristoteles zur Zusammenraffung gerade dieser Kategorien gelangt ist, wird wahrscheinlich deshalb unlösbar bleiben, weil wir von den Vorarbeiten, welche er zu diesem Zwecke vorfand und welche in den Untersuchungen der Sophisten über die Redetheile ganz zweifellos vorhanden gewesen sind, nur ganz geringe Kenntnisse haben. Seit Trendelenburg haben namentlich Bonitz (in den Sitzungsberichten der wiener Akademie der Wissenschaften, histor.-philol. Klasse, X, 591 fg., 1853), Prantl (Geschichte der Logik im Abendlande I, 183 fg.) und Zeller in seiner „Philosophie der Griechen“ zur Untersuchung der Frage beigetragen, kleinerer Arbeiten von Kersten (Berlin 1853), Schuppe (Berlin 1871) Lutte (Ruhrort 1874) u. s. w. nicht zu gedenken.

Welches aber auch der Ursprung der Aristotelischen Kategorienlehre gewesen sein möge, ihre gesammte Tendenz lief zunächst auf eine Eintheilung aller Begriffe in verschiedene Klassen hinaus, wodurch die Function, welche jeder einzelne Begriff im Urtheil einzunehmen vermöge, und die Beziehungen, in welche es gesetzt werden müsse, resp. dürfe, in systematischer Weise bestimmt werden sollten. Es handelte sich also nicht um eine inhaltliche Klassification oder Rubricirung, nicht um eine Eintheilung der Begriffe ihrem durch die Merkmale gegebenen Inhalte nach, sondern um ein System, welches den logischen Charakter jedes Begriffs deutlich zu bezeichnen beabsichtigt. Dabei ist eben die Analogie mit den sprachlichen Untersuchungen nicht zu verkennen; denn ein ähnliches Verhältniß sollte offenbar logisch gesucht werden, wie es sprachlich zwischen der Wortform und der Stellung derselben im Satze vorliegt. Insofern ist der Standpunkt der Aristotelischen Kategorien durchweg formal: die Kategorien sind die allgemeinsten Begriffsformen. Deshalb ist die von dem ursprünglichen Sinne am meisten abweichende Anwendung des Wortes Kategorie diejenige, welche etwa heutzutage in der populären Ausdrucksweise üblich ist, wo man unter Kategorien häufig die allgemeinsten Gattungsbegriffe innerhalb einer Gruppe von Gegenständen oder die einzelnen sachlichen Gesichtspunkte der Betrachtung versteht.

Bezeichnet man so die Tendenz der Aristotelischen Kategorienlehre als formal, so geschieht das nicht in dem Sinne, wie man etwa jetzt die formale Logik der erkenntnißtheoretischen gegenüberstellt. Umgekehrt vielmehr liegt es in dem ganzen Geiste der Logik des Aristoteles, daß ihm die Kategorien nicht nur Denkformen, sondern eben als solche zugleich auch Seinsformen sind. Die in den Kategorien ausgesprochenen Begriffsverhältnisse sind eo ipso auch die Verhältnisse der absoluten Realität, und wie bei den Urtheilsformen, so soll es auch bei den Kategorien gelten, daß die gedankliche Form das Abbild einer realen Beziehung ist. Die logische Function, welche einem Vorstellungsinhalt durch seine Unterordnung unter eine bestimmte Kategorie zugewiesen wird, ist zugleich der Ausdruck für die realen Functionen, in denen derselbe steht. Darum ist es eins der schwierigsten Probleme in der Auffassung des Aristotelismus, wie das Schema der Kategorien mit demjenigen der Metaphysik, wie namentlich die ganze Summe der Kategorien mit der Lehre von den vier Principien in Uebereinstimmung oder auch nur in Beziehung gebracht werden soll. Denn der Grundgegensatz von Stoff und Form ist in die Kategorientafel nur sehr künstlich hineinzudeuten; beide stehen sich fremd als ganz verschiedene Betrachtungsweisen gegenüber, während sie dieselbe Aufgabe lösen sollen: die Grundformen des Seienden zu bestimmen.

Die Auffassung des Aristoteles hat, wie in den meisten Dingen, so auch hinsichtlich der Kategorien die philosophische Betrachtungsweise von fast zwei Jahrtausenden bestimmt. Mochten auch die Stoiker in Opposition gegen die peripatetische Logik die Zahl der Kategorien mit einiger Umänderung der Terminologie auf vier reduciren (vgl. besonders Prantl a. a. O. S. 426 fg.), mochte auch Plotin in der Meinung, Aristotelische und stoische Kategorienlehre gleichmäßig zu bekämpfen, beiden sich accommodiren und seine wunderliche Scheidung zwischen den Kategorien des Intelligiblen und denjenigen des Sinnlichen mit phantastischer Symmetrie durchführen, mochten dabei die einen mehr die formal-logische, die andern mehr die metaphysische Seite der Sache im Auge haben — immer blieb die Aufgabe im Princip so gefaßt, wie sie Aristoteles gestellt hatte; und gerade weil in

dieser Fassung das logische und das metaphysische Interesse, obwol durchaus unausgeglichen, miteinander zusammentrafen, so verschwand das Problem der Kategorien aus dem Gesichtskreise der neueren Philosophie um so mehr, je weiter vor dem philosophischen Blick die Sphären der Subjectivität und der Objectivität auseinandertraten und zugleich Logik und Metaphysik sich gegenseitig entfremdeten.

Erst als bei Kant beide, zunächst in der Form der Aufhebung der Metaphysik zu Gunsten der Logik, sich wieder vereinigten, erschien auch eine neue, eine vollständig originelle, die zweite, die kritische Kategorienlehre. Indessen gab die Kritik der reinen Vernunft dem alten Namen einen ganz neuen Träger. Kant's Kategorienlehre erscheint im Zusammenhange mit seiner allgemeinen Untersuchung über die synthetischen Urtheile a priori. Es fragt sich, worauf die allgemeinen Sätze beruhen, welche die letzte Begründung aller menschlichen Erkenntnisse enthalten, ohne doch selbst irgendwie aus den besondern Urtheilen, denen sie schon zu Grunde liegen, begründet werden zu können. Bei dieser Untersuchung zeigt es sich, daß, wie die räumliche und zeitliche Synthesis der Empfindungen auf den Anschauungen a priori als den Gesetzen der sinnlichen Verknüpfung beruht, so die Verknüpfung der Vorstellungselemente zu „Gegenständen" nur durch die Anwendung gewisser „Regeln" des Denkens möglich ist, welche die Anordnung derselben zu verstandesmäßigen Vorstellungen bedingen. Diese Regeln des Denkens sind also, in abstracto aufgefaßt und aus den zufälligen, durch die Wahrnehmung gegebenen Inhaltsbestimmungen herausgelöst, begriffliche Beziehungen, durch welche der Verstand den gegebenen Inhalt in Zusammenhang bringt. Das verknüpfende Denken ist nur in der Gestalt gewisser Beziehungsformen möglich, welche auf gegebenen (empfundenen) Inhalt angewendet werden; jede dieser Formen ist, für sich betrachtet, ein „reiner Verstandesbegriff", und als solchen nennt ihn Kant eine Kategorie; jede läßt sich aber auch als ein allgemeiner Satz aussprechen, worin festgesetzt wird, daß diese begrifflichen Beziehungen auf die Verhältnisse aller Vorstellungen sich müssen anwenden lassen und für die Erkenntniß derselben als Axiome gelten; in diesem Sinne entwickelt sich aus den Kategorien ein „System der Grundsätze des reinen Verstandes".

Für Kant sind also die Kategorien nicht mehr Begriffsklassen, sondern die allgemeinen Beziehungsformen des Denkens, und es ist diese seine Lehre, wie hier nur angedeutet werden kann, geeignet, den traditionellen und im Grunde genommen nur sprachlich bedingten Unterschied, den die Logik zwischen Begriff und Urtheil zu machen pflegt, völlig über den Haufen zu werfen; denn dieselbe Form des beziehenden Denkens kann sich sprachlich sowol in Gestalt eines Begriffs als auch in derjenigen eines Urtheils, d. h. sowol in derjenigen eines Wortes als auch in derjenigen eines Satzes aussprechen. Nach der alten Terminologie aber bezeichnet Kant die Kategorien selbst als Begriffe und behauptet von ihnen, daß sie den Nerv der Urtheilsthätigkeit ausmachen, d. h. daß das logische Wesen jedes Urtheils darin bestehe, zwischen Subject und Prädicat eine dieser Beziehungsformen des Denkens zu statuiren.

Darum war es ganz richtig, daß Kant weiter schloß, es müsse soviel Formen des Urtheils geben als Kategorien, d. h. Beziehungsformen des Denkens vorhanden sind. Hätte er deshalb irgendein Princip gefunden, um ein System der Kategorien zu schaffen, so würde sich daraus eine neue Aufstellung der Formen des Urtheils haben ergeben müssen. So aber schlug Kant, da er keinen andern Ausweg fand, den umgekehrten Weg ein, indem er die Kategorien am „Leitfaden" der „Tafel der Urtheile" suchte, welche, von der Schullogik zusammengestellt, aus ganz andern Interessen hervorgegangen und von ihm selbst noch symmetrisch abgerundet, ihm als ein sicherer Ausgangspunkt erschien. Vgl. außer den größeren Gesammtdarstellungen der Kant'schen Philosophie hauptsächlich: Jacobson, Ueber die Beziehung zwischen Kategorien und Urtheilsformen (Königsberg 1877); Ueberhorst, Kant's Lehre vom Verhältniß der Kategorien zur Erfahrung (Göttingen 1877); Steckelmacher, Die formale Logik Kant's in ihren Beziehungen zur transscendentalen (Breslau 1878); Nathan, Kant's logische Ansichten und Leistungen (Jena 1878).

Statt also die formale Logik durch die transscendentale zu reformiren, verdarb Kant die von ihm geschaffene transscendentale durch die Anlehnung derselben an die formale Logik. Der Leitfaden, an den er sich hielt, war so unglücklich, daß er nur durch große Gedankensprünge aus je einer Urtheilsform je eine Kategorie ableiten konnte; und die berühmte Tafel der zwölf Kategorien, welche daraus hervorging, war wieder so unglücklich, daß sich nur durch sehr gewagte Combinationen und Deutungen daraus das System der Grundsätze entwickeln ließ, auf das es eigentlich abgesehen war. Der großartige Grundgedanke dieser Kategorienlehre fand eine völlig verunglückende Ausführung.

Es blieb zwar nicht aus, daß der Schulpedantismus wie bei dem Meister selbst, so auch bei den Schülern gerade an diesem symmetrischen Schema sein Gefallen und darin ein methodisches Netz fand, mit dem überall die Wahrheit in sauberer Ordnung eingefangen werden könnte. Aber bei allen bedeutenderen unter Kant's Nachfolgern machte sich doch die Einsicht geltend, daß auch bei ihm die Kategorien schließlich nur „aufgerafft" sind, und daß es die erste Aufgabe der Erkenntnißtheorie ist, das System derselben zu suchen.

In der Lösung dieser Aufgabe treten die charakteristischen Unterschiede der nach-Kant'schen Philosophie sehr deutlich hervor. Auf dem Boden des Kant'schen transscendentalen Idealismus waren die Kategorien eben als Formen des beziehenden Denkens oder der „transscendentalen Apperception" zugleich die gesetzgebenden Formen der nur durch sie möglichen Erscheinungswelt; ihr subjectiver Charakter fiel mit dem objectiven, dem Wesen des kritischen Idealismus gemäß, absolut zusammen. Indem nachher beide Elemente auseinandertraten, ergab sich, daß hauptsächlich zwei Betrachtungsweisen für die

Kategorien und zwei Methoden zur Construction des Systems derselben möglich sind: von der vorwiegend subjectiven Seite gesehen, werden die Kategorien in die Psychologie, von der objectiven Seite aufgefaßt, in die Metaphysik gewiesen.

Die psychologistische Methode, von Fries schon inaugurirt, von Herbart und Beneke in verschiedenem Sinne ausgebildet, betrachtet die Kategorien als Resultate des Vorstellungsmechanismus und sucht dieselben an der Hand der Erfahrung aus dem Associationsprocesse abzuleiten. Sie unterliegt dabei fortwährend der Gefahr, die Veranlassungen, welche in der Entwickelung des empirischen Bewußtseins für die abstracte Auffassung der Kategorien vorliegen, für die Ursachen zu halten, durch welche die Kategorie erst erzeugt wird, während umgekehrt in dem Associationsprocesse die kategoriale Gesetzmäßigkeit schon von vornherein thätig ist. Dasselbe gilt von der unter dem Namen der Völkerpsychologie bekannten historischen Ergänzung des individual-psychologischen Gesichtspunktes, wodurch die Erzeugung auch der Kategorien als ein Vorgang des socialen Lebens betrachtet und die Ausprägung der Denkformen als ein sprachlich-culturhistorischer Vorgang angesehen wird. Steinthal und nach ihm Glogau haben diese Behandlungsweise der Kategorien auch mit der entwickelungsgeschichtlichen Theorie in fruchtbare Beziehung gebracht.

Auf der andern Seite begann Fichte die metaphysische Construction des Systems der Kategorien durch die dialektische Methode, deren tiefsinniger Grundgedanke — bei aller Wunderlichkeit und Verfehltheit der Ausführung — darin bestand, die Kategorien als die nothwendigen Handlungsweisen des Bewußtseins aus der Aufgabe desselben teleologisch zu deduciren. Nach dem schon hier sich metaphysisch gestaltenden transscendentalen Idealismus nahmen damit die Kategorien die Bedeutung der Formen und Typen des vernünftigen Weltlebens an; in dieser Bedeutung behandelte sie auch Schelling im „System des transscendentalen Idealismus", und in der Zusammenfassung aller Zweige des philosophischen Denkens, in der Systematisirung aller Gedanken der Culturgeschichte schuf schließlich Hegel seine „absolute" Logik als das System der Kategorien, d. h. nothwendigen Entwickelungsformen des absoluten Geistes, in denen die Gestalten der Wirklichkeit sich aus der Selbstentwickelung der Idee als die dialektisch nothwendigen Formen ihrer Verwirklichung darstellen sollten. Hier sind die Kategorien im objectiven Sinne die Formen der Vernunft; ihr System folgt als dialektische (nicht nur als historische) Reihe aus der sich selbst zerreißenden und wieder zur Harmonie zusammenfassenden Bewegung des Geistes.

Auf diese Grundformen lassen sich mit mehr oder minder bedeutenden Modificationen alle Behandlungen zurückführen, welche bisher die Kategorienlehre gefunden hat. Zweck und Raum dieser Darstellung nöthigte dazu, dieselbe auf diese Hervorhebung der principiellen Gesichtspunkte zu beschränken. Die Details der historischen Untersuchung hat bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die Trendelenburg'sche Arbeit gegeben; aus der gegenwärtigen Philosophie heraus eine theoretische Untersuchung über die Kategorien anzustellen, das hieße nicht mehr und nicht weniger, als ein System der Erkenntnißtheorie schreiben.

(*W. Windelband.*)

KATEGORISCH. Die in der mittelalterlichen und der neueren Logik zu mehr oder minder großer Bedeutung erhobene Eintheilung der Urtheile in kategorische, hypothetische und disjunctive und die damit zusammenhängende Eintheilung der Syllogismen findet sich kaum dem Keime nach in der Aristotelischen Analytik vorbereitet. Die Veranlassung für diese Lehren lag in dem Bestreben der älteren Peripatetiker, besonders Theophrast's und Eudemos', die Lehre vom Syllogismus durch die Ausführung aller der Schlußarten zu erweitern, welche Aristoteles nach der Tendenz seiner Logik hatte beiseiteschieben müssen, derjenigen nämlich, in welchen die Prämissen nicht einfach behauptet werden, sondern durch irgendeine Bedingung eine Restriction erfahren, bei welcher also zu den Prämissen noch ein μεταλαμβανόμενον hinzutritt. Diese Syllogismen theilten dann die Peripatetiker in hypothetische und disjunctive ein, und mit Beziehung auf diese weit ausgesponnenen Untersuchungen haben dann erst die Stoiker als eigene Gattungen des Urtheils das hypothetische und das disjunctive der einfachen Behauptung, dem kategorischen Urtheil, gegenübergestellt. Dabei ergab sich aus den sprachlichen und grammatischen Interessen der antiken Logik, daß als hypothetisches Urtheil jeglicher Conditionalsatz, als disjunctives jedes Urtheil, welches ein Entweder-Oder enthielt, bezeichnet wurde. Namentlich in Betreff des hypothetischen Urtheils führte das zu rein formalistischen Unzuträglichkeiten; die große Menge von total verschiedenen Beziehungen, welche in der Sprache durch die conditionale Satzform ausgedrückt werden, erschien nun unterschiedslos derselben Urtheilsform angehörig. Im Gegensatze zu diesen beiden Urtheilsarten wird nun als kategorisch dasjenige Urtheil bezeichnet, welches seinem Subject das Prädicat schlechthin zuspricht, ohne dafür, wie das hypothetische, eine Bedingung zu stellen oder, wie das disjunctive, die Wahl zwischen mehrern Prädicaten offen zu lassen. Je nach dem Vorkommen nur kategorischer oder hypothetischer und disjunctiver Sätze in den Prämissen wurde dann gleichfalls zwischen kategorischen, kategorisch-hypothetischen, hypothetischen und disjunctiven Syllogismen unterschieden und die mittelalterliche Schullogik hat die Theorie der verschiedenen Formen derselben mit pedantischem Formalismus ausgebildet. Die besondern, oft sehr langweiligen oder auch sehr wunderlichen Wendungen dieser Lehren sind an den verschiedenen Stellen von Prantl's Geschichte der Logik genau analysirt. Man bezeichnet in der traditionellen formalen Logik, wie sie unter dem Einflusse Kant's in Deutschland noch besteht, die Eintheilung der Urtheile in kategorische, hypothetische und disjunctive als diejenige nach der Relation, und Kant brachte — künstlich genug — die kategorische Relation mit der Kategorie der Inhärenz, des Verhältnisses von Ding und Eigenschaft, in Verbindung. Wollte man aber nur diejenigen und andererseits alle diejenigen Urtheile als kategorisch bezeichnen, bei denen

die gedankliche Beziehung, in welche Subject und Prädicat gesetzt werden, das Verhältniß der Substanz zu den ihr inhärirenden Attributen bildet, so würde man weit von der Meinung der formalen Logik sich entfernen. Je mehr nun in der Gegenwart jene formale Logik nur noch ein weites Trümmerfeld bildet, auf welchem kaum die Anfänge eines festen Neubaues zu sehen sind, um so weniger kann man von einem bestimmten Begriffe sprechen, durch welchen man in allgemein anzuerkennender Weise das kategorische Urtheil im Gegensatz gegen die übrigen zu definiren vermöchte. Mehr und mehr ist, wie es in dieser Hinsicht besonders in Sigwart's Logik (Bd. I, Tübingen 1873) hervortritt, die Einsicht gewonnen worden, daß jene Unterscheidungen meist einem Haften am sprachlichen Ausdruck ihren Ursprung verdanken, der den logischen Sinn mehr zu verdecken als klar hinzustellen und höchstens ihn anzudeuten geeignet ist. So muß man sagen, daß, während die ursprüngliche Auffassung des Gegensatzes zwischen dem kategorischen und den übrigen Urtheilen veraltet ist, dieselbe bisher so wenig wie es bei andern logischen Fragen der Fall ist, einen vollkommenen Ersatz gefunden hat.

In der allgemeinen Ausdrucksweise hat sich für das Wort kategorisch die Bedeutung desjenigen festgesetzt, was keine Bedingungen offen und keine Wahl übrigläßt, was schlechthin gelten soll. So spricht man von kategorischen Behauptungen, Forderungen, Befehlen u. s. w. Den bekanntesten Gebrauch von dem Worte hat Kant in seiner Lehre vom Kategorischen Imperativ gemacht (vgl. Kant). Der bleibende Sinn dieser Lehre besteht darin, daß, wenn es überhaupt eine allgemeingültige ethische Beurtheilung geben soll, dies nur durch einen absoluten Zweck möglich ist, der nicht wieder selbst Mittel zu andern Zwecken sein kann, und daß die Realisirung dieses Zweckes kategorisch, d. h. ohne jede Bedingung und ohne jede Wahl als ein absolutes Gebot verlangt werden muß. Alles, was man an einzelnen Handlungen vom Menschen verlangt, ist insofern ein hypothetischer Imperativ, als es, ausgesprochen oder unausgesprochen, unter der Voraussetzung irgendeines Zweckes steht, um dessen willen eben die Handlung geschehen soll. In dieser teleologischen Kette muß es einen Abschluß in dem Begriffe von Etwas geben, was unter allen Umständen und lediglich um seiner selbst willen geschehen soll und um dessen willen alles Uebrige geschehen soll. Diesen Kategorischen Imperativ hat nun bekanntlich die kritische Philosophie nicht in einer inhaltlichen, sondern in einer rein formalen Bestimmung, in der Forderung der Pflichtmäßigkeit und der Gesetzmäßigkeit, in dem Verlangen gefunden, daß jeder so handle, als ob die Maxime seiner Handlung jederzeit zum Naturgesetz des Wollens werden könne. Die großen Schwierigkeiten, welche sich dieser Fassung des Kategorischen Imperativs entgegenstellen, bestehen darin, daß wieder nach einem Princip gesucht werden muß, wonach entschieden wird, ob eine Maxime geeignet sei, zum Naturgesetz des Wollens zu werden, und daß damit zuletzt immer wieder auf ein materielles Princip reducirt werden zu müssen scheint. Jedenfalls aber hängt alle Ethik von der Entscheidung dieser Frage ab, ob es im Kant'schen Sinne einen kategorischen Imperativ gibt, und wie er eventuell zu fassen ist. *(W. Windelband.)*

KATHARER ist der Name einer vom Ende des 10. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in den meisten Ländern des südlichen und westlichen Europas verbreiteten Sekte.

Ihre Lehre können wir leider nur aus den Schriften ihrer katholischen Gegner schöpfen, da die Schriften der Katharer selbst mit ihnen untergegangen sind.[1]) Die Eigenthümlichkeit derselben besteht theoretisch in einem mehr oder weniger schroffen Dualismus, praktisch in strenger Ascese. Daraus folgt die heftige Opposition gegen die verweltlichte Kirche.

Betreffs des Dualismus zerfallen die Katharer in zwei Parteien; eine huldigt einem absoluten Dualismus, der zwei gleichewige Götter und zwei von ihnen geschaffene Welten lehrt, die andere einem gemäßigten, der die böse Macht als ein abgefallenes Geschöpf des guten Gottes betrachtet. Der absolute Dualismus erscheint als die älteste Lehre; der gemäßigte kam gegen Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in der Bulgarei auf, wahrscheinlich veranlaßt durch die Verbreitung der Bogomilen. Von hier drang die Spaltung nach Dalmatien und Italien, sodaß die Ordnung von Bulgarien und diejenige von Tragurium oder die Partei der Concorrezenser und Albanenser als Vertreter, resp. des milderen und des schrofferen Dualismus einander gegenüberstanden. Der Bischof Nicetas von Konstantinopel jedoch bekehrte ums J. 1167 den italienischen Bischof Marcus wieder zur älteren Anschauung und wußte die katharische Kirche Südfrankreichs vor dem Eindringen der Neuerung ganz zu bewahren, sodaß die Spaltung ihre Gefahr verlor.

Die Vertreter des absoluten Dualismus lehren, es gibt zwei gleichewige Götter, einen guten, das Princip des Lichts, einen bösen, das Princip der Finsterniß. Der gute Gott schuf die unsichtbare Welt der höheren Intelligenzen, wo alles gut und vollkommen ist. Sein Reich ist die ewige Stadt (Hebr. 13, 14), das himmlische Jerusalem, bevölkert von den himmlischen Menschen; diese bestehen aus einem spirituellen Leibe, aus einer Seele und aus einem Geiste, welcher der Seele als ihr besonderer Schutzgeist beigegeben ist. Dies ganze himmlische Volk ist auf einmal am Anfange der Dinge geschaffen und lebt mit Gott in seiner Herrlichkeit und Seligkeit. Der böse Gott hat die materiellen Elemente geschaffen und daraus alle sichtbaren, vergänglichen Dinge gebildet; er leitet und regiert auch diese Welt unumschränkt, um welche der gute Gott sich gar nicht kümmert. Zugleich ist er der Urheber des moralisch Bösen, denn er hat die Körper geschaffen, die Berührung mit dem Körper ist aber der Quell der Sünde. Seelen konnte der böse Gott nicht schaffen, sondern um seine Körper zu beseelen, mußte er versuchen, von dem guten Gott ge-

---

1) Nur ein „Katharisches Rituale" hat E. Kunitz herausgegeben (Jena 1852).



schaffene Seelen in seine Gewalt zu bekommen. Zu diesem Zwecke drang er in der Gestalt eines Engels des Lichts in den Himmel ein, gewann einige der nichtsahnenden himmlischen Seelen für sich und überredete sie, ihm auf die Erde zu folgen. Dazu mußten sie ihre himmlischen Leiber ablegen, auch die himmlischen Schutzgeister vermochten ihnen nicht zu folgen, dagegen bannte sie der böse Gott in materielle Leiber und glaubte sie dadurch für immer an die Erde gefesselt. — Dieser Vorgang wird in verschiedener, mehr oder weniger mythologischer Weise vorgestellt. Beachtung jedoch verdient nur, daß Johannes de Luigo, ein hervorragender katharischer Lehrer aus Bergamo, im Anfange des 13. Jahrhunderts eine Spaltung der italienischen Katharer herbeiführte, indem er den Fall der himmlischen Seelen durch folgende Lehre begreiflicher zu machen suchte: Die Schöpfung ist nothwendig ebenso ewig wie der Schöpfer, deshalb waren wie die beiden Götter, so auch die beiden Welten von Ewigkeit her. Zwischen ihnen war ein steter Kampf, in welchem der gute Gott so weit unterlag, daß der böse einigen Seelen einen Keim zur Sünde einpflanzen konnte.

Die milderen Dualisten lehren, es ist nur Ein Gott, der von Ewigkeit war in unbeschränkter Vollkommenheit. Dieser schuf die Welt der Geister in sieben Himmeln und die vier Elemente; einer der Geister wollte Gott gleich sein, fiel durch diesen sündhaften Hochmuth, zog andere Geister mit sich und formte jetzt aus den bereits geschaffenen Elementen die materielle Welt, zu deren Herrn er sich machte. Dieser böse Dämon schuf auch die Körper des ersten Menschenpaares; der gute Gott gestattete, daß zwei himmlische Geister in dieselben hinabstiegen. Sie fielen, indem sie der geschlechtlichen Gemeinschaft sich hingaben, — denn diese war die verbotene Frucht des Paradieses — und von ihnen stammen nach der Theorie des Traducianismus alle übrigen menschlichen Seelen ab.

Dieser Unterschied betreffs der Stellung, welche der bösen Macht zugeschrieben wird, macht sich natürlich auch an einigen andern Lehren bemerklich; im ganzen jedoch stimmen die Katharer darin überein. Jeder der beiden Götter hat seine eigene Offenbarung, der böse im Alten, der gute im Neuen Testamente. Deshalb wird das Alte Testament, besonders das Mosaische Gesetz verworfen, doch verwerfen die Strengeren nur die historischen Bücher, nehmen dagegen die prophetischen an und deuten die Aussprüche der Propheten von den Dingen und Verhältnissen der himmlischen Welt. Das Neue Testament ward eifrig gelesen in der Landessprache, und zwar waren die Uebersetzungen nicht nach der Vulgata, sondern nach älteren griechischen Texten gefertigt. Die Auslegung war höchst willkürlich, bald wörtlich, bald allegorisch; daneben liefen apokryphische Schriften um, eine Vision des Jesajah, Fragen des heiligen Johannes an Jesum u. s. w. — Die Seelen sollen natürlich aus der ihrer Natur widerstreitenden Verbindung mit der Materie befreit werden und in die unsichtbare Welt des guten Gottes zurückkehren. Nach Ansicht der Strengeren kehren alle Seelen unausweichlich dahin zurück, indem sie so oft bei ihrem Tode in einen andern Körper eingeschlossen werden, bis sie jene Rückkehr bewerkstelligen; nach Ansicht der Milderen haben die Seelen nur dies Eine Leben, um kraft ihres freien Willens sich zu entscheiden, ob sie in die unsichtbare Welt des guten Gottes zurückkehren oder ewig in der Gewalt des bösen Gottes bleiben wollen. Diese Rückkehr geschieht allein durch den Eintritt in die Kirche der Katharer. Denselben vollzieht nur, wer ihre Ueberzeugung von dem Weltschöpfer als dem niedern bösen und einem von ihm unterschiedenen höheren, guten Gott theilt. Diese Einsicht zu verbreiten und damit den rechten Weg der Buße zu zeigen, war die Aufgabe Christi. Das Werk Christi geht also auf in der Lehre, während alles andere, auch der Tod, bedeutungslos ist. Seinem Wesen nach ist Christus ein himmlischer Geist, nach den Strengeren ein Geschöpf, nach den Milderen aus dem Wesen Gottes hervorgegangen, nach beiden dem Vater weit untergeordnet. Einen menschlichen Leib hat er nicht gehabt, sondern nur den himmlischen Körper, dessen er sich früher bediente; alles, was auf einen materiellen Körper deutet, war bloßer Schein, um den bösen Gott zu täuschen. Mit diesem ätherischen Leibe ist er durch Maria hindurchgegangen, ohne von ihr irgendetwas anzunehmen. Der Heilige Geist ist ebenfalls mit dem guten Gott nicht wesensgleich, sondern dem Vater wie dem Sohne untergeordnet, auch keine Person, sondern eine göttliche Kraft. Die absoluten Dualisten denken jedoch, wenn sie vom Heiligen Geiste reden, meist nicht an dieses Haupt der himmlischen Geister, sondern an den Schutzgeist der einzelnen Seelen, welcher bei deren Falle im Himmel zurückblieb. Sie behaupten auch, der Täufer sei ein vom bösen Gott gesandter Dämon, welcher das Heilswerk Christi dadurch zu stören suchte, daß er dessen Geistestaufe die Wassertaufe entgegensetzte, die Jungfrau Maria sei kein menschliches Weib, sondern ein himmlischer Geist, der als Weib erschien.

Zur Kirche der Katharer gehören streng genommen nur die „Vollkommenen", oder diejenigen, welche durch den Empfang des „Consolamentum" feierlich in die Gemeinschaft aufgenommen sind. Die Wassertaufe wird verworfen, weil die Materie den Geist nicht übermitteln kann; statt dessen geschieht die Aufnahme nach vorausgegangener Vorbereitung, besonders dreitägigem strengem Fasten, durch Handauflegung. Dieselbe symbolisirt die Mittheilung des Heiligen Geistes, — des „Trösters", daher der Name — nach Lehre der Strengeren die Wiedervereinigung der Seele mit ihrem Schutzgeiste, der jetzt vom Himmel herabsteigt, nach Lehre der Milderen die Mittheilung des göttlichen Geistes an den gläubigen Menschen. Diese „Vollkommenen" genießen ein hohes Ansehen; sie sind verpflichtet, überall umherzuziehen, zu predigen, die Verhandlungen zu leiten, das „Consolamentum" an Würdige zu ertheilen und sich vor jeder Sünde zu hüten. Da als Sünde jede Berührung mit der Materie oder doch jede Unterordnung unter sie erscheint, so liegt ein Grund für die katholische Unterscheidung von läßlichen und Todsünden nicht vor. Dennoch erscheinen auch bei den Katharern sieben Sünden als besonders schwer, nämlich 1) der Besitz weltlicher Güter,

2) der Verkehr mit den Menschen der Welt außer in der Absicht, sie zu bekehren, 3) der Unglaube an die Wahrheit, 4) der Krieg und jeder Gebrauch der Waffen, 5) das Tödten eines Thieres außer den Reptilien, 6) der Genuß von Fleisch, 7) die geschlechtliche Gemeinschaft in oder außer der Ehe. Wer nach Empfang des Consolamentum eine dieser Sünden begeht, dessen Seele verfällt streng genommen für immer der Gewalt des Bösen, doch hat die mildere Praxis für solche Fälle die „Reconsolatio" eingeführt. Aus diesem Grunde wird der Empfang des „Consolamentum" gewöhnlich bis zur Todesstunde aufgeschoben und nachher, um jeden Rückfall unmöglich zu machen, der Tod häufig durch Hungern oder durch Anwendung von Gewalt herbeigeführt. Aus diesem Grunde hat die Zahl der „Vollkommenen" auch in der Blütezeit der Sekte kaum 4000 betragen. — Den weiteren Kreis bildeten die „Gläubigen," welche allerdings die Wahrheit der katharischen Lehren anerkannten, aber das Consolamentum noch nicht erhalten hatten. Sie durften Güter besitzen, Krieg führen, heirathen und Fleisch essen. Nur durften sie, um gerettet zu werden, nicht sterben ohne jenes magische Consolamentnm. — Einen noch weiteren Kreis bildeten die sogenannten „Hörer".

In der Praxis artete das Consolamentum häufig genug aus zu einem magisch wirkenden Mittel, der Seele die Rückkehr in die himmlische Welt zu eröffnen. Dieser Ausartung ward von ernsten Männern mehrfach entgegengetreten und in Erinnerung gebracht, daß der Ritus nur die Aufnahme des Gläubigen in die Gemeinschaft bedeute, daß dagegen die Vergebung der Sünde nur durch eine gründliche Buße, durch einen völligen Wechsel des Lebens, nämlich durch streng durchgeführte Lossagung von allem Materiellen erlangt werde. Wer dieselbe vollbringt, dessen Seele kehrt wieder ein in das himmlische Jerusalem, nach den Strengeren sofort mit dem Tode des Körpers, — sie lehren deshalb keine Wiederkunft Christi und kein Jüngstes Gericht, — nach den Milderen, wenn Christus im Jüngsten Gericht die Scheidung vornimmt zwischen Guten und Bösen. Ein Fegfeuer sowie Stufen der Seligkeit und der Verdammung und eine Auferstehung der Leiber werden abgelehnt. Manche nennen jedoch die Wiedervereinigung der Seelen mit den himmlischen Leibern, welche sie beim Fall abgelegt haben, eine „Auferstehung des Körpers".

Eine ähnliche Buße wie von dem Einzelnen verlangten die Katharer auch von der Kirche, denn auch ihr ist die Gemeinschaft mit der materiellen Welt zum Verderben ausgeschlagen. Im Gegensatze zur äußern Pracht und Macht ihrer Zeit wollten sie die Kirche zurückführen zu apostolischer Einfachheit. Keine künstlich gegliederte Hierarchie, sondern nur Bischöfe und Diakonen, — auch der weitgreifende Einfluß, den der Bischof von Konstantinopel Nicetas (ums Jahr 1160) unzweifelhaft besaß, beruhte nur auf persönlichem Ansehen — keine weltliche Macht und glänzende Dotationen, kein üppig ausschweifendes Leben des Klerus, sondern ein Muster und Vorbild an Sittenreinheit und Enthaltsamkeit; keine prunkenden Gottesdienste in Prachtbauten, sondern Zusammenkünfte an jedem beliebigen Orte zu einfacher Ansprache und gemeinsamem Gebete in der Landessprache, keine Bilder und Reliquien, aber fleißiges Lesen des Neuen Testaments, kein wöchentlicher Sonntag und daneben ein Cyklus von Festen, sondern außer den drei Hauptfesten nur die tägliche Andacht. Taufe und Abendmahl wurden verworfen, jedoch zur Nachahmung der apostolischen Agapen in den gottesdienstlichen Versammlungen ein Brot gesegnet und vertheilt.

Die Anhänger dieser Anschauungen trugen verschiedene Namen. Katharer, d. h. *Καϑαροί*, die Reinen, nannten sie sich selbst. Daraus ist durch Vermittelung des lombardischen „Gazzari" das deutsche „Ketzer" entstanden. Wegen der Verwandtschaft ihres Dualismus mit dem älteren Manichäismus werden sie öfter als „Manichäer" bezeichnet, wegen des Ausgangs von der Bulgarei als „Bulgaren", woraus das französische Schimpfwort „bougre" entstand, ferner in Italien als Patarener oder Patariner, Publicaner oder Popelitaner, in den Niederlanden als Pighles.

Ihre Spuren begegnen uns zuerst gegen Ende des 10. Jahrhunderts unter den slawischen Völkern der Balkanhalbinsel, näher der Bulgarei. Auf der Balkanhalbinsel selbst fanden sie um so raschere Verbreitung, als hier noch mancherlei Reste von gnostisch-manichäischem Dualismus sich finden mochten, auch weder das Ansehen des päpstlichen Stuhles noch die Macht der weltlichen Herrscher fest genug gegründet war, um ihnen kräftig entgegenzutreten. So vermochten sie überall ein wohlorganisirtes Kirchenwesen zu begründen mit selbständigen Bischöfen in den Hauptorten. Gegen diesen Herd der Krankheit richtete deshalb auch Papst Innocenz III. (1198—1216) zuerst seinen Angriff, als er den Vernichtungskrieg gegen die verhaßte Ketzerei unternahm. Lange widerstand sie den Schrecken wiederholter Kreuzzüge und dem Wüthen der Inquisition und konnte erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts vernichtet werden. Aber auch nach Westen hin dehnte sie sich aus. In Dalmatien ward Trogir oder Tragurium, ein lebhafter Hafenort am Adriatischen Meere, ihr Hauptsitz, günstig gelegen für das weitere Vordringen nach Westen. Schon die gewöhnlichen Handelsbeziehungen führten sie in die Lombardei, deren Kirche sich lange eine bedeutende Selbständigkeit Rom gegenüber gewahrt hatte und unter den Kämpfen, welche die aufblühenden Städte bald gegen den Papst, bald gegen den Kaiser zum Schutz ihrer Freiheit führten, stark litt. In den Jahren 1030—1035 tritt die Sekte in der Lombardei zuerst öffentlich hervor, gewann aber immer mehr Einfluß, sodaß von wenigstens drei lombardischen Bischöfen berichtet wird. Mailand war ihr Hauptsitz, ums Jahr 1160 zählte es mehr Katharer unter seinen Bewohnern als Katholiken, und die Magistrate sämmtlicher lombardischer Städte begünstigten die Ketzer. Auch weiter nach dem Süden drangen sie vor; am 13. April 1173 ward in Florenz der katholische Gottesdienst um der Patarener willen suspendirt; einzelne Spuren der Häresie werden uns sogar aus der Heiligen Stadt selbst sowie aus Neapel und Sicilien

berichtet. Auch hier nahm Innocenz III. den Kampf auf, aber trotz seiner Drohung, einen Kreuzzug gegen sie predigen zu lassen, waren die lombardischen Städte höchst lässig in der Durchführung der blutigen Maßregeln, welche der Heilige Vater zur Rettung der Kirche verordnete. Doch erließ er auf dem glänzenden Laterankoncile des Jahres 1215 einen strengen Kanon gegen die Häretiker und Kaiser Friedrich II. erhob denselben zum Reichsgesetz. Dann freilich mußte er es erleben, daß der Papst selbst die Ketzer beschützte, während ihn trotz seines energischen Einschreitens gegen die katharische Häresie der Bann traf. Vernichtet ward die katharische Kirche in Italien erst im 14. Jahrhundert nach langer Blutarbeit der Inquisition.

Ihren Hauptsitz hatten die Katharer in Frankreich, besonders in dessen Süden. Hier fanden sie Anhang bei dem Volke, Unterstützung bei den Fürsten und Großen, welche ihre Schlösser ebenso bereitwillig für die ernsten Bußreden der „Vollkommenen" als für die lustigen Gesänge der Troubadours einräumten. Schon um 1020 hatten sie sich in und um Toulouse festgesetzt, ihrer Verbreitung trat kein ernstliches Hinderniß entgegen und in der Mitte des 12. Jahrhunderts war das ganze mittlere Frankreich in mehrere Bisthümer geordnet: Toulouse, Alby, Carcassonne u. a. Das Concil zu Tours vom J. 1163 befahl den Geistlichen, gegen sie einzuschreiten, aber gegen den Willen der weltlichen Machthaber ließ sich nichts ausrichten. Im J. 1165 fand auf dem Schlosse Lombres eine freie Disputation zwischen Katholiken und Katharern statt. Natürlich wurden letztere als Häretiker bezeichnet; darauf gaben sie Erklärungen über ihren Glauben ab, denen niemand etwas Häretisches anmerkte, nur den Eid darauf verweigerten sie als wider die Schrift. Im J. 1167 hielten die Katharer eine große Synode zu Saint-Félix de Caraman in der Nähe von Toulouse. Die Versammlungen leitete der Bischof Nicetas aus Konstantinopel und verhinderte, daß die Spaltung der Katharer in absolute und gemilderte Dualisten auch in Frankreich Platz griff. Diese Versammlung ist ein Beweis des Gefühls der Gemeinschaft, welche die katharischen Gemeinden von Konstantinopel bis Toulouse verband und zugleich ein Zeichen der Sicherheit, daß es nicht mehr nöthig schien, sich im Verborgenen zu halten, sondern daß man wagte, der Kirche der falschen Priester offen als die Kirche der Reinen entgegenzutreten. Hier in Frankreich war daher auch der Kampf am heftigsten und ein zwanzigjähriger blutiger Krieg gehörte dazu, um die Kraft der Katharer zu brechen. (Vergl. d. Art. Albigenser.) Ihre völlige Vernichtung ward erst im 14. Jahrhundert erreicht.

Nur vereinzelte Anhänger fanden die Katharer in den nördlichen Gegenden Spaniens, in England und in Deutschland. Hier war es eigentlich nur die Rheingegend, wo versprengte Anhänger der Sekte aus Flandern sich festzusetzen suchten, aber durch kräftigen Widerstand bald davon abgebracht wurden.

Der Ursprung der Katharer ist in ein Dunkel gehüllt, das die historische Forschung zur Zeit noch nicht aufhellen konnte. Gewiß sind von dualistischen Anschauungen der älteren Zeit, sowol gnostischen als manichäischen, mancherlei Reste im Verborgenen erhalten geblieben [2]), aber die Lehre der Katharer stimmt mit keiner derselben so weit überein, daß sie als ihre bloße Fortsetzung könnte betrachtet werden. Nach C. Schmidt [3]) ging die katharische Bewegung aus von einem griechisch-slawischen Kloster, dessen Mönche, gereizt durch das Verbot der Landessprache im Gottesdienste, sich dualistischen Speculationen und strenger Ascese hingaben. Um den Charakter dieser Speculationen zu erklären, muß aber Schmidt selbst auf die Reste des Paulicianismus und des Manichäismus zurückgreifen. Mit Recht erinnert H. Reuter [4]) daran, daß die katharische Häresie uns im Grunde nur „das verdüsterte Gegenbild" der katholischen Kirche jener Zeit zeigt. „Der polarische Gegensatz ist ebenso unzweifelhaft als das Bestehen irgendwelchen Zusammenhanges. Es sind die Verirrungen der katholischen Kirche selbst, welche diese häretischen verschuldet haben". Reicht aber dieser Umstand, der für die Verbreitung der Sekte ohne Frage von großer Bedeutung war, auch aus, um ihre Entstehung zu erklären? *(Bernhard Pünjer.)*

KATHARINA ist der Name mehrerer Heiligen der römischen Kirche. Die wichtigsten derselben sind nach chronologischer Reihenfolge:

1) Katharina von Alexandrien, von den Griechen Hekaterine genannt (d. h. Ἑκατερίνη verderbt aus Ἀεικαθαρινά, die Allzeitreine), gehört zu den gefeiertsten Heiligen der ganzen Christenheit. Schon Baronius (Annales eccl. ad an. 307) identificirt sie mit der durch Bildung, Reichthum und edles Geschlecht ausgezeichneten Christin aus Alexandrien, welche nach dem Zeugnisse des Eusebius (H. E. III, 14, 15) durch ihre seltene Schönheit das Gelüste des Kaisers Maximinus erregte und da sie ihm nicht zu Willen sein wollte, ihrer Güter beraubt und verbannt wurde. Dem Einwande, daß diese Christin nach Rufinus' Angabe (H. E. VIII, 17) Dorothea hieß und daher mit jener Katharina nicht identisch sein könne, hält Baronius die Hypothese entgegen, sie habe den heidnischen Namen Dorothea bei der Taufe mit dem christlichen Katharina vertauscht, doch sei jener der bekanntere geblieben und deshalb von Rufinus beibehalten. Wie dem nun sein mag, die spätere Legende, ausgeschmückt mit einer Fülle von Unwahrscheinlichkeiten und Ueberschwenglichkeiten, erzählt von der Heiligen Katharina im wesentlichen Folgendes: Sie war eine achtzehnjährige Jungfrau aus königlichem Geschlechte von außerordentlicher Weisheit und Schönheit. Auf Befehl des Kaisers Maximinus (oder des Maxentius) mußte eine Anzahl heidnischer Philosophen mit ihr über die Wahrheit des Götzendienstes disputiren, aber statt von der Wahrheit des Heidenthums überzeugt zu werden, bekehrte sie sämmt-

2) Gieseler in den Theolog. Studien und Kritiken (1837); G. Steude in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (1881). 3) Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois, Tom. I. II. (Paris 1848—1849). 4) Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner Zeit (3 Bde., Leipzig 1845—1864).

liche Philosophen, und zwar so entschieden, daß dieselben auch in den Flammen des Scheiterhaufens ihren neuen Glauben standhaft bekannten. Ebenso bekehrte sie im Kerker die Gemahlin Maximin's, den Heerführer Porphyrius, der sie begleitete, und dessen 200 Soldaten; sie alle wurden ihres christlichen Glaubens wegen enthauptet. Katharina selbst widerstand allen Schmeichelreden und Drohungen des Kaisers, darauf ward sie auf einen Wagen mit spitzigen Stacheln gelegt, aber wie derselbe sich in Bewegung setzte, zerbrachen die Räder und sie blieb unverletzt. Schließlich wurde sie enthauptet. Engel brachten ihren Leichnam nach dem Berge Sinai, wo Kaiser Justinian I. das nach ihr benannte Kloster gründete und wo im 8. Jahrhundert ägyptische Mönche ihre Gebeine auffanden. Im 11. Jahrhundert soll der Sinai-Mönch Symeon einen Theil derselben nach Rouen in der Normandie gebracht haben. — Die philosophische Facultät der pariser Universität wählte sich die Heilige Katharina zu ihrer Schutzpatronin. Von der mittelalterlichen Kunst ist sie sehr häufig verherrlicht worden. Ihr Gedächtnißtag ist der 25. Nov. oder, wie meist im Abendlande, der 5. März. Vergl. Acta Sanctorum ad 5. Mart. Baronius ad an. 307.

2) Katharina von Schweden, das vierte Kind und zwar die zweite Tochter der Heiligen Birgitta (oder Brigitta; vergl. diesen Art.), ward 1331 oder 1332 geboren. Von früh an war sie durch ihren stillen, nach innen gekehrten Sinn das Abbild der Mutter. Im Kloster Rieseberg erzogen, der Welt und deren Interessen früh entfremdet, liebte sie nichts mehr, als mit der Mutter Arme und Kranke zu besuchen oder in stiller Zelle dem Gebete und frommer Betrachtung zu leben. Dem Wunsche der Aeltern nachgebend verlobte sich Katharina im Alter von 12—13 Jahren einem jungen Edelmanne Eggart von Kürnen, dem Sprößlinge einer aus Deutschland eingewanderten, durch Macht und Reichthum ausgezeichneten Familie. Doch haben beide nie als Eheleute miteinander gelebt, vielmehr vermochte Katharina ihren gleichgesinnten Gatten in der Brautnacht zu dem Gelübde lebenslänglicher Enthaltsamkeit, — und dieses Gelübde wurde, entsprechend dem Geiste jener Zeit, streng gehalten. Ihr Mann lebte noch, als Katharina nebst ihrem Bruder Birger ihre Mutter auf der Pilgerfahrt nach Rom begleitete; die Rückkehr, zu der heftiges Heimweh sie antrieb, unterblieb, als die Nachricht von Eggart's Tode eintraf. Jetzt blieb Katharina stets der Mutter zur Seite; als nordische Schönheit zu Rom vielfach bewundert und in edler wie unedler Absicht belästigt, begleitete sie unerschrocken ihre Mutter auf den Pilgerreisen nach Neapel, Cypern, Jerusalem und pflegte sie mit hingebender Treue bis zum Tode, der am 23. Juli 1373 eintrat. Jetzt galt es, der Mutter Werk zu vollenden. Zunächst sorgte sie dafür, daß ihrer Mutter Gebeine in die Heimat zurückgebracht und im Kloster Wadstena beigesetzt wurden (5. Juli 1374). Sie übernahm auch das Amt einer einstweiligen Vorsteherin des Klosters, das jedoch erst am Tage des Heiligen Severin 1384 eröffnet ward. Im folgenden Jahre begab sich Katharina wieder nach Rom, um die Bestätigung der Regel des Birgittenordens und die Heiligsprechung der Mutter zu betreiben. Jene erreichte sie leicht von Gregor XI. (1377) und Urban VI. (1379). Unter letzterem scheint sie auch in allgemeinere Angelegenheiten sich gemischt zu haben, wenigstens hatte Urban den (unausgeführt gebliebenen) Plan, sie mit ihrer Namensschwester von Siena an den Hof von Neapel zu senden, um die Königin Johanna dem Gegenpapste Clemens VII. abwendig zu machen. Die Heiligsprechung der Mutter (welche am 7. Oct. 1391 erfolgte) erforderte so viele Vorbereitungen und Untersuchungen, daß Katharina, als sie die Sache in gutem Gange sah, nach fünfjährigem Aufenthalte zu Rom in ihre Heimat zurückkehrte. Hier starb sie am 24. März 1381 und ward in der Wadstena-Kapelle beigesetzt. Im J. 1474 ward sie heilig gesprochen und ihr Gedächtnißtag auf den 22. März festgesetzt. Katharina hinterließ eine Erbauungsschrift, der „Seelentrost", (Siëlinna Troëst) in mildem Geiste verfaßt, aber ohne die Genialität und poetische Begabung ihrer Mutter. Es enthält eine aus allerlei Büchern gesammelte Auswahl des Wahren und Schönen und handelt von den zehn Geboten, den sieben Seligpreisungen, den sieben Freuden Mariä, den sieben Gaben des Heiligen Geistes und den sieben Todsünden. — Vgl. Acta Sanctorum. T. III. Mart. p. 503. Hammerich, St.-Birgitta, die nordische Prophetin. Gotha 1872.

3) Katharina von Siena, oder wie sie mit ihrem Familiennamen heißt, Katharina Benincasa, ward zu Siena 1347 geboren, nach alter Ueberlieferung am Palmsonntage, den 25. März. Ihre Mutter hieß Lapa, ihr Vater Jacomo und war ein Färbermeister in guten bürgerlichen Verhältnissen. Katharina war das 23. Kind ihrer Aeltern; eine Zwillingsschwester starb bald nach der Geburt. Heiter und lebendig, durch keinerlei Unterricht beschwert, wuchs Katharina in diesem Kreise heran, bis ihr im Alter von sechs Jahren über der nahen Dominicanerkirche plötzlich der Heiland erschien, sitzend auf einem prächtigen Throne, angethan mit dem hohenpriesterlichen Gewande, die dreifache Krone auf dem Haupte, umgeben von den Apostelfürsten Petrus und Paulus und dem Evangelisten Johannes. Seit dieser Vision mied sie die Freuden und Spiele der Kinder, aß kein Fleisch und geiselte sich mit einem Stricke. Im siebenten Jahre gelobte sie der Heiligen Jungfrau, nie einen Bräutigam zu haben als ihren süßen Sohn; daher, als die Aeltern sie einem Jünglinge verloben wollten, sie sich entschieden weigerte; doch erst nachdem eine Blatternkrankheit die frühere Schönheit der Funfzehnjährigen zerstört hatte, durfte Katharina unter die Mantellaten oder Brüder und Schwestern der Buße, Tertiarier des Dominicanerordens, eintreten. In einer engen Kammer des älterlichen Hauses, welche sie während der ersten drei Jahre nach ihrer Einkleidung kaum anders verließ, als um die Messe zu hören, unterwarf sich Katharina den ärgsten Kasteiungen. Als Lagerstatt diente ihr ein Kopfkissen von Holz zwischen engen Bretern, die ebensowol ihren Sarg vorstellen konnten; ihre Nahrung bestand in rohem Kraute, Aal, altem Käse u. dergl., die sie jedoch nur kaute und

den Saft verschluckte, oft aß sie längere Zeit gar nicht, soll sie doch einmal die 40 Tage vom Ostersonntage bis zu Himmelfahrt nur von der Communion gelebt haben. Dreimal täglich geiselte sich Katharina, einmal für sich selbst, einmal für die Lebenden, einmal für die Todten, und nicht selten rann ihr das Blut vom entblößten Rücken herab bis auf die Füße; unter dem Kleide trug sie ein härenes Hemd oder eine eiserne Kette um die Hüften. Für solche Qualen jedoch ward sie reichlich entschädigt durch häufige Visionen: wiederholt erschien ihr Jesus, bisweilen mit seiner Mutter, mit dem Heiligen Dominicus, mit Maria Magdalena, dem Evangelisten Johannes oder dem Apostel Paulus, jedoch meist Jesus allein, und sie sprachen miteinander oder lasen das Brevier, gingen nebeneinander im Zimmer hin und her, die Horen haltend oder die Psalmen singend wie zwei Kleriker. Ja, in noch innigerer Weise vereinigt sich der Heiland mit ihr. Eines Tages verlobt der Eingeborene Gottes sich ihr im Glauben, einen goldenen Ring mit einem Demant, umgeben von vier Perlen, an ihren Finger steckend, sichtbar freilich nur für sie selbst. Und als sie einst gebetet: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist!" erschien ihr himmlischer Bräutigam, öffnete ihre linke Seite und nahm ihr Herz heraus; erst nach einigen Tagen erschien er wieder, in den Händen ein rothes, leuchtendes Herz, öffnete abermals ihre Seite und setzte dies Herz hinein, das seinige. Damit freilich vereinigt sich schwer das dritte Ereigniß: nachdenkend über das Leiden des Herrn, ward ihr das Herz von so überschwenglicher Liebe erfüllt, daß es dieselbe nicht fassen konnte, sondern zerbarst von oben bis unten und sie gestorben schien. Am 18. Aug. 1370 ward ihr zunächst das Nägelmal an der rechten Hand eingeprägt, einige Jahre später auch die übrigen Wundenmale, sodaß sie an allen 5 Stellen Schmerz empfand, doch waren die Wundenmale nicht äußerlich sichtbar.

Nach einigen Jahren verließ Katharina ihre enge Kammer und trat in einen Wirkungskreis ein, der sich von Jahr zu Jahr mehr erweiterte. Zunächst widmete sie nur der eigenen Familie ihre hingebenden Dienste; dann, besonders während der großen Pest von 1374, übte sie in Häusern und Spitälern aufopfernde Krankenpflege; damit verband sie eine verschwenderische Wohlthätigkeit, welche die Aeltern gewähren ließen, obgleich sie dem Wohlstande der Familie gefährlich ward. Rasch bildete sich um sie ein Kreis von Genossen, zunächst gleichgesinnte Frauen, dann auch Männer, denen Katharina durch ernste Bußpredigt und verständnißvolle Seelsorge der Anstoß geworden zu einem neuen Leben, — eine geistliche Familie, Katharina deren geistliche Mutter. Ihr stehen zur Seite drei Beichtväter, alle vom Predigerorden: Tommaso della Fonte, ein einfacher Mann, der ihren ersten Ueberschwenglichkeiten wol öfter entgegengetreten ist, zog sich zurück, als Katharina's Wanderungen häufiger wurden; Raimund von Capua, ein gelehrter, weltkundiger Mann, ward ihr Geschichtschreiber; Bartolommo di Domenico achtete es für das Glück seines Lebens, die Geheimnisse dieser gotterfüllten Seele in sich aufnehmen zu dürfen.

Nachdem Ansehen und Einfluß gewachsen war, ward Katharina auch in die politisch-kirchlichen Händel ihres Vaterlandes hineingezogen, und mit Energie ist sie eingetreten für das dreifache Ziel, dem sie zustrebte: Versöhnung der italienischen Städte mit dem Papste und dessen Rückkehr nach Rom, Eroberung des Heiligen Landes durch einen Kreuzzug, Reformation der Kirche. Zunächst waren es einzelne Adelsfamilien Toscanas, welche der Heiligen die Schlichtung ihrer Händel übertrugen; daher finden wir Katharina 1375 in Pisa, auf dem Salimbenischen Schlosse Bossa u. s. w. Dadurch ermuthigt, versucht sie durch briefliche Vorstellungen Florenz zur Nachgiebigkeit gegen den Papst zu bewegen; vergeblich, aber die mit dem Interdicte belegte Stadt bittet sie, nach Avignon zu ziehen, um den Frieden zu vermitteln. Von einem Gefolge von 21 Personen begleitet, macht sich Katharina auf den Weg (1376), und wird von Papst Gregor XI. höchst ehrenvoll empfangen. Der Friede freilich scheitert an der Treulosigkeit der Florentiner, aber dem unablässigen Drängen Katharina's nachgebend, entschließt sich der schwankende Papst, nach Italien zurückzukehren. Am 17. Jan. 1377 zieht Gregor XI. in Rom ein; Katharina ist still nach Siena zurückgekehrt, aber in ihren Briefen an den Papst erhebt sie immer wieder dieselben Forderungen: Friede mit seinen rebellischen Söhnen, Reformation der Kirche und ein Kreuzzug nach dem Heiligen Lande. Bei einem neuen Aufenthalte zu Florenz, der ihr fast durch einen Pöbelaufruhr das Leben gekostet hätte, gelingt es ihr auch, die Stadt mit dem Papste zu versöhnen. Das Schisma, das nach Gregor's XI. Tode (27. März 1378) zwischen Urban VI. in Rom und Clemens VII. in Avignon ausbrach, gab Katharina Anlaß zu neuer Thätigkeit. Unbedingt an Urban als dem rechtmäßigen Papste festhaltend, tadelt sie die Cardinäle wegen ihres Abfalls und sucht die italienischen Staaten, besonders die junge Königin Johanna von Neapel von dem Gegenpapste abzuziehen; ebenso unablässig ermahnt sie den Heiligen Vater, die von Sünden befleckte Kirche durch eine durchgreifende Reformation zu reinigen. Urban beschied sie zu sich nach Rom, wo sie hoch geehrt am 29. April 1380 starb. Sie ward auf dem Gottesacker der Minerva-Kirche der Dominicaner zu Rom begraben, 1385 die Leiche in eine Kapelle der Kirche versetzt, der Schädel an die Dominicanerkirche zu Siena abgegeben. Früh schon geschahen Wunder an ihrem Grabe, doch hat erst Pius II. sie am 28. Juni 1461 heilig gesprochen; Urban VIII. verlegte ihr Fest auf den 30. April.

Die nachgelassenen Schriften der Katharina wurden zuerst herausgegeben von Aldo Manuzio, Venedig 1500, später mit werthvollen Erläuterungen des Jesuiten Burlamacchi von Girolamo Gigli: L'opere della serafica Santa Caterina da Siena. 5 T. Siena 1707—1726. Sie enthalten vor allem ihre Briefe, 373 an der Zahl, an die verschiedensten Personen gerichtet, unmittelbare

Ergüsse ihres Gemüthslebens, häufig im Zustande der Ekstase ihren Genossen dictirt. Die beste Ausgabe, soweit möglich chronologisch geordnet, besorgte der florentinische Geschichtschreiber Nicolo Tommaseo: Le lettere di S. Caterina da Siena ridotte a miglior lezione etc. Florenz 1860. 4 T. Dazu kommen 26 von Personen ihrer Umgebung aufgezeichnete Gebete und einige Aufzeichnungen aus ihrer letzten Krankheit, welche die Heilige in ihrem unmittelbaren Verkehre mit Gott zeigen. Das Hauptwerk ist der Dialog (Il Dialogo della serafica Cat. da Siena), das Gespräch einer geängstigten Seele mit Gott, in den ältesten Handschriften das Buch von der göttlichen Lehre genannt (Libro della Divina Dottrina, data per la persona di Dio Padre, parlando allo intelletto della gloriosa e santa vergine Cat. da Siena). Der spätere Herausgeber theilt ihn in vier Tractate: von der religiösen Weisheit, vom Gebet, von der göttlichen Vorsehung, vom Gehorsam. Im Zustande der Ekstase dictirt (1378) gibt er ohne alle dialogische Kunst Beobachtungen und Ermahnungen aus der Tiefe eines gottergebenen Gemüths. — Die älteren Biographien, von denen die werthvollste diejenige von ihrem Beichtvater, dem späteren Dominicaner-Ordensgeneral Raimund von Capua (gest. 1399), sind zusammengestellt in den Acta Sanctorum T. III. April. Von den neueren Darstellungen ist die bedeutendste von Karl Hase: Caterina von Siena. Ein Heiligenbild. Leipzig 1864.

4) **Katharina von Bologna** (Catharina Bononiensis) ward als Sproß einer vornehmen Familie im J. 1413 zu Bologna geboren. Im Alter von 12 Jahren kam sie an den Hof des Nikolaus von Este, Herzogs von Ferrara, und trat zwei Jahre später, als dessen Tochter Margaretha sich verheirathete, in die weibliche Abtheilung der Tertiarier des Franciscanerordens, welche bald eine selbständige Gemeinschaft des Clarissinnenordens bildete. Als später zu Bologna ein neues Kloster der Clarissinnen begründet ward, begehrte man allgemein Katharina zur ersten Aebtissin, und nach längerer Weigerung nahm sie dies Amt an. Sie verwaltete es bis zu ihrem Tode den 9. März 1463. Hatte sie schon zu Lebzeiten wegen wiederholter Offenbarungen den Ruf einer Heiligen genossen, so trat doch das Hauptwunder erst nach ihrem Tode ein. Ihr Leichnam erwies sich als unverweslich, behielt eine schöne, frische Farbe, wechselnd zwischen roth und blaß, blutete mehrfach und strömte einen angenehmen Duft aus. Sie ward deshalb wiederholt öffentlich zur Schau gestellt, und noch im vorigen Jahrhunderte ward sie in der Clarissinnenkirche zu Bologna gezeigt, „einer Lebenden ähnlich, nur daß die der Luft ausgesetzten Theile gebräunt erdunkeln" (vgl. J. Görres, Die christliche Mystik. Bd. II. S. 55—59.) Nachdem Clemens VIII. sie 1592 ins Martyrologium Romanum aufgenommen hatte, ward sie durch Benedict XIII. im J. 1724 heilig gesprochen. Ihr Gedächtnißtag ist der 9. März. Von ihren Schriften ist die wichtigste: Revelationes s. de septem armis spiritualibus (Venedig 1511 und öfter). Vergl. Acta Sanctorum ad Mart.

5) **Katharina von Genua** (C. Flisca Arduna vidua Genuensis), Tochter des Robert Fieschi, Vicekönigs von Neapel, ward 1447 zu Genua geboren. Trotz ihrer frühen Neigung zu einem klösterlichen Leben mußte sie, dem Drängen der Aeltern nachgebend, einen vornehmen Edelmann ihrer Vaterstadt, Giuliano Adorno, heirathen. Derselbe starb 1474 als Franciscaner-Tertiarier, nachdem er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte. Als Witwe hat dann Katharina 36 Jahre lang bis zu ihrem Tode den 14. Sept. 1510 ein frommes Leben geführt, ausgezeichnet durch aufopferungsvolle Krankenpflege, besonders während der verheerenden Pest 1497 und 1501, wie durch strenge Ascese. Besonders im Fasten soll Katharina Unglaubliches geleistet, nämlich 23 volle Oster- und 23 volle Adventsfasten ohne irgendwelche Nahrung zugebracht haben. Auch von einer merkwürdigen Wärme des Leibes wird uns berichtet, sodaß, „wenn sie bisweilen die Hände oder Füße in das kälteste Wasser steckte, dies heiß, ja kochend wurde" (J. Görres, Die christliche Mystik. Bd. I. S. 476 fg. Bd. II. S. 28.) Clemens XII. hat sie im J. 1737 heilig gesprochen; ihr Gedächtnißtag ist der 14. Sept. Von ihren Schriften verdienen Erwähnung ihre Offenbarungen über das Fegfeuer (Demonstratio Purgatorii oder Tractatus de Purgatorio. München 1766) und der Dialog zwischen Seele und Leib, Selbstliebe und Gottesliebe (Dialogus animam inter et corpus, amorem proprium, spiritum, humanitatem ac Deum). Vergl. Acta Sanctorum ad XIV. Sept.

(Bernhard Pünjer.)

KATHARINA (Maria von Medici), Königin von Frankreich. Am 13. April 1519 im Palazzo Riccardi der Via Larga zu Florenz als einziges Kind Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino, und Magdalena's de la Tour d'Auvergne geboren, verlor Katharina infolge ihrer Geburt schon am 28. April die Mutter, welcher der Vater am 4. Mai ins Grab folgte, sodaß Katharina die alleinige legitime Branche der Medici repräsentirte, als sie in der Wiege lag. Die junge „Herzogin von Urbino", welches Land ihrem Vater von Leo X. verliehen, aber nie an ihn gelangt war, kam unter die Obhut des Cardinals Giulio von Medici, ihres Vetters, und ihrer Großmutter Alfonsina Orsini, wurde bereits am 16. April getauft und im October zu Papst Leo X. nach Rom gebracht, der sie nach Alfonsina's Tode der Gemahlin Filippo Strozzi's, Clarissa von Medici, übergab. Unter der Aufsicht des Cardinals von Cortona sandte sie Papst Clemens VII., wie jetzt Giulio hieß, mit ihrem natürlichen Bruder Alessandro im Frühjahre 1525 wieder nach Florenz, wo sie in ihrem Geburtshause wohnte. In den Wirren, die Florenz erregten, wurde sie von der Volkspartei in das Kloster Santa-Lucia gebracht, wo Clarissa zu ihr kam, siedelte von da ins Kloster der heiligen Katharina von Siena und als die Pest ausbrach, unter dem Schutze des französischen Gesandten am 7. Nov. 1527 ins Benedictinerinnenkloster bei Murate über, dem sie 1583 aus Dankbarkeit großen Landbesitz im Val d'Elsa kaufte. Sie lebte gern bei diesen Nonnen, die ihr liebreich begegneten, aber Clemens VII.

wollte sie nicht dort lassen, und von ihm angeregt, forderte König Franz I. ihre Auslieferung nach Frankreich, welche die Volkspartei kurzweg ablehnte. Katharina erhielt den üblichen, auf religiöse Formgerechtigkeit und feines Benehmen berechneten Unterricht ohne Tiefe und Innerlichkeit, und niemand verstand es lebenslang besser, mit der Religion zu kokettiren und die vollendetste Liebenswürdigkeit und fesselndste Unterhaltungsgabe zu entfalten. Mehrfach besuchte sie auf Befehl Franz' I. der Vicomte Turenne und rieth Franz, sie nach Frankreich zu nehmen und zu verheirathen; ihr mütterlicher Oheim John Stuart, Herzog von Albany, suchte die Florentiner in demselben Sinne zu bestimmen; im Januar 1530 forderte Franz I. durch de Clermont abermals umsonst ihre Auslieferung, ja König wie Papst dachten an ihre Entführung. Die Signoria erfuhr von der Bedrohung ihrer Sicherheit im Kloster dei Murate und brachte sie trotz ihrer Weigerung im Juli 1530 in das sicherer gelegene Kloster Santa-Lucia zurück; sie hatte gefürchtet, zum Tode geführt zu werden, aber eine ungewöhnliche Energie entwickelt. Ihre Lage war sehr gefährdet, einer der Fanatiker rieth sogar, sie in ein Bordell zu thun, damit der Papst sie nie an einen Vornehmen verheirathen könne, oder sie auf den Wällen den Kugeln auszusetzen. Mit Jubel begrüßte sie den 12. Aug., an dem Florenz an die Kaiserlichen capitulirte, und kehrte zu den Murate zurück. Hier blieb sie bis September, wo Clemens VII. sie durch Ottaviano de'Medici zu sich nach Rom bringen ließ. Ebenso verhaßt wie ihr Alessandro de'Medici (s. oben) war, gefiel ihr sein Vetter, der jugendliche Cardinal Ippolito, der ihr Vertrauen erwiderte, sodaß man sogar von der Möglichkeit seines Austritts aus der Kirche und einer Ehe mit ihr flüsterte. Katharina war stattlich erblüht, ohne je eine Schönheit zu werden. Von allen Seiten meldeten sich Bewerber um die Hand der letzten echten Mediceerin, deren reiche Besitzungen in Frankreich ihr Oheim Albany (s. oben) administrirte; Jakob V. von Schottland, Philibert von Châlon, Fürst von Orange, Hercules von Este, Federigo Gonzaga, Herzog von Mantua, Guidubaldo della Rovere, Herzog von Urbino, der Katharina den herzoglichen Titel streitig machte, Francesco Sforza, Herzog von Mailand, die Herzoge von Vaudémont, Richmond, Orléans u. A. warben mit mehr oder weniger Eifer um sie; am meisten Chance hatten Sforza und Herzog Heinrich von Orléans, der zweite Sohn Königs Franz I., und letzterem war der Papst am entschiedensten zugeneigt. Aber er wollte Katharina nicht nach Frankreich lassen, ehe die Heirath vollzogen werde, da er Intriguen aller Art befürchtete, die mit Schimpf und Schande für Katharina enden könnten. König Franz unterzeichnete im April 1531 auf Schloß Anet, welches Heinrich's von Orléans früherer Maitresse Diana von Poitiers gehörte, den Ehecontract Heinrich's mit Katharina, worin er ihr ein Witthum von jährlich 10,000 Livres und ein möblirtes Schloß zusicherte und die Zuversicht aussprach, Clemens VII. werde seine Cousine so ausstatten, daß sie des Eintritts in das Königshaus würdig sei. In geheimen Artikeln versprach der Papst dem Könige Livorno, Modena, Reggio, seine Hülfe zur Wiedereinnahme Genuas und Mailands u. s. w. Lange wurde zwischen Papst und König verhandelt und obgleich Franz I. bereits den Verlobungsring Katharina's dem Papste gesandt hatte, schob dieser besonders aus Furcht vor Karl V. die Verlobung stets hinaus. Sehr wohlthätig wäre der Einfluß ihrer Damen, Maria Salviati, Witwe Giovanni's de'Medici, und der Herzogin von Camerino auf die Jungfrau gewesen, hätte nicht Clemens VII., dem sie ungemein theuer war, mit seinem trockenen, kalten und heuchlerischen Charakter den mächtigsten Eindruck auf ihr Gemüth geübt; die ihm eigene schwankende, charakterlose und wetterwendische Haltung übertrug sich mehr und mehr auf Katharina; früh lernte sie Verstellung, Lüge, Hinterlist und eignete sich ein schwankendes, unzuverlässiges Wesen an; gleichzeitig aber entfaltete sich auch ihr klarer, durchdringender Verstand, ihr über ihre Jahre reifes Urtheil. Ihre Neigung zu Ippolito de'Medici (s. oben) konnte Clemens VII. nicht behagen, da sie seine Politik zu kreuzen drohte, darum entfernte er Katharina im April 1532 nach Florenz, wo Maria Salviati ihre Pflege bis zur Abreise nach Frankreich übernahm. Im Sommer 1533 reiste sie der natürlichen Tochter Kaiser Karl's V., Margaretha, welche Katharina's natürlichen Bruder Alessandro, den Herzog von Florenz, heirathen sollte, nach Cafaggiolo entgegen, und sah Karl V., als er Florenz passirte; ihre Vaterstadt blieb in ihrer Erinnerung untrennbar verknüpft mit der Vorstellung herrlicher, durch Kunst und Wissenschaft gekrönter Feste; nach einem glänzenden Abschiedsfeste am 1. Sept. 1533 für die vornehmsten Florentinerinnen verließ sie die Stätte ihrer Geburt auf ewig und französische Galeren unter Albany's Führung brachten sie am 12. Sept. nach Nizza. Nachdem Clemens VII. am 12. Oct. in Marseille eingetroffen war, wohin sich Franz I. mit seiner Familie begeben hatte, zog Katharina hier am 23. ein und am 27. wurde der Ehecontract unterzeichnet. Clemens versprach, Katharina 130,000 Goldkronen nach französischer Werthung als Mitgift zu zahlen; hierzu kamen die auf 10,000 Dukaten jährlichen Ertrag berechnete mütterliche Erbschaft und das bewegliche väterliche Eigenthum; von den 130,000 Kronen sollten 30,000 als Werth des vom Vater ererbten unbeweglichen Eigenthums ausgezahlt werden, wofür Katharina auf letzteres an Clemens verzichtete. Die 130,000 sollten in drei Raten im Laufe eines Jahres nach Ratification des Contracts gezahlt werden, und Clemens mußte, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, die Hülfe des Bankhauses Strozzi in Anspruch nehmen. Er machte Franz I. ferner Hoffnung auf die Herzogthümer Urbino, Parma und Modena, und in frecher Prahlerei rief einer aus seinem Gefolge, Katharina bringe in ihrem Hochzeitskorbe drei unschätzbare Kleinodien mit, Genua, Mailand und Neapel, während Clemens zu schlau war, um irgendeine positive Verbindlichkeit gegen den gefürchteten Kaiser zu übernehmen. Katharina erhielt eine über die maßen kostbare Ausstattung, wobei herrliche Kunstwerke waren, und am 28. Oct. segnete Clemens selbst die Ehe ein; Katharina war im 15. Jahre ihres Alters, Heinrich ein

Jahr älter. Während Fest auf Fest folgte, freute sich Frankreich der Ehe nicht, sondern fürchtete einen neuen italienischen Krieg als ihr Ergebniß und hielt den König für den Dupirten des Papstes. Letzterer starb schon im nächsten Herbste. Katharina behielt viel Interesse an der Heimat; 1538 verwandte sie sich nach bestem Vermögen bei dem Kaiser für den verhafteten Filippo Strozzi, doch mußte er bis zum Tode in Haft bleiben; als der apostolische Protonotar Pietro Carnesecchi wegen reformatorischer Ansichten von der Inquisition verfolgt wurde, erwirkte sie die Niederschlagung seines Processes, konnte ihn aber nicht für die Dauer retten und Papst Pius V. ließ ihn 1567 enthaupten; wo sie konnte, begünstigte sie die Familie Strozzi (s. v. Reumont, Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaates, Gotha 1876).

Schlau, durchaus gemüthlos, ohne alles moralische Gefühl, einzig auf ihren Vortheil bedacht, gründlich verschlagen, betrat die jugendliche Mediceerin den corrumpirten Hof Franz' I., an dem sie vorerst keine Rolle spielen durfte; sie hielt sich in kalter Reserve und voll Verstellung im Hintergrunde und beobachtete stumm aus ihrem sichern Verstecke; man schenkte ihr wenig Beachtung, nur Kaiser Karl V. ließ sie nicht aus den Augen. Durch den Tod des Erstgeborenen des Königs wurde ihr Gemahl, der sich sehr wenig um sie kümmerte, am 10. Aug. 1536 Dauphin, ihr strahlte eine Krone aus der Zukunft Schos entgegen. Da sie durch den Tod Clemens' VII. ohne Stütze auf fremdem Boden stand und tausend Intriguen sich um sie kreuzten, so suchte sie vor allem die Gunst ihres Schwiegervaters, des Königs, zu gewinnen und ihre äußerst unbequeme Stellung zwischen seiner allvermögenden Maitresse, der Herzogin von Etampes, und der Maitresse ihres Gemahls, Diana von Poitiers, zu verbessern. Sie war so glücklich, durch scheinbare Ergebenheit die Herzogin von Etampes zu bestechen, und auch Franz' einflußreiche Schwester, Königin Margaretha von Navarra, erwies ihr Gunst, aber die Heinrich beherrschende Diana trat ihr überall in den Weg; obgleich zwanzig Jahre älter als Katharina, verdrängte sie diese völlig bei dem jungen Dauphin, und Katharina mußte ihrer Herrschlust Stillschweigen gebieten; beide Frauen haßten sich von Herzensgrunde, während sie scheinbar friedlich nebeneinander lebten. Da Franz I. Kunst und Wissenschaft liebte, so konnte nichts die Dauphine besser bei ihm empfehlen als die gleiche Neigung; sie warf sich aufs Studium, lernte selbst griechisch, ließ aus Italien die seltensten Manuscripte aus allen Sprachen kommen und wies ihnen das Schloß Saint-Maur bei Paris als würdigste Stätte an. Franz liebte ihre Gesellschaft außerordentlich, sie war beständig um ihn und begleitete ihn auf allen Jagden. Ihr Gemahl hielt sich scheu von ihr zurück, da sie ihm keine Kinder gebar und körperliche Uebel ihr dies unmöglich zu machen schienen; Diana dachte daran, sie verstoßen zu lassen, und alle Liebenswürdigkeit Katharina's verfehlte ihre Wirkung auf den Dauphin, bis sie nach zehnjähriger Ehe am 19. Jan. 1543 einem Prinzen das Leben gab; in rascher Folge gebar sie Heinrich dann noch vier Söhne, deren einer, Ludwig, nur ein Jahr alt wurde, und fünf Töchter, von denen Victoria und Johanna in zartester Jugend starben. Mit Verzweiflung sah Katharina Franz sterben und ihren Gemahl, der ihr keine andere Rolle als die einer Mutter zugestand, als Heinrich II. am 31. März 1547 den Thron besteigen. Unter ihm herrschte unumschränkt Diana, zur Herzogin von Valentinois ernannt, weit mehr Königin als Katharina, und neben ihr mußte Katharina eine Reihe flüchtiger Liebschaften des Königs geduldig hinnehmen, obgleich derselbe wiederum ihren Kindern der zärtlichste Vater war; am Hofe wuchs auch Maria Stuart auf, die nie sympathisch mit Katharina fühlte, und die Herzogin Diana reizte sie auf gegen „die Kaufmannstochter", welches Wort Katharina Maria nie verzieh.

Am 10. Juni 1549 wurde Katharina in Saint-Denis vom Cardinal von Bourbon gesalbt und gekrönt, aber ihre Stellung neben Heinrich II. blieb die alte, und Katharina that alles Erdenkliche, um ihm zu gefallen, seine Liebe und sein Vertrauen zu erringen. Als der König 1552 ins Feld zog, wurde sie zur Regentin bestellt, aber ihre Autorität ungemein eingeschränkt, worüber sie sich lebhaft beklagte. Ihre bemerkenswertheste Handlung als Regentin war die Verhaftung zweier Prediger, die von der Kanzel gegen die Allianz des Königs mit den deutschen Protestanten donnerten. Nach der Niederlage bei Saint-Quentin unter Coligny und Montmorency trat Katharina in schönster Weise hervor, begab sich, während panische Furcht alle Welt ergriff, aus eigenstem Antriebe auf das pariser Rathhaus, appellirte an den Patriotismus und sprach hier so beredt, so gefühlvoll, daß durch Acclamation Subsidien bewilligt wurden, die Notabeln von Paris 300,000 Livres darboten und die Versammlung über Katharina's Haltung zu Thränen gerührt ward. Seitdem schenkte ihr Heinrich mehr Vertrauen und Herzlichkeit; ein glänzender Hof, an dem die Künste eine hervorragende Stätte fanden, scharte sich um sie; neben ihr, Maria Stuart, Elisabeth von Oesterreich, Margaretha von Valois, der Herzogin von Guise u. a. traten hier Zierden der Kunst und Wissenschaft auf; sie kaufte, ohne freilich je zu bezahlen, Pietro Strozzi's Bibliothek und überhäufte die Künstler mit Geschenken; diese und die Dichter vergalten ihr mit endlosen Lobpreisungen, sie gewann die Huld der öffentlichen Meinung.

Da starb Heinrich II. an den Folgen einer im Tourniere erhaltenen Wunde am 10. Juli 1559, sie überließ sich unbändigem Kummer, trug seitdem nur Trauer, die sie vortrefflich kleidete, und nahm zur Devise „Lacrymae hinc, hinc dolor", um eine gebrochene Lanze angebracht. Ihr ältester Sohn, Franz II., bestieg den Thron, und sofort wandten sich alle Augen nach ihr; jedermann glaubte, die bisher Zurückgedrängte werde die Zügel des Staates an sich raffen. Die Herrschaft Dianens war vorbei, Katharina vertrieb sie sofort vom Hofe, zwang sie zur Herausgabe der Kronjuwelen und zum Austausch des Schlosses Chenonceaux-sur-Cher gegen Schloß Chaumont-sur-Loire, stand aber von weiterer Rache aus Furcht vor dem mächtigen Hause Guise ab, mit dem sich die schlaue Buhlerin verschwägert hatte. Katharina's scharfe

Witterung verrieth ihr rasch, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei, sondern unter Franz II. seine Gemahlin Maria Stuart die erste Rolle spielen würde und sie dankbar dafür sein müßte, wenn man ihr einen secundären Einfluß auf König und Staat gestattete. Die Guises erwiesen Katharina der Form nach die tiefste Ergebenheit, rissen aber, durch Maria's Verwandtschaft doppelt einflußreich, alle Macht an sich und hielten Katharina davon fern. Dem für königliche Witwen üblichen Brauche entgegen folgte Katharina ihrem Sohne Franz II. nach dem Louvre und Saint-Germain, wo die Guises der „Königin-Mutter" dem Namen nach die Generalaufsicht der Regierung übertrugen, während Herzog und Cardinal die wirklichen Geschäfte unter sich vertheilten; sie wohnte der Krönung in Rheims bei und unterstützte die Guises, als sie dem Connétable Herzoge von Montmorency die Obersthofmeisterwürde entwandten; sie veranlaßte sie zur Entlassung des verhaßten Siegelbewahrers Bertrandi und zur Wiederberufung des Kanzlers Olivier, rieth mit ihnen dem Könige von der Berufung der Reichsstände ab, spielte aber ein ihrem Charakter eigenes Doppelspiel; während sie sich stellte, als habe sie mit den gehässigen Maßregeln der Guises gegen die Bourbons und mit den Verfolgungen der Hugenotten nichts zu thun, und manchen der Ketzerei Verdächtigen um sich litt, spornte sie ihren Schwiegersohn, Philipp II. von Spanien, gegen die Bourbons und die Berufung der Reichsstände an und erklärte ihm, der, wie sie am besten wußte, bedeutungslose König Anton von Navarra und seine Familie wollten Franz II. und ihr alle Autorität nehmen. Sobald die Guises von der Verschwörung La Renaudie's vernahmen, wandten sie sich an Katharina, die alsbald den Admiral Coligny und die beiden andern Châtillons nach Amboise entbot. Hier begann eigentlich ihre politische Rolle. Als einziges Mittel zur Beruhigung der Geister erkannte sie ein milderes Verfahren gegen die Hugenotten und im Bunde mit Coligny und Olivier schuf sie das den Guises verhaßte Religionsedict von Amboise am 8. März 1560. Sehr gegen ihre Neigung mußte sie die Ernennung des Herzogs von Guise zum Generallieutenant mit unbegrenzten Vollmachten hinnehmen; die Krone schien ihr zu Gunsten der Guises abzudanken.

Von allen Seiten belauert, verschaffte sie sich mit ihrem Scharfblicke einen vorzüglichen Alliirten in Michel de l'Hôpital, dem sie zur Kanzlerwürde verhalf und dessen einzige Leidenschaft die Vaterlandsliebe war; aus egoistischen Motiven schloß sie ein Bündniß mit seiner unbestechlichen Geradheit und unterstützte seine Politik der Versöhnlichkeit und Friedensliebe. Frankreich blieb vor der Inquisition bewahrt, das Edict von Romorantin erschien, in Fontainebleau traten die Notabeln zusammen, Katharina wohnte der Versammlung an. Durch einen Brief Katharina's beruhigt, schickten Anton von Navarra und der Prinz von Condé ihr großes bewaffnetes Gefolge zurück und trafen am 31. Oct. in Orléans ein, wo der Reichstag abgehalten werden sollte; Katharina lockte sie in die Falle und wußte den schwachen Anton leicht zu begütigen. Die unheilbare Erkrankung des Monarchen im 17. Lebensjahre beschäftigte sie Tag und Nacht, sie wich nicht von seinem Lager; die Guises, welche erkannten, daß mit dem Tode Franz' II. ihre Macht zu Ende sei, wenn sie sich nicht Katharina unterordneten, boten ihr für die Zukunft ihre eifrigsten Dienste an und forderten sie auf, Anton und Condé aus dem Wege zu räumen, um absolut herrschen zu können. Aber Katharina glaubte nicht an die Opferwilligkeit der Guises, fürchtete sie mehr als die Bourbons, denen sie freilich auch keine große Rolle zudachte, und lauschte den Rathschlägen de l'Hôpital's; sie sicherte sich die Wege zur Regentschaft, hielt die Parteien der Guises und der Bourbons durch einander im Gleichgewichte, wandte den Bürgerkrieg ab und verschaffte den Hugenotten eine gesicherte Stellung, ohne sich ihnen irgend zu verpflichten; sie rief den Connétable Montmorency, der unter Franz allen Einfluß verloren hatte, herbei, tadelte Anton und Condé heftig wegen ihrer Complote gegen die Regierung und schüchterte den König von Navarra derart ein, daß er sich mit den Guises aussöhnte, auf den Anspruch an die Regentschaft verzichtete und sich mit der Stelle des Generalstatthalters des Reiches begnügte. Als Franz II. am 5. Dec. 1560 starb und der zehnjährige Karl IX. ihm folgte, „hielt sich Katharina nicht lange damit auf, den verstorbenen Sohn zu beklagen" (Ranke); Karl, mit dem sie im Kronrathe erschien, wies diesen auf ihre Befehle hin.

Mit wahrem Heißhunger riß Katharina von Medici die Zügel der Herrschaft an sich, während die Großen sich auf Tod und Leben befehdeten und das Volk der Religion wegen im Zustande der Empörung war. Besaß die Königin-Mutter ungewöhnlich viel Verstand, Emsigkeit und Thatendrang, so fehlte ihr hingegen durchaus Herz und Charakter und sie blieb weit hinter ihrem Berufe zurück (Martin). Anton von Navarra hielt sein erzwungenes Versprechen, begnügte sich mit der Statthalterwürde und hatte keine Macht als die ihm von Katharina gestattete (Brief Katharina's vom 19. Dec. 1560 an ihre Tochter Elisabeth von Spanien). Condé wurde entfernt, ehe der Reichstag begann; an Stelle des Herzogs von Guise übernahm Montmorency die Leitung des Militärwesens, an Stelle des Cardinals von Lothringen der geheime Rath die der Finanzen, doch blieben die Guises im Kronrathe; die Châtillons wurden mit großer Auszeichnung behandelt; Katharina schaffte viele unnöthige Aemter bei Hofe ab und verminderte viele Gehalte, was eine Ersparniß von 2,300,000 Livres erzielte, wohnte dem Reichstage in Orléans mit ihrem königlichen Sohne bei und wurde als Regentin bestätigt. Blieb sie während des Reichstages in der Reserve, so schloß sie sich nach demselben der versöhnlichen Politik des Kanzlers offen an, sprach für die Ordonnanz vom 31. Jan. 1561, so gleichgültig ihr die religiösen Interessen im Reiche sein mochten, liebäugelte aber gleichzeitig mit Spanien, um anstatt Maria Stuart's ihre Tochter Margaretha mit Don Carlos zu verheirathen und sich einen festen Halt an Philipp II. zu schaffen. Als König Anton widerhaarig zu werden drohte, besänftigte ihn die in der Kuppe-

lei erfahrene Mediceerin, indem sie ihm eine Geliebte ihrer Wahl, de Rouet, gab; sie war stets von „einer fliegenden Schwadron" gefälliger Schönheiten umgeben, die ihrer Politik willig dienten; die Freundschaft zwischen Katharina und Anton wurde officiell erneuert. Jetzt bildeten der Herzog von Guise, der Connétable Montmorency und der Marschall von Saint-André am 6. April ihr „Triumvirat" zur Vertheidigung des Katholicismus, zur Bekämpfung des Einflusses der Châtillons und Bourbons, zur Einschüchterung Katharina's und zur Beherrschung Karl's IX., während Katharina und l'Hôpital die wilden Zwistigkeiten der Katholiken und Protestanten vermeiden wollten und das Edict vom 19. April ins Leben riefen. Katharina schlug sich auf die Seite der Bourbons und Châtillons, weshalb die Prediger gegen sie wütheten und sie mit Jesabel verglichen, gleich der sie den Hunden vorgeworfen werden sollte, und Saint-André insgeheim im Triumvirate vorschlug, sie in einen Sack zu nähen und zu ersäufen. Das Parlament, die Gesandten Spaniens und des Papstes waren entrüstet über das Edict vom 19. April, und da Katharina den lebhaften Unwillen der Katholiken bemerkte, lenkte sie sofort ein, forderte Philipp II. auf, mit den Häuptern der katholischen Partei zu unterhandeln, ließ sich von Guise nochmals seiner Treue gegen sie und Karl IX. vergewissern und erließ am 31. Juli das den Hugenotten feindliche Edict, während sie Guise und Condé zum Schein versöhnte; sie erwartete, wie sie selbst gestand, vom Juli-Edict keine durchschlagende Wirkung. Ein Reichstag trat in Pontoise zusammen, gleichzeitig tagte eine Synode in Poissy. Sie sollte die Krone aus den dringendsten Geldnöthen retten, bot in der That große Summen an, die Katharina und l'Hôpital anfangs nicht genügend dünkten, dann aber gern angenommen wurden, um nicht an die geistlichen Güter die Hand legen und größte Misstimmung hervorrufen zu müssen. Das Colloquium von Poissy zwischen Katholiken und Hugenotten führte zu keinem Resultate, auch ihm wohnte Katharina an, nahm reges Interesse an den Verhandlungen und sah voll Unzufriedenheit das Scheitern eines modus vivendi der Confessionen, indessen ihr Verhalten in Madrid und Rom großen Anstoß und viel Mistrauen erregte. Ihr Augenmerk war mehr auf die Herrschaft als auf die Religion gerichtet, wie dies ihr kühler Skepticismus bedingte. Sie erzeigte sich aus Politik den Hugenotten gnädig, ging wieder auf l'Hôpital's Pläne ein und infolge der Versammlung von Saint-Germain wurde das Toleranzedict vom 17. Jan. 1562 erlassen. Hingegen gelang es den Häuptern der Katholiken, König Anton von der protestantischen Seite abzuziehen und zum Katholicismus zurückzuführen, und sie forderten von Katharina den Widerruf des neuen Edicts. Die von Philipp II. verabscheuten Châtillons verließen den Hof, der Marschall von Saint-André hingegen weigerte sich, in die Provinz zu gehen, so gern ihn Katharina beseitigt hätte, und Guise veranstaltete das Blutbad von Vassy. Hugenottische Abgesandte forderten von Katharina in Monceaux Gerechtigkeit, der Prinz von Condé unterstützte ihr Begehren, bot im Namen der Hugenotten Katharina 50,000 Soldaten an und Katharina besprach sich häufig mit ihm. Sie rief den Herzog von Guise nach Monceaux, er aber zog feierlich in Paris ein, und Katharina wurde es immer ängstlicher zu Muthe. Um Orléans näher zu sein, ging sie mit Karl IX. nach Melun, in einer Reihe Briefe flehte sie Condé an, ihre Kinder, sie und das Reich gegen die zu schützen, welche alles zu Grunde richten wollten; noch aber war sie unentschieden, was sie beginnen sollte. Die Pariser baten sie zurückzukehren, sie aber ging mit Karl IX. nach Fontainebleau, die abermalige Herrschaft der Guises fürchtend. Das Triumvirat und König Anton liefen jedoch Condé den Rang ab und nöthigten Katharina, trotzdem sie anfangs opponirte, mit Karl IX. nach Melun, dann nach Vincennes und am 6. April in das Louvre zu gehen. Der Sieg des Triumvirats auf Katharina's Unkosten wurde durch freche Verletzung des Toleranzedicts vom 17. Jan. gefeiert. Von Melun aus hatte Katharina zu entfliehen gesucht, war aber durch Vorsichtsmaßregeln verhindert worden. Solange sie zur Aufrechthaltung der Religion die Hand biete, erklärten ihr die Sieger, dürfte sie ihren Antheil an der Regierung behalten; sie fügte sich in das Unvermeidliche und schaute nach allen Seiten aus, um sich dem Zwange zu entziehen; ihr und des Königs Name verlieh der katholischen Partei Autorität. Condé erklärte, er wolle sie und Karl aus der Gefangenschaft der Triumvirn befreien und Katharina sei ja nur gezwungen auf der Seite der Katholiken. Der Religionskrieg brach mit allen Greueln aus und verwüstete Frankreich; Katharina spielte die Vermittlerin zwischen den Parteien und ihre Boten waren beständig unterwegs, sie wollte die Ausführung des Toleranzedicts und den Rücktritt der Triumvirn. Auf ihre Veranstaltung sahen sich Anton und Condé in Thoury-en-Beauce, doch konnten sie sich nicht einigen; neue Unterhandlungen mit Condé hatten gleichen Miserfolg; er wollte sich nicht ihrer Gnade übergeben und das Triumvirat dachte nicht daran, völlig zurückzutreten. Im Gegentheile rief es Katharina und den König zum Heer nach Bourges; beide folgten dem Heere und vor Rouen fiel Anton. Hierauf verlangte Condé die Generalstatthalterschaft, trat abermals in Unterhandlungen mit Katharina, die mit gespanntem Auge auf Elisabeth von England und ihre Einmischung in die französischen Händel blickte, kam aber zu keiner Abmachung. Während Katharina das Tridentiner Concil beschickte, unterhandelte sie andererseits unter der Hand mit deutschen protestantischen Fürsten wegen eines Religionsgesprächs. Nach Condé's Gefangennahme bei Dreux war ihr erster Gedanke, um jeden Preis den Frieden herbeizuführen; von Blois aus suchte sie Condé und Guise auszusöhnen, während sie alle Zurüstungen traf, um zur Fortführung des Krieges befähigt zu sein, und durch die Prinzessin von Condé begann sie den Prinzen zum Frieden zu bearbeiten. Als Guise ermordet wurde, beklagte sie geziemend seinen Tod; bald aber meinte sie, es wäre für Frankreichs Heil besser gewesen, hätte der Herzog früher den Tod gefunden. Auch Saint-André

lebte nicht mehr und Montmorency war der Gefangene Coligny's; so war das von Katharina gefürchtete Triumvirat aufgelöst, der Cardinal von Lothringen Frankreich fern in Trient. Katharina hatte wieder die Macht in Händen und benutzte die Erschöpfung der Parteien, um endlich zum Frieden zu gelangen. Die Prinzessin von Condé arbeitete in ihrem Interesse, Condé und Montmorency ließen sich durch ihre Verheißungen verführen und machten sich im Namen der beiden Religionen Zugeständnisse auf einer Loire-Insel bei Orléans, wo sie äußerst gewandt intervenirte, und mit l'Hôpital's Hülfe erließ sie das am 19. März 1563 publicirte Religionsedict von Amboise, womit der erste Religionskrieg endete; sie hielt nur an der einen Ausnahme fest, daß in Paris und seinem Bezirke die Ausübung der reformirten Religion verboten blieb; sonst sollte Toleranz herrschen. Leider gefiel das Edict keiner Partei und führte nur zu einem Waffenstillstande, wie Katharina selbst früh einsah; es bewilligte den einen zu wenig, den andern zu viel. Zu dem erhabenen Verdienste, den Bürgerkrieg zu beenden, fügte Katharina das weitere hinzu, die neuvereinigten Kräfte Frankreichs gegen die Engländer zu führen, und Havre de Grâce fiel wieder in die Gewalt der Franzosen.

Um jeder Einrede bei der Handhabung der Gewalt enthoben zu sein, ließ Katharina den vierzehnjährigen Monarchen in Rouen am 17. Aug. 1563 für volljährig erklären, wobei das Edict von Amboise bestätigt wurde; sie kniete vor Karl nieder, übergab ihm, wie sie sagte, mit Freuden die Verwaltung seines Reiches und erhielt unter herzlicher Umarmung die Antwort, sie solle mehr als je herrschen. Große Feste wurden veranstaltet, Katharina's Ehrenfräulein entfalteten ihre Reize, aber wie Wetterleuchten zuckte es bald da, bald dort in den Parteien; wahre Versöhnung war unerreichbar. Katharina erfüllte die Parteien bald mit Hoffnungen, bald mit Besorgnissen, handelte ganz nach der Eingebung der Umstände und mit schlauer Ueberlegung. Sie vertheilte die Aemter Guise's unter seine Verwandten, war den Montmorencys gnädig und empfing Condé voll Huld in Fontainebleau.

Katharina hielt sich von allen extremen Richtungen fern, was natürlich zu keiner Uebereinstimmung mit dem Cardinal von Lothringen führte, der sich, dessen bewußt, nach seiner Rückkehr von Trient vom Hofe fern hielt. Wie sie dachte der Kanzler de l'Hôpital. Katharina suchte eine auswärtige Allianz, um ihre Autorität in Frankreich zu befestigen, schwankte einige Zeit zwischen Elisabeth von England und Philipp II. von Spanien und neigte sich schließlich Philipp zu. L'Hôpital's Pläne erschienen ihr, deren Gott der Erfolg war, unerreichbar; so viel sie auch von Gott sprach, so wenig kannte sie Frömmigkeit, sie war die größte Schauspielerin ihres Jahrhunderts. Die Hugenotten schienen einen Staat im Staate bilden zu wollen, die Châtillons und Condés waren starke Naturen, von denen Katharina Gefahr befürchtete; hingegen ließ sich die katholische Partei leichter leiten und die Massen der Nation hielten zu ihr; darum stellte Katharina sich und ihren Sohn in das Vordertreffen des Katholicismus, trachtete nach Wiederherstellung der Einheit im Reiche und nach der Vernichtung des Protestantismus, wollte aber, wie es in ihrer schleichenden und scheuen Natur lag, nicht mit brutaler Gewalt und fremden Soldaten dieses Ziel erreichen, sondern langsam den Calvinismus unterwühlen, allmählich die ihm bewilligten Concessionen zurücknehmen und alle Schliche florentinischer Staatslist gegen die biedern Bekenner reformirter Religion in Scene setzen. Sie änderte den Charakter der Erziehung ihrer Söhne; war diese bisher nichts weniger als katholisch gewesen, so nahm sie nun einen orthodoxen Anstrich an; Moral blieb ihrer Erziehung stets fremd, ihr Gemüth und Herz wurden nie ausgebildet; neben scheinheiliger Devotion überließen sie sich den tollsten Ausschweifungen und Katharina begünstigte diese, um die Söhne lebenslang auf ihre Theilnahme an der Regierung anzuweisen und den Drang der Unabhängigkeit zu ersticken. Im März 1564 trat sie mit Karl IX. eine Rundreise durch sein Reich an, in Troyes schloß sie mit England den Frankreich nothwendigen Frieden, in Lothringen verschaffte sie sich das Versprechen der Neutralität Badens und Sachsens für den Fall des Wiederausbruches des Religionskrieges in Frankreich, in Burgund kräftigte sie die katholische Richtung, überall handelte sie für letztere, hütete sich aber noch, die Hugenotten zur Verzweiflung zu treiben, und ließ Pius IV. vorstellen, sie müsse temporisiren, um desto sicherer zu siegen, weshalb er auch mit der Einführung der Beschlüsse des Tridentiner Concils in Frankreich warten müsse. Vergebens suchte sie in Pracht und Festen und mit Hülfe ihrer Hofschönheiten die Leidenschaften der hadernden Parteien zu beschwichtigen. In Paris brach die bitterste Fehde zwischen den Guises und den Montmorencys aus, Katharina handelte mit Entschlossenheit, untersagte den Guises und den Châtillons den Aufenthalt in Paris, wohin der Marschall Montmorency letztere gerufen hatte, verpflichtete am 18. März 1565 alle Großen eidlich darauf, ohne königliche Erlaubniß niemals Waffen zu tragen, zog den Streit des Cardinals von Lothringen und des Marschalls Montmorency vor den Rath und ruhte nicht, bis nach ihrer Rückkehr von der Rundreise derselbe wenigstens äußerlich beigelegt ward. Katharina war Maria Stuart nie gewogen, es fiel ihr nicht ein, den Guises zuliebe den schottischen Angelegenheiten viel Interesse zu schenken, sie hintertrieb jede persönliche Begegnung wie jede Aussöhnung Maria's mit Elisabeth von England, bekämpfte mit Aufgebot aller Mittel das Project der Vermählung Maria's mit Don Carlos, den sie selbst zum Schwiegersohn wünschte, stimmte sogar den Cardinal von Lothringen für eine Heirath Maria's nach Wien, war gegen ihre Ehe mit Darnley und ließ ihr den Herzog von Ferrara vorschlagen, rieth ihr nach der Vermählung mit Darnley, sie möge sich mit ihren insurgirten Unterthanen aussöhnen, was Maria kurz abwies, und ließ ihr durch den Erzbischof Beaton von einem gegen Darnley geplanten Attentate Nachricht geben. Sehr kühl urtheilte sie über Darnley's Ermordung (s. Chéruel, Marie Stuart et Cathe-

rine de Médicis, Paris 1856); mit denselben Gefühlen nahm sie Bothwell's Ehe mit Maria auf, sie sah übrigens seinen baldigen Untergang voraus; um den französischen Einfluß in Schottland nicht zu verlieren, wollte sie die Verschworenen gegen Maria und Bothwell unterstützen, ihr Gesandter weigerte sich, Bothwell als Gemahl Maria's anzuerkennen. Nach Maria's Gefangennahme strebte sie um die Wette mit Elisabeth danach, den Prinzen Jakob unter ihre Obhut zu bringen; während Karl IX. Maria gern befreit hätte, verhinderten ihn Katharina und der Connétable daran, etwas für sie zu thun; Katharina bot dem Regenten Murray die lockendsten Erwerbungen, selbst Schottlands Krone, wenn er ein Bündniß mit Frankreich eingehe, er aber lehnte ab und bat, zur Rettung Maria's beizutragen; Katharina wies alle Vorschläge der katholischen Partei, in Schottland zu interveniren, decidirt zurück, „da man so manches andere Eisen im Feuer habe" (Gaedeke, Maria Stuart, Heidelberg 1879); vergebens bestürmte Maria sie aus Lochleven, sie aus ihrer Haft zu befreien.

Daneben dachte Katharina an enge Beziehungen mit England, wollte Elisabeth von einer österreichischen Heirath abhalten und sie mit ihrem Sohne Karl IX., dann mit dessen Bruder Heinrich vermählen und sie von der Unterstützung der Hugenotten ablenken. Trotzdem verlangte sie nach einer Begegnung und engen Verbindung mit Philipp II. und scheute sich nicht, die ärgsten Befürchtungen der Hugenotten wach zu rufen. Philipp kam nicht, aber seine Gemahlin und der Herzog von Alba trafen Katharina an der Bidassoa am 14. Juni 1565 und verlebten längere Zeit mit ihr und Karl IX. in Bayonne. Alba versuchte alles, um Karl IX. und Katharina zu kräftiger Verfolgung der Hugenotten anzuspornen, einige Franzosen stimmten ihm begeistert bei; Karl IX. „hatte seine Lection gut gelernt" und verwarf neue Gewaltthaten, Katharina verweigerte energisch die Entlassung de l'Hôpital's, beklagte sich über das Mistrauen Philipp's und sprach nochmals von einer kirchlichen Nationalversammlung, auf der die Annehmbarkeit der Tridentiner Beschlüsse geprüft werden sollte. Sie schlug den Spaniern eine Heirath ihrer Tochter Margaretha mit Don Carlos und ihres Sohnes Heinrich mit der Prinzessin von Portugal oder einer andern Verwandten Philipp's vor, fand aber keinen Anklang. Sehr kalt schieden die Fürstlichkeiten voneinander, das gegenseitige Mistrauen der Höfe stieg zusehens, Philipp war erbittert darüber, daß Katharina nicht Alba's Bahnen verfolgen und mit Blut und Eisen den Protestantismus ausrotten wollte, und argwöhnte eine Ligue Frankreichs mit dem Papste, Venedig und Florenz gegen ihn, um Mailand für Katharina's Lieblingssohn Heinrich zu erobern. Katharina erneuerte ihre Eheanträge bei Philipp, erklärte sich zu einer großen Ligue gegen die Türken bereit, stieß aber auf Kälte. Im December war die große Rundreise zu Ende, und auf den Rath Katharina's und l'Hôpital's berief Karl IX. im Januar 1566 die Versammlung von Moulins. Ihr nächstes Ziel war die Verhütung neuer Wirren. Katharina veranlaßte den Cardinal von Lothringen und den Marschall Montmorency, sich zu versöhnen, und nachdem Admiral Coligny vor dem geheimen Rathe geschworen hatte, er sei frei von aller Mitschuld an der Ermordung des Herzogs von Guise, wurde er für schuldlos erklärt; der Cardinal und die Herzogin-Witwe gaben ihm den Friedenskuß, aber die Herzoge von Guise und Aumale verhehlten ihre ihm feindseligen Gesinnungen nicht, und viele Anzeigen verkündeten, daß kein Friede erwachsen sollte. Den weisen Reformen, die l'Hôpital in der Ordonnanz von Moulins traf, pflichtete Katharina bei. Als die Unruhen in den Niederlanden ausbrachen, pries sie Frankreich glücklich, das solche Uebel nicht erfahre, und wünschte friedliche Zustände in Frankreich zu erhalten. Durch einseitige Verfügungen beschränkte sie alle Concessionen an die Reformirten und nahm auf die bestmotivirten Beschwerden derselben keine Rücksicht; die Reformirten sahen, vor Wuth knirschend, wie der Cardinal von Lothringen bei Katharina neuen Einfluß gewann, und fürchteten einen neuen Bürgerkrieg. Katharina traf Vorbereitungen, um keinenfalls von Philipp II. überrascht zu werden, erneuerte im Gegensatze zu ihm den Bund mit den Schweizern, ließ 1567 bei diesen Werbungen machen und befestigte ihre Stellung, wo sie konnte; mit Kaiser Maximilian II. wünschte sie in ein Bündniß zu treten, welches ihr als Gegengewicht gegen Philipp dienen könnte, und leitete Unterhandlungen zu einer Vermählung des Königs, ihres Sohnes, mit einer kaiserlichen Prinzessin ein, die Philipp geschickt kreuzte. Katharina that nichts, um Alba's Schreckensregiment in den Niederlanden zu hemmen, lieferte ihm sogar Lebensmittel und Munition; die Hugenotten sahen sich überall verletzt und gefährdet, Karl IX. sprach höchst unfreundlich gegen sie, sein Bruder, Herzog Heinrich von Anjou, Katharina's verzärtelter Liebling, gerieth in hitzigen Zwist mit Condé, während Katharina ihm den Oberbefehl aller Streitkräfte des Reichs zuwenden wollte; die Hugenotten mußten das Schlimmste vom Hofe befürchten und brachen darum Ende September 1567 allenthalben los, um den Hof in Monceaux zu überrumpeln und sich Katharina's nebst ihren Söhnen zu bemächtigen. Noch rechtzeitig gewarnt, zog sich Katharina mit den Söhnen am 25. Sept. nach Meaux und unter dem Schutze der Schweizer Truppen nach Paris zurück. Das Complot war völlig gescheitert, nur verließ der Cardinal von Lothringen den Hof. Katharina und Karl verziehen es den Hugenotten nie, daß sie vor ihnen geflohen waren, während der Cardinal sich Spanien anschloß (s. bei ihm).

Der Krieg verwüstete Frankreich, die Hugenotten stellten Forderungen zu ihrer Sicherung an die Regierung, aber Katharina und Karl verweigerten jedes Zugeständniß; sie behandelten sie kurzweg als Rebellen, verließen sich auf den Beistand der rechtgläubigen Hauptstadt, auf den Klerus, der große Beisteuern versprach, auf Alba's Thaten in den Niederlanden und seine Bereitwilligkeit, ein Heer nach Frankreich zu führen, und auf den fanatischen Papst Pius V. Vergebens suchte der greise Connétable Montmorency die Châtillons und Condés Katharina und Karl IX. zu nähern, sie stießen sich schroff ab,

Montmorency brach mit ihnen, was Katharina eine große Genugthuung bereitete, und griff das protestantische Heer bei Saint-Denis an, wo er siegte, aber tödlich verwundet wurde. Der Krieg dauerte fort. Katharina, froh, des wenig gefügigen Connétable überhoben zu sein, besetzte sein Amt nicht wieder und ließ ihrem Sohne Heinrich den Oberbefehl aller Truppen als Generallieutenant des Königreichs übertragen; sie hielt Karl IX. davon ab, selbst das Obercommando zu führen und selbständig zu handeln. Karl, der manchmal gegen sie auftreten wollte, war ihr nie sympathisch, erweckte ihr stets Unruhe, Heinrich war ihre Creatur und ihrem Herzen am liebsten von allen Kindern, weil er das verderbteste war. Alba sandte ihr Truppen, während es ihr gelang, die lutherischen Fürsten Deutschlands von der Unterstützung der Hugenotten abzuhalten; den letzteren kamen hingegen pfälzische Truppen unter Johann Kasimir zu Hülfe und Chartres war bereits von ihnen bedroht, als die Dinge sich zum Frieden wendeten. Katharina bebte vor dem Gedanken zurück, große spanische Hülfstruppen unter Alba nach Frankreich zu ziehen und sich von ihm Gesetze geben zu lassen, und im Einvernehmen mit l'Hôpital bot sie den Hugenotten die Friedenshand; am 27. März 1568 registrirte das pariser Parlament den ihnen sehr günstigen Frieden von Longjumeau ein, der aber bald als hinkender Friede gehöhnt wurde und dessen Garantie der Hof in sehr verdächtiger Weise verweigerte. Die Protestanten und die Deutschen zogen in die Heimat, indessen abermals die katholische Richtung bei Katharina mächtigen Einfluß gewann; sie versicherte den Katholiken heimlich, ihre Gesinnungen hätten sich nicht im mindesten geändert. Wollten die Gemäßigten im Kronrathe den Frieden halten, so fand hingegen der Cardinal von Lothringen von neuem Anhalt bei Katharina, die den Hugenotten das Jahr 1567 nicht verzieh und in dem Cardinal die beste Hülfe zur Erlangung von Geldern sah; Philipp II. stellte sich ihr völlig zu Diensten, Pius V. tadelte heftig die Uebereinkunft mit den Ketzern. Der Friede blieb auf dem Papiere stehen, überall loderte die Leidenschaft fort, eine Gewaltthat folgte der andern und die Katholiken hatten bei weitem das Uebergewicht im Reiche wie im Kronrathe.

L'Hôpital's Stellung war untergraben, die entscheidenden Stimmen im Rathe besaßen Katharina, der Cardinal von Lothringen und Katharina's gefährlichster und genauester Vertrauter, der Milanese Birago (Birague). Sie wollten die Häupter der Hugenotten in der Provinz voneinander getrennt halten und von der Masse derselben lösen, forderten von ihnen geradezu Geld, um zu ihrer Ausrottung verwendet zu werden, und Katharina traf alle Anstalten, um die Hugenotten meuchlings zu überrumpeln. Sie beauftragte den starr katholischen Gouverneur Burgunds, Tavannes, den Prinzen von Condé in seinem Schlosse Noyers mit Admiral Coligny aufzuheben, Tavannes aber gab ihnen selbst Nachricht und sie entflohen nach La-Rochelle, der Burg des Protestantismus; der Cardinal von Châtillon, Coligny's Bruder, eilte nach England, wo ihn Elisabeth gütig aufnahm. Allem Anscheine nach würden die Führer der Hugenotten hingerichtet worden sein, wenn sie in die Gewalt Karl's IX. gefallen wären; die Krone griff zu Alba's Rathschlägen von Bayonne, Katharina warf die Maske ab, brach mit l'Hôpital, den sie ihrem Sohne als verkappten Hugenotten hinstellte, und erreichte seine Entlassung am 7. Oct. 1568, worauf Birago den Kronrath leitete und der Florentiner Alberto Gondi dem jungen Monarchen ultramontane Fürstenspiegel vor Augen hielt. Katharina schrieb an Philipp II., die Religionsfreiheit werde widerrufen, und nichts hindere, die militärischen Operationen in den Niederlanden und Frankreich zu combiniren; es ergingen die grausamen Septemberedicte zur Vernichtung der reformirten Lehre, die Regierung verfolgte unter dem Beifalle des fanatischen Papstes ultramontane Wege. Der Religionskrieg brach überall von neuem aus, Katharina's Sohn Heinrich führte mit Marschall von Tavannes die Katholiken, Condé fiel bei Jarnac, Katharina und Karl IX. stießen im Februar 1569 bei Metz zum Heer; Karl und Heinrich geriethen bald in heftigen Streit, Katharina und der Cardinal von Lothringen riefen beständig spanische Hülfe an, Coligny und die Seinen wurden zum Tode verurtheilt und Katharina jubelte über seine Niederlage bei Moncontour; von neuem ging sie mit Karl IX. zum Heer. Aber der Krieg erschöpfte beide Parteien und Katharina sah Frankreich täglich mehr in spanische Abhängigkeit gerathen; die Fortsetzung des Krieges schien allein Philipp II. Nutzen bringen zu können, dessen grenzenlosen Ehrgeiz die staatskluge Frau nicht noch nähren wollte. Ihre Tochter, seine Gemahlin Elisabeth, war im October 1568 gestorben, Familienbande verknüpften sie nicht mehr, sie wünschte nicht die von ihm vorgeschlagene Vermählung seiner Schwester, der alten Prinzessin-Witwe Johanna von Portugal, mit Karl IX., dem sie in Wien eine Gattin suchte, war nicht gesonnen, Alba zu ihrer Hülfe nach Frankreich zu rufen, und begann sich den Hugenotten wieder zu nähern; diplomatische Intriguen behagten ihr mehr als Gewaltacte, die ihr ohnehin nichts nützten, wie sie erfahren hatte; sie begann Unterhandlungen mit Königin Johanna von Navarra, der Bannerträgerin des Hugenottenthums, und blieb auf diesem Wege; in den wohlwollendsten Ausdrücken schrieb sie an Coligny, voll Betrübniß sah sie, wie Karl IX. seinen Bruder Heinrich nicht zu der Macht gelangen ließ, die sie dem Lieblinge zuertheilen wollte, und wiederum war sie es, die Karl dazu bestimmte, am 8. Aug. 1570 den den Protestanten sehr vortheilhaften Frieden von Saint-Germain-en-Laye abzuschließen, gegen den Pius V. vergebens wetterte. Sie war völlig entmuthigt und zu den größten Zugeständnissen geneigt, um wie bisher im günstigen Augenblicke doch wieder zur Politik der freien Hand zu greifen. Jetzt wollte sie die Parteien balanciren, durch Intriguen den Ausbruch wilder Leidenschaft niederhalten und ihre Kinder möglichst politisch verheirathen; nahm Philipp II. zu ihrem großen Aerger ihre Tochter Margaretha nicht und zeigte offen seine Geringschätzung Katharina's, worin ihn sein Gesandter in Paris nahezu überbot, so strebte sie nach engeren Beziehungen zu Elisa-

beth von England und zum Kaiser. Karl heirathete Elisabeth von Oesterreich, Heinrich sollte Elisabeth von England heimführen, was der Cardinal von Châtillon (s. oben) ihr eingegeben und ihr Mutterherz sofort mit Inbrunst aufgegriffen hatte. Mehr und mehr näherte sie sich England, den Hugenotten und den deutschen Protestanten, sich von Spanien entfernend, dessen Machthaber sich herbe über sie beklagten und ihr sogar ein sträfliches Verhältniß mit dem Cardinal von Lothringen und heimliche Betheiligung an der französischen, mit den Wassergeusen verbundenen Piraterie nachsagten. Gelegentliche Schwankungen nach der andern Seite hin konnten bei ihrem Charakter nicht verwundern, sie war der Leitung Frankreichs in so stürmischen Zeiten nicht gewachsen, wurde von persönlichen Interessen und Empfindungen hierhin und dorthin getrieben und „machte den oft widerspruchsvollen Anforderungen der Lage, welche sie nie eigentlich beherrschte, ebenso widersprechende Concessionen" (Baumgarten). Zu ihrem Kummer weigerte sich ihr Sohn Heinrich, Elisabeth von England zu heirathen; er war fanatischer Papist, wollte den Oberbefehl einer christlichen Weltarmee gegen die Türken führen und Maria Stuart zur Gemahlin nehmen. Katharina unterhandelte nun in England für Elisabeth's Hand, um sie in die ihres jüngsten Sohnes, Herzogs Franz von Alençon, zu legen, und versprach ihrem Gesandten, wenn er die Ehe zu Stande bringe, großartigen Lohn. Gleichzeitig suchte sie mit den deutschen Protestanten, an die sie Kaspar von Schomberg sandte, anzuknüpfen und in Allianz mit ihren Fürsten zu treten, und auf den Rath des Marschalls von Montmorency die Ehe ihrer Tochter Margaretha mit Heinrich von Bourbon, dem Erben Navarras, einzufädeln, worin sie ein vorzügliches Mittel religiöser und politischer Pacification fand. Sie kam den Hugenotten vielfach freundlich entgegen, ohne l'Hôpital wieder ins Amt zu ziehen und Birago zu entlassen, freudig reichten ihr die Hugenotten die Hand; Graf Ludwig von Nassau erschien im Juli 1571 am Hofe Karl's IX., um mit ihm und Katharina wegen Unterstützung der Niederlande gegen Spanien zu unterhandeln. Katharina setzte große Hoffnungen auf die Aussöhnung mit Admiral Coligny, bat den Großherzog Cosimo von Toscana um Verwendung bei dem Papste, damit dieser die für die Eintracht Frankreichs nöthige Rückkehr Coligny's an den Hof gutheiße, sicherte Coligny ihre Gnade und ihren Schutz sowie strenge Beobachtung des Friedensvertrages zu und traf in einer Reihe von Artikeln mit ihm ein förmliches Abkommen. Trotz aller Warnungen seiner besorgten Freunde traf der Held allein am 12. Sept. in Blois ein und wurde von Katharina und Karl sehr freundlich empfangen. Schon in wenigen Tagen besaß Coligny eine sehr einflußreiche Stellung bei Hofe und Karl IX. widmete ihm kindliche Verehrung; Katharina betrieb die Heirath Margaretha's mit Heinrich von Bourbon, während die englischen Heirathspläne sich trübten; alle Wühlereien der katholischen Hofpartei, der Gesandten Spaniens und des Papstes gegen Coligny blieben erfolglos und Spanien verlor trotz zuvorkommender Artigkeit gegen Katharina allen Boden am Hofe; der große Sieg von Lepanto fand wenig Widerhall bei Katharina und Karl. Katharina, die ihren Sohn Heinrich durchaus verheirathen wollte, sah sich jetzt nach einer polnischen Prinzessin um, die Stellung zu England wurde eine andere, der französische Hof betonte wieder mehr die Verwandtschaft mit Maria Stuart. Mit dem Papste rang Katharina förmlich um den Dispens zur Ehe Margaretha's mit Heinrich von Bourbon, von dessen Mutter, Königin Johanna von Navarra, sie nur mit großer Mühe die Einwilligung erlangte; Katharina dachte Heinrich's rasch Meister zu werden und ihn zum katholischen Glauben zurückzuführen, Johanna fürchtete nichts so sehr als dies, denn sie war ebenso fromm wie Katharina ungläubig. Von neuem bemühte sich die französische Regierung um ein Bündniß mit England, während sie den Krieg mit Spanien vermied; Katharina warb eifrig für Alençon um Elisabeth's Hand, wurde aber von ihr hingehalten, da es Elisabeth nie Ernst mit der französischen Ehe war; hingegen kam trotz aller Intriguen katholischerseits in Blois im April 1572 eine gegen Spanien gerichtete Defensivallianz zu Stande und Katharina überließ Maria Stuart ihrem Schicksale. Ihr furchtsamer Charakter bebte vor offenem Bruche mit Spanien zurück, ohne daß sie je spanisch gesinnt war; Karl IX., der weit weniger die halben Maßregeln liebte und auf Coligny lauschte, drohte ihrer Autorität zu entschlüpfen, es kam zwischen Mutter und Sohn zu Zwisten und die französische Politik schwankte haltlos hin und her; war doch Katharina die Lüge selbst und verlor sich im Abgrunde ihrer Falschheit. Spanien setzte sich, ihren Freundschaftsgelübden mistrauend, in Bereitschaft, eine französische Invasion abzuschlagen, und England unterstützte Frankreichs niederländische Pläne nicht, so sehr auch Coligny dahin arbeitete. Täglich erlitt die französische Politik Schwankungen, allmählich neigte sie sich jedoch Spanien zu; Cosimo von Toscana lieh Alba Geld, um den Hugenotten besser entgegenwirken zu können, und wenn der französische Hof dies misbilligte, so wurde er dadurch gleichzeitig von einem spanischen Kriege noch mehr abgehalten. Mit England wie mit den deutschen Protestanten unter Kursachsen ließ sich nichts erzielen; eine Allianz mit der Pforte gegen Spanien kam nicht zu Stande. Heinrich, König von Navarra, und der Prinz von Condé waren in Paris, wo die Heirath des ersteren bald stattfinden sollte, als die Nachricht von der Niederlage der in die Niederlande eingebrochenen französischen Hugenotten unter Genlis bei Mons eintraf und bei den Katholiken grenzenlosen Jubel hervorrief. Katharina kam die Niederlage äußerst erwünscht, Karl IX. hingegen ließ sich durch Coligny von neuem zum Kriege mit Spanien stimmen, während Katharina bei ihrer erkrankten Tochter, der Herzogin Claudia von Lothringen, in Châlons weilte. Jetzt eilte sie mit dem festen Entschlusse nach Paris, den Krieg zu verhüten, warf die Pläne Coligny's um, es kam zu stürmischen Rathssitzungen, Coligny unterlag völlig und sprach die Befürchtung aus, es könne ein Bürgerkrieg Frankreich zerfleischen. Karl beugte sich mit innerm Widerwillen Katharina's Politik und Coligny war willens,

auf eigene Faust dem Prinzen von Oranien Hülfe zu bringen, da er es versprochen habe. Katharina sah in ihm nicht nur ihren Feind und gefährlichsten Rivalen auf Karl's Entschlüsse, einen Mann von fast unabhängiger Machtstellung, sondern sie haßte ihn glühend und sann darauf, ihn aus ihrem Wege zu räumen. Auf katholischer Seite wurde jetzt alles aufgeboten, um Frankreich im katholischen Sinne zu bestimmen, von allen Seiten hetzten die katholischen Höfe gegen die Hugenotten. Am 18. Aug. fand die Trauung Margaretha's mit Heinrich von Navarra statt, zu der die Hugenotten zahlreich nach Paris strömten. Coligny durfte nicht länger leben, Katharina bei Karl IX. verdrängen, sie von der Beherrschung Heinrich's von Navarra zurückhalten und die Hugenotten schirmen; mit ihrem Sohne Heinrich, der rachsüchtigen Witwe des Herzogs Franz von Guise, Herzogin Anna von Nemours, und deren Sohne, Herzog Heinrich von Guise, verabredete sie seine Ermordung, wovon ihr Verwandter, der Nuntius Salviati, ebenfalls erfuhr. Der Schuß auf Coligny fiel am 22., verwundete ihn aber nur. Katharina blieb sehr ruhig, als infolge des Attentats die furchtbarste Aufregung im Schlosse herrschte, besuchte Coligny mit ihren Söhnen, kürzte eine geheime Unterredung des Kranken mit Karl IX. mit sichtlicher Angst ab und schickte ihm einen Chirurgen, den er zurückwies. Sie ruhte nicht, bis ihr Karl die geheime Unterredung mitgetheilt, die Warnungen vor ihrer Lenkung enthielt. Da der Schuß fehlgegangen war, die Hugenotten drohend Rache forderten und sie für sich selbst fürchten mußte, suchte sie Rettung in einer allgemeinen Metzelei; ihre Umgebung, Birago, Gondi, Nevers, Tavannes, ihr Sohn Heinrich, der Bastard Angoulême riethen ihr gleichfalls dazu, und durch teuflische Verführung gelang es ihr, den schwachen König zur Einwilligung zu bringen, worauf die Greuel der Bartholomäusnacht in Paris erfolgten und im ganzen Reiche Nachahmung fanden. Trotz dieser Frevelthaten, die Katharina den Fluch der Weltgeschichte zuziehen, glaubte sie vermittelnd auftreten zu können. Sie wollte sich weder den Guises noch Spanien überliefern, eine unversöhnliche Reaction gegen die Hugenotten widerstrebte ihrer Schaukelpolitik; sie suchte England und die deutschen Protestanten zu überzeugen, der Schuß auf Coligny sei das Werk der Guises und die Verfolgung der Hugenotten nur verzweifelte Nothwehr, und betheuerte, auch nach den letzten Vorgängen bleibe die französische Politik die alte. Vergebens versuchte sie, nachdem sie das Signal zum Gemetzel gegeben, ihm Einhalt zu gebieten, vergebens bei den protestantischen Höfen die Schuld von sich auf die Guises abzuwälzen, während sie bei den katholischen sich der mit That brüstete; die öffentlichen Erklärungen der Krone, die sich aufs grellste widersprachen, zerstörten den letzten Rest von Achtung vor solchem Sündenregimente; Katharina sträubte sich vergebens gegen die unvermeidlichen Folgen ihres Verbrechens. Triumphirend sah sie, wie Heinrich von Navarra und Condé ihren Glauben abschworen. Alle Wohlgesinnten warfen auf sie den glühendsten Haß und die schnödeste Verachtung, die Hugenotten erhoben sich zu neuem Kampfe gegen die feige Mörderin, die abermals Karl IX. ganz in ihre Gewalt gebracht hatte; in La-Rochelle schien Katharina's Staatskunst scheitern zu sollen, hier nützten weder Waffen noch Verlockungen, und es blieb nichts übrig, als im Juli 1573 den Hugenotten ein ziemlich günstiges Edict zu bewilligen. Nach außen hielt Katharina an der gemäßigten Haltung der letzten Monate fest, und nur durch sie wurde es den geschickten Diplomaten Katharina's möglich, ihrem Sohne Heinrich 1573 den polnischen Thron zu verschaffen. Trotzdem sah sie ihren Liebling mit derselben Trauer scheiden, wie Karl IX. darüber Freude empfand, und begleitete ihn bis Blamont in Lothringen. Sie träumte davon, ihn auch noch zum Protector der Niederlande berufen zu sehen, griff zu Coligny's niederländischen Plänen zurück und erörterte ihre freundlichen Absichten Ludwig von Nassau. Ein Jahr nach der Bartholomäusnacht erhoben die Hugenotten die entschiedene Forderung voller Freiheit zur Ausübung ihrer Religion; Katharina war verblüfft, hielt aber an sich und suchte wieder auf Schleichwegen Herrin der Lage zu bleiben. Die Großen des Reiches erkannten immer mehr, daß es Katharina um ihre Vernichtung zu thun sei und sie durch einander aufgerieben werden sollten, und arbeiteten an einer Allianz der Partei der sogenannten Politiker mit den Hugenotten gegen die Königin-Mutter und die Guises; sie wollten Frankreich Katharina um jeden Preis entziehen. Eine Flut von Pamphleten ergoß sich gegen sie. Katharina ließ in allen Provinzen die Stimmung sondiren und versprach die Berufung von Reichsständen, suchte aber denselben auszuweichen und beauftragte Biron, La-Rochelle zu überrumpeln; als dies misglückte, leugnete sie ihre Theilnahme an diesem Friedensbruche. Der Herzog Franz von Alençon, Katharina's jüngster Sohn, beanspruchte, seitdem Heinrich in Polen war, dessen bevorzugte Stellung als Generalstatthalter des Reiches; Katharina und Karl IX. gewährten sie ihm nicht und er begann, offen Widerstand zu leisten. Er war durchaus unzufrieden mit Mutter und Bruder, und die Politiker unter den Montmorencys und dem Marschall von Cossé dachten daran, ihn an ihre Spitze zu stellen. Man überredete ihn, Katharina, die ihn hasse, habe den Papst und Philipp II. darüber befragt, ob man ihm das Los des Don Carlos bereiten solle. Heinrich von Navarra traute ihr ebenfalls das Schlimmste zu, fürchtete wiederholt für sein Leben ihr und den Guises gegenüber und trat zu Alençon, den bereits Spione seiner argwöhnischen Mutter umringten. Die Verschwörung scheiterte, ein Günstling Alençon's, La Môle, verrieth sie Katharina. Der Herzog wurde beschuldigt, er habe seine Mutter verjagen oder umbringen wollen; er gestand das ganze Complot, opferte seine Genossen feige und wurde mit König Heinrich zu Vincennes in engem Gewahrsam gehalten; die Marschälle Montmorency und Cossé kamen in die Bastille, andere wurden mit dem Tode bestraft, unter ihnen La Môle und Coconas. Der Hof hatte sich nach Vincennes geflüchtet und bot der Rebellion im Lande energischen Widerstand, auch sandte Katharina Mörder gegen hervorragende Feinde aus, die

aber nichts ausrichteten, der Prinz von Condé entrann ihrer Gewalt. Da starb Karl IX., zuletzt den Mordplänen Katharina's gegen Alençon und Navarra sich versagend; er befahl am 29. Mai 1574 den Provinzialgouverneuren, seiner Mutter bis zur Ankunft seines Nachfolgers aus Polen zu gehorchen, und übertrug ihr am 30. Mai die Regentschaft; sein letztes Wort war der Fluch seines Lebens, „meine Mutter"; von ihr hatte er sich nie emancipiren können.

Katharina wurde durch den frühen Hintritt des dritten Sohnes nicht im mindesten erschüttert; jetzt bestieg ja ihr Liebling, der nichtswürdige Heinrich III., den Thron.

Katharina hatte sich um die Marine und den Seehandel Frankreichs bedeutende Verdienste erworben, Industrie und Gewerbe gefördert, dabei aber das Prohibitivsystem in aller Strenge durchgeführt, was manchen Schaden verursachte; sie pflegte den Seidenbau. Unermüdlich und ewig arbeitsam, beschäftigte sie sich mit Vorliebe mit Bauten, deren sie meist mehrere gleichzeitig in Angriff nahm, und hielt den edeln Charakter der Renaissance, so lange sie waltete, rein aufrecht. Dem großen Bildhauer Germain Pilon schenkte sie besondere Gunst, Philibert Delorme pries sie wegen ihrer Neigung zur Architektur und begann mit Jean Bullant 1564 die Tuilerien, die sie durch eine enorme Galerie mit dem Louvre verbinden wollte; Pierre Lescot erbaute für sie das Hôtel-Soissons, wo sie ihre astrologischen Beobachtungen machte (sie glaubte an Astrologie und Eingebungen der Geisterwelt, trug wundersame Amulete und behauptete, die Kraft des Zweiten Gesichts zu besitzen). Die schönen Künste blühten noch, waren aber in der furchtbaren Corruption der Sitten bereits im Niedergange begriffen. Viele republikanische Schriften wurden gegen den blutigen Thron der letzten Valois geschleudert; du Bartas, d'Aubigné, Bodin, Hotman, Languet traten auf die Bühne, Montaigne begann seine große Laufbahn. Katharina bereicherte die königliche Bibliothek mit den griechischen Handschriften, die ihr Urgroßvater Lorenzo der Prächtige nach der Eroberung Konstantinopels gekauft hatte, pflegte die Wissenschaften als echte Mediceerin, schuf herrliche Bauten in den Provinzen und bedauerte nur, nicht genug Mittel zu neuen Schöpfungen zu besitzen.

Vor allem verlangte Katharina von Heinrich III., der Polen wie ein Deserteur verließ, um in Frankreich zu herrschen, strengste Bestrafung der letzten Verschwörung und hielt Navarra nebst Alençon in genauer Aufsicht, während der Krieg im Lande fortdauerte, die Hugenotten sich zu einem neuen Bunde scharten und den Marschall von Damville für sich gewannen, Heinrich aber seine Regierung mit der Abtretung Pignerols, Perusas und Savoglianos an Savoyen schimpflich einleitete. Noch ehe Heinrich die französische Grenze überschritten, ließ sich Katharina von ihm versprechen, daß er die Montmorencys wie die Hugenotten vernichten werde, rieth ihm, Damville zu verhaften, als er sich ihm vertrauensvoll nahte, welcher Gefahr der Marschall entrann, sandte ihm ihre Gefangenen Heinrich von Navarra und Franz von Alençon entgegen, die sich bei ihm rechtfertigten, trotzdem aber genau beobachtet blieben, umarmte ihn selbst in Bourgoin und zog mit ihm im September 1574 in Lyon ein. Im Vereine mit dem Cardinal von Lothringen, der bald darauf starb und ihr durch seinen Tod eine viel beargwöhnte Allianz entzog, bestimmte sie Heinrich III., das politische Erbe seines Bruders anzunehmen, keine von der katholischen abweichende Religionsübung zu dulden und nur denen Frieden zu gewähren, welche die Waffen niederlegten und sich ihm unterwürfen. Der allgemeine Haß gegen Katharina traf bald zugleich den König, dessen Bruder Alençon von neuem complotirte und die Anarchie im Reiche vermehrte. Von Heinrich III. am Leben gefährdet, entwich Alençon und machte alle Klagen der Misvergnügten zu den seinigen. Ein neuer „Krieg zum öffentlichen Wohl" begann, England und Deutschland sandten den Religionsverwandten Gelder und Truppen. Katharina und Heinrich waren voll Schrecken; Gift und Dolch schienen ihre Herrschaft nicht befestigen zu können; so lenkte Katharina bald ein, entließ Montmorency und Cossé aus der Bastille und suchte den Frieden herzustellen. Das Mistrauen gegen sie war unbegrenzt, selbst Heinrich III. ließ sich von seinen Mignons gegen sie einnehmen, kehrte aber bald aus Furcht vor ihrer Rache zu ihr zurück. Am 21. Nov. 1575 kam ein Waffenstillstand zu Stande, der Alençon und Condé in eine dem Königthume gefährliche Stellung versetzte und Heinrich große Summen an den Pfalzgrafen Johann Kasimir kostete. Heinrich war nicht gesonnen, die Abmachungen zu halten, wie es Katharina hingegen wünschte, es kam zum Bruche der Waffenruhe, Heinrich von Navarra entwich und kehrte zum reformirten Glauben zurück; es blieb Katharina und Heinrich nichts übrig, als im Mai 1576 das fünfte Pacificationsedict, von allen das vortheilhafteste für die Hugenotten, zu erlassen. Katharina hoffte, nach demselben die Politiker und die Hugenotten dauernd trennen zu können, Alençon, der zum Herzog von Anjou, Touraine und Berry erhoben wurde und eine fast unabhängige Stellung erhielt, ganz zu gewinnen, sich mit den Montmorencys auszusöhnen und nur die Hugenotten sich gegenüber zu haben. Die eifrigen Katholiken verwünschten Katharina wegen des neuen Edicts, und der Same zur Ligue wurde jetzt in Frankreichs Erde gelegt; bereits auf dem Reichstage in Blois im December traten die liguistischen Anschauungen deutlich zu Tage: es sollte nur eine Religion in Frankreich geduldet werden. Katharina besprach sich mit den Deputirten und billigte den Wunsch nach einer Religion. Dann trat sie, „leicht beweglich wie sie war und in ihrer jedesmaligen Richtung entschieden", zu den Gemäßigten, und in der großen Berathung vom 28. Febr. 1577 sprach sie, im Hinblicke auf den trostlosen Finanzzustand, dafür, den Religionskrieg zu vermeiden, den Staat und den König zu wahren. Aber der Krieg brach aus, Herzog Franz von Anjou befehligte das königliche Hauptheer, was ihn in offenen Widerspruch mit seinen bisherigen hugenottischen Verbindungen setzen mußte, während Damville sich von den Hugenotten löste. Die Königlichen waren vom Erfolge gekrönt, Anjou wurde als Heros gefeiert. Trotz

dieser Siege hielt es Katharina, die nach wie vor die entscheidende Stimme führte, geboten, abermals Frieden zu schließen; es kam zum Vertrage von Bergerac und zum Edicte von Poitiers im September 1577, die Philipp II. und Herzog Heinrich von Guise bitter tadelten, welcher letztere Heinrich III. täglich gefährlicher erschien. Vergebens suchte Katharina die Parteien zu beruhigen, begab sich in die am meisten verwüsteten Provinzen und suchte Heinrich von Navarra, dem sie im Februar 1579 in Nérac zu Gunsten der Hugenotten neue Concessionen machen mußte, zum Katholicismus zurückzuführen. Es kam zu neuem Kriege, der auf der Basis von Bergerac und Nérac im November 1580 zu Fleix endete. Mittlerweile mischte sich Katharina's Sohn Franz in die niederländischen Händel, was sie um so mehr billigte, als ihr Astrologen prophezeit hatten, jeder ihrer Söhne werde eine Krone tragen; sie war hierin im Widerspruche mit Heinrich III., der den Bruder haßte und seine Unternehmungen entschieden verwarf. Elisabeth von England knüpfte wieder mit Franz an, ohne je an die Heirath zu denken, er übernahm 1581 die Souveränetät der Niederlande, während Philipp II. ihrer verlustig erklärt ward, hatte aber außer mit Spanien mit seiner Lage beständig zu kämpfen. Nach dem Tode des Königs-Cardinals Heinrich von Portugal erhob Katharina 1580 als Descendentin Robert's von Boulogne, des ältesten Sohns Königs Alfonso III., von der Mutterseite her Ansprüche auf den Thron, und als Philipp II. von Spanien Portugal annectirte, unterstützte sie gegen den Willen Heinrich's III. den nach Frankreich geflüchteten Prätendenten Don Antonio mehrere Jahre lang mit Geld, Mannschaft und Schiffen, ohne aber Spanien um den Besitz Portugals bringen zu können. Ihr Sohn Franz fand nach seinen niederländischen Mißerfolgen im Juni 1584 ein frühes Ende; Katharina blieb von allen Söhnen nur Heinrich, der kinderlos war; sie sah ins offene Grab der Dynastie. Der Himmel hatte sie schwer gezüchtigt; nach ihren Söhnen mußte der Ketzer Heinrich von Navarra, den sie verabscheute, oder Heinrich von Guise, dem sie die gleichen Gefühle widmete, den Thron besteigen. Katharina soll daran gedacht haben, beides zu verhüten, indem sie das Salische Gesetz in Frankreich beseitigte und dem Sohne ihrer verstorbenen Tochter Claudia, Herzog Heinrich von Lothringen, den Thron vererbe. Liebte sie dessen Schwester Christine, die an ihrem Hofe erzogen worden, über alles und hinterließ ihr nachmals ihre Ansprüche auf das Herzogthum Urbino, so sagte sie zu ihm, er solle der Stab ihres Alters werden. Der Herzog von Guise war noch schlauer als die große Intriguantin, wußte sie für die von ihm geleitete Ligue günstiger zu stimmen, indem er ihrem Gedanken an die lothringische Erbfolge scheinbar Beifall schenkte, konnte sie aber nicht für seinen Patron, Philipp II., einnehmen; sie dachte an offenen Krieg mit Spanien und bemächtigte sich Cambrays als Garantie für ihre portugiesischen Ansprüche. Jetzt schloß die Ligue den Vertrag von Joinville zur Vernichtung der Hugenotten, am 31. März 1585 publicirte sie ihr Manifest in Péronne und von neuem brach der Religionskrieg mit aller Wuth aus. Anstatt muthigen Widerstand zu leisten, verlor Heinrich III. allen Halt und schloß lieber mit dem Feinde einen Vertrag, als sich mit ihm zu schlagen. In ihrem Manifeste hatten die Guises an die Weisheit Katharina's appellirt, ohne die das Reich längst zertrümmert wäre, sie zu ihrer Hülfe aufgefordert und angedeutet, sie habe nicht mehr den gebührenden Antheil an den Geschäften; sie schien ihnen persona grata, darum übertrug ihr der Sohn die Verhandlung mit ihnen. Sie begann sie in Epernay, wohin sie trotz Gicht und Husten eilte; sie zitterte vor der Thronfolge Navarra's und fürchtete, er könne seine treulose Frau umbringen lassen; weit schwerer als die religiösen Forderungen ließen sich die persönlichen Ansprüche der Liguisten befriedigen und Metz ihnen vorenthalten; übrigens mußten ihnen sehr große Concessionen am 7. Juli 1585 im Vertrage von Nemours gemacht werden, in dem ferneres Bekenntniß und Ausübung jeder andern als der katholischen Religion bei Todesstrafe und Güterconfiscation verboten wurde. Das Königthum war in der Gewalt der Guises, seit der Vertrag und das Religionsedict am 18. Juli vom Parlamente einregistrirt worden. Trotzdem begann Katharina Unterhandlungen mit Heinrich von Navarra, der Krieg gegen die Hugenotten fing abermals an und die Guises warnten Katharina, sich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen, indem sie mit dem gebannten Navarreser verhandle; sie trauten ihr nicht, als sie ihnen versicherte, sie halte ihren Schwiegersohn nur zum besten, und fürchteten, sie und Heinrich III. würden plötzlich wieder mit den Hugenotten eine Bahn wandeln; ebenso wenig traute ihr der kluge Navarreser. Der Tod Maria Stuart's ließ ihre alte Feindin kalt, doch neigte sie sich immer mehr zu den Guises und hätte selbst eine ernstliche Unternehmung gegen Heinrich von Navarra gebilligt; ihr Sohn war aber entschieden dagegen, entzweite sich sogar mit ihr darüber, warf ihr den schlechten Erfolg ihrer früheren Rathschläge vor und wünschte, sie mische sich nicht mehr in seine Angelegenheiten. Trotz ihrer Hinneigung zu den Guises beargwöhnte sie mit lauerndem Sinne den Ehrgeiz dieses Hauses und ließ den Herzog Heinrich nicht aus den Augen. Zwischen diesem und Heinrich III. brach in der That der heftigste Streit aus, der Herzog stellte Forderungen, die seinem Hause und seiner Partei ein unerträgliches Uebergewicht zu geben drohten, und erschien trotz königlichen Verbots am 9. Mai 1588 in Paris, wo er bei der verblüfften Katharina abstieg. Hatte sie auch alles gethan, den Kecken zu ermuthigen, so erschrak sie nicht wenig, als er unerwartet eintraf, und führte ihn, obgleich krank, zum König, nachdem sie diesen rasch vom Besuche benachrichtigt hatte. Der allgemein beliebte Herzog wurde bald Herr von Paris, Katharina und Königin Louise, Heinrich's III. Gemahlin, beschworen letzteren, keine Schlacht in den Straßen liefern zu lassen, Katharina unterhandelte mit dem Herzoge, mußte aber die härtesten Bedingungen vernehmen, und während sie für ihren Sohn die Verhandlungen fortsetzte, entfloh dieser am 13. Mai nach Char-

tres. Katharina blieb in Paris, was der Sache Guise's einen gewissen legalen Charakter verlieh, man glaubte darum nicht an seinen ewigen Bruch mit Heinrich III. Sie belauerte jeden Schritt des stolzen Herzogs, der sich in Paris mehr und mehr befestigte, näherte sich der Bürgerschaft, suchte Furcht und Unruhe zu mindern und die Rückkehr des Monarchen zu ebnen; sie reiste zu diesem, um ihn nach Paris zu holen, er aber blieb in Chartres, und eine Parlamentsdeputation, die sie nach ihrer Rückkehr an ihn veranlaßte, hatte denselben Miserfolg. Hingegen willigte der elende König in die exorbitanten Forderungen des Herzogs und entließ den letzterem, Katharina und dem Minister Villeroi verhaßten Günstling, Herzog von Epernon; der 15. Juli war geradezu ein Tag der Entehrung für ihn, und vergebens hatte Katharina versucht, die Bedingungen zu mäßigen. Trotz ihrer Bitten kehrte der König nicht nach Paris heim, wo Guise die Autorität eines Connétable ausübte, aber empfing ihn auf ihre Veranstaltung mit erheuchelter Herzlichkeit in Chartres; am 1. Sept. bezog er mit Katharina und Guise Blois, wohin er die Stände berief. Er wollte mit ihrer Hülfe wieder zur Macht gelangen, zu welchem Zwecke er auch ohne Vorwissen seiner Mutter und des Herzogs sein Ministerium plötzlich wechselte. Katharina wohnte der Ständeversammlung an, die ihr Sohn mit einer Lobrede auf sie eröffnete. Am 18. Dec. wurde bei ihr die Vermählung ihrer Enkelin Christine von Lothringen (s. oben) mit dem Großherzoge Ferdinand I. von Toscana gefeiert, gewissermaßen eine neue Bluthochzeit, da der König am 23. d. M. den Herzog und den Cardinal von Guise in Blois ermorden ließ.

Katharina wußte nichts von dem neuen Verbrechen ihres Sohnes. Sie lag auf dem Sterbebette, als er triumphirend vor sie hintrat und sich rühmte, jetzt sei er König. Bestürzt rief sie aus: „Walte Gott, daß dieser Tod nicht die Ursache sei, daß Sie König von nichts werden! es ist gut abgeschnitten, könnten Sie es aber wieder zunähen?" Mit Heinrich nicht einverstanden, raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen und schleppte sich zu dem gefangen genommenen Cardinal von Bourbon. Dieser jedoch brach in heftige Anklagen gegen sie aus, schleuderte ihr die Schuld an allem Elende ins Gesicht und warf ihr vor, sie habe die Guises auf die Schlachtbank geliefert. Unter dem Eindrucke seiner Worte und angesichts der unvermeidlichen Gefahren, denen ihr Sohn entgegenging, verschied sie an der Gicht, siebzig Jahre alt, in Blois am 5. Jan. 1589. Sie hatte dreißig Jahre Frankreich unter drei Königen beherrscht, aber immer mehr war ihr die Macht entsunken, alle Welt verachtete und haßte sie, selbst ihr Heinrich. Sie schwand ziemlich unbemerkt von der Bühne, auf die sie Gift und Corruption ohne gleichen gebracht hatte; ihre princip- und gewissenlose Politik hatte den Staat unterwühlt und ihre Erbschaft war mit 8 Millionen Frcs. Schulden belastet.

Vgl. Discours merveilleux de la Vie, Actions et Deportemens de Catherine de Médicis Royne Mere (Paris 1649); Brantôme, Vie de Catherine de Médici; E. Albèri, Vita di Caterina de'Medici saggio storico (Florenz 1838); A. v. Reumont, Die Jugend Caterinas de Medici (2. Aufl., Berlin 1856), ins Französische übertragen von A. Baschet (Paris 1866); A. Trollope, The girlhood of Catherine de'Medici (London 1856); H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht (Straßburg 1882); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (2 Bde., Paris 1866); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. VIII., IX. und X., Paris 1865); L. v. Ranke, Sämmtliche Werke, Bd. VIII. (Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. I., 4. Aufl. (Leipzig 1876); Graf Hector de la Ferrière, Lettres de Catherine de Médicis (Bd. I., 1533—1563), in der Collection de documents inédits sur l'histoire de France (Paris 1880).

(Arthur Kleinschmidt.)

KATHARINA (von Valois), Königin von England, genannt „die Schöne". Als zehntes Kind König Karl's VI. von Frankreich und Isabeau's von Baiern-Ingolstadt im Hôtel-Saint-Pol zu Paris am 27. Oct. 1401 geboren, verlebte Katharina eine entsetzliche und entbehrungsreiche Jugend, da ihr Vater wahnsinnig war und ihre gewissenlose Mutter sich nicht um ihre Kinder kümmerte. Als sich Isabeau 1408 mit ihrem Freunde, dem Herzoge von Orléans, nach Melun begab, ließ sie ihre Kinder Ludwig, Johann, Karl, Michaëla und Katharina durch ihren Bruder, Herzog Ludwig von Baiern, auch dahin bringen, doch holten burgundische Truppen sie in Juvissy ein und führten sie nach Paris zurück. Nach der Verweisung Isabeau's nach Tours wurde Katharina ihrem verderblichen Umgange entzogen und wahrscheinlich im Kloster Poissy unterrichtet. Heinrich V. von England, der sich umsonst um ihre ältere Schwester Isabella beworben hatte, warf sein Auge auf Katharina und traf frühe Anstalten, ihre Hand zu gewinnen. Er wollte nicht nur Provinzen Frankreichs, auf die er als Sprosse Eduard's III. Ansprüche erhob, sondern auch die Hand Katharina's mit zwei Millionen Kronen Mitgift. Karl VI. wollte ihm keine Provinzen abtreten und Katharina nur 450,000 Kronen mitgeben, was Heinrich höhnend verwarf. Heinrich rüstete zum Kriege, um die Provinzen, Katharina und die verlangten Gelder zusammen zu erobern; die Verhandlungen gingen hin und her, bis Heinrich zum Schwert griff und Frankreich in der glorreichen Schlacht von Azincourt 1415 besiegte. Nach London zurückgekehrt, entsagte er seinen Plänen auf Katharina und dachte an eine aragonesische Heirath. In den Wirren Frankreichs verschaffte sich Katharina's Mutter 1417 die Freiheit und warf sich, im Einvernehmen mit Herzog Johann von Burgund, zur Regentin für den wahnsinnigen Monarchen auf. Katharina kam wieder unter ihre Obhut, und Isabeau concentrirte seitdem alle Mutterliebe einzig auf sie, entzog sie allen andern Kindern und gestattete Katharina großen Einfluß auf ihre Entschließungen. Katharina wollte Königin von England werden, ihre Mutter hatte für sie denselben Wunsch und sandte ihr Bild an Heinrich V. nach Rouen. Der König war über ihre blendende Schönheit entzückt, wollte aber nicht einen

Zoll breit von seinen enormen Forderungen weichen. Nach dem Falle von Rouen und der Einleitung eines Waffenstillstands suchten Isabeau und Johann von Burgund Heinrich V. durch eine persönliche Begegnung milder zu stimmen und kamen, von Katharina begleitet, am 29. Mai 1419 in Meulan mit ihm zusammen. Heinrich begrüßte die Damen sehr artig, küßte Katharina auf die Wange und zeigte sich von ihren Reizen bezaubert. Da er aber trotzdem von seinen Forderungen nicht abstand, so brachte Isabeau Katharina zu den weiteren Conferenzen nicht mehr mit, was Heinrich in hohem Grade beklagte, da sie tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Die Conferenzen endeten ergebnißlos und Heinrich war außer sich über die Abreise der französischen Herrschaften, aber mehr als je gewillt, Katharina's Gemahl zu werden, wie er in schroffster Weise dem Herzoge von Burgund kundgab. Heinrich's fortwährende Siege führten neue Unterhandlungen mit Karl VI. und Isabeau herbei, und im Frieden mit ihm zu Rouen, am 25. Dec. 1419, verhieß er, Katharina endlich zu heirathen. Katharina gab Heinrich durch den Bischof von Arras die heimliche Versicherung ihrer Gunst. Isabeau beschloß, ihren verhaßten Sohn, den Dauphin Karl, seiner Erbfolgerechte zu berauben und sie allem Herkommen zuwider auf Katharina zu übertragen; der geistesschwache Karl VI. willigte ein und enterbte am 9. April 1420 den Dauphin. Seit einiger Zeit weilten das Königspaar und Katharina in Troyes und hier traf Heinrich V. am 20. Mai 1420 ein, um am 21. in der St.-Johanniskirche als Sohn und Erbe von Frankreich vom alten Königspaare feierlich anerkannt zu werden. Er nahm den Titel eines Regenten von Frankreich an und Katharina erröthete nicht, ihrem Bruder das Thronrecht zu rauben, um eines Königs Gemahlin werden zu können; sie glich ihrer Mutter. Am 2. Juni 1420 fand in der St.-Johanniskirche die Trauung statt und Katharina begleitete ihren Gemahl auf dem Feldzuge, verließ mit ihm am 27. Dec. Paris und landete am 3. Febr. 1421 in Dover. Für ihr unglückliches Vaterland legte sie nie ein Wort bei Heinrich ein. Ihre Mitgift betrug 40,000 Kronen: ein gewaltiger Unterschied von Heinrich's einstiger Forderung. Am 14. Febr. zog sie feierlich in London ein, am 24. wurde sie mit größtem Prunke vom Erzbischofe Chicheley in der Westminster-Abtei gekrönt, nahm am Festmahle theil, bereiste mit Heinrich im März und April Nordengland, besuchte die Wallfahrtsorte und kehrte im Mai nach Westminster zurück. Als Heinrich nach Frankreich ging, um von neuem Krieg zu führen, wünschte er, Katharina solle ihre Niederkunft nicht in Windsor abhalten, gegen das er astrologische Bedenken hegte, Katharina aber fragte nichts danach, begab sich nach Windsor und gebar hier am 6. Dec. den unglückseligen Heinrich VI. Bei ihr lebte damals die durch ihre wechselvollen Schicksale bekannte Jakoba von Baiern, Gräfin von Holland, die ihren Schwager, den Herzog Humphrey von Gloucester, 1422 heirathete, wofür Katharina sehr thätig eintrat. Auf Katharina's Wunsch rief Heinrich sie zu sich nach Frankreich, sie landete am 21. Mai 1422 in Harfleur, begleitet vom Herzoge von Bedford und einem Heere von 20,000 Mann, und traf in Vincennes mit Heinrich und ihren Aeltern zusammen, um am 30. Mai feierlich in Paris einzuziehen und hier Pfingsten zu feiern. Das Volk zeigte ihr den größten Widerwillen. Sie begab sich nach Senlis, während Heinrich V. todkrank nach Vincennes gebracht wurde, um am 31. Aug. 1422 zu sterben. In seinen letzten Stunden war sie ihm fern, ihre Liebe war früh erkaltet. Als man sie von seinem Tode benachrichtigte, folgte sie mit ihrem Hofstaate in der Entfernung einer Meile dem großartigen Leichenzuge, in Calais wurden Heinrich's Reste eingeschifft, um in der Westminster-Abtei beigesetzt zu werden; Katharina verließ mit ihnen am 5. Oct. Frankreich. Sie ließ Heinrich ein prachtvolles Denkmal in der Westminster-Abtei errichten. Sie lebte nun auf verschiedenen Schlössern, wohnte großen Staatsacten mit dem Königsknaben auf dem Schose an und genoß die Rente ihrer 40,000 Kronen, die auf Grundstücke in allen Theilen Englands angewiesen waren.

Man hielt Katharina eifersüchtig von allem Antheile an der Regierung fern, während ihr Bruder, König Karl VII., auf Tod und Leben bekämpft wurde. Sie verliebte sich in einen Gardisten ihres Sohnes, den Walliser Owen ap Meredith ap Tudor; der schöne Mann wurde ihr trotz seiner niedern Herkunft und Stellung theuer, und sie verrieth ihre Gefühle für ihn, als er, vor dem Hofe tanzend, unvorsichtig ausglitt und in ihren Schos fiel. Wann und wo die Heirath stattfand, ist unbekannt; im sechsten Regierungsjahre ihres Sohnes Heinrich VI. schöpfte der Herzog von Gloucester Verdacht, Katharina könne sich zu einer unpassenden Ehe entschließen, und veranlaßte, während er ihre Verheirathung mit Edmund Beaufort verhindert zu haben scheint, eine Parlamentsacte, worin demjenigen mit den ärgsten Strafen gedroht wurde, der es wage, ohne Einwilligung des Königs und seines Raths eine Königin-Witwe zu heirathen. Erst nach Katharina's Tode nahm man Notiz von der Ehe und den Kindern aus derselben. Katharina starb in der Priorei von Bormondsey, wo sie seit 1436 lebte, am 3. Jan. 1437 und wurde in der Westminster-Abtei im Februar d. J. bestattet, wo ihr Heinrich VI. ein Denkmal setzte. Bald nach ihrem Ableben wurde Owen vor den jungen König beschieden, da man Prätensionen auf Abstammung vom erloschenen Fürstenhause von Wales vermuthet zu haben scheint und diese, zumal infolge seiner Ehe, Bedenken erregt haben mögen. Er wurde in Newgate eingesperrt, obgleich ihm sicheres Geleit garantirt worden war, befreite sich aber im Februar 1438 gewaltsam; ebenso erging es ihm ein zweites mal und schließlich begnadigte ihn Heinrich VI. Unter Eduard IV. wurde er in Hereford 1461 enthauptet.

Der älteste Sohn zweiter Ehe, Edmund Tudor, heirathete Margaretha Beaufort, wurde Graf von Richmond und sein Sohn bestieg als Heinrich VII. (s. d.) den englischen Thron; von seinem Geburtsorte nannte man ihn Edmund von Hadham; der zweite, Jasper, starb als Graf von Pembroke am 21. Dec. 1496, der dritte, Owen, 1501 als Mönch von Westminster, Margaretha als Kind 1436.

Vgl. H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Aufl., Band VI. (London 1865); R. Pauli, Geschichte von England, Band V. (Gotha 1858); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII. roi de France et de son époque 1403—1461, Bd. I. (Paris 1862); Agnes Strickland, Lives of the queens of England, from the Norman conquest, neue Aufl., Bd. I. (London 1869).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KATHARINA (von Aragonien), Königin von England. Am 16. Dec. 1485 in Alcala de Henares als fünftes Kind König Ferdinand's II. des Katholischen von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien geboren, wuchs Katharina in stürmischer Zeit auf und lernte früh trübe Eindrücke kennen. Seit Beginn seiner Regierung dachte König Heinrich VII. von England an eine Verschwägerung des neuen Hauses Tudor mit dem uralten spanischen und persönliche Neigung zog ihn zu Katharina's Vater hin. Schon 1488 erklärten seine Commissare den spanischen Gesandten Puebla und Sepulveda, Katharina solle, wenn sie nach England heirathe, 200,000 Goldkronen Mitgift mitbringen; die Hälfte sei bei ihrer Landung, die Hälfte am Hochzeitstage zu zahlen; Ferdinand müsse Katharina auf seine Kosten und reich ausgestattet nach England liefern. Ferdinand war sehr wenig von diesen Forderungen erbaut. Im J. 1489 wurde Katharina den englischen Gesandten in Medina del Campo gezeigt und ihre Aeltern willigten am 28. März darin ein, daß sie den Prinzen Arthur von Wales, sobald er das erforderliche Alter habe, heirathen sollte; Arthur, Heinrich's Erstgeborener, war zehn Monate jünger als sie. England und Spanien traten in freundschaftliche Beziehungen, deren Pfand Katharina wurde. Längere Zeit verlebte Katharina in der Alhambra von Granada; sie sah Scheiterhaufen für Juden und Mauren, im Namen der christlichen Religion beging man um sie herum Greuel auf Greuel; nur die Natur sprach liebreich zu ihren Sinnen. Sie empfing sehr dürftigen Unterricht und wurde hauptsächlich auf Andachtsübungen beschränkt; Cardinal Ximenez nahm sie in den Franciscaner-Orden auf und nahm ihr die üblichen Gelübde ab, ohne daß sie je daran dachte, sie zu halten. Mit zehn Jahren konnte sie noch kein Wort englisch und französisch, was Heinrich VII. um so mehr verdroß, als die spanische Sprache in England fast ganz unbekannt war. Am 22. Sept. 1496 fertigte er den Bischof von London, Thomas Savage, als seinen Botschafter nach Spanien ab; „die Könige" Ferdinand und Isabella bevollmächtigten am 30. Jan. 1497 Don Rodrigo Gonzalez de Puebla; man kam über die Heirath überein und Heinrich VII. unterzeichnete am 18. Juli 1497 das Abkommen; sobald Arthur das 14. Jahr erreicht und wegen seiner Minorennität päpstlichen Dispens erlangt habe, sollte er die Infantin Katharina heirathen; diese müßte auf Kosten ihrer Aeltern nach England geschafft werden und 200,000 Kronen (à 4 Shillings 2 Pence Sterling gerechnet) Mitgift erhalten; die eventuelle Thronfolge in den spanischen Reichen sollte ihr zustehen; ein Drittel der Einkünfte des Prinzen von Wales und, falls sie Königin werde, Einkünfte im Betrage eines Drittels der Kronrevenuen sollten ihr zugesichert werden. Trotzdem hielten ihre Aeltern Katharina mehrere Jahre über den Vertrag in Spanien, zumal Arthur noch zu jung war. Papst Alexander VI. willigte in ihre Ehe ein und am 19. Mai 1499 wurde Arthur, Prinz von Wales, in der Kapelle von Bewdley in Herefordshire durch Procuration Katharina angetraut, welche durch Puebla vertreten war; Katharina ratificirte diese Eheschließung in Granada am 20. Dec. 1500 als „Prinzessin von Wales". Der jugendliche Thronerbe erweckte die glänzendsten Hoffnungen, und als er vierzehn Jahre zählte, nahm Katharina von ihren Aeltern in Granada Abschied und schiffte sich zu La Coruña ein; nach äußerst stürmischer Fahrt landete sie am 2. Oct. 1501 in Plymouth, wohin rasch Beamte und der Hof zu ihrem Empfange strömten. Das Volk begrüßte sie mit Jubel und die Regierung hoffte, ihre nahe Verwandtschaft mit dem burgundischen Hause werde ein gutes Einvernehmen mit den Niederlanden herbeiführen. Mit steiffster Etikette hatte ihr Vater Katharina umgeben, sie sollte bis zur Hochzeit öffentlich nur verschleiert erscheinen und selbst dem Könige erklärte der Protonotar von Spanien, vor der Hochzeit dürfe niemand zu Katharina oder mit ihr irgend verkehren, denn der argwöhnische Ferdinand fürchtete, noch im letzten Augenblicke könne er von Heinrich betrogen werden. Aber Heinrich, der Katharina entgegenreiste, erwiderte, er sei in seinem Reiche und Katharina's Gefolge sei seiner Verpflichtungen entbunden, suchte in Dogmersfield (Hampshire) mit Arthur die Braut am 6. Nov. auf, mußte die Conversation durch den Bischof lateinisch vermitteln lassen und nachdem er die Hände des Paares, welches sich nur mit Blicken und durch Dolmetscher verständigen konnte, vereinigt hatte, vergnügte man sich mit Spiel und Tanz. Einige Tage vergingen, Arthur war entzückt von Katharina, am 12. Nov. wurde sie mit den üblichen Feierlichkeiten in London eingeführt und ihre liebliche Schönheit gefiel allgemein. Am 14. Nov. fand in der St.-Pauls-Kirche Londons die Trauung mit enormem Pompe statt, worauf ihr der Gemahl ein Drittel seiner Einkünfte auswarf. In den nächsten Wochen reihte sich Fest an Fest und die spanischen Gesandten zahlten 100,000 Kronen an Heinrich, da sie die Ehe für vollzogen hielten. Das Paar begab sich am 21. Dec. nach Schloß Ludlow in Wales, wo Arthur schon am 2. April 1502 starb. Katharina stand einsam auf fremdem Boden.

Ihre egoistischen Aeltern nahmen an ihrem Jammer wenig Antheil, nur waren sie entsetzt darüber, daß sie die englische Krone nicht tragen sollte, und bedurften zu ihrer Politik der englischen Allianz; darum regten sie alsbald durch einen Gesandten bei Heinrich den Gedanken an, seinen letzten Sohn Heinrich, nunmehr Prinzen von Wales, mit Katharina zu verheirathen. Sie spielten ein doppeltes Spiel, um dies neue Ziel zu erreichen, und verstanden es, die Frage offen zu lassen, ob die Ehe Arthur's vollzogen worden sei; bald wurde dies behauptet, bald geleugnet, während Heinrich VII. um keinen Preis auf Katharina's reiche Mitgift verzichten wollte, von der

erst die Hälfte gezahlt worden war. Widerwärtiges Markten und Feilschen beschäftigte beide Königshöfe. Katharina wurde nach London geführt, sie bezog Durham-House und als Landaufenthalt wurde ihr Croydonpark in Surrey angewiesen; ihre Schwiegermutter war sehr liebevoll gegen sie, starb aber schon im Februar 1503. Am 23. Juni 1503 verständigten sich spanische und englische Bevollmächtigte vorläufig, wobei die Geldfrage die Hauptrolle spielte: Ferdinand wollte die bezahlten 100,000 Kronen nicht einbüßen, Heinrich sie und die zweite Zahlung in gleicher Höhe einstreichen. Darum sollte Katharina mit dem sechs Jahre jüngeren Prinzen Heinrich verlobt werden, sobald der Papst den Dispens zur Ehe mit dem Schwager ertheilt habe, und die Heirath sollte im 15. Jahre Heinrich's vollzogen werden, nachdem zehn Tage vorher die rückständigen 100,000 Kronen ausgezahlt worden seien. Ferdinand und Isabella ratificirten diese Uebereinkunft in Barcelona am 24. Sept. 1503. Von Spanien und von England aus wurde Papst Julius II. um den nöthigen Dispens angegangen; er zögerte. Am 26. Dec. 1503 entwarf er die Dispensbulle in Rom und ließ sie doppelt ausfertigen; obgleich Katharina's Ehe mit Arthur vielleicht vollzogen worden sei, gestattete er die Vermählung mit dem Schwager und erklärte ihre eventuelle Descendenz für völlig legitim. Aber noch unterblieb die Ausfertigung und Versendung einer definitiven Bulle, da Heinrich aus schlauer Berechnung die Artikel vom 23. Juni 1503 noch nicht ratificirt hatte. Dies that er erst im März 1504, als Ferdinand der Katholische neue Siege erfochten und seine Allianz hochwichtig gemacht hatte. Katharina wurde mittlerweile als Prinzessin von Wales behandelt. Der Papst siegelte endlich die Bulle, publicirte sie aber aus Bedenken nicht, legte sie beiseite, theilte sie nur unter der Bedingung tiefsten Geheimnisses der sterbenden Mutter Katharina's mit, und nun brach der spanische Hof sein Wort; am 16. Nov. 1504 proclamirten „die Könige" in Medina del Campo die Bulle, deren Copie sie nach London sandten. Katharina's Leben war sehr einförmig, so lebenslustig und feurig ihre Natur auch sein mochte; sie diente zum Spielball der Politik und Intrigue, stand auf unsicherstem Boden in fragwürdiger Stellung und durfte niemand trauen; die einen sagten ihr, sie sei Witwe, die andern, sie sei nie vermählt gewesen; wie konnte die junge Frau diese Widersprüche von Theologen, Juristen und Höflingen verstehen? In Salisbury-Court war eine Art Verlobung Katharina's mit Heinrich, Prinzen von Wales, erfolgt, und sie hatte sich sterblich in ihn verliebt; er aber war keineswegs gebunden, ihr Gemahl zu werden, und so blieb alles unentschieden. Am 27. Juni 1505, dem Tage vor seinem funfzehnten Geburtsfeste, erschien der Prinz, ohne daß ihn sein Vater daran gehindert hätte, vor dem Bischofe Fox von Winchester, dem ersten Minister, und sechs Würdenträgern in Richmond und gab die feierliche Erklärung zu Protokoll, er sei nicht willens, das während seiner Minderjährigkeit geschlossene Verlöbniß zu vollziehen, und halte es für null und nichtig. Katharina's Lage war noch schlimmer geworden, ihr Verlobter hatte sie verschmäht, ihr stolzes Herz drohte zu brechen; sie mußte fühlen, daß Heinrich VII. mit ihr spielte. Und doch mußte sie ihn um Gelder für ihren Unterhalt angehen, da sie Schulden hatte machen müssen, und an ihm einen Halt suchen, da ihr Vater nichts für sie that; sie begann, an Intriguen theilzunehmen, da alles um sie intriguirte. Heinrich VII. hielt Katharina in England, um ihre Mitgift nicht herauszugeben; er vollzog die Ehe nicht, um sich mit Frankreich nicht zu entzweien, und brach die Sache nicht ganz ab, um nicht mit Spanien in Krieg zu kommen, versicherte darum Ferdinand, sein Sohn werde Katharina einst doch heirathen, und sein Gesandter in Spanien bot alles auf, Ferdinand zu begütigen. Im J. 1506 war Katharina, die sich täglich unbehaglicher in England fühlte, so glücklich, ihre Schwester, Königin Johanna von Castilien, in England begrüßen zu dürfen; als sie 1507 verwitwete, trat Katharina für ihre Verheirathung mit Heinrich VII. freilich vergebens ein. Heinrich benutzte dies, um Katharina's Vater zu neuen Zahlungen zu veranlassen; er vermochte Ferdinand, die rückständigen 100,000 Kronen in vier halbjährigen Raten zu zahlen, und versprach, bei Empfang der letzten Rate Katharina mit Heinrich von Wales zu vermählen; vor Eingang der dritten Rate starb er. Das würdige Benehmen der vielgeprüften Katharina flößte dem Prinzen Heinrich große Achtung ein und gegen seine Neigung hielt man ihn von der seine Liebe suchenden Schwägerin fern.

Ebenso sehr aus politischen Gründen wie aus Liebe beschloß Heinrich VIII., sobald er 1509 König geworden, sie zu heirathen; sie stand in ihrer Blüte, war liebenswürdig, sanft und von edler Haltung des Charakters. Am 11. Juni 1509 fand in der Franciscaner-Kirche zu Greenwich endlich die Vermählung in heimlicher Weise statt, und am 14. verzichtete Katharina auf ihre gesammte Mitgift; Heinrich setzte ihr Güter und Renten in über dreißig englischen Landschaften aus. Mit Heinrich wurde sie in der Westminster-Abtei im Juli zur Königin gekrönt; wiederum reihte sich Fest an Fest und das junge Paar war grenzenlos glücklich miteinander; solange Heinrich sie liebte, hatte niemand etwas an der Legalität der Ehe Katharina's auszustellen. Dem in Heinrich auftauchenden romantischen Gedanken eines Zuges gegen die Ungläubigen gab die strenge Papistin Nahrung, oft sprachen sie davon; Katharina war außerdem die schöne Mittlerin zwischen Heinrich und ihrem Vater und erhielt zwischen ihnen Frieden und gutes Einvernehmen. Aber früh fanden sich genug Leute, die Katharina's Ehe als eine sündliche, illegale ansahen und der spanischen Partei, die sich um sie scharte, entgegentraten; auf der Bischofsbank erklärten nur die Bischöfe Fox und Fisher, ihre Ehe sei über alle Debatte erhaben; hingegen suchte Katharina Stütze bei den Bettelorden, zumal sie selbst Franciscanerin war, und fand in ihnen treue Bundesgenossen fürs Leben, während sie ihnen den größten Einfluß auf ihre Handlungen einräumte; besonders die Franciscaner Forest und Peto waren stets um sie. Sie war überglücklich, als sie ihrer Niederkunft entgegen sehen durfte, Heinrich bedurfte eines Sohnes und

Erben; aber am 31. Jan. 1510 gebar sie ein todtes Mädchen. Sie litt entsetzlich darunter und mußte ihren Schmerz vor aller Welt verbergen, durfte Heinrich nicht mit Klagen langweilen, mußte an Tanz und Spiel, an tausend Lustbarkeiten theilnehmen. Im tiefsten Geheimnisse lebte sie abermals der Hoffnung auf Nachkommenschaft, abermals gebar sie 1510 ein todtes Mädchen, und ihr Schmerz wurde durch gelegentliche Untreue Heinrich's gesteigert, obwol derselbe stets zu ihr zurückkehrte. Mit Jubel begrüßten das Königspaar und ganz England am 1. Jan. 1511 die Geburt eines Prinzen Heinrich von Wales, der aber schon am 22. Febr. starb. Katharina's Schmerz war grenzenlos, sie fühlte weit tiefer als Heinrich. Während er in Nordfrankreich im Felde stand, führte Katharina 1513 die Regentschaft; sie war in ihn gedrungen, selbst in den Krieg zu ziehen und Lorbern zu ernten, und hatte ihm bei dem Abschiede zugeflüstert, sie erwarte seinen Erben. Ihre Regentschaft war mehr nominell als thatsächlich, denn ihre Feinde, Graf Surrey, (nachmals Herzog von Norfolk), und der Erzbischof Warham von Canterbury, führten die Hauptgeschäfte; an ihnen und Katharina brachen sich die Wogen der schottischen Invasion, in denen Jakob IV. den Tod fand. In aller Stille gebar Katharina im October 1513 einen Sohn, der nach wenigen Tagen verschied, und kummervoll schloß sie den heimkehrenden Gemahl in die Arme, der in ihrem hinterlistigen Vater seinen ärgsten Feind entdeckte. Die antispanische Partei unter dem neuen Herzoge von Norfolk stieg zu hohem Ansehen empor, während die spanische zusammenbrach, Norfolk und seine Gemahlin waren Katharina entschieden feindlich und betrachteten sie als Heinrich's Concubine, und Heinrich näherte sich Frankreich, so ungern es Katharina sah; die eben am Hofe auftretende Anna Boleyn (s. d.) sah wie so viele Katharina als Maitresse Heinrich's, nicht als seine legitime Gemahlin an, hielt ihn für unverheirathet und hörte am französischen Hofe in Blois dasselbe Urtheil und den Wunsch einer französischen Ehe Heinrich's; in dem frühen Tode seiner Kinder sah sie wie zahllose andere des Himmels Strafe für die verbotene Liebe zur Schwägerin. Ein zu frühgeborener dritter Sohn Katharina's starb sofort im December 1514 und Heinrich ließ in seiner Liebe nach; vergebens suchte sie, seine Schwester, die verwitwete Königin von Frankreich, mit ihrem Neffen Karl von Spanien zu verheirathen, um das englisch-spanische Bündniß zu befestigen, diese zog den Herzog von Suffolk vor; 1515 gebar Katharina ihr sechstes todtes Kind.

Endlich erblickte ein lebensfähiges Kind das Licht, Maria, am 18. Febr. 1516; Heinrich war betrübt, daß es kein Sohn war, gab aber bei der Jugend von Katharina und ihm die Hoffnung auf einen solchen nicht auf. Aber 1518 starb abermals ein Mädchen in der Geburt. Ihre Tochter Maria wurde von Heinrich sehr geliebt und Katharina dachte schon in ihrer Wiege an ihre Verheirathung mit ihrem Neffen, Kaiser Karl V., eine französische Heirath erschien ihr gefährlich und mit allen Kräften strebte sie nach Stärkung der spanischen Partei in Hof und Staat. Die beständigen Fehlgeburten Katharina's erschienen Heinrich wie ein Fluch, der auf seiner Ehe ruhte; obgleich er Katharina liebreich zu behandeln fortfuhr und die spanische Richtung der Gefühlspolitik bei seiner „Käthe" ganz natürlich, sie selbst als würdigste Königin fand, war er ihr nicht treu und 1525 gebar ihm seine Maitresse Elisabeth Blount einen Sohn Henry Fitzroy, den er abgöttisch liebte. Katharina begann zu altern und zu kränkeln, war manchmal grämlich, wozu ihr das Leben Anlaß genug gab, und wurde durch ihre Sittenstrenge und spanische Orthodoxie ihrem lebenslustigen Gemahle allmählich unbequem; ihre Wallfahrten von einem Gnadenschreine zum andern langweilten ihn, oft mußte sie von ihm getrennt ihrer gebrochenen Gesundheit leben und genoß die Landluft in Eltham, Ampthill oder Fotheringhay mit Vorliebe. Heinrich hörte von den Zweifeln an der Legalität seiner Ehe, besprach sich mit Bischöfen und nur Fisher von Rochester trat für die unbestreitbare Legalität ein.

Heinrich erkaltete mehr und mehr, Katharina bereitete ihm heftige Scenen, die ihn nur weiter von ihr entfernten, und sah mit Ingrimm auf seine Liebe zu seinem Bastard, den er zum Herzog von Richmond erhoben hatte und in dem ihr ängstliches Mutterauge bald den Nebenbuhler ihrer Tochter Maria nicht nur um des Vaters Huld, sondern selbst um die Thronfolge sah. Sie mußte sich Heinrich's Willen unterwerfen, den sie nicht mehr nach ihrer Neigung lenken konnte; bisher hatte sie, keineswegs theilnahmlos für Politik und öffentliches Leben, in schwierigen Fragen mit Mitgliedern des Geheimen Raths Unterhandlung gepflogen und war stets im spanisch-kaiserlichen Interesse thätig gewesen; jetzt legte ihr Feind, der gewaltige Cardinal Wolsey, der mit Karl V. einen Krieg auf Leben und Tod begann, ihren ganzen Einfluß lahm. Sie hatte ihn persönlich beleidigt, indem sie ihm sein anmaßendes und leichtfertiges Wesen, seine unpriesterlichen Ausschweifungen verübelte und den hochmüthigen Hierarchen mit königlicher Würde und empörter Moral drohend zurechtwies, und er machte es zu seiner Lebensaufgabe, sie dafür büßen zu lassen. Er wollte ihre Ehe auflösen und Heinrich nach Frankreich verheirathen, ihr Einfluß durfte nicht länger seine Politik kreuzen. Katharina erfuhr, daß in Rom angefragt worden sei, wie es mit ihrer Ehe und der Legitimität ihrer Tochter stehe, und rüstete sich zum Kampf gegen ihre täglich zunehmenden Feinde; sie erklärte kategorisch, Arthur's Gemahlin nur nominell gewesen zu sein und in legaler Ehe mit dem Könige zu leben; trotz der päpstlichen Bulle von 1503, worin ihre Ehe mit Arthur als vielleicht vollzogen bezeichnet war, blieb sie dabei, sie habe sie nie vollzogen, und berief sich auf ein in Spanien befindliches Breve Julius' II., welches man nicht fand. Heinrich folgte mittlerweile den Spuren Anna Boleyn's, die sich sorgsam vor seinen Netzen hütete, obwol sie ihn liebte, und die Katharina, deren Ehrenfräulein sie geworden, sehr lieb gewann. Heinrich's Beichtvater, der Bischof von Lincoln, legte ihm den Tod seiner Kinder „den mosaischen Satzungen" entsprechend als Strafe des Himmels für die Ehe mit der Schwägerin aus; Aberglaube, Rechtgläubigkeit, politische

Beweggründe und die Liebe zu Anna wirkten zusammen, um Heinrich nach der Auflösung seiner Ehe verlangen zu lassen. Katharina wandte sich durch einen geheimen Boten an Karl V., damit er ihre Verdrängung vom Throne verhindere, und Karl forderte vom Papste Clemens VII. Unterstützung der Rechte seiner Tante. Wolsey stellte es Heinrich als leicht vor, den Papst zur Zurücknahme des von seinem Vorgänger erlassenen Ehedispenses zu vermögen, und so ungeheuerlich diese Zumuthung bei dem infalliblen Charakter der Curie war, schien der von Karl V. schwer bedrängte Clemens nicht abgeneigt und übertrug den Cardinälen Wolsey und Campeggio 1528 den Auftrag, in England die Angelegenheit gründlich zu untersuchen. Aber Wolsey's Triumph war kurz, denn neue Siege des Kaisers in Italien benahmen Clemens die Lust, ihn unversöhnlich zu machen, indem er die Scheidung seiner Tante allzu sehr betreibe, und die päpstliche Commission erlahmte. Es wurden Versuche gemacht, Katharina zum freiwilligen Eintritt in ein Kloster zu bestimmen, auch sprach man in Rom von der Vermählung ihrer Tochter mit Heinrich's Bastard Richmond; Katharina verwarf jeden Antrag, sie erwartete ihr Heil von Karl und Clemens. Am 18. Juni 1529 erschienen König und Königin in Blackfriars vor der päpstlichen Commission, jeder brachte seine ersten Anwälte mit; sie warf sich Heinrich zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht zu verstoßen, sondern ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; dann verließ sie den Saal und ließ sich nicht bewegen, zurückzukehren; Heinrich aber betheuerte, nur seines Seelenheils wegen wolle er von diesem herrlichen Weibe geschieden werden. Es war ein falsches Spiel nach allen Seiten hin. Karl V. schloß jetzt Frieden mit Clemens VII. und dem Könige von Frankreich; die päpstliche Commission machte allerhand Schwierigkeiten und Vorwände, um das Endurtheil hinauszuschieben, Heinrich's Vertrauen in Wolsey erlitt einen unheilbaren Bruch, und als Clemens durch ein Breve am 15. Aug. die Commission widerrief und die Scheidungsfrage vor sein Forum in Rom zog, entschied sich der König zum Bruch mit Rom, appellirte an den nationalen Stolz und rief ein Parlament ein, um im Vereine mit seinem Volke gegen Rom zu kämpfen. Anna's Stern stieg in dem Maße, in dem der Katharina's sank; in Woodstock ließ Heinrich Katharina zurück und ritt mit Anna und ihren Aeltern nach Grafton. Karl V. und Katharina ließen genau Anna's Betragen überwachen; der schlaue kaiserliche Gesandte, Eustach Chapuys, belauerte sie durch Spione, konnte aber nichts Unziemliches in ihrem Wandel finden und beutete den Ehrgeiz des Herzogs von Norfolk aus, der auf die Hand von Katharina's Tochter Maria für seinen Sohn speculirte. Während Bischof Fisher heimlich ein Buch gegen die Scheidung schrieb, das in Alcala gedruckt wurde, und alle Missionen an Kaiser und Papst wegen der Scheidung erfolglos blieben, wurde Wolsey gestürzt und die bedeutendsten deutschen, italienischen, französischen und englischen Universitäten sprachen sich für die Lösung der Ehe mit Katharina aus; Thomas Cromwell rieth Heinrich, seinem Lande eine Nationalkirche zu geben, und die Convocation von England erkannte ihn am 11. Febr. 1531 als deren Oberhaupt an. Trotz alledem wich die Königin nicht vom Platze und verließ das Haus Heinrich's nicht, der sich ihr möglichst entzog, sie aber öffentlich mit Auszeichnung behandelte; großen Unwillen äußerte er darüber, daß sie durch ihre Intriguen den Papst verleitet habe, ihn zum Hohn für seinen Rang nach Rom vorzuladen; sie aber suchte um jeden Preis Anna zu verdrängen. Nach dem Ausspruche der Gelehrten Junggesell, verließ Heinrich Katharina am 14. Juli 1531 in Windsor und verbot ihr, ihm zu folgen. Sie sahen sich nie wieder, aber Katharina, die Wolsey's Palast More bezog, weigerte sich abermals, den Schleier zu nehmen, und rief aus: „Ich bin sein Weib.“ Anna galt nun als auserwählte Königin; der Versuch, das londoner Volk für Katharina und den Papst aufzuwiegeln, misglückte ebenso wie die Aufstände in Irland und Schottland und die zahlreichen Complote an Katharina's Hofe, auf den alle Unzufriedenen hoffnungsvolle Blicke richteten. Von den Kanzeln und im Verkehre hetzten die Scharen der Bettelmönche zu Katharina's Gunsten alle Welt auf. Heinrich heirathete Anna und proclamirte seine Ehe. Die Convocationen der Kirchenprovinzen in York und Canterbury erklärten die päpstliche Erlaubniß von 1503 zur Ehe für unzulässig; in ein Comité von Theologen und eins von kanonischen Rechtslehrern getheilt, verneinte die Convocation in Canterbury mit 66 gegen 19 Stimmen die Frage, ob ein Papst die Erlaubniß zur Ehe mit der Schwägerin ertheilen könne, und 38 Lehrer des Kanonischen Rechts erklärten gegen 6, es sei erwiesen, daß Katharina Arthur's Ehefrau gewesen sei; sie logen wissentlich, denn Katharina hatte gewiß die Wahrheit gesprochen, als sie dies in Abrede stellte. Am 8. Mai 1533 hielt der Primas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, in der Kapelle der Priorei zu Dunstable sein Tribunal und citirte Katharina vor dasselbe. Sie aber kam nicht von Ampthill, wurde für widerspenstig erklärt und in contumaciam verurtheilt; am 23. Mai sprach der Primas unter alleiniger Berufung auf die Bibel die Nichtigkeit der Ehe der „Prinzessin-Witwe von Wales“ mit ihrem Schwager und ihre von Beginn an währende Ungültigkeit aus und bestätigte die Ehe mit Anna am 28. Mai. Für England war Katharina Heinrich's Concubine gewesen, für Rom war es Anna; der Papst bedrohte den König am 11. Juli mit der Excommunication, wenn er Anna nicht bis September verlasse, und am 23. März 1534 entschied das Cardinalconsistorium in Rom, Katharina's Ehe mit Heinrich sei vollkommen rechtmäßig, ihre Kinder seien legitim erzeugt und Maria vollberechtigt. Aus seiner Reserve heraustretend, erklärte der Papst Katharina's Ehe für rechtskräftig und kanonisch, befahl Heinrich, sie als sein Eheweib wieder zu sich zu nehmen und die Concubine zu entlassen, und Ende 1533 bannte er ihn und Anna, was Paul III. 1534 wiederholte. Schon im November 1533 konnte man von der Erkaltung der Liebe Heinrich's zu Königin Anna reden, die ihm anstatt eines Sohnes eine Tochter geboren hatte, und Katharina, die niemals daran dachte, ihren Rechten auf den Thron zu entsagen, durfte sich

freuen. Ob das Parlament ihr den Königstitel nahm, war der Spanierin gleichgültig; die Parlamente, so sagte sie, hatten sie nicht verheirathet und konnten sie nicht scheiden. Sie und ihre gleichgeartete Tochter fühlten sich an das englische Recht nicht gebunden. Maria stieß Anna, die ihr liebreich nahte, zurück und Katharina setzte in unbändigem Hasse alles in Feuer und Flammen gegen die glücklichere Nebenbuhlerin. Für sie tobten die Bettelmönche, für sie erhielt eine verschmitzte Bäuerin, „das heilige Mädchen von Kent“, Briefe der heiligen Magdalena, für sie regte es sich in Schottland und Irland. Nach einem Aufenthalte in Woburn Abbey und Buckden nahm sie im October 1535 Wohnung in Kimbolton, Fotheringhay als einst Arthur gehörig ausschlagend. Sie hatte nur wenig englisch gelernt und ihre Umgebung sprach darum spanisch. Sie hatte freie Verfügung über ihr Silbergeschirr und ihre Juwelen und jährlich 5000 Pfund Einkünfte. Sie blieb unbeugsam bis zum Tode und wich nie von ihrem Rechte, weigerte sich, den Königstitel abzulegen, und ermahnte ihre Tochter Maria, an ihrem prinzlichen Range unentwegt festzuhalten. Mit demselben Staunen wie Unwillen wiederholte Katharina, „sie sei nicht in kaufmännischen Geschäften auf gut Glück nach England gekommen, sondern nach dem Willen des verehrungswürdigen verstorbenen Königs; nach der Entscheidung des heiligen Vaters zu Rom sei sie mit dem Könige Heinrich vermählt worden, sie sei die gesalbte und gekrönte Königin von England; würde sie ihren Titel aufgeben, so wäre sie 24 Jahre ein Kebsweib gewesen und ihre Tochter wäre ein Bastard; sie würde ihr Gewissen und ihre Seele verrathen, ihr Beichtvater würde sie nicht absolviren können“. Obgleich von fürstlichem Glanze umgeben, betrachtete sich Katharina in Kimbolton als Gefangene und Märtyrerin ihrer Kirche; ihr englisches Gefolge wollte sie nicht um sich, nur Spanier und Mönche bildeten ihre Umgebung und nährten ihre nie ersterbenden Hoffnungen auf eine Wandlung ihres Geschicks durch päpstlichen Machtspruch. Mehr und mehr ergab sie sich bigoter und fanatischer Ausübung ihrer Religion; bald nach Mitternacht ging sie zur Messe, zweimal wöchentlich beichtete, zwei Tage jeder Woche fastete sie; unter ihrem Gewande trug sie den Habit der dritten Ordnung der Franciscaner; ihre Lektüre bildeten die Heiligenlegenden. Sie blieb gänzlich unberührt von den England umgestaltenden kirchlich-politischen Satzungen. Ihre Tochter wurde sorgsam von ihr fern gehalten, während der kaiserliche Gesandte Chapuys sie ab und zu besuchte. Sterbend dictirte sie ein Lebewohl an ihren „vielgeliebten Herrn, König und Ehemann“, als dessen wahre Frau sie sich allein ansah, verzieh ihm alle Schuld, empfahl Maria seiner Liebe und ihre Diener seiner Freigebigkeit. Sie nahm die Sterbesakramente und verschied in den Armen der treuen Maria de Rojas, Lady Willoughby, am 7. Jan. 1536. Spanische Lügner, voran Chapuys, verdächtigten Königin Anna der Giftmischerei und wiesen auf die geöffnete Leiche hin, deren Herz schwarz war. Heinrich, der Anna's überdrüßig zu werden begann, war über den Tod „seiner wackern alten Käthe“ und ihre Abschiedsgrüße bewegt, es sollen ihm Thränen in die Augen getreten sein, was ihn aber nicht hinderte, Jane Seymour nachzustellen. Er entwarf das Programm des Begräbnisses, welches in der Kathedrale von Peterborough mit großem Prunke stattfand, und ließ seinen Hof Trauer anlegen.

Vgl. W. H. Dixon, History of two queens, 2. Aufl., 4 Bände (London 1873—74); R. Pauli, Geschichte von England, Band V. (Gotha 1858); Derselbe, Aufsätze zur englischen Geschichte (Leipzig 1869); L. von Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Band I. (Berlin 1859); Turner, History of Henry the Eighth, neue Aufl., 2 Bde. (London 1828); J. A. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth, Bde. I. und II. (Leipzig 1861). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KATHARINA I. (Alexejewna), Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. Litauischen Ursprungs war die nach Livland übergesiedelte Familie Skawronski, der Katharina am 15. April 1684 zu Ringen als Tochter eines Bauern entsproß; ihr Geburtsname war Martha und sie war katholisch. Nach des Vaters Tode nahm sie ein Küster auf, bald kam sie ins Haus des Propstes Glück zu Marienburg in Livland, bei dem sie halb als Pflegekind, halb als Magd lebte und manche geistige wie gemüthliche Anregung fand, mit seinen Kindern aufwachsend. Im J. 1701 wurde sie, wie es heißt, einem schwedischen Unteroffizier angetraut, der 1702 gegen die Russen zu Felde ziehen mußte; gewiß fiel sie bei der Einnahme Marienburgs durch General Bauer am 3. Sept. 1702 den Russen in die Hände und wurde die Geliebte des berühmten Feldmarschalls Boris Petrowitsch Scheremetew; ihm entriß sie der Günstling des Zaren Peter, Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow, lebte mit ihr und hatte große Freude an ihren Fähigkeiten wie an ihrem geschmeidigen, sich den Launen anderer anpassenden Wesen. Bei Menschikow sah sie der Zar, gemüthlich sprach er mit ihr, ihre treffenden Antworten, ihr aufgeweckter Sinn, ihr Temperament und ihre körperliche Schönheit zogen ihn mächtig an, Menschikow nährte sein Wohlgefallen nach Kräften, um durch Martha die ihm verhaßte Anna Mons aus Peter's Herzen zu verdrängen, und auf seinen Wunsch trat Menschikow sie seinem Gebieter ab. Bald wurde sie ihm unentbehrlich; war er ihr untreu, so hütete sie sich, eifersüchtig zu erscheinen; war er zornig bis zur Wuth, so wartete sie erst den rechten Augenblick ab, um ihn wieder zu besänftigen; stets blieb sie schmiegsam und unterwürfig. Früh gab ihr Peter die Titulatur „Gnädigste Frau“, und mit großer Gewandtheit fand sie sich in die neuen Verhältnisse. Ohne das Esthnische und das Deutsche zu vergessen, erlernte sie Russisch, nie aber Lesen und Schreiben. Im J. 1703 nahm sie die griechische Religion an und hieß nun, da der Zarewitsch Alexei Petrowitsch ihr Taufpathe war, Katharina Alexejewna. In den Jahren 1706, 1708 und 1709 gebar sie dem Zaren Töchter, Katharina, Anna und Elisabeth Petrowna, und im Januar 1706 soll sie heimlich mit ihm getraut worden sein; am 30. Sept. 1710

gab er ihr den Titel „Hoheit“. Am 17. März 1711 erklärte er sie als Katharina Alexejewna formell zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Zwischen ihnen herrschte echte und wirkliche Neigung, durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften und ihre natürlichen Anlagen gewann Katharina einen dauernden Einfluß auf das Leben und Walten des leicht aufbrausenden Mannes, ihr sanftes Wesen beruhigte ihn am ehesten. Sie wurde seine treue Gefährtin und seine Begleiterin auf manchem Feldzuge wie auf mancher Reise; „wie eine kühne Offiziersfrau“ theilte sie die Entbehrungen des Lagers mit dem Gemahle. So begleitete sie 1711 Peter in den Türkenkrieg, wo sie in der kritischen Lage des Heeres am Pruth sich im Juli große Verdienste erwarb; ob sie darauf aufmerksam gemacht hat, der Großvezier werde sich wol bestechen lassen, bleibt dahingestellt; jedenfalls glückte dem gewandten Schaffirow die Bestechung; Peter rühmte nachmals Katharina's Verdienste am Pruth, und Heer wie Volk schrieben ihr in erster Linie die Ehre des Friedens zu. In ihrem Wagen rettete sie den zu Rußland übergelaufenen Fürsten Cantemir, Hospodaren der Moldau, vor dem Zorne der Türken über die Grenze. Am 19. Febr. 1712 ließ sich der Zar in St.-Petersburg in der Isaak-Kirche mit ihr öffentlich trauen, und nun gebar sie ihm bis 1718 noch drei Töchter, Natalie, Margarethe und Natalie Petrowna, und zwei Söhne, Peter und Paul Petrowitsch, die aber alle in jungen Jahren starben, einzig die zweite Natalie wenige Wochen nach dem Vater, die andern vor ihm. Als Peter am 25. Nov. 1714, Katharina's Namenstage, den St.-Katharinen-Orden stiftete, ernannte er sie zum ersten Ritter. War Peter ohne sie auf Reisen, so unterhielt er mit ihr den eifrigsten Briefwechsel und die Correspondenz wird alljährlich wärmer; seit 1711 nennt er sie meist „Katharinuschka, mein Freund“; tiefes Gemüth, herzliche Freundlichkeit athmen seine ganzen Schreiben und ohne Phrasen spricht sich die Sehnsucht nach ihr aus. Katharina war nicht nur bei Peter wie bei seinen Unterthanen allgemein beliebt und genoß allgemeine Hochachtung, sondern verstand es auch, trotz ihrer Herkunft mit Würde Hof zu halten, die Gesellschaft um sich zu gruppiren, den von Peter veranstalteten Festen Reiz zu verleihen, und hätte Peter keinen Abscheu vor aller überflüssigen Pracht gehabt, so würde ihr Hofstaat noch glänzender gewesen sein. Sie liebte nicht die alten in Rußland früher übermächtigen Adelsgeschlechter, wie die Dolgoruki, Galitzin, Narischkin und Apraxin, und hatte hierin dieselbe Empfindung wie ihr einstiger Gebieter Menschikow. Diesem sprach sie fortwährend das Wort bei Peter, wofür sie von ihm oft ansehnliche Geschenke empfing; sie war in hohem Maße interessirt und nahm gern. Peter ließ ihr das Schloß Katharinenthal bei Reval bauen und nahm sie 1716—1717 auf seine große westeuropäische Reise mit. Sie war ebenso genußfähig und leichtlebig wie er, hatte wie er Sinn für Prachtbauten und Gartenanlagen (z. B. in Peterhof), stets stand ein vollständiges Orchester ihr zur Verfügung, bei Hofe wurde Theater gespielt und große Eleganz entfaltet. Nicht selten milderte Katharina durch ihre Fürsprache harte Urtheilssprüche des Zaren, namentlich beschwichtigte sie wiederholt seinen Unmuth über Menschikow's Unterschleife und Bestechlichkeit. Doch scheint sie keinen regelmäßigen Antheil an den Regierungsgeschäften Peter's gehabt zu haben, wenn sie auch die Hauptereignisse kannte und in ihrer Bedeutung zu würdigen verstand, sich ganz in Peter's Interessen einlebte und an all seinen Sorgen den innigsten Antheil nahm. Sie war ihm geistesverwandt, seine Mitarbeiterin und sein guter Kamerad und empfand für ihn eine unbegrenzte Bewunderung. Mit derselben Liebe hegten die Gatten ihre Kinder und ihr gemeinsamer Liebling war der 1715 geborene Peter Petrowitsch. Die nur aphoristischen Andeutungen, die wir über Katharina's Haltung im Processe ihres Stiefsohnes, des unseligen Zarewitsch Alexei Petrowitsch, besitzen, lassen in keiner Weise vermuthen, daß sie zu seinem Untergange beigetragen habe, obgleich letzterer ihrem Sohne Peter die präsumtive Thronfolge verschaffte. Zum grenzenlosen Jammer der Aeltern starb aber dieser Knabe, seit 3. Febr. 1718 an Alexei's Stelle Zarewitsch, schon am 25. April 1719, nachdem sein Brüderchen Paul 1717 am Geburtstage sofort verschieden war; von allen Kindern Peter's mit Katharina blieben nur Anna, Elisabeth und Natalie am Leben. Ob Peter nun ernstlich daran dachte, Katharina solle ihm auf dem Throne folgen, ist nicht zu ergründen; zunächst blieb die Thronfolgefrage offen und im Thronfolgegesetze wurde nichts über Katharina bestimmt. Etwas später als der Zar erhielt sie den Titel Kaiserin (1722) und 1723 tauchte der Plan auf, sie feierlich krönen zu lassen; im Manifeste über dieses Vorhaben hob der Kaiser ihre Theilnahme an manchen Feldzügen hervor und betonte, sie habe ihm Hülfe geleistet, insbesondere in der verzweifelten Lage am Pruth, wo sie — wie das Heer und das ganze Reich wisse — nicht wie ein schwaches Weib, sondern mit männlicher Unerschrockenheit aufgetreten sei. Als unerhörte Neuerung mußte ihre am 7. Mai 1724 in Moskau durch Peter erfolgte Krönung und die Salbung durch den Erzbischof Theophanes angesehen werden; doch dachte Peter nicht, ihr mit dieser Ceremonie die Krone nach seinem Tode zuzuweisen; er ahnte nicht, wie wenig Zeit ihm nur noch vergönnt sei. Viele aber glaubten, er wolle Katharina den Thron vererben; es äußerte sich Unwille darüber, hier und da verweigerte man den Eid, der bei der Publicirung des Thronfolgegesetzes eingefordert wurde. Im Mai 1722 zog Katharina mit Peter in den Krieg gegen Persien; im December kehrte sie mit ihm zurück. Vielfach wird von einem Zerwürfnisse Peter's mit Katharina kurz vor seiner letzten Krankheit berichtet; gewiß war die eventuelle Spannung nur vorübergehend; wenn als Grund eine Liebelei, ja Ehebruch Katharina's mit ihrem Kammerherrn Mons bezeichnet wird, so liegt keinerlei Beweis dafür vor und Katharina wird wol vom Verdachte der Untreue gegen ihren Wohlthäter freizusprechen sein; hingegen wird sie wahrscheinlich die Hinrichtung des als bestechlich und unehrlich entlarvten Mons misbilligt haben. Katharina und Menschikow waren und blieben Peter's „Herzenskinder“ und er konnte beruhigt

in der Erwartung sterben, beide würden Rußland auf der von ihm eingeschlagenen Bahn weiterführen; sie waren seine vertrautesten Mitarbeiter gewesen. Als es mit Peter zu Ende ging, war Menschikow wieder wegen Erpressungen und Diebereien in Ungnade, Katharina aber erwirkte ihm noch in den letzten Tagen Begnadigung. Sie wich nicht von dem Sterbenden und schloß ihm am 8. Febr. 1725 die Augen. Daß sie mit Menschikow seinen Tod beschleunigt habe, da beide sein Vertrauen eingebüßt und für sich gefürchtet hätten, dürfte Fabel sein, wie so vieles in ihrer Geschichte.

Noch rang Peter mit dem Tode, als sich zwei große Parteien bereits die Erbschaft des größten Herrschers von Rußland streitig machten. Die Altrussen, lauter unversöhnliche Feinde Menschikow's, geleitet von den Galitzin, Dolgoruki, Soltykow, Lapuchin, Narischkin und andern vornehmen Familien, scharten sich um den Sohn des unglücklichen Zarewitsch Alexei, Peter Alexejewitsch, wollten ihn zum Kaiser erheben, die homines novi stürzen und die ehemalige Bojarenwirthschaft wiederherstellen, doch fehlte ihnen aller politische Takt und rasche Entschlossenheit. Diese Vorzüge und eine ungemeine Rührigkeit entfaltete hingegen die andere Partei, die der homines novi und Ausländer; an ihrer Spitze standen Menschikow, der Generalprocurator des Senats, Polizeiminister und Generallieutenant Jagusinski, der Oberstlieutenant des wichtigen Preobrashenskischen Garderegiments Buturlin und der holsteinische Gesandte Geheimrath von Bassewitz. Sie traten für Katharina's Thronfolge ein, denn niemand dachte an die Töchter von Peter's des Großen Bruder, Zar Iwan V., handelten voll Energie und Schnelligkeit, stützten sich auf beide Garderegimenter — Menschikow war Generalfeldmarschall und Befehlshaber des 1. Garderegiments —, beriefen die vornehmsten Offiziere derselben und einige gewonnene Männer von Einfluß in den Palast und führten Katharina vom Todtenbette weg in ihre Mitte. Katharina betonte hier ihr Kronrecht auf ihre Krönung und Salbung hin und versicherte, sie denke nicht daran, Alexei's Sohn Peter von der Krone auszuschließen, sondern sie ihm einst zu hinterlassen. Mit übervollen Händen streute sie Erhöhungen, Kostbarkeiten, Gelder aus und warb zahlreiche Anhänger. Von der höchsten Wichtigkeit aber war es, daß sich der feile und in Alexei's Proceß mitthätige Erzbischof Theodosius von Nowgorod, das Haupt des Klerus, durch Katharina bestechen ließ, wobei er auf die Wiedererwerbung geistlicher Machtfülle unter ihrer Regierung rechnete. Nachdem er geschworen, die gekrönte Witwe Peter's des Großen auf dem Throne halten zu wollen, folgte die übrige Versammlung seinem Vorbilde. Katharina versicherte sich nun des Reichsschatzes und der Citadelle; der Heilige Synod und die kaiserliche Leibwache, eine Reihe Großer traten auf ihre Seite; die beiden Garderegimenter umzingelten den Palast, die Trommeln wurden gerührt, und der Kriegsminister Generalfeldmarschall Fürst Repnin versuchte vergebens Menschikow's Treiben zu kreuzen, er sah sich macht- und creditlos. Vom Herzoge von Holstein, ihrem Schwiegersohne, begleitet, erklärte Katharina den Versammelten, sie sei entschlossen, den Rest ihrer Tage der schweren Sorge der Regierung zu widmen und ihren Stiefenkel, Peter Alexejewitsch, zu einem würdigen Kaiser heranzubilden. In der über ihre Erklärung berathenden Versammlung, die gänzlich von Menschikow abhing, äußerte der Cabinetssecretär Makarow, es gebe kein Testament Peter's, der gleichwol unstreitig Katharina zur Thronfolgerin bestimmt habe, und der Erzbischof von Nowgorod pflichtete ihm entschieden bei, Peter habe sie durch die Krönung als seine Nachfolgerin bezeichnet. In gebieterischem Tone schnitt hierauf Menschikow jede weitere Erwägung ab, proclamirte Katharina zur Selbstherrscherin aller Reußen, und alle Welt drinnen und draußen huldigte ihr. Menschikow hatte seiner einstigen Concubine mit reichen Zinsen die Dienste vergolten, die sie ihm bei Peter I. geleistet hatte, und sie würdigte sein Naturgenie, indem sie ihm den größten Antheil an ihrer Regierung ließ. Vor allem suchte sie Adel und Heer zu gewinnen und zu trennen, erließ ein Jahr den achten Theil der Steuern, berief mehrere Verbannte zurück, gab Zurückgesetzten Avancement, ließ sofort unter die Garderegimenter 50,000 Rubel aus ihrem Schatze vertheilen und befahl, dem ganzen Heere den rückständigen Sold auszuzahlen, konnte aber den alten Adel nicht für sich einnehmen. Der Hochmuth des holsteiner Hofs in St.-Petersburg wurde von Menschikow mit dem äußersten Widerwillen ertragen; Menschikow regierte ganz despotisch im Namen Katharina's, unbeirrt durch einen Peter den Großen und darum durch und durch willkürlich und gesetzlos; er leitete das Riesenreich, raubte, was er nur erreichen konnte, und verletzte durch Hoffart Minister und Räthe, die zwar vor ihm im Staube lagen, ihn aber innerlich verwünschten. Der schon unter Peter einflußreiche Graf Tolstoi zeigte dem Fürsten Menschikow die höchste Ergebenheit, um an seiner Herrschaft theilnehmen zu dürfen; Jagusinski, längst Menschikow's Feind, buhlte um seine und Tolstoi's Gunst, sie verachteten ihn, heuchelten ihm aber die herzlichste Freundschaft; auch der staatskluge, von Katharina zurückberufene Baron Schaffirow beugte sich vor seinem Feinde Menschikow und vor Tolstoi, allen Widerstand aufgebend. Ohne seine Unzufriedenheit offen kundzugeben, sah der alte Adel unwillig diese Zustände mit an und sammelte seine Kräfte, um bei günstigerer Gelegenheit die Fahne des Widerstandes zu erheben; einstweilen fügte er sich scheinbar, um im Besitze seiner wichtigen Aemter zu bleiben. Der Erzbischof Theodosius von Nowgorod hatte sich hingegen gründlich verrechnet; sein zur Schau gestellter Priesterdünkel wurde ihm zum Verderben, man zieh ihn hochverrätherischer Worte und Handlungen, er wurde aus besonderer Gnade nicht hingerichtet, sondern im Mai auf Lebenszeit in ein entlegenes Kloster verwiesen, worauf der sehr gefügige Theophanes ihm als Erzbischof folgte. Die unglückliche Ehe ihrer Tochter Anna mit dem Herzoge von Holstein, der mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit selbst gegen Katharina auftrat und überall der entscheidende Factor sein wollte, bereitete der Kaiserin herben Kummer und lähmte ihre Kraft. Cabalen und Intriguen

erfüllten den Hof und erzeugten allgemeine Unzufriedenheit; auf allen Gebieten wucherte Fahrlässigkeit empor; nur wer mit Geld oder durch fortwährende Verleugnung seines Ehrgefühls die Gunst des mächtigeren Vorgesetzten erkaufte, behauptete sich im Amte und stieg; unter den Großen herrschten die schroffsten Zerwürfnisse, sehr oft zum empfindlichen Nachtheil des Staats. Alles drohte aus den Fugen zu gehen, da der Stützpunkt des Staatsgebäudes, Peter I., hinweggenommen worden, und die Befürchtungen, seine Schöpfungen seien nur an ihn gebunden, traten immer offener hervor. Um im Reiche die politische Ruhe zu erhalten, beschwichtigte Katharina die unzufriedenen Dnjepr-Kosaken; General Graf Weisbach überbrachte ihnen die Versicherung, sie sollten in dem Genusse ihrer alten Verfassungsrechte restituirt werden und nur Häupter aus ihrer eigenen Nation bekommen; hiermit beugte man ihrem Aufstande vor, und sie duldeten, daß unter dem Vorwande tatarischer Streifzüge in ihrem Lande am Dnjepr-Gestade mehrere Forts errichtet wurden. Im J. 1725 gab sich Alexander Ssemikow, ein Soldat des Preobrashenskischen Grenadierregiments, im Städtchen Potschep, für den verstorbenen Zarewitsch Alexei Petrowitsch aus; gleichzeitig trat als solcher ein Troßknecht des astrachanischen Grenadierregiments, Sohn eines sibirischen Bauern, in Astrachan auf; Katharina ließ beide am 22. Nov. 1725 enthaupten. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte ging nicht unmittelbar vom Senate, sondern von einigen vom Staatsoberhaupte betrauten Personen aus; diesen wünschte Katharina auch der Form nach die Stellung einer eigenen höchsten Behörde zu geben, und errichtete am 18. Febr. 1726 den Höchsten geheimen Rath unter ihrem Vorsitze, den jedoch meist Menschikow in ihrer Vertretung führte; alle andern Collegien wurden diesem Rathe untergeordnet und der Senat durfte sich nicht mehr der dirigirende oder regierende, sondern nur der hohe nennen. In dem neuen Rathe geberdete sich der Herzog von Holstein alsbald so hoffärtig, daß die Urtheilsfähigen auf ihn ihren speciellen Groll warfen, und der im Mai 1726 gemachte Vergiftungsversuch Katharina's schien besonders darauf berechnet, dem Herzoge ihre Unterstützung zu entziehen; Holstein war allgemein verhaßt, und jemehr er das Vertrauen Katharina's verlor, desto ungetheilter überließ sie Menschikow die Zügel des Regiments; Menschikow aber rastete nicht, bis sich der Herzog selbst vor ihm beugte, er wollte allein regieren; jetzt warf er sein Auge auf Kurland und trat hier mit einer so unerhörten Frechheit auf, daß Katharina nicht umhin konnte, ihn auf Bitten der Herzogin-Witwe Anna Iwanowna vor eine Untersuchungscommission zu stellen; bei seiner Allgewalt ging er natürlich straflos aus; Katharina, die ihm alles überließ und die unzweideutigsten Beweise familiärster Gunst gab, verlieh ihm den sonst nur Frauen ertheilten St.-Katharinen-Orden; er aber sann darauf, wie er seine Macht permanent gestalten und auch unter Katharina's Nachfolger ungeschmälert behaupten könne, und suchte sich von allen Seiten sicherzustellen. Dabei unterstützte er die bei Katharina immer stärker werdende Trunkliebe, um desto ungestörter herrschen zu können. — Unter Katharina wurde das erste Silberbergwerk in Rußland angelegt, sie ließ die von ihrem Gemahle gestiftete Akademie der Wissenschaften ins Leben treten, die sich aber keiner Beliebtheit erfreuen durfte, und beschränkte mehrfach die Macht des Klerus. Peter's Eroberungen am Kaspischen Meere wurden erweitert, was aber schwere Opfer an Mannschaft und Geld kostete; der gefährlichste Feind der Russen waren nicht die Tataren, sondern das mörderische Klima; darum nützten die Siege den Eroberern wenig; der wichtigste Erwerb war im September 1725 die Einnahme von Tarku. Der Gesandte in Polen, Fürst Dolgoruki, mußte sich im Auftrage der kaiserlichen Regierung der durch das thorner Blutgericht heimgesuchten Dissidenten im Königreiche annehmen, Katharina ließ den Nachbarstaaten erklären, sie wolle gemeinschaftlich mit ihnen zum Besten der Dissidenten einschreiten, und hielt lange unter diesem Vorwande Truppen in Kurland bereit. Sie schloß mit Preußen ein Bündniß gegen Polen, weil König August Kurland dem Grafen Moritz von Sachsen zuwenden wollte, Menschikow aber selbst danach verlangte. Um die Zollfreiheit im Sunde und die Zurückgabe Schleswigs an den Herzog von Holstein von Dänemark zu erzwingen, das Cabinet wenigstens in steter Furcht zu halten, nahm die russische Flotte in der Ostsee dauernd Stellung. Uebrigens vermied Katharina den Krieg und dachte nicht an eine erobernde Politik, zumal das Heer wenig Lust zum Felddienst zeigte. Die Staatsverträge, welche sie mit fremden Mächten schloß, dienten weit weniger den Interessen Rußlands als denen Menschikow's oder des Herzogs von Holstein, den ersterer für sich zu gewinnen suchte, um sich bequemer der Person des Großfürsten Peter Alexejewitsch zu bemächtigen. Der Deutsche Kaiser war am 16. April 1726 dem russisch-schwedischen Bündnisse von 1724 beigetreten und hatte sich verpflichtet, die Maßregeln zur Restituirung des Herzogs von Holstein in Schleswig zu unterstützen, aber eine britische Flotte unter Admiral Wager legte sich am 9. Juni vor die Insel Nargen und zwang die russische Flotte, unthätig zu bleiben. Durch Bündniß vom 6. Aug. mit dem Kaiser trat Katharina zu Rußlands großem Nachtheile dem zwischen Karl VI. und dem König von Spanien 1725 abgeschlossenen Friedensvertrage bei; sie verband sich, ihm mit 30,000 Mann zu Hülfe zu kommen, falls er angegriffen oder geschädigt würde, wogegen er dieselbe Zusicherung machte; Menschikow erhielt zum Lohn für diesen Vertrag von Wien das heimliche Versprechen, die Bewerbung seiner Tochter um die Hand des jungen Großfürsten unterstützen zu wollen. Als der Tod der Kaiserin in Aussicht stand, ließ Menschikow eine lange Reihe hochgestellter Gegner verhaften und unter allen möglichen Vorwänden zu harten Strafen verurtheilen; wer sich ihm widersetzte, war selbstverständlich ein Hochverräther. Der Fürst ließ es zwar zu, daß über die Erbfolge berathen wurde, seine Meinung aber, sie dem Großfürsten Peter Alexejewitsch zuzuwenden, war natürlich Gesetz; er erfand dann mit Bassewitz ein Testament Katharina's, wie es seinen Zielen diente. Die

Trunksucht beschleunigte Katharina's Ende, sie starb an einem Brustgeschwüre und der Wassersucht in St.-Petersburg am 17. Mai 1727, und ihr Stiefenkel bestieg als Peter II. (s. d.) den Thron. Am 27. Mai wurde sie in St.-Petersburg beigesetzt.

Vgl. Mémoires du règne de Catherine, impératrice de la Russie (Haag 1728); Mottley, History of the life and reign of Catherine I. (2 Bde., London 1744); Arsenjew, Die Kaiserin Katharina I. (russisch, St.-Petersburg 1856); E. Herrmann, Geschichte des russischen Staates (Bd. IV., Hamburg 1849); Derselbe, Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Rußlands (Bde. I und II, Leipzig 1872 und 1880); A. Brückner, Peter der Große (Berlin 1879); Derselbe, Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina (in Historisches Taschenbuch, 5. Folge, 10. Jahrgang, Leipzig 1880); Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Solowiew, Histoire de la Russie (Paris).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KATHARINA II. (Alexejewna, früher Sophie Auguste Friederike), Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. Als älteste Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, preußischen Gouverneurs zu Stettin und nachmaligen Generalfeldmarschalls, und der Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp am 2. Mai (21. April) 1729 in Stettin geboren, wurde Katharina in Hamburg bei ihrer mütterlichen Großmutter Albertine, der Witwe des Fürstbischofs von Lübeck und Administrators von Holstein-Gottorp, erzogen. Bei einem Besuche in Berlin sah sie Friedrich II. von Preußen, der ihren Vater in hohem Grade schätzte, und ihr Bildniß von Pesne's Meisterhand gefiel ebenso sehr der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die sich für sie als Nichte ihres verstorbenen Verlobten, des Fürstbischofs Karl August von Lübeck, warm interessirte, wie ihrem ernannten Thronfolger, dem Großfürsten Peter Feodorowitsch, Katharina's Vetter. Letzterer sollte eine sächsische Prinzessin heirathen, aber Friedrich dem Großen behagte nichts weniger als eine russisch-polnisch-sächsische Familienallianz, die natürlich Preußen in erster Linie bedrohen mußte; auf die Tochter seines Feldmarschalls hingegen hoffte er beständig Einfluß üben zu können. Der Oberhofmarschall Peter's, von Brümmer, bestimmte Elisabeth von Rußland ebenfalls für Katharina; trotz der nahen Verwandtschaft Katharina's und Peter's ließ der Heilige Synod die Verbindung zu, die bedeutungslose Stellung des zerbster Hauses konnte keine Befürchtungen in der russischen Nation erwecken, und der preußische Gesandte von Mardefeld sparte in St.-Petersburg und Moskau das Gold nicht, um mit Hülfe Brümmer's und des Günstlings Grafen L'Estocq die Wahl Katharina's durchzusetzen. Am 9. Febr. 1744 traf Katharina mit ihrer Mutter in Moskau ein, wo der kindische und trunksüchtige Großfürst-Thronfolger über ihre Ankunft sehr glücklich schien. Katharina besaß große natürliche Anlagen, ihr Charakter war leidenschaftlich, stolz und doch unendlich geschmeidig; sie konnte sich fügen und schicken, ebenso gut aber kalt und abweisend auftreten; ihre Mutter war eine geborene Intriguantin und mit einer Reihe der unangenehmsten Eigenschaften ausgestattet, was Katharina oft herbe empfinden mußte. Noch nicht funfzehn Jahre alt, als sie nach Rußland kam, erschien sie der Gesellschaft am Hofe unbedeutend, niemand schien Gewicht auf sie zu legen. Sie aber begriff mit genialem Blicke ihre Stellung, ließ es sich im Gegensatze zu Peter, der offenkundig die Russen verachtete, angelegen sein, ihre Sprache zu erlernen und ihre Sitten anzunehmen, um ihren fremden Ursprung vergessen zu machen. Semen Feodorski unterrichtete sie in der griechisch-katholischen Religion, Wassily Adadurow, der Heroldmeister, im Russischen, und sie lernte mit Feuereifer, um rasch als Russin zu erscheinen. Der Sturz des französischen Gesandten Marquis de la Chétardie und die Erhebung des Grafen Bestushew-Rjumin zum Großkanzler schienen die ganze Ehefrage zweifelhaft zu machen, doch ging diese Gefahr vorüber; Katharina lag nichts an Peter, aber wie sie selbst gestand, desto mehr an Rußlands Krone. So ungern auch ihr eifrig lutherischer Vater es sah, bekannte sie sich am 9. Juli 1744 öffentlich zur griechischen Kirche, nahm den Namen Katharina Alexejewna an und am 10. Juli fand ihre Verlobung in St.-Petersburg statt. Sie suchte sich völlig in die Launen und Eigenheiten der Kaiserin einzuleben, lauschte ihr ihre Schwächen rasch ab und wußte ihr mit dem besten Erfolge zu schmeicheln; spätere Zerwürfnisse glichen sich durch ihre schlaue Schmiegsamkeit und Kenntniß von Elisabeth's Charakter rasch zu Gunsten Katharina's aus. Mit ihrem Verlobten fand sich fast keine Uebereinstimmung, sie überragte ihn um Haupteslänge an Charakter, Verstand und Wissen, verachtete ihn frühe und konnte nie Liebe für ihn empfinden. Durch ernste Lektüre, das Studium historischer, philosophischer und staatswissenschaftlicher Werke schulte sie ihren Geist und erwarb sich Kenntnisse, die ihr einst als Kaiserin glänzende Dienste leisteten; auf den Rath des Grafen Gyllenborg las sie schon mit funfzehn Jahren Plutarch's Biographien, einiges von Cicero und Plato; späterhin griff sie zu Montesquieu's Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, zu den Briefen der Frau von Sévigné und zu Voltaire, und zu Ende der Regierung Elisabeth's legte sie bereits in tagebuchartigen Notizen die Frucht reger und vielseitiger Studien nieder, äußerte sich aphoristisch und mit der ihr ewig eigenen optimistischen Weltanschauung über die Nützlichkeit der Errichtung höherer Frauenschulen, über Misbräuche der Verwaltung, über die Bedeutung des Adels im Staate, über die Nothwendigkeit der Bauernemancipation, über einzelne Administrationsfragen, über die Schwierigkeiten der Gesetzgebung u. s. w., lauter Dinge, von denen Peter nichts verstand und nichts hielt. Während sie las und sich über Probleme des öffentlichen Lebens unterrichtete, trank er oder spielte Soldaten. Am 1. Sept. 1745 fand Katharina's Vermählung mit Peter in St.-Petersburg mit großem Prunke statt, worauf Bestu-

schew-Rjumin die ihm widerwärtige Mutter Katharina's alsbald aus Rußland entfernte und den jungen Hof möglichst unter seine Aufsicht zu stellen suchte.

Katharina legte den höchsten Werth darauf, sich die Liebe und Achtung der Russen zu erwerben, vollzog mit größter Gewissenhaftigkeit die Vorschriften der griechischen Kirche und galt rasch als gut orthodox; meisterhaft schmeichelte sie allen Ständen und Personen, mit denen sie in Berührung trat, wußte Gegner zu Freunden zu machen, enthielt sich der Einmischung in politische Angelegenheiten, zeigte stets ein offenes, heiteres Gesicht und stach auf das vortheilhafteste von Peter ab. Vorerst hielt sie sich bescheiden zurück, als wolle sie nicht bemerkt werden, bis sie völlig das Terrain kennen gelernt hatte. Ihre Stellung war peinvoll, sie schien eine Gefangene in ihrem Palaste neben dem unreifen Gatten und der sie belauernden Kaiserin, die ihr 1747 verbot, ihren Vater, da er kein König gewesen sei, länger als eine Woche zu betrauern, und die ihre vertrauten Dienerinnen stets zu entfernen pflegte, damit Katharina allein stehe. Peter stieß die ihm überlegene Frau mit steigendem Widerwillen zurück, „sie hüllte sich in desto stillere Demuth und Unterwürfigkeit, nahm aber mit sicherer Hand einen Faden nach dem andern auf, um Rußland zu sich herüberzuziehen". Ihr grenzenloser Ehrgeiz verbarg sich unter der Maske der Gleichgültigkeit und Gefügigkeit; hingegen trat früh ihre große Sinnlichkeit unverkennbar hervor. Katharina lernte es, sich über Peter's Roheit und Kaltsinn hinwegzusetzen, fühlte die Nothwendigkeit, einen modus vivendi mit ihm zu suchen, der die Strafe seiner Tollheiten von ihr fern hielt, und brachte seinen Willen, ohne daß er es bemerkte, ganz allmählich in ihre Gewalt, lenkte und regierte ihn; Peter vertraute ihr alles an und verschwieg nichts, was für Katharina besonders dem herrschsüchtigen und lauernden Großkanzler Bestuschew gegenüber von eminentem Werthe war. Katharina ging darauf aus, sich diesen zum Freund zu machen, und Bestuschew begann einzusehen, ein Bündniß mit ihr sei für ihn am besten; er arbeitete darauf hin, daß Katharina die Last der Regierung Holsteins mit Peter theile, der zum Herrscher keinerlei Beruf zeigte, wollte sie vorbereiten, einst Rußland selbst regieren zu können, und unterstützte, da Peter bisher kinderlos geblieben war, die Liebschaft der üppigen Katharina mit dem schönen Kammerherrn Sergei Soltykow; wenngleich im tiefsten Geheimnisse, that Katharina nichts ohne Bestuschew's Rath und Zustimmung, mit seiner Hülfe durfte sie es wagen, wieder heimlich mit ihrer Mutter zu correspondiren. Bestuschew erstrebte die volle Lostrennung Holsteins von Rußland und den Austausch der holsteinschen Lande, deren Regierung Katharina anstatt Peter's führen sollte, gegen Delmenhorst und Oldenburg; bekanntlich ging dieser Gedanke erst in ihren späteren Regierungsjahren in Erfüllung. Peter übertrug Katharina im März 1755 alle Geschäfte in Betreff Holsteins. Als sie am 1. Oct. 1754 einen Sohn, Paul Petrowitsch gebar, flüsterte der Hof von Soltykow's Vaterschaft; an ihre Tugend glaubte niemand, und der liederliche Hof fand es begreiflich, daß sich die blühende Gestalt nach fremder Liebe sehnte, da Peter sie von sich wies und anderwärts Liebe spendete. Da aber Bestuschew in Soltykow einen gefährlichen Intriguanten erkannte, der ihm hinderlich werden konnte, entfernte er ihn ins Ausland, wo er bis zum Tode Elisabeth's blieb. Katharina fühlte sich durch ihren Sohn derart mit der russischen Nation verknüpft, daß sie höchst gleichgültig auf die Zukunft ihres Gemahls sah und immer eisiger gegen ihn wurde. Die Gatten führten ein ganz getrenntes Leben, besuchten sich täglich, wenn sie an einem Orte lebten, und hingen ihren sehr verschiedenen Liebhabereien nach. Katharina legte im Bezirke von Oranienbaum einen Garten und kleinen Palast an, verbrachte hier die schöne Jahreszeit und trieb eifrig das Studium der französischen Literatur. Früh mischte sie sich auch in politische Angelegenheiten, mit ungewöhnlichem Geschicke zur Intrigue begabt, und am Hofe fand sie reichen Boden für Ränke und Machinationen, während sie durch den britischen Gesandten Sir Hanbury Williams mit dem schönen Polen Stanislaus Poniatowski bekannt wurde und in das innigste Liebesverhältniß trat. Als Katharina am 20. Dec. 1757 eine Tochter Anna Petrowna bekam, schrieb man Poniatowski die Vaterschaft zu und Peter selbst that Aeußerungen in diesem Sinne. Katharina stand auf der Seite Bestuschew's, der ihr Privatleben begünstigte, und obgleich sie Friedrich dem Großen ihre Stellung verdankte und seine Leistungen bewunderte, sagte sie darum 1755 in meisterhafter Heuchelei zu Williams, Friedrich habe das allerschlechteste Herz und sei sowol der natürliche wie auch der gefährlichste Feind Rußlands. Sie sprach von ihrer großen Anhänglichkeit an Georg II., war sehr unzufrieden über die Unterhandlungen der Kaiserin mit Frankreich und forderte von Williams, um thätig mitwirken zu können, 20,000 Dukaten; sie erhielt sie zwar vom britischen Ministerium am 8. Aug. 1756, nachdem sie schon früher Gelder von dort bezogen hatte, doch nützte dies England nichts; Elisabeth haßte die britische Regierung, die Bestuschew besoldete, als die in Westminster gewonnene Freundin des ihr tödlich verfeindeten Königs von Preußen; der wiener Einfluß in St.-Petersburg überwog den londoner und die britische Regierung kam um ihr Geld, während Maria Theresia sich factisch von ihr löste und zu Ludwig XV. trat. Katharina verbrauchte das britische Geld zu ihren eigenen Zwecken, misbilligte aber Maria Theresia's Verhalten gegenüber Georg II. und erklärte Williams im September 1756, nur ein Bündniß zwischen Großbritannien, Rußland, den Generalstaaten, Preußen und einigen deutschen Ständen könne Europa retten; dabei vermied sie es sorgfältig, nach Art ihres Gemahls die Sympathie für Preußen zur Schau zu tragen. Sie sah ihre Gegner in der kaiserlichen und der französischen Diplomatie und ihrem Anhange, den Schuwalow u. a., wollte beiden Höfen Streiche spielen und schloß sich immer enger an Bestuschew an.

Von Grund aus unehrlich und schlecht, ein geschwo-

rener Feind Peter's, reizte Bestushew Katharina immerfort gegen ihn auf, schmeichelte und huldigte ihrer Sinnlichkeit, dachte an die Ausschließung Peter's vom Throne und an ihre einstige Erhebung auf denselben, da er als ihr Gläubiger auf die Herrschaft im Reiche hoffen zu dürfen glaubte, und verbündete sich und sie mit Kyrill Razumowski, Stepan Apraxin und andern einflußreichen Männern. Während des Feldzugs von 1757 fuhr der Großkanzler fort, mit ihr zu conspiriren, und versprach, sobald die kränkelnde Kaiserin Elisabeth sterbe, ihr oder ihrem Sohne Paul den Thron zu verschaffen. Als Elisabeth ernstlicher erkrankte, rief er den Feldmarschall Apraxin vom Kriegsschauplatze zurück; aber zu seinem Schrecken genas die Kaiserin und stürzte ihn und Apraxin im Februar 1758. Katharina war durch Bestushew in unmittelbare Correspondenz mit Apraxin getreten, die jetzt ans Licht kam. Elisabeth war außer sich über Katharina, Peter behandelte sie voll Verachtung. Katharina setzte allen Anklagen unerschütterlichen Stolz entgegen, vermied es, öffentlich zu erscheinen und Elisabeth zu begegnen, und wartete, bis sich der heftigste Sturm gelegt hatte. Dann suchte sie wirkungsvolle Fürsprecher, wandte sich in erster Reihe an den bei Elisabeth allgewaltigen Feind Bestushew's, Iwan Iwanowitsch Schuwalow, und schrieb an Elisabeth einen höchst pathetischen Brief, worin sie ihr in rührenden Worten für alle Güte dankte, beklagte, ihren Zorn und Peter's Haß auf sich gezogen zu haben, sie um die Erlaubniß bat, zu den Ihren zurückkehren zu dürfen, und es Peter freistellte, eine andere Frau zu heirathen. Elisabeth ließ sie vor, Katharina fiel ihr zu Füßen, spielte die reuige Sünderin, betheuerte ihre Besserung und begütigte die von Schuwalow bearbeitete Zarin, die von ihrer Heimsendung nichts hören wollte, während Peter fest darauf gebaut hatte, um Elisabeth Woronzow, seine Maitresse, zu heirathen. Am 21. Mai 1758 durfte Katharina neben Peter wieder bei Hofe erscheinen. So ging die Strafe für die erstmalige Theilnahme an einer Verschwörung an ihr vorüber; Poniatowski wurde, da seine Beziehungen zu ihr zu eclatant waren, von St.-Petersburg entfernt.

Der Tod Elisabeth's und die Thronbesteigung Peter's III. machten Katharina am 5. Jan. 1762 zur Kaiserin, an welchem Titel sie sich genügen lassen sollte. Ihr Liebesverhältniß zu dem schönen Artillerieoffizier, Grigorj Grigorjewitsch Orlow, versprach Folgen, sie hielt sich von der Oeffentlichkeit möglichst zurück und gebar am 29. April einen Alexei getauften Sohn, den späteren Grafen Bobrinski. Seit ihrem ersten Fehltritte hatte sie allmählich die Scheu und Scham abgestreift und gab sich schwach ihren Lüsten hin, ohne jedoch ihren Geistesflug lähmen zu lassen; im Gegentheil wuchs ihr Ehrgeiz zusehends.

Peter machte sich allgemein verhaßt, indem er die offenste Verachtung alles Russischen zeigte und unvernünftig das Fremde bevorzugte, sich als Holsteiner und Verehrer preußischer Einrichtungen geberdete, sich mit den in Rußland eine Prätorianerrolle spielenden Garden verfeindete, den Klerus vor den Kopf stieß und die Gebräuche der griechischen Kirche laut verhöhnte, Adel und Volk beleidigte. Katharina hingegen unterließ nichts, um allen Ständen und Schichten der Nation zu schmeicheln, sich überall Freunde und ergebene Anhänger zu gewinnen und öffentlich als die ergriffenste Verehrerin griechischer Religion und als begeisterte Russin aufzutreten. Von Peter wegwerfend behandelt und bedroht, ins Kloster gesperrt und geschoren zu werden, gezwungen, Elisabeth Woronzow neben sich zu dulden und sogar auszuzeichnen, wußte sie die öffentliche Theilnahme zu erwerben und sich als verfolgte Unglückliche dem Mitleiden der Nation nahe zu bringen. Peter glaubte sie nur mit der ihm verhaßten französischen Literatur beschäftigt und mied ihre Cirkel, um nicht beständig durch ihre geistige Ueberlegenheit geschlagen und beschämt zu werden. Sie aber sann auf seinen Sturz und auf ihre Thronbesteigung; ihre Liebe zu ihrem ersten Sohne Paul war nicht groß genug, sich mit der Regentschaft für diesen begnügen zu wollen. Seit dem Sturze Bestushew's vorsichtiger in ihren Machinationen und von den Schuwalow vernachlässigt, war Katharina längere Zeit ohne Verbindung mit den Großen am Hofe und auf die Gebrüder Orlow angewiesen, bis ihr die Güte des Geschicks in der jugendlichen Fürstin Daschkow, der Schwester von Peter's Maitresse Woronzow, eine der gewandtesten Intriguantinnen zur Seite stellte (s. meinen Aufsatz: „Die Fürstin Daschkow" in der Revue „Auf der Höhe" Bd. 4, Heft 2, August 1882). Die Fürstin führte ihr den Oberstfhofmeister des Thronfolgers Paul, Nikita Iwanowitsch Panin, Kyrill Razumowski, den wegen des Ismailow'schen Garderegiments hochwichtigen Hetman, zu, gewann Bestushew's Neffen, Fürst Wolkonski u. a. Auch der Erzbischof von Nowgorod schloß sich ihnen wegen der antikirchlichen Haltung Peter's bereitwilligst an und seine Mönche wühlten im Volke und in den Kasernen gegen den ketzerischen Kaiser. Freilich hatten die Verschworenen, die in wenig Beziehungen zueinander standen, sehr verschiedene Pläne für die Zukunft und wol die meisten glaubten, Katharina werde Regentin für ihren Sohn und nichts weiter werden. Katharina und die Daschkow gewannen noch eine lange Reihe Verschworener, die Orlow zogen ihre Freunde herbei; Katharina ließ es sich viel Geld kosten, ihren Anhang zu vergrößern, und als ihr Staatsstreich geglückt war, fuhr sie fort, zu beschenken und zu bestechen, um die Geworbenen in der käuflichen Treue zu befestigen; große Summen dienten diesem Zwecke. Die Verschwörung war nahe daran zu scheitern, als der brutale Offizier Passek, ein Haupttheilnehmer, verhaftet wurde, und nun zauderten die Verschworenen nicht länger. In der Nacht zum 9. Juli 1762 vom dreistesten aller Verschworenen, Alexei Grigorjewitsch Orlow, auf ein Schreiben der Fürstin Daschkow von Peterhof abgeholt und mit Windeseile nach St.-Petersburg kutschirt, wurde Katharina hier von ihrem Geliebten, Grigorj G. Orlow, am 9. Juli in Empfang genommen und fuhr nach den Kasernen des erkauften Ismaïlow'schen Regiments; Katharina redete letzteres an, bat es um Schutz gegen Peter III. und versicherte, er habe sie und

ihren Sohn Paul ermorden wollen. Das Regiment gelobte, mit seinem Leben für sie einzutreten, das Semenow'sche Garderegiment trat ebenfalls zu ihr über, die Regimentspopen ließen es ihr Treue schwören, und gefolgt vom Hetman, zahllosem Volke und den Garden, fuhr Katharina zur Kasanschen Kathedrale. Hier segnete sie der Erzbischof von Nowgorod als Regentin ein, aber vor der Kirche rief Alexeï G. Orlow sie als Selbstherrscherin aus, und Panin's Zukunftspläne zerstoben. Katharina fuhr in die kaiserlichen Paläste; der Hof, der Senat, der Heilige Synod huldigten ihr wie die Garden, einer um den andern verließ den Kaiser, den man nicht für fähig hielt, ritterlichen Widerstand gegen seine rebellische Gemahlin zu wagen. Die französische und die kaiserlich-deutsche Gesandtschaft feierten ihren Sieg mit, indem sie dem Volke und Militär Branntwein spendeten. Um sich völlig zu rechtfertigen, ließ Katharina aussprengen, Peter III. habe einen Vergiftungsversuch gegen sie gemacht. Sie traf alle Vorbereitungen, um den Staatsstreich auszubeuten und vor einem Umschlage zu bewahren, und erließ ein auf die Nation wohlberechnetes, gegen Peter äußerst gehässiges Thronbesteigungs-Manifest, welches im Reiche verbreitet wurde. Sie ertheilte dem Feldmarschall Grafen Soltykow sofort Befehl, ein wachsames Auge auf die Provinz Preußen zu haben, in der er alsbald den Gebieter spielte, befahl dem General Peter J. Panin, an Rumanzow's Stelle das Commando in Pommern zu übernehmen, und rief das Corps des Generals Grafen Zachar G. Tschernischew, welches sich mit dem preußischen Heere vereinigt hatte, zurück; bekanntlich wagte es Tschernischew, diesen Befehl Friedrich dem Großen zu Liebe auf einige Tage zu ignoriren und erst nach dessen Siege bei Burkersdorf am 21. Juli abzuziehen, und Katharina vergab ihm. Mit der Fürstin Daschkow ritt Katharina in altrussisch-zugeschnittener Uniform, strahlend von imposanter Schönheit und mächtiger Erregung, an der Spitze der Truppen, die sich nach Oranienbaum wendeten, wo Peter in völliger Rathlosigkeit weilte. Seine Leute fielen von ihm ab, selbst die Vertrauten wurden Deserteure, er verwarf Münnich's tapfere Rathschläge, begann feige mit Katharina zu unterhandeln, überließ sich ihrer Gnade, begab sich der Krone und bat demüthig, sich mit seiner Geliebten und seinem Freunde Gudowitsch nach Holstein zurückziehen zu dürfen; der Verräther Kammerherr Ismaïlow arretirte ihn in Oranienbaum am 10. Juli, zwang ihn zu schimpflicher Abdankung, überlieferte das Document hierüber Grigorj G. Orlow und dem Fürsten Galitzin und brachte den Entthronten nach Peterhof, von da nach Ropscha. Katharina ließ ihn nicht vor sich, nahm gnädig die Huldigungen der Ueberläufer an und hielt in St.-Petersburg einen Triumpheinzug. Grigorj G. Orlow, der an ihrer Seite ritt, zeigte sich bereits bei der Abendcour als erklärter Favorit und erhielt in allen kaiserlichen Palästen St.-Petersburgs Wohnung. Die Theilnehmer an der Revolution wurden nach Wichtigkeit und Leistung reich belohnt und besonders ergoß sich das Füllhorn der Huld über die Orlow. Aufs entehrendste behandelt, endete Peter III. durch Mörderhand am 17. Juli. Ohne den Mord direct anzuordnen, hieß ihn Katharina im innersten Herzen gut, war den Mördern dankbar, erheuchelte aber bei der officiellen Kundgabe des plötzlichen Todes grenzenlosen Schmerz und that alles, was der Anstand von der Witwe erfordern konnte, vergab und vergaß Peter alle Sünden; sie suchte in raffinirter Heuchelei ihresgleichen in der Welt. Jetzt aber fühlte sie sich frei von allen Ketten als Rußlands unumschränkte Monarchin, an ihren Sohn dachte sie nicht. „Ihr ganzes Wesen setzte sich aus Contrasten zusammen: sie war wohlwollend und unbarmherzig, ausschweifend und arbeitsam, besonnen und ungestüm; aber alle Widersprüche hoben sich in dem Emporwachsen eines kolossalen Ehrgeizes, eines weltumfassenden Herrschersinnes. Die meisten Menschen, die in ihre persönliche Nähe traten, wurden unwiderstehlich von ihr gefesselt... Von Anfang an zeigte sie sich in den Geschäften unermüdlich, scharfsichtig, kenntnißreich. Man bemerkte, daß sie frauenhafte Sorgsamkeit mit staatsmännischem Ueberblicke verbinde, Menschen und Zustände mit zutreffender Feinheit beurtheile, ihren Ministern fortdauernd selbst die lenkenden Antriebe und schöpferischen Entwürfe gebe... Mit vorwärts drängender Begierde trat sie die Erbschaft Peter's des Großen an, und was in dessen unbändigem Geiste jemals an Macht- und Kriegsgedanken angeklungen war, das alles vereinigte diese Frau zu einem großen, verarbeiteten, bleibenden Systeme. Wenn man in den Kreis ihrer Eroberungspläne eintritt, so fühlt man sich wieder, wie bei ihren Ausschweifungen und Vergeudungen, inmitten des Orients; alles ist hier riesenhaft und gewaltig, hoch über dem Maße des Europäischen und tief unter der Linie des Menschlichen. So mild und klug ihr Walten in ihrer persönlichen Nähe sich zeigte, so entsetzlich trat nun ihre Herrschaft in ihrer weiteren Wirksamkeit auf. Hier hemmte sie kein entgegenstehendes Recht, durch keine Verheißung fühlte sie sich gebunden, kein Mittel war ihr zu abscheulich; und während sie mit Voltaire Lobschriften über Freiheit und Menschenrechte austauschte, hob sie sich zu einer Selbstvergötterung empor, die ihr die Abhängigkeit zweier Welttheile als das einzig mögliche Fußgestell ihres Ruhmes erscheinen ließ. Wie sie aber, vielleicht die einzige ihres Geschlechts, nicht blos Kaiserin, sondern zugleich Courtisane und Hausfrau zu sein verstand, so ragte sie nicht minder hoch unter den Welteroberern dadurch hervor, daß sie bei allem Uebermuthe ihrer Entwürfe bis an ihr Ende sich behutsame Kälte und Besonnenheit erhielt. Während sie mit glühender Phantasie ihre Wünsche in das Schrankenlose steigerte, hielt sie in ihrem Handeln stets an der Grenze des praktisch Erreichbaren inne; sie hatte die Kraft, unendliche Leidenschaften unaufhörlich zu befriedigen und zu zügeln, in Sinnlichkeit und Ehrgier gleich beispiellos zu schwelgen, und dabei ohne Unterbrechung ihre Umgebung und sich selbst zu beherrschen" (H. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, Bd. II.) Sie ließ ihre Macht nicht aristokratisch beschränken, wie Graf Nikita J. Panin gehofft hatte, sondern herrschte unbedingt und unbeschränkt; dem Adel gab sie Beschäftigung

in den Aemtern und in den Heeren, fesselte ihn durch Ehren an ihren Hof, vermehrte die Zahl der Orden, um ihn zu schmücken, und schuf, um ihn zu entwerthen, eine lange Reihe neuer Geschlechter; jeder politischen Macht wußte sie ihn zu entkleiden; hingegen sorgte sie für eine bessere Erziehung der adeligen Jugend, um der überhandnehmenden Versumpfung und Corruption zu steuern, und die Söhne des Adels wuchsen in militärischer Zucht, die Töchter in adeligen Erziehungshäusern auf. Um von Mit- und Nachwelt dauernd als schöpferischer Geist und große Herrscherin bewundert zu werden, wollte die Anhaltinerin Civilisation in Rußland verbreiten und, wo sich keine wirkliche Cultur durchführen ließ, wenigstens den Schein und die Tünche derselben hervorbringen; dabei hatte sie jahrelang emsig zu sorgen und zu arbeiten, um sich auf dem usurpirten Throne zu befestigen und jeden Gedanken an Widersetzlichkeit auszutilgen. Mit außerordentlichem Scharfblicke fand sie die Fähigsten aller Farben und Parteiungen aus, zog sie an sich, machte sie zu Vollstreckern ihres Willens und unterwarf sie sich; mit vollendeter Herzenskälte ließ sie die treuesten Rathgeber fallen, sobald es ihren Intentionen diente; als Meisterin der Lüge verbarg sie ihre Pläne und versprach oft das Gegentheil dessen, was sie im Sinne hatte. Indem sie das Andenken Peter's III. nach Kräften beschimpfte, nahm sie manche seiner verunglückten Reformen in die klügere Hand, um sie durchzuführen, und die Kirche lieh ihr Schirm und Weihe, während Katharina nur an die Unterwerfung des Altars unter den Thron dachte. Mit äußerster Härte schaffte sie die holsteinischen Truppen aus dem Lande; Prinz Georg Ludwig von Holstein, Peter's Vetter, mußte seiner Hoffnung auf Kurland entsagen, wurde aber durch eine Pension und die Statthalterschaft Holsteins für Katharina's Sohn Paul entschädigt; Katharina beseitigte den ganzen fremden Anhang Peter's, umgab sich, um immer mehr Russin zu scheinen, mit fast lauter Russen und wählte aus ihnen ihre Favoriten; ihr großes Verdienst bestand darin, „mit zwingendem Gebot durch gute und vernünftige Einrichtungen der Nation allmählich durch die Macht der Gewohnheit das Gute und Vernünftige annehmlich zu machen" (Herrmann). Ihr wie einst Peter I. setzte die russische bornirte Roheit zähen Widerstand entgegen und es bedurfte schwerer Arbeit, um zu siegen.

Katharina mußte besonders bedacht sein, die auswärtigen Verhältnisse zu klären; sie gab dem Könige von Dänemark, den Peter III. hatte bekämpfen wollen, friedfertige Versicherungen, rief ihre Truppen aus Mecklenburg ab und veranlaßte König Friedrich V., seinen Gelüsten nach Mitvormundschaft Paul's in Holstein zu entsagen. Zwar sah der Staatsminister Graf J. H. E. Bernstorff in Rußland den natürlichen Feind Dänemarks und fürchtete seine wachsende Macht; doch hielt er es für rathsam, sich mit Katharina freundlich zu stellen, und Katharina hielt seit Ende 1763 beständig darauf, in gutem Einvernehmen mit Dänemark zu leben (Correspondance ministérielle du comte J. H. E. Bernstorff, 2 Bde., Kopenhagen 1882), wobei immer wieder der projectirte Austausch von Oldenburg und Delmenhorst gegen die gottorpschen Gebiete mitspielte; Rußland gewann einen gewaltigen Einfluß in Kopenhagen. Rasch verständigte sich Katharina mit Friedrich dem Großen; lange hatte sie ihn für ihren Erzfeind und Peter's III. Aufhetzer gegen sie gehalten; aus seiner Correspondenz mit Peter ersah sie jetzt, daß er im Gegentheile ihm häufig zum Ausgleich mit ihr gerathen habe. Sie rief zwar ihre Truppen von denen Friedrich's zurück (s. oben), bestätigte aber den von Peter mit ihm geschlossenen Frieden und ließ Preußen räumen (August 1762); Preußen schien ihr vorzüglich geeignet, als ihr Alliirter den übrigen Großmächten, besonders dem Kaiser von Deutschland gegenüber, den Ausschlag zu Gunsten Rußlands zu erzielen; darum arbeitete sie auf ein enges Bündniß mit Preußen hin, dessen Spitze sich bald gegen Polen wendete, und wie sie war Panin für Preußen.

Katharina nützte die Eifersucht der Partei Panin's gegen die Familie Orlow und umgekehrt aus, um beide zu beherrschen. Umsonst versuchte Panin nochmals, sie für eine aristokratisch gebundene Regierungsform zu gewinnen, und schlug ihr die Errichtung eines Reichsraths nach schwedischem Muster vor; auf ihre Unumschränktheit sehr eifersüchtig, verwarf Katharina den Entwurf, den Panin nun fallen ließ; er gab sich zufrieden, da er die Leitung des auswärtigen Amts erhielt. Die Fürstin Daschkow hingegen fühlte sich nicht so anerkannt, wie sie es für die Julirevolution, ihr Werk, erwartete, sah mit Unwillen das Steigen der Orlow u. a. und trat zu allerlei Umtrieben gegen Katharina in Beziehung. Es lag nicht in Katharina's selbständigem Charakter, das Weib Grigorj G. Orlow's werden zu wollen, aber Orlow strebte hiernach, um mit ihr die Krone zu tragen, und der aus dem Exil zurückgekehrte Bestuschew-Rjumin (s. oben) unterstützte mit seinen Schlichen Orlow's plumpes Spiel. Er rieth Katharina, sich mit dem treuen Diener zu vermählen, verfaßte sogar „im Namen der Nation" eine Bittschrift an sie in diesem Sinne; in entschiedenster Weise widersprachen diesem Plane Graf Panin, Graf Tschernischew, der Großkanzler Graf Woronzow, Oheim der Daschkow, der Hetman Graf Razumowski u. a., und Katharina war klug genug, ein für allemal dem Eheproject abzusagen. Das Gerücht eines solchen hatte schon genügt, im August 1762 eine Verschwörung gegen Katharina im Semenow'schen Garderegiment hervorzurufen, die aber rasch erstickt wurde; vor eine Commission unter dem Hetman gestellt, wurden die Offiziere Chruschtschow und Guriew zum Tode verurtheilt, aber zur Cassation und Verbannung nach Sibirien begnadigt, die Gemeinen in der Stille getödtet. Katharina mußte rasche und stramme Maßregeln zu ihrer Sicherung ergreifen, nur Entschlossenheit konnte ihr dienen, unnöthige Grausamkeit bei Verhör und Proceß wünschte sie vermieden zu sehen, übertriebene Härte gefiel ihr nicht im Kampfe mit ihren Gegnern. Am 3. Oct. fand die Krönung Katharina's in Moskau statt. Der junge Offizier Chitrow wagte hier drohende Aeußerungen wegen des Orlow'schen Eheprojects, erinnerte daran, Katharina sei

überhaupt nur zur Regentschaft für ihren minorennen Sohn berechtigt, und bezeichnete als für sie angemessenen Gemahl einen Bruder des in Schlüsselburg schmachtenden Kaisers Iwan VI.; er berief sich auf die Bundesgenossenschaft der Fürstin Daschkow, Panin's, des Generalprocurators des Senats Glebow u. a., wurde wegen seiner Unvorsichtigkeit sehr bald arretirt und in Untersuchung gezogen; mit leidenschaftsloser Behutsamkeit vermied Katharina allzu gründliche Nachforschungen, und obgleich sie den gegründetsten Verdacht gegen die Fürstin, Panin und Glebow hatte, unterließ sie offenen Kampf mit ihnen. Sie schrieb der Fürstin, sie möge ihr mittheilen, was sie vom Complot Chitrow's wisse, erhielt eine impertinente Antwort und begnügte sich, die Fürstin vorübergehend nach Riga zu verweisen; schon im December 1763 kam sie nach Petersburg zurück, wo sie unter Katharina's Augen viel unschädlicher schien als in Moskau, dem hergebrachten Schmollwinkel des unzufriedenen Adels; Katharina haßte die Alliirte von 1762 und glaubte sie in jede Verschwörung gegen sie verwickelt. Chitrow, sein Bruder und einige Gardeoffiziere wurden einfach des Dienstes entlassen, durften nicht in Moskau und Petersburg leben und mußten schwören, ewig über das Complot zu schweigen. Wo sie es durfte, ohne dem Rückschritte Zugeständnisse zu machen, schmeichelte sie dem Nationalgefühle der Russen; konnte sie auch nicht nach dem Wunsche der Reactionäre in die Bahn Elisabeth's zurücklenken, mußte sie manchmal das directe Gegentheil dessen thun, was alte Würdenträger von ihr forderten, so stellte sie doch an alle hervorragenden Plätze Russen und bisweilen, wenn diese ihr zu unfähig schienen, hinter sie Ausländer als wenig bemerkbare und doch hauptsächliche Arbeitskräfte. Da sie aber nach dem Beifalle Europas verlangte, mußte sie suchen, die Wortführer der europäischen Literatur zu gewinnen, und setzte sich mit den auf diesem Gebiete allvermögenden Dichtern und Gelehrten Frankreichs sofort nach ihrer Thronbesteigung in Beziehung. Als die Encyklopädie in Frankreich verboten wurde, benutzte sie die Gelegenheit und in ihrem Auftrage mußte Graf Andrej Petrowitsch Schuwalow, der sie oft in literarischen Dingen berieth, an Diderot und Voltaire schreiben (September 1762): in Riga sollte die Encyklopädie fortgesetzt werden. Diese Auswanderung unterblieb, denn die französische Regierung besann sich eines bessern und ließ das Werk unbeirrt weiterführen. Aber Katharina hatte erlangt, daß die französischen Koryphäen ihr Lob anstimmten und die öffentliche Meinung in Europa ihnen nachplapperte. Sie galt jetzt für solidarisch verbunden mit Diderot, d'Alembert, Voltaire und andern Genossen des Liberalismus, der Toleranz und Humanität, für eine Verehrerin und Jüngerin der Aufklärung. Neben dem blendenden Scheine liebte sie aber auch das Sein, neben der Predigt liberaler und humaner Ideen ihre Anwendung; freilich „artete die französische sensualistische Richtung dieser mit ihren frivolen Neigungen sich verbindenden Aufklärung doch sehr bald in ihr, himmelweit verschieden von der Selbstbeherrschung Friedrich's des Großen, in eine gewissenlose Selbstvergötterung des eigenen Subjects aus, in der ihr philosophischer alter Lehrmeister (Voltaire) höfisch niedrig schmeichelnd sie nur zu sehr bestärkte. Der alte Spruch: vulgus vult decipi, ergo decipiatur, schien für sie erfunden zu sein" (Herrmann.) Mit warmem Eifer beförderte Katharina alle gemeinnützigen Unternehmungen, und neue Entdeckungen von wahrem Werthe durften ihrer Anerkennung und Ausnützung gewiß sein. Durch den Quäker-Arzt Sir Thomas Dimsdale ließ sie am 24. Oct. 1768 sich, am 2. Nov. d. J. ihren Sohn Paul impfen, in allen Gouvernements entstanden Pockenhäuser, von wo die Impfung sich über ihr Reich verbreitete. Lernbegierig und lernfähig, war sie beständig bemüht, bedeutende Gelehrte aller Zweige des Wissens nach Rußland zu ziehen, um hier westeuropäische Intelligenz anzupflanzen. Eine eifrige Forscherin in den Werken Montesquieu's, Buffon's und des Juristen Blackstone, forderte sie durch Graf Schuwalow d'Alembert auf, die Erziehung Paul's zu übernehmen, erhielt aber eine abschlägige Antwort; vergebens suchte sie, die Tortur aufhebend, den ruhmvollen Bekämpfer der Tortur, Cesare Beccaria, zur Uebersiedelung aus Italien zu verlocken; hingegen durfte sie sich darüber freuen, daß der große Mathematiker Euler 1766 aus Berlin nach Petersburg dauernd zurückkehrte. Es gelang ihr nicht, 1765 den Geographen Büsching in Rußland zu halten, so sehr sie ihn auch bat. Katharina trug Senač de Meilhan auf, eine Geschichte Rußlands zu schreiben, durch Pallas, Falk, Georgi, Gmelin, Güldenstädt und Rytschkow ließ sie die physische und geographische Beschaffenheit der unerforschten Gebiete des Südens und Ostens Rußlands untersuchen und beschreiben. Zum Lohn für Uebersendung werthvoller anatomischer Präparate und chirurgischer Instrumente übermachte sie dem hochangesehenen Morand eine Sammlung russischer Gold- und Silbermünzen; fast alle pariser Gelehrten und Künstler wurden durch ihre Huld ausgezeichnet und freigebig belohnt, um sie zu ihren Apelles und Homeren zu machen. Sie genoß bei allen literarischen Celebritäten die größte Hochachtung und stand in regster Correspondenz mit Voltaire, der ihr als der Semiramis des Nordens schmeichelte und zurief: „C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière!", mit Baron Grimm, mit Zimmermann, d'Alembert, Diderot u. a. Als sie erfuhr, Diderot habe kein Vermögen und wolle, um seine einzige Tochter auszustatten, seine Bibliothek verkaufen, erstand sie letztere, ließ ihm aber den lebenslänglichen Gebrauch und setzte ihm als Aufseher derselben ein Jahrgehalt aus. Als Diderot und Grimm 1773 nach Petersburg kamen, überhäufte Katharina sie mit Aufmerksamkeiten und unterhielt sich mit ihnen in ihren Mußestunden von Literatur, Philosophie, Gesetzgebung, Nationalökonomie, Staatswissenschaft, Völkerglück und Freiheit, handelte aber oft im ausgesprochensten Gegensatze zu ihren Lehren und meinte: „Diderot ist in vieler Hinsicht hundert Jahre alt, in mancher aber erst zehn." Aus den zahllosen Briefen Katharina's spricht oft „nicht blos feiner Weltton, weibliche Anmuth und literarische Begabung, sondern auch ein weiches Gemüth, ein wahrhaft liebenswürdiges Temperament, eine durch

und durch gutgeartete Natur" (Brückner). Sie verwandte sehr viel Zeit auf das Briefschreiben und ihre Briefe bieten einen tiefen Einblick in ihr Geistes- und Gemüthsleben. „Mit vollem, rückhaltslosem Genusse schwelgte die Kaiserin in diesem langathmigen Ideenaustausche mit den hervorragendsten Zeitgenossen; die Kunst des Briefschreibens war ihr Selbstzweck; sie gönnte sich die Freude an dem geistreichen Spiele als eine Erholung von der großen Arbeitslast der Regierungsgeschäfte; es war ihr Ehrgeiz, in der Kunst des Briefschreibens es den Besten ihrer Zeit gleichzuthun." Ihr Briefwechsel diente ihr auch, gehässige oder entstellte Nachrichten über sie, ihre Regierung u. s. w. zu corrigiren, ihre humanen und völkerbeglückenden Absichten zu manifestiren, und der Weihrauch ihrer Adressanten wurde ihr zum Bedürfniß. Sehr lebhaft war ihr Interesse am Theater, sie schrieb eine lange Reihe bedeutungsloser Dramen und Lustspiele, die meist im engeren Hofkreise zur Darstellung kamen und theils Stoffe aus der ältesten russischen Geschichte behandelten; an Shakspeare machte sie viel Studien, wiederholt versuchte sie, seine Eigenart zu imitiren. Da in ihren Stücken meist viel gesungen wurde, so hatten Cimarosa, Sarti und Martini vollauf zu thun, um die gewöhnlich mit Hülfe des Geheimschreibers Chrapowitzkij gereimten Librettos Katharina's in Musik zu setzen. Ihre Stücke wurden als: „Recueil des pièces données au théâtre de l'Erémitage" gedruckt. Katharina las sehr viel und liebte historische Werke, arbeitete später gern an Streitschriften gegen Gustav III. von Schweden, trieb fleißig russische Geschichte und wagte es, als Geschichtschreiberin ihres Reichs aufzutreten; 1787—1793 erschien ihre russische Geschichte in 5 Bänden in Petersburg im Drucke. Auch an der bildenden Kunst hatte sie viel Freude. Gern beschäftigte sie sich mit linguistischen Fragen; von bewundernswerther Strebsamkeit zeugen ihre dilettantischen Versuche der Sprachvergleichung; sie trat mit vielen Fachgelehrten des In- und Auslands in Verkehr und veranlaßte „Das Wörterbuch aller Sprachen und Dialekte", dessen 1. Band 1787 in Petersburg erschien(Näheres bei: „F. Adelung, Katharina's der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde", 1815; J. Grot, Die philologischen Studien der Kaiserin Katharina II., Moskau 1877.) Baron Grimm, für den Katharina „l'impératrice de tous les coeurs comme de toutes les Russies" war und der an der „Nord-Minerven-Krankheit" zu leiden vorgab, erklärte Katharina für „einen ganzen Kerl", vermittelte für sie den Ankauf von Kunstwerken und die Auszeichnungen an Gelehrte und Künstler des Auslands, sandte ihr neu erschienene Bücher von hervorragender Bedeutung und schrieb für sie Bulletins über neue französische Werke.

Da sich das russische Volk, welches in Moskau bei Katharina's Krönung ganz anders als in dem internationalen Petersburg zur Geltung kam, eher ablehnend als herzlich gegen sie erwies, ihren Sohn jubelnd, sie schweigend empfing, bestärkte dies Katharina in ihrem längstgefaßten Plane, die politische Bedeutung der Kirche zu brechen, in der sie die Führerin des Altrussenthums erkannte. Wie Peter III. erschien ihr der große Grundbesitz der Kirche gefährlich und sie that, was ihm zum Verbrechen angerechnet worden war: im Frühjahre 1764 wurde der Kirche ihr ganzer Grundbesitz unwiderruflich entzogen und der Verwaltung einer weltlichen Behörde übergeben; der Klerus kam nun in finanzielle Abhängigkeit von der ihn auslöhnenden Regierung und verlor alle politische Macht. Diese durchgreifende Umgestaltung vollzog sich ohne Widerstand, da Katharina die vornehmsten Geistlichen mit Geld gewonnen hatte; besonders willfährig war der Erzbischof von Nowgorod, der früher so eigenwillig aufgepocht hatte. Aber viele Geistliche waren wüthend über die Säcularisation und schürten bei Volk und Heer gegen Katharina, ohne einem genau bestimmten Plane zu folgen; manche mögen auch an den Kaiserknaben Iwan VI. erinnert haben. Die Steigerung einiger Abgaben und der grenzenlose Dünkel der Brüder Orlow vermehrten die allgemeine Unzufriedenheit. Um den Cultus vom Aberglauben zu reinigen, wollte Katharina den Bilderdienst verringern, und um einen freieren Geist in die Lehre der Kirche zu bringen, schickte sie junge Theologen nach England, wo sie Religionsgeschichte und Philosophie studiren sollten; die junge Geistlichkeit mußte ihrer Ansicht nach der westeuropäischen Cultur mehr und mehr genähert werden, aber der Volksgeist hielt zähe am Alten fest und verschanzte sich gegen diese Reformen des Kirchenlebens. Von unbekannter Seite wurde jetzt versucht, die allgemeine Aufmerksamkeit von Paul ab auf den im Kerker zu Schlüsselburg schmachtenden Kaiser Iwan VI. abzulenken, von dessen Blödsinne die wenigsten wußten und den die Nation für einen fähigen Mann von 24 Jahren hielt. Katharina fürchtete, er könne ihr einst gefährlich werden, und erneuerte einen Befehl, ihn bei einem Befreiungsversuche zu tödten, was jedem seiner öfter wechselnden Wächter eingeschärft wurde. Unter der Hand cursirte jetzt ein angeblich von dem Schurken Staatsrath Wolkow in Peter's III. letzten Tagen auf seinen Befehl verfaßtes Manifest, worin „die Verbrechen" der Kaiserin schonungslos aufgedeckt waren und Peter ihren Sohn Paul als unecht von der Erbfolge ausschloß. Die kaiserliche Geheimpolizei kam rasch den Umtrieben auf die Spur; Glebow, Passek und Teplow blieben die Urheber nicht verborgen; eine Bekanntmachung Katharina's verbot den Gardesoldaten, sich ohne besondere Ordre ihrer Offiziere zu versammeln, die verwegensten unter ihnen wurden geknutet und nach Sibirien verschickt. Als der Lieutenant Mirowitsch einen Versuch zu Iwan's Befreiung in Schlüsselburg wagte, wurde dieser von seinen Wächtern am 16. Juli 1764 im Schlafe überfallen und ermordet; Mirowitsch, der vielleicht auf Anstiften anderer — die Fürstin Daschkow wußte sich von jedem Verdachte zu reinigen — gehandelt hatte, wurde hingerichtet; „in Rußland blieb die Vorstellung herrschend, daß Katharina selbst das Gaukelspiel veranstaltet habe, das mit Iwan's Tode enden sollte und mußte" (Bernhardi), und die erboste Geistlichkeit nährte diese Ansicht im stillen. Der Erzbischof von Rostow, Arssenij Mazejewitsch, protestirte in schneidendem Tone gegen die Einziehung der Kirchengüter und die Selbst-

herrschaft der Zarin; diese bestrafte ihn als Staatsverbrecher und hätte ihn gern auch als falschen Propheten verdammt, was ihr nicht gelang; im Gegensatze zu andern Fällen trat sie 1765 gegen Arssenij mit großer Härte und Rachsucht auf und verbot Bestushew-Rjumin, für ihn einzutreten, so werth ihr sonst der alte Lehrmeister der Intrigue war.

Katharina beschränkte die Macht des Senats und entkleidete ihn aller politischen Bedeutung, theilte ihn in sechs Departements mit bestimmtem Geschäftskreise und degradirte ihn zur Behörde zweiter Ordnung; sie schuf das Cabinet für ihre Privatangelegenheiten und entzog zu seinen Gunsten viele Angelegenheiten der Kenntniß und Autorität des Senats; sie errichtete den Geheimen Staatsrath unter ihrem Vorsitze und mit der Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Reichs, hier wurden fortan alle wichtigen Angelegenheiten berathen und entschieden, alle Regierungszweige wurden von hier aus besser organisirt. Vergebens suchte des Ministers Panin Bruder, der Feldmarschall, dem Senate eine mächtigere Rolle zu retten: Katharina ignorirte seine Bemühungen; den Bruch mit den Panin vermied sie, da sie ihr Gegengewicht gegen die tyrannische Willkür der Orlow bildeten. Ihrer persönlichen Sicherheit wegen erschien ihr die Geheimpolizei unerlaßlich und wenn sie auch die Beseitigung der geheimen Kanzlei am 19. Oct. 1762 bestätigte, so bildete sie doch das geheime Polizei- und Spionirsystem ungewöhnlich aus, denn alles Wesentliche sollte in ihrer centralisirten Administration zu ihrer persönlichen Kenntniß gelangen. Sie kannte sehr wohl die in allen Verwaltungszweigen herrschende Unredlichkeit, Bestechlichkeit und Raubsucht der Beamten, schritt energisch gegen Misbräuche, Betrügereien und Erpressungen hoher und niederer Beamten ein, studirte eingehend jeden Proceß gegen solche und strebte ehrlich nach der Einführung eines besseren Rechtszustands; sie beobachtete scharf, tadelte schneidend und strafte hart.

Mit der Volkserziehung beschäftigte sich Katharina vorerst nicht; um aber den Bauern Arbeitsamkeit und Ordnung einzupflanzen, zog sie deutsche Colonisten nach Rußland und räumte ihnen bedeutende Privilegien ein; in den wüsten Landstrecken an der Wolga und Samara, in Ingermanland und Livland entstanden Colonien der Ausländer (meist Deutscher); aber der russische Bauer nahm sich kein Vorbild am Fleiße der Einwanderer. In Sibirien ging die Colonisation im alten Stile weiter und brachte besonders dem Tobolskischen Gouvernement Segen. Katharina verbesserte die höheren Unterrichts- und wissenschaftlichen Anstalten, errichtete 1778 das Oberschulcollegium zur Leitung der im ganzen Reiche eröffneten Volksschulen, vermehrte und verbesserte die Seminarien, stiftete 1764 an der Akademie der Künste eine Erziehungsschule, 1762 ein Ingenieur- und Artillerie-Cadetencorps, 1764 die „japanesische“ Navigationsschule mit Rücksicht auf den asiatisch-amerikanischen Handel, Findel- und Erziehungshäuser, 1764 das reichsmedicinische Collegium und bei dem Senate eine Landmessungscommission, legte über 200 Städte an und stiftete 1783 die Akademie zur Vervollkommnung der russischen Sprache. Im J. 1766 erneuerte und erweiterte sie den Handelsvertrag mit England, sie gab der Kaufmannschaft neue Rechte und erließ 1785 ein neues Seerecht nebst einer Schiffahrtsordnung; von Graf Sievers berathen, ließ sie zur Belebung des Handels zahlreiche Kanäle graben; auch der Bergbau hob sich. Durch ihre zahlreichen weisen und allmählich reformirenden Verfügungen stiegen unter Katharina die Staatseinkünfte von dreißig auf sechzig Millionen Rubel; die Landmacht mehrte sich auf 450,000 Mann und die in Verfall gerathene Flotte auf 45 Linienschiffe. Seit Peter III. lastete die Leibeigenschaft besonders schwer auf dem kleinen Manne und hielt ihn in Sklaverei. Katharina beschäftigte jahrelang der Gedanke an Aufhebung der Leibeigenschaft, um Europa neuen Grund zur Bewunderung zu bieten. Sobald sie denselben nur andeutete, stieß sie aber auf einen so einmüthigen Widerstand des Adels, auf eine solche „Tigerwuth“ (Bernhardi), daß sie erschreckt zurückprallte. Nur der reichste Privatmann, Graf Nikolai Petrowitsch Scheremetew, der von seinen 120,000 Bauern jährlich 600,000 Rubel Einkünfte zog, erklärte 1767 edelsinnig, er wolle seine Leibeigenen freigeben, wenn Katharina die Aufhebung der Leibeigenschaft durchsetzen könne. Katharina forderte anonym die auf Grigorj G. Orlow's Anlaß 1765 in Petersburg gegründete und von ihr freigebig unterstützte „Freie ökonomische Gesellschaft“ auf, eine Preisfrage über die Lösung der Leibeigenschaftsangelegenheit auszuschreiben; ihr Wunsch wurde ignorirt, und erst als sie ihn erneuerte und tausend Dukaten zum Preis setzte, erfüllt. Zahlreiche Schriften liefen ein und die gemäßigteste eines Aacheners Berte wurde prämiirt; als aber Katharina sie ins Russische übersetzen und drucken lassen wollte, erhob sich entschiedener Widerstand und der Generalprocurator des Senats Fürst Wiasemski legte Protest ein; trotzdem ließ Katharina die Schrift übersetzen und drucken; da aber niemand für deren Verbreitung sorgte, blieb sie fast unbekannt. Auf der Gesetzgebenden Versammlung wurde in Petersburg im Mai 1768 die Frage von der Leibeigenschaft auch berührt und führte zu den erregtesten Scenen. Katharina konnte ihr Vorhaben nie durchführen, selbst von Milderung des Loses der Leibeigenen war keine Rede, und schließlich ließ Katharina nicht nur ihre Pläne fallen, sondern führte unter Potemkin's Beeinflussung 1783 die Leibeigenschaft in Kleinrußland für $1^1/_2$ Millionen bisher Freie ein.

Rußland bedurfte eines modernen Gesetzbuchs umfassender und erschöpfender Natur und Katharina wollte ihre Regierung damit schmücken, um den Ruhm einer Gesetzgeberin zu ernten; sie rechnete auf das Lob der liberalen Welt und wollte alle im Reiche vorhandene Intelligenz zur Erfüllung ihres Wunsches verwerthen, ihr Volk glücklich zu sehen. Zwei Jahre arbeitete die Kaiserin an einer Instruction für die zu berufende Gesetzgebende Commission, besprach manche Abschnitte mit Fürst Orlow, Graf Nikita J. Panin u. a., und am 14. Dec. 1766 erschien ihr Manifest, welches ihren Entschluß verkündete, eine Gesetzgebende Versammlung einzuberufen. Deputirte

aus Senat und Synod, aus den Collegien und Kanzleien, aus allen Kreisen und Städten des Reichs sollten nach Moskau kommen, um ihre localen Anliegen mitzutheilen und am neuen Gesetzbuche mitzuarbeiten. In den nächsten Monaten fanden die Wahlen der Deputirten statt, 564 wurden gewählt und Katharina traf am 13. Febr. 1767 in Moskau ein. Während sie als Repräsentantin der allgemeinen Menschenrechte das Princip der Gleichheit predigte, traten ihr in vielen Cahiers der Deputirten locale berechtigte Eigenthümlichkeiten, Sonderrechte und Privilegien entgegen; aber auf das gründlichste wurde sie durch die Cahiers über die Bedürfnisse aller Unterthanen orientirt. Die weitläufige Instruction Katharina's enthielt lange Auszüge aus Montesquieu und Beccaria, die sie unendlich verehrte, und zeugte überall von der französischen Aufklärungsphilosophie und der Einwirkung westeuropäischer Publicistik; in Frankreich setzte sie Choiseul auf den Index, während Friedrich der Große in Lobpreisung sich selbst überbot und die Berliner Akademie Katharina 1768 zum Mitglied ernannte. Katharina dachte nicht entfernt daran, ihre autokratische und schrankenlose Gewalt aus philanthropischen Rücksichten zu Gunsten des Volks beschneiden zu wollen. Für den Gang der Verhandlungen der gesetzgebenden „großen Commission" wurden sehr mangelhafte Anordnungen getroffen und erst nach monatelanger Berathung erhielt sie am 8. April 1768 eine Richtschnur für die gesetzgeberischen Arbeiten; nun erst konnten neben der großen Commission eine Anzahl Specialcommissionen gebildet werden, denen die eigentliche gesetzgeberische Arbeit vorbehalten blieb. Unter den Deputirten herrschte parlamentarische Disciplin und ruhiger Anstand, ihre Bildungsstufe war im Durchschnitte eine viel höhere, als meist behauptet wurde; aber es fehlte an parlamentarischer Erfahrung, an genauer Gliederung der zu discutirenden Stoffe und an strammer Leitung, sodaß manches unglaublich scheinende Intermezzo erfolgte. Am 31. Juli 1767 begann die Gesetzgebende Versammlung im Kreml ihre Sitzungen und schon am 12. Aug. trug sie Katharina als Zeichen der Dankbarkeit ihrer Unterthanen die Titel „der Großen, der Weisesten und der Mutter des Vaterlands" an, deren letzten allein Katharina annahm. Am 14. Dec. schlossen die Sitzungen in Moskau ab, wurden am 18. Febr. 1768 im Winterpalais von Petersburg fortgesetzt, fanden allmählich seltener und immer seltener statt und wurden am 18. Dec. 1768 abgeschlossen, wie es hieß des Türkenkriegs wegen; die Specialcommissionen blieben noch zusammen und setzten ihre Arbeiten fort. Wahrscheinlich war der Regierung die Fortsetzung der Gesetzgebungscommission nicht opportun, erschien ihr überflüssig, ja gefährlich; sie hielt die größte Vorsicht bei allen Reformen für geboten, und Katharina folgte den conservativen Rathschlägen ihrer Umgebung. Alles war und blieb Torso. Die Specialcommissionen wurden erst durch Ukas vom 4. Dec. 1774 geschlossen. Keineswegs aber war das ganze Unternehmen eine Farce gewesen, die ohne Abschluß gebliebene Arbeit der Gesetzgebenden Versammlung warf ihre Schatten auf Katharina's ganze legislatorische Thätigkeit.

Das Volk konnte keine Neigung für sie gewinnen, begrüßte aber, zumal in Moskau, ihren Sohn Paul als legitimen Kaiser überall mit beleidigendem Enthusiasmus. Ein Vetter der Kaiserin Elisabeth, der Offizier Tscheglokow, plante ein Attentat auf Katharina's Leben, um Paul auf den Thron zu setzen, wurde aber im Februar 1768 nach Sibirien verbannt; trotz aller Gereiztheit unterließ Katharina eine genaue Untersuchung.

Unter Panin's Einfluß begann Katharina ihre auswärtige Politik mit dem Frieden mit Preußen, bald aber mischte sie sich in die polnischen Angelegenheiten. Indem sie sich als Oberherrin Kurlands geberdete, befahl sie, ohne Rücksicht auf den neuen Herzog Karl aus dem Kurhause Sachsen, am 20. Juli 1762 dem aus Sibirien zurückgekehrten Biron, sich wieder in sein Herzogthum zu begeben, hörte nicht auf die Proteste des Königs August III. von Polen und der kurischen Stände, restituirte den in Kurland Verhaßten durch die Gewalt russischer Bajonnete am 10. Febr. 1763 in Mitau, zwang Karl zur Flucht und nöthigte 1769, als die Klagen über Biron's Tyrannei zu heftig wurden, ihn zur Abdankung an seinen Sohn Peter, der noch willkürlicher herrschte. Katharina benutzte den Tod August's III., um ihren Einfluß in Polen zu vermehren und zu erweitern. Mit Friedrich dem Großen traf sie Verabredungen wegen der Thronbesetzung. Beide waren gegen die Wahl eines Erzherzogs, des Prinzen Conti und des Herzogs Xaver von Sachsen, hingegen für einen Piasten; gleichzeitig orientirte sich Katharina genau über die Stimmung der Höfe von Wien und Versailles wegen Polens, und verfolgte mit Panin den Gedanken eines nordischen Bundes unter russischer Führung. Katharina empfahl Friedrich als bestgeeigneten Throncandidaten ihren einstigen Geliebten Stanislaus Poniatowski, dessen absolute Bedeutungslosigkeit niemand genauer kannte. Sie wollte, daß die Krone Polens nicht erblich werde, die unselige Verfassung fortbestehe, auf den Reichstagen nach wie vor das liberum veto (und Stimmeneinheit) in Geltung bleibe und die bewaffnete Macht nicht vermehrt werde, und hielt einen großen Theil der russischen Truppen an der Grenze zum Einrücken bereit, erheuchelte aber größte Friedensliebe. Graf Keyserlingk und Fürst Repnin wurden nach Warschau entsandt und Katharina erklärte: falls die Thronfrage sich nicht nach ihrem Wunsche entscheiden wolle, werde sie alle Kräfte anwenden, „die ihr die Vorsehung in die Hand gegeben habe". Von Stanislaus forderte sie, er müsse das russische Interesse stets als das seine ansehen; sie wollte durch ihn ebenso in Warschau herrschen wie durch Biron in Mitau. Die russischen Minister versicherten feierlich, Katharina denke nicht an Theilung Polens und werde keine solche dulden, wer sie auch versuchen wollte; die Gesandten Rußlands und Preußens verbürgten dasselbe am 27. Dec. 1763 dem Primas. Beide Höfe steuerten aber auf ein enges Bündniß hin, welches am 11. April 1764 abgeschlossen wurde, um gemeinsam in Polen einzuwirken. Katharina sandte Truppen nach Polen und unter deren Drucke wurde Stanislaus zum König gewählt; Katharina's Bestechung that unter den Großen Wunder; der Reichstag hieß auch ihre Ver-

gewaltigung Kurlands gut und erkannte ihren Kaisertitel an, wofür Katharina sich erbot, die polnischen Gebiete zu garantiren und gegen jeden Angreifer zu schützen. Als Schützerin der Dissidenten gewann Katharina immer größeren Einfluß auf Polen; Friedrich der Große schlug denselben Weg ein; beide verhinderten jede Erstarkung und Reform Polens, Polen sollte elend bleiben, und alle reformatorischen Bemühungen des Hauses Czartoryski wurden paralysirt. Katharina's Gesandten in Warschau erlaubten sich jede Brutalität gegen die patriotischen Gegner Rußlands, während Katharina und der Oesterreich und Frankreich feindliche Panin an dem nordischen Bunde gegen diese Mächte arbeiteten und allerwärts Theilnehmer daran ausfindig zu machen suchten. Am 4. Mai 1767 schlossen Katharina und Friedrich II. von Preußen einen neuen gegen Oesterreich und die Türkei gerichteten Vertrag und Katharina bekam immer freiere Bahn für ihre polnischen Pläne. Sie ließ abermals Truppen in Polen einmarschiren, brachte die litauische Generalconföderation unter Fürst Karl Radziwill ganz in ihre Abhängigkeit, gebot über eine lange Reihe anderer polnischer Conföderationen und spielte immer ungescheuter die Gesetzgeberin Polens; unglaublich unpolitisch liefen die Polen in ihr Netz. Aber die Aufgeklärten im Lande sahen mit Abscheu auf die aufgenöthigte russische Vormundschaft und reizten die Pforte zum Kriege mit Rußland an. Während Rußland und Preußen den Dissidenten ihre früheren Rechte meistentheils wieder verschafften, Stanislaus sich ganz nach Katharina richtete, Polen durch den „Freundschaftstractat“ vom 28. Febr. 1768 völlig unter Rußlands Vormundschaft trat und Preußen wie Rußland das neue Staatsgrundgesetz garantirten, bildeten sich, unter der Aegide von Graf Franz Potocki und von Oesterreich, Frankreich und Türkei bearbeitet, die Conföderationen von Bar, Lublin, Halicz und Krakau gegen den russischen Einfluß und die neue Verfassung Polens, konnten sich aber im Felde nicht gegen die russischen Truppen halten. Als Haidamaken und Zaporogische Kosacken die tatarische Stadt Balta geplündert und verbrannt hatten, entstand eine heftige Spannung mit der Pforte und diese erklärte im October 1768 Katharina den Krieg. Katharina war hierauf nicht nur gefaßt, sondern begrüßte den Krieg als Anlaß, Ruhm zu erwerben, und wollte ihn mit aller Energie führen; es fehlte ihr auch nicht an Geld, da die Finanzen Rußlands sich gehoben hatten; aber vergebens suchte sie Preußen zur Theilnahme am Kriege zu beschwatzen und die Czartoryski zu einem Vergleiche zu bestimmen. Die Entscheidung von Polens Schicksal wurde vom Ausgange des Türkenkriegs abhängig gemacht. Gleichzeitig befestigte Katharina ihren Einfluß in Schweden auf Unkosten der Königsgewalt, was Frankreichs Feindseligkeit gegen sie erhöhte, und wurde dabei von Friedrich dem Großen unterstützt. Mit Dänemark hingegen stand Katharina im besten Einvernehmen; 1765 erneuerte sie die Defensivallianz, 1767 wurde im Princip der Tausch der großfürstlichen Gebiete in Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst angenommen und 1769 die Basis zu einem Familienpacte zwischen dem Könige von Dänemark und Katharina (resp. ihrem Sohne Paul) gelegt.

Friedrich der Große und Joseph II. näherten sich einander, aber Katharina brauchte darüber nicht in Sorge zu sein; Friedrich strebte nach Erneuerung seines Bündnisses mit ihr und sandte den Plan einer Theilung Polens, den sogenannten Lynar'schen Plan vom 2. Febr. 1769, nach Petersburg', ließ ihn aber fallen, als er Panin's Bemerkungen vernahm. Friedrich erneuerte sein Bündniß mit Rußland, welches letzterer Macht besonders vortheilhaft war, bis zum Jahr 1780.

Im J. 1769 rückten zwei Heere unter Fürst Galitzin und Graf Rumanzow gegen die Türken, Alexei G. Orlow erschien mit einer Flotte im Archipel, Choczim wurde genommen, Moldau und Walachei rasch ohne Widerstand erobert und Rußlands Botmäßigkeit unterworfen. Am 7. Dec. 1769 stiftete Katharina den St.-Georgs-Orden. So sehr auch Stanislaus in sie drang, seine Stellung zu erleichtern und Polen glücklich zu machen, paralysirte sie seine Macht beständig und arbeitete gegen die wohlmeinende Politik der Czartoryski. Preußen wirkte in Petersburg auf Frieden mit der Pforte hin, aber Katharina ließ sich im Siegeslaufe nicht aufhalten. Hingegen sah sie besorgt auf die neue Begegnung Friedrich's und Joseph's und lud den Bruder Friedrich's, Heinrich, nach Rußland ein, wo sie ihn mit vollendeter Liebenswürdigkeit unterhielt. Unterdessen hatte sich ein Heer unter Graf Peter J. Panin von der Ukraine gegen den Dnjestr gewendet, um Bender zu erobern, Rumanzow als Oberbefehlshaber des Hauptheers die großen Siege am Kalmassu, an der Larga und am Kaghul errungen und den Weg bis zur Donau gefunden; Alexei Orlow eröffnete den Mainoten vage Hoffnungen und veranlaßte ihre Erhebung gegen die Pforte, die sie dafür furchtbar entgelten ließ; einzig dem Verdienste der Briten Elphinstone, Greigh und Dugdale und des Viceadmirals Spiridow hatte er den Seesieg bei Tschesme und die Verbrennung der türkischen Flotte zu verdanken, Katharina aber feierte ihn, der ihr sehr theuer war, unverdient als „Tschesmenski“; der ganze Archipel erklärte sich für Rußland. General Tottleben war siegreich an das Schwarze Meer vorgedrungen, General von Medem hatte die Kabardei wieder unterworfen, die Gebirgsvölker des Kaukasus, die Fürsten von Mingrelien und Georgien, die Montenegriner standen gegen die Pforte auf. Durch Vertrag vom 17. Aug. 1770 brachte General Panin die Tataren von Jedissan und Budjak zur Unterwerfung unter Rußland, am 27. Sept. eroberte er Bender, besetzte Bessarabien, wo ihn Fürst Dolgoruki ablöste, und Akjerman wie Braila fielen in russische Gewalt. Unter dem Fürsten Wolkonski drangen die Russen immer tiefer in Polen ein, dessen Festungen sie fast sämmtlich nahmen; die Gegner Rußlands zogen beständig den kürzern. Katharina wollte noch nicht in Frieden mit den Türken treten, aber Frankreich und Oesterreich voneinander trennen, die beide letzteren freundlich waren. Sie schraubte ihre Friedensbedingungen an die Pforte sehr hoch, womit Friedrich II. unzufrieden war, da er einen europäischen Krieg aus der

Siegestrunkenheit Katharina's entstehen sah; er wollte nicht, daß Katharina sich ausbreite, ohne selbst eine Erwerbung zu machen. Im Juli 1770 hatte Maria Theresia die Zips besetzen lassen, Kaunitz suchte Friedrich II. zu bestimmen, daß er gegen den Erwerb Kurlands und Semgallens im Vereine mit den Kaiserlichen die Russen aus Polen jage, während Katharina dem Prinzen Heinrich von Preußen sagte, es scheine, man brauche sich in Polen nur zu bücken, um ein Stück Land aufzuheben, Panin von einer Zerstückelung Polens nichts wissen wollte und ganz Polen davonzutragen strebte. Als Friedrich II. jetzt eine Theilung Polens in Petersburg vorschlug, äußerte sich die dortige Regierung sehr günstig und nahm den Lynar'schen Plan (s. oben) an. Oesterreich drohte, Katharina bei ihrem Siegeszuge gegen die Türken in den Weg zu treten, und sie mußte, wenn sie nicht um den Siegespreis betrogen werden wollte, entweder die kaiserliche Regierung gewinnen oder durch Preußen in Schach halten. Ohne Katharina's Einwilligung hätte Friedrich niemals die Theilung Polens unternehmen können. Oesterreich sprach gegen dieselbe und verwarf Katharina's Friedensbedingungen an die Türken, mit denen es am 6. Juli 1771 heimlich ein Bündniß schloß. Die russischen Waffen waren fortgesetzt glücklich, und von Rußland geschickt inscenirte Aufstände in Georgien und Aegypten vermehrten die Noth der Pforte; das ganze linke Donauufer und die Krim fielen in russische Gewalt und am 1. Juli erkannten durch Vertrag die tatarischen Mursen Rußlands Oberhoheit an. Friedrich rieth in Petersburg, nicht zu sehr auf das Glück zu bauen, sondern Mäßigung in den Ansprüchen walten zu lassen, und hielt gleichzeitig durch seine feste Haltung Oesterreich davon ab, den Krieg mit Rußland zu versuchen. Nach langen Verhandlungen der Höfe, in denen Katharina ihre Schlauheit und Unbedenklichkeit im Gebrauche der Mittel zum Zweck bekundete, lenkte Oesterreich ein und trat dem Gedanken der Theilung bei. Am 17. Febr. 1772 schlossen Rußland und Preußen den ersten Theilungsvertrag, Oesterreich trat am 4. März bei. Katharina hätte lieber gesehen, wenn Oesterreich sich hauptsächlich türkische Gebiete ausgesucht und von polnischen Abstand genommen hätte, denn um jeden Preis wollte sie die Türkei schwächen. Am 5. Aug. 1772 wurde die erste Theilungsacte von Panin, Graf Solms und Fürst Lobkowitz in Petersburg unterzeichnet, russische Truppen besetzten die von Katharina gewählten Gebiete Polens, das ohnmächtig der Vergewaltigung zusah. Rußland erhielt die Wojewodschaften Witebsk und Miecislaw, die halbe Wojewodschaft Polock und einige Landschaften längs des Dnjepr, etwa 2200□ Meilen mit 1½ Millionen Seelen. Da erfolgte die schwedische Revolution, Gustav III. brach, von Frankreich unterstützt, die Adelsherrschaft; Katharina durfte vertragsmäßig Preußens Hülfe zur Wiederherstellung derselben anrufen, Friedrich II. aber wollte Gustav retten. Katharina gerieth, mit dem Türkenkriege und mit Polen genug beschäftigt, in große Verlegenheit und man fürchtete, bei einem schwedischen Angriffe könne Petersburg fallen. Für den Augenblick ruhten freilich die russischen Waffen; durch preußisch-österreichische Vermittelung wurde im Juni 1772 ein Waffenstillstand mit der Pforte geschlossen und am 19. Aug. begannen Verhandlungen wegen des Friedens in Fokschani. Katharina wünschte jetzt Frieden und eine russisch-preußisch-österreichische Tripleallianz. Grigorj G. Orlow, den bereits neue Geliebte mehrfach aus ihrem wandelbaren Herzen entfernt hatten, trat als Plenipotentiarius in Fokschani mit wahrhaft kaiserlichem Pompe auf, benahm sich gegen die Türken mit empörender Insolenz und hemmte jeden Vergleich; der Generalfeldmarschall Graf Rumanzow, der an seine Stelle kam, sah mit Betrübniß die Friedenshoffnungen verschwinden, da Katharina zu harte Forderungen an Mustapha III. stellte; andererseits zeigten die Ulemas großen Starrsinn. Der Waffenstillstand wurde verlängert, in Bukarest am 20. Nov. ein neuer Congreß eröffnet, der ergebnißlos endete. Trotz aller Bitten Rumanzow's, das entkräftete Heer nicht länger unter den Waffen zu halten, befahl ihm Katharina, im Juni 1773 über die Donau zu gehen; er aber erreichte nichts, mußte mit großem Verluste wieder über den Strom zurück und leitete neue Unterhandlungen mit dem Großvezier ein. Auch zur See geschah nichts von Bedeutung, indessen die Krimschen Tataren, Rußlands müde, der Pforte, der die Beruhigung Aegyptens auch gelang, ihre Unterwerfung anboten. Preußen und Großbritannien wirkten in Betreff Schwedens begütigend und beruhigend auf Katharina ein, die hingegen Danzig und Thorn Friedrich II. nicht gönnte. Von Polen wurde durch Rußland, Preußen und Oesterreich ein Reichstag erzwungen, auf dem die Brandschatzung Polens gutgeheißen werden sollte; militärischer Druck, Bestechung und Drohung wurden nicht gespart, um die Opposition zu entkräften, Stanislaus war absolut machtlos, am 30. Sept. 1773 nahm der Reichstag die Theilungsverträge an und Stanislaus ratificirte sie, am 19. Nov. wurden die Ratificationen ausgetauscht. Weder Rußland noch Preußen kümmerten sich mehr um die Dissidenten und überließen sie der Willkür des Reichstags. Oesterreich und Preußen erweiterten unberechtigt ihren Erwerb in Polen, Katharina mahnte sie davon ab, wurde aber nicht erhört. Im Mai 1774 begann von neuem der Feldzug in der Türkei, diesmal lächelte das Glück dem tapfern Rumanzow und er zwang den Großvezier zum Frieden von Kutschuk-Kainardschi am 21. Juli 1774. Die Pforte erkannte die vollkommene politische Freiheit und Unabhängigkeit der Tataren der Krim, des Kuban und Budjak an, deren geistliches Oberhaupt jedoch der Sultan blieb, trat Kertsch, Jenikale, Asow, Kinburn, die beiden Kabardeien an Rußland ab, gestattete den russischen Handelsschiffen die freie Fahrt auf ihren Meeren und zahlte 4½ Millionen Rubel Kriegskosten an Rußland; letzteres gab seine andern Eroberungen zurück, versprach, sich nicht mehr in die Angelegenheiten Georgiens und Mingreliens zu mischen und Truppen wie Flotte in einigen Monaten zurückzurufen. Aus dem Friedensinstrument leitete Rußland später das Schutzrecht der griechischen Confession im ganzen türkischen Reiche ab, sodaß man mit Recht den 21. Juli den Geburtstag der orientalischen Frage genannt hat. Der

Friede war einer der vortheilhaftesten, die Rußland je schloß, und Thugut rief aus: „Jetzt ist die Zarin Befehlshaberin in Stambul und der Sultan ist daselbst nur ein Miethsmann, dem, sobald man will, zum Ansziehen aufgesagt werden kann." Vergebens suchte die Pforte von Katharina Milderung der Friedensbedingungen zu erhalten, vergebens vermittelte Preußen in diesem Sinne, und am 24. Jan. 1775 wurde der Friede ratificirt. Katharina garantirte den Polen ihre neue sie einschnürende Verfassung und die Integrität der als Königreich fortbestehenden Gebiete, und der beständige Reichsrath von Vierzig wurde ein Instrument in ihrer intriguelustigen Hand. Friedrich II. betrachtete es als nothwendig, das russische Bündniß warm zu halten, und auf Katharina's Einladung erschien Prinz Heinrich im April 1776 in Petersburg, wo er dem Günstlinge Potemkin den Schwarzen Adler-Orden überreichte und eine würtembergische Heirath des Thronfolgers einfädelte; er sollte die polnische Gebietsfrage mit Katharina lösen, reiste aber, da sie der Affaire auswich, unverrichteter Dinge ab. Friedrich ermäßigte seine Forderungen an Polen, welches von Katharina scheinbar geschont wurde, um hier entscheidenden Einfluß und den Weg zu Türkenkriegen zu behalten (Näheres über die erste Theilung Polens bei Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß, Bd. I., Gotha 1882). — Ein furchtbarer Aufstand hatte Rußland vor kurzem erschüttert. Der Bauer Pugatschew hatte sich für Peter III. ausgegeben, Raskolniks und Bauern an sich gezogen, sein Heer war auf 15—16,000 Mann gewachsen, Städte und kleine Festungen waren zu ihm 1773 und 1774 übergegangen, das Landvolk war ihm zugeströmt und der Adel geflohen; er hatte Baschkiren, Wotjäken, Permier, Kirgisen und andere Tataren für sich gewonnen, Kasan erobert, die Wolga überschritten und den Weg nach Moskau eingeschlagen; mehrere Generale hatten nichts gegen ihn vermocht, dann aber war es Michelson und Suworow gelungen, das Rebellenheer zu theilen, Pugatschew war ihnen von seinen Genossen ausgeliefert worden und Katharina ließ ihn in Moskau am 21. Jan. 1775 hinrichten.

Mittlerweile beschäftigte sich die unermüdliche Kaiserin mit weiterer Organisation ihres Reichs. Schon im November 1764 entzog sie dem Grafen Kyrill Razumowski, der die Hetmanswürde der Kosacken in seinem Hause erblich zu machen gedachte, dieselbe, hob, um der Unordnung bei den Kosacken ein Ende zu machen, ihre Verfassung auf, ließ die Hetmansstelle unbesetzt und machte die Ukraine zur einfachen Provinz, deren Civilverwaltung an kaiserliche Behörden überging; die kleinrussischen Verhältnisse wurden völlig umgestaltet. Im J. 1770—1771 wüthete die Pest grauenhaft in Moskau und der Umgegend; Katharina, die Grigorj G. Orlow's überdrüßig zu werden und seine Hofmeisterei bisweilen widerwärtig zu finden begann, sandte ihn in die alte Hauptstadt, um den Excessen des fanatischen Volks zu steuern und kräftige Mittel gegen die Seuche zu ergreifen; Orlow bewies Muth und Geschick, stellte die Ruhe wieder her und wurde von Katharina mit neuer Liebe und großen Gnadenbeweisen belohnt. Im J. 1771 wurde der Aufstand der Kosacken am Jaik, denen sich die Kalmyken anschlossen, rasch überwunden. Siegreich trotzte Katharina wiederholten Verschwörungen und beseitigte die Schuldigen (z. B. Smolin). Im J. 1774 errichtete sie ein Handelsgericht, 1775 gab sie Gesetze gegen den Luxus; auf den Rath des Grafen J. J. Sievers gab sie die neue Statthalterschaftsverfassung, eine systematische Provinzialorganisation und ebenso glänzende wie förderliche Verwaltungsreform. Die von Katharina besonders während des kostspieligen Türkenkriegs ergriffenen Finanzmaßregeln waren verderblich für Handel und Wandel, sie machte das Kronmonopol des Branntweinverkaufs zum Verderben des Volks für ihre Kassen ergiebiger, und es kam eine Zeit, wo die Monopolpächter für die Erlaubniß, die Trunksucht der Russen auszubeuten, ihr jährlich kaum weniger als 1/3 der gesammten Staatseinkünfte zahlten. Seit 1768 wurde Papiergeld ausgegeben, dasselbe war unfundirt und allmählich wurde das Reich gewissen- und sinnlos damit überflutet; die Banknotenpresse wurde zur Haupthülfsquelle der Krone und Kupfer anstatt Silber und Gold zur legalen Valuta gemacht. Die Steigerung der Kopfsteuer um die Hälfte (1769) erregte viel Unzufriedenheit, steigerte aber die Einkünfte auf 24 Millionen, und die durch die vielen Kriege Katharina's nöthigen drückenden Rekrutirungen riefen oft heftige Erbitterung hervor; 1769—1774 verlor Rußland nahezu 1/10 seiner arbeitenden männlichen Bevölkerung (Bernhardi), und zwar allein in Alt-Großrußland.

Mit fortgesetztem Argwohne betrachtete sie ihren Sohn Paul, dessen Recht auf des Vaters Thron ihr Bangen erweckte, und für den stets Anhänger bereit schienen, sie, „die Fremde", zu stürzen. Intriguen aufkommender oder abgedankter Favoriten beschäftigten Hof und Kaiserin; die Günstlingsstelle wurde zum Hofamte, berechtigte zu einer gewissen Wohnung, gewissen Ehren, Würden und Einnahmen und legte gewisse Verpflichtungen auf. Auf Orlow folgte der Offizier Wissotzki, diesem der Garde-Unterlieutenant Alexander Wassiltschikow (1772—1774), den Grigorj Alexandrowitsch Potemkin, ein ehrsüchtiger Intriguant, ersetzte. Katharina opferte alles seiner Ehrsucht, überhäufte ihn mit Gnaden, machte ihn zu ihrem leitenden Minister und Rathe, so mäßig auch seine Fähigkeiten waren, und er schritt wie ein böser Geist neben ihr her, behandelte sie brutal, was sie trotz ihrer geistigen Superiorität ertrug, entfremdete ihr Herz immer mehr ihrem Sohne Paul, riß alle Geschäfte an sich, ohne sie erledigen zu können, und suchte sich Katharina unentbehrlich zu machen, indem er sich als ihr Schutzengel gegen Verschwörungen geberdete; während ihn Joseph II. zum Reichsfürsten erhob, trachtete er nach der Hand Katharina's, die sie ihm jedoch nicht bewilligte, und bald nach Polens, bald nach Kurlands Krone. Auch als er Katharina's Sinne nicht mehr fesselte, schmeichelte er ihrer Phantasie durch Bilder kriegerischer Eroberungslust und abenteuernden Unternehmungsgeistes und blieb lebenslang ihr Rathgeber, beherrschte sie und lenkte

ihre Politik; er suchte ihre Liebhaber aus und beseitigte sie durch neue, sobald sie ihm zu einflußreich dünkten. Auf den Generalmajor Zawadowski (im November 1776) ließ Potemkin im Juli 1777 den Serben Zoritz als Geliebten folgen, löste ihn im Juni 1778 durch den geistlosen Flügeladjutanten Korsakow-Rimskoi (bis October 1779) ab, gab ihm seinen schönen Adjutanten Alexander Dimitrijewitsch Lanskoi zum Nachfolger, dessen Tod im Juni 1784 Katharina mit an Verzweiflung grenzendem Schmerze beweinte, um noch in demselben Jahre der Liebe Freuden mit einem andern Adjutanten Potemkin's, Alexander Yermolow, zu genießen, dem im Juli 1786 der Kapitänlieutenant Alexander Dmitriew-Mamonow und endlich im Juli 1789 der zweiundzwanzigjährige Gardelieutenant Platon Alexandrowitsch Subow im Herzen der nordischen Semiramis folgte.

Im J. 1777 ließ Katharina Perekop widerrechtlich besetzen und wie sie in Schweden beständig durch ihren mit Geld nicht sparenden Gesandten Gustav III. entgegenarbeitete und seine Feinde unterstützte, so kreuzte ihr Einfluß in der Krim fortwährend den türkischen. Als die Tataren ihren Khan Schahin Girai vertrieben, suchte er bei Katharina Hülfe und wurde wieder eingesetzt, die Krim kam allmählich in russische Gewalt. Die Hinrichtung des russisch-gesinnten Hospodaren der Moldau, Gregor Ghika, 1777, mehrte die Spannung mit der Pforte, aber der Krieg unterblieb, zumeist auf französische Vermittelung hin, und in der Convention von Ainali Kawak am 21. März 1779 wurde der Friede von Kutschuk-Kainardschi erneuert und den Türken ein Landstrich bei Otschakow überlassen. Der Plan einer russisch-türkisch-preußischen Tripleallianz scheiterte 1779. Als der Bairische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, übte Katharina mit Ludwig XVI. eine Pression zu Gunsten des Friedensschlusses auf Joseph II., Maria Theresia und Friedrich II.; ihr Gesandter in Wien forderte schon am 27. Nov. 1778 in ihrem Auftrage Frieden, widrigenfalls sie laut Verträgen genöthigt sei, Friedrich II. Subsidialtruppen zu stellen; dies machte Eindruck, und auf dem Teschener Friedenscongresse vermittelte Fürst Repnin mit Baron Breteuil; Rußland garantirte am 13. Mai 1779 den Teschener Frieden und geberdete sich seitdem im Reiche als Garant des in Teschen erneuerten Westfälischen Friedens. Gegen die britische Herrschaft auf dem Meere richtete sich Katharina's selbstbewußter Charakter. Obgleich Großbritannien dem Fürsten Potemkin 50,000 Pf. Sterl. gab und seine fünf einflußreichen Nichten nahezu in Brillanten faßte, damit Rußland der bewaffneten Neutralität nicht beitreten möge, sprach er sich 1780 für diese aus und Graf Panin lehnte die britische Allianz ab. Als Spanien ein holländisches in Archangel befrachtetes und ein russisches Schiff in seinem Kriege mit den Briten wegnahm, ließ Katharina sofort ein Geschwader rüsten und benutzte auf Panin's Rath die gute Gelegenheit, für die Dauer eines Seekriegs die Grundsätze des Handels der neutralen Mächte festzustellen; es wurde den kriegführenden Mächten kundgethan, daß Schiffen mit neutraler Flagge der Handel mit kriegführenden Mächten, ausgenommen mit Kriegsbedürfnissen, erlaubt sein sollte. Großbritannien sah dies höchst ungern; anstatt sich auf seine Seite zu stellen, ergriff Katharina die Partei der Neutralen, und nachdem Spanien Satisfaction gegeben hatte, stiftete sie 1780 die bewaffnete Seeneutralität, der Dänemark, Schweden, Preußen, Portugal, Oesterreich u. s. w. beitraten. Katharina imponirte den Briten durch ihre Haltung, ließ sich durch keine Verlockungen zum Verlassen ihres unabhängigen Standpunkts verleiten und hielt die britische Diplomatie so in der Schwebe, daß sie von ihr keine Störung ihrer Orientpläne erfuhr. Potemkin steuerte auf einen neuen Türkenkrieg los, um seine phantastischen Pläne ins Leben zu führen, und Katharina stand ganz unter seinem Banne, zumal ihr Ideal der Sturz des osmanischen Reichs, die Eroberung Konstantinopels und die Errichtung eines griechischen Kaiserthums daselbst unter ihrem Enkel Konstantin (s. d.) war, während Potemkin für sich auf einen Staat Dacien rechnete. Man wußte in Petersburg, daß Preußen die Last eines europäischen Kriegs nicht auf sich nehmen wolle, und suchte sich Oesterreich zu nähern, um sich über gemeinsame Eroberungen auf der Balkanhalbinsel zu einigen; Joseph II. steuerte gleichfalls auf einen Anschluß an Rußland hin, dachte an Preisgabe der alten Politik der Erhaltung der Türkei und strebte nach inniger Allianz mit Katharina, bei der Friedrich der Große um sein Bündniß mit Rußland betrogen werden sollte. Katharina legte längst keinen Werth mehr auf letzteres und begann Friedrich zu hassen, weil er nicht ihr Diener, sondern ihr Freund sein wollte und vernünftige Vorstellungen blinden Schmeicheleien vorzog. Joseph veranlaßte eine Zusammenkunft mit Katharina in Mohilew, stellte hier im Mai 1780 die alte Freundschaft der Kaiserhöfe auf Unkosten Preußens und der Türkei her, reiste nach Moskau und Petersburg, wo er als Gast glänzend gefeiert wurde. In den orientalischen Plänen lebend, erwartete Katharina für diese Joseph's Unterstützung und lenkte seine Ländergier auf Italien ab, sprach von der Zweitheilung Europas in ein östliches und westliches Kaiserreich mit den Hauptstädten Konstantinopel und Rom. Joseph durchschaute wohl die trüben Verhältnisse Rußlands trotz der schimmernden Decke und fürchtete nicht allzu sehr die russische Macht, während er Katharina's phantastischen Träumereien verbindlich lauschte; Katharina freute sich des vortheilhaften Eindrucks, den sie auf Joseph machte, und widmete ihm bis zu seinem Tode herzliche Zuneigung und Achtung. Ein wirkliches Bündniß beider Höfe unterblieb, da die stolze Katharina Gleichstellung mit dem deutschen Kaiser beanspruchte, und in der Form von Briefen der Herrscher wurden die Abmachungen über eine Defensivallianz getroffen. Am 18. Mai 1781 versprach Joseph, die Pforte zur Erfüllung ihrer Verträge anzuhalten; wenn sie aber den Frieden brechen und eine Invasion nach Rußland versuchen sollte, ihr den Krieg zu erklären und ebenso viel Truppen wie Katharina marschiren zu lassen; bei gleichen Anstrengungen rechnete er dann auch auf gleiche Entschädigung; sollte eine andere Macht Rußland während des Kriegs angrei-

fen, so verpflichtete sich Joseph, mit seiner ganzen Macht Rußland beizuspringen und nur nach gemeinsamer Verständigung Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Katharina gab dieselben Versicherungen. Panin und die ganze preußische Partei in Petersburg waren betroffen, der Prinz von Preußen kam im September 1780 nach Petersburg, wurde aber sehr lau empfangen und reiste im October heim, ohne daß die Allianz mit Preußen erneuert wurde. Von Potemkin um allen Einfluß gebracht, trat Panin im September 1781 ab, ohne daß ein offener Bruch mit Preußen erfolgte. Als Großfürst Paul Europa bereiste, durfte er 1782 Berlin nicht besuchen, mußte aber einen längeren Aufenthalt in Wien nehmen, um die innige Allianz recht augenfällig zu machen. Katharina unterstützte die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor in Köln und Joseph fädelte die Heirath seines Neffen Franz, des nachmaligen deutschen Kaisers, mit der Schwester von Paul's Gemahlin, Elisabeth von Würtemberg, ein. Von Rußland geschürt, brach in der Krim ein Tatarenaufstand aus, Katharina schritt ein und baute auf des Kaisers Mitwirkung. Mit Freuden war Joseph bereit, und Katharina, welche die Errichtung eines griechischen Kaiserthums für unbestreitbar hielt, schrieb ihm am 21. Sept. 1782, um ihm die Gefahrlosigkeit eines Türkenkriegs und ihre Beschwerden gegen die Pforte darzulegen; sie erwartete seine Unterstützung, sobald im Divan ihre berechtigten Forderungen zurückgewiesen würden, und wünschte eine geheime Convention zur Fixirung der in der Türkei zu machenden Gebietserwerbungen. Vor allem sollte ein für immer unabhängiger Staat Dacien, bestehend aus Moldau, Walachei und Bessarabien, gebildet und einem griechisch-katholischen Fürsten übergeben werden, Katharina dachte nur an Potemkin; die Grenze zwischen Oesterreich und der Pforte sollte Joseph bestimmen. Für sich beanspruchte Katharina nur Otschakow und den Landstrich zwischen Bug und Dnjestr nebst ein bis zwei Inseln im Archipel zur Sicherheit des russischen Handels; sobald aber Europa von den Türken befreit werden könnte, erwartete sie vom Kaiser Mithülfe hierzu wie zur Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums unter ihrem Enkel Konstantin, der niemals zugleich die russische und griechische Krone tragen dürfte. Joseph stellte in seiner Antwort für sich große Forderungen auf, die seine Ländergier illustrirten und in Petersburg unangenehm berührten. Katharina zog aus den Differenzen mit der verhaßten Pforte den Nutzen, sich der Krim und Kubans zu bemächtigen; Joseph griff nicht zu ihrer Hülfe zum Schwerte, ließ aber ihre Forderungen in Konstantinopel unterstützen und zur Abtretung der Krim rathen. Der Khan der Krim wurde durch russische Intriguen bewogen, gegen ein Jahrgeld die Krim, Kuban und die Halbinsel Taman an Katharina am 8. April 1783 abzutreten, und unter barbarischem Gemetzel zwang der feige Potemkin die Tataren, sich zu fügen. Durch russische Intriguen bethört, unterwarfen sich 1783 auch die georgischen Fürstenthümer Kacheti und Karthli der Kaiserin. Auf die Eroberung der Krim hin rüstete Abdul-Hamid I., aber Frankreich, Oesterreich und Preußen bestimmten ihn, vom Kriege abzustehen, Rußland blieb unentwegt und am 8. Jan. 1784 mußte die Pforte trotz allen Widerwillens die Abtretung der Krim, Kubans und Tamans bestätigen; hieraus bildete Katharina das Gouvernement Taurien; Rußland erhielt dadurch die Herrschaft auf dem Schwarzen Meere und freie Fahrt auf allen Flüssen des türkischen Reichs, die Pforte erneuerte den Frieden mit Rußland. Katharina unterstützte Joseph's Projecte auf die Erwerbung Baierns, rieth den Generalstaaten 1784 vom Kriege gegen ihn ab und sah sehr ungern den Fürstenbund Friedrich's des Großen, da sie keine Einigung deutscher Interessen wollte. Schon längere Zeit bereitete Katharina eine großartige Reise nach Kiew, Cherson, der Krim und dem Schwarzen Meere vor, wobei sie sich von der Administration Potemkin's, gegen den viel Anfeindung und üble Nachrede thätig war, überzeugen wollte; sie lud Joseph II. nach Cherson, der neuen Schöpfung Potemkin's, ein. Potemkin wünschte lebhaft die Reise, um über seine Ankläger zu triumphiren, bestellte alles dazu trefflich und ließ es nur in Kiew an allem fehlen, um seinen Feind Rumanzow, der dort befehligte, zu stürzen; er wollte als genialer Administrator blenden und zugleich durch Entfaltung russischer Macht die Türken schrecken. Joseph und Katharina redeten wenig von Geschäften, Katharina war beständig im Gedanken eines Türkenkriegs befangen, Joseph hoffte, die Pforte nachgiebig zu stimmen; aber Potemkin rastete nicht, bis der Türkenkrieg ausbrach, und hetzte den Gesandten am Divan beständig auf. Durch lauter Blendwerke (Potemkinaden) brachte Potemkin, unter dessen gewissenloser Waltung Flotte und Heer ganz zerfielen, Katharina den Glauben bei, er habe das bisher öde Land mit Zauberschnelle cultivirt, und täuschte sie so schmählich, daß sie ihm voll Entzücken über seine Leistungen im Juni 1787 in Charkow den Beinamen „Tawritscheskij" verlieh. Da Stanislaus von Polen ein Bündniß mit Katharina wünschte, war die Begegnung mit ihr im April 1787 in Kanew von Wichtigkeit; es kam zu einem Vertragsentwurfe, doch wurde kein förmlicher Vertrag geschlossen, und Stanislaus kehrte unverrichteter Dinge um. Am 28. Juni traf Katharina in Moskau ein. Joseph nannte die ganze Reise eine Hallucination und in der That war ein ungeheuerer Widerspruch zwischen Schein und Sein in Rußland. Dies bewies eclatant der trotz Potemkin's Drängen elend vorbereitete Türkenkrieg. Zahllose Kränkungen und Intriguen veranlaßten schließlich die Pforte, den russischen Gesandten einzukerkern und an Katharina am 27. Aug. 1787 den Krieg zu erklären; Joseph II. fühlte sich vertragsmäßig verpflichtet, ebenfalls die Türken zu bekriegen, und erklärte ihnen am 9. Febr. 1788 den Krieg. Die russischen Heere, die in die Moldau und auf Otschakow vorrückten, richteten nichts aus, erst im December fiel Otschakow in Potemkin's Gewalt, während die Flotte im Juni bedeutende Vortheile über die türkische errang. Längst durch die Intriguen und Einmischungen Rußlands schwer gereizt, benutzte Gustav III. von Schweden Katharina's gefährdete Lage, alliirte sich im Januar 1788 mit der Pforte und erklärte Katharina den Krieg. Katharina war außer sich, bezeichnete Gustav, der ihr

nie sympathisch war, als verrückt und blödsinnig sie griff ihn und er sie in maßlosen Manifesten an; sie machte ihn zum Caricaturhelden einer komischen Oper „Gore-Bogatyr" und zog geschickt Vortheil aus seinen Zwistigkeiten mit seinen Gegnern in Schweden; mit Dänemark schloß sie ein Bündniß gegen Schweden und über Preußens Haltung war sie sehr erbost, wie sie überhaupt Friedrich Wilhelm II. nicht ausstehen konnte. Graf Mussin-Puschkin brachte mit größter Mühe 16,000 Mann in Finland zusammen, vermochte aber nichts gegen die Schweden. Der Feldzug von 1789 gegen die Pforte war für die Russen günstiger, sie nahmen Galacz, Akjerman, Bender und siegten glänzend bei Fokschani und Martineschti unter Suworow, vereint mit den Kaiserlichen unter Prinz Koburg. Preußen trat auf die türkische Seite, über die Siege Rußlands und des Kaisers eifersüchtig, wandte sich gegen letztere und alliirte sich im Juni 1790 mit Selim III. Die russischen Fortschritte veranlaßten Großbritannien, die Generalstaaten, Preußen und den neuen Kaiser Leopold II. am 27. Juli 1790 zur Reichenbacher Convention zum Zweck der Erhaltung des türkischen Reichs, Suworow zog sich hierauf nach Kilia zurück und der Großvezier schloß mit Prinz Koburg am 19. Sept. in Giurgewo einen neunmonatlichen Waffenstillstand, während die russische Flotte gegen die türkische glücklich war. Vergebens suchten die Schweden 1789 Fredrikshamn zu nehmen, ein Seegefecht am 26. Juli 1789 blieb unentschieden, aber der russische Admiral Prinz von Nassau-Siegen errang bei Fredrikshamn und bei Högfors am 24. Aug. und 1. Sept. den Sieg über die feindliche Scheerenflotte; 1790 überschritt General von Buxhöwden die schwedische Grenze, schlug die Corps Meyerfeld und Hamilton und entsetzte das abermals angegriffene Fredrikshamn nebst Wiborg; der Herzog von Södermanland erlitt am 14. Mai vor Reval eine Schlappe, Nassau-Siegen schloß die schwedische Flotte im Wiborger Sunde ein, sie aber schlug sich unter enormen Verlusten am 3. Juli durch und zerstörte 9—10. Juli im Swenskasund die ganze russische Flotte. Petersburg war in großer Gefahr, es fehlten Katharina die Mittel, den schwedischen Krieg fortzusetzen, und so schloß sie mit Gustav III. am 14. Aug. 1790 den Frieden von Werelä auf dem status quo ante bellum ab. Kilia und Ismail wurden Ende 1790 von den Russen erobert, sie waren auch im Kuban und Kaukasus, nicht aber in den griechischen Meeren glücklich. Der Kaiser trat im August 1791 vom Türkenkriege zurück und schloß den Frieden von Sistowa, Katharina verwarf den ihr angebotenen Frieden. Ihre Heere siegten bei Babada, Matschin und Anapa, ihre Flotte vernichtete nahezu die türkische bei Kaleri-Burnu. Das türkische Volk rief gebieterisch nach Frieden, am 11. Aug. 1791 erfolgten die Friedenspräliminarien mit Rußland in Galacz und am 9. Jan. 1792 der Friede in Jassy: Rußland gewann Otschakow und den öden Landstrich zwischen Bug und Dnjestr, der Dnjestr bildete von nun an die russisch-türkische Grenze, die Abtretung der Krim wurde nochmals bestätigt.

Als sich Polen aus seiner Zerfahrenheit erholte und Stanislaus, in Hoffnung auf preußische Hülfe, die Verfassung vom 3. Mai 1791 beschwor (s. Polen, Geschichte), betrachtete Katharina dies als eine Kriegserklärung, die russische Partei in Polen schloß gegen die Verfassung die Conföderation von Targowica am 14. Mai 1792, Katharina sandte letzterer Truppen zu Hülfe, die in Polen vordrangen. Preußen, der Kaiser und der Sultan thaten nichts für die unglücklichen Patrioten, Stanislaus zitterte und bat Katharina am 22. Juni um Frieden, den er unter der Bedingung erhielt, der Verfassung von 1791 abzusagen und am 23. Juli der Conföderation von Targowica beizutreten, Katharina löste den Reichstag auf und berief einen nur aus Russisch-Gesinnten bestehenden Reichstag nach Grodno; ihr Gesandter Sievers, dann Igelström war der eigentliche Herr in Polen. Mit Preußen und dem Kaiser wurde seitens Rußlands am 23. Jan. 1793 eine zweite Theilung Polens verabredet und trotz aller Bemühungen der Patrioten durchgeführt. Am 7. und 9. April 1793 nahm Rußland die Ukraine, Podolien, die Osthälfte Volhyniens, die Hälfte der Wojewodschaften Nowogrodek und Brzesk, den Rest von Polock und Minsk, 4553 □Meilen mit 3,011,688 Seelen, an sich, was der Grodnoer Reichstag, nachdem Sievers den Saal mit Soldaten umringt hatte, am 3. Sept. bestätigte. Bald aber kam es zur allgemeinen Erhebung des geknechteten Volks unter Kosciuszko (s. d.) und zu neuem furchtbaren Kriege mit Rußland (s. Polen), den die Erstürmung Pragas und die Einnahme von Warschau 4—8. Nov. 1794 beendete. Ganz Polen war gebändigt. Am 3. Jan. 1795 schlossen Kaiser Franz II. und Katharina einen geheimen Bund gegen die Pforte und Preußen und theilten den Rest Polens, Stanislaus siedelte nach Grodno über, wo er am 25. Nov. 1795 abdicirte und dafür ein Jahrgehalt von 200,000 Dukaten von Rußland empfing. Zu Anfang 1795 besetzten die Russen Litauen, im April Kurland, und bei der dritten Theilung Polens, die Katharina und Baron Thugut entwarfen und die Preußen gutheißen mußte, erhielt Rußland 2085 □Meilen mit 1,176,000 Seelen. Bei den drei Theilungen war Katharina der Löwenantheil zugefallen: die Wojewodschaften längs des Dnjepr, Livland, Kurland, der größte Theil von Großpolen und Litauen, die Ukraine, der größte Theil von Samogitien und ganz Volhynien, über 8500 □Meilen mit $4^1/_2$ Millionen Seelen; Katharina machte daraus mehrere Gouvernements. In Kurland waren beständige Fehden zwischen Adel und Bürgerstand, beide Theile und Herzog Peter suchten bald in Warschau, bald in Petersburg Schutz, Katharina trieb ein geheimes Spiel in Mitau, das damit endete, daß am 18. März 1795 der kurische Landtag die Unterwerfung Kurlands unter Rußland beschloß; Katharina beschied Peter nach Petersburg, nöthigte ihn hier, diesen Beschluß zu bestätigen, und erwirkte am 28. März 1795 gegen jährlich 25,000 Dukaten für sich und seine Töchter Peter's Verzicht auf Kurland und Semgallen, die Rußland einverleibt wurden; die Linie Biron-Wartenberg verzichtete ebenfalls auf das Herzogthum gegen 36,000 Thaler jährlicher Rente.

Friedrich Wilhelm II. von Preußen war ein entschiedener Gegner Katharina's und des Europa bedroh-

lichen Wachsthums ihrer Macht, unterstützte heimlich ihre Feinde, und auch Franz II. war nicht gesonnen, Katharina zu bewundern wie sein Oheim Joseph; die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg kühlten sich sehr ab, obwol Katharina's letzter Geliebter Platon Subow noch 1796 von Franz zum Reichsfürsten erhoben wurde.

Katharina vermochte nicht, sich über die Losreißung der nordamerikanischen Colonien von Großbritannien zu freuen, und hatte ein Vorurtheil gegen Franklin. Mit großem Interesse folgte sie den Vorgängen in Frankreich seit dem Halsbandprocesse; sie lobte Necker, an dessen Uebernahme in russische Dienste sie bei seinem Falle dachte, erschrak, während sie für sich keine Furcht kannte, für Ludwig XVI. bei der Einnahme der Bastille, prophezeite ihm das Los Karl's I. von England im October 1789, war unzufrieden mit der allgemeinen Gleichheit, die in Frankreich Einzug hielt, und nahm immer entschiedener die Partei des Monarchen und der Emigranten. Sie rief alle Russen aus Frankreich ab, tadelte die Schwäche Ludwig's und jammerte über seine Hinrichtung; während der Schreckenszeit trat sie für die Emigranten ein. Die Anarchie in Frankreich schien ihr gefährlich für Rußland und ganz Europa. Französische Emigranten fanden bei ihr freundliche Aufnahme, Graf Artois selbst erschien und gab sich Mühe, den Erzieher von Katharina's Enkeln, den Freigeist Laharpe, zu stürzen. Katharina hütete sich aber, je mit voller Energie für die Emigration zu arbeiten und sie thatkräftig zu unterstützen; sie erkannte ihre Schwächen und opferte weder einen Rubel noch einen Soldaten zum Kreuzzug gegen die Revolution, während sie Oesterreich und Preußen unablässig zum Krieg dagegen anspornte, um in ihrem Rücken Polen dem Untergange entgegenzuführen; eine ihrer würdige macchiavellistische Politik! Sie schloß mit Gustav III. von Schweden eine Allianz gegen Frankreich und bewilligte ihm Summen, um seinen unruhigen Sinn in französischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Von Gefühlspolitik konnte bei ihr nie die Rede sein. Der Handelsvertrag mit Frankreich wurde von ihr aufgehoben.

Eine neue Adelsverschwörung gegen Katharina in Moskau und ein Aufstand der donischen Kosacken wurden rasch unterdrückt. Sorgfältig beobachtete Katharina die römisch-katholische Kirche und die Jesuiten in Rußland; letztere schmeichelten ihr und ihren Günstlingen in verächtlichem Maße, um ihre Schwächen auszunützen, und erwirkten von Katharina den Befehl, auch nach der Aufhebung des Ordens durch den Papst zusammenzubleiben. Trefflich organisirte Katharina die römische Kirche in ihrem Reiche, unbekümmert um die Proteste des Papstes, stellte alle römisch-katholischen Mönchsorden unter den Erzbischof von Mohilew und löste sie ganz vom Papste und den Ordensgeneralen in Rom, ignorirte das Dasein eines Papstes und suchte die Römisch-Katholischen einfach zu ihren Unterthanen zu machen; ebenso organisirte sie die griechisch-unirte Kirche im Hinblicke auf ihre künftige Wiedervereinigung mit der griechisch-orthodoxen.

Das Verhältniß Katharina's zu ihrem ungeliebten Sohne Paul wurde immer frostiger und feindseliger; sie bereitete ihm stete Demüthigungen und entzog ihm selbst das Recht der Erziehung seiner Kinder. Sie griff zum Lehramt und schrieb für ihre Enkel kleine sentimentale Schriften, um in ihnen menschenfreundliche Gefühle wach zu rufen. Eine fast überspannte Liebe zog sie zu ihrem Enkel Alexander Pawlowitsch, den sie, was bald zum öffentlichen Geheimniß wurde, zum Thronerben an seines Vaters Statt einsetzen wollte. Ebenso leidenschaftlich wie sie Paul haßte, wurde sie von ihm, der seinen Vater liebte, verachtet. Sie suchte Alexander früh Elisabeth von Baden als Gemahlin, ging überhaupt darauf aus, wie Stein sagte, „eine Stuterei" in Deutschland anzulegen, d. h. deutsche Prinzessinnen mit den Großfürsten zu verheirathen, was ihren Einfluß an den deutschen Höfen eminent steigern mußte. Alexander ging nie auf die Absichten Katharina's ein, ihm den Thron zu vererben, wurde aber von Paul beständig belauert. Katharina faßte Papiere ab, die auf die Ausschließung Paul's hinausliefen, und übergab sie der Obhut des Vicekanzlers Grafen Bezborodko, der sie nach ihrem Tode sofort Paul auslieferte.

Im J. 1796 versprach Katharina, den Kaiser mit einem Heere zu unterstützen, und begann auf wesenlosen Anlaß hin einen Krieg mit dem Schah von Persien zur Vertheidigung der Gebiete jenseit des Kaukasus, deren Fürsten von ihm bedroht waren. Wahrscheinlich wollte sie diese Fürstenthümer Rußland unterwerfen und Konstantinopel damit einen Schritt näher rücken; ob sie an die Eroberung Persiens und an die Vernichtung der britischen Herrschaft in Indien dachte, ist zweifelhafter, so sehr sie sich auch, besonders unter Potemkin's Einfluß, an Abenteuer und phantastische Pläne gewöhnt hatte, dem Scheine huldigte und auf Blut und Wohlstand ihrer Völker wenig Gewicht legte. Graf Valerian Subow, der Bruder des unfähigen Günstlings und Katharina sehr theuer, führte als Oberbefehlshaber ein starkes Corps über den Kaukasus, verbreitete überall Schrecken, passirte ungehindert die Kaspischen Pässe, eroberte Derbend, nahm die Westküste des Kaspischen Meeres, ging über den Aras, und ganz Aderbeidschan lag vor ihm offen, als der Tod Katharina's den Krieg beendete. Unter ihr hatte Rußland über 10,000 □Meilen zugenommen.

Um Schweden ganz an die russische Politik zu knüpfen, fädelte Katharina die Bewerbung Gustav's IV. Adolf um ihre Enkelin Alexandra Pawlowna ein; der König kam nach Petersburg und verliebte sich in die Großfürstin, der eitle Geheimrath Graf Markow leitete die Unterhandlungen. Am 21. Sept. 1796 überbrachte er Gustav IV. den Ehecontract zur Unterschrift, während Katharina mit der Braut und dem Hofe im höchsten Prunke zur kirchlichen Verlobung versammelt war; der König aber verweigerte seine Unterschrift, weil er nicht zugeben konnte, daß Alexandra in Schweden der griechischen Religion öffentlich angehöre; vergebens beschwor ihn Bezborodko, nachzugeben; der König blieb standhaft und verließ sofort Petersburg. Sprachlos vernahm Katharina den ihr angethanen Schimpf, der ihren Tod, wie

man annahm, rasch herbeiführte. Sie starb an einem Gehirnschlage in Petersburg am 17. Nov. 1796. Während ihres Waltens nie besonders beliebt, wurde die große Frau nach ihrem Tode der Liebling der Nation. Katharina ruht in Petersburg; Denkmäler von ihr stehen in Petersburg, Jekaterinenstadt und Jekaterinoslaw. Am 4. Oct. 1782 hatte sie den Orden des Heiligen Wladimir gestiftet. Am 16. Oct. 1773 hatte sie für Paul von Dänemark für die Besitzungen des Gottorp'schen Hauses die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst eingetauscht, die sie am 10. Dec. d. J. dem Fürstbischofe von Lübeck, Friedrich August, abtrat (Abtretungsacte von Peterhof schon am 12. Juli 1773), nur den Titel „Herzog von Holstein-Gottorp" Paul und seinen Descendenten vorbehaltend. Am 3. März 1793 war ihr als letztem Gliede des Hauses Anhalt-Zerbst die Herrschaft Jever durch den Tod ihres Bruders, des letzten Fürsten, zugefallen, welche sie zu lebenslänglichem Besitze und Nießbrauche der Witwe des Fürsten überließ.

Vgl. (Fürst von Ligne) La cour de la Russie il y a cent ans, 1725—1783 (Berlin 1858); Derselbe, Portrait de S. M. Cathérine II. (Dresden 1797); Castéra, Histoire de Cathérine II., impératrice de Russie (3 Bde., Paris 1799—1800); von Schlözer, Katharina II. und Friedrich der Große (Berlin 1859); Jauffret, Cathérine II. et son règne (2 Bde., Paris 1860); Capefigue, La grande Cathérine (Paris 1862); (Masson) Mémoires secrets sur la Russie et particulièrement sur la fin du règne de Cathérine II. et le commencement de celui de Paul I. (3 Bde., Paris 1800—1802); A. Herzen, Memoirs of the Empress Catherine II. written by herself, translated from the French (London 1859); Herrmann, Geschichte des russischen Staates (Bde. V—VII, Hamburg und Gotha 1853—1866); Ustrialow, Die Geschichte Rußlands, Bd. II, übersetzt von C. W. (Stuttgart und Tübingen 1843); Solowiew, Histoire de la Russie; von Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831 (Thl. II. Abth. II. Leipzig 1875); Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Russische Revue, Monatsschrift für die Kunde Rußlands, bisjetzt 20 Bände, herausgeg. von C. Röttger (Petersburg 1873 fg.). Der Minister des Innern, Graf Dimitri Tolstoi, schreibt jetzt an einer Geschichte Katharina's, Brückner sammelt ebenfalls Stoff zu ihrer Beurtheilung. (*Arthur Kleinschmidt.*)

KATHARINABERG, Schutz- und Bergstadt, gelegen am Kamme des böhmischen Erzgebirges hart an der sächsischen Grenze, ist dermalen nach dem Verfalle des früher lebhaft betriebenen Bergbaues ein armer Ort mit 1676 Einwohnern, (Zählung vom 31. Dec. 1880), die sich dürftig von Ackerbau (Flachs), Spielwaarenerzeugung, Strumpfwirkerei und Waldarbeiten ernähren. Die Stadt besitzt als Vorort des Katharinaberger Gerichtsbezirkes ein k. k. Bezirksgericht, ferner eine Pfarrei, eine Volksschule und ein Brauhaus. Das Vereinswesen wird durch einen Feuerwehr- und einen Militärveteranenverein repräsentirt. — Zur Stadt wurde der Ort im J. 1528 durch Ferdinand I. auf Ansuchen des damaligen Besitzers Sebastian von Weitmühl erhoben. Als spätere Besitzer erscheinen die Herren von Vitzthum, von Karlowitz und von Lobkowitz. Im J. 1594 gelangte die Bergstadt direct unter die königliche Kammer, ging aber 1605 an die Herrschaft Rothenhaus über. Der Bergbau auf Silber war im 16. Jahrhundert ein ziemlich ergiebiger, fand aber seinen völligen Untergang durch den Dreißigjährigen Krieg. Die bis dahin protestantischen Bergleute wurden durch den Jesuiten Friedrich Hunecken theilweise katholisch gemacht; die Mehrzahl wanderte aus. Alle Versuche in unserm Jahrhundert, den Bergbau wieder zu beleben, scheiterten an den unzureichenden Mitteln der Unternehmer. (*L. Schlesinger.*)

Katharinenarchipel, s. Aleutische Inseln.

Katharinenburg, russ. Stadt, s. Jekaterinburg.

KATHARINENFELD, eine der Hauptcolonien der 1816—1818 ausgewanderten Schwaben im russischen Gouvernement Tiflis in Kaukasien, 62 Kilom. südwestlich von Tiflis, unter dem 41° 27′ nördl. Br. und 62° 15′ östl. L. an dem Flusse Dshawala oder Machavera. Die im würtembergischen Stile erbauten Häuser der Colonisten sind mit Wein- und Fruchtgärten umgeben und bieten einen ungemein malerischen Anblick dar. Die Colonie zählt gegenwärtig über 800 Bewohner, die sich mit Acker-, Wein- und Gemüsebau beschäftigen und ihre Producte in Tiflis absetzen. Fast alle Einwohner zeichnen sich durch einen gewissen Wohlstand aus und haben noch treu die Sitten und Gebräuche der Heimat bewahrt. (*A. von Wald.*)

KATHARINENKANAL in St.-Petersburg, wurde von der Kaiserin Katharina II. angelegt, um die Moika (von der Theaterbrücke aus) mit der Fontanka zu verbinden (bei der kleinen Kalinkinen-Brücke.) Seine Länge beträgt fast 6 Kilom. Die Wände des Kanals bestehen aus großen finländischen Granitquadern, ebenso wie die Trottoirs an den Seiten desselben, die zu Spaziergängen dienen.

Katharinenkanal, der nördliche, im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, verbindet die nördliche Keltma, einen Nebenfluß der Wytschegda, mit dem Dshuritsch, einem Nebenflusse der südlichen Keltma, die sich in die Kama ergießt. Seit 1838 ist jedoch der Kanal geschlossen und überhaupt hat der obere Lauf der Kama jede Bedeutung für den Handel verloren. (*A. von Wald.*)

KATHARINEN-ORDEN. Dieser russische Orden, früher der Orden der Befreiung, jetzt der Heiligen Märtyrerin Katharina genannt, ist durch Kaiser Peter I. zu Ehren und zum Andenken seiner tapfern Gemahlin, der Kaiserin Katharina, für den im J. 1711 bewiesenen Muth in der Schlacht gegen die Türken am Pruth gestiftet. Am Namenstage der Kaiserin, am 24. Nov. 1714, legte ihr der Kaiser diesen Orden an, welchen bei seinen Lebzeiten keine andern Personen erhielten, den aber nach seinem Ableben sowol die Kaiserin Katharina I. als ihre Nachfolger mehrfach verliehen. Durch Manifest des

Kaisers Paul I. vom 5. April 1797 wurden die Statuten reorganisirt und darin Folgendes festgesetzt: Der nur für Damen vom höchsten Range bestimmte Orden wurde in zwei Klassen, Großkreuz und Kleinkreuz, getheilt. Das Großkreuz, mit Brillanten besetzt, wird an einem breiten, hochrothen Bande mit silberner Kante, von der rechten Schulter nach der linken Seite getragen, ist weiß, ruht in der Hand der heiligen Katharina und in der Mitte ist ein anderes kleines Kreuz mit Strahlen und den Buchstaben D. S. F. R. (Domine salvum fac regem). Auf dem Bande sind die Worte

„Für Liebe und Vaterland"

in russischer Schrift in Silber gestickt. Die Kehrseite des Ordenszeichens zeigt ein Nest voll junger Adler auf der Höhe eines alten Thurmes, an dessen Fuße zwei alte Adler, die mit den Schnäbeln Schlangen gepackt haben und damit zu den Jungen auffliegen wollen. Ueber diesem Bilde stehen die Worte:

Aequat munia comparis.

Der auf der linken Seite zu tragende Stern ist in Silber mit einem Kreuze von demselben Metall in einem rothen Felde, umgeben von der Ordensdevise in goldenen Buchstaben. Das Ordenszeichen der zweiten Klasse wird an einer Schleife auf dem linken Busen des Kleides getragen.

Der Hut ist von grünem Sammt, auf dem Rande mit Silber gestickt. Die Kaiserin, deren Hut mit Diamanten besetzt ist, trägt noch einen grünen Sammtmantel mit Hermelin gefüttert.

Das Großkreuz können neben den Prinzessinnen der kaiserlichen Familie nur 12 Damen vom höchsten Adel erhalten. In die zweite Klasse können auch Fremde von hohem Range aufgenommen werden, doch gewöhnlich besteht sie nur aus Hofdamen der Kaiserin, im ganzen aus 94 adeligen Mitgliedern. Die Decoration der letzteren unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe und Zahl der Diamanten von der der ersten Klasse.

Das Amt der Ordensdiakonissin wird von der höchstgestellten Person der kaiserlichen Familie, also der regierenden Kaiserin bekleidet, wenn das der Großmeisterin des Ordens noch durch die Kaiserin-Witwe besetzt ist.

(*J. Graf von Oeynhausen.*)

KATHARINENSTADT, deutsche Hauptcolonie im Jekaterinenschen Colonialbezirke des russisch-europäischen Gouvernements Samara, gehört zum Nikolajewskischen Kreise und liegt 187 Kilom. im Westsüdwesten von der Kreisstadt Nikolajewsk nahe dem linken Wolgaufer. Die Colonie, im J. 1765 von dem holländischen Auswanderer Baron Beauregard gegründet (weshalb sie auch bis heute die „Baronsche" genannt wird), ist die bedeutendste aller deutschen Colonien an der Wolga. Sie enthält 427 Häuser mit 4850 Einwohnern, drei Kirchen (eine lutherische, eine katholische und eine griechisch-orthodoxe), zwei Schulen und ein Bezirksgericht. Auf dem Marktplatze steht auf einem Granitsockel die eherne Statue der Kaiserin Katharina II., die nach einem Modelle des Barons Klodt gegossen ist. Der Katerinenstädtische Bezirk umfaßt den südwestlichen Theil des Nikolajewskischen Kreises und grenzt im Westen an die Wolga, im Süden an den Nowy-Uenskischen Kreis. Der Bezirk besteht aus den Colonien Katerinenstadt, Beauregard, Bojaro, Obermansha, Orlowskaja, Paul, Fillensfeldt und Ernestinendorf und zählte im J. 1870 über 20,000 Einwohner. Der Boden ist von vorzüglicher Güte und eignet sich trefflich für den Acker- und Tabacksbau. Jährlich werden ca. 150,000 Pud Taback gewonnen, die einen Werth von ca. 320,000 Rubel repräsentiren. Vom Getreide wird hauptsächlich Weizen gebaut. Bei der Colonie Katerinenstadt liegt ein ziemlich geräumiger Hafen mit 200 Waarenmagazinen. (*A. von Wald.*)

KATHARINENTHAL, kaiserliches Lustschloß und berühmtestes Seebad der russischen Ostseeprovinzen im Gouvernement Estland. Dieses auf der Ostseite der Stadt Reval an einem Abhange des Laaksberges gelegene Schloß wurde von Peter dem Großen für seine Gemahlin Katharina I. gebaut und mit einem schönen Parke umgeben, dessen schattige Alleen zum Gestade hinableiten. Katharinenthal bildet zur Sommerszeit den vornehmsten Vergnügungsort der Revalenser wie der Fremden, die in großer Anzahl das hiesige Seebad besuchen. Auf dem Laaksberge befinden sich zwei Leuchtthürme in einer Entfernung von 1½ Kilom. voneinander. Der nördliche achteckige Leuchtthurm ist von Holz erbaut und nur 20 Fuß hoch. Sein Feuer ist ein beständiges und hat eine Höhe von 160 Fuß über dem Meeresspiegel. Der südliche, ebenfalls hölzerne Leuchtthurm ist 114 Fuß hoch, sein Feuer ebenfalls beständig und 258 Fuß über dem Meeresspiegel. Beide Leuchtthürme dienen dazu, den Schiffen das Einlaufen in den Revalschen Hafen zu erleichtern. (*A. von Wald.*)

Katharinoslaw, russ. Stadt, s. Jekaterinoslaw.

KATHARTIN, KATHARTINSÄURE nennt man einen glykosidartigen Körper, welcher hauptsächlich die abführende Wirkung der Sennesblätter (Cassia laxativa) bedingt, in denen derselbe zum Theil frei, größtentheils aber an Calcium und Magnesium gebunden vorkommt. Die Kathartinsäure besitzt einen etwas zusammenziehenden deutlich sauern Geschmack und bewirkt schon in kleinen Gaben Leibschmerzen und Durchfall. Sie scheint in das Blut und von hier aus in die Secrete überzugehen, da die Milch säugender Frauen nach Verabreichung von Senna abführend auf den Säugling wirkt. Sie hat die Zusammensetzung $C_{128}H_{58}O_{46}N_2S$ und zerfällt beim Kochen in Traubenzucker und die Kathartogeninsäure, welche gleichfalls leichtabführende Wirkung besitzt.

Therapeutische Verwendung findet das Acidum kathartinicum, welches aus den Sennablättern als Kalk- und Magnesiasalz mit einem Aschengehalte von 4% als ein in Wasser leicht lösliches geschmackloses Pulver dargestellt worden ist. Dasselbe wirkt sicher und ohne üble Nebenerscheinungen abführend.

Die Kathartinsäure ist ferner das die abführende Wirkung der Faulbaumrinde (Cortex Frangulae) bedingende Princip, sowie auch der amorphe Stoff, welcher als das abführende Princip des Rheum (Rhabarber) zu betrachten ist, eine der Kathartinsäure höchst ähnliche und chemisch analoge Säure darstellt. (*A. Winter.*)

KATHEDERSOCIALISTEN war ein in dem Streite zwischen der freihändlerischen und der socialpolitischen Richtung der deutschen Volkswirthe aufgetauchter Spottname für solche akademische Docenten, die zum Socialismus hinneigten. Die Bezeichnung wurde zuerst von J. B. Oppenheim gebraucht, als im J. 1872 in Eisenach ein „Verein für Socialpolitik" zusammentrat, der von einer Anzahl deutscher Professoren berufen war, und als dessen hervorragendste Mitglieder Schmoller, Adolf Wagner, Brentano, Schäffle, Samter, Adolf Held, Schönberg, von Scheel u. a. zu nennen sind. Sie selbst nannten sich die „realistische Schule", weil sie nicht von vornherein fertigen Principien huldigen, sondern vor allem die wirthschaftlichen Thatsachen untersuchen wollten. Der Katheder-Socialismus ging von der Ueberzeugung aus, daß die Gesetzgebung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in Einklang stehen müsse, weshalb er schon zur Zeit des Gründungsschwindels namentlich auf eine Revision der Actiengesetzgebung drang; er hielt die Neubegründung eines zeitgemäßen, hinlänglich garantirten Lehrlingsverhältnisses für unvermeidlich und befürwortete im Gegensatze zur „abstracten Schule" (den sogenannten „Manchestermännern") das Recht des Staates, in den Interessenkämpfen der Gesellschaft zu vermitteln und zu entscheiden. Des fernern heben die Kathedersocialisten nachdrücklich den wesentlichen Unterschied zwischen der menschlichen Arbeitskraft und allen übrigen Waaren des wirthschaftlichen Verkehrs hervor, ein Unterschied, auf den sie dann die Forderung basirten, daß in allen Fragen der Socialpolitik nicht blos die allgemeinen wirthschaftlichen Principien, sondern auch höhere, die sittliche Bestimmung des Individuums wie des ganzen Volkes berücksichtigende Motive eine entscheidende Geltung haben müßten. Die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit einer Freiheitsbeschränkung wollten die Kathedersocialisten nicht a priori feststellen, sondern je nach den concreten Verhältnissen ermittelt wissen, weshalb sie das freihändlerische Dogma von der alleinseligmachenden Kraft der individuellen Freiheit (das laissez faire, laissez passer) bestritten und eine Mitwirkung des Staates für die nothwendige Reform der Volkswirthschaft forderten. Infolge der neueren deutschen Entwickelung haben die Kathedersocialisten manche Punkte ihres Programms in Erfüllung gehen sehen; zugleich aber ist der eigenthümliche Charakter der Partei seit der im J. 1879 erfolgten Inangriffnahme der socialpolitischen Reformen seitens der deutschen Reichsregierung mehr und mehr in den Hintergrund getreten und sind ihre früheren Mitglieder zum überwiegenden Theil im weiteren Kreise der Staatssocialisten aufgegangen. *(Albrecht Just.)*

KATHEDRALE, die Kirche eines Erzbischofs oder Bischofs. Der Name kommt her von „Kathedra", dem um 7—11 Stufen erhöhten Bischofsstuhle in den alten Basiliken, welcher mitten in der Apsis stand; daher Basilica cathedralis. Kathedra bedeutet zuerst bei Gregor von Nazianz den Bischofssitz, welcher sonst immer „Thron" (θρόνος) heißt, bei Eusebius und Sokrates kommt „Kathedra" auch gleichbedeutend mit „Exedra" vor. In germanischen Ländern kommt mehr der Ausdruck „Dom" (domus sc. dominica) vor, in romanischen überwiegt die Bezeichnung „Kathedrale". „Münster" ist ursprünglich der Name für eine Kloster- oder Stiftskirche, später auch für Kathedralen und selbst für Pfarrkirchen. Mit allen drei Bezeichnungen soll nur der Rang, nicht die Bauart oder gar das Material der betreffenden Kirchen bezeichnet werden. Die berühmtesten Kathedralen finden sich in: Amiens, Auxerre, Avignon, Barcelona, Beauvais, Bologna, Bordeaux, Bourges, Brüssel, Burgos, Caën, Canterbury, Chalons s. M., Clermont, Exeter, Gloucester, Granada, Huesca, Lausanne, Leon, Lyon, Malaga, Narbonne, Norwich, Palermo, Pamplona, Rheims, Rouen, Salisbury, Santiago de Compostela, Sens, Soissons, Toledo, Troyes, Trient, Valencia, York, Zamora. *(G. Portig.)*

KATHETE (ἡ κάθετος) bezeichnet allgemein in der Geometrie des Euklid eine gerade Linie, welche normal (senkrecht) steht zu einer andern; insbesondere also jede der beiden Seiten in einem rechtwinkeligen Dreiecke, welche die Schenkel des rechten Winkels bilden. Die diesem Winkel gegenüberliegende Seite heißt die Hypotenuse (ὑποτείνουσα, subtendens); letztere Bezeichnung wird in der Geometrie der Alten überhaupt für die einem beliebigen Winkel gegenüberliegende Seite gebraucht. Ueber die Relation zwischen den Längen der Katheten und der Hypotenuse siehe Pythagoräischen Lehrsatz unter Pythagoras. In einem sphärischen Dreiecke können alle drei Seiten zueinander normal, also Katheten werden, wenn diese Bezeichnung auch auf krumme Linien übertragen wird. *(Axel Harnack.)*

KATHETER. Mit dem Worte Katheter (von καθίημι, hinablassen) bezeichnet man in der Chirurgie eine cylindrische Röhre, welche in Kanäle und Höhlen des Körpers eingeführt wird, theils um letztere zu sondiren, theils um Flüssigkeiten aus denselben zu entfernen, bez. zu therapeutischen Zwecken in dieselben einzuführen. In der Hauptsache sind es zwei Körperhöhlen, bei welchen das Katheterisiren geübt wird: die Paukenhöhle des Ohres mit der zu ihm führenden Eustachischen Röhre (Tuba Eustachii) und die Harnblase nebst Harnröhre (Urethra). Am gebräuchlichsten und am meisten bekannt sind daher der Ohrkatheter und der Blasenkatheter, aber auch aus der Magen- und Mastdarmhöhle kann mittels katheterartiger Instrumente der Inhalt entfernt (Vergiftungen), bez. die betreffende Höhle ausgespült, oder es können Nähr- oder Arzneimittel in dieselben eingeführt werden. Endlich verwendet man auch Katheter, um Flüssigkeiten aus den obern Luftwegen (Luftröhre) zu entfernen (bei Ertrunkenen) oder Luft einzublasen (bei Asphyktischen). In neuester Zeit hat man, und zwar mit überraschend günstigem Erfolge, versucht, durch Verbindung eines solchen katheterähnlichen Instruments mit einem Beleuchtungsapparate, die innern Körperhöhlen zu beleuchten und sich somit einen directen Einblick in die Beschaffenheit derselben zu verschaffen (Endoskopie).

Die Katheter sind entweder aus Metall — Silber, Neusilber, Zinn — oder aus Kautschuk gefertigt und bilden eine gerade, oder je nach der Form des zu kathe-

terisirenden Kanals gekrümmte Röhre von verschiedenem Durchmesser, deren Krümmung bei den aus Kautschuk gefertigten Kathetern durch einen in sie gesteckten gebogenen Draht (Leitsonde, Mandrin) vermittelt wird. Alle Katheter sind an ihrem obern Ende offen, das untere Ende ist je nach dem Zwecke, zu welchem sie verwendet werden, entweder gleichfalls offen, oder rundlich abgeschlossen, jedoch mit einer oder mehrern ovalen Seitenöffnungen versehen, durch welche die abzulassende Flüssigkeit zunächst in die Röhre eintritt, um dann in der der letzteren gegebenen Richtung nach außen abzufließen.

Der Ohrkatheter ist 14 Ctm. lang, raben- bis gänsefederdick, von durchgehend gleichem Kaliber, nach hinten trichterartig erweitert, um das Rohr eines Ballons oder einer Injectionsspritze aufnehmen zu können, und mit einem oder zwei Ringen versehen, um die Richtung der in verschiedenem Grade gebogenen Spitze beurtheilen zu können. Die Ohrkatheter besitzen eine verschiedene Weite (nicht über $1^1/_2$ Linien, ca. 3 Millim.), und die Einführung derselben erfolgt in der Regel durch das Nasenloch derjenigen Seite, wo das zu untersuchende Ohr liegt; ist dieses verstopft oder durch pathologische Processe sonstwie undurchgängig, so wird der Katheter durch das andere Nasenloch, eventuell auch durch die Mundhöhle applicirt. — Der Zweck des Katheterisirens des Ohres ist die Erkennung von Krankheiten der Eustachischen Röhre und des Mittelohrs, Injicirung von Flüssigkeiten, Luft oder Dämpfen in dasselbe, sowie Application von chemischen oder dynamischen Mitteln zur Heilung von Verengerungen — Stricturen — der Tuba.

Der Harnröhren-, bez. Blasenkatheter ist, je nachdem er bei Mann oder Weib applicirt werden soll, in Form und Größe verschieden. Der männliche ist länger, enger und in seinem untern Drittheil gebogen, der weibliche kürzer, etwas weiter im Lumen und nur am untersten Ende leicht gekrümmt. Die Einführung desselben erfordert stets eine gehörige Kenntniß der anatomischen Verhältnisse, eine geübte sichere Hand; ja sie gehört in manchen Fällen zu den schwierigsten Aufgaben, da bei gewaltsamer Ausführung leicht Perforationen der Gewebe der Harnröhre, des Mittelfleisches, sogenannte falsche Wege entstehen. Durch Uebung können jedoch männliche Kranke die nöthige Gewandtheit erlangen, um sich den Katheter selbst zu appliciren im Stande zu sein, sodaß z. B. namentlich Männer, welche mit irgendwelchen Blasenleiden behaftet sind, sich bald die nöthige Geschicklichkeit, denselben selbst zu appliciren, aneignen, während bei Frauen, wo der Tastsinn wenigstens in der Mehrzahl der Fälle nicht durch den Gesichtssinn unterstützt werden darf, neben der nöthigen Decenz immerhin eine sichere Hand und reichliche Uebung vom Arzte gefordert wird.

Das Katheterisiren der Harnröhre und Blase geschieht entweder, und zwar in den bei weitem meisten Fällen, um die Blase von ihrem Inhalte zu entleeren, oder Flüssigkeiten in dieselbe einzuführen, nächstdem, um die durch krankhafte Processe — Stricturen — verengte Harnröhre allmählich und methodisch wieder zu erweitern, endlich aber auch zur Sondirung der Blase auf etwa vorhandene Fremdkörper, Concremente oder Neubildungen. Vgl. auch den Artikel Sonde. *(Alfred Krug.)*

KATHETOMETER. Der Kathetometer ist ein physikalisches Meßinstrument, welches zur Messung der Höhe von Flüssigkeitssäulen in Barometern, Thermometern, bei Absorption von Gasen in mit Flüssigkeit gesperrten Röhren u. s. w. dient. Seine Haupttheile sind eine mit genauem Maßstabe versehene verticale Säule von Stahl oder Messing und ein an dieser verschiebbares horizontales Fernrohr mit Visirfaden. Die Säule wird von einem schweren, auf drei Stellschrauben ruhenden, metallenen Dreifuße getragen und muß vor dem Gebrauche durch diese Schrauben in genau verticale Stellung gebracht werden. Ob dies der Fall, erkennt man an einer am Fernrohre mit dessen Axe parallel befestigten Libelle. Die Führung des Fernrohrs an der Säule ist mit einer Klemmschraube versehen, um dasselbe in jeder Höhe der Säule feststellen zu können; außerdem trägt diese Führung eine Marke, deren Stellung an dem Maßstabe der Säule durch ein Mikroskop abgelesen die Ablesung der zu messenden Höhe gibt. *(H. A. Weiske.)*

KATHIAWAR oder SURASCHTRA ist eine Halbinsel an der Westseite Vorderindiens oder ein Theil des Staates Guzirat oder Gutscharat, gelegen zwischen 20° 41′ und 23° 8′ nördl. Br. und zwischen den Meridianen 86° 36′ und 90° östl. Lg. v. F.; zwischen dem Rann von Katsch und dem Cambay-Golf wird sie im Süden vom Indischen Ocean begrenzt. Bei den Alten hieß sie Saurastrene; die Mohammedaner nannten sie mit dem Prakrit-Namen Sorath, und so heißt noch jetzt ein breiter, 160 Kil. langer District im Südwesten. Ein anderer ebenso breiter im Osten der Mitte ist lange als Kathiáwar bekannt gewesen, weil ihn die im 13. und 14. Jahrhundert von Katsch her eingedrungenen Kathis eingenommen hatten; im 15. Jahrhundert wurde der ganze Stamm aus Katsch ausgetrieben, und er eroberte in diesem und dem folgenden Jahrhunderte eine beträchtliche Länderstrecke. Die Mahratten kamen mit ihnen in Berührung und wurden zuweilen mit Erfolg zurückgeschlagen; sie dehnten den Namen Kathiáwar auf die ganze Provinz aus, und danach gebrauchen wir ihn in ähnlicher Weise; von den Brahmanen und Eingeborenen wird das Land im allgemeinen Suráschtra genannt. Die Länge der Halbinsel ist bis 48 geogr. Meilen, ihre Breite bis 36 geogr. Meilen, ihre Fläche 1035 geogr. □Meilen (um 100 weniger als Ost- und Westpreußen). Sie zerfällt in 188 verschiedene Staaten, von welchen 13 keinen Tribut zahlen, 96 aber den Briten tributär sind, 70 der Regierung des Gaekwar, als dem Repräsentanten der Mahratten, während 132 der letzteren drei Klassen eine Zortalabi genannte Abgabe an den Nawab von Junágarh zahlen. Die Staaten sind nach sieben Klassen geordnet, mit verschiedener Criminal- und Civilgewalt. Die Häuptlinge erster und zweiter Klasse haben seit 1863 volle Civil- und Criminal-Jurisdiction; die richterliche Gewalt der kleineren nimmt nach unten allmählich ab; die übrige Jurisdiction liegt in den Händen von vier britischen Beamten, deren jeder einer Gruppe von Staaten vorsteht.

Die politischen Agenten controliren das Ganze. Als Regel findet von der Entscheidung eines Häuptlings kein Appell statt; aber bei vermuthlicher Miswaltung kann sein Vorgehen revidirt werden. In Bezug auf Verwaltungszwecke zerfällt Kathiáwar in vier Prants oder Districte: Jhaláwar, Hallar, Soráth und Gohelwar; aber der alten Territorial-Prants sind zehn: Jhaláwar im Norden mit 50 Staaten; Hallar im Nordwesten mit 26 Staaten; Okhamandal im äußersten Westen, zu Barada gehörig; Barada oder Jaitwar längs der südwestlichen Küste, auch als Porbandar bekannt; Soráth, im Süden; Babriawar, ein Bergland im Südosten; Kathiáwar, ein großer District nahe der Mitte; Und-Sarvija, längs des Satrunji-Flusses; Gohelwar, im Osten, längs der Cambaygolf-Küste, nach den Gohel-Radschputen benannt, welche dort die herrschende Rasse sind (es umfaßt den zum Ahmedabad-Collectorat gehörenden Gogha-District); Bhaunagar, wahrscheinlich der vornehmste Staat in Kathiáwar, und viele andere.

Im allgemeinen ist die Oberfläche wellenförmig, mit niedrigen Höhenzügen, die unregelmäßig nach allen Richtungen verlaufen; mit Ausnahme der Tangha- und Mandhav-Berge im Westen von Jhalawar und einiger unbedeutender Berge in Hallar ist der Norden flach; aber im Süden läuft etwa von Gogha die Gir-Kette fast parallel mit der Küste in etwa 32 Kil. Entfernung von derselben, längs der Nordseite von Babriawar und Sorath, bis zur Nähe des Girnar. Dem letzteren Berge gegenüber steht der vereinzelte Osam, und dann folgt noch weiter nach Westen die Barada-Gruppe zwischen Hallar und Barada, die von Norden nach Süden etwa 32 Kilom. weit von Gumti nach Kanawan zieht. Der Girnar-Bergstock ist eine wichtige Granitmasse, deren höchster Gipfel 1060 Meter Höhe erreicht. Der Hauptfluß ist der Bhadar, in den Mandhav-Bergen entspringend und südwestlich fließend; er mündet in Barada bei Navi-Bandar nach einem Laufe von 25 geogr. Meilen, und ihn begleiten überall hochcultivirte Landstriche. Ebendaher kommt der in den Cambay-Golf fließende Bhadar. Andere Flüsse sind der Aji, Machhu und Satrunschi, letzterer bemerkenswerth wegen seiner wildromantischen Landschaften. Vier alte Volksstämme, der Dschaitwas, Churasamas, Solunkis und Walas, waren die Eigenthümer des Bodens vor Einwanderung der Jhalás, Dscharejas, Purmars, Kathis, Gohels, Dschats, Mohammedaner und Mahratten, zwischen denen das Land jetzt hauptsächlich vertheilt ist.

Ohne Zweifel kam Suraschtra schon sehr früh unter den Einfluß brahmanischer Civilisation, und es war, da es an der Küste lag, dem Einflusse von Westen leicht zugänglich. Die Verordnungen Asokas (265—229 v. Chr.) waren von diesem Herrscher in einen mächtigen Granitblock zwischen Junagarh und Girnar eingegraben. Es ist wahrscheinlich Strabo's Saraostos; und wenn dem so ist, so war die Insel in den Eroberungen der indo-skythischen Könige (um 190—144 v. Chr.) miteinbegriffen. Von der früheren Geschichte des Landes ist uns sehr wenig bekannt. Erwähnt sei, daß im J. 1528 die Portugiesen die Küste bedrohten; später wurde ihnen erlaubt, auf Diu eine Factorei zu gründen, und aus dieser machten sie 1536 ein Fort, das sie noch jetzt besitzen. Im J. 1705 drangen die Mahratten in Guzirat ein und 1760 hatten sie dort ihre Herrschaft fest begründet. Im J. 1803 erbaten einige der kleinen Herrscher den Schutz der britischen Compagnie und 1807 drang diese, nebst dem Gaekwar, in Kathiáwar vor, und die Häuptlinge verpflichteten sich, einen Tribut zu zahlen und im Lande Frieden und Ordnung zu erhalten. Dafür sollten sie geschützt werden gegen die Besuche der räuberischen Horde der Mulk-giri, welche zur Erntezeit ihre Plünderungen zu unternehmen pflegten. Im J. 1817 trat der Peschwa seinen Antheil an dem Tribut den Briten ab und seit 1820 gestattete der Gaekwar, daß die Briten seinen Antheil für ihn eintrieben. Von 1822 an erhielt der britische politische Agent die höchste Gewalt allein und ward unter die Regierung von Bombay gestellt. Im J. 1831 ward ein Criminalgerichtshof eingesetzt. Infolge der 1863 eingeführten Reformen geschahen die Fortschritte schnell; Gesetz und Recht kamen zur Geltung; auch der Unterricht entwickelte sich gut. Im J. 1878 gab es 488 Schulen mit 28,171 Zöglingen; 3 höhere Schulen bestehen und in Radschkumar ein College; Straßen und eine Eisenbahn sind gebaut.

Die Provinz ist reich, der Boden schön und gut bewässert. Die jährlich ausgeführte Baumwolle macht 1/6 der von Bombay ins Ausland exportirten aus, und Geld oder Korn gelangt dafür ins Land. Der Tribut, im Ganzen 10 Lakh oder 1,000,000 Rupien oder 2 Mill. Mark, ist nur 4 Procent vom Werthe der Exporte. Die zahlreichen kleinen Höfe und deren Anhang bilden eine große Körperschaft reicher Grundbesitzer, die ihre Einkünfte auf ihren Gütern verzehren; die Minister, Beamten und Landleute von verschiedener Stellung und Reichthum verursachen alle eine frische Lebendigkeit im Fortschritte und allgemeines Wohlsein im Lande. Ein bedeutender Theil der öffentlichen Geschäfte von Kathiáwar wird durch die Darbars und auf deren Kosten besorgt, sodaß in einer Provinz von etwa dem Umfange von Audh und einer Bevölkerung wie der von Ceylon ein politischer Agent und 5 Assistenten den Verwaltungsstab bilden. Die größten Flüsse werden bereits überbrückt, in den bedeutendsten Städten sind städtische Gebäude und Hospitäler errichtet, Teiche und Brunnen sind gegraben worden. Bhaunagar hat unter diesen Staaten die Führung in der materiellen Entwickelung der Hülfsquellen übernommen und ist der erste Staat in Ostindien, welcher eine Eisenbahn auf eigene Kosten und Gefahr ins Werk gesetzt hat.

Die Hauptproducte des Landes sind Baumwolle, Baschra und Dschoar, in manchen Theilen Zuckerrohr, Turmarik und wilder Indigo, welch letzterer mit Vortheil im großen gebaut werden könnte. Pferde, früher von ausgezeichnetem Rufe, werden in Menge gezogen; die Zahl der Schafe ist in manchen Theilen groß, und deren Wolle bildet nebst Korn und Baumwolle einen Hauptausfuhrartikel. Eingeführt werden namentlich Baumwollwaaren, Metalle und Zucker. Eisen findet sich in manchen

Theilen von Barada und Hallar. Beim Dorfe Bakharla, im Staate Porbandar, finden sich viele Eisengruben, aber sie sind wegen Mangels an Brennmaterial aufgegeben. Wild leben hier: Löwen in den Gir-Bergen, Panther, Tschitah, rothe Antilopen, Wildschweine, Hyänen, Wölfe, Schakal, wilde Katzen, Füchse, Stachelschweine u. s. w. Das Jahr 1814 bis 1815 hieß das Rattenjahr wegen der Verwüstungen, welche die Ratten damals veranlaßt haben; sie erschienen urplötzlich in unzählbaren Heeren und verschwanden ebenso plötzlich.

Aus dem Felsen gehauene buddhistische Höhlen und Tempel sind zu Junagarh, schon im 7. Jahrhundert genannt, schöne Dschaintempel am Girnar-Berge und zu Palitana; bei der ehemaligen Hauptstadt von Dschaitwar, Ghumli, sind ausgedehnte Ruinen. — Hauptsächliche Städte sind Dschamnagar, Bhaunagar, Dschunaghar, Radschkot (die Sitze der politischen Agenten), Porbandar und Mangrol; beide letztere, sowie Verawol, sind lebhafte Seeplätze; mit solchen, wie auch mit Ankerplätzen, scheint Kathiawar wohl versehen, indem bereits 60 aufgeführt sind. 11 Küstenfeuer sind vorhanden. (Hunter.)

(G. A. von Klöden.)

KATHOLICISMUS bezeichnet eine bestimmte Erscheinungsform des Christenthums. Für die Protestanten tritt der Gegensatz gegen die römische Papstkirche so sehr in den Vordergrund, daß sie sich gewöhnt haben, die Bezeichnung „Katholicismus" ausschließlich auf diejenige Gestalt des Christenthums anzuwenden, welche unter der Herrschaft des römischen Papstes steht und im Gegensatze zum Protestantismus vor allem auf der Synode zu Trient eigenthümliche Bestimmungen über Lehre, Verfassung und Cultus aufgestellt hat. Aber neben dem römischen Katholicismus steht der griechische, und die katholische Kirche reicht viel weiter hinauf als bis zur Reformation. Daher, wenn wir den Katholicismus zunächst als geschichtliche Erscheinung betrachten, so haben wir nacheinander ins Auge zu fassen: 1) das Werden des Katholicismus, oder den Uebergang der apostolischen zur katholischen Kirche; 2) den einheitlichen Katholicismus bis zur Trennung der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche, nebst den späteren Versuchen der Wiedervereinigung; 3) den griechischen Katholicismus; 4) den römischen Katholicismus, und zwar diesen a) bis zur Reformation, b) von der Reformation bis zur Gegenwart (Deutschkatholicismus, Altkatholicismus).[1] Danach wird es dann gelten, das eigenthümliche, religiös-kirchliche Princip herauszustellen, welches dieser geschichtlichen Erscheinung zu Grunde liegt.

„Katholicismus", gebildet aus dem griechischen *καθ' ὅλου*, bezeichnet die Richtung auf das Allgemeine, auf das Ganze. Daher, auf die Kirche angewandt, zunächst nach außen das Prädicat der Katholicität die Kirche als die allgemeine, allumfassende kennzeichnet, wobei an beides zu denken ist, sowol an die Verheißung, daß in Zukunft alle Völker sich dem Christenthume zuwenden werden, als an die Thatsache, daß in der Gegenwart die Gläubigen aus allen Völkern sich zu Einer Gemeinschaft zusammenschließen. Diese äußere Einheit läßt sich aber nur behaupten, wenn die Kirche zugleich im Besitze der Wahrheit ist, welche von Christo ausging, von den Aposteln überliefert, von den Gemeinden, genauer vom Klerus bewahrt und weitergebildet ward. Das innere Merkmal des alleinigen Besitzes der ganzen und vollen göttlichen Wahrheit ist ebenso nothwendig wie jenes äußere der Einheit und Allgemeinheit, und beide stehen, wie die Geschichte uns lehren wird, zueinander in nothwendiger Wechselwirkung. Daher zerfallen auch die Gegner des katholischen Christenthums in zwei durchaus verschiedene Klassen: die Schismatiker wenden sich gegen die Einheit, gegen den geschlossenen Organismus der Kirche, die Häretiker gegen die Wahrheit ihrer Lehre.

Aus begreiflichen Gründen ist der Katholicismus zu allen Zeiten bemüht gewesen, die Meinung zu verbreiten, er sei so alt wie das Christenthum selbst, oder die christliche Kirche habe von der Apostel Zeiten her in dieser imponirenden Einheit der Verfassung und der Lehre bestanden. Lange genug hat diese Meinung auch geherrscht, und erst der protestantischen Theologie unsers Jahrhunderts, besonders F. Chr. Baur und der durch ihn begründeten jüngeren Tübinger Schule, ist es vorbehalten gewesen, über die Anfänge der christlichen Kirche eine richtigere Kenntniß zu verbreiten. Danach ist der Katholicismus durchaus nicht die ursprüngliche und anfängliche Form des Christenthums, sondern hat sich nach mancherlei Kämpfen erst gegen Ende des 2. Jahrh. ganz allmählich entwickelt. Weder äußerlich nach Seite der Verfassung, noch innerlich nach Seite der Lehre war die apostolische Kirche eine katholische.

Wie in der Wirksamkeit Jesu selbst eine gewisse Doppelseitigkeit unleugbar ist, daß seine Lehre anknüpft an die Vorstellungen des Judenthums und doch über die engen Grenzen desselben hinausweist, daß sein eigenes Wirken auf die Genossen seines Volkes sich beschränkt und doch der Blick bisweilen gerichtet wird auf die empfänglicheren Heiden — so konnte auch der Gemeinde seiner Jünger ein Zwiespalt nicht erspart bleiben, als neben den Juden auch Heiden in dieselbe eintraten. Anfangs überwogen jene; ihnen gehörten die Jünger an, aus ihnen — und einigen zum Fest erschienenen Proselyten — sammelte sich die erste Gemeinde zu Jerusalem. Festhaltend am Mosaischen Gesetze, theilnehmend am väterlichen Gottesdienste im Tempel, unterschied sie sich von den übrigen Juden wesentlich nur dadurch, daß ihr als der erwartete Messias Jesus von Nazareth galt, der bereits einmal da gewesen sei in Niedrigkeit, aber nach ruhmvoller Auferstehung aus schmachvollem Tode in Bälde wiederkommen werde in Herrlichkeit. Diese Gemeinschaft der „Galiläer" oder „Nazarener", an deren Spitze noch um die Mitte des 1. Jahrh. Petrus, Johannes und

---

1) Um neben den ausführlichen Artikeln „Griechische Kirche" und „Papstthum" allzu starke Wiederholungen zu vermeiden, müssen wir auf eine gleichmäßige Darstellung der Geschichte verzichten; meist mit dem Hinweis auf die wichtigsten Thatsachen uns begnügend, werden wir besonders das 19. Jahrh. eingehend behandeln.

Jakobus standen als „die Säulen der Kirche“, später Jakobus der Gerechte, der Bruder des Herrn, galt daher nur als jüdische Sekte. Auch als sich außerhalb Jerusalems Gemeinden bildeten, ward überall das Gesetz unverbrüchlich gehalten und galt das Christenthum nur als vollendetes Judenthum. — Durch Paulus ward zuerst eine größere Anzahl von Heiden dem neuen Glauben gewonnen, und obgleich von ihnen das jüdische Gesetz nicht gehalten ward, erkannten die Apostel zu Jerusalem (um 51) sie als Brüder an. Für die Bedürfnisse der von ihm begründeten meist heiden-christlichen Gemeinden hat dann Paulus seine ersten Briefe geschrieben, die zuverlässigsten Urkunden seiner eigenartigen Auffassung des Christenthums. Das Mosaische Gesetz hat keine bleibende, sondern nur eine vorübergehende Bedeutung; wäre es nothwendig zum Heil, so wäre Christus vergeblich gestorben. Das Gesetz kann der Mensch seiner natürlichen Beschaffenheit nach nicht erfüllen, daher kann auch das Gesetz nicht zur Rechtfertigung führen, sondern allein zur Verdammniß. Rechtfertigen kann allein die freie Gnade Gottes, die sich uns darbietet in der Sendung und dem Opfertode Jesu, die ergriffen wird im Glauben als der vollen Hingabe des Herzens an ihn. Das Gesetz dient nur dazu, das Bewußtsein der Sünde und der eigenen Ohnmacht zu steigern und dadurch den Menschen geneigt zu machen, im Glauben das Verdienst Christi zu ergreifen; wer aber im Glauben Christo verbunden ist, der wird und muß auch mit ihm der Sünde absterben und in seiner Kraft ein neues Leben führen in fortschreitender Heiligung. Nicht eine jüdische Sekte, sondern eine neue, die ganze Menschheit, Heiden und Juden in gleicher Weise umfassende Gemeinschaft unter ihrem himmlischen Haupte, dem erhöhten Christus, wollte Paulus begründen. Seine Anhänger wurden wahrscheinlich zu Antiochien zuerst „Christianer“ genannt.[2])

Der Gegensatz dieser Richtungen ist unverkennbar, und die altchristliche Literatur, kanonische wie außerkanonische, bezeugt unwiderleglich, daß sie sich heftig bekämpft haben. Aber die Gemeinschaft des innern Geistes überwog, und so kam es, begünstigt durch äußere Umstände, mit der Zeit zu einem Ausgleich. Während die heiden-christliche Partei an Zahl und Bedeutung gewann durch die immer mehr zunehmende Ausbreitung des neuen Glaubens gerade unter den Heiden, verlor die streng juden-christliche Richtung ihren festen Halt durch die Zerstörung Jerusalems (im J. 70) und die darauffolgenden politischen Wirren (bis zum Bar-Cochba-Aufstand im J. 135); während auf der einen Seite auch nach der Lossagung vom Mosaischen Gesetz durch den historischen Zusammenhang wie durch den fortgehenden Gebrauch des Alten Testaments das jüdische Element in Gottesdienst und Verfassung überwog, erwies es sich auf der andern Seite als unmöglich, die universellen Gedanken des Christenthums dauernd in den Schranken einer jüdischen Sekte zu fesseln. Bei dem allmählichen Ausgleich siegten materiell die heiden-christlichen Anschauungen, nahmen aber selbst wieder die juden-christliche Form eines Gesetzes an, d. h. die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes und die Auffassung Jesu als blos jüdischen Messias ward aufgegeben, aber der Glaube an die freie Gnade Gottes in Christo ward aus einem Act vertrauensvoller Hingabe des Herzens an den erhöhten Herrn zur Leistung eines vorgeschriebenen Werkes veräußerlicht. Erst mit dieser Ausbildung einer gemeinsam-christlichen Wahrheit ward die älteste Auffassung des Christenthums als bloße Vollendung des Judenthums zur Häresie; die „Nazaräer“ oder „Ebjoniten“, als Ketzer von der Kirche ausgeschlossen[3]), verschwinden allmählich. Damit war die Gefahr vermieden, den Geist der neuen Religion durch zu ängstliches Festhalten der geschichtlichen Form zu verkümmern; die entgegengesetzte Gefahr, das Geschichtliche des Christenthums völlig zu verflüchtigen in philosophischen Speculationen, drohte von der Gnosis (welche trotz aller heidnischen, vor allem orientalischen Einflüsse eine wesentlich christliche Erscheinung ist). Im Kampfe gegen diesen hartnäckigen und vielgestaltigen Feind in Glaube und Lehre die kirchliche Wahrheit zu behaupten, war vor allem die Aufgabe der Wissenschaft (und zwar ward dieser Kampf besonders von den Kirchenvätern geführt, während die Apologeten die Angriffe jüdischer und heidnischer Gegner abwiesen). Doch zeigte gerade dieser Kampf, daß die Einheit und Wahrheit der Lehre von der Kirche nur durch das Mittel einer einheitlichen und umfassenden Organisation bewahrt werden könne.

Wenn auch die endgültige Feststellung des Neutestamentlichen Kanons (s. d.) erst recht spät erfolgte, so war man doch schon früh in der christlichen Gemeinde über eine Reihe von Schriften übereingekommen, welche, von einigem Schwanken im Einzelnen abgesehen, allgemein als sichere Quellen der christlichen Erkenntniß betrachtet wurden. Die Gnostiker pflegten nur einen Theil dieser Schriften anzuerkennen oder einen eigenthümlich gestalteten Text derselben vorzulegen, oder eine von der gewöhnlichen abweichende Auslegung vorzutragen oder gar sich auf geheime Traditionen neben diesen Schriften zu berufen. Um dagegen streiten zu können, mußte auch die Kirche zur Tradition greifen, um die Auswahl der Heiligen Schriften, ihren Text und ihre Auslegung zu rechtfertigen und Lehren zu stützen, welche vielleicht in ihr nur schwach begründet waren. Diese wahre Tradition der Kirche (ihrem wesentlichen Inhalte nach in wenig wechselnden Formen zum Ausdruck gebracht in der „Glaubensregel“) ward der falschen Tradition der Häretiker gegenübergestellt; als Merkmale galten das Alter, die directe Herleitung von den Aposteln und die all-

2) R. A. Lipsius, Ursprung und ältester Gebrauch des Christennamens (Jena 1873).

3) Justin (c. Tryph. c. 47) unterscheidet unter den Judenchristen diejenigen, welche nur ihrerseits das Gesetz beobachten, von denen, welche es als zum Heil nothwendig von allen fordern; jene will er noch als Brüder anerkennen, diesen spricht er das Heil ab. Irenäus (adv. haer. I, 26) bezeichnet die Ebjoniten ohne Unterschied als Häretiker.



gemeine Geltung. Um diese Merkmale behaupten zu können, bedurfte man einer Organisation, und so führte das Bedürfniß, das innere Moment der Katholicität, die Einheit und Wahrheit der Lehre zu wahren, mit innerer Nothwendigkeit auf das äußere, auf eine einheitliche Gemeindeverfassung.[4])

Anfänglich fehlte jede hierarchische Ordnung, war sie doch durch die Anerkennung des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen ausgeschlossen. Auch wurden die ersten Gemeindeämter nicht für die Lehre begründet, sondern für den praktischen Dienst der Armenpflege (daher διάκονοι), dann folgten Aelteste (πρεσβύτεροι) oder Aufseher (ἐπίσκοποι). Es sind zwei Namen für dasselbe Amt, und wie ihrer mehrere waren, verschieden je nach der Größe der Gemeinde, so war auch ihre amtliche Stellung, wenn auch einzelne durch persönlichen Einfluß hervorragten. Die Gemeinde wählte sie oder gab doch ihre Zustimmung und die Weihe durch Handauflegung empfingen sie bald durch die Gemeinde, bald durch angesehene Lehrer. Im 2. Jahrhundert erhält der Klerus immer mehr das Ansehen eines besondern Standes, dem das Mittleramt übertragen ist zwischen Christus und dem Volk. Wie die Leitung des Gottesdienstes in Predigt und Sakramentspendung ihm allein übertragen wird, so wächst auch sein Einfluß auf die Angelegenheiten der Gemeinde in fortgehendem Kampfe gegen deren Rechte. Der Klerus aber erhält seine Spitze im Episkopat. Schon früh mag persönliches Uebergewicht einen der Presbyter thatsächlich zum Leiter der Gemeinde gemacht haben; dieses Verhältniß allgemein zu machen, indem man den Gemeindeleiter durch den Namen Episkopos auszeichnete, ward durch das Streben nach kirchlicher Einheit begünstigt und dadurch motivirt, daß der Bischof stellvertretend das unsichtbare Haupt der Gemeinde, Christum, repräsentire. So lesen wir bei Ignatius (Ad Trall. c. 3. Ad Smyrn. c. 8). Ein wesentlich neues Moment kommt bei Cyprian (De unitate eccl. c. 4) hinzu. Hier erscheint der Bischof vor allem als Nachfolger der Apostel und daher als Träger der von ihnen ausgehenden Ueberlieferung. Zugleich sind die Bischöfe Träger des Heiligen Geistes, und wie der Geist nur Einer ist, so bildet auch die Kirche in den Bischöfen ein engverbundenes Ganzes. Indem nun die Metropoliten, sei es blos durch die Größe ihres Sprengels, sei es auch durch die apostolische Gründung ihrer Gemeinde ausgezeichnet, die Bischöfe ihrer Provinz bestätigen und weihen und mit ihnen auf den Synoden bindende Beschlüsse fassen über streitige Fragen des Glaubens und der Verfassung, — da ist das nöthige Organ gefunden, um die Wahrheit der kirchlichen Lehre festzustellen und ihre Einheit durch Ausschluß aller Ketzer zu wahren. „Hiermit war der Uebergang der apostolischen zur altkatholischen Kirche geschehen: die Versammlung aller Gläubigen um den Thron des Gottessohnes auf dem Grunde der Glaubensregel, wie sie allmählich sich festgestellt hat gegen Häretiker aller Art; die Betrachtung des Christenthums als ein neues Gesetz frommer Werke und die Kirche als äußerliche Heilsanstalt mit ihren gnadespendenden Mysterien unter der Herrschaft des Episkopats; die Entartung und doch zugleich die geschichtliche Entwickelung des Urchristenthums" (Hase, K.-Gesch. 10. Aufl. S. 119).

In wesentlich neue Verhältnisse trat der Katholicismus ein durch seine Erhebung zur Staatsreligion unter Konstantin dem Großen. Trotz Julian's Bemühungen verschwand jetzt das Heidenthum sehr rasch, und nach außen hin gesichert, mußte der Katholicismus sein Augenmerk vor allem auf die Feststellung der Lehre richten. Dabei galt es jedoch nicht mehr, das eigenthümlich Christliche vor zu weit gehenden Nachwirkungen des Judenthums und Heidenthums sicherzustellen, sondern unter verschiedenen Auffassungen und lehrhaften Ausprägungen des Christlichen diejenige auszuwählen, welche als christlich gelten und daher in der Kirche zugelassen werden solle. Als Organ für Feststellung der kirchlichen Wahrheit galt die Versammlung der Bischöfe, aber das fortgehende Streben nach Katholicität, d. h. nach Einheit und Allgemeinheit, forderte, daß den Provinzialsynoden nur Fragen der kirchlichen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit überlassen blieben, daß dagegen zur Entscheidung von Glaubensstreitigkeiten Abgeordnete der ganzen Kirche, d. h. die Bischöfe der Reichskirche, sich versammelten. Diese Versammlungen erhielten gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Bezeichnung „ökumenische", doch hing die Anerkennung einer Synode als ökumenischer weniger von der Art ihrer Zusammensetzung ab, als von der Haltbarkeit ihrer Beschlüsse gegenüber den jeweiligen politischen Verhältnissen und der Stimmung des Volkes. Sieben Synoden wurden gleichmäßig als ökumenische geehrt, zu denen dann noch im Abendlande diejenigen zu Sardica, im Morgenlande die zweite trullanische hinzu kam. Seit dem 6. Jahrhundert fand die Theorie allgemeinen Anklang, daß die Synode als Versammlung der Bischöfe, denen in besonderer Weise der Heilige Geist verliehen sei, auf unfehlbare Weise die ihnen anvertraute apostolische Ueberlieferung für die Kirche als ewige Wahrheit ausspreche. In Wahrheit bemühte sich jede der streitenden Parteien, die Majorität der Versammlung mit allen möglichen, nicht immer blos geistigen Mitteln für ihre Meinung zu gewinnen; sobald die Majoritätsbeschlüsse durch kaiserliche Bestätigung als Reichsgesetze sanctionirt waren, blieb der Minorität nichts übrig, als sich zu unterwerfen oder aus der Kirche auszuscheiden. In dieser Weise wurden im Morgenlande die großen christologischen und trinitarischen Streitigkeiten behandelt. Wurde dadurch auch die Einheit der innerhalb der katholischen Kirche als Wahrheit anerkannten Lehre gewahrt — sodaß z. B. Theodosius der Große verordnen konnte, ein katholischer Christ heiße nur, wer nach Vorschrift der Apostel an die einige Gottheit des Vaters, Sohnes und Geistes in gleicher Erhabenheit und Dreieinigkeit glaube, — so ließ es sich doch nicht verhindern, daß eine Reihe von Minoritäten aus der Reichskirche ausschied, neben ihr selbständige Gemeinschaften bildete und damit das andere Merkmal des Katholicismus, die Allgemeinheit,

---

4) Das Nähere über diesen Punkt s. im Art. Kirche.

illusorisch machte. In arianischer Fassung kam das Christenthum zu den Gothen, als sie 376 auf ihrer Flucht vor den Hunnen in den römischen Provinzen Aufnahme fanden, sie übertrugen es auf andere deutsche Stämme, die Westgothen brachten den Arianismus nach Spanien, die Ostgothen und Longobarden nach Italien, die Vandalen nach Afrika, und nur die Ungunst der politischen Verhältnisse machte der anfangs so blühenden arianischen Kirche bereits im 8. Jahrhundert ein Ende. Als die dritte Oekumenische Synode (431 zu Ephesus) des Nestorius Lehre von zwei Naturen in Christo als eine Zerreißung seiner einheitlichen Person verdammte, sammelten sich seine Anhänger zunächst um die Schule zu Edessa, dann um die Schule zu Nisibis, bis 498 auf der Synode zu Seleucia die ganze persische Kirche von der orthodoxen Kirche sich lossagte. Ebenso führte die Verdammung des Eutyches (auf der vierten ökumenischen Synode zu Chalcedon 451) zur Bildung selbständiger monophysitischer Gemeinschaften in der koptischen, abessinischen und armenischen Kirche. Und als Kaiser Constanz II. durch den Typos (vom J. 648) die zehn Jahre früher (durch die Ekthesis des Kaisers Heraclius vom J. 638) befohlene monotheletische Lehre wieder aufhob, sonderte sich eine kleine Gemeinschaft von der Reichskirche ab und sammelte sich unter einem eigenen Patriarchen um das Kloster des Heiligen Maro am Libanon. Nach demselben heißen sie Maroniten. Alle Versuche, diese Gemeinschaften, welche von dem großen Körper der katholischen Kirche sich losgelöst haben, zu derselben zurückzuführen, sind bisher von geringem Erfolg gewesen.

Dieselbe äußerlich-gesetzliche Regelung wie die Lehre erfuhr auch der Cultus und die kirchliche Sitte. Die Ausbildung des Cultus charakterisiren besonders zwei Momente. Durch die Erhebung der Märtyrer und Heiligen zu einer himmlischen Hierarchie sowie durch die zunehmende Verehrung der Bilder und Reliquien veräußerlichte der Gottesdienst in heidnischer Weise. Indem die Zahl der Sakramente zunahm und sie immer mehr nach Art der alten Mysterien mit dem Nimbus des Geheimnißvollen umhüllt wurden, erhielten die gottesdienstlichen Handlungen allmählich die Bedeutung einer durch den Priester vermittelten zauberischen Uebertragung göttlicher Gnadengaben. — Das sittliche Leben zeigte vor allem, wie wenig das Christenthum zur innerlich bestimmenden Macht des Volkslebens geworden war. Wie die Sätze des wahren Glaubens, so wurden auch die Gebote des guten Handelns von der Kirche vorgeschrieben und auf ihre Autorität hin angenommen; sie reduciren sich überdies auf die äußern Werke des Gebets, des Fastens und der Almosen, welche an sich als verdienstlich gelten. Dieser niedern Sittlichkeit tritt dann freilich eine höhere gegenüber, welche vom Klerus und vom Mönchsstande gefordert wird, aber auch sie bleibt an diesem äußerlich-gesetzlichen Charakter einzelner an sich verdienstlicher Leistungen hängen.

Das Bisherige deutet schon darauf hin, daß auch die innere Organisation im Verlauf der weitern Entwickelung des Katholicismus manche Veränderung erfuhr. Die Scheidung von Klerus und Laien vollzog sich immer mehr; der Klerus erscheint immer mehr als der von Gott eingesetzte und autorisirte Stand, um die göttliche Heilsgnade den Laien zu übermitteln; die Laien verlieren allen Einfluß auf die Besetzung der Kirchenämter, vom allgemeinen Priesterthum ganz zu schweigen. Nur bei der Wahl des Bischofs machte das Volk bisweilen noch seinen alten Einfluß geltend, der Bischof hatte aber dann die Wahl des übrigen Klerus völlig in Händen. Und wie die Bischöfe die absoluten Gesetzgeber der Laien waren in Glaubenssachen, so waren die Priester, in deren Hand die Verwaltung der Sakramente und die Handhabung der Bußdisciplin lag, für sie die Vermittler des Heils. Dem Staate gegenüber erhielt das Christenthum durch seine Erhebung zur Staatsreligion eine immer freiere Stellung, besonders durch Erweiterung des kirchlichen Besitzes und durch Verleihung eigener Gerichtsbarkeit und des Asylrechts. Das alles hing jedoch vom Wohlwollen des Staates ab, dessen Oberhoheit über die Kirche unbestritten anerkannt wurde. Wie im alten heidnischen Rom der Kaiser als pontifex maximus auch in religiösen Dingen die höchste Autorität gewesen war, so nahm er dieselbe Stellung auch gegenüber dem zur Staatsreligion erhobenen Christenthum für sich in Anspruch. Der Kaiser gewann Einfluß auf die Ernennung der Bischöfe, besonders der Metropoliten, nahm Appellationen an gegen bischöfliche Gerichte, berief die allgemeinen Kirchenversammlungen, leitete sie durch seine Gesandten, und erst wenn er ihre Beschlüsse als Reichsgesetze verkündigt hatte, hatten sie auch kirchliche Geltung. Im Streite der Parteien entschied somit häufig der Kaiser, wer rechtgläubig und daher katholisch sei, und nur zu oft buhlten Bischöfe um die Gunst des Kaisers oder seines Hofes, um kirchliche Fragen nach ihrem Sinne entschieden zu sehen. Doch erfordert die Gerechtigkeit das Zugeständniß, daß kaiserliche Entscheidungen nur dann von Bestand waren, wenn das Ansehen der Kirche und die allgemeine Zustimmung der Gläubigen sie stützte. An diesem Verhältniß der kaiserlichen Oberhoheit wurde auch dadurch nichts geändert, daß bisweilen ein kraftvoller Bischof die strafende Macht der Kirche auch einem Kaiser gegenüber zur Geltung brachte, wie z. B. der Bischof Ambrosius von Mailand den Kaiser Theodosius I. zwang, wegen der von seinen Soldaten in einem Aufstande zu Thessalonich im J. 390 verübten Grausamkeiten öffentlich Kirchenbuße zu thun. Aber der später zum Ausbruch gekommene Conflict bereitet sich jetzt schon vor in dem Streben, der kirchlichen Hierarchie eine monarchische Spitze zu geben.

Zunächst hatte die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion zur Folge, daß die Bischöfe von den übrigen Gliedern des Klerus sich absonderten, denn alle Rechte und Privilegien, welche der Kirche vom Staate überwiesen wurden, kamen in erster Linie den Bischöfen zu gute. Die Bischöfe allein waren stimmberechtigt auf den Oekumenischen Synoden, die Bischöfe verwalteten das Kirchenvermögen, die Bischöfe allein durften gewisse kirchliche Handlungen verrichten (z. B. verbot Innocenz I.

schon 416 den Presbytern die Salbung mit dem Chrisma bei der Taufe). Anfänglich standen alle Bischöfe einander gleich, aber schon die Antiochenische Synode vom J. 341 erhob den Metropoliten, d. h. den Bischof in der Hauptstadt der Provinz, förmlich zum kirchlichen Oberhaupt der ganzen Provinz. Die natürliche Veranlassung dazu war die politische Bedeutung ihrer Sitze. Und so machte es sich ebenfalls ganz natürlich, daß, wie die drei Städte Rom, Alexandrien, Antiochien die hervorragendsten Mittelpunkte des Reiches waren, auch ihre Bischöfe einen Vorrang hatten unter den Metropoliten. Zu ihnen kam als vierter der Bischof von Konstantinopel als der kaiserlichen Residenz (schon das zweite ökumenische Concil vom J. 381 bestimmte, daß er den Ehrenrang gleich nach dem Bischof von Rom haben solle, da Konstantinopel Neu-Rom sei), als fünfter der Bischof von Jerusalem. Diesen fünfen ward im 5. Jahrhundert, um sie vor den Metropoliten auszuzeichnen, die Würde eines Patriarchen übertragen. Der Patriarch sollte die Metropoliten weihen, die Synoden der ganzen Diöcese berufen und größere Rechtsfragen in letzter Instanz entscheiden. Obgleich dem Range nach gleich, waren die fünf Patriarchen doch von sehr verschiedener Bedeutung. Jerusalem kam wegen Kleinheit der Diöcese kaum in Betracht, gegen Alexandrien und Antiochien machte Rom geltend, jenes sei durch Markus, den Schüler des Petrus, dieses freilich von Petrus selbst, aber nur bei vorübergehendem Aufenthalt gegründet, beide müßten also gegen Rom, die eigentliche cathedra Petri, zurückstehen. Von mehr Bedeutung war, daß alle drei morgenländischen Patriarchate durch Häresien befleckt waren und später, als der Islam seinen Eroberungszug begann, der Kirche verloren gingen. Für den Wettkampf um die einheitlich-monarchische Leitung der Christenheit kamen also nur Rom und Konstantinopel in Betracht, und in dieser Rivalität liegt der eigentlich treibende Grund der allmählich sich vollziehenden Spaltung des Katholicismus in einen Römischen und einen Griechischen.[5])

Daß der Bischof von Neu-Rom den Anspruch auf Weltherrschaft erhob, zeigte sich auch äußerlich, als Johannes Jejunator sich im J. 587 den Titel eines ökumenischen Patriarchen beilegte; Gregor der Große nannte diese Bezeichnung unchristlich und wollte lieber Knecht der Knechte Gottes heißen, doch fügten seine Nachfolger bald den Titel eines allgemeinen Bischofs hinzu. Das Ziel ihres Strebens war dasselbe, verschieden aber war die Begründung ihrer Ansprüche. Der Patriarch von Konstantinopel stützte sich auf die weltliche Macht und hatte durch die Gunst des Kaisers thatsächlich meist die Gewalt in Händen, war aber dafür abhängig von der Willkür des Kaisers und der wechselnden Stimmung des Hofes. Der Patriarch von Rom stützte sich auf das geistliche Ansehen, das Rom gebühre als derjenigen Gemeinde, die — nach damals allgemein herrschender Ansicht — von den beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus begründet, von Petrus 25 Jahre lang als Bischof geleitet, die nie durch eine Häresie befleckt und deren Bischöfe in unmittelbarer Succession von Petrus hergekommen seien. Wegen seiner politischen Unabhängigkeit konnte Rom mehrfach für die zeitweilig unterdrückte Rechtgläubigkeit eintreten, und es vermehrte nur sein Ansehen auch im Morgenlande, daß fast immer diejenige Partei siegte, der Rom beitrat; im Abendlande war Rom nicht blos die weltbeherrschende Stadt und der einzige apostolische Sitz, auch die Christianisirung der meisten Völker ging von ihm aus. So übertrug denn schon die Synode zu Sardica im J. 347 dem römischen Bischofe Julius eine richterliche Entscheidung über die Annahme bischöflicher Appellationen und seine Nachfolger beanspruchten für sein Amt, was zunächst nur seiner Person zugestanden war. Die Afrikanische Kirche freilich bedrohte im J. 417 jede überseeische Appellation mit Excommunication, aber die fortwährenden Kämpfe, welche zu Konstantinopel die Patriarchen miteinander oder mit dem Hofe führten, ließen sie die Freundschaft des römischen Bischofs um schwere Zugeständnisse erkaufen. Infolge dessen sprach schon Innocenz I. (402—416) die Ueberzeugung aus, daß auf dem ganzen christlichen Erdkreise ohne Kenntnißnahme des Römischen Stuhles nichts zu entscheiden sei und zumal in Sachen des Glaubens alle Bischöfe sich an den heiligen Petrus zu wenden hätten. Leo der Große (440—461) hat zuerst die Macht des Römischen Stuhles mit klarem Bewußtsein begründet. Wie der heilige Petrus der Fels ist, auf dem die Kirche ruht, so ist der römische Bischof kraft seiner Nachfolge das Haupt, welches auf Grund göttlicher Einsetzung für die ganze Kirche sorgt. Auf Leo's Veranlassung gab Valentinian III. im J. 445 ein Gesetz, wonach allen Bischöfen der Provinz als Gesetz gelten sollte, was der Apostolische Stuhl verordnet habe oder verordnen werde. Freilich galt es nur fürs Abendland und wurde auch hier nicht beachtet, aber es war ein werthvoller Rechtstitel, den man unter günstigeren Umständen wieder aufnehmen konnte. Die Vernichtung des römischen Kaiserthums im Abendlande im J. 476 machte den römischen Bischof noch unabhängiger und im J. 502 durfte er erklären, jede Einmischung von Laien in Angelegenheiten der Kirche sei ihrer Natur nach ungültig und der Nachfolger Petri könne nur von Gott gerichtet werden. Auch die Wiedereroberung Italiens unter Justinian I. änderte daran wenig und Gregor der Große (590—604) war mit Erfolg bestrebt, die Selbständigkeit des päpstlichen Stuhles gegenüber dem Kaiser und den Primat des Apostels Petrus gegenüber dem Patriarchen von Konstantinopel zur Geltung zu bringen.

Je höher Rom stieg, desto tiefer sank Konstantinopel, zum Theil infolge der allgemeinen politischen Verhältnisse, zum Theil aus Anlaß der fortwährenden kirchlichen Streitigkeiten. Schon während der monophysitischen Streitigkeiten war vorübergehend (im J. 484) die Kirchengemeinschaft zwischen Rom und Konstantinopel aufgehoben. Als der Reichsverweser Bardas den ihm unbequemen Pa-

5) Vgl. darüber vor allen A. Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart (2 Bde., München 1864—1865).

triarchen Ignatius durch Einsetzung des Photius (im J. 858) glaubte beseitigen zu können und dazu die Mitwirkung des römischen Bischofs Nikolaus I. begehrte, entstand ein neuer, durch den Streit um die kirchliche Oberhoheit über Bulgarien verschärfter Conflict (s. den Art. Photius). Der längst vorbereitete Bruch, zu dem jetzt auch glücklich ein dogmatischer Vorwand gefunden war in der Verschiedenheit einiger Riten und der abendländischen Einfügung des filioque ins Symbolum, vollzog sich, als am 16. Juli 1054 die päpstlichen Legaten den Bannfluch gegen den Patriarchen Michael Cerularius auf den Altar der Sophienkirche niederlegten. Die späteren Unionsverhandlungen konnten zu keinem Ziele führen, da die römischen Päpste vor allem Anerkennung ihres Primats forderten, die Griechen nur Hülfe gegen die Ungläubigen wünschten. Auch die feierlichen Versöhnungen zu Lyon im J. 1274 und zu Florenz im J. 1439 waren ohne bleibende Bedeutung. Die griechische Kirche isolirte sich immer mehr und erstarrte in todtem Formalismus. (Ausführlicheres gibt der Art. Griechische Kirche.)

Für die monarchische Stellung des römischen Bischofs im Abendlande waren die politischen Verhältnisse, vor allem die Beseitigung des römischen Kaiserreichs durch die germanischen Völker von größtem Einfluß. Viele derselben wurden erst von Rom aus christianisirt, andere wurden doch nachträglich für Rom gewonnen (wie Britannien, Deutschland und zum Theil Frankreich) und als im 8. Jahrhundert der Arianismus sein Ende fand, war die geistliche Herrschaft Roms im Abendlande fest begründet. Für die weltliche Herrschaft des Papstes war von Bedeutung, daß er durch die Schenkung Pipin's vom J. 754, bestätigt durch Karl den Großen, am Christfeste 800 aufhörte, Unterthan des byzantinischen Kaisers zu sein, und selbständiger Herr ward über Land und Leute, wenn auch die fränkischen Könige als Lehnsherren anerkannt und in Zeiten der Noth um Schutz angegangen wurden.[6] (Als die Erinnerung daran unbequem ward, entstand die Legende, der große Konstantin habe bei seiner Taufe den Papst Sylvester mit Italien beschenkt und deshalb seinen Sitz nach Konstantinopel verlegt, erzählt zuerst vou Hinkmar von Rheims; bestritten ward diese Legende zuerst von Laurentius Valla.) An demselben Christfeste 800 setzte der Papst Karl dem Großen die römische Kaiserkrone aufs Haupt und obgleich dieser unzweifelhaft gewillt war, mit der Weltherrschaft der römischen Kaiser auch deren Oberherrlichkeit über die Kirche zu übernehmen, konnte es doch unter günstigeren Umständen so gedeutet werden, als habe der Papst dem Kaiser die Krone und damit auch die weltliche Macht verliehen. Und durch kluge Benutzung der äußern Umstände ward es erreicht, daß Karl der Kahle bei seiner Kaiserkrönung im J. 875 es anerkannte, das Kaiserthum werde von den Aposteln Petrus und Paulus durch ihren Stellvertreter verliehen, daß Gregor VII. (1073—1085) offen den Grundsatz aussprechen konnte, wie der Mond sein Licht von der Sonne, so erhalte der Kaiser seine Macht vom Papste, und daß bis auf Bonifacius VIII. (1284—1303) wiederholt Päpste diesem Grundsatze gemäß Fürsten ein- und absetzten. Dann freilich erfuhren sie, daß gegen einen mit seinem Volke einigen Fürsten der Papst nichts vermöge, und das Exil von Avignon sowie das große Schisma beraubten sie vollends ihres Ansehens. (Die äußere Geschichte des Katholicismus während des Mittelalters fällt mit derjenigen des Papstthums völlig zusammen, daher verweisen wir wegen des Näheren auf diesen Artikel.)

Nach innen konnte das Papstthum als die monarchische Spitze der einheitlichen Weltkirche, welche, übergreifend über die Schranken der Nationalität, die Gläubigen aus allen Völkern sammelt, nur auf Kosten der Metropolitangewalt anerkannt werden. In deren Bekämpfung traf also zunächst das Interesse des Papstes zusammen mit demjenigen der Bischöfe, welche möglichste Selbständigkeit erstrebten. Nur daraus erklärt sich die Entstehung und rasche Aufnahme der Pseudo-Isidorischen Decretalen (s. diesen Art.). Eingegeben von dem Interesse, den Klerus gegen alle Ein- und Uebergriffe der weltlichen Macht sicherzustellen, bestimmen sie, daß die Bischöfe, die Gesandten Gottes, die Stellvertreter Christi, die Nachfolger der Apostel, denen der Herr die Macht gegeben hat, zu binden und zu lösen, in keiner Weise dürfen von Laien gerichtet werden, sondern nur von den Mitbischöfen ihrer Provinz. Damit ihnen auch hier kein Unrecht geschieht, kann der Papst als episcopus universalis ecclesiae alle Appellationen annehmen und muß jede Provinzialsynode berufen und ihre Beschlüsse bestätigen, sollen dieselben gültig sein. Diese, seit 868 von Nikolaus I. in dem Streite zwischen Hinkmar von Rheims und Rothad von Soissons angewandten, längst als gefälscht erkannten Decretale bilden die Rechtsgrundlage für die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Päpste, die freilich hier und da, am meisten in Frankreich, auf Widerstand stießen. Je mehr das Papstthum stieg, desto mehr erscheinen die Bischöfe als diejenigen, welche nicht auf Grund göttlicher Anordnung, sondern nur kraft päpstlichen Auftrages ihr Amt verwalten. Während der Papst vom Stellvertreter Petri zum Stellvertreter Gottes oder Jesu Christi erhoben wird, dem deshalb ein coeleste arbitrium oder das Attribut der Unfehlbarkeit zukommt, sinkt der Bischof zum bloßen Vasallen oder Beamten des Papstes herab. In allgemein verbindlicher Weise ausgesprochen ist diese Auffassung freilich nicht, aber wenn Innocenz III. und IV. Synodalbeschlüsse erlassen mit der einleitenden Formel: sacro approbante concilio oder sacro praesente concilio, so ist darin die Superiorität des Papstes auch über die Versammlung von Bischöfen stillschweigend vorausgesetzt. Erst die großen Reformationsconcilien zu Konstanz und Basel haben den Grundsatz des Episkopalsystems offen ausgesprochen, daß eine allgemeine Kirchenversammlung als vollkommenste Repräsentantin der ganzen Kirche über dem Papste stehe.

Der Klerus erschien immer mehr als der höhere,

6) Ueber die eigentliche Bedeutung dieser Schenkung vgl. das interessante Werk von Wilhelm Martens, Die Römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen (Stuttgart 1881).

gottgeordnete Stand, durch dessen Vermittelung allein den Laien das Heil könne übertragen werden. Auf der einen Seite hob das kanonische Leben und der Cölibat auch äußerlich den Klerus als besonders heiligen Stand hervor, andererseits verflocht der Reichthum der Kirche an Grundbesitz vor allem die höhere Geistlichkeit aufs engste in das ganze Getriebe weltlicher Wirren und Kämpfe. Daneben ward die Abhängigkeit der Laien vom Klerus durch Ausbildung der Bußdisciplin, der Ehegesetze u. s. w. immer mehr gesteigert. — In Lehre, Gottesdienst und Leben zeigt sich am unmittelbarsten das Streben, das Christenthum dem Verständniß der uncultivirten Völker durch eine starke Veräußerlichung näher zu bringen, indem man das Göttliche unmittelbar in das Sinnliche herabzieht. Das Dogma war auf den Concilien des 3—5. Jahrhunderts wesentlich abgeschlossen, es galt also nur, das Gegebene festzuhalten, das Vereinzelte zur Einheit eines streng geschlossenen Systems zusammenzufügen, das auf Grund göttlicher Offenbarung und kirchlicher Autorität als unzweifelhafte Wahrheit Anerkannte durch die Mittel menschlichen Denkens uns möglichst begreiflich zu machen. Das ist der allgemeine Charakter der Scholastik (s. d.). Innerhalb dieses Rahmens war für mancherlei Verschiedenheit der Auffassung Raum, nur ein Zweifel, der die Wahrheit der überlieferten Lehre selbst in Frage stellte, und eine Mystik, welche ohne diese Vermittelung das Göttliche unmittelbar zu erfassen strebte, galten der Kirche als unzulässig. — Der Cultus mit den vielen Zugeständnissen an den alten Volksglauben, mit dem vergeblich bekämpften Bilderdienste und der immer weiter ausgedehnten Heiligen- und Reliquienverehrung, vor allem mit dem auf Grund der Lehre von der Transsubstantiation sich immer mehr ausbildenden Meßopfer, sank geradezu ins Heidenthum zurück. Die Predigt verschwand fast völlig, und der ganze Gottesdienst ward um so mehr zu einem todten Mechanismus, als für die Liturgie der Gebrauch der Landessprache nicht gestattet, sondern überall das Lateinische eingeführt ward. — Betreffs des Lebens führte der mittelalterliche Katholicismus über äußere Zucht und Sittlichkeit nicht hinaus. Einzelne Werke und Leistungen gelten als verdienstlich und zwar vorzugsweise solche, welche der Kirche zugute kommen, Schenkungen an die Kirche, Wallfahrten u. s. w., die ganze Bußdisciplin wird in dieser Richtung ausgebildet bis zum Ablaßhandel hin.

Tritt im Mittelalter der Charakter des Katholicismus als äußerlicher Objectivität am schroffsten zu Tage, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß das Christenthum, nachdem es in der hochgebildeten griechisch-römischen Welt allseitig ausgestaltet war, auf die uncultivirten germanischen Völker als fertiges überging. Aber nachdem diese Völker zur Geistesfreiheit herangereift waren, mußten sie nothwendig eine innigere subjective Aneignung und Durchdringung der Religion erstreben, zumal das officielle Kirchenthum immer mehr verweltlichte. Eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erwies sich als undurchführbar, und so erfolgte im 16. Jahrhundert eine zweite große Kirchenspaltung, indem die Evangelischen als selbständige Gemeinschaft sich constituirten.

Diese Trennung übte naturgemäß eine bedeutende Rückwirkung aus auf den Katholicismus, und zwar führte der Gegensatz dazu, daß die bisher in mancher Beziehung geduldete Unbestimmtheit einer schärferen Zusammenfassung Platz machen mußte. Dazu diente vor allem das Concil von Trient, 1545—1563 (s. diesen Art.).

Dasselbe war von vornherein in den Händen des Papstes. Die Protestanten nämlich hatten die Beschickung abgelehnt, dem vorsitzenden Legaten waren durch die Geschäftsordnung große Befugnisse eingeräumt, die Abstimmung erfolgte nicht nach Nationen, sondern nach Köpfen und die Italiener waren zahlreicher als die andern zusammen — unter diesen Umständen wurde die Opposition der spanischen und französischen Bischöfe sowie die Reformforderungen des Königs von Frankreich und des Kaisers völlig abgewiesen. Von einer Verhandlung mit den Protestanten als gleichberechtigter Partei behufs einer Vereinbarung war so wenig die Rede, daß gleich in den ersten Sessionen die Tradition der Heiligen Schrift, die apokryphischen Bücher den kanonischen, die Vulgata dem Urtexte gleichgestellt und die protestantische Lehre von der Erbsünde, der Rechtfertigung und den Sakramenten verdammt ward. Die Revision des Lehrbegriffs geschah in der Weise, daß die Dogmenbildung des Mittelalters bestätigt und dadurch die bisher noch herrschende relative Freiheit beseitigt wurde; mußten doch seither alle Lehrer an Kirche und Schule sich auf die Tridentinischen Beschlüsse, auf die professio fidei Tridentinae und auf den in Gemäßheit derselben erlassenen Catechismus Romanus verpflichten. Nur dadurch erhielten die Bestimmungen des Concils zum Theil etwas Schwankendes, daß dieses häufig nicht wagte, wo die Meinungen der Schulen, besonders der Thomisten und der Skotisten auseinandergingen, die Entscheidung zu treffen, sondern sich mit Aufstellung einer mehrdeutigen Formel begnügte. In den Reformdecreten ist für die äußere Ordnung der Kirche manches Heilsame verordnet, aber theils blieb die Ausführung hinter der Anordnung weit zurück, theils wurden wirklich durchgreifende Anordnungen, wie die geforderte Freigebung der Priesterehe, des Laienkelches u. dergl. m. abgelehnt. Ueber die Stellung des Papstes gingen die Meinungen weit auseinander; der Jesuitengeneral Lainez wollte ihm die Unfehlbarkeit zusprechen, die Majorität behauptete, daß die Bischöfe ihre Würde nicht von Christus, sondern von Gott hätten, die Opposition beanspruchte, das Concil stehe über dem Papst. Eine Erörterung der Frage wurde klugerweise vermieden, aber die Art, wie der Papst das Concil thatsächlich beherrschte, wie das Concil selbst ihn um Bestätigung seiner Beschlüsse bat, ihm die Auslegung derselben und die Abfassung eines Katechismus übertrug, konnte nur dazu dienen, das Ansehen des Papstthums zu steigern.

Der somit nach Lehre, Verfassung und Gottesdienst gegen den Protestantismus streng abgegrenzte Katholicismus erhielt sein eigenthümliches Gepräge durch den

neugegründeten Jesuitenorden (siehe diesen Art.). Hatten die ältesten Mönchsorden ihre Aufgabe in der Weltflucht gefunden, waren die Bettelmönche des Mittelalters bereits zum Leben in der Welt zurückgekehrt, so wollten die Jesuiten in alle weltlichen Verhältnisse eingehen zum Zweck der Weltbeherrschung. Sie fügten daher den allgemeinen Mönchspflichten der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams diese neue hinzu, vom Heiligen Vater jedes Ziel ihrer Wirksamkeit mit gläubigem Gehorsam zu empfangen. Unbedingter Gehorsam gegen die Obern ist des Jesuiten höchste Pflicht, sodaß der Einzelne ohne eigenen Willen wie ein Leichnam deren Befehle vollführen muß, für dieses Opfer nur entschädigt durch die Ueberzeugung, gerade an den Ort gestellt zu werden, wo seine eigenthümliche Begabung dem Ganzen am meisten nütze. Schon unter seinem zweiten General kam der Orden zum Bewußtsein seiner eigentlichen Aufgabe: die Sache der Hierarchie zu vertreten gegen allen Protestantismus, innerhalb wie außerhalb. Die Superiorität der Kirche über den Staat, speciell des Papstes über die Fürsten wird durch die neue Theorie der Volkssouveränetät gestützt. Die Fürsten haben ihre Gewalt nur vom Volke, daher hat das Volk das Recht, sie ihnen wieder zu nehmen, der Fürst darf wegen Vernachlässigung seiner Pflicht, besonders wegen Verletzung der Religion, abgesetzt, ja getödtet werden. Die Jesuiten freilich ziehen es vor, als Beichtväter und Gewissensräthe der Fürsten, oder als Lehrer und Erzieher der Prinzen die weltlichen Fürsten zu beherrschen und den Zwecken der Kirche dienstbar zu machen. Um auf die Massen zu wirken, nahmen sie sich mit Eifer und Geschick des niedern wie des höheren Unterrichtes an, drängten sich überhaupt in alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens ein. Die Kirche und zwar der Katholicismus in seiner hierarchischen Gestalt ist ihnen das unbedingt Höchste; ihm gegenüber hört sogar die absolute Verpflichtung des Sittlichen auf. Nur von hier aus begreift man die Moral der Jesuiten, die im Grunde nichts anderes ist als völlige Aufhebung aller Moral.

Nach außen zeigte sich der jesuitische Geist in erfolgreichen Bemühungen, den Protestantismus zu beschränken. In Frankreich führten sie 1572 zur Bartholomäusnacht und nach vorübergehend besseren Zeiten zur Aufhebung des Edicts von Nantes im J. 1685. In Deutschland, wo im J. 1558 kaum der zehnte Theil der Einwohner dem Katholicismus angehörte, haben die Jesuiten mit Erfolg die sogenannte Gegenreformation eingeleitet. Dadurch besonders wurden die Verhältnisse so unhaltbar, daß im Dreißigjährigen Kriege der Versuch gemacht wurde, den Protestantismus ganz zu vernichten. Der Westfälische Friede brachte freilich den Fürsten und Ständen beider Religionen vollkommene Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit, führte sogar zur Säcularisation mancher Kirchengüter, aber Deutschlands Kraft war für lange gebrochen.

Nach innen war es der jesuitische Einfluß, welcher die Kirche immer unduldsamer machte gegen jede freie Regung des Gedankens. Hatte man früher auch die weltlichen Wissenschaften gepflegt und in der Theologie abweichende Anschauungen geduldet, solange sie in den Schranken der Schule blieben, wurde man jetzt nach beiden Richtungen hin unduldsam. Galilei mußte die Bewegung der Erde um die Sonne als häretisch abschwören; die Humanisten verfielen der Inquisition, das Studium der classischen Schriftsteller ward von den Schulen ausgeschlossen oder doch durch Benutzung verstümmelter Ausgaben beeinträchtigt, der Index librorum prohibitorum, zu Trient begonnen, ward alljährlich vermehrt. Louis de Leon schmachtete fünf Jahre in den Kerkern der spanischen Inquisition, weil er den hebräischen Text des Alten Testaments über die Vulgata stellte; als Michael Bajus sich in der Lehre von der Sünde und Gnade mehr an Augustin als an die Scholastiker hielt, wurden im J. 1563 76 seiner Sätze verdammt; die Erneuerung der Augustinischen Lehre gegen den jesuitischen Semipelagianismus durch die Schrift des verstorbenen Corn. Jansen (s. d.) im J. 1640 erregte den langwierigen Streit gegen die Jansenisten (s. d.). In Frankreich wurden sie durch staatliche Gewaltmaßregeln unterdrückt, in den Niederlanden haben sie unter einem Erzbischofe von Utrecht eine eigene, von Rom unabhängige katholische Kirchengemeinschaft begründet. Auch hervorragende Vertreter der Mystik verfielen der päpstlichen Censur. Kurz, jeder Versuch, von dem äußerlichen Formalismus des kirchlich fixirten Lehrsystems auf ein tieferes Gefühl zurückzugehen, wurde unbarmherzig niedergehalten.

Allmählich verloren die religiös-kirchlichen Interessen ihre alles beherrschende Stellung im Bewußtsein der Völker, und besonders das 18. Jahrhundert mit dem Erwachen national-politischen Lebens und dem allgemeinen Streben nach Aufklärung wirkte in dieser Richtung. Auch der Katholicismus hat sich dieser Strömung nicht ganz entziehen können. Zunächst ward das Ansehen des Papstthums erschüttert, und zwar beides gegenüber der weltlichen Macht des Staates wie gegenüber den Bischöfen. Freilich wiederholte Paul IV. die mittelalterlichen Ansprüche auf Weltherrschaft, und Pius V. modificirte in der Bulle In coena Domini die alte Fluchbulle über die Ketzer in einer Weise, daß dadurch die Fürsten ihrer unmittelbaren Landesrechte beraubt und der geistlichen Gewalt untergeordnet wurden, aber selbst katholische Fürsten gaben ihre Verkündigung nicht zu und Ludwig XIV., obgleich sonst den Jesuiten ergeben, erzwang 1682 die Anerkennung der gallikanischen Freiheiten. Der päpstliche Protest gegen die Erhebung Brandenburgs zum Königthum im J. 1701 fand keine Beachtung und im Utrechter Frieden im J. 1713 ward die spanische Erbfolge geregelt ohne Zulassung des päpstlichen Legaten. Italienische Staaten, Neapel und Toscana, erlaubten sich zuerst, auch kirchliche Angelegenheiten durch landesherrliche Verordnungen zu regeln. Kaiser Joseph II. gewährte seinen akatholischen Unterthanen freie Religionsübung und führte, ohne mit dem Papste zu verhandeln, durchgreifende kirchliche Reformen ein, wodurch vor allem der päpstliche Einfluß in weltlichen Dingen beseitigt ward. Der triersche Weihbischof Nik. von Hontheim sprach unter

dem Namen Justinus Febronius in der Schrift: De statu ecclesiae den Grundsatz aus, der Papst sei der Kirche untergeordnet, als gemeinsames Oberhaupt habe er über die Kirche die Aufsicht zu führen, aber ohne die Rechte der weltlichen Fürsten und der Concilien zu beschränken. In diesem Sinne vereinigten sich die drei rheinischen Erzbischöfe und der Erzbischof von Salzburg im J. 1789 in der Emser Punctation dahin: Der römische Papst sei Primas der ganzen Kirche, aber ohne diejenigen Vorrechte, welche erst aus den untergeschobenen Isidor'schen Decretalen hergeleitet seien; vielmehr seien die Bischöfe befugt, unter dem Schutze des Kaisers in die von Gott ihnen verliehene Macht sich wieder einzusetzen. Der Kaiser unterstützte die Erzbischöfe, aber die Bischöfe traten für die Rechte des Papstes ein und fanden Unterstützung bei Pfalzbaiern, das dem Kaiser gegenüber seine Souveränetätsrechte wahren wollte. Deshalb geschah nichts.

Mancherlei Wechsel brachte die Französische Revolution. Hier sei nur an die Hauptpunkte erinnert. Am 10. Nov. 1793 ward die christliche Religion feierlich aufgehoben und die Kirche Notre-Dame in einen Tempel der Vernunft umgewandelt; am 7. Mai 1794 beschloß der Convent, es solle künftig wieder ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele geglaubt und ein Fest des höchsten Wesens gefeiert werden. Im J. 1799 ward Rom zur Republik erklärt und Pius VI. gefangen nach Frankreich gebracht, wo er bald starb. Ihm folgte Pius VII., der im Juli 1800 feierlich in Rom einzog. Mit ihm schloß Napoleon am 15. Juli 1801 ein Concordat ab. Danach ward der Katholicismus als die Religion der Mehrheit anerkannt, der Staat übernahm die Dotation der Kirche, erhielt aber das Recht, die Erzbischöfe und Bischöfe zu ernennen, die sich den Landesgesetzen ohne Rückhalt unterwerfen mußten. Im J. 1809 ward der Kirchenstaat dem französischen Kaiserreiche einverleibt und der Papst, weil er nicht auf denselben verzichten wollte, als Gefangener nach Frankreich gebracht. Erst nach Napoleon's Sturze kehrte er am 24. Mai 1814 nach Rom zurück. Auch für die Stellung des Katholicismus in Deutschland hatten diese politischen Verhältnisse Folgen. Als im Luneviller Frieden das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, wurden den weltlichen Fürsten als Entschädigung Güter kirchlicher Würdenträger überwiesen, und durch den Reichsdeputationsreceß vom 25. Febr. 1803 verloren alle geistlichen Fürsten ihren Grundbesitz mit alleiniger Ausnahme des Fürst-Primas Dalberg, der jedoch 1809 weltlicher Großherzog von Frankfurt a. M. wurde. Dadurch kamen viele katholische Unterthanen an protestantische Fürsten, was zur nothwendigen Folge hatte, daß Katholiken und Protestanten die gleichen bürgerlichen Rechte erhielten.

Am heftigsten richtete sich der allgemeine Unwille gegen die Jesuiten, welche durch ihre ganze Organisation die bürgerliche Gesellschaft gefährdeten und durch systematische Pflege des Aberglaubens und der Intoleranz der Aufklärung entgegenarbeiteten. Nachdem sie aus Portugal durch königliches Decret von 3. Sept. 1759 als offenbare Rebellen und Verräther verbannt, in Frankreich 1762, weil gegen alle geistliche und weltliche Macht, aufgehoben, aus Spanien und Neapel 1767 sämmtlich mit Gewalt forttransportirt waren, wurden sie durch Clemens XIV. 1773 allgemein aufgehoben. Im geheimen freilich bestand der Orden fort und ward alles bereit gehalten für die gehoffte Wiederherstellung.

Auch im Innern, in Lehre und Gottesdienst, konnte der Katholicismus, besonders in Deutschland, den Einwirkungen der Aufklärung sich nicht ganz entziehen. Das Mönchswesen ward mehrfach beschränkt und reformirt, für den Gottesdienst wenigstens zum Theil der Gebrauch der Landessprache gestattet, Processionen und Wallfahrten beschränkt und manche der Religion und Sittlichkeit nachtheilige Gebräuche beseitigt. In der theologischen Wissenschaft ward durch Männer wie Dalberg und Wessenberg, Hug und Jahn ein freierer Geist wahrhaft wissenschaftlicher Forschung vertreten und der schroffe Gegensatz der Confessionen machte vielfach einer gegenseitigen freundschaftlichen Anerkennung Platz.

Es ist begreiflich, daß nach den gewaltigen Erschütterungen der Revolution das Streben nach möglichster Restauration des Alten mit Macht sich geltend machte. Als Mittelpunkt dieser reactionären Bestrebungen diente bis zum J. 1830 die apostolische Congregation. Da jedoch daneben die freiheitlichen Bestrebungen nicht einfach verschwanden, so ist immerfort zunehmende Schärfung der Gegensätze der allgemeine Charakter des 19. Jahrhunderts und auch des Katholicismus in ihm.

Nach außen freilich, wenigstens im Hinblick auf die weltliche Machtstellung seines Oberhauptes, zeigt er einen bedeutenden Verfall. Durch den Wiener Congreß ward der Kirchenstaat wiederhergestellt, aber die Proteste des päpstlichen Legaten Consalvi wegen Verkleinerung des Gebietes blieben unbeachtet. Der Druck einer rein geistlichen Verwaltung ward den Römern immer unerträglicher, und während der Unruhen des Jahres 1830 konnte nur österreichische und französische Besatzung es hindern, daß der Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt ward. Pius IX., dessen Wahl im J. 1846 mit Jubel begrüßt ward, versuchte durch weitgehende politische Reformen die Wünsche der Italiener zu befriedigen; als diese aber forderten, er solle der Einheit Italiens das Patrimonium Petri zum Opfer bringen, floh er unter energischen Protesten gegen die Revolution im J. 1848 nach Gaëta. Im April 1850 kehrte Pius in die Ewige Stadt zurück und führte unter dem Schutze österreichischer und französischer Truppen im Kirchenstaate ein schrankenloses Priesterregiment durch. Der österreichisch-französische Krieg vom J. 1859 hatte zur Folge, daß ein großer Theil der Provinzen sich losriß und die päpstliche Herrschaft auf das ursprüngliche Patrimonium Petri beschränkt ward. Hier hielt sie sich, bis infolge des Deutsch-Französischen Krieges vom J. 1870 Frankreich seine Truppen zurückziehen mußte. Da ging auch Rom in den Besitz des einigen Italiens über und ward bald darauf seine Residenzstadt. Das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 sichert dem Papste für seine Paläste Vatican, Lateran und Villa San-Gandolfo volle Immunität, gestattet ihm,

als souveräner Herr Gesandte zu schicken und zu empfangen sowie eine Leibwache zu halten, und gewährt ihm eine Jahresrente von 2¼ Millionen Franken. Pius IX. wie auch sein Nachfolger Leo XIII. haben den Verlust des Kirchenstaates als einen Raub bezeichnet, begangen an dem unsichtbaren Haupte der Kirche, sie haben deshalb die Annahme jener Rente verweigert, eine förmliche Gefangenschaft im Vatican fingirt, und die Wiederherstellung der weltlichen Macht wiederholt gefordert. In Wahrheit ist der Papst mächtiger geworden als je, indem er nicht mehr die politischen Rücksichten eines kleinen Fürstenthums zu nehmen braucht.

Um die Hierarchie in ihrem alten Glanze wieder aufzurichten, hat Pius VII. am 7. Aug. 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum den Jesuitenorden für die ganze katholische Welt feierlich wiederhergestellt, mit seiner früheren Verfassung und allen alten Privilegien, aber nur vorübergehend vermochten sie ihren alten Einfluß wieder zu gewinnen. In Italien wurden sie sehr begünstigt, ebenso in Spanien, wo sogar die Inquisition wieder eingeführt wurde. In Frankreich drangen sie rasch in alle Stände und Verhältnisse ein, wirkten auch nach ihrer Vertreibung im J. 1830 im geheimen weiter, von der Regierung gegen die bestehenden Gesetze geduldet, sogar vielfach begünstigt, bis erst die jetzige Republik ihnen die Unterrichtsanstalten entzog und sie des Landes verwies. In der Schweiz führte ihr zunehmender Einfluß zum Sonderbundkrieg vom J. 1847, dessen Ausgang gegen sie entschied. In Deutschland wurden die Jesuiten unter dem Schutze der allgemeinen Reaction geduldet, hier und dort sogar gefördert; das Jahr 1848 rechnete ihre Austreibung mit zu den Grundrechten, aber seit 1850 durchzogen Jesuiten-Missionen das Land bis in ausschließlich protestantische Gegenden. Erst das Gesetz vom 24. Juni 1872 hat sie vom Deutschen Reiche ausgeschlossen.

Am unmittelbarsten mußte der Widerstreit mittelalterlicher Ansprüche mit den veränderten Verhältnissen der Gegenwart auf dem Gebiete des Staates hervortreten. In Spanien trat Ferdinand VII. unbedingt in den Dienst der Reaction, aber nach erbittertem Kampfe kamen die Liberalen zur Herrschaft. Unter den Wirren häufiger Regierungswechsel, bald von der politischen Macht gestützt, bald von ihr bekämpft, verlor der Katholicismus Kirchengüter und Klöster und konnte die gesetzliche Freilassung fremder Culte nicht hindern. Belgien erhielt bei seiner Lostrennung von Holland im J. 1830 durch die unnatürliche Verbindung der Ultramontanen und Liberalen eine möglichst durchgeführte Trennung von Kirche und Staat, vor allem Freiheit des Unterrichtes. Auf dieser Rechtsgrundlage hat der Katholicismus einen Einfluß gewonnen, daß von den Gegnern geklagt wird, Belgien sei die Kapuzinerherberge für ganz Europa. Daneben hat aber auch der Liberalismus gerade hier eine bedenklich extreme Wendung genommen. In Frankreich ward der Katholicismus von den nach den Erschütterungen der Revolution und des Kaiserreiches auf den Thron zurückgekehrten Bourbonen naturgemäß sehr begünstigt, aber die Jesuiten übertrieben ihre Forderungen, indem sie die alten Freiheiten der Gallikanischen Kirche für ketzerisch erklärten, die Duldung akatholischer Gottesdienste für atheistisch. Sie ertrotzten die Aufhebung des Concordates vom J. 1801 und Erneuerung dessen vom J. 1816 sowie das Sacrilegiumsgesetz vom J. 1825, durch welches jede Verletzung der Staatskirche mit furchtbaren Strafen bedroht wurde. Durch die Revolution vom J. 1830 verlor der Katholicismus das Privilegium als Staatsreligion, aber das bürgerliche Königthum Orléans glaubte seine eigene Stellung zu befestigen durch den Bund mit der Hierarchie, und diese gelangte zu großer Macht. Aber immer schärfer ward der Gegensatz der Kirche gegen alle Errungenschaften der Zeit und immer größer die Kluft zwischen dem katholischen und dem weltlichen Frankreich. Der Republik vom J. 1848 war die katholische Geistlichkeit günstig gesinnt, denn ward auch jedem Glauben Freiheit versprochen, so erhielten doch die vom Staate anerkannten Culte staatliche Unterstützung und durch das Unterrichtsgesetz vom J. 1850 kam die Schule immer mehr in die Hände der geistlichen Genossenschaften. Dennoch hat der Klerus das Aufkommen Napoleon's III. begünstigt, der im ganzen den Katholicismus unterstützte, aber einzelnen Uebergriffen entgegentrat. Nach seinem Sturze hat in der Republik die radicale Richtung immer mehr an Boden gewonnen. Im J. 1875 ward der Geistlichkeit im Namen der Freiheit gestattet, katholische Universitäten zu begründen mit dem Recht, akademische Grade zu ertheilen; als aber als Resultat die gänzliche Abhängigkeit der Wissenschaft von der katholischen Lehre zu Tage trat, ward dieses Recht ihnen genommen und damit ihre Wirksamkeit gehindert. Die Congregationen wurden aufgelöst, der Kirche die Staatsdotation entzogen, die Schule allein dem Staate unterstellt mit der Bestimmung (März 1882), daß ein Religionsunterricht nicht einmal in der allgemeinen Form als Lehre von „Pflichten gegen Gott" ertheilt, und den Kirchen für den Religionsunterricht die Schulgebäude nicht eingeräumt werden sollen. Während dem herrschenden Radicalismus so weitgehende Zugeständnisse gemacht werden, wird das Volk durch das Mittel kirchlicher Vereine aller Art von der Geistlichkeit beherrscht, sodaß eine äußerliche Kirchlichkeit blüht und allerlei Aberglaube, wie Wunderheilungen und Madonnenerscheinungen, in weiten Kreisen Anklang findet.

In Deutschland lehnte der Wiener Congreß den Vorschlag Wessenberg's ab, eine deutsche Nationalkirche zu begründen. Daher der Papst mit den einzelnen Staaten Verträge abschloß, Concordate genannt, durch welche die beiderseitigen Rechte gegeneinander abgegrenzt wurden. Nur Sachsen hat zuerst die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken im J. 1823 einseitig durch Landesgesetz geregelt; die Curie hat protestirt, aber es sich gefallen lassen. Am entgegenkommendsten zeigte sich Baiern im Concordat vom J. 1817, für Preußen wurde der Vertrag vollzogen durch die Bulle De salute animarum vom J. 1821, mehrere kleinere, besonders süddeutsche Staaten vereinigten sich nach manchen Verhandlungen im J. 1827 zu der ober-

rheinischen Kirchenprovinz unter dem Erzbisthume Freiburg. In Preußen bot zuerst der Streit über die gemischten Ehen Gelegenheit zu einem Versuch, die Rechte des Staates zu beschränken. Gemischte Ehen sind nach den Grundsätzen des Katholicismus unzulässig, aber schon im J. 1741 hatte Benedict XIV. für die Niederlande den Priestern die Schließung derselben durch sogenannte passive Assistenz gestattet und in Preußen hatte sich das Gewohnheitsrecht gebildet, daß die Kinder der Religion des Vaters folgten. Dies wollte eine Cabinetsordre vom J. 1825 auch für die Rheinprovinz und Westfalen einführen, indem sie den Geistlichen verbot, als Bedingung der Trauung das Versprechen katholischer Kindererziehung zu fordern; ebenso in Ost- und Westpreußen. Darauf verweigerten die katholischen Geistlichen die Trauung. Pius VIII. in einem Breve vom 25. März 1830 erlaubte die katholische Einsegnung gemischter Ehen nur auf Grund des Versprechens der katholischen Erziehung aller Kinder, sonst nur die passive Assistenz. Die Regierung traf jedoch im Juni 1834 mit dem Erzbischof von Köln eine geheime Uebereinkunft, wonach in der Regel die kirchliche Einsegnung erfolgen sollte. Diese Uebereinkunft ward im J. 1836 durch ein reuiges Schreiben des sterbenden Bischofs von Trier in Rom bekannt. Im J. 1835 war der Weihbischof Clemens Droste zu Vischering Erzbischof von Köln geworden, nachdem er versprochen hatte, jene Uebereinkunft zu beobachten.[7] Als Erzbischof verbot er die kirchliche Trauung ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung und ward infolge dessen als wortbrüchig gefangen genommen und auf die Festung Minden gebracht. Jetzt verordnete auch der Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen in einem Hirtenbriefe vom Februar 1838, daß jeder Priester suspendirt werde, der eine gemischte Ehe einsegne ohne das Versprechen der katholischen Erziehung sämmtlicher Kinder. Der Erzbischof ward April 1839 wegen Ungehorsams zu halbjähriger Festungshaft verurtheilt, freilich vom Könige begnadigt, aber als er Berlin ohne Erlaubniß verließ, nach Kolberg gebracht. Friedrich Wilhelm IV. legte den Streit bei durch Nachgeben. Er erlaubte dem Erzbischofe Dunin die Rückkehr, entließ den Erzbischof Droste seiner Haft, sprach ihn von der Theilnahme an revolutionären Umtrieben frei und erreichte nur, daß ihm der Bischof von Speier, Johann von Geissel, zum Coadjutor und Nachfolger gesetzt ward. Außerdem errichtete der König eine katholische Abtheilung im Cultusministerium, verzichtete auf das Placet in Sachen der Lehre und gab den Verkehr der Bischöfe mit dem Päpstlichen Stuhle frei. Dieser Sieg steigerte das Selbstgefühl des Katholicismus natürlich in hohem Grade. Während der Bewegung des Jahres 1848 begann man zur Unterstützung der hierarchischen Forderungen Laienvereine zu gründen und eine Conferenz der deutschen Bischöfe zu Würzburg im November 1848 sprach im Einzelnen aus, was nach ihrer Meinung zur vollen Selbständigkeit der Kirche gehöre. In Preußen erhielt der Katholicismus theils durch das Staatsgrundgesetz vom J. 1850, theils durch die Gunst der Regierung ein Zugeständniß nach dem andern.

Andere Erfahrungen machten die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. In einer Denkschrift vom März 1851 forderten sie freien Verkehr mit Rom, Aufhebung des Placet, Ausbildung der Priester in bischöflichen Seminarien statt auf der Universität, Prüfung derselben nur durch den Bischof, Besetzung der geistlichen Stellen durch den Bischof, freie Verwaltung des Kirchengutes, ungehinderte Ausübung der Kirchenzucht ohne Appellation an die Staatsgewalt. Hessen gab nach, dagegen erregten in Baden und Würtemberg die auf Grund dieser Forderungen abgeschlossenen Concordate einen so heftigen Widerspruch, daß die Kammern die Genehmigung verweigerten und durch einseitige Landesgesetze, in Würtemberg vom 8. April 1857, in Baden vom 8. Oct. 1860, die Verhältnisse der katholischen Kirche regelten. — In Preußen wurde die Begründung eines deutschen Kaiserreiches unter protestantischen Fürsten der Anlaß zu neuem Conflict. Das Centrum vertrat die mittelalterliche Lehre von der Unterwerfung des Staates unter die Kirche, der moderne Staat muß von sich aus die Grenzen der Kirche bestimmen. Die katholische Abtheilung im Cultusministerium ward aufgehoben (8. Juli 1871), der Misbrauch der Kanzel zu Aufhetzungen gegen das Reich ward mit Gefängnißstrafe bedroht (10. Dec. 1871), die Schulinspection wurde in Preußen der Kirche genommen (Februar 1872). Die Jesuiten und verwandte Orden wurden aus dem Deutschen Reiche ausgeschlossen (24. Juni 1872). Die preußischen Gesetze vom Mai 1873 regelten die Grenzen kirchlicher Straf- und Zuchtmittel, die kirchliche Disciplinargewalt, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, den Austritt aus der Kirche. Es folgte die Einführung der Civilehe; die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für renitente katholische Geistliche und Bischöfe, und die Ausschließung aller Orden, mit Ausnahme derer, welche sich ausschließlich der Krankenpflege widmen. Die Kirche verweigerte den Gehorsam, und so kam es zur Absetzung von Bischöfen, zur Verwaisung zahlreicher Pfarreien, zur Bestrafung von Priestern, welche ohne staatliche Erlaubniß kirchliche Handlungen verrichteten. Dabei sind Uebergriffe in das rein kirchliche Gebiet nicht ausgeblieben, vor allem aber sind die staatlichen Maßregeln nur zu oft durch das pietätlose Vorgehen der ausführenden Organe nutzlos verschärft; überdies war die katholische Presse unaufhörlich bemüht, den Haß des Volkes gegen die Regierung zu schüren. Kurz, der „Culturkampf" führte immer mehr zu unhaltbaren Zuständen, und der Papst würde wol auch für Preußen zugestanden haben, was in andern Staaten längst zugestanden ist, wenn er nicht vorausgesehen hätte, daß ein Wechsel in der preußischen Politik sich vorbereite. Als Fürst Bismarck für die Aenderung seiner innern Politik in socialistisch-schutzzöllnerischer Richtung bei den liberalen Parteien kein Verständniß und keine Unterstützung fand,

7) Vgl. C. Hase, Die beiden Erzbischöfe (Leipzig 1839). Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen (Leipzig 1840). W. Maurenbrecher, Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit (Stuttgart 1881).

sah er sich genöthigt, der Coalition Centrum-Conservative weitgehende Zugeständnisse in der kirchlichen Frage zu machen. Falk mußte im Juli 1879 vom Ministerium zurücktreten; ihm folgte von Puttkamer und diesem im Juni 1881 von Goßler. Beide suchten zunächst durch mildere Handhabung der bestehenden Gesetze, alsdann auf Grund discretionärer Vollmachten den Frieden mit der katholischen Kirche herzustellen. Umsonst. Da kam im März 1882 im preußischen Abgeordnetenhause ein Gesetzentwurf zu Stande, welcher der geforderten Aufhebung der Maigesetze fast gleichkommt. Ist es schon eine Schmach, daß die Volksvertretung eines protestantischen Staates sich in solcher Weise vor Rom beugen kann, so ist leider wenig Aussicht vorhanden, daß die Regierung diesen Schaden bessern wird.

Gewinnt es somit zur Zeit wirklich den Anschein, als ob im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts der mächtigste deutsche Staat im Kampfe gegen die hierarchischen Anmaßungen des römischen Katholicismus unterliegen und die Ultramontanen auch nach außen den Sieg gewinnen werden, so haben sie denselben nach innen bereits errungen. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts waren freiere Ansichten unter dem deutschen Klerus gangbar bis zu Versuchen, den Cölibat zu beseitigen. Aber immer mehr ward die Ausbildung der Priester von den Universitäten verdrängt in die Seminarien, und wie die Jesuiten Pius IX. dazu fortdrängten, seine Unfehlbarkeit zu erklären, so wurde durch sie auch jede freiere Richtung des Denkens außerhalb wie innerhalb der Kirche mit dem Anathem belegt. Als Pius VII. zuerst im J. 1817 die Bibelgesellschaften als eine Pest bezeichnete, erregte das Verwunderung. Gregor XVI. bezeichnete in seiner Epistola encyclica vom 26. Mai 1832 ganz offen die Wissenschaft als die Ursache des weitverbreiteten Unglaubens. Mit rückhaltlosester Offenheit hat danu Pius IX. in dem bekannten Syllabus vom 8. Dec. 1864 jeden Fortschritt, jede freiheitliche Regung der neueren Cultur verdammt. In der Kirche ward Hermes gemaßregelt, weil er den Versuch machte, die Wahrheit des katholischen Glaubens durch das Mittel des vernünftigen Denkens zu erweisen, Bautain, weil er behauptete, in Sachen des Glaubens vermöge die menschliche Vernunft nichts, sondern erst durch den Glauben kommen wir zur Erkenntniß Gottes. Die Philosophie Günther's erschien als unkatholisch und auch diejenige Baader's war verdächtig, also Grund genug, daß Leo XIII. durch die Encyclica Aeterni patris vom 12. Aug. 1879 die Philosophie des Heiligen Thomas als die allein zulässige erklärte. In dieser ganzen Entwickelung liegt nur die zunehmende Verfestigung des römischen Katholicismus in den ihm eigenthümlichen Anschauungen. Zweimal ist es in unserm Jahrhundert vorzüglich in Deutschland versucht worden, dieser Entwickelung durch innere Reform ein Halt zu gebieten, im Deutschkatholicismus und im Altkatholicismus. Da aber beide male statt einer durchgreifenden Reform nur die Ausscheidung einer Anzahl weitherziger Männer erfolgt ist, haben auch sie diesen Proceß nur befördert.

Der Deutschkatholicismus.[8]) Als die unzeitige Nachgiebigkeit des preußischen Staates in dem Streite über die gemischten Ehen dem Katholicismus zu einem großen Siege verholfen hatte, hielt der Bischof Arnoldi von Trier die Zeit gekommen für eine neue Ausstellung des Heiligen Rockes. Nach der Legende hat nämlich Maria dem Jesuskinde einen Rock gewebt, welcher mit demselben groß wuchs; dies ist der ungenähte Rock, über den die Kriegsknechte das Los warfen. Helena, die Mutter Konstantin's, hat diesen Rock in Palästina aufgefunden und durch den Heiligen Apricius nach Trier gesandt, wo er seit dem J. 328 im Dome verwahrt wird. Diese Legende ist bereits in die Gesta Trevirorum (geschrieben zwischen den J. 1106 und 1124) aufgenommen. Später wird berichtet: Erzbischof Johann fand den Rock in der Krypte des Nikolausaltars und legte ihn im J. 1196 unter dem Petrusaltar nieder, als er diesen zum Hochaltar weihte. Hier ruhte er unbeachtet, bis Kaiser Maximilian auf einer Fürstenversammlung zu Trier im J. 1512 ihn hervorsuchen ließ. Um für die Verschönerung des Domes Geld zu gewinnen, verordnete eine Bulle Leo's X. im J. 1514 die öffentliche Ausstellung des Rockes in jedem siebenten Jahre, und versprach jedem reumüthigen und Opfer spendenden Pilger vollkommenen Ablaß. Wirklich ausgestellt ward der Rock jedoch nur im J. 1585 nach der Restauration des Katholicismus am Rhein, im J. 1655 nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, im J. 1810, als der Heilige Rock, vor der Französischen Revolution geflüchtet, von Augsburg nach Trier zurückgebracht war.

Vom 18. Aug. bis 6. Oct. 1844 war der Heilige Rock für die Andächtigen ausgestellt und mehr als eine Million Pilger zog an ihm vorüber. Auch Wunder blieben nicht aus. Nachdem die junge Gräfin von Droste-Vischering, die seit drei Jahren wegen einer schmerzhaften skrophulösen Geschwulst an Krücken gehen mußte, am 30. Aug. morgens nach inbrünstigem Gebete vor der Reliquie sich plötzlich geheilt gefühlt und vor den Augen der Menge am Arme ihrer Großmutter den Dom verlassen hatte, zogen Kranke aller Art nach Trier und baten um die Erlaubniß, den Heiligen Rock berühren zu dürfen. Je nach Umständen ward dieselbe gewährt und ein Theil ward wirklich geheilt.[9]) Protestantische Gelehrte führten den Nachweis, daß der Sache die geschichtliche Beglaubigung fehle; der Heilige Rock könne schon aus archäologischen Gründen nicht der Rock Christi sein; bis zum J. 1100 fehle jede sichere historische Kunde von der Reliquie; überdies zeige man eine ganze Reihe ungenähter Röcke Christi.[10]) Derartige Untersuchungen

---

8) Eine vorzügliche Quelle für die Geschichte der deutschkatholischen Bewegung ist die Besprechung von 200 auf dieselbe bezüglichen Flugblättern und Broschüren in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" (Jahrgang 1846—1848). 9) Vgl. W. Hansen, Actenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausstellung des heil. Rockes zu Trier im J. 1844 sich ereignet (Trier 1845). H. Zimmermann, Worte eines Arztes gegen den Dr. Hansen (Saarbrücken 1845). 10) Vgl. J. Gildemeister und H. von Sybel, Der heil. Rock

blieben jedoch völlig unbeachtet in den weiteren Kreisen des Volkes; diese mußten in anderer Weise angefaßt werden, und das ist Ronge's Verdienst.

Die „Sächsischen Vaterlandsblätter" vom 16. Oct. 1844 brachten einen Brief an den Bischof Arnoldi, der dann auch als Flugblatt die weiteste Verbreitung fand.[11]) Er richtete sich nicht gegen die Echtheit des Rockes, sondern allgemein gegen das Götzenfest zu Trier: Christus habe uns nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterlassen, der Rock gehöre seinen Henkern. Auch ist der Widerspruch nicht aus der Tiefe des religiösen Gemüths geschöpft, sondern nur nebensächliche Momente werden ins Feld geführt: die Kosten der Reise und des Opfers, die Vernachlässigung des Gewerbes und Hauswesens, die Gefährdung der Sittsamkeit u. s. w. Der Bischof aber, der die leichtgläubige Menge irreleitet, von den Armen des Volkes das Opfergeld nimmt und die deutsche Nation dem Spotte des Auslandes preisgibt, soll sich nicht täuschen lassen durch die Hunderttausende, welche ihm zulaufen; ihnen gegenüber stehen Millionen, welche das unwürdige Schauspiel mit Grauen und Entrüstung erfüllt. — Was diesem Briefe so allgemeinen Beifall eintrug, war nicht sein bedeutungsvoller Inhalt, aber er sprach aus, was die Herzen vieler bewegte, und war geschrieben von einem katholischen Priester.

Johannes Ronge[12]), am 16. Oct. 1813 zu Bischofswalde in Schlesien geboren, auf dem Gymnasium zu Neisse vorgebildet, aber weniger von den alten Sprachen angezogen als von der Aufklärung eines Rotteck, studirt seit 1836 auf der Universität Breslau Theologie, weniger aus innerm Drange, als um seine Aeltern bald unterstützen zu können. Schon auf dem Priesterseminare zu Breslau zerfällt er innerlich mit dem Katholicismus; besonders der Despotismus der römischen Hierarchie „glotzt ihn an wie ein Ungeheuer, das Gruben gräbt, worin Jünglinge lebendig begraben werden". Seit 1841 Hülfspriester zu Grottkau, tröstet ihn der Gedanke, seiner Gemeinde „die Fahne der Humanität und Civilisation voranzutragen". In einem anonymen Artikel der Sächsischen Vaterlandsblätter vom J. 1842 „Rom und das Domkapitel" führt er die Verzögerung der Ernennung des erwählten Fürstbischofs Knauer zum Bischof von Breslau auf die Intriguen einer selbstsüchtigen, unvaterländisch gesinnten Partei im Domkapitel zurück. Die bischöfliche Behörde beschließt, den erkannten Verfasser zur Untersuchung zu ziehen, eventualiter zu suspendiren und ins Alumnat ad exercitia kommen zu lassen, aber Ronge entzieht sich der Untersuchung, wie er sagt, „weil ich meine freie sittliche Würde, die Ehre meiner Nation, die Rechte des gesammten niedern Klerus durch ein feiges Unterziehen unter die ungerechte und infamirende Strafe verletzt haben würde". Er verläßt Grottkau und übernimmt den Unterricht der Kinder protestantischer Bergleute in der Laurahütte, nahe der russischen Grenze. Von hier aus ist jener Brief geschrieben. Als er sich weigert, öffentlich Widerruf zu leisten, wird er am 4. Dec. 1844 excommunicirt. Dafür entschädigt ihn der Beifall, den er in weiten Kreisen, besonders unter Protestanten findet. In Zeitungsartikeln und Adressen wird er als zweiter Luther begrüßt, dessen Auftreten eine Bewegung hervorrufen werde, ähnlich der Reformation des 16. Jahrhunderts. Aber Ronge war weder an Geist noch an Thatkraft einem Luther vergleichbar, und vor allem fehlte ihm die religiöse Tiefe und Innerlichkeit, aus der allein eine kirchliche Reform geboren werden kann. Für den Gang seines Werkes war es wie eine Prophezeiung, daß die erste protestantische Kundgebung für ihn ausging von dem leipziger Theatersecretär Robert Blum.[13]) Nach mancherlei Schriftenwechsel von hüben und drüben schritt man fort zur Gemeindebildung.

Eine solche war anderswo bereits erfolgt, freilich aus anderm Anlaß und in anderm Geiste. Johannes Czerski, am 12. Mai 1813 zu Warlubien unweit Neuenburg in Westpreußen von armen Aeltern geboren, im Alumnat des Mariengymnasiums und im erzbischöflichen Seminar zu Posen gebildet, ward im J. 1842 zum Priester geweiht und als Vicar an der Domkirche zu Posen angestellt. Hier ward er durch Lesen der Bibel an den Vorrechten des priesterlichen Standes und am Cölibat irre, und schloß mit einem polnischen Landmädchen Marianna Gutowska vor Zeugen eine Gewissensehe. Deshalb nach Wiry und im März 1844 nach dem Städtchen Schneidemühl versetzt, ward Czerski wegen Bruchs des Cölibats zur Untersuchung gezogen und von seinem Amte suspendirt. Aus der Gemeinde ging eine Bittschrift an das Consistorium in Posen, ihn im Amte zu lassen und ihm das Heirathen zu gestatten. In contumaciam zu einer vierwöchigen Pönitenzhaft verurtheilt, erklärte Czerski seinen Austritt aus der römischen Kirche (am 22. Aug. 1844), aber „ich bleibe katholischer Christ, katholischer Priester, aber nach den Worten der Schrift, nach den Geboten Christi und seiner Apostel". Von der Gemeinde hielten zunächst nur 24 an ihm fest, von denen ein alter Ackerbürger Namens Sänger, ein verständiger und thatkräftiger Mann, auf den weichen und gefühligen Czerski großen Einfluß gewann. Man beschloß, eine selbständige Gemeinde zu gründen. Dies geschah am 19. Oct. 1844 durch Annahme des „Offenen Glaubensbekenntnisses der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der Römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie". In demselben werden zunächst neun Lehren und Gebräuche der Römischen Kirche als mit der Schrift nicht übereinstimmend zurückgewiesen, nämlich die Entziehung des Kelches, die Heiligsprechung, die Anrufung der Heiligen, die Vergebung der Sünden durch den Priester mit Ohrenbeichte und Ablaß, das Fasten, der Gebrauch des Latein im Gottesdienst, der

zu Trier und die 20 andern heil. ungenähten Röcke (Düsseldorf 1844).

11) Urtheil eines katholischen Priesters über den heil. Rock. Von Joh. Ronge. 12) Vgl. Joh. Ronge, Rechtfertigung (Leipzig 1845).

13) Kampf des Lichtes mit der Finsterniß („Sächsische Vaterlandsblätter" vom 3. Dec. 1844).

Cölibat, die Verdammung der gemischten Ehen und die Verehrung des Papstes als Statthalters Christi. Darauf folgt das Apostolicum ohne die Höllenfahrt; die Heilige Schrift wird als „die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens" anerkannt, „und zwar in dem Sinne, wie er einem jeden erleuchteten frommen Christen zugänglich ist", die sieben Sakramente werden beibehalten als „wahre und eigentliche Heilsmittel", welche „die Gnade mittheilen", der Nutzen der Messe für Lebende und Todte, und die Verwandlung der Abendmahlselemente in den wahren Leib und das wahre Blut Christi gelehrt, aber die Austheilung unter beiderlei Gestalt gefordert. Ein Fegefeuer im römischen Sinne wird abgelehnt, „wohl aber gibt es in dem Hause unsers himmlischen Vaters viele Wohnungen, gleichsam Stufen zu der vollkommenen Anschauung Gottes". Durch sie muß hindurchgehen, wer hier dieser vollkommenen Anschauung sich noch nicht würdig gemacht hat, daher „den Verstorbenen unser Gebet nützlich sein kann, nicht aber umgekehrt". „Wir bekennen, daß die Priester das Sakrament der Ehe nicht nur empfangen können, sondern, um würdige Muster für das Volk zu sein, der Heiligen Schrift gemäß sogar empfangen sollen." — Dieses Glaubensbekenntniß ward am 27. Oct. der königlichen Regierung zu Bromberg übersandt mit der Bitte, die Gemeinde als christlich-katholische anzuerkennen und gegen Angriffe der Römischen zu schützen. Die Regierung antwortete nicht, hinderte es aber auch nicht, daß die kleine Gemeinde in der Wohnung ihres Priesters Czerski ein Zimmer zur Kapelle herrichtete, wo dieser in deutscher Sprache die Messe las und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte. Am 17. Febr. 1845 ward er „als hartnäckiger Irrlehrer und frevelhafter Verräther der Kirche" von Rom excommunicirt, am 21. Febr. von einem evangelischen Geistlichen getraut.

Die Gemeinde Schneidemühl, ohne Ronge entstanden, wäre wol ohne ihn unbeachtet geblieben, und andererseits erhielt Ronge's Aufruf, sich von dem durch Aberglauben verderbten Rom loszusagen, an Schneidemühl ein greifbares Vorbild. Im November 1844 war Ronge in Laurahütte durch Eröffnung der evangelischen Schule überflüssig geworden; er begab sich nach Breslau und fand hier unter den unabhängigen Bürgern zahlreiche Anhänger und einen gelehrten Rathgeber an dem Professor des Kanonischen Rechtes, Domherrn Dr. Regenbrecht, der sich von der Römischen Kirche lossagte, deren Bestrebungen er mit dem Geiste Jesu nicht vereinigen könne.[14]) Am 22. Jan. 1845 fand die erste Versammlung derjenigen statt, welche um Johann Ronge als Seelsorger eine besondere Gemeinschaft bilden wollten. Am 13. Febr. einigte man sich über die „Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung der allgemeinen (katholischen) christlichen Gemeinde zu Breslau". Sie zeigen einen wesentlich andern Geist als das schneidemühler Bekenntniß. Es wird völlige Gewissensfreiheit behauptet und jeder Glaubenszwang verabscheut; der Aufstellung der Schrift als einziger Grundlage des christlichen Glaubens wird die Erklärung hinzugefügt: „Die freie Forschung und Auslegung darf durch keine äußere Autorität beschränkt werden"; das Apostolicum wird stark modernisirt, z. B. der zweite Artikel: „Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöset hat"; die Sakramente werden auf Taufe und Abendmahl beschränkt und letzteres als „das sühnende Gedächtnißmahl an das Leiden und den Tod unsers Herrn Jesu Christi" bestimmt; für die erste Pflicht der Christen wird erklärt, „den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen". Die Protestationen gegen römische Irrthümer sind ziemlich dieselben. — Am 9. März fand der erste Gottesdienst der breslauer Gemeinde statt, welche Ronge zu ihrem Geistlichen wählte. In ähnlicher Weise entstanden im Frühjahre 1845 in etwa 20 norddeutschen Städten deutschkatholische Gemeinden, besonders dort, wo einzelne Katholiken unter Protestanten verstreut lebten, z. B. in Dortmund, Dresden, Offenbach, Elberfeld, Stettin, Leipzig u. a. Die meisten nahmen das breslauer Bekenntniß an mit mehr oder weniger Aenderungen. Leipzig z. B. nahm das Apostolicum an, Dresden stellte an die Spitze den Satz: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll uns einzig und allein die Heilige Schrift und die von der christlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft sein", bezeichnete die Taufe als das Zeichen der Aufnahme in den Christenbund, das Abendmahl als Mittel der Erinnerung an Christum und als Zeichen des Bruderbundes aller Menschen u. dergl. m.

Unter solchen Umständen zeigte sich bald das Bedürfniß, auf einer Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden wenn möglich ein gemeinsames Glaubensbekenntniß festzustellen, das der Freiheit der einzelnen Gemeinde Raum lasse, aber doch die nothwendige Grundlage bilde für eine größere Gemeinschaft. Auf Robert Blum's Antrag mit unverkennbarer Uebereilung zusammenberufen, ward die erste Kirchenversammlung des Deutschkatholicismus am ersten Ostertage, den 23. März 1845, zu Leipzig im Hotel Stadt Rom eröffnet und hielt in vier Tagen fünf Sitzungen.[15]) Eine Einigung betreffs der vielfach verschiedenen Glaubensbekenntnisse herbeizuführen war um so schwieriger, als die vollkommene Selbständigkeit der einzelnen deutsch-katholischen, oder — wie sie aus Rücksicht auf den nationalen Gegensatz der Deutschen und Polen sich auch nannten, — der christ-katholischen Gemeinden ausdrücklich anerkannt ward. Czerski forderte mit Entschiedenheit die Anerkennung der Gottheit Christi, aber der breslau-dresdener Rationalismus hatte die Majorität für sich.

14) Vgl. Erklärung des Professors des kanon. Rechts an der hiesigen Universität Dr. Regenbrecht an den Bisthumsverweser Dr. Latussek über sein Ausscheiden aus der Römisch-katholischen Kirche (Breslau 1845).

15) Vgl. die erste allgemeine Kirchenversammlung der Deutschkatholischen Kirche. Authentischer Bericht. Im Auftrage der Kirchenversammlung herausgegeben von Robert Blum und Franz Wigand (Leipzig 1845).



Als Grundsatz ward aufgestellt: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll uns einzig die Heilige Schrift sein, deren Auffassung und Auslegung der von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist"; als Symbol: „Ich glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland. Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Amen." Pflicht der Kirche und des Einzelnen sei es, sich den Inhalt der Glaubenslehren zu lebendiger, dem Zeitbewußtsein entsprechender Erkenntniß zu bringen; die Verschiedenheit in der Auffassung derselben sei kein Grund zur Absonderung und Verdammniß, dagegen sei höchste Pflicht des Christen, den Glauben durch Werke der Liebe zu bethätigen. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß sie nicht aus der katholischen Kirche ausgeschieden sind, vielmehr „die römisch-katholische Hierarchie für unchristlich und akatholisch halten müssen und der festen Ueberzeugung sind, daß die deutsch-katholische Kirche den wahren katholischen Standpunkt erfaßt habe, die Mitglieder dieser Kirche demnach echte Katholiken sind" u. s. w. Damit schien das Werk der Einigung gelungen, aber es schien nur so und bald erfolgte die Spaltung.

Nothwendig freilich war sie nicht, da dieses leipziger Bekenntniß als die allgemeinste Formel gemeint war, innerhalb deren jede Gemeinde ihrer besondern Auffassung Ausdruck geben konnte. Aber der Antagonismus der Führer war zu groß. Während Ronge auf seinen Rundreisen durch Deutschland bei Zweckessen und öffentlichen Aufzügen als zweiter Luther, als Held und Vorkämpfer der Denkfreiheit und der Menschenrechte gefeiert ward, erklärte er in hochtönenden Phrasen[16]), Czerski habe den Geist der Reformation des 19. Jahrhunderts verleugnet, er (Ronge) „betrachte die schneidemühler Reformation blos als den Schleier, dessen sich der Geist, der die Geschichte lenkt, bediente, um hinter demselben ungestört die große Reformation des 19. Jahrhunderts geboren werden zu lassen, und um sie den Blicken der Feinde zu verhüllen". Der wichtigste Punkt, an dem die Reformation des 19. Jahrhunderts über diejenige des 16. Jahrhunderts hinausgehen müsse, sei der, daß Christus nicht mehr als außerweltlicher Gott, sondern als unser Bruder betrachtet werde. Czerski, der die leipziger Formel nicht selbst unterschrieben, aber auch nicht protestirt hatte, als Sänger im Namen der schneidemühler Gemeinde sie unterschrieb, gab, wahrscheinlich den Vorstellungen von positiv-protestantischer Seite nachgebend, seiner abweichenden Ueberzeugung später um so entschiedeneren Ausdruck.[17]) Mit Recht, sagt er, nimmt man Anstoß an einem Bekenntniß, das gerade dasjenige, weswegen es ein christliches heißen könnte, mit Stillschweigen übergeht, nämlich Christum selbst. Wer die in der Schrift so deutlich und so häufig bezeugte Gottheit Christi aufgibt und ihn für einen bloßen Sittenlehrer hält, hat das Christenthum aufgegeben und ist ins Heidenthum zurückgesunken. — Dieser Zwist der Führer ergriff auch die Gemeinden. An mehr als Einem Orte kam es zur Trennung in zwei Parteien, derer, welche das Apostolicum und derer, welche das leipziger Bekenntniß festhielten. Die Gefahr, welche daraus für den Fortgang der Bewegung erwuchs, machte die Führer einer Versöhnung geneigter. Sie kamen am 3. Febr. 1846 in Rawicz zusammen. Hernach erklärte Ronge, sie hätten sich die Bruderhand gereicht, unter denselben Bedingungen wie in Leipzig, Czerski und seine Gemeinde blieben freilich auf dem früheren Standpunkte, wollten aber keine Verdammung Andersdenkender. Auch Czerski erklärte[18]), sie hätten sich als solche erkannt, die im Glauben nicht so fern voneinander ständen, als es wegen der Abweichung im Bekenntniß den Anschein gehabt hätte. Ronge selbst habe versprochen, auf der nächsten Synode auf Vervollständigung des leipziger Bekenntnisses zu dringen; dies sei in der wenn auch irrigen so doch guten Meinung geschehen, der christlichen Gemeinschaft ein weites Feld zu gewinnen und sie den Richtungen der Zeit anzupassen. — Aber auch diese Versöhnung war nicht von langem Bestand.

Zunächst waren die Gemeinden bemüht, ihre Angelegenheiten besser zu ordnen. Die Schlesischen Gemeinden schlossen sich zu einem Provinzialverbande zusammen, und die Provinzialsynode zu Breslau am 15. und 16. Aug. 1845, auf der 38 Gemeinden vertreten waren, entwarf Grundzüge der Lehre, des Cultus und der Verfassung.[19]) Das künftige Symbol soll nur die wesentlichsten Glaubenslehren enthalten, welche auf klaren Aussprüchen der Schrift beruhen und vernünftigerweise nicht bezweifelt werden können; genauere Bestimmungen über die Person Christi, als daß er sei der alleinige Mittler zwischen Gott und Mensch, werden abgelehnt. Die Verfassung ruht auf der unbeschränkten Selbständigkeit der Einzel-Gemeinde, in welcher die Frauen unbeschränktes (auch passives) Stimmrecht erhalten. Zur Provinzialsynode wählt jede Gemeinde einen weltlichen und je zehn Gemeinden zusammen einen geistlichen Abgeordneten. Der Geistliche wird von der Gemeinde gewählt, vom Vorstande ordinirt. Der Gottesdienst soll aus Belehrung und Erbauung bestehen, die Liturgie den jetzigen Zeitbedürfnissen gemäß geordnet werden, die Messe den Mittelpunkt der Feier bilden. — Die zahlreichen Schriften, welche für die Zwecke des Gemeindegottesdienstes und der häuslichen Erbauung erschienen, zeigen geringe theologische Bildung und noch geringere religiöse Wärme, dagegen eine erschreckende Herrschaft der Phrasen von Freiheit, allgemeiner Menschlichkeit und Liebe. Diesem Mangel schien abgeholfen, als Anton Theiner (s. d.) im Juli 1845 aus der Römi-

16) Joh. Ronge, Neue und doch alte Feinde (Dessau 1845). 17) Joh. Czerski, Sendschreiben an alle christ-katholischen Gemeinden des apostolischen Glaubensbekenntnisses (Thorn 1845).

18) Zweites Sendschreiben an alle christ-katholischen Gemeinden mit Rücksicht auf die Versammlung zu Rawicz; von Joh. Czerski (Bromberg 1846). 19) Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung der christ-katholischen Kirche. Geprüft und genehmigt von der Synode zu Breslau (Breslau 1845).

schen Kirche austrat und sich nach Breslau begab. Auf jener Zusammenkunft zu Rawicz war er Ronge's theologischer Berather, aber schon am 19. Febr. 1846 legte er sein geistliches Amt an der breslauer Gemeinde nieder. Er hat es abgelehnt, die Gründe seines Rücktritts öffentlich darzulegen, aber was er anderswo[20]) über Ronge äußert — der Brief an Arnoldi sei nicht von Ronge verfaßt, sondern nur unterzeichnet; Ronge sei ohne geistlichen Beruf und ohne wissenschaftliche Bildung, Briefe von seiner Hand seien nicht einmal orthographisch richtig geschrieben; vom Beifall der Menge geblendet, habe er sich selbst für einen großen Geist und Reformator der Kirche gehalten, mit maßloser Keckheit und Roheit den christlichen Offenbarungsglauben verworfen, immer nur seine Schlagworte von Licht, Liebe und Freiheit wiederholend — das zeigt klar genug, daß der entschieden reformatorisch gesinnte, aber wissenschaftlich gebildete und religiös tief empfindende Theiner mit dem aufklärerisch seichten Ronge zusammenstieß, daß aber des letzteren Einfluß in der Gemeinde überwog.

Das Verhältniß der Staatsgewalt zur neuen Gemeinschaft gestaltete sich verschieden. Katholische Staaten konnten sie nicht dulden, daher Baiern im J. 1845 erklärte, die neue Sekte sei nicht eine Religion, sondern Radicalismus und Communismus, deshalb die Theilnahme als Hochverrath zu behandeln, Oesterreich sogar den Namen Deutschkatholicismus und jede öffentliche Erwähnung der Ronge'schen Sekte verbot. In Preußen wies die Cabinetsordre vom 30. April 1845 die Behörden an, nichts zu thun, was fördernd oder hemmend in den Gang der neuen Bewegung eingreifen könne. Die Hinneigung zum Rationalismus veranlaßte die Ministerialverfügung vom 17. Mai 1845, welche gegenüber der allerorten sich zeigenden Bereitwilligkeit der evangelischen Gemeinden, den Deutschkatholiken die Mitbenutzung der Kirchen zu gestatten, erklärte: das Eigenthumsrecht der Gemeinden an ihren Kirchen gehe nicht so weit, daß sie dieselben ohne Genehmigung der Kirchenbehörde einem fremden Cultus leihen könnten; überdies sei die Ueberlassung derselben an die Deutschkatholiken deshalb nicht statthaft, weil darin eine Anerkennung der katholischen Dissidenten als eigener Religionsgesellschaft enthalten sei. Eine zweite Cabinetsordre vom 8. Juli 1845 ermäßigte diese Verfügung dahin: wo es bisher geschehen sei oder wo in Zukunft das Bedürfniß sich herausstellen sollte, könne, wenn Patron, Pfarrer und Kirchenvorstand einverstanden seien, der Oberpräsident im Einvernehmen mit dem Consistorium die Mitbenutzung der evangelischen Kirche einstweilen gestatten. In Baden und Sachsen trat die Kammer lebhaft für den Deutschkatholicismus ein, die Regierung zeigte sich zurückhaltender; einige kleinere Staaten ließen ihn einfach gewähren. Unter solchen Umständen gewannen die Deutschkatholiken bis Ende 1846 wol gegen hunderttausend Mitglieder, etwa zur Hälfte in Schlesien.

Die politische Bewegung des J. 1848 brachte ihnen gesetzliche Anerkennung und infolge dessen einigen Zuwachs, zumal auch in rein katholischen Ländern, in Wien und München, Gemeinden begründet wurden. Zugleich aber trat das religiöse Interesse immer mehr zurück und radical politische und sociale Tendenzen gewannen die Oberhand. Ronge als Abgeordneter demokratischer Vereine unterzeichnete ein Manifest gegen die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers als volksverrätherisch, Dowiat erklärte die religiöse Bewegung für bloßes Mittel der politischen Agitation, die schlesische Provinzialsynode ließ im Mai 1849 ein Manifest ausgehen, in dem sie dagegen protestirt, den Deutschkatholicismus mit gleichzeitigen Bewegungen im politischen und socialen Leben zusammenzuwerfen, aber doch erklärt, sie erhebe die Bestrebungen der Socialisten und die Grundsätze der Demokratie zur Religion, weil die Selbstbestimmung des Menschen, die Freiheit des Willens von seiner Würde nicht getrennt werden können. Darin trat die Verwandtschaft des Deutschkatholicismus mit den von der protestantischen Kirche ausgegangenen freien Gemeinden zu Tage, und im Mai 1850 ward von dem dritten deutsch-katholischen Concil und von der freigemeindlichen Tagsatzung zu Leipzig-Köthen die Vereinigung zu einer „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" beschlossen mit der Bestimmung, daß beide Theile einig seien in den Grundsätzen, übrigens jede Gemeinde ihren Namen wie ihre Selbständigkeit beibehalten könne.

Die Reaction der funfziger Jahre brachte auch den Deutschkatholiken schwere Bedrückung. In Oesterreich und Baiern wurden ihre Gemeinden aufgelöst, in Preußen polizeilich überwacht als politische Vereine, welche den Umsturz der bürgerlichen und socialen Ordnung fördern. Das Jahr 1858 brachte einige Erleichterung, aber am 16. und 17. Juni 1859 verschmolz der Deutschkatholicismus völlig mit den Freien Gemeinden zu einem „Bunde freireligiöser Gemeinden", um auf der Grundlage „freier Selbstbestimmung in allen kirchlichen Angelegenheiten das religiöse Leben zu fördern". Damit hat er vollends darauf verzichtet, eine Reform des Katholicismus herbeizuführen.

Der Altkatholicismus.[21]) Am 18. Juli 1870 ward durch die Bulle Pastor aeternus die Unfehlbarkeit des Papstes als kirchliches Dogma verkündet. Damit war eine Jahrhunderte alte Streitfrage entschieden und dem hierarchischen Gebäude des römischen Katholicismus die letzte Spitze aufgesetzt. Obgleich das nothwendige Ziel der bisherigen Entwickelung und der allein consequente Ausdruck des römischen Geistes, hatte die

20) Anton Theiner, Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche. Ein Sendschreiben zunächst an die Gemeinden zu Polsnitz, Grussau und Hundsfeld u. s. w. (1. Heft, 1846). Mein Austritt aus der Römisch-katholischen Kirche und die vom Herrn Melchior, Fürstbischof von Breslau, über mich verhängte Excommunication (2. Heft, Altenburg 1846).

21) Vgl. Th. Förster, Der Altkatholicismus. Eine geschichtliche Studie (Gotha 1879). Bühler, Der Altkatholicismus (Leyden 1880). E. Friedberg, Actenstücke, die altkatholische Bewegung betreffend (Tübingen 1876).



Definition des neuen Dogmas großen Widerstand gefunden. Die einen erklärten es für unkatholisch, die andern nur für unzeitgemäß. Fünfundfunfzig Bischöfe der Opposition hatten kurz vor dem 18. Juli Rom verlassen mit dem gegenseitigen Versprechen, weitere Schritte nur auf Grund gemeinsamer Berathung zu thun. Zu dieser versammelten sich die meisten deutschen Bischöfe am Grabe des Heiligen Bonifacius zu Fulda, und auch die wenigen fehlenden, zuletzt Bischof Hefele von Rottenburg, schlossen sich später den fuldaer Beschlüssen an. Infolge dessen erließen sie unterm 10. Sept. 1870 einen gemeinsamen Hirtenbrief des Inhaltes: „Das unfehlbare Lehramt der Kirche hat entschieden, und alle müssen seine Entscheidungen als göttlich geoffenbarte Wahrheit mit festem Glauben annehmen und mit freudigem Herzen erfassen und bekennen. Wir erklären, daß das Concil keine neue Lehre aufgestellt, sondern lediglich die alte, in der Hinterlage des Glaubens enthaltene und treu gehütete Wahrheit entwickelt, erklärt und den Irrthümern der Zeit gegenüber ausdrücklich zu glauben vorgestellt hat, indem wir mit vollem und rückhaltslosem Glauben den Beschlüssen des Concils beistimmen." Auch die französischen Bischöfe Darboy und Dupanloup erklärten ihre Zustimmung und verkündeten den Gemeinden die neue Lehre.

Diese nachträgliche Unterwerfung ist den Bischöfen der Opposition fast allgemein als verächtliche Charakterschwäche ausgelegt. Das ist eine völlige Verkennung des katholischen Standpunktes. Nach katholischer Lehre und Praxis, wie sie jahrhundertelang geübt ist, darf vor der Entscheidung des Concils über eine Frage so oder anders gelehrt werden, sobald aber das Concil gesprochen hat, gilt es zu gehorchen. Oder macht man geltend, das Vaticanische Concil sei kein ökumenisches oder kein freies gewesen, so vergißt man, daß der Einzelne nicht das Recht hat, darüber zu entscheiden. Auch war es thatsächlich ein ökumenisches Concil und ein freies nicht weniger als viele frühere, deren Beschlüsse gelten. Ueberdies entsprach die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit so sehr dem römischen Geiste, daß, wie auch die altkatholische Bewegung trotz aller Zurückhaltung zeigt, nachdem sie erfolgt war, der Widerspruch gegen sie nothwendig weiter führen mußte.

Anfangs schien es auch, als ob das neue Dogma würde ruhig hingenommen werden. Die Regierungen, welche in verhängnißvoller Kurzsichtigkeit trotz der Aufforderung des bairischen Ministerpräsidenten Hohenlohe der Meinung des Fürsten Bismarck folgend es abgelehnt hatten, vor der Definition des neuen Dogmas die Bischöfe der Opposition des staatlichen Schutzes zu versichern, verhielten sich auch jetzt abwartend. Das Volk war theils der geistlichen Führung zu blind ergeben, theils gegen religiös-kirchliche Fragen zu gleichgültig, als daß es Widerstand geleistet hätte. Nur aus Universitätskreisen erhob sich Widerspruch. Als der erste erklärte Professor Michelis in Braunsberg in offener Anklage Pius IX. für einen Häretiker und Verwüster der Kirche. In München erklärte der gelehrte Döllinger, der vorher so nachdrücklich vor dem neuen Dogma gewarnt hatte, als Christ, Theolog, Historiker und Bürger müsse er das Vaticanum, mit welchem nur die Räubersynode verglichen werden könne, abweisen. Ihm schloß sich Professor Friedrich an, der in seinem „Tagebuch vom Concil" uns interessante Blicke in die Entstehungsgeschichte des neuen Dogmas thun läßt. Unter ihrer Führung erhoben 44 Professoren der Universität München Protest gegen das Vaticanische Concil und seine Beschlüsse; es folgten von Schulte in Prag, Reinkens in Breslau, Langen, Knoodt, Hilgers und Reusch in Bonn, Lutterbeck in Gießen. Am 25. Aug. traten die theologischen Führer der Bewegung in Nürnberg zu einer Berathung zusammen und von hier an kann man die Entstehung des Altkatholicismus datiren. Der Name erscheint zum ersten mal in der Schrift „Zwiegespräche mit Bischöfen der vaticanischen Mehrheit über unsere kirchliche Lage. Von einem Altkatholiken" (München 1870).

Von den Mitgliedern der katholisch-theologischen Facultäten forderten die Bischöfe die Ausstellung von Reversen, daß sie den Beschlüssen des Concils sich unterwürfen. Haneberg in München und Dieringer in Bonn fügten sich; gegen die Widerstrebenden wurden kirchliche Strafmittel angewandt, bis zur Excommunication. Ebenso gegen einige Pfarrer und Religionslehrer, aber die Regierungen schützten die Gemaßregelten in ihren Aemtern und der excommunicirte Döllinger ward in demonstrativer Weise zum Rector der Universität gewählt. Die Laien hielten sich immer noch fern, nur in Königswinter am Rhein ward am 14. Aug. 1870 eine gut besuchte Laienversammlung gehalten und in München erschien ein „Protest der Altkatholiken", unterzeichnet von Männern in hervorragender Stellung. In Bonn und München bildeten sich altkatholische Centralcomités. Die ersten Gemeinden entstanden, als der Priester Renftle in Mehring in der Diöcese Augsburg und der Priester Kaminski in Kattowitz in Schlesien trotz der Excommunication die Mehrzahl der Gemeinde auf ihrer Seite hatten und der Staat sie schützte.

Vorbereitet durch eine Delegirtenversammlung zu Heidelberg am 5. und 6. Aug. ward der erste Altkatholiken-Congreß vom 20.—24. Sept. 1871 zu München abgehalten. Schon hier zeigte sich, was die weitere Entwickelung deutlicher gezeigt hat, daß man trotz des ängstlichen Festhaltens am vorvaticanischen Katholicismus zu weitern Reformen gedrängt werde und daß es schwer sei, die mehr conservativ und die mehr reformatorisch Gesinnten dauernd zusammenzuhalten. Nach längern Verhandlungen einigte man sich über 7 Punkte; 1) Festhalten am alten Glauben und Cultus, blos mit Verwerfung der vaticanischen Neuerungen. 2) Ein Concil darf keine völlig neue Lehre erfinden, sondern nur aussprechen, was von alters her und überall von der Kirche geglaubt ist, seine Beschlüsse müssen sich bewahrheiten an der Uebereinstimmung mit dem Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes und mit der theologischen Wissenschaft. 3) Einig mit der Kirche von Utrecht, hofft die Versammlung auf eine Wiedervereinigung mit der Griechischen Kirche und erwartet eine Verständigung mit der Prote-

stantischen und Bischöflichen Kirche. 4) Die Priester sollen nicht in Seminarien erzogen werden, sondern eine wissenschaftliche und patriotische Bildung erhalten. 5) Die bürgerliche Freiheit und Humanität soll gegen die Machtfülle des unfehlbaren Papstes geschützt werden. 6) Der Jesuitenorden soll wegen seiner staatsgefährlichen, antinationalen und unsittlichen Haltung beseitigt werden. 7) Die Altkatholiken beanspruchen die Theilnahme an den Gütern und Besitztiteln der Katholischen Kirche. Gegen das Votum Döllinger's, der ein Schisma fürchtete, ward besonders auf Schulte's Vorschlag beschlossen, überall, wo die Verhältnisse es erheischen, mit der Bildung selbständiger Gemeinden und der Einrichtung eigener Gottesdienste vorzugehen.

Infolge dieser Beschlüsse bildete sich eine Reihe neuer Gemeinden, z. B. in Passau, München, Straubing, Kempten, Kaiserslautern, Köln, Bonn, Elberfeld, Heidelberg, Freiburg u. s. w. Die Regierungen begünstigten sie als Bundesgenossen im beginnenden Kampfe gegen Rom, wenn auch die gesetzliche Regelung ihrer Verhältnisse auf sich warten ließ. Im Frühjahre 1872 suchten Döllinger, Michelis, Reinkens, Friedrich und Huber durch öffentliche Vorträge weitere Kreise der Laien für die Bewegung zu gewinnen. Im Juli 1872 machte der greise Erzbischof von Utrecht, Heinrich Loos, eine Firmungsreise durch Deutschland. Der zweite Altkatholiken-Congreß tagte vom 20.—24. Sept. 1872 im Gürzenich zu Köln; auch er vertagte die tiefer einschneidenden Anträge auf Aufhebung des Cölibats, des Beichtzwanges, der lateinischen Messe, Einschränkung des Ordenswesens u. s. w. auf später, erkannte aber doch, daß man bei bloßer Verwerfung des Vaticanum nicht stehen bleiben könne, sondern eine allgemeine Reform anbahnen müsse. Das Wichtigste war die Niedersetzung eines aus Priestern und Laien gebildeten Ausschusses, welcher am 4. Juni 1873 zu Köln den Professor Reinkens zum altkatholischen Bischof wählte. Derselbe ward, um die apostolische Succession zu wahren, am 11. Aug. vom Jansenistischen Bischof Heykamp zu Deventer geweiht, und von Preußen, Baden und Hessen anerkannt. Baiern lehnte die Anerkennung ab, hat aber seine bischöflichen Handlungen nicht gehindert.

Der dritte Altkatholiken-Congreß vom 11.—14. Sept. 1873 zu Konstanz berieth die Grundlagen der künftigen Organisation. Hier lag die Schwierigkeit vor, das moderne Princip der Laienvertretung mit der katholischen Anschauung von der Stellung des Klerus zu vereinigen. Die Gesetzgebung und höchste Entscheidung liegt bei der Synode. Diese versammelt sich jährlich — diese Bestimmung ward 1879 aufgehoben — und besteht aus sämmtlichen Priestern und aus gewählten Laiendelegirten, je einem auf 200 selbständige männliche Mitglieder. Die Leitung der Synode hat der von ihr gewählte Bischof. Ihm zur Seite steht die Synodalrepräsentanz, gebildet aus vier Laien und fünf Geistlichen. Er hat das Recht, zu seiner Vertretung einen Generalvicar zu bestellen — dies ward Professor Reusch aus Bonn. Jede Gemeinde steht betreffs der geistlichen Angelegenheiten unter dem freigewählten Pfarrer, betreffs der weltlichen unter dem Kirchenvorstand und der Gemeindeversammlung. — Auf Grund dieser Vorschläge trat am 27.—29. Mai 1874 die erste altkatholische Synode zu Bonn zusammen und bestätigte sie. Auch mit der allgemeinen kirchlichen Reform wurde hier in zurückhaltender Weise der Anfang gemacht. Die Ohrenbeichte wurde dem Bedürfniß des Einzelnen freigegeben, die Absolution ohne Reue für werthlos erklärt, die bisherige Fastenpraxis beseitigt und die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst vorbereitet durch den Beschluß, einen Katechismus, eine biblische Geschichte und ein Rituale herauszugeben.[22]) — Die von Döllinger mit Vorliebe gepflegten Unionsverhandlungen, zunächst mit der Griechischen und Anglikanischen Kirche, wurden wieder aufgenommen, führten aber schließlich auf unfruchtbare dogmatische Subtilitäten.[23]) — Das Jahr 1874 brachte auch das erste Altkatholikengesetz, nämlich in Baden, wodurch ihnen völlige Gleichberechtigung, das Recht der Gemeindebildung, der selbständigen Verwaltung und die Theilnahme am Kirchenvermögen zugesichert wurde. Preußen folgte nach, indem auf Antrag des Abgeordneten Petri am 4. Juli 1875 das sogenannte Altkatholikengesetz angenommen ward, wodurch in jeder Gemeinde für eine erhebliche Anzahl von Altkatholiken der Mitgebrauch der Kirche und des Kirchhofes sowie die Theilnahme am Kirchenvermögen gesichert wird.

Seitdem ist alljährlich, mit Ausnahme des J. 1880, um die Pfingstzeit zu Bonn die altkatholische Synode abgehalten worden. Nebenher gingen, meist im Herbst, als freiere Versammlungen die Altkatholiken-Congresse in einer Stadt Süd- oder Norddeutschlands. Von den Synodalbeschlüssen seien die wichtigsten erwähnt. Die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst wurde allmählich vollzogen, die Kinderbeichte abgeschafft, die Zahl der Feiertage beschränkt, die Processionen außerhalb der kirchlichen Gebäude verworfen, die ärgsten Misbräuche der Messe beseitigt, indem man darauf hinwies, daß bei der Messe in erster Linie für die gesammte Kirche, besonders für die Anwesenden gebetet werde, und daß man sich der Gnade des Meßopfers am meisten durch die Communion theilhaftig mache. Die fünfte Synode vom J. 1878 konnte einer Entscheidung über die von Jahr zu Jahr angeregte Frage wegen Aufhebung des Cölibats nicht länger ausweichen. Nach erregter Debatte wurde mit 75 gegen 22 Stimmen die Beseitigung desselben beschlossen. Es ist nur vereinzelt von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht worden, und es scheint, als ob der anfänglich deshalb drohende Zwist — Utrecht war entschieden gegen diese Neuerung, Friedrich, Reusch, Langen und Menzel sagten sich von der bonner Leitung

22) Katechismus der Altkatholiken (Bonn 1875). Katholisches Rituale nach den Beschlüssen der Altkatholiken des Deutschen Reichs (2. Aufl., Bonn 1876). 23) Näheres darüber gibt Reusch, Bericht der bonner Unionsconferenz 1874 (Bonn 1874). Vgl. auch J. J. Overbeck, Die bonner Unionsconferenz im Verhältniß zur Orthodoxie (Halle 1876).

des Altkatholicismus los — keine bedrohliche Ausdehnung annehmen wird.

Und die Aussichten des Altkatholicismus? Sie erscheinen uns gering. Ohne tiefgreifendes, religiöses Princip, gegen den Protestantismus ebenso ablehnend wie gegen das Vaticanum, wird es ihm schwerlich gelingen, die Massen für sich zu gewinnen. Unter der Sonne der Staatsgunst hat er es in Deutschland auf circa 120 Gemeinden mit höchstens 60,000 Seelen gebracht, hat aber in den zwölf Jahren seines Bestehens den Mangel an Geistlichen nicht verwinden können. Seit 1878 macht sich ein stetiger Rückgang in der Mitgliederzahl geltend, und selbst wenn Preußen in seinem Kampfe mit der katholischen Kirche nicht den einstigen Bundesgenossen preisgibt, ist doch wenig Aussicht, daß er jemals über eine unbedeutende Sekte hinauskommt. Das freilich hat er bewirkt, daß die besten und freisinnigsten Kräfte dem römischen Katholicismus entzogen sind und dieser noch mehr als bisher in sich erstarrt.

Günstiger entwickelte sich der Altkatholicismus in der Schweiz. Zwei Umstände mögen dazu besonders mitgewirkt haben; der religiös-kirchliche Indifferentismus ist in der Schweiz weit geringer als in Deutschland, und die Schweizer Altkatholiken sind in der Reform der Kirche energischer vorgegangen. Schon im August 1870 erklärte in Aargau eine große Anzahl von Katholiken die Unerlaßlichkeit einer Reform und auf einem Feste zu Langenthal protestirten 10,000 katholische Männer gegen das Vaticanum, wollten aber festhalten am alten katholischen Glauben. Der Pfarrer Egli in Luzern erklärte öffentlich im Gottesdienste, es sei gegen sein Gewissen, etwas mit dem Munde zu bekennen, was er im Herzen nicht glaube, deshalb müsse er gegen die Aufnöthigung des neuen Dogmas protestiren. Er wurde excommunicirt und seines Amtes entlassen. Auch gegen den Pfarrer Gschwind in Starrkirch wollte der Bischof von Basel in dieser Weise vorgehen, aber die Gemeinde hielt zu ihm und die Regierung schützte ihn. Professor Herzog zu Luzern dagegen mußte sein Amt aufgeben. Um diese drei Männer gruppirte sich die Bewegung in der Schweiz, welche durch die Landesversammlungen zu Solothurn (Herbst 1871) und Olten (December 1872) auch im Volke Anhang gewann. Sogleich schritt man dazu, die ärgsten Misbräuche abzustellen, und da die Theilnahme stetig wuchs, besonders im Aargau und Solothurn, wurde auf einer Versammlung zu Olten am 21. Sept. 1874 die Verfassung der „christlich-katholischen Kirche“ festgestellt. Sie ist derjenigen des deutschen Altkatholicismus nachgebildet und erhielt die Bestätigung des Bundesrathes. Im Herbst 1874 trat an der Universität Bern eine christkatholisch-theologische Facultät in Wirksamkeit. Am 14. Juni 1875 wurde in Olten die erste Synode abgehalten, welche die neue Verfassung annahm und die Wahl eines Bischofs vorbereitete. Infolge der hier geführten Verhandlungen erklärte der Synodalrath schon am 1. Sept. 1875 die Ohrenbeichte für facultativ, die Landessprache im Gottesdienste gestattet und die Verheirathung nicht als Hinderniß der priesterlichen Stellung. Die zweite Synode zu Olten, am 7. und 8. Juni 1876, wählte darauf den Professor Herzog in Bern zum Bischof, der am 8. Sept. in der Kirche zu Rheinfelden vom Bischof Reinkens geweiht ward. Seitdem nahm der Altkatholicismus in der deutschen wie in der französischen Schweiz stetig zu, obgleich der Wechsel der bernerischen Politik im Jura einigen Rückgang veranlaßt und der Austritt einiger unwürdiger Priester sein Ansehen etwas geschädigt hat. Er zählt bereits gegen 60 Gemeinden mit reichlich 80,000 Seelen. Neuerdings droht die zwischen dem Bischof Herzog und seinem Coadjutor Michaud hervorgetretene Meinungsverschiedenheit über die Stellung zur Anglikanischen Kirche einen Zwist zu veranlassen, dessen Folgen sich noch nicht absehen lassen.[24])

In andern Ländern scheint der Altkatholicismus wenig Anklang zu finden. In Paris hat sich um Pater Hyacinthe eine Gemeinde gesammelt, in Wien trat eine solche bereits am 11. Febr. 1872 zusammen unter dem Pfarrer Al. Anton, in Rom besteht seit dem 8. Mai 1872 ein Altkatholikencomité, aber von nennenswerthen Erfolgen erfährt man weder hier noch dort.

Fragen wir jetzt nach dem religiös-kirchlichen Princip, welches der geschichtlichen Erscheinung des Katholicismus zu Grunde liegt. Dabei können wir die Griechische Kirche als eine in der Entwickelung stehen gebliebene, unter dem Drucke äußerer Umstände erstarrte betrachten und nur den römischen Katholicismus als die volle Ausgestaltung des zu Grunde liegenden Wesens. Es ist natürlich, daß diese Frage zuerst gestellt worden ist von der protestantischen Wissenschaft, welche das Bedürfniß fühlte, die Trennung beider Kirchen zu rechtfertigen. Anfangs freilich gedieh auf beiden Seiten nur die Polemik, welche, überzeugt von der alleinigen Wahrheit der eigenen Lehre, dem Gegner nur seine Abweichungen von dieser Wahrheit vorhält; erst ein wesentlicher Umschwung des Denkens konnte zu einer historischen Betrachtung hinführen, welche in jeder Confession eine eigenartige und in ihrer Eigenart relativ berechtigte Darstellung der christlichen Wahrheit anerkennt. Daher diese Frage wie die ganze Disciplin, welcher sie angehört, die Symbolik (s. d.), erst jüngeren Datums ist.

Da es sich um eine Gestalt der christlichen Kirche handelt, wird das Eigenthümliche des Katholicismus am unmittelbarsten in seiner Auffassung der Kirche zu Tage treten. Die Kirche ist ihm nicht die Gemeinschaft derer, welche das Heil ergriffen haben, sondern die göttliche Anstalt, welche das Heil besitzt und dem sündigen Menschen vermittelt, oder (Hase, „Polemik“): „Die vom Gottmenschen für alle Völker gestiftete und dem unter der Leitung seines Geistes ununterbrochen fortbestehenden Apostolat übergebene Anstalt zur religiösen Zucht aller Getauften, zur jenseitigen Beseligung aller Gehorsamen.“ Nur deshalb vermag er der Kirche diejenigen Eigenschaften beizulegen, welche zusammen das Ehrenprädicat der Katholicität ausmachen, nämlich die Einheit und die

24) Vgl. Herzog, Gemeinschaft mit der anglo-amerikanischen Kirche. Beobachtungen und Mittheilungen (Bern 1881).

Unfehlbarkeit. Daraus folgt dann sofort der Unterschied, wie ihn Schleiermacher formulirt hat, daß der Katholicismus das Verhältniß des einzelnen zu Christo abhängig mache von seinem Verhältniß zur Kirche, dagegen der Protestantismus das Verhältniß des einzelnen zur Kirche abhängig mache von seinem Verhältniß zu Christo. Auch der Unterschied, daß der Katholicismus das Princip der Objectivität, der Protestantismus dasjenige der Subjectivität vertrete, folgt erst hieraus. Auch ist diese Formulirung deshalb mislich, weil sie auf ein unbestimmtes Mehr oder Weniger hinausläuft, denn auch der Katholicismus verlangt die subjective Aneignung der göttlichen Gnade und auch der Protestantismus erkennt in der Erlösungsthat Christi und ihrer Bezeugung in der Schrift ein Objectives, dem der Gläubige sich einfach unterzuordnen hat.

Diese Auffassung der Kirche als äußerer Heilsanstalt zeigt sich am unmittelbarsten in der Hierarchie, als auf ihrem Grunde beruhend auf dem Primat des Petrus und der apostolischen Succession der Bischöfe, wie in ihre Spitze auslaufend in den unfehlbaren Papst. Dieser hierarchisch geordnete Klerus ist die eigentliche Kirche, die ecclesia repraesentativa; er handelt nicht etwa im Dienst und Auftrag der gläubigen Gemeinde, er bildet vielmehr einen eigenartigen, höheren, von Gott ausgesonderten und mit besondern Gnaden ausgerüsteten Stand, welcher der sündigen Laienwelt das Heil vermittelt. Ohne die Kirche, d. h. ohne den Priester, das Heil zu erlangen ist einfach unmöglich, denn diesem kommt die unbedingte Macht zu zu binden und zu lösen. Alle kirchlichen Handlungen erhalten dadurch etwas Magisches, Zauberisches, indem wenig gefragt wird nach dem Glauben des empfangenden Laien, desto mehr nach der ordnungsmäßigen Verrichtung durch den Priester. Nur daraus erklärt sich im Gottesdienst das Zurücktreten der Predigt, das hartnäckige Festhalten am Gebrauch der lateinischen Sprache und die Behauptung, die Sakramente wirken ex opere operato, d. h. sobald richtig verwaltet, wird ihre Gnadenwirkung, ganz abgesehen von der subjectiven Beschaffenheit des Empfängers jedem zutheil, der nur nicht widerstrebt. Deshalb wird auch das ganze Leben von einem reichen Kranz von Sakramenten eingefaßt, deren jedes an seinem Orte eingreift.

Dem entspricht die schroffe Entgegensetzung des Kirchlichen und des Weltlichen. Die Welt ist das Niedere, der Sünde verfallen und nichtig, die Kirche als das Göttliche ist das unbedingt Höhere, welches die Welt nicht blos verklärend durchdringen, sondern beherrschen und möglichst beseitigen soll. Nur daher erklärt sich die Feindschaft gegen alles, was einen rein menschlichen Ursprung hat, wie der Staat, alle weltliche Wissenschaft und Cultur. Die Kirche allein ist zum Herrschen berechtigt, der Staat muß ihr dienen und wenn in Zeiten der Noth seiner Macht ein vorübergehendes Zugeständniß gemacht ist, die Kirche ist an derartige Verträge nicht mehr gebunden, sobald ihre Macht ausreicht, sie zu brechen; Wissenschaft und Kunst, kurz die ganze Cultur ist eine Wirkung des Bösen, die nur in strengster Unterordnung unter das kirchliche Gebot geduldet werden darf. Nur daraus erklärt sich, daß jedes Handeln wider die Natur, jede Verachtung oder Bekämpfung des Natürlich-Weltlichen als an sich gut und vor allem sittlich werthvoll erscheint: Weltflucht besser als ein thätiges Leben in der Welt, Kasteiung besser als Arbeit, Fasten besser als ein verständiger Gebrauch der Speisen, Ehelosigkeit besser als ein sittlich-frommes Familienleben. Und weil die Welt darüber zu Grunde gehen würde, wenn diese Regel allgemein befolgt würde, so muß man sich helfen mit der Unterscheidung einer höheren und einer niedern Sittlichkeit, jene für Geistliche und Mönche, diese für Laien.

Die Kirche hat die Wahrheit, und zwar nicht blos, sofern ihr die göttliche Offenbarung in der Schrift anvertraut ist, sondern sofern der Heilige Geist immerfort in ihr wirkt. Daher ist jeder Ausspruch der Kirche als unmittelbar göttlich, oder als unfehlbare Wahrheit anzuerkennen. Deshalb kann auch die göttliche Offenbarung in der Schrift nicht abgeschlossen sein, sondern der Schrift tritt die Tradition zur Seite, theils sie ergänzend, theils ihre richtige Auslegung verbürgend, also in Wahrheit wichtiger als sie. Diese Wahrheit auszusprechen war früher Sache der zu einem Oekumenischen Concil versammelten Bischöfe, jetzt ist es das Vorrecht des unfehlbaren Papstes. Dieselbe Unfehlbarkeit hat die Kirche in Fragen der Disciplin, daher Vorschriften der kirchlichen Disciplin ebenso verbindlich sind wie die Forderungen des Sittengesetzes, oder gar höher stehen, da die Kirche dem Sittengesetze gegenüber das Recht der Auslegung und der Dispensation hat.

Diese Wahrheit hat die Kirche als äußere Anstalt, daher Unterwerfung unter ihre Autorität, Gehorsam gegen die Kirche des Katholiken höchste Pflicht ist. Zunächst für das Gebiet der Erkenntniß: daher verliert der Glaube im Katholicismus seine tiefinnerliche, ethische Bedeutung, welche er bei Paulus und danach im Protestantismus hat und wird entleert zum bloßen assensus, zur bloßen Zustimmung zu dem, was die Kirche lehrt. Auf der einen Seite wird damit der Glaube so erleichtert, daß vom Laien eine genaue Kenntniß der einzelnen Lehren nicht gefordert, sondern die fides implicita, d. h. die Zustimmung zu allem, was die Kirche sonst etwa noch lehren möge, für genügend erklärt wird; auf der andern Seite wird selbst vom gelehrten Theologen verlangt, daß er vom Buchstaben der einmal fixirten Kirchenlehre nicht abweiche. So bestimmt, kann natürlich der Glaube nicht als genügend erachtet werden für die Aneignung des Heils, daher müssen zu ihm nothwendig die Werke hinzutreten, aber nicht als etwas, das durch den Glauben mit innerer Nothwendigkeit gewirkt wird, — wie der Protestantismus bei seiner tieferen Fassung des Glaubens behauptet — sondern als etwas durchaus Selbständiges. Das zeigt sich vor allem darin, daß der sittliche Werth der Werke nicht bemessen wird nach der Gesinnung, aus welcher sie hervorgehen, sondern nach der äußern Leistung, welche sie repräsentiren. Kann der Mensch gute Werke thun, so muß er Freiheit des Willens besitzen und trotz der Erbsünde noch eine gewisse Fähigkeit zum Guten haben;

dann kann auch die Bekehrung nicht ausschließlich Gottes Werk sein und das sittliche Streben des Wiedergeborenen kann zu vollkommener Heiligkeit hinführen. Kurz, hier liegt der Schlüssel zu dem Semipelagianismus, der trotz des Pelagius Verdammung und des Augustinus Verehrung das System des römischen Katholicismus durchdringt. Als Betonung des sittlichen Strebens ist er häufig als Vorzug des Katholicismus aufgefaßt, und besonders Möhler[25]) hat es verstanden, von hier aus den Katholicismus möglichst günstig darzustellen. Der Protestantismus, sagt er, hat ein starkes Sündenbewußtsein, aber er übertreibt es so sehr, daß es zur Verteufelung des Menschen wird, welche die Erlösungsfähigkeit und jedes sittliche Streben aufhebt. Zuzugeben ist, daß der Protestantismus das religiöse Interesse einseitig zum Ausdruck gebracht hat; der Katholicismus aber hat es aufgegeben. Daß der Werkdienst zum bloßen Beobachten kirchlicher Leistungen, wie Fasten, Wallfahrten u. dergl. oder gar zum bloßen Geldzahlen ausartete, liegt nicht im Princip des Katholicismus begründet, lag aber nahe bei fortschreitender Verweltlichung. Ebenso lag die Erhebung besonders frommer Männer zu Heiligen, ihre Anrufung und die Verwendung ihres Verdienstes zur Rettung der im Fegfeuer schmachtenden Seelen sehr nahe, zumal die Herrschaft der Kirche über die Laien dadurch nur gewinnen konnte.

Ueberall tritt uns eine Veräußerlichung der Religion entgegen, ein Streben, das Göttliche unmittelbar sinnlich zu fassen, daher der Papst der sichtbare Stellvertreter Christi, das Sakrament der sichtbare Träger der Gnade, die Messe das sichtbare Opfer Christi, die Bilder und Reliquien sinnlich-sichtbare Objecte der religiösen Verehrung. Dies mag uns Protestanten dem Christenthum als der wahrhaft geistigen Religion und dem zu geistiger Freiheit herangereiften Menschen in gleicher Weise zu widersprechen scheinen, wir dürfen nicht vergessen, daß der Katholicismus das, was er ist, vor allem ward, als der Lauf der Geschichte ihm die Erziehung uncultivirter Völker übertrug, und daß auch jetzt noch manches Volk die Religion nur in der sinnlichen Form einer äußern Autorität zu erfassen vermag. *(Bernhard Pünjer.)*

KATHOLISCHE BRIEFE heißen seit der Zeit kurz vor Eusebius von Cäsarea (um 325) die sieben Briefe des Neuen Testaments, welche die Namen des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas tragen.

I. Wie sie dazu gekommen, unter diesem Namen zusammengefaßt zu werden, und was dieselbe bedeute, war lange streitig. Die zu erklärenden Thatsachen sind folgende: a) Apollonius (um 180—200) sagt (bei *Euseb.* Hist. eccles. V, 18, 5) von dem Montanisten Themison: *ἐτόλμησε μιμούμενος τὸν ἀπόστολον καθολικήν τινα συνταξάμενος ἐπιστολὴν κατηχεῖν... τοὺς ἄμεινον αὐτοῦ πεπιστευκότας* (die Glieder der rechtgläubigen Kirche). b) Wenn unter dem nachgeahmten „Apostel" Johannes gemeint ist, so wäre für dessen 1. Brief (s. d) der Name eines katholischen schon dem Apollonius geläufig gewesen. c) Clemens Alexandrinus nennt um 200 das Schreiben der Gemeinde zu Jerusalem an die Christen zu Antiochien, Syrien und Cilicien, welches Apostelgesch. 15, 23—29 vorliegt, *τὴν ἐπιστολὴν τὴν καθολικὴν τῶν ἀποστόλων ἁπάντων* (Strom. IV, 15 med.). d) Bei Origenes (gest. 254) heißt katholisch der 1. Petrusbrief (in Joannem tom. VI, 18 und bei *Euseb.* Hist. eccles. VI, 25, 5), der ihm zugleich (ibid. 25, 8) einzig als sicher echt gilt, während der 2. Brief *ἀμφιβάλλεται*; ferner der 1. Johannesbrief (in Matth. XVII, 19 ex.; in Joann. I, 23 med.; II, 18 in.; XX, 13 in.; de orat. 22 ex.; hom. in Jerem. IX ex.). e) der Judasbrief (comm. ad Rom.[1]) V, 1), welchen er als *ἀμφιβαλλόμενον* betrachtet; aber auch f) der Barnabasbrief (contra Cels. I, 63). g) Dionysius von Alexandrien (gest. 265) bei *Euseb.* Hist. eccl. VII, 25, 7. 10 fg. stellt der *καθολικὴ ἐπιστολή* des Johannes entgegen die *δευτέρα φερομένη Ἰωάννου καὶ τρίτη*. h) Eusebius (um 325) berichtet Hist. eccl. IV, 23, 1 über den Bischof Dionysius von Korinth (seit 170): *οὐ μόνοις τοῖς ὑπ᾽ αὐτὸν, ἀλλ᾽ ἤδη καὶ τοῖς ἐπὶ τῆς ἀλλοδαπῆς ἀφθόνως ἐκοινώνει, χρησιμώτατον ἅπασιν ἑαυτὸν καθιστὰς ἐν αἷς ὑπετυποῦτο καθολικαῖς πρὸς τὰς ἐκκλησίας ἐπιστολαῖς*, nämlich an die Gemeinden zu Lacedämon, Athen, Gortyna sammt dem übrigen Kreta, Amastris sammt dem übrigen Pontus u. s. w. i) Eusebius erklärt ferner (Hist. eccl. III, 3, 1 fg.), von Petrus sei ein Brief anerkannt, der andere nicht im Kanon, aber trotzdem wegen seines Nutzens mit den andern Schriften Gegenstand eifriger Beschäftigung; des Petrus sogenannte Apostelgeschichte, Evangelium, Predigt und Apokalypse dagegen *οὐδ᾽ ὅλως ἐν καθολικαῖς* (scil. *γραφαῖς*) *ἴσμεν παραδεδομένα*. k) Endlich braucht Eusebius (Hist. eccl. II, 23, 24 fg.; VI, 14, 1) als schon bekannt den Ausdruck *καθολικαὶ ἐπιστολαί* von der späteren Siebenzahl (*αἱ ἑπτὰ λεγόμεναι καθολικαί*), während er doch nur den 1. Petrus- und den 1. Johannesbrief zu den allgemein anerkannten Schriften rechnet, die 5 andern zu den bezweifelten (vgl. d. Art. Kanon S. 327 fg.). l) Im Abendlande wurde statt catholicae epistolae sehr beliebt der Ausdruck canonicae. Er findet sich zuerst, was gewöhnlich ignorirt wird, in dem officiellen Bibelindex des Damasus (366—384) und des Hormisdas (514—523), während

25) Vgl. A. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften (Mainz 1832). Von den Gegenschriften ist die bedeutendste die von F. Chr. Baur, Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Herrn Dr. Möhler's Symbolik (Tübingen 1834). Die Antwort darauf gibt A. Möhler, Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten. Eine Vertheidigung meiner Symbolik gegen die Kritik des Herrn Prof. Dr. Baur in Tübingen (Mainz 1834).

1) Erhalten jedoch nur in der lateinischen Uebersetzung, über welche zu vergleichen Art. Kanon S. 311 bei Anm. 22. — „Katholisch" heißt der Judasbrief übrigens auch in den ebenfalls nur lateinisch vorliegenden adumbrationes des Clemens Alexandrinus (ed. Pott. p. 1007 ex.), deren Echtheit jedoch nicht ganz sicher ist.

die nach Gelasius (492—496) benannte Recension dafür (neben epistolae Pauli!) „apostolicae epistolae" bietet (s. den Art. Kanon S. 329 Anm. 55 fg.). Ferner bezeichnet Kassiodor (gest. um 562) De institutione divinarum scripturarum 8 zunächst sämmtliche neutestamentliche Briefe, dann aber speciell die sieben als canonicae, ebenso nicht lange vor ihm Junilius (De partibus divinae legis I, 6) zuerst alle unbedingt echten biblischen Bücher, dann die 5 von ihm angezweifelten (s. Kanon S. 331 in.) katholischen Briefe (quae apostolorum canonicae nuncupantur).

Von den zahlreichen älteren Ansichten hierüber[2]) verdienen heute nur wenige noch Erwähnung.

1) Es ist klar, daß der Name eine Zusammenfassung aller nicht auf Paulus zurückgeführten Briefe des Kanons[3]) bietet (s. o. k, l). Dies rechtfertigt aber noch nicht die Meinung, sie sollten durch denselben nur als die übrigen Briefe überhaupt (αἱ λοιπαὶ καϑόλου) bezeichnet werden, da dies weder etymologisch für irgendeine Zeit noch insbesondere historisch für die Anfangszeit zutrifft (a, c, d, f, g).

2) Allgemeine Anerkennung als echt und kanonisch liegt im Namen offenbar in den Fällen unter i und l (abgesehen hier von den anfänglichen Schwankungen), anscheinend auch unter g, möglicherweise auch unter b, d und sogar unter f, da der Barnabasbrief zu des Origenes Zeiten wirklich Anerkennung genoß (s. Kanon S. 327). Sie ist aber sicher nicht das Ursprüngliche, da bis zu und nach des Eusebius Zeit nur der 1. Petrus- und der 1. Johannesbrief allgemeine Anerkennung gefunden hatten, während die andern entweder gar nicht in Betracht kamen (a, h; c) oder in ihrer Echtheit aufs stärkste angefochten waren (e, k; vgl. Kanon S. 327 bei Anm. 44; S. 328 in.). Aber auch die sehr bestechende Auskunft, daß der Name ursprünglich nur für jene zwei Briefe aufgekommen und auf die andern erst beim Durchdringen ihrer Anerkennung übertragen worden sei, ist ganz unmöglich (k). Ueberdies ist auf keine Weise abzusehen, wie hierin ein unterscheidendes Merkmal gegenüber den paulinischen Briefen hätte liegen sollen.

3) Ein der katholischen Kirche angemessener Inhalt, gleichviel ob der Brief allgemein anerkannt ist oder nicht, kann besonders unter h den Grund der Benennung bilden, zur Noth auch unter c; b, d, g; e sowie unter f, weniger leicht unter i (s. παραδεδομένα) und k. Die Entstehung des Namens darf hier aber auf keinen Fall gesucht werden, da es sich mit a durchaus nicht vereinigen läßt und vor allem keine Unterscheidung von den paulinischen Briefen enthalten würde.[4])

2) Am vollständigsten bei Pott in Koppe's Nov. Test. illustratum IX, 1 (2. Aufl. 1799), 23—32; Augusti, Kath. Briefe I (1801), 15—19; Mayerhoff, Einleit. in die petrin. Schriften (1835) 31—42. 3) Wegen des Hebräerbriefs vgl. Kanon S. 327. 4) Denn Harnack's Behauptung, das Muratori'sche Fragment befinde sich mit seinem Nachweis katholischen Inhalts der paulinischen Briefe im Gegensatze zu der herrschenden Meinung, ist durch Overbeck widerlegt; vgl. Kanon S. 325.

4) Bestimmung für die ganze Kirche oder mindestens für einen größeren Kreis in ihr ist das Einzige, was sowol sprachlich als auch sachlich die Entstehung des Namens befriedigend erklärt. So schon Leontius von Byzanz De sectis 2 (um 600): καϑολικαὶ ἐκλήϑησαν, ἐπειδὴ οὐ πρὸς ἓν ἔϑνος ἐγράφησαν, ἀλλὰ καϑόλου πρὸς πάντα, und Oekumenius (um 990) an der Spitze seines Commentars: καϑολικαὶ λέγονται αὗται οἱονεὶ ἐγκύκλιοι· οὐ γὰρ ἀφωρισμένως ἔϑνει ἑνὶ ἢ πόλει .., ἀλλὰ καϑόλου τοῖς πιστοῖς. Und dies paßt auf die Beispiele a, b, d, e, f, auch c, insofern auch dieser Brief trotz beschränkter Adresse doch in der ganzen Kirche beachtet werden sollte; wahrscheinlich auch auf g (s. u.). Völlige Unbeschränktheit der Adresse allerdings darf man nicht verlangen, da der 1. Petrusbrief sie nicht besitzt. Dagegen ist leicht zu sehen, daß Eusebius die Briefe des Dionysius (h) nur deshalb katholisch nennt, weil sie sich, wo nicht ausdrücklich, doch wenigstens sachlich an die ganze Kirche richten. Damit stützt er sich aber genau genommen ebenso sehr auf ihren katholischen Inhalt (s. 3); und in der That würde es irrig sein, wenn man mit der katholischen Adresse alles erklärt zu haben glaubte. Vielmehr liegt auch in jeder der vorhergehenden Erklärungsweisen ein Wahrheitsmoment, welches aber, wie eben gezeigt und noch weiter zu zeigen ist, erst im späteren Verlaufe der Entwickelung sich geltend machte. Das Streben nämlich, in dem bereits fertigen Namen zugleich eine Unterscheidung zwischen den paulinischen und den nichtpaulinischen im Kanon befindlichen oder für denselben prädestinirten Briefen zu haben (1), ließ nicht nur die mehr oder weniger katholische Adresse der Briefe an die Korinther, Galater, Epheser und Hebräer (s. Anm. 3) übersehen, welche sämmtlich ihren festen Platz bereits in der paulinischen Sammlung hatten und deshalb nie als Instanz gegen die Herleitung des Namens der nichtpaulinischen Briefe aus der allgemeinen Adresse hätten geltend gemacht werden sollen, sondern es führte auch dazu, daß die Bezeichnung unter a, c und f in Vergessenheit gerieth und die unter h unsers Wissens vereinzelt blieb, während sich der Name andererseits auch auf den 2. und 3. Johannesbrief mit ihrer ganz individuellen Adresse an eine Kyria (s. jedoch u. II, 6) und einen Gajus ausdehnte, von denen der alexandrinische Dionysius (g) noch recht gut gewußt, warum er ihnen diese dem 1. Briefe beigelegte Benennung vorenthielt (denn daß in seinen gegensätzlichen Bezeichnungen καϑολικός und φερόμενος nicht nothwendig Anerkennung und Verwerfung liegt, was unter 2 noch als wahrscheinlich erschien, zeigt sich darin, daß von Eusebius Hist. eccl. III, 25, 2 auch der 1. Johannesbrief φερομένη, d. h. also: „unter des Johannes Namen verbreitet", genannt wird). Doch ist zu bedenken, daß wenigstens die Kyria des 2. Briefes bereits von Clemens Alexandrinus[5]) auf die Kirche gedeutet wurde, sodaß die Regel: a potiori

5) Adumbr. in 2. Joann. epist. (ed. Pott. p. 1011), doch s. Anm. 1 und Lipsius, Apokryphische Apostelgeschichten I (1883), 512—514.



sit denominatio nur noch für den 3. in Anwendung zu kommen brauchte. Besonders leicht konnte dies geschehen, wenn er mit den andern in einem Commentar wie bei Clemens (s. *Euseb.* Hist. eccl. VI, 14, 1) oder etwa in einer Handschrift vereinigt war. Diese Zusammenfassung der sieben Briefe mit urapostolischen Namen (daß man auch Jakobus und Judas für die Apostel gleichen Namens hielt, s. Kanon S. 328 Anm. 47) und die Reservirung des Ausdrucks „katholisch" für sie allein (1) trotz ihrer noch gänzlich mangelnden allgemeinen Anerkennung bildete sich in dem richtigen Vorgefühl, daß sie ausschließlich, aber auch vollzählig in den Kanon Aufnahme erlangen würden, und arbeitete der durch Eusebius vollzogenen Scheidung der Mittelklasse halb anerkannter, halb verworfener Schriften (s. Kanon S. 328) sehr wesentlich vor; sie vergißt bereits die Entstehung des Namens und geht zu der Deutung auf katholischen Inhalt (3), mit der Zeit immer mehr auch auf katholische Anerkennung (2) über.[6] Zu des Eusebius Zeit ist jene Ausdrucksweise (1) freilich noch so wenig fest, daß er neben derselben (k) das Wort anstandslos auch in zwei andern Bedeutungen (h, i) gebraucht. Voll liegt die katholische Anerkennung vor in dem späteren Sinne des Ausdrucks canonicae (l). Indeß ist die Aenderung des Wortes und die darin genau genommen liegende Herabsetzung der paulinischen Briefe, sowie die anfangs dabei herrschende Begriffsverwirrung (s. o.) doch so merkwürdig, daß Lücke (Theolog. Studien und Krit. 1836, 648—650) versucht hat, sie aus einer reinen Verwechselung zu erklären, insofern auf anderm Gebiete die im Art. Kanon S. 311 bei Anm. 21 erwähnten „kanonischen" Reise-Legitimationsbriefe für die ganze katholische Kirche Geltung hatten und auch durch ihre lateinische Bezeichnung als epistolae formatae oder formales ihr Name als synonym mit dem lateinisch ebenso wiedergegebenen der späteren „katholischen" oder encyklischen Schreiben zur Bekanntmachung von Synodalbeschlüssen erscheinen konnte.

II. Die Einheit, zu welcher die sieben Briefe als Sendschreiben mit katholischer Adresse zusammengefaßt werden, ist also die ganz äußerliche, daß sie zu der höchst eigenthümlichen Literaturgattung von Briefen mit eigentlich unbrieflichem Charakter gehören. Zur Würdigung ihres Ursprungs, Inhalts und Zwecks bedarf es daher noch einer etwas genaueren Charakteristik der einzelnen (jedoch nur zur Weiterführung der darüber in diesem Werke schon vorhandenen eigenen Artikel[7]) aus den Jahren 1837—1847). Denn auch der Umstand, daß sie die sämmtlichen kanonisch gewordenen Briefe urchristlichen Namens sind, rechtfertigt leider nicht die naheliegende Hoffnung, in ihnen die ersehnten Documente des vorpaulinischen oder überhaupt eines ungetrübten Judenchristenthums zu finden. Vielmehr bilden die Johannesbriefe eine Gruppe ganz eigener Entwickelung für sich, eine ebenso selbständige der Judas- und der ihn fast ganz ausschreibende 2. Petrusbrief, und von ihnen wie unter sich sehr verschieden sind der 1. Petrus- und der Jakobusbrief, welche das Verhalten des späteren Judenchristenthums zum Paulinismus in freundlichem Anschlusse und in schroffer Ablehnung (neben vielfacher Beeinflussung) zur Darstellung bringen. Aber auch darin vereinigen sich diese Briefe nicht sämmtlich, der Herstellung der Einheit der katholischen Kirche zu dienen. Noch weniger will es besagen, daß der unter I, 2 und 3 besprochene Sinn ihrer Benennung ganz auf dem Begriffe der katholischen Kirche ruht, obgleich es nicht uninteressant ist, daß auch die ursprüngliche Bedeutung (I, 4) wenigstens für uns fast gleichzeitig mit dem Namen der letzteren (s. Kanon S. 321 fg.) auftaucht. Das wichtigste Gemeinsame ist schließlich das Moment aus der Geschichte des Kanons, daß die katholischen Briefe diejenige Gruppe der neutestamentlichen Schriften bilden, welche (mit Recht) am längsten ohne Anerkennung geblieben und zuletzt nur unter dem stärksten Widerspruche aufgenommen worden ist (s. Kanon S. 327—329; 331). Bei welchen kirchlichen Schriftstellern ihre Existenz vorausgesetzt und ihre Echtheit behauptet wird, ist an den im Artikel Kanon S. 318, Anm. 83 citirten Orten zu finden; der Werth dieser „Zeugnisse" ist aber nach den ebendaselbst S. 329 fg. gegebenen Ausführungen zu beurtheilen. In der That ist diese kläglich mangelhafte Bezeugung höchstens beim 2. und 3. Johannesbriefe, falls sie wirklich lange nur in den Händen von Privatpersonen waren (aber s. u. 6), und bei dem Briefe eines nichtapostolischen Mannes wie Judas einigermaßen zu entschuldigen; bei einem katholischen Schreiben von Petrus, Johannes und Jakobus, selbst wenn letzteres lange nur in Syrien bekannt blieb, wird sie zu einem starken Verdachtsgrunde gegen die Echtheit. Dazu kommen aber die gewichtigsten innern Gründe, welche die ausnahmslose Unechtheit aller sieben Briefe zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben.

1) Der Darstellung über den 2. Petrusbrief in Sect. III, Thl. 19, S. 365—369 braucht hier nichts hinzugefügt zu werden, als daß er wegen seines Urtheils über die paulinischen Briefe (3, 15 fg.) gewiß erst nach der Mitte des 2. Jahrh. entstanden ist (s. Kanon S. 322).[8] Aber auch

2) der Judasbrief führt mit dem „den Heiligen einmal überlieferten" „allerheiligsten Glauben" (V. 3; 20)

---

6) Fast ganz so schon Bertholdt, Einleit. in das Alte und Neue Test. I (1812), 216—230; H. A. Schott, Isagoge (1830), 371—374. 7) Ueber den Jakobusbrief Sect. II, Thl. 14, S. 23—49, über die Johannesbriefe II, 22, 69—76 und 78 fg., über den Judasbrief II, 26, 411—420, über die Petrusbriefe III, 19, 364—369.

8) An Specialschriften seit 1844 vgl.: Daumas, Introduction u. s. w. (Straßburg 1845); Weiß, Theol. Studien und Krit. 1866, 255—308; Morich, Petr. Leben und Lehre (1874), und die Commentare von Dietlein (1851), Th. Schott (zusammen mit dem Judasbriefe 1863), Steinfaß (1863) und Ewald (7 Sendschreiben, 1870). Außerdem vgl. hier und im Folgenden die betreffenden Artikel in Schenkel's Bibellexikon und Herzog's Realencyklopädie.

und mit der Verweisung auf die früheren Worte der Apostel an die Leser (*ὑμῖν* 17 fg.) in das nachapostolische Zeitalter, und die von ihm bekämpften Irrlehrer sind entschieden Gnostiker[9]), welche nach Hegesippus (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 32, 8) vor Trajan's Zeiten nicht auftraten, und tragen nicht einmal mehr judaistischen, sondern schon libertinistischen Charakter (vgl. Anm. 28).[10])

3) In Bezug auf den Jakobusbrief ist besonders irreführend die Annahme, daß er vor den paulinischen Briefen verfaßt sei, wodurch allerdings seine fatale Polemik gegen Paulus (2, 14—26, vgl. Art. Jacobus S. 36) und den Hebräerbrief (2, 25. 21, vgl. Hebr. 11, 31. 17) sofort aus der Welt geschafft wäre. Eine falsch auf den Glauben pochende vorpaulinische Richtung im Judenchristenthume oder schon im Judenthume läßt sich durch Matth. 3, 8 fg.; 7, 21—23; Röm. 2, 17—24; Justin dial. 141 med. nicht belegen, da es sich hier nicht eigentlich um Glauben handelt; und daß sie die paulinischen Gedanken, ja die paulinischen Formeln (s. Jacobus S. 36) rein aus sich habe hervorbringen können, ist nicht erweisbar. Ebenso wenig primitive innerjüdische Gemeindezustände. Die Synagoge 2, 2 ist keine jüdische, zu welcher die Christen sich noch halten, sondern letztere sind es, welche in ihr die Plätze anweisen (2, 3); für die christliche Gemeindeversammlung aber findet sich der Name noch jahrhundertelang auch außerhalb des Judenchristenthums.[11]) Ebenso der der Presbyter[12]) (5, 14 fg.); und hier speciell weist die ihnen offenbar in höherem Grade als andern Gemeindegliedern (5, 16) eignende, gewissermaßen officielle magische Heilkraft gerade auf ziemlich vorgeschrittene Verhältnisse. Die meisten der zu rügenden Misstände sind allerdings charakteristisch für wesentlich jüdische Nationalität der Leser (4, 13—17; 5, 12; 3, 9; 4, 1—4), welche denn auch durchaus wahrscheinlich ist, aber gar nicht für frühe Zeit; die sociale Abhängigkeit der meist armen (1, 9; 2, 5; 15; 5, 4; 6; anders 4, 13—17; 1—4) Christen von reichen Juden (2, 2—7; 5, 1—6; 1, 10 fg.) ist in einer überwiegend jüdischen Bevölkerung auch spät noch möglich. Die Adresse „an die 12 Stämme in der Zerstreuung", d. h. an alle Judenchristen außerhalb Palästinas, harmonirt mit den theilweise recht localen Beziehungen des Briefes (2, 1—7; 5, 4; 6; 4, 1—4) allerdings nur dann, wenn die christusgläubige Diaspora noch sehr eng, etwa auf Syrien, begrenzt war; da aber alle andern Momente dagegen entscheiden, so kann sie nur als eine Fiction begriffen werden, welche mit der Autorschaft des Kirchenhaupts von Jerusalem (Gal. 1, 19; 2, 9) — denn daß kein anderer Jakobus gemeint ist, gilt als ausgemacht — fast nothwendig gegeben war.

Letztere ist aber eben selbst fingirt. Schon die glatte griechische Sprache rührt doch schwerlich von dem Jakobus her, welcher immer in Palästina geblieben war, während der Apokalyptiker trotz längeren Aufenthalts in Kleinasien *ἀπὸ ὁ ὢν καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος* (1, 4) schreibt und die Apposition zu jedem beliebigen Casus in den Nominativ setzt u. s. w.[13]) Vor allem wissen wir aber aus Gal. 2, 12, daß der historische Jakobus für geborene Judenchristen das Gesetz auch fernerhin für verbindlich hielt[14]), und sein strenger Judaismus ist aus der im übrigen übertreibenden Darstellung des Hegesippus (bei *Euseb.* Hist. eccl. II, 23, 4—18) gewiß glaubhaft. Statt dessen hält der Jakobusbrief gar nicht mehr am mosaischen Gesetze fest, wie es nach 2, 10 scheinen könnte, sondern nur an einem neuen christlichen, dem Gesetze der Freiheit (1, 25; 2, 12); er fordert nur Liebe, Barmherzigkeit u. s. w. (2, 8; 13; 1, 27; 3, 17); von einem Unterschiede zwischen Juden- und Heidenchristen ist keine Spur mehr zu entdecken. Die von ihm verlangten Werke sind dem entsprechend gar nicht die Werke des mosaischen Gesetzes, welche Paulus als zur Rechtfertigung untauglich bekämpft hatte, sondern einfach Werke der Sittlichkeit. Umgekehrt würde Paulus auf einen so wenig innerlichen Glauben, wie ihn der Jakobusbrief voraussetzt, niemals die Rechtfertigung begründet haben. Diese Wahrnehmung berechtigt aber keineswegs dazu, die Polemik des Jakobusbriefs gegen des Paulus Grundthesen zu leugnen, da sie eben offenkundig ist; jedoch trifft sie gar nicht den echten Paulus, sondern nur eine Verschiebung des Paulinismus, kann aber auch deswegen nicht leicht von dem historischen Jakobus herrühren, welcher schon vor Paulus (im J. 62) starb. Der Verfasser kennt ja auch nicht blos die Lehre, sondern sogar die Briefe des Paulus (4, 1; 1, 2 fg. und sonst). Die Abfassung des Briefs kann daher, da auch Verfolgungen in den *πειρασμοί* 1, 2; 12 fg. nicht sicher zu erkennen und die Processe 2, 6; 5, 6 eher auf Mein und Dein als auf die Zugehörigkeit zur christlichen Religion zu beziehen sind, nur zwischen den Hebräerbrief (s. d. Art. Sect. II, Thl. 3, S. 336) und den 1. Petrusbrief, welcher ihn benutzt[15]), gesetzt werden, also frühestens 66, spätestens 112—117 (s. 4 ex.). Statt der aussichtslosen Bemühungen um das Doctorbaret Luther's, welches dieser dem aufzusetzen versprochen, der Jakobus und Paulus zusammenreimen könne, und statt der über alle maßen ungerechten Geringschätzung der „ströhernen Epistel" durch Luther und seine Nach-

9) V. 4; 8; 10; 19. Hier heißen sie „Dualisten" (Ewald), welche die Menschheit in Pneumatiker und Psychiker scheiden, nach des Verfassers Meinung aber selbst zu den letzteren gehören. 10) Specialschriften seit 1847: Arnaud, Recherches u. s. w. (1851), Ritschl, Stud. und Krit. 1861, 103—113; Volkmar, Mose Prophetie und Himmelfahrt (Handbuch zu den Apokryphen III, 1867), 90—93; Delétra, Introduction u. s. w. (Genf 1875); Straatman, Theol. Tijdschrift 1879, 102—117, und die Commentare von Rampf (1854), Th. Schott und Ewald (s. Anm. 8). 11) Harnack zu Hermas mand. 11, 9 (patr. apost. III) und Zeitschr. für wissenschaftl. Theol. 1876, 103—109. 12) Derselbe zu Clem. Rom. ad Cor. I, 1, 3 (patr. apost. I, 1); Weingarten in Sybel's Histor. Zeitschr. 1881, 451—459.

13) Winer, Gramm. des neutest. Sprachidioms (7. Aufl. 1867), §. 59, 11. 14) Genaueres hierüber im Artikel Lucas. 15) Nicht umgekehrt (so W. Brückner, Zeitschr. für wiss. Theol. 1874, 533—536, und Holtzmann, ebendas. 1882, 295 fg.). Vgl. besonders die Ueberladung der Sätze durch *διασπορά* I Petr. 1, 1 und *δοκίμιον* 1, 7, sowie das Jak. 4, 7 logische, I Petr. 5, 6

folger (s. Kanon S. 332) bis auf die Gegenwart herab[16]) hat insbesondere die auf die paulinische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben begründete protestantische Theologie die Aufgabe, ihn wegen der großartigen Tiefe seines praktischen Christenthums, aber auch nach der theoretischen Seite als ein werthvolles Gegengewicht gegen einseitigen Paulinismus immer mehr schätzen zu lernen.[17])

4) Noch sicherer unrichtig ist es, den 1. Petrusbrief vor den paulinischen Briefen entstanden zu denken. Denn seine Uebereinstimmung mit den letztern, besonders mit Röm. 12 fg.[18]), ist so stark, daß Weiß sich genöthigt sah, auf seiten des Paulus die literarische Abhängigkeit anzuerkennen[19]), eine Ansicht, welche, sowol an sich höchst unwahrscheinlich, als auch besonders deshalb aussichtslos, weil die Gedankenwelt des 1. Petrusbriefs keine irgend selbständige vorpaulinische, sondern eine durch den Paulinismus hindurchgegangene und erst von ihm aus ins Gemeinchristliche umgebogene ist[20]), an der Vergleichung der einzelnen Stellen völlig scheitern muß. — Die Adressirung z. B. nach Galatien und dem proconsularischen Asien, deren Apostel Paulus war, würde sich allerdings angesichts der auf dem sogenannten Apostelconvente (Gal. 2, 9) festgesetzten Theilung der Missionsgebiete am leichtesten vor der dortigen Wirksamkeit des Paulus begreifen; allein dann hätte Paulus durch seine spätere dreijährige Thätigkeit in Asia entgegen seinen Grundsätzen II Kor. 10, 15 fg. und Röm. 15, 20 in fremdes Arbeitsfeld eingegriffen, und umgekehrt können, da Markus auf der ersten, Silvanus auf der zweiten, gerade auch nach Galatien ausgedehnten Missionsreise Begleiter des Paulus war (Apostelgesch. 13, 5; 15, 37—40; 18, 5; II Kor. 1, 19; I Theff. 1, 1; II, 1, 1), beide zusammen, wie es I Petr. 5, 12 fg. verlangt wird, bei Petrus erst zu einer Zeit (um 54) gewesen sein, wo dessen Brief in jenen Gegenden bereits paulinische Gemeinden antraf. Und gesetzt auch, es hätten neben ihnen judenchristliche bestanden, so kennzeichnet doch der Brief selbst seine Leser ausdrücklich und unleugbar als Heidenchristen (1, 14; 18; 21; 2, 9 fg.; 4, 2 fg.).

Muß man aber hiernach durchaus bis zur definitiven Entfernung des Paulus aus seinem kleinasiatischen Missionsgebiete (58—59) herabgehen, so fällt der Brief auch erst in die Neronische Verfolgung (64); denn daß die Leser nicht blos Schmähungen (so 4, 4; 14), sondern infolge von Verleumdungen (2, 12; 3, 16) förmliche Bestrafungen von seiten der Obrigkeit zu erdulden hatten, so gut wie Mörder oder Diebe (4, 15 fg. vgl. 5, 8; 3, 14; 17 fg.), ist fast allgemein anerkannt. Soll nun Petrus in dieser Verfolgung zu Rom den Tod gefunden haben, so ist es bei ihrer kurzen Dauer kaum möglich, daß er noch während derselben in Babylon (5, 13) die Nachricht aus Rom erhalten und die Reise dorthin vollbracht habe, ganz abgesehen davon, wie er am Euphrat den erst aus der Gefangenschaft des Paulus geschriebenen Epheserbrief[21]) bekam, mit welchem der seinige in der auffälligsten Weise zusammentrifft.[22]) Sollte aber unter Babylon Rom gemeint sein, wie Apok. 18, 10; 17, 18; 6; 9, was jedoch sicher erst aus Anlaß der Neronischen Verfolgung aufkam und außerdem mit der von Osten beginnenden Reihenfolge der Provinzen 1, 1 streitet (vgl. Art. Petrus S. 357), so wäre entweder ein Gruß an die Leser von ihrem damals ebenfalls in Rom weilenden Apostel Paulus so gut wie von Markus (5, 13) oder aber ein Wort über seinen so kurz vorher erfolgten Tod mit Sicherheit zu erwarten, da von einem gespannten Verhältnisse des Petrus zu Paulus, welches solche Mittheilungen etwa hätte ausschließen können, in dem Briefe keine Spur zu entdecken ist (im Gegentheil vgl. 1, 12; 25). Jedoch wenn die kirchliche Tradition unrecht hat (s. Petrus S. 359—364), so kann Petrus die Neronische Verfolgung auch überlebt haben; doch kämen nach derselben seine Mahnungen zum rechten Verhalten in ihr entschieden zu spät.

Zu allen den Momenten, welche die Ansetzung des Briefes im Leben des Petrus als undurchführbar erscheinen lassen, tritt aber vorzüglich noch dies, daß der Brief eine Verfolgung über den ganzen Erdkreis (5, 9) und speciell über Kleinasien (1, 1) voraussetzt, während die unter Nero sich nach allem, was wir wissen, auf Rom beschränkte. Und nun erst kann man dem Umstande ge-

unlogische οὖν. — Die Berührungen mit dem 1. Clemensbrief (vgl. über ihn Kanon S. 319, Anm. 96) geben schwerlich eine Entscheidung.

16) Z. B. Ströbel, Zeitschrift für lutherische Theologie 1857, 363—365; 1860, 162—165; 1869, 557—559. 17) Specialliteratur seit 1837: Schauman, Commentatio u. s. w. (Lund 1840); Pfeiffer, Studien und Kritiken 1850, 163—180; 1852, 95—124; Löffler, Études u. s. w. (Straßburg 1850); Weiß, Deutsche Zeitschr. für christl. Wissensch. 1854, 407—415; Gaupp, Leserkreis u. s. w. (Breslau 1861); Lindfors, De epist. Jacobi adversaria (Lund 1864); Palmer, Jahrbücher für deutsche Theologie 1865, 3—36; Hengstenberg, Evangel. Kirchenzeitung 1866, Nr. 91—94; Wohlwerth, Étude u. s. w. (Straßburg 1868); Blom, De brief van Jacobus, 1869; Derselbe in Theol. Tijdschrift 1872, 241—272; 1881, 439—449; dazu Jungius, ebendas. 1871, 454—485; 497—500; Wold. Schmidt, Lehrgehalt u. s. w. (1869); Grimm, Zeitschr. für wiss. Theol. 1870, 377—394; Hilgenfeld, ebendas. 1873, 1—33; 1878, 87—107; Werner, Tübinger theol. Quartalschrift 1872, 246—279; Gaß, Protest. Kirchenzeitung 1873, Nr. 42—44; Gans, Gedankengang u. s. w. (1874); Beyschlag, Stud. und Krit. 1874, 105—166; Holtzmann, Zeitschr. für wiss. Theol. 1882, 292—310 (ebendas. 1880, 198—221 über die neutest. Personen namens Jakobus); von Soden, Jahrbücher für protest. Theol. 1884, 137—192., und die Commentare von Kern (1838); Bouman (holländisch, 1865); Ewald (zusammen mit dem Hebräerbrief, 1870); Wichelhaus (Akadem. Vorlesungen I, 1875); Erdmann (1881); Weiffenbach über 2, 14—26, (1871). 18) Am besten, wenn auch öfters zu weitgehend, dargestellt von Seufert, Zeitschr. für wiss. Theol. 1874, 360—388. 19) Der Petrin. Lehrbegriff (1855), 374—425. Weniger zuversichtlich in den Stud. und Krit. 1865, 652—657. 20) Pfleiderer, Der Paulinismus (1873), 417—431.

21) Ueber denselben s. den Art. Kolossae. Daß die Abhängigkeit möglicherweise auf seiner Seite ist, bleibt offen bei Annahme seiner Unechtheit, welche aber für die Vertreter der hier erwähnten Ansicht natürlich nicht in Betracht kommt. 22) Weiß, Petrin. Lehrbegriff (1855), 425—434; Holtzmann, Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe (1872), 259—266; am eingehendsten Seufert, Zeitschr. für wiss. Theol. 1881, 178—197; 332—380; 512.

recht werden, daß 4, 15 unter den groben Verbrechern auch die ἀλλοτριοεπίσκοποι erscheinen, in welchen Hilgenfeld die als solche erst von Trajan unter Criminalstrafe gestellten (*Plin.* min. panegyr. 34 fg.) Delatoren erkannt hat, und vor allem, daß die Christen um ihres bloßen Christseins willen criminell bestraft werden (4, 16), was erst seit dem berühmten Edict des Trajan an Plinius, den Statthalter von Bithynien (in dessen Epist. X, 97) geschah, während dieser noch hatte anfragen müssen, nomen ipsum, si flagitiis careat, an flagitia cohaerentia nomini puniantur (ebendas. 96). Und da die Verfolgung eben erst im Beginne war (4, 12; 3, 14; 17; 2, 14, vgl. 1, 6; 5, 10), so kann der Brief mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in das J. 112—113[23]) gesetzt werden. Jedenfalls ist kein Grund vorhanden, in die Zeit nach Trajan's Tod (117) herabzugehen, in welcher die Verfolgungen kein Ende nahmen (vgl. Kanon S. 329 Anm. 61). Daß gegen eine so späte Ansetzung nicht die Erwartung der baldigen Wiederkehr Christi (4, 7) geltend gemacht werden darf, lehrt deren Vorkommen bis zum Ende des 2. Jahrh. (s. Kanon S. 319 Anm. 88); und Neubekehrte (2, 2; 9; 25; 1, 12; 14; 23; 4, 3) gab es, wenn nach Plinius die heidnischen Tempel fast verödet waren, genug. Der praktische Grundgedanke des Briefs, daß der Christ, auch einer irrenden Obrigkeit gehorsam (2, 13—18), nur durch wahrhaft sittlichen Wandel seiner Religion Anerkennung erwirken solle (2, 12; 4, 16) — denn nicht Union zwischen Paulinismus und Judenchristenthum ist der Zweck des Verfassers — und seine Zurückführung aller dahin zielenden Mahnungen auf das Vorbild Jesu (2, 21—24 und oft) verlieren durch den Nachweis seiner Unechtheit von ihrer Erhabenheit und ihrem für alle Zeiten gültigen Werthe nicht das Geringste.[24])

5) Das Urtheil über den 1. Johannesbrief hängt aufs engste zusammen mit dem über das johanneische Evangelium. In diesem wesentlich liegen die Momente, welche für Echtheit des ganzen Literaturzweigs (mit Einschluß auch des 2. und 3. Briefs) sprechen. Allein trotz heftigen Widerspruchs gegen die Behauptung der Unechtheit wird doch immer allgemeiner, ja bis tief in die Reihen der conservativen Theologie hinein[25]) anerkannt, daß das Evangelium nicht sowol ein Geschichtswerk ist als vielmehr eine Lehrschrift (20, 30 fg.) mit dem Zwecke, durch Erzählungen aus dem Leben Jesu diesen als den von Ewigkeit existirenden und jetzt ins Fleisch gekommenen Logos Gottes (1, 1—18) zu erweisen. Die Logosidee aber, welche mit Nothwendigkeit das Hervortreten der göttlichen Eigenschaften Christi, z. B. seiner Allwissenheit (1, 48; 2, 24 fg.; 4, 16—18; 6, 64 u. s. w.) und Wundermacht (ihr zu Liebe sogar die absichtliche Verzögerung der Reise zu dem kranken Lazarus bis nach dessen Tode 11, 3—6; 11—15), und die Zurückdrängung aller wahrhaft menschlichen Züge seines Lebens, der innern Entwickelung, der Taufe (1, 32 fg.), der Versuchung, des Bedürfnisses des Gebets (11, 42 διὰ τὸν ὄχλον), des Seelenkampfes in Gethsemane (statt dessen 12, 27 fg.), der Gottverlassenheit wie der Körperqualen am Kreuze (das „mich dürstet" 19, 28 nur „zur Erfüllung der Schrift") zur Folge hat, stammt nicht aus dem ursprünglichen Christenthume, besonders nicht aus der in den drei ersten Evangelien vorliegenden Selbstbeurtheilung Jesu, auch nicht rein aus der gesteigerten Christologie der übrigen neutestamentlichen Schriftsteller oder aus alttestamentlichen Gedanken (I Mose 1, 3; Ps. 33, 6; Hiob 28, 12—28; Spr. 8, 22—31), nicht einmal bei Hinzunahme der Apokryphen (Baruch 3, 28—38; Sir. 1, 1—10; 24, 1—12; Weish. 7, 22—30) oder der aramäischen Uebersetzung des Alten Testaments mit ihrem Ausdruck „Wort" für die Offenbarungsseite an Gott — welche beiden letzteren Quellen übrigens der so sehr ersehnten übernatürlichen Offenbarungsgrundlage gerade nach dem Urtheil der conservativen Theologie nicht minder ermangeln als jede gewöhnliche menschliche Weisheit — sondern sie stammt aus der alexandrinischen Religionsphilosophie (s. den Art. Philon Judaeus, Sect. III, Thl. 23, S. 446—448), wenn sie auch bei ihrer Herübernahme ins Christenthum natürlich eine wesentliche Umgestaltung aus dem Philosophischen ins Religiöse und (durch den Gedanken der Menschwerdung) aus dem Uebersinnlichen ins Historische erfuhr.

Je mehr man nun zugeben muß, daß die ihr angepaßten Reden Jesu, welche nicht wie in den andern Evangelien in kernigen Sprüchen und volksthümlichen Gleichnissen vom Reiche Gottes und den Bedingungen zum Eintritt in dasselbe, sondern in monotonen Deductionen ganz überwiegend von Jesu eigener Göttlichkeit handeln (s. den Art. Johannes S. 46 fg.; S. 48 Anm. 28) und mit den Reden des Täufers und den eigenen Ausführungen des Evangelisten bis zur Ununterscheidbarkeit sich decken, unmöglich treu überliefert (ebendas. S. 48 Anm. 29 und S. 51), ja durch und durch unhistorisch sind, desto weniger kann man die scheinbar auf so bestechend genauer Detailkenntniß (ebendas. S. 51 fg.) beruhenden großartigen Abweichungen in der Schilderung des äußern Lebensganges Jesu (ebendas. S. 44—46) auf Erinnerungen eines Augenzeugen zurückführen, besonders da als wirklicher Grund ihrer Gestaltung in allen Hauptsachen der dogmatische und schriftstellerisch-künstlerische Zweck des Verfassers mit steigender Sicherheit nachgewiesen wird.[26]) So ruht die Verlegung des Todestages Jesu

23) Die Zeit des Plinius nach Mommsen in: Hermes III (1869), 55—59 und Dierauer in Büdinger's Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte I (1868), 113, 1. 24) An specieller Literatur seit 1844 vgl. außerdem: Baur, Tübinger theologische Jahrbücher 1856, 193—240; Davaine, Etude (Straßburg 1867); Blom, De brief van Jacobus (1869), 208—243 und 290 fg.; Derselbe in Theol. Tijdschrift 1876, 166—172; Jungius, ebendas. 1871, 485—497; Grimm, Stud. und Krit. 1872, 657—694; Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1873, 465—498; Morich (s. Anm. 8); van Rhijn, De jongste bezwaren tegen de echtheid u. s. w. (Utrecht 1875); Reyß, 1. épitre u. s. w. (Genf 1880); von Soden, Jahrbücher für protest. Theol. 1883, 461—508, und die Commentare von Th. Schott (1861), Ewald und Wichelhaus (s. Anm. 8 und 17). — Die Literatur über die Frage, ob Petrus nach Rom gekommen, s. bei Lipsius, Jahrbücher für protest. Theol. 1876, 561—645. 25) Holtzmann, Protest. Kirchenzeitung 1883, Nr. 5—7.

26) Von Baur, Theol. Jahrb. 1844, 1—191; 397—475;

vom 15. auf den 14. Nisan, den Tag des Passamahls, (13, 1; 29; 18, 28; 19, 14; 31 gegen Mark. 14, 12; 14), und die Unterdrückung der Einsetzung des Abendmahls (statt dessen einerseits 13, 1—30, andererseits 6, 4—13; 26—58), die Verrückung der Kreuzigungsstunde (19, 14 gegen Mark. 15, 25) wie des Salbungstages (12, 1 gegen Mark. 14, 1), die Unterlassung des Beinbrechens am Gekreuzigten (19, 31—33; 36) und der Lanzenstich (19, 34; 37) lediglich auf der aus I Kor. 5, 7 weiterentwickelten Idee, daß Jesus als das wahre Passaopfer auch in allen Einzelheiten die gesetzlichen Schicksale des jüdischen Passalammes (II Mose 12, 3; 6 fg.; 46) an sich erfahren müsse. Hiernach vermag auch die durchaus wahrscheinliche Annahme, daß eine Reihe abweichender Angaben auf verlorene schriftliche Quellen oder eine mündliche Tradition zurückgehe, dem Erzählungsinhalte höchstens in untergeordneten, nicht aber in den eigentlich entscheidenden Punkten, wie der Auferweckung des bereits vier Tage todten Lazarus (11, 39) und vielen andern, eine größere Glaubwürdigkeit zu vindiciren. Insbesondere aber kann jene Verlegung des letzten Mahles Jesu auf den 14. Nisan, selbst wenn sie auf richtiger Erinnerung beruhte, nicht von dem Johannes, dem Vorsteher der kleinasiatischen Kirche, herrühren, welchen in den *Passastreitigkeiten* um 155—200 sein Schüler Polykarp (nach einem Fragment des Irenäus bei Eusebius (Hist. eccl. V, 24, 16) und alle seine Anhänger als den Hauptgewährsmann ihrer Sitte anführten, am 14. Nisan das Gedächtniß der Einsetzung des Abendmahls zu begehen. Denn daß sie nicht dieses, sondern Christi Todestag gefeiert, was mit der Zeitrechnung des 4. Evangeliums allerdings ausgezeichnet stimmen würde, ist widerlegt[27]), und daß sie unbekümmert um die Chronologie der Leidenswoche rein dem jüdischen Gesetz folgten und sich erst nachträglich auf die drei ersten Evangelien beriefen, hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Nur durch die *Lützelberger'sche* Hypothese (s. u.) würde dieses Argument an Kraft verlieren.

Dazu kommt weiter, daß die ganze Grundidee von dem fleischgewordenen Logos im Evangelium stillschweigend (1, 14; 19, 34; 20, 20; 27, vgl. Art. Johannes S. 63), im 1. Briefe ausdrücklich (4, 1—3; 3, 7; 2, 18—26, vgl. Johannes S. 71 fg.) der *Polemik gegen eine bereits fortgeschrittene* doketische (4, 2; 5, 6; 2, 22; 1, 1—4) und dabei nicht mehr wie bei Kerinth judaistische, sondern antinomistische (1, 8; 10; 3, 4) *Gnosis* (2, 4 ἔγνωκα; 3, 6; 4, 8) dient[28]), mit welcher der Verfasser andererseits in der Prätension der wahren Gnosis (I, 2, 13 fg.; 20 fg.; 27; 4, 7), eines göttlichen Samens (I, 3, 9 der gnostische Schulausdruck σπέρμα) und sogar der Unsündlichkeit (I, 3, 9; 5, 18; vgl. 1, 8 und 10!) für sich und seine kirchlichen Anhänger wie in seinem schroffen metaphysischen Dualismus zwischen dem Reiche Gottes und der Welt (8, 23; 15, 19; 17, 14; 16; I, 2, 16; 4, 5 fg.) oder Gottes und des Teufels (8, 44; 47; I, 3, 8; 10; 4, 4), des Lichtes und der Finsterniß (Ev. 3, 19—21; 1, 4 fg.), der Wahrheit und der Lüge (18, 37; 8, 44; I, 2, 21; 4, 6) und in der nur theilweise (Ev. 3, 15—17; 1, 7; 29; 12, 47; I, 2, 2; 4, 14; 3, 8) durchbrochenen Unmöglichkeit, daß ein durch Geburt der „Welt" Angehöriger zur Seligkeit gelange (14, 17; 17, 9; 3, 3; 5; 27; 8, 43; 12, 37—40; I, 5, 19), aufs bedenklichste verwandt ist. Und wenn die auch im Wortschatz so scharf ausgeprägte (s. Johannes S. 61) *johanneische Theologie* mit der Reinheit ihrer Auffassung Gottes als Geist (Ev. 4, 21—24) und Liebe (I, 4, 16; 7—10; 3, 20), mit der Tiefe ihrer Mystik (17, 23; 15, 4—7; 14, 23; I, 3, 24; 4, 12 fg.), mit ihrer centralen Stellung der Bruderliebe (I, 4, 7—21; 3, 14; 23; Ev. 13, 34 fg.), mit ihrer nicht mehr wie bei Paulus mühsam erkämpften oder durch die Idee des Proselytenthums wie bei den Judenchristen vermittelten Universalismus des Heils (10, 16; 11, 52; 3, 16 fg.; I, 2, 2; 4, 14), mit ihrer über alle neutestamentliche Christologie hinausgehenden Logoslehre, mit ihrer Verlegung des Centrums der Erlösung aus dem Tode (hierfür I, 1, 7; 2, 2; 4, 10; Ev. 1, 29, auch 11, 50—52; 17, 19) in die Menschwerdung Christi (Ev. 1, 9—13; 8, 12; 17, 4—8), mit ihrer Umdeutung der urchristlichen sinnlichen Begriffe des Weltgerichts (so noch 5, 28 fg.; 12, 48; I, 4, 17) in eine innergeschichtliche Scheidung der Menschheit durch Anerkennung oder Verwerfung des Logos (eine „Krisis" im modernen Sinne des Worts: 3, 18 fg.; 5, 24; 15, 22—24), der Auferstehung nach dem Tode (diese noch 6, 39 fg.; 44; 54; I, 3, 2) in ein schon auf Erden beginnendes und nie mehr zu unterbrechendes innerlich ewiges Leben (Ev. 5, 24; 8, 51; 11, 25 fg.; I, 3, 14; 5, 11—13), der sichtbaren Wiederkunft Jesu vom Himmel (noch I, 2, 28; auch Ev. 14, 3; 21; 16, 16; 22?) in eine Ausbreitung seines Geistes unter der Menschheit (14, 16—18; 16, 7; 13; I, 3, 24; 2, 20; 27: χρῖσμα), des seinem Kommen vorangehenden persönlichen Antichrists (II Thess. 2, 3—12; Apok. 13; 17, 7—17, worauf I, 2, 18; 4, 3 angespielt wird) in die geistige Macht der Leugnung seiner Messianität (I, 2, 18; 22; 4, 1—3), ja mit ihrer leisen Zurückstellung des auf Wunder sich stützenden Glaubens (20, 29; 2, 23 fg.) und der äußern Institution der Taufe (3, 3—8) und des Abendmahls (6, 63; 48—51a gegenüber 51b—58) fast allgemein als die letzte und reifste, aber auch von der Urgestalt am weitesten abweichende Frucht der neutestamentlichen theologischen Entwickelung anerkannt ist, so wird es geradezu zur Unmöglichkeit, daß sie im Geiste des hochbetagten Mannes entstand, der in seinen besten Jahren mit Jakobus und Petrus als Säule der judenchristlichen Kirche zu Jerusalem erscheint (Gal. 2, 9). Wäre der Säulenapostel zugleich Verfasser der Apokalypse, wie die älteste Tradition (s. Kanon S. 327) und die Tübinger Schule behauptet,

---

615—700 (auch in seinen Krit. Untersuchungen über die kanon. Evang. 1847) bis zu *Hönig*, Zeitschr. für wiss. Theol. 1883, 216—234 und später. Die Literatur hier und bei *Holtzmann*, ebendas. 1881, 257—290; dazu *Montijn*, De jongste hypothesen aangaande den bouw van het 4. evangelie (Utrecht 1878).

27) *Hilgenfeld*, Der Paschastreit (1860); *Schürer*, De controversiis paschalibus (1869), deutsch in Zeitschr. für histor. Theol. 1870, 182—284. 28) Vgl. die Artikel Gnosticismus, Sect. I, Thl. 71 (speciell über Kerinth S. 286 fg.; 257 fg.; 245; 271), und Kanon S. 323; *Lipsius* in Schenkel's Bibellexikon s. v. „Gnosis" 1869 II, 501—504).

dann wäre die Abfassung auch des Evangeliums und der Briefe durch ihn noch undenkbarer (vgl. Johannes S. 90 fg.); allein diese Annahme verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Dadurch gewinnt aber nicht etwa die Echtheit des Evangeliums und der Briefe; denn auch wenn die im Artikel Johannes S. 6—10 bekämpfte Hypothese von Lützelberger, daß das berühmte Kirchenhaupt von Ephesus, auf welches Apokalypse wie Evangelium und Briefe in der Tradition zurückgehen, gar nicht der Apostel, sondern ein anderer Johannes, der sogenannte Presbyter (s. Sect. II, Thl. 22, S. 217—219) gewesen, trotz ihrer Neubegründung, beziehentlich Modification durch Keim[29]), Scholten[30]) und andere sich nicht bewährt, so protestiren doch neben allem schon Angeführten, besonders den äußern Zeugnissen, welche nach richtiger Betrachtung bis um 150 vollständige Unbekanntheit, von da bis um 170 nur zurückhaltende Benutzung ohne Anerkennung apostolischen Ursprungs aufweisen, nicht nur das glatte Griechisch (s. Johannes S. 61 und oben bei Anm. 13) und einige immerhin bedenkliche archäologische Anstöße (s. Johannes S. 38 fg.), sondern vorzüglich auch der fremde und verächtliche Ton gegenüber den Juden (ebendas. S. 36 fg.) und die unerträglich anmaßende Selbstbezeichnung des Johannes als des Jüngers, welchen der Herr *κατ' ἐξοχήν* lieb hatte (13, 23; 19, 26; 20, 2, vgl. 21, 7; 20; 24), so energisch gegen seine Autorschaft, daß das Festhalten an ihr seine stärkste Stütze wol nicht in kritischen Gründen, sondern in der Erhabenheit des Inhalts dieser Schriften hat, die doch eine völlige und ungetrübte Würdigung gerade erst dann finden kann, wenn man die Echtheit preisgibt.

Bisher scheint vorausgesetzt, daß das Evangelium und der 1. Brief von derselben Hand herrühren, und dies galt in der That lange als unbestreitbar. Aber das Gesagte paßt vollkommen auch bei der Annahme von zwei geistesverwandten Verfassern, für welche gewichtige Gründe geltend gemacht worden sind.[31]) Neben sprachlichen Differenzen bei aller sonstigen sprachlichen Uebereinstimmung (Holtzmann 129—139) hat man wahrgenommen, daß der 1. Brief die theologische Tiefe des Evangeliums nicht ganz erreicht, sondern mehrfach bei volksthümlicheren religiösen Vorstellungen stehen bleibt. Die erlösende Thätigkeit Christi liegt hier noch ganz überwiegend in seinem Tode (s. oben); vor allem aber tritt die vollkommene Mittelstellung des Logos im Evangelium, nach welcher Gott sich zu Christus verhält wie Christus zu den Gläubigen (15, 9 fg.; 10, 14 fg.; 14, 20; 17, 8), und das Heil direct nicht diesen (so fast nur 3, 16; 17, 23; 14, 21—23; 16, 26 fg.), sondern nur Christo schenkt, Christus der einzige Weg zu Gott ist (14, 6; 10, 7; 9; 15, 5; anders I, 3, 21), er das Licht (1, 4; anders I, 1, 5), er der Gesetzgeber (13, 34; 15, 12; anders I, 3, 23), er das Subject oder wenigstens sein Name die Bürgschaft der Gebetserhörung (14, 13 fg.; 15, 16; 16, 23 fg.; 26; anders I, 5, 14) u. s. w., im Briefe fast gänzlich[32]) zurück zu Gunsten einer Ansicht, welche wie der im 2. Jahrh. herrschende Monarchianismus die Einheit in Gott nicht durch das Bestehen einer zweiten göttlichen Persönlichkeit neben dem Vater gefährdete.

Hiernach hat man den Brief für den minder entwickelten Vorläufer des Evangeliums gehalten.[33]) Aber das ist undurchführbar angesichts der deutlichen Rückweisung auf das Evangelium durch dreimaliges *ἔγραψα* neben dreimaligem *γράφω* (2, 12—14). Hierdurch bekommt auch die Bezugnahme auf Ev. 13, 34 in I, 2, 7 fg. Beweiskraft, und die zahllosen andern Berührungen sind nunmehr als Nachklänge des Evangeliums zu fassen. Zugleich verbieten sie die Annahme, daß der Brief ohne Rücksicht auf das Evangelium geschrieben sei; vielmehr muß sein Zweck mit Bestimmtheit darein gesetzt werden, den Gedanken des Evangeliums in anderer Form Eingang zu verschaffen und ihre polemische Seite gegen die häretische Gnosis hervorzukehren, mag er im übrigen gleichzeitig mit dem Evangelium oder später ausgegangen sein. Der Verfasser des Evangeliums nun kann den minder speculativen Standpunkt des Briefes höchstens früher, schwerlich aber später aus eigener Ueberzeugung, im letzteren Falle vielmehr wol nur in bewußter Herabstimmung seines hohen Gedankenflugs auf ein volksthümlicheres Niveau eingenommen haben. Dann wäre der Brief ein sprechender Beweis für die oben schon aus den äußern Zeugnissen erschlossene Thatsache, daß das johanneische Evangelium — theils wegen der bereits herrschenden Autorität der drei andern, theils wegen der Bedenken gegen seine Verwandtschaft mit dem immer deutlicher als kirchenzerstörend erkannten Gnosticismus — sich nur sehr langsam Anerkennung erringen konnte. Dies bleibt aber bestehen auch bei der leichteren Annahme, daß ein Mann aus dem gleichen (jedenfalls kleinasiatischen) Kreise alexandrinisch gebildeten Christenthums die Gedanken seines noch tiefer philosophischen Genossen in Gestalt eines Briefes desselben doch nicht mit vollem Muth beim Namen genannten Lieblingsjüngers Jesu (1, 1; 3; 5; 2, 12—14; 4, 14, vgl. Ev. 19, 35) zur Geltung zu bringen suchte, dessen angebliche Darstellung der evangelischen Geschichte sich zur Zeit nicht als die richtige Form erwiesen hatte, diesen der drohenden Auflösung der Kirche gegenüber als einzige Rettung erkannten Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. Von manchen wird er dabei zugleich für den

29) Geschichte Jesu von Nazara I (1867), 160—167. 30) Der Apostel Johannes in Kleinasien (1872), übersetzt aus Theol. Tijdschrift 1871, 597—691; 1872, 325—330. 31) Nächst dem Art. Johannes S. 69 fg. vgl. Baur, Theol. Jahrbücher 1848, 293—337; 1857, 315—331, und mehrere seiner Nachfolger, neuerdings besonders Hoekstra, Theol. Tijdschrift 1867, 137—188, und Holtzmann, Jahrb. für protest. Theol. 1881, 690—712; 1882, 128—152; 316—342; 460—485.

32) Nur hierin liegt die Beweiskraft. Auszunehmen ist nur die nach Röm. 8, 34; Hebr. 7, 25 gemeinchristliche Idee der Fürbitte Christi im Himmel (2, 1) und etwa 5, 12 (doch s. V. 11), kaum aber 1, 3; 3, 6; 5, 20. 33) Zeller, Theol. Jahrb. 1845, 78; 588 fg.; 1847, 137; Hilgenfeld, Das Evang. und die Briefe Joh. 1849, 322—355; Tübinger theol. Jahrb. 1855, 471—526; Zeitschr. für wiss. Theol. 1859, 426—448; 1870, 256—263; Pfleiderer, ebendas. 1869, 419—421, u. and.

Verfasser des dem Evangelium zu seiner Beglaubigung angehängten 21. Kapitels (vgl. besonders V. 23 fg.) gehalten.[34]) Die Abstreifung der dogmatischen Spitzen des Evangeliums ist übrigens so wenig wie die im 1. Petrusbriefe gegenüber dem Paulinismus (s. 4) durchaus ein Mangel, sondern sie hat den Erfolg gehabt, daß heute eine Theologie, welcher die Logosidee mit ihrer Verkümmerung des wahrhaft menschlichen und geschichtlichen Wesens Jesu unannehmbar ist, die durch sie trotzdem gewonnenen erhabensten Ideen des Christenthums aus dem ersten johanneischen Briefe mit noch unmittelbarerer Freudigkeit schöpfen kann als aus dem Evangelium.[35])

6) Den 2. und 3. Johannesbrief konnte man, wo man das Evangelium und den 1. Brief für echt hält, wegen ihres Abstandes von diesen vielfach dem in den Ueberschriften anscheinend genannten, nach der Tradition neben dem Apostel in Ephesus lebenden Presbyter Johannes (über ihn s. Sect. II, Thl. 22, S. 217—219), bei ihrem Mangel an bestimmt ausgeprägter Eigenthümlichkeit aber auch leicht ebenfalls dem Apostel zuschreiben. In der That erscheinen sie mit den andern johanneischen Schriften in Sprache und Ideenkreis trotz mehrfacher Abweichungen so eng verknüpft (II, 1 fg.; 4—7; 9; 12; III, 3 fg.; 8; 11 fg. Vgl. ferner Johannes S. 74 fg.), daß sie ohne Frage als Glieder dieses Literaturzweigs zu betrachten, bei dessen sonstiger Unechtheit aber ebendeshalb für den Apostel auf keine Weise zu retten sind. Nun bezwecken sie wie der 1. Brief Bestärkung der Leser in der Wahrheit und der Liebe (II, 1 fg.; 4—6; III, 3 fg.; 6; 8) und Warnung vor den „fortschrittlichen" Gnostikern (II, 9; 7; III, 11), zugleich aber die Empfehlung der Gastfreundschaft gegen rechtgläubige reisende Christen (III, 5—8), wie der Versagung derselben gegenüber den Häretikern (II, 10 fg.), welche ihrerseits schon bis zu Excommunicationen geschritten waren (III, 10). In den letzteren, kirchenpolitischen Zielen können sie eine eigene Entstehungsursache haben; mit den ersteren reihen sie sich dem 1. Briefe an und zwar entweder als Nachklänge[36]) oder als Vorläufer. In diesem zweiten Falle erblickt man in ihnen die ersten tastenden Versuche, sei es das schon existirende Evangelium weiteren Kreisen zu empfehlen[37]), sei es nur überhaupt seine Ideenwelt, letzteres zunächst unter der Autorität des zweiten ephesinischen Johannes, an dessen Stelle man erst später mit kühnerem Griffe den Apostel selbst setzte.[38]) Zu beiden Ansichten stimmt es, daß die Adressatin des 2. Briefs offenbar nicht eine einzelne Frau ist[39]), freilich auch nicht die gesammte Kirche (hiergegen II, 13), sondern eine Einzelgemeinde, unter welcher sich aber doch eine jede und somit die ganze Kirche verstehen konnte und vielleicht verstanden war. Dem entsprechend ist Gajus (III, 1) gewiß nicht eine der drei I Kor. 1, 14 und Röm. 16, 23; Apostelgesch. 19, 29; 20, 4 genannten Personen, sondern eine höchstens dem korinthischen Gastfreund nachgebildete typische Figur. Aehnliches muß dann von Diotrephes (III, 9) und Demetrius, anscheinend dem Ueberbringer des Briefs (III, 12) gelten, obgleich für deren Namen bisjetzt weder eine derartige Anknüpfung noch eine etymologische Deutung gefunden ist.

Wie weit der Leserkreis zu denken sei, hängt schließlich noch mit von der Bezeichnung des Verfassers ab. Als πρεσβύτερος ohne Namensnennung bekannt und geachtet kann in engem Kreise auch ein sonst minder berühmter Mann, z. B. nach Thoma der damals nur als Haupt einer esoterischen Schule geehrte Verfasser des 4. Evangeliums gewesen sein; aber wenn auch nicht das angeblich apostolische Selbstbewußtsein (III, 12), so spricht doch der kirchliche Einfluß, welchen der Verfasser in Anspruch nimmt, mehr für das Haupt Kleinasiens, und der Name zunächst für den Presbyter. Unter dieser Voraussetzung besteht nun die abstracte Möglichkeit, daß die Briefe echt sind. Doch sie hat wenig Werth. Ausgeschlossen wäre sie sofort, wenn der Presbyter als Verfasser der Apokalypse zu denken wäre (s. Johannes S.

34) Scholten, Das Evangelium nach Joh. 1867 (aus dem Holländischen von 1864), S. 68; Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte III (1874), 624 fg.; Thoma, Die Genesis des Joh.-Evangeliums (1882), 807—814. 35) Die Literatur der johanneischen Frage ist verzeichnet bei Luthardt, Der johanneische Ursprung des 4. Evangeliums (1874) 6—19 und 222 fg., mit kaum zu übertreffender Vollständigkeit in der englischen Uebersetzung dieses Werkes von Gregory (Edinburg 1875). Als zusammenfassend sei außer demselben auf apologetischer Seite hervorgehoben nur Beyschlag, Zur johann. Frage, 1876 (auch in Stud. und Krit. 1874, 607—723; 1875, 235—287 und 413—479) und die Commentare von Luthardt (1875 fg.), Weiß (6. Aufl. des Meyer'schen Handbuchs, 1880) und Keil (1881), auf kritischer nur Scholten und Thoma (s. Anm. 34) und wegen Kürze und Gemeinverständlichkeit Wolff, Das Evang. Joh. (1870). — An Specialliteratur über den 1. Brief, abgesehen von dem schon Angeführten, vgl. seit 1843: Grimm, Stud. und Krit. 1847, 171—187; 1849, 269—303; Erdmann, Argumentum u. s. w. (1855); Luthardt, De compositione u. s. w. (1860); Stricker, Introduction u. s. w. (Straßburg 1862); Riemens, De beteekenis van den 1: brief . . . in het . . . onderzoek naar . . . het 4. evangelie (Utrecht 1869); Stockmeyer, Structur u. s. w. (1873); Huther, Jahrb. für deutsche Theol. 1873, 584—630; Roos, Theol. Studien aus Würtemberg 1881, 186 fg., und die Commentare von Haupt (1869) und Rothe (1878). — Zugleich über den 2. und 3. Brief (abgesehen von dem unter 6 noch Anzuführenden) handeln: Ewald, Jahrbücher der bibl. Wissensch. III (1851) 174—183, und die Commentare von Mayer (1851), Sander (1851), Düsterdieck (1852—1856), Ewald (die johann. Schriften I, 429—516, 1861) und Wolf (1881).

36) Baur, Theol. Jahrb. 1848, 328—337, und zwar nach ihm von einem dritten Pseudo-Johannes; Hilgenfeld, ebendas. 1855, 498—502; 520—522. 37) Nach Thoma 790—793 durch dessen Verfasser selbst, nach Coenen (Zeitschr. für wiss. Theol. 1872, 264—271) speciell mittels Abfassung von Briefen, welche an dasselbe anklingen und doch zugleich ihren aus den Zuständen der apostolischen Zeit heraus (nach Korinth) schreibenden Verfasser als den historischen Johannes erscheinen lassen (vgl. I Kor. 1, 14 u. s. w.). 38) Lüdemann, Jahrb. für protest. Theol. 1879, 565—576. Er behauptet dabei schriftstellerische Anlehnung an Papias, welcher den Presbyter Johannes als einen Hauptgewährsmann für seine den neuen Ideen möglichst fremden Traditionen aufgeführt hatte (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 39, 3 fg.; 14). 39) Vgl. II, 13 und den Wechsel des Numerus in V. 4 fg., sowie die erste Person statt der zweiten in V. 2 und 4^b, dazu III, 9, wo vielleicht der 2. Brief citirt wird.

90 fg.); aber auch abgesehen hiervon ist es ganz unwahrscheinlich, daß eine der Lieblingsautoritäten (s. Anm. 38) des so stark judaistisch und chiliastisch gerichteten Papias (s. Kanon S. 321 und 330) ein Vertreter jenes vergeistigtsten Christenthums gewesen sei — übrigens gewiß nicht auf dessen Höhepunkt, welchem das Evangelium und der 1. Brief entstammen, da er als directer Schüler Jesu (s. Euseb. a. a. O.) doch höchstens die ersten Decennien des 2. Jahrh. erlebt haben kann. Es wird ein Späterer gewesen sein, welcher ihm — möglicherweise aber auch dem Apostel, für den ja der Ehrenname πρεσβύτερος ebenfalls denkbar ist — diese kleinen Briefe beigelegt hat, deren nähere Entstehungsverhältnisse sich uns wol nie ganz aufhellen werden. (*Paul Wilh. Schmiedel.*)

KATÎF (el Chatîf), Hauptort der arabischen Provinz el-Hasa oder Bahrein, am Persischen Meerbusen, zählt ungefähr 6000 Einwohner. Die Stadt ist im Niedergange begriffen; den Mittelpunkt des Verkehrs und namentlich der in diesen Gegenden sehr schwunghaft betriebenen Perlenfischerei bildet die Insel Bahrein, insbesondere deren Hauptort Manama.

(*Richard Oberländer.*)

KATMANDU, richtiger Khatmandu, ist die Hauptstadt des im südlichen Himalaja gelegenen, den Briten nicht unterworfenen Staates der Eingeborenen Nepál, Nipal oder Naipal. Sie liegt an der Ostseite des Vischnumati bei seiner Vereinigung mit dem Baghmati, in 27° 36′ nördl. Br. und 103° 4′ östl. L. von F. Man schätzt die Zahl der Eingeborenen auf 50,000, die der Häuser auf 5000; letztere sind 2—4 Stockwerke hoch, aus Ziegeln gebaut und mit Ziegeln und (in den Vorstädten) mit Stroh gedeckt; manche besitzen große vorspringende hölzerne Fenster oder Balkone, oft reich geschnitzt. Viele kleine offene Plätze in verschiedenen Theilen der Stadt sind, wie die Straßen, gepflastert; darauf wird Markt gehalten, und Wright (1877) berichtet, daß diese Plätze am Morgen mit ihren Blumen, Früchten und Gemüsen sehr freundlich erscheinen. Die Stadt soll im J. 723 von dem Radscha Gunakámadeva gegründet worden sein.

Mitten in der Stadt steht der fürstliche Palast, ein ungeheures, plumpes, phantastisches Gebäude. Ein Theil desselben ist sehr alt, wie eine Pagode gebaut, und mit sorgfältigem, groteskem Bildhauerwerk bedeckt; andere Theile, wie das Darbar-Zimmer, sind erst innerhalb des letzten Decenniums gebaut, und dasselbe hat, was in Nepál selten ist, Glasfenster. Gegenüber vom Palais am Platze stehen zahlreiche hübsche Tempel, viele pagodenartig aus mehrern Stockwerken bestehend und reich mit Reliefs, Gemälden und Vergoldung bedeckt. An manchen ist das Dach ganz aus Messing oder vergoldetem Kupfer, und längs der Rinnen der verschiedenen Stockwerke hängen zahlreiche kleine Glocken, welche im Winde erklingen. An manchen Thorwegen stehen große steinerne Löwen oder Greife mit gutgekräuselten Mähnen, welche auffallend an die in Ninive gefundenen erinnern. Eine andere Art von Tempeln ist aus Steinen gebaut, mit Pfeilern und einer Kuppel. Obwol weniger verziert und weniger malerisch, ist diese Bauweise doch weit anmuthiger als die erstere. Dicht am Palais erhebt sich an der Nordseite der Tempel des Taleju, eine der größten Pagoden; sie soll im J. 1549 vom Radscha Mahendra Malla erbaut sein, und ist ausschließlich für den Gebrauch der königlichen Familie bestimmt. Gegenüber von manchen der Tempel stehen große Monolithe, manche überragt von Figuren alter Fürsten, welche die Tempel gegründet, andere von der geflügelten Gestalt des Garur. Oft haben diese Figuren eine knieende Stellung und blicken den Tempel an; gewöhnlich hängt über ihnen eine eherne Schlange, auf deren Kopf ein kleiner Vogel sitzt. Nicht weit vom Palais und dicht an einem der Tempel hängt eine gewaltige Glocke an einem steinernen Pfeiler; und an einem andern Bauwerke befinden sich zwei Trommeln von etwa 2,8 Met. Durchmesser. Die Glocke wird geläutet, indem man den Klöppel schwingt, aber das Geläute entspricht keineswegs dem, was man von der Größe erwarten müßte. Hier stehen auch verschiedene große und häßliche Figuren von Hindu-Göttern und Göttinnen, welche an Festtagen in üblicher Weise bekleidet und verziert werden.

Etwa 180 Met. vom Palais steht ein großes halbeuropäisches Gebäude, genannt das Kot, welches berühmt ist als die Stelle, wo 1846 das Blutbad fast aller der leitenden Männer des Landes stattfand, durch welchen Vorgang der verstorbene Premier-Minister Sir Jang Bahádur zur Gewalt gelangte. Außer den genannten Tempeln findet man noch andere in jeder Straße, sodaß auf den ersten Blick die Stadt in der That fast nur aus Tempeln zu bestehen scheint. Ihre Größe wechselt von der großen Pagode von Taleju bis zu einer aus einem Steine gehauenen kleinen Kapelle, in der Mitte mit einem Bilde von wenigen Zoll Höhe. Viele erscheinen höchst abschreckend, indem sie mit dem Blute von Hähnen, Enten, Ziegen und Büffeln bespritzt sind, welche vor ihnen geopfert worden sind.

Die Straßen von Katmandu sind sehr enge, wirklich bloße Gänge, und die ganze Stadt ist sehr schmuzig. In jeder Gasse findet man eine stehende Pfütze voll stinkenden Schlamms, und nie wird ein Versuch gemacht, sie gründlich zu reinigen. Die Straßen werden freilich in der Mitte gefegt und ein Theil des Schmuzes wird von den Dünger-Verkäufern fortgefahren; aber die Rinnen zu reinigen würde jetzt unmöglich sein, ohne die ganze Stadt niederzuwerfen, da der ganze Boden von Schmuz getränkt ist. Die Häuser sind meist in Gestalt von hohlen Vierecken gebaut, die sich durch niedrige Thorwege gegen die Straßen öffnen, und diese Mittelhöfe sind nur zu oft der Sammelplatz für Unrath jeder Art. Kurz, in sanitärischer Beziehung kann man sagen, daß Katmandu auf einem Düngerhaufen mitten zwischen Latrinen gebaut ist.

Wenn man die Stadt durch das Nordost-Thor verläßt und sich südlich wendet, so gewahrt man zunächst einen großen Tank oder Teich, den Ranipukhari. Ihn umgibt eine Mauer und in der Mitte steht ein Tempel, der durch eine lange schmale Ziegelbrücke mit der Westseite in Verbindung steht. Auf der Südseite sieht man

die große Figur eines Elefanten, aus Stein gebaut, der die Figur des Radscha Pratapa Malla trägt, welcher den Teich hergestellt, und seiner Rani. Etwas weiter südlich läuft die Straße durch eine Allee von Bakajun-Bäumen, welche die Stadt mit dem großen Paradefelde oder Tndikhel verbindet. Dies ist ein offener weiter Platz, mit schönem Graswuchs bedeckt, und hier werden die Truppen täglich einexercirt. In der Mitte erhebt sich ein etwa 10 Met. hohes, viereckiges Gebäude aus Stein, welches Sir Jang Bahádur nach seiner Rückkehr aus England 1851 errichten ließ. Darauf stand bis unlängst eine Statue von Jang Bahádur, welche ein Schwert in der einen Hand und eine Rolle in der andern hielt, und an den vier Ecken befanden sich greuliche eherne Drachen. Alles dies ist aber nach einem neuen Tempel geschafft worden, welchen Jang Bahádur am Ufer des Baghmati erbaut hat. Westlich vom Paradeplatze steht ein schönerer Gegenstand, nämlich das Daréra oder die Säule, welche ein früherer Premier-Minister, der General Bhimanesa Thapa, aufgerichtet hat. Diese Säule ist schön proportionirt, steht auf einer steinernen Basis, und erhebt sich 76 Met. hoch. Eine früher von ihm errichtete warf 1833 ein heftiges Erdbeben um. Die jetzige traf 1856 der Blitz und spaltete sie auf einer Seite von oben bis unten. Sie ist indeß 1869 ausgebessert worden und erscheint nun wie neu. Innen befindet sich eine gute Wendeltreppe, und aus den Fenstern auf der Höhe genießt man einen schönen Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen.

Etwas weiter südlich liegt das Arsenal, und östlich vom Paradeplatze befinden sich Magazine für Munition, Kanonen u. s. w. und eine Kanonengießerei und -bohrerei. Etwa 6,5 Kilom. südlich von der Stadt ist an einem schmalen Flusse, dem Nukhu, bei Schaubahal, eine neue Werkstatt in größerem Maßstabe neuerlich erbaut worden.

Die Straße wendet sich nun nach Osten, und etwa 1,5 Kilom. südöstlich von Katmandu erreicht man Thápatali, die Residenz des verstorbenen Sir Jang Bahádur. Dies ist ein gewaltiges Gebäude oder vielmehr eine Reihe von Gebäuden dicht an dem Norduser des Baghmati, gerade wo eine Brücke nach Patan hinüberführt.

Ein britischer Gesandter mit kleinem Stabe und einer Escorte ist in Katmandu stationirt. Er wohnt etwa 1,5 Kilom. nördlich von der Stadt an einer Stelle, die Dr. Wright (welcher der Gesandtschaftsarzt gewesen ist) als eine der bestbewaldeten und schönsten im ganzen Thale beschreibt, obwol sie ursprünglich als Wohnstätte angewiesen war, „weil dort Wassermangel herrschte, es ein öder Fleck war, der für sehr ungesund und als Aufenthalt von bösen Geistern galt" (Wright).

(*G. A. von Klöden.*)

KATONA (Joseph), hervorragender ungarischer Dramatiker, geb. 11. Nov. 1792 in Kecskemét, als Sohn eines bürgerlichen Webers, der den talentvollen Knaben studiren ließ. Nachdem Katona das Gymnasium in Pest und Szegedin absolvirt hatte, begann er im J. 1809 in Pest seine juristischen Studien, welche er fleißig, aber ohne innern Beruf absolvirte. Denn seine Neigung zog ihn zum Theater, dem er leidenschaftlich anhing. Eben damals begann das ungarische Schauspiel in der Hauptstadt festen Fuß zu fassen; eine ungarische Gesellschaft unter der Direction Ladislaus Vida's gab regelmäßig Vorstellungen, welche sich in der vorwiegend deutschen Stadt allmählich großen Beifalls und Zuspruchs zu erfreuen hatten. Katona schloß sich der Gesellschaft als dilettirender Schauspieler an, wirkte sogar einige Zeit als Regisseur derselben und verfaßte oder bearbeitete für das noch arme ungarische Repertoire zahlreiche Stücke. Aber das ungarische Theater konnte sich in Pest neben der blühenden und glänzenden deutschen Bühne nicht halten[1]), die ungarische Gesellschaft löste sich auf und Katona, den auch das Drängen der besorgten Aeltern dem zweifelhaften Los des ungarischen Schauspiels abwendig machte, legte im J. 1816 die Advocaten-Prüfung ab und riß sich von der Bühne auf immer los.

Während seiner Wirksamkeit bei der Vida'schen Gesellschaft übersetzte oder bearbeitete Katona folgende Dramen, die, sofern sie sich erhalten haben, alle erst jüngst im Drucke erschienen sind: 1) Ziegler's „Jolanthe, Königin von Jerusalem", 1812. — 2) Frau Weißenthurn's „Erstürmung von Smolensk", 1812. — 3) Iffland's „Der Komet", 1812. — 4) „Die Faschingsreise", Lustspiel in fünf Aufzügen, 1812, dessen Original nicht bekannt ist. — 5) „Albrecht der Bär", dessen Original ebenfalls nicht bekannt ist, 1813. Diese fünf Stücke sind verloren gegangen. Ob die Uebersetzungen von Jünger's Lustspiel „Die Komödie aus dem Stegreif" und von Ziegler's Ritterdrama „Parteiwuth", die ihm vielfach zugeschrieben werden, wirklich Arbeiten Katona's waren, ist nicht genügend bestätigt. Beide Stücke waren in den ersten Decennien des Jahrhunderts auf den ungarischen Bühnen sehr beliebt, doch haben sich die angeblich Katona'schen Uebersetzungen derselben nicht erhalten. Dagegen rührt die noch vorhandene ungarische Uebersetzung des Schauspiels in drei Acten 6) „Die Grafen von Montbelli, nach einem französischen Original deutsch bearbeitet von Haussereck" von Katona her.

Erhalten haben sich, außer der letztgenannten Uebersetzung, folgende Dramen Katona's, welche alle als Originalstücke bezeichnet werden, aber, trotzdem nur für ein Stück das Original erwiesen ist, wol insgesammt mehr oder weniger freie Bearbeitungen deutscher Ritterstücke sind: 1) „Monostori Veronika (Veronika von Monostor), Drama in 5 Acten", 1812. — 2) „Lucza széke karácsony éjszakáján (Luciens Stuhl in der Weihnacht), Drama in 3 Acten", 1812. — 3) „István, a magyarok első királya (Stephan, der erste König der Magyaren), Ritterschauspiel in 4 Acten", 1813.[2])

1) Besonders seit das prachtvolle neue deutsche Schauspielhaus (eröffnet am 9. Febr. 1812), das im J. 1848 abbrannte, bestand.
2) Blos für dieses Stück ist das Original jüngst von Gustav Heinrich nachgewiesen worden: „Stephan I., König der Hungarn. Ein Schauspiel in sechs Aufzügen von Xavier Girzik, Mitglied der hochgräflich-Unwerth'schen deutschen Operngesellschaft in Ofen und Pest (Pest 1792, bei Joh. Mich. Landerer), 184 S." Katona's

5 und 6) „Ziska (Ziska oder der erste Aufstand der Hussiten in Böhmen), zwei Schauspiele zu je 4 Acten", 1813. — 7) „Clementine d'Aubigny oder der Religionskrieg in Frankreich unter Heinrich IV. Ritterstück in 4 Acten", 1813. Die Aufführung dieses Stückes wurde von der Censur verboten, doch gelangte es später in einer durchaus magyarisirten Bearbeitung (die Handlung war in die Zeit Königs Andreas III. von Ungarn verlegt) als „Cäcilie von Hédervár, die ungarische Amazone, oder die Erstürmung Hédervárs" auf die Bühne und erhielt sich lange auf derselben. — 8) „A borzasztó torony (Der schreckliche Thurm oder der böse Findling), Schauspiel in 5 Acten", 1814. — 9) „Jeruzsálem pusztulása (Die Zerstörung Jerusalems), Ritter-Trauerspiel in 5 Acten" (angeblich aus den Schriften des Josephus Flavius), 1814.

Verloren sind folgende Original-Dramen Katona's: 1) „Die Burg Doboka", wol Schauspiel aus der ungarischen Geschichte. — 2) „Die Zigeuner von Nagyida" Lustspiel aus der ungarischen Geschichte.[3]) — 3) „Comurunna", Drama aus der römischen Geschichte. — 4) „Rosa oder die unerfahrene Fliege unter den Spinnen", ein Lustspiel, dessen Gegenstand ein ungünstig verlaufenes Liebesabenteuer der schönen und gefeierten Sängerin Frau Déry bildete, für die der Dichter früher selbst in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war. Frau Déry wußte deshalb auch die Vorstellung des Stückes zu hintertreiben, alle übrigen Stücke Katona's dagegen wurden wiederholt mit großem Beifalle gegeben und erhielten sich bis in die dreißiger Jahre auf den Bretern, in der Provinz sind mehrere auch noch in jüngster Zeit beliebt gewesen.

Die erhaltenen Stücke Katona's aus den Jahren 1812—1814 zeigen den Dichter unter dem Einflusse des deutschen Ritterschauspiels, welches zu dieser Zeit und noch später das meist nachgeahmte Muster der ungarischen Dramatiker war. Seine Selbständigkeit ist gering, dagegen seine Bühnenkenntniß anerkennenswerth und Sprache und Stil seiner Stücke markiger und dramatischer als in den deutschen Vorbildern. Der Dichter selbst maß diesen Jugendleistungen keine Bedeutung bei, ließ keins derselben drucken und verleugnete sie später, als er seine Bank-Tragödie als sein „erstes" Stück bezeichnete. Endlich im J. 1814 raffte er sich zu einer ganz selbständigen Dichtung von größerer Conception auf. In diesem Jahre wurden in Siebenbürgen zwei Preise von 700 und von 300 Gulden für ein Trauerspiel ausgeschrieben und Katona verfaßte sein Drama „Bánkbán". Die Entscheidung der Preisrichter verschleppte sich bis zum Jahre 1818. Nicht Katona's Drama, sondern Johann Tokody's (verlorenes) Stück „Parteiglut" und Wolfgang Bolyai's, des berühmten Mathematikers, „Fünf Schauspiele" (Hermannstadt 1817) erhielten den Preis. Katona's Tragödie wurde gar nicht beachtet, was ihn tief schmerzte, aber sein Selbstbewußtsein nicht demüthigte. Als im J. 1819 die stuhlweißenburger Gesellschaft in der Hauptstadt spielte, reichte Katona sein Drama zur Darstellung ein; die Censur verbot jedoch die beabsichtigte Aufführung des Stückes. Da ließ der Dichter das Drama, welches er theilweise umgearbeitet hatte, im Drucke erscheinen, Pest 1821, und widmete es dem Magistrate seiner Vaterstadt Kecskemét, welche ihm für diese Huldigung ein Ehren-Honorar von hundert Gulden anweisen ließ und ihn am 2. Nov. 1820 zum städtischen Fiscal wählte. Diese Stelle trat Katona sofort an und verblieb in derselben bis zu seinem am 16. April 1830 im Alter von erst 38 Jahren erfolgten frühen Tode. Unmuth über den Mangel aller Anerkennung und den vollständigen Schiffbruch seiner dichterischen Träume verbitterten das Leben des verkannten Mannes und beschleunigten sein Ende.

Katona's Drama (deutsch: „Der Bánk-Bán. Drama in fünf Acten von Joseph Katona. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von Adolf Dux. Leipzig 1856") ist die bedeutendste ungarische Tragödie. Der Stoff ist der ungarischen Geschichte des 13. Jahrh. entnommen: die Ermordung der Königin Gertrud von Meran, der Gemahlin König Andreas II. von Ungarn, am 28. Sept. 1213, bildet den Mittelpunkt der Handlung. Nach der Ueberlieferung, deren historische Grundlage sehr unsicher ist, hätte der Banus Bánk, der Statthalter Ungarns während der Abwesenheit des Königs in Galizien, die Königin eigenhändig und zwar deshalb ermordet, weil sie seine fromme und tugendhafte Gemahlin ihrem lasterhaften, ausschweifenden Bruder in die Hände gespielt. Katona's Drama ist durch die tief psychologische Charakteristik der Personen, die echttragische Auffassung des Helden und seiner That, die überraschend lebensvolle Zeichnung der Zeit, die groß angelegte Composition und den echt dramatischen Stil ausgezeichnet und überragt bei weitem alle früheren und späteren Bearbeitungen desselben Stoffes[4]),

Drama ist eine freie, mit Bühnengeschick verfaßte Bearbeitung dieses Schauspiels.

3) Diesen Stoff hat später Johann Arany in einem komischen Epos bearbeitet.

4) Gustav Heinrich hat in einer literarhistorischen Studie: „Bankbán a német költészetben" (Bankbanus in der deutschen Poesie, Budapest 1875) folgende ältere deutsche Bearbeitungen des Stoffes nachgewiesen: 1) Eine Tragödie, mit zwölf Personen zu spielen. Andreas der ungarische König mit Bankbano seinem getreuen Statthalter, von Hans Sachs (1561). — 2) „Leitholb, ein Fragment aus der Geschichte fürstlicher Leidenschaften", Roman, Wien 1782 (ungarisch von Peter Csery, Pest 1822). Diesen Roman kannte Katona. — 3) „Bankban", Ballade von Heinrich L. Nicolay, um 1795. — 4) „Der gerechte Andreas", Gedicht von J. F. Ernst Albrecht (in „Trümmer der Vergangenheit, aus ihren Ruinen ans Licht gebracht", Hamburg 1796). — Noch mag erwähnt werden, daß ein begeisterter Verehrer Schiller's, Eduard Laksalvy aus Oedenburg, im J. 1793 Schiller selbst aufforderte, ein Drama aus der ungarischen Geschichte zu schreiben und ihm unter andern Stoffen auch die Geschichte des Banus Bank empfahl. Der Brief ist in Heinrich's Buche mitgetheilt. — Auch eine englische Bearbeitung des Bank-Stoffes ist bekannt geworden: „Elmerich oder der Sieg der Wahrheit" von Georg Lillo (1739), in Lillo's Dramatic Works (London 1810), II. — Nach Katona's Drama schrieb, jedoch ohne das ungarische Trauerspiel zu kennen, Franz Grillparzer im J. 1826 seinen „Bankbanus, der treue Diener seines Herrn. Trauerspiel in fünf Acten", gedruckt 1830.

wie dies, Grillparzer gegenüber, auch von der deutschen Kritik, welche Katona's Drama noch bei weitem nicht gerecht geworden ist, zugestanden wird.[5]) Das Stück ist seit 1835, da es zum ersten mal in Ofen gegeben wurde[6]), ein Lieblingsstück des ungarischen Publikums und übt von der Bühne eine noch weit gewaltigere Wirkung als bei der Lektüre.

Außer diesen dramatischen Dichtungen schrieb Katona noch einige nicht bedeutende lyrische Gedichte und gab zwei Abhandlungen heraus: „Wie kommt es, daß die ungarische dramatische Dichtkunst nicht aufblühen kann", in der angesehenen Zeitschrift „Tudományos Gyüjtemény, d. h. „Wissenschaftliche Sammlung" (1821, 4. Heft), und „Ueber die Puszten Kecskemét's", daselbst (1823, 4. Heft). Die letztere erschien in deutscher Uebersetzung in Hormayr's „Archiv" vom Jahre 1824. Seine unvollendet hinterlassene „Geschichte der Stadt Kecskemét" wurde von seinem Vater herausgegeben (Pest 1834).

Katona's „Sämmtliche Werke" (außer den prosaischen Arbeiten) hat Ludwig Abafi herausgegeben, Budapest 1880, 3 Bde. — Das Hauptwerk über Katona ist Paul Gyulai's vorzügliche Monographie: „Katona und seine Tragödie Bánkbanus" (Budapest 1883), die vollständige Umarbeitung einer akademischen Rede des Verfassers aus dem Jahre 1860. — Eine Schulausgabe der Katona'schen Tragödie mit erklärenden Anmerkungen von Eugen Péterfy erschien Budapest 1883.

Am 15. April 1883 hat die Stadt Kecskemét das Geburtshaus des Dichters mit einer Gedenktafel versehen.[7])

(Gustav Heinrich.)

KATONA (Stephan), gelehrter ungarischer Historiker, geb. 13. Dec. 1732 zu Bolyk im Neograder Comitat, besuchte die Schulen von Kaschau und Tyrnau und trat 1750, 18 Jahre alt, zu Trentschin in den Orden Jesu, legte aber erst 1761, da er die heiligen Weihen erhielt, Profeß ab. Er wirkte als Professor zu Komorn, Gyöngyös und Großwardein, seit 1774 zu Tyrnau und (seit 1777) an der Universität in Ofen, wo er Poesie, Rhetorik, Homiletik, allgemeine und ungarische Geschichte lehrte. Als Joseph II. die Universität nach Pest verlegte und die deutsche Vortragssprache einführte, legte Katona sein Amt nieder. Im J. 1790 wurde er Präfect der Bibliothek des Domkapitels in Kalocsa und trug gleichzeitig den Seminaristen die theologischen Wissenschaften vor. Im J. 1794 wurde er Kanonikus des Kalocsaer Domkapitels, 1799 Abt von Bodrog-Monostor. In diesen Stellungen und Würden starb er am 17. Aug. 1811 zu Kalocsa, 79 Jahre alt, im Lande und außerhalb desselben als einer der gelehrtesten Männer anerkannt Sein Vermögen hinterließ er zu frommen Stiftungen un. zur Unterstützung studirender Jünglinge, besonders solcher, die sich dem geistlichen Stande widmeten.

Katona hat eine sehr große, überwiegend in das Gebiet der ungarischen Geschichte fallende schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Er schrieb meist in lateinischer, einiges auch in ungarischer Sprache. Seine selbständig erschienenen Werke sind in chronologischer Folge: Ladislai Thurotzii Hungaria suis cum regibus a P. Nicolao Schmidt aucta et ad nostra tempora continuata (Tyrnaviae 1768, 4.) — S. Josephus Calasanctius Scholarum Piarum institutor a Clemente XIII. inter sanctos relatus, nunc oratione panegyrica celebratus (das. 1769, 4).[1]) — Synopsis chronologica historiarum ad sublevandam memoriam historiophilorum (2 Theile, das. 1771 und 1775). — Historia critica primorum Hungariae ducum ex fide domesticorum et exterorum scriptorum concinnata (Pestini 1778). — Historia critica regum Hungariae ex fide domest. et exter. scriptor. Stirpis Arpadi, 6 Bde., das. 1779—1782. — Dasselbe Stirpis mixtae, 12 Bde., das. 1788—1793; und Anhang zu Band XI: Appendix de Singedon. et Taurun. contra Salagium (das. 1793). — Dasselbe Stirpis Austriacae, 22 Bde., I. und II. (Claudiopoli), III und folgende (Budae 1794—1817). — Synopsis historiae Romanorum Imperatorum in usum academicorum Hungariae (Tyrnaviae et Budae 1782). — Historia pragmatica Hungariae (2 Bde., Budae 1782 und 1784).[2]) — Dissertatio de mansuetudine evangelica (das. 1785). — Responsio ad epistolam commonitoriam M. Antonii Praepositi Brienicensis (das. 1785). — Examen vetustissimi Moraviae situs cum vindiciis anonymi Belae regis notarii (Pestini 1786). — Amicum responsum ad Hypercriticon Georgii Szklenar (Budae 1788). — Szent István Magyarok első királyának dicsérete (Lobrede auf den h. Stephan, den ersten König der Ungarn, Wien 1788). — Vetus Moravia rursus ad suos limites reducta (Budae 1789). — Ad amicum Augustanae Confessionis amici catholici de pacificatione Viennensi et Lincensi epistolae tres (das. 1790). — Vindiciae sacerdotum ex oratione Christophori Scheurl excerptae (ohne den Namen des Verfassers Pestini 1791). — Trenckii bilanx pondere vacua (das. 1790). — Dissertatio critica in Commentarium Alexii Horányi de sacra Hungariae corona (Budae 1790).[3]) — Larva pseudo-catholico,

---

5) Vgl. Wilh. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich (Berlin 1874), S. 247. — Emil Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter (Pest 1872), S. 84. 6) Nach einer nicht hinlänglich verbürgten Nachricht wurde das Stück 1826 in Fünfkirchen und 1828 in Kaschau gegeben. Die erste verbürgte Aufführung desselben erfolgte 1834 in Klausenburg, ohne nachhaltigen Erfolg, da die darstellenden Kräfte ihrer schwierigen Aufgabe nicht gewachsen waren. 7) Vgl. „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1883, Nr. 32.

1) Alle seine späteren Werke, außer der Chronologia, erschienen in 8. 2) Im J. 1784 erschienen in Pest die Epistolae exegeticae Georgii Pray, Stephani Katona et Danielis Cornides in dispunctionem Antonii Ganóczy, welche interessantes Material zur Geschichte der historischen Streitfragen am Schlusse des Jahrhunderts enthalten. 3) Gelegenheitsschriften, in denen Katona die über die ungarische Krone (welche nach Joseph's II. Tode nach Ungarn zurückgebracht worden war) in zahlreichen Schriften ausgesprochenen, großentheils irrigen Behauptungen einer gründlichen Kritik unterzog.

Antonio Abaffi scriptori virulento, detracta (das. 1791). — A magyar sz. koronárol D. Decsi Sámueltöl írt historiának megrostálása (Kritik der von Samuel Decsi verfaßten Geschichte der ungarischen Krone, das. 1793).[3]) — Epitome chronologica rerum hungaricarum, transylvanicarum et illyricarum ab anno 884 ad 1797 (3 Bde., Budae 1796—1798). Dazu: Appendix ad partem IIIam, Historia Francisci I., regis LI. S. l. et a. — Chronologia Regum Hungariae a S. Stephano usque ad Leopoldum II., s. l. et a. 4. — Historia metropolitanae Colocensis ecclesiae. Pars I. Archiepiscopi Colocenses ante cladem Mohatsiensem; pars II. Archiepiscopi post cladem illam cum Epilogo biographico de Colocensibus Canonicis et Parochis vivis et defunctis (Colocae 1800). — Orationes. Opus posthumum, erschien nach Katona's Tode, Pest 1813. — Außerdem zahlreiche handschriftliche Abhandlungen und zwei große Werke über „die durch ihre Schulen berühmten Städte Ungarns" und über „die ungarischen Schriftsteller aus der Gesellschaft Jesu", in den Bibliotheken des Rosenauer Domkapitels und des Budapester Nationalmuseums.

Katona hat sein ganzes langes Leben und seine reiche Muße dem kritischen Studium der ungarischen Geschichte, welche er mit eisernem Fleiße durchforschte, gewidmet und, abgesehen von seinen historischen Monographien, in den 42 Bänden seiner Historia critica ein gewaltiges Werk von epochemachendem Charakter und von bleibendem Werthe hinterlassen. Es ist das größte und inhaltreichste Werk über ungarische Geschichte, die gesammte Vergangenheit des ungarischen Volkes umfassend und die einzelnen Abschnitte mit möglichster Ausführlichkeit behandelnd. Katona ist kein Historiker in großem Stile; hierzu fehlt es ihm an geistvoller Auffassung und an bedeutenden Gesichtspunkten.[4]) Ihn fesselt nur das Detail als solches; die Auffassung einzelner Daten und Thatsachen ist ihm die Hauptsache. Daher wendet er seine Aufmerksamkeit besonders den (gerade in der ungarischen Geschichte) zahlreichen chronologischen und genealogischen Problemen zu und leistet eben in der Behandlung dieser Fragen sehr Bedeutendes. Besondern Werth erhält sein Werk noch durch die Fülle des gesammelten Stoffes, indem er nicht nur die vorhandenen Urkunden benutzt und neue Documente mittheilt, sondern auch die Ansichten älterer und zeitgenössischer Schriftsteller anführt und bespricht. Das Werk erhält durch diese Methode einen halb musivischen, halb encyklopädischen Charakter, ist und bleibt aber eben hierdurch zugleich eine wichtige Fundgrube historischen und kritischen Materials. Aber über den Kreis des vorhandenen Materials hinaus, wo die erhaltenen Documente nicht ausreichen, sondern tieferes Eindringen in den innern Zusammenhang der Dinge nothwendig wird, erweist sich Katona's Talent und Richtung als unzulänglich. Der Einfluß der Ideen auf den Gang der Geschichte war ihm unbekannt oder gelangt doch in seinem Werke nicht zur Geltung, auch ließ ihn sein confessioneller Standpunkt in kirchlichen Fragen selten zu wirklicher Objectivität gelangen. Doch mit dem Maßstabe seiner Zeit gemessen hat sich Katona auf dem Felde der ungarischen Geschichtsschreibung unstreitig unsterbliche Verdienste erworben und ein Werk geschaffen, das dem Historiker für alle Zeiten wichtig bleiben wird.

Hauptquellen: Georgius Fejér, Memoria St. Katonae (Pest 1812). — Joan. Nep. Stöger, Scriptores Provinciae Austriacae Societatis Jesu, Wien 1856, S. 170. — Ueber Katona als Historiker s. Alexander Flegler's treffliche Charakteristik in Sybel's „Historischer Zeitschrift", Bd. XVIII., 1867, S. 278—281.
(Gustav Heinrich.)

KATOPTRIK ist die Lehre von der Zurückwerfung oder Reflexion des Lichtes an den Trennungsflächen optischer Mittel. Diese kann entweder, wie an den meisten physischen Oberflächen, eine zerstreute oder diffuse Reflexion, oder auf polirten ebenen wie gekrümmten Flächen eine ganz regelmäßige Reflexion oder Spiegelung sein. Der Effect beider Arten von Reflexion für das Auge ist eine total verschiedene. Durch die diffuse Reflexion wird dem Beobachter nur die Gestalt und Natur der reflectirenden Oberfläche offenbar, aber er erhält im ganzen keinen Aufschluß über Lage und Gestalt des das ursprüngliche Licht aussendenden Körpers. Dahingegen bei der eigentlichen Spiegelung bleibt der Spiegel, insofern er ein vollkommener ist, dem Auge völlig unsichtbar, aber durch die bei dieser Reflexion entstehenden scheinbaren und wirklichen Durchschnitte der Strahlen der sogenannten optischen Bilder erhält man ein von Lage und Gestalt des Spiegels abhängiges Bild des das ursprüngliche Licht aussendenden Objects, und kann, wenn Lage und Gestalt des Spiegels bekannt sind, nach den Gesetzen der Spiegelung auch einen Schluß auf Lage und Gestalt des Objects ziehen. Der eigentliche Gegenstand der Katoptrik ist demnach die Darstellung der Gesetze der Spiegelung des Lichtes auf ebenen und gekrümmten Spiegeln. *(H. A. Weiske.)*

KATSCHARI-SPRACHE, auch Bodo genannt, gehört zum indo-chinesischen Sprachstamm und dürfte zu den näheren Verwandten des Garo gehören. Von seinen zahlreichen Dialekten ist nur das eigentliche Katschari eingehender dargestellt, das Meč durch dürftige Wörter- und Phrasensammlungen einigermaßen bekannt geworden.

Die Sprache besitzt die fünf Vocale a, e, i, o, u mit ihren Längen und folgende Consonanten:

k, k', g, g', ng
č, č', j, j'
t, t', d, d', n
p, p', b, b', m
h, s, š
r, l, y, w.

Wortaccente (Stimmbiegungen) scheinen zu fehlen.

Der Sprachbau ist lose agglutinirend, dem isolirenden Monosyllabismus noch nahe stehend, einfacher als der tibetische, an den er doch vielfach erinnert. Das

4) In dieser Beziehung überragt ihn sein Zeit- und Ordensgenosse Georg Pray (1723—1801), mit dem er übrigens viel Verwandtes hat.

Subject steht vor dem Prädicate, das Verbum hinter dem Objecte, Attribute treten nach, Postpositionen vertreten die Präpositionen.

Die Casus werden durch nachgefügte Hülfswörter ausgedrückt, der Genitiv durch ni, der Dativ durch no, der Accusativ durch k'o, der Locativ durch há, au, nau.

Das Pluralsuffix ist p'ūr, an welches die Casussuffixe antreten, z. B. hīwā no, dem Menschen, hīwā p'ūr no, den Menschen (pl.).

Die persönlichen Fürwörter werden wie die Substantive declinirt; sie lauten:

äng, ich	jong, wir
nang, du	nang čūr, ihr
bī, er, sie, es	bičūr, sie.

Die Zahlwörter scheinen nur von 1—7 zu reichen: 1 čē, 2 gnē, 3 t'ām, 4 brē, 5 bā, 6 dō, 7 sini. Sie treten hinter das Substantivum, zwischen beide aber werden sogenannte Numerativpartikel eingeschoben.

Der einfache Verbalstamm dient als Imperativ: t'äng, gehe! Die Zeiten werden durch Suffixe ausgedrückt: Präsens -go, Präteritum -ā, -syā, -bai, Futurum -nai u. s. w.

Eine Literatur besitzt die Sprache nicht. Eine reiche Wörtersammlung mit Abriß der Grammatik von B. H. Hodgson, Essay on the Kocch, Bódó and Dhimál Tribes (Calcutta 1847), ist abgedruckt in dessen Miscellaneous Essays relating to Indian subjects (London 1880), vol. I, pag. 1—160.

(*G. von der Gabelentz.*)

KATSCHER, preußische Stadt der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Leobschütz, welche 7 Kilom. im Osten von Peterwitz in 234 Met. Höhe an der Troje liegt. Der Ort, mit zwei katholischen Kirchen, hat 3860 Einwohner, worunter 74 Evangelische und 179 Juden sind (in 230 Wohnhäusern), welche Wollweberei treiben und einen Gipsbruch bearbeiten. Die Stadt nebst dem Districte Katscher gehörte zum österreichischen Erzbisthum Olmütz, da sie früher ein Theil des Fürstenthums Teschen war; mit diesem kam sie 1289 unter böhmische Oberherrschaft, 1554 an das Erzbisthum Olmütz, und wurde bis 1742 als mährisches Gebiet betrachtet. Noch jetzt nennt man den District Preußisch-Mähren. (*G. A. von Klöden.*)

KATSCHINZEN (Katschynzen) sind in Mittelsibirien nomadisirende Tataren. Die Tataren werden in verschiedene Stämme getheilt, zerfallen aber thatsächlich, d. h. ihren Gesichtszügen nach, nur in die tobolsker und tomsker Tataren und in die ujgurischen Tataren. Die letzteren nun nennen sich wiederum Abakanzer, Kizylzer, Tschulymer, Katschinzen u. s. w., gewöhnlich vom Flusse, häufig aber auch, wie die in der Barabasteppe hausenden Barabinzer von der Gegend, in welcher sie wohnen, oder wie die beiden zuerst genannten, von den Mittelpunkten ihrer Verwaltung Abakarsk, Kizylsk, die sogenannte Steppenverwaltungen (Stepnaja duma) sind. Wenn man also von Katschinzen, Tschulymer u. s. w. spricht, so heißt dies nur „die an der Katscha, am Tschulym u. s. w. nomadisirenden Tataren".

Die ganze Länge des Flüßchens Katscha beträgt nur 65 Kilom. Wenn man nun die Breite des Flüßchens und seines ganzen Flußgebietes auf höchstens 7 Kilom. veranschlagt, so erhalten wir einen Umfang von 455 Quadratkilom. Von dieser Fläche geht der Raum ab, den die Stadt Krasnojarsk und ihr Territorium, sowie das 7 Kilom. lange Dorf Essanlowska und das zu ihm gehörige Territorium einnehmen, sowie der Raum von 25 Kilom., welcher zwischen den beiden Ortschaften liegt. Wenn wir noch bedenken, daß der Rest sehr bewaldet und theilweise auch gebirgig ist, so sehen wir, daß kein großer Steppenraum übrigbleibt, auf dem sich große Heerden zahlreicher Katschinzen herumtummeln und ernähren könnten.

Ehedem war dies jedenfalls anders. In früheren Zeiten ungemein zahlreich, wagten sie es, zwischen den Jahren 1628 und 1641 zweimal, die russischen Eindringlinge aus ihren Stammesländereien zu vertreiben, wurden jedoch von dem Kosackenataman Kolzow, das zweite mal vom Wojwoden Kobilski in die Flucht geschlagen und genöthigt, sich in die dichten Wälder zurückzuziehen. Auch spätere Angriffe, namentlich auf die in ihrem Gebiete gegründete Stadt Krasnojarsk wurden mit großem Verluste ihrer Stammesangehörigen abgeschlagen, bis sie sich endlich im J. 1833 den Russen völlig zu unterwerfen und sich verbindlich zu machen hatten, dem Weißen Zaren hinfort einen Tribut (Jassak) zu zahlen, der meist aus Pelzwerk besteht. In Bezug auf ihre religiösen Anschauungen sind die Katschinzen, wie die ujgurischen Tataren überhaupt, dem Namen nach zwar der griechisch-katholischen Kirche beigetreten, doch bei alledem noch immer von Herzen Bekenner des Schamanismus. Sie verehren einen guten Geist, dessen Bild die Sonne, das Licht, ist, doch glauben sie auch an einen bösen, schwarzen Gott, dem sie Opfer vom Blute geschlachteter Thiere darbringen. Dem guten Geiste werden ausschließlich weiße Thiere und Milch dargebracht, da derselbe andere Opfer verschmäht. Der böse Gott ist Richter der Dahingeschiedenen und wohnt tief unter der Erde, oder aber auf dem Boden eines gewissen großen Binnensees.

Im Gebiete der Katschinzen findet man Spuren von verschiedenen Metallfabrikationen der alten Bewohner, oft auch sehr reiche heidnische Grabhügel. Es ist schwer zu glauben, daß ihre Vorfahren, ebenfalls Nomaden, sich mit solchen Arbeiten beschäftigten, jedenfalls müssen dies also Ueberreste von noch älteren Bewohnern dieser Gegenden gewesen sein, namentlich von Mandschuren oder Dauren, welche in Daurien viele Spuren von ihren Metallarbeiten hinterlassen und Ackerbau getrieben haben.

Die Gräber dagegen schreiben die Katschinzen ihren Vorfahren zu, und sehen es deshalb sehr ungern, wenn eines derselben geöffnet oder gar geplündert werden soll. Die reichsten von diesen Gräbern befinden sich in der Nähe des Abakan und Tschernoi Fuß. Zuweilen findet man in denselben neben den Menschenknochen und -schädeln auch Pferdeschädel, Schafknochen, Verzierungen an Pferdezäumen, Steigbügel, Gürtel, Streitäxte, Lanzen, Pfeile,

Götzen, Urnen und andere Gegenstände, Ohrgehänge u. dergl. m., welche letztere bei einem Reichen aus Gold und Silber, bei Aermeren aus Eisen und rothem Kupfer sind.

Die eigentlichen Katschinzen theilen sich in 6 Geschlechter (Aimaki) ein, deren jedes seinen Aeltesten (Baschlyk), meistens aus edeln Familien wählt. Die Baschlyks sammeln den Tribut (Jassak) ein und liefern denselben an die russischen Bevollmächtigten ab, bei welcher Gelegenheit sie von den Kronbeamten ein Pferd und etwas Branntwein zum Geschenk erhalten.

Sie nomadisiren im Sommer und Winter in Jurten, welche sie im Sommer mit Birkenrinde, im Winter aber mit Filzen bedecken. Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht und Jagd, auch bauen sie, um Grütze daraus zu bereiten, etwas Gerste und sibirischen Buchweizen. Die Viehzucht beschränkt sich auf Pferde, Hornvieh und Schafe. Wegen des ihnen noch verbleibenden, wenig umfangreichen Weidedistricts können sie keine großen Heerden halten. Die Weiber spinnen Wolle und Nesselfasern, weben grobes Tuch und Leinwand und nähen Kleider. Die Männer kleiden sich tatarisch und die Tracht der Weiber ist der der Burjatinnen sehr ähnlich.

Die Katschinzen nehmen so viele Weiber, als sie ernähren und bezahlen können, jedoch selten mehr als deren vier. Der Brautpreis (Kalym) ist 5—50, auch wol 100 Stück Vieh. Arme Liebhaber verdienen ihre Bräute in drei bis fünf Jahren durch Hüten des Viehs, Jagen, Holzfahren u. s. w. Oft werden ihnen indessen die Bräute von Reicheren entführt, und sie bekommen dann für ihre Dienste nichts als eine geringe Entschädigung. Häufig ziehen die Werber indessen das kürzere Verfahren des Raubes der Braut vor, was meist mit Einwilligung der letzteren geschieht. Gelingt der Raub, so erscheint das junge Paar nach einigen Tagen in der Jurte der Aeltern der Braut, wo nun ein Schmaus, zu welchem Nachbarn und Freunde geladen werden, das Fest beschließt. Die Kosten des Schmauses trägt natürlich der Bräutigam. Die Mutter der Braut ertheilt den Scheidenden den Segen und schwingt bei dieser Gelegenheit einen Eimer und einen Schöpflöffel, was wol symbolisch den Wunsch ausdrücken soll, daß das junge Paar immer durch volle Eimer Milch erfreut werden, immer recht viel aus ihnen zu schöpfen haben soll.

Etwas anders gestalten sich die Sachen, wenn dem Bräutigam die Entführung nicht gelingt, wenn er von dem Vater der Braut und denen, die mit diesem Jagd auf das entflohene Paar machen, ergriffen war. Nun wird ihm die Braut abgenommen, und er hat an ihren Vater den Kalym zu zahlen. Wird der Kalym zurückgesendet, so ist die Bewerbung abgelehnt, andernfalls aber ist der Wunsch des jungen Mannes erhört. Die Jagd hinter dem entflohenen Paare ist meist nur Schein, und es wird nur ereilt, wenn es bei der Flucht ungeschickt zu Werke gegangen ist. Beim Ereilen findet oft ein Scheinkampf statt, der selten in wirklichen Kampf ausartet. Wenn der Räuber siegt, muß er doch dem Vater der Braut den Kalym geben. So verlangt es die Sitte.

Das Christenthum hat selbst bei denen, die es angenommen haben, noch so wenig Einfluß geübt, daß dem Neugeborenen der Name des ersten besten Gegenstandes, der sich bei der Geburt zufällig zeigt, oder einer Person, welche gerade in die Jurte kommt, gegeben wird.

Die Wiege des Kindes besteht aus Birkenrinde, ihr Boden ist ein netzartiges Geflecht aus Riemen, oder auch ein Leder, in welches Löcher geschnitten sind.

Unter den Katschinzen richten die Pocken zuweilen große Verwüstungen an. Die Todten begraben sie in Kleidern ohne Särge, auch geben sie ihnen einiges Geräth mit ins Grab, und auf dem Grabhügel lassen sie eine Trinkschale stehen, aus welcher bei den nach Verlauf eines Jahres daselbst anzustellenden Besuchen wacker gezecht wird. An Charakter sind die Katschinzen gutmüthig, phlegmatisch, gastfrei und dankbar für jede ihnen erwiesene Wohlthat und Hülfe, während sie gern und schnell jedes ihnen zugefügte Unrecht vergessen. Dagegen sind sie aber auch faul, unreinlich und zum Trunk geneigt. Noch wird ihnen große Ehrlichkeit nachgerühmt, sodaß sich selten einer findet, der sich fremdes Eigenthum, sei es durch Diebstahl oder Betrug, aneignet. Sie halten alles das für Sünde und Verbrechen, was dem Nächsten Schaden verursacht; dagegen sollen sie Blutschande nicht für ein Verbrechen halten, da ja hierdurch niemand geschädigt wird. Diese Ansicht herrscht auch bei den Mongolen. Selten findet man einen Katschinzen oder andere südsibirische Tataren wegen eines andern Verbrechens im Gefängnisse, es müßte denn sein, daß er während einer Prügelei, die den Schluß jedes Schmauses bildet, einen Andern gröblich mishandelt oder gar getödtet hätte.

(Richard Oberländer.)

KATTE (von Katte, Katt, auch Grafen von Katte). Dieses gräfliche Geschlecht gehörte zum Grafenstand des Königreichs Preußen (Diplom vom 6. Aug. 1740). Das Wappen: in Blau eine springende im Maul eine Maus haltende Katze. Die Kattes sind im Mittelalter aus den Niederlanden nach den Elbgegenden eingewandert und breiteten sich im Brandenburgischen, Magdeburgischen, Bremischen und in Schlesien aus; auch nach Dänemark und Schweden kamen sie. Das brandenburgisch-preußische Geschlecht theilte sich in die Häuser Wust und Zolchow (Güter im Kreise Jerichow II. des magdeburger Regierungsbezirkes).

I. Das Haus Wust.

Hans, herzoglich sachsen-koburgischer Hofmarschall, am Ende des 17. Jahrh., hinterließ zwei Söhne: Heinrich Christoph und Hans Heinrich. Heinrich Christoph (gestorben 1760) wurde Wirklicher Geheimer Staats-Kriegsrath und hatte drei Söhne: Johann Friedrich (gestorben 1764 als Generallieutenant a. D.), Berndt Christoph (gestorben 1778 als Generalmajor a. D.), Karl Aemilius (gestorben 1757 als Oberst eines Dragonerregiments). — Hans Heinrich (geboren 1681, von Friedrich II. durch Diplom vom 6. Aug. 1740 in den Grafenstand erhoben, gestorben als preußischer Generalfeldmarschall im J. 1741) war in erster Ehe vermählt mit Dorothea Sophie, Tochter des preußischen Feldmar-

schalls Grafen Alexander von Wartensleben. Aus dieser Ehe stammte der durch sein trauriges Geschick bekannte Hans Hermann. Hans Heinrich war in zweiter Ehe mit Elisabeth von Bredow vermählt. Mit dem letzten Sohne aus dieser Ehe, der 1748 starb, erlosch der Mannsstamm der gräflichen Linie.

Hans Hermann von Katte hatte auf dem Pädagogium in Halle studirt und sollte sich nach der ursprünglichen Absicht des Vaters dem Rechtsfache widmen; da aber bei der stark ausgeprägten Neigung Friedrich Wilhelm's I. für das Militär nur der Dienst im Heere Aussicht auf eine glänzende Laufbahn bot, so wurde der ursprüngliche Plan aufgegeben und der junge Katte, der nach Beendigung seiner Studien noch einige Zeit auf Reisen geschickt worden war, trat in das Regiment Gens-d'armes ein. Sein Aeußeres war wenig einnehmend. „Sein Gesicht war mehr abstoßend als anziehend", schreibt die Markgräfin von Baireuth, „ein Paar schwarze Augenbrauen hingen ihm fast über die Augen. Sein Blick hatte etwas Unheimliches, was ihm sein Schicksal prophezeite. Eine dunkle, von den Blattern gezeichnete Haut vermehrte seine Häßlichkeit."[1]) Seine geistigen Fähigkeiten aber waren nicht unbedeutend. Er setzte beim Militär seine Studien fort, las und musicirte; und während im preußischen Offiziercorps im allgemeinen ein roher Wachtstubenton herrschte, suchte er durch Verkehr mit guter Gesellschaft seine Sitten zu bilden. Dabei war er aber unbesonnen, leichtfertig, um nicht zu sagen liederlich, eitel und ehrgeizig. Durch sein ausschweifendes Leben und wegen Insubordination zog er sich mehrfach Rügen zu. Kronprinz Friedrich, dessen Freund Keith nach Wesel versetzt worden war und dem es besonders darum zu thun war, bei Ausführung seiner geplanten Flucht einen zuverlässigen Menschen zu haben, fand Geschmack an dem Umgange mit dem jungen Offizier, schloß sich eng an ihn an und weihte ihn in seine Geheimnisse ein. Katte suchte die Pläne des Prinzen nach Kräften zu fördern. Er hat wol später beim Verhör den Versuch gemacht, sein Verhältniß zum Prinzen in einem andern Lichte darzustellen und sich zu rechtfertigen[2]); allein solchen Rechtfertigungsversuchen widersprechen die Thatsachen. Anfangs war geplant worden, von dem sächsischen Feldlager aus, wohin der König mit Gefolge Ende Mai 1730 abgegangen war, zu entweichen; Katte bat den sächsischen Minister Grafen von Hoym um Postpferde für Offiziere, die incognito nach Leipzig reisen wollten. Der Minister machte Schwierigkeiten, weil er Verdacht geschöpft hatte. Auch dem Oberstlieutenant von Rochow, dem die besondere Aufsicht über den Prinzen übertragen worden war, fiel dessen Benehmen auf und er argwöhnte einen Fluchtversuch. Er theilte Katte seinen Argwohn mit, dieser aber suchte ihn zu beruhigen. Ueber das Ziel der Flucht waren die Vertrauten noch nicht einig. Katte hatte ursprünglich vorgeschlagen, der Prinz sollte von Leipzig über Frankfurt a. M. nach Straßburg reisen und eine vorläufige Zuflucht auf einer der Besitzungen des Grafen von Rothenburg suchen, der früher französischer Gesandter am preußischen Hofe gewesen war. Des Prinzen Hoffnung aber war immer noch mehr auf England gerichtet, und da gerade der englische Legationssecretär Gui Dickens aus dem sächsischen Lager nach London reiste, so beauftragte er diesen, in London anzufragen, ob er dort auf Aufnahme und Schutz rechnen dürfte. Die Flucht nach Frankreich wurde aufgegeben und die Rückreise nach Berlin angetreten. Gui Dickens hatte nach seiner Rückkehr aus London eine Unterredung mit dem Prinzen eines Abends um 10 Uhr unter dem großen Portal des berliner Schlosses. Katte ging während derselben auf und ab, um Wache zu halten. Der Bescheid von König Georg II. lautete entschieden ablehnend: er wolle nicht den Schein auf sich laden, als ob er den Prinzen verführt hätte. Dieser aber gab die Hoffnung noch nicht auf. Katte sollte um die Erlaubniß nachsuchen, als Werbeoffizier ins Ausland zu gehen und dann nach London als Unterhändler für Friedrich reisen. Er war bereits im Besitze eines Beglaubigungsschreibens von diesem. Aber auch von diesem Plane wurde Abstand genommen und beschlossen, daß der Prinz vom Rhein aus, wohin er den König auf seiner Reise begleiten mußte, nach Frankreich entweichen sollte. Zur endgültigen Verabredung reiste Katte ohne Urlaub zum Prinzen nach Potsdam. Er nahm dessen Kostbarkeiten und Briefschaften an sich. Am 16. Juli reiste Friedrich ab; Katte sollte folgen, wenn er im Besitze des Werbepatents wäre. Das Gesuch um dasselbe wurde ihm jedoch abgeschlagen und er erhielt von seinem Obersten von Pannewitz, der, wie Katte an Friedrich schrieb, vielleicht von Herrn von Rochow gewarnt worden war, nicht einmal die Erlaubniß zu einer Reise nach Magdeburg. Friedrich benachrichtigte ihn, er sollte in Berlin bleiben, bis er hören würde, daß ihm seine Flucht gelungen wäre. Katte traf nun seine Vorbereitungen, sprach aber von den Absichten des Prinzen und seiner Verbindung mit ihm mit so leichtfertiger Offenheit, daß der beabsichtigte Fluchtversuch in Berlin offenes Geheimniß war. Der Fluchtversuch des Kronprinzen mislang und Katte wurde verhaftet. Er hätte sich noch retten können. Erst am 16. Aug. traf die officielle Nachricht von der Verhaftung des Prinzen und der Haftbefehl gegen Katte vom König ein. Der Minister von Grumbkow hatte schon am 15. Kenntniß von den Vorgängen während der Reise des Königs und theilte sie mehrern Freunden mit. Auch der dänische Gesandte, Herr von Löwenöre, hörte davon und rieth Katte, sich so bald als möglich in Sicherheit zu bringen. Oberst von Pannewitz zögerte drei Stunden mit der Vollstreckung

1) Im charlottenburger Schlosse befindet sich ein Porträt Katte's.

2) Schon früher ließ er der Königin, die über die Absichten ihres Sohnes besorgt war, die beruhigende Mittheilung machen, solange er beim Kronprinzen in Gnade stehe, werde er sich bemühen, alle unheilvollen Entschlüsse, welche dieser fassen könnte, abzuwenden; nur müsse er zuweilen den Schein annehmen, als ginge er in dessen Absichten ein, um ihn leichter davon abzubringen. Den Kronprinzen ließ er später durch den Feldprediger Müller daran erinnern, wie er ihm im sächsischen Lager und noch in der letzten Nacht in Potsdam wegen der Flucht bewegliche Vorstellungen gemacht habe.

des Haftbefehles, um Katte Zeit zur Flucht zu lassen. Dieser hatte einen Sattel bestellt, in welchem er Geld und Papiere bergen konnte. Der Sattel war aber nicht zur rechten Zeit fertig geworden, und als Katte endlich das Pferd besteigen wollte, erschien der Oberst von Pannewitz und nahm ihn fest. Am 27. Aug. kam der König nach Berlin zurück und Katte wurde sofort zum Verhör vor ihn gebracht. Sein Anblick erregte die höchste Wuth des Königs, der ihm das Johanniterkreuz vom Halse riß und ihn blutig schlug. Das Kriegsgericht über den Kronprinzen und seine Mitschuldigen trat zu Köpenick am 25. Oct. unter dem Vorsitze des Generallieutenants von der Schulenburg im dortigen Schlosse (jetzt Schullehrerseminar) zusammen. Es bestand aus drei Generalmajors (von Schwerin, von Dönhoff, von Linger), drei Obersten (von Derschau, von Stedingk, von Wonholtz), drei Oberstlieutenants (von Weyher, von Schenck, von Milagsheim), drei Majors (von Einsiedel, von Lestwitz, von Lüderitz), drei Hauptleuten (von Itzenplitz, von Pudewels, von Jeetze). Am 27. wurde das Urtheil gefällt. Ueber Friedrich zu urtheilen, erklärte sich das Gericht für incompetent; der Spruch gegen Katte lautete so: „Da übrigens, was des Cron-Printzen vorgenommene Flucht anlanget, der Inquisit nicht nur, wie oberwehnet, davon völlige Wißenschafft gehabt, aber verschwiegen, sondern auch selbst dabey Anschläge gegeben, und zur praeparation durch Annehmung der Sachen, Verfertigung des Kleydes, und sonst, wie aus obigen Umständen erhellet, behülfflich gewesen, ja selbst geglaubet, daß er den Cron-Printzen dadurch, daß er Ihm Hoffnung gemacht, er, Inquisit, werde Uhrlaub zur Werbung bekommen, also unter diesen praetext das Dessein mit den Cron-Printzen ausführen können, denselben in solchen Vorsatz gestärcket, und sich auf allerley Arth zur Ausführung der vorgehabten Flucht, auch so gar durch eine Reyse nach Engelland wollen gebrauchen laßen; Mithinn darinnen der vornehmste Vertraute des Cron-Printzen gewesen, und zugleich gewust, daß der Cron-Printz den Lieutenant von Kait (d. h. Keith) in solche Sache mitgezogen, und derselbe mitgehen wollen, aber auch dieses verschwiegen, und bey solcher cachirung der Sache geblieben, da Ihm so gar von dem Dähnischen Envoyé, General von Löwenohr, Vorhaltungen des auf Inquisiten fallenden Verdachts geschehen, und also hieraus nichts anders zu schließen, als daß es sein rechter ernster Vorsatz gewesen zu desertiren, und mit den Cron-Printz fortzugehen. Aus dieser Sache aber, da sie nicht zu Stande gekommen, sondern durch Gottes Schickung und Gnade gehindert worden, bereits S. K. M. und Dero Königl. Hauß und Lande in Unruhe und Betrübniß gesetzet worden, und wann es zu Werck gekommen wäre, noch andere Sviten daraus hätten entstehen können; Und daher der Inquisit einer harten Straffe werth ist: Jedoch aus deßfalls denen Rechten nach, und zu S. K. M. Erbarmung über ihn, zu erwegen ist, daß diese Entreprise zu keinen wirkl. Effect gekommen, viele Jugend Projecte mit untergelauffen, eine hertzliche Reue von den Inquisiten, welcher es auch freywillig bekant hat, bezeuget, und des Königs Gnade mit sehr beweglicher Vorstellung gebethen wird, Als wird Inquisit Katte dieses seines Verbrechens wegen mit ewigen Vestungs Arrest billig bestraffet." Der König war mit diesem Urtheil nicht einverstanden. Er erließ am 30. von Wusterhausen aus folgenden Befehl: „Votum regis. Sie sollen recht sprechen, und nit mit dem Flederwisch darüber gehen, da Katte also wohl (unleserlich), soll daß Kriegsgerichte wieder zusammenkommen und (unleserlich) anders sprechen. F. W." Auf der Rückseite des Blattes stand: 5. Buch Mose, Kap. 17, V. 8—12. — 2. Buch Samuelis, Kap. 18, V. 10—12. — 2. Buch Croni, Kap. 19, V. 5. 6. 7. — Das Kriegsgericht trat sofort am 31. Oct. zusammen und blieb bei seiner Entscheidung. Da stieß der König eigenmächtig das Urtheil um. Am 2. Nov. wurde Katte von der Gensd'armeswache nach der Auditoriatsstube am Neuen Markt geführt, um sein Urtheil zu vernehmen. Nachdem ihm das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen ihn mitgetheilt war, wurde ihm ein Schreiben des Königs vorgelesen, dessen ihn betreffender Inhalt so lautete: „Was die Lieutenant Katten und deßen Verbrechen, auch die von dem Krieges-Recht deshalb gefällte Sentenz anbelanget, so seynd S. K. M. zwar nicht gewohnt, die Krieges-Rechte zu schärffen, sondern viel mehr, wo es möglich, zu mindern. Dieser Katte aber ist nicht nur in meinem Dienst Officier bei der Armée, sondern auch bey die Guarde Gens d'armes, Und da bey der gantzen Armée alle meine Officiers Mir getreu und hold seyn müßen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Officiers von solchen Regimentern, in dem bey solchen ein großer Unterschied ist, denn sie immediatement an S. K. M. Allerhöchsten Persohn und Dero Königlichen Hauße attachiret seyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge seines Eydes. Da aber dieser Katte mit der künfftigen Sonne tramiret zur Desertion, mit fremden Ministern und Gesandten allemahl durch einander gesteckt und er nicht davor gesetzet worden, mit den Cron-Printzen zu complottiren, au contraire es S. K. M. und Dero General Feld-Marschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wißen S. K. M. nicht, was vor kahle raisons das Kriegs-Recht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hätten. S. K. M. werden auf die Arth Sich auf keinen Officier, noch Diener, die in Eydt und Pflicht seyn, sich verlaßen können, denn solche Sachen, die einmahl in der Weldt geschehen seyndt öffters geschehen können, es würden aber alßdann alle Thäter den praetext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und guth durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müße; S. K. M. seynd in der Jugend auch die Schule durchgelauffen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernet: fiat justitia et pereat mundus. Allso wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangen crimen laesae Majestatis mit glüenden Zangen gerißen und auffgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration seiner familie mit dem Schwerdt von leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden,

daß es S. K. M. leydt thäte, es wäre aber beßer, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Weldt kähme.

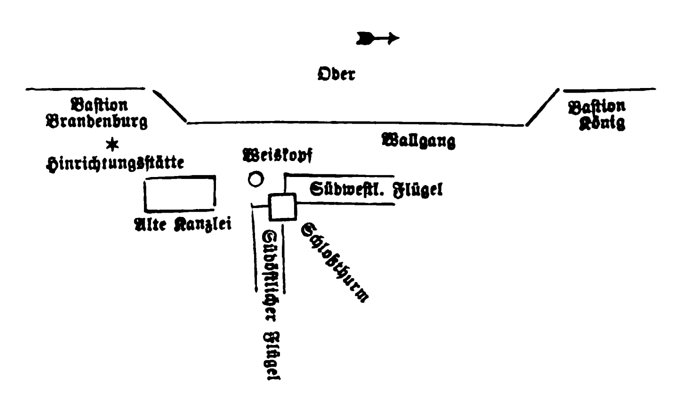
Wusterhausen, den 1. Nov. 1730. F. Wilhelm."

Die Execution sollte am 6. Nov. in Küstrin, und zwar, wie gewöhnlich angegeben wird, vor den Augen des Kronprinzen, der dort im Schlosse gefangen saß, vollzogen werden. Die Zeit bis zu seiner Abreise dorthin benutzte der Verurtheilte, um von seinen Angehörigen schriftlich Abschied zu nehmen; auch machte er noch einen Versuch, vom König Begnadigung zu erlangen. Er erhielt keine Antwort. Gleich erfolglos waren die Bitten seiner Aeltern und seines Großvaters, des Feldmarschalls von Wartensleben. Am 3. Nov. escortirte ein Commando von 30 Mann vom Regiment Gensd'armes, unter Führung des Majors von Schack, den Verurtheilten, der mit dem Feldprediger Müller in einer verschlossenen Kutsche saß, nach Küstrin. Ueber die letzten Stunden Katte's und seine Hinrichtung haben wir die Berichte des Majors von Schack und des küstriner Garnisonpredigers Besser, der mit dem Feldprediger Müller den Katte auf seinem letzten Gange begleitete, an den Vater Katte's. Schack schreibt: „Wie wir nach zwei Uhr Nachmittage in die Stadt kamen, stund der Commandant an dem Thore, ließ uns da halten und aussteigen, nahm den seligen Herrn von Katte bei der Hand und führte ihn die Treppe zum Wall hinauf, allwo eine Stube über dem Thore mit zwei Betten, eines für ihn, das andere für den Prediger präpariret war. Der Commandant sagte mir, daß wir ihn daselbst ferner in unserer Verwahrung behielten, und wies mir, wo ich unsere Posten setzen konnte. Den andern Tag (6. Nov. 1730) morgens um 7 Uhr sollte die Execution vor sich gehen, und ich sollte nach der Königl. Ordre, so er mir zeigte, mit dem ganzen Commando zu Fuß den seligen Herrn von Katte in den Kreis (so von 150 Mann von der Garnison gemacht wurde), hinbringen.... Das Commando nahm ihn in die Mitte; der eine Prediger ging zur Rechten, der andere zur Linken, beteten und sprachen ihm immer vor. Er hielt ganz frei und munter den Hut unterm Arm, nicht gezwungen noch affectirt, sondern ganz natürlich. Er ward ein paar hundert Schritt längs dem Wall geführt, allwo auf dem Wall der Kreis formiret war, und waren die Zugänge des Walls besetzt, so daß wenig Menschen oben waren. Im Kreise ward ihm nochmalen die Sentenz vorgelesen, ich kann aber hoch versichern, daß ich vor Betrübniß nichts gehört habe und wüßte nicht drei Worte zusammen zu bringen. Bei Verlesung der Sentenz stund er ganz frei; wie solches vorbei war, frug er nach den Offiziers von den Gensd'armes, ging ihnen entgegen und nahm Abschied von ihnen. Hernach ward er eingesegnet, darauf gab er die Peruque an meinen Kerl (Burschen), der ihm eine Mütze darreichte, ließ sich von meinem Kerl den Rock ausziehen, die Halsbinde aufmachen; riß sich selber das Hemd herunter ganz frei und munter, als wenn er sich sonst zu einer serieusen Affaire präpariren sollen, ging hin, kniete auf den Sand nieder, rückte sich die Mütze in die Augen, fing selbst laut an zu beten: Herr Jesu, Dir leb ich u. s. w. Weil er aber meinem Kerl gesagt, er solle ihm die Augen verbinden, sich aber hernach resolviret, die Mütze in die Augen zu ziehen, so mein Kerl nicht wußte, so wollte mein Kerl, so erschrecklich konsterniret war und nicht sah, daß er die Mütze in die Augen gezogen, noch immer verbinden, bis er mit der Hand winkte und den Kopf schüttelte. Darauf fing er nochmalen an zu beten: Herr Jesu u. s. w., welches noch nicht aus war, so flog der Kopf weg, welchen mein Kerl aufnahm und wieder an seinen Ort legte..... Sein Sarg, worin er geleget worden, ist von Eichenholz mit schwarzen Leisten und sechs verzinneten Handgriffen gewesen, mit welscher Leinwand inwendig ausgeschlagen. Wie er durch hübsche Bürgersleute eingeleget worden, ist er mit einem von derselben Leinewand gemachten Sterbekittel bedeckt und bei dem Kinn herum fest gemacht worden. Nachgehends ist er durch die zwölf Bürgersleute auf einer Todtenbahre mit schwarzem Tuch behangen nach dem Armenkirchhof getragen und daselbst begraben worden, allwo bereits mehrere Offiziere von der Garnison liegen, so daselbst gestorben." — Besser schildert zunächst die Standhaftigkeit Katte's und fährt dann fort: „Er erblickte endlich nach langem sehnlichen Umhersehen seinen geliebtesten Jonathan Ihro Königliche Hoheit den Kronprinzen am Fenster des Schlosses, von selbigem er mit höflichen und verbindlichen Worten in französischer Sprache Abschied nahm mit nicht geringer Wehmuth. Er hörte ferner seine abgefaßte Todessentenz durch den Herrn Geheimerath Gerbett unerschrocken vorlesen. Da solche geendiget, nahm er vollends Abschied von denen Herren Offiziers, besonders dem von Asseburg, Holzendorf und dem Kreise, empfing die letzte Absolution und priesterliche Einsegnung mit großer Devotion, entkleidete sich selbst bis aufs Hemde, entblößte sich den Hals, nahm seine Haartour vom Haupte, bedeckte sich mit einer weißen Mütze, welche er zuvor zu dem Ende bei sich gesteckt hatte, kniete nieder auf den Sandhaufen, rief: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! und als er solcher Gestalt seine Seele in die Hände seines Vaters befohlen, ward indem das erlösete Haupt mit einem glücklich gerathenen Streich durch die Hand und Schwert des Scharfrichters Coblentz [3]) vom Leibe abgesondert $1/_4$ auf 8 Uhr den 6. Nov. 1730. Ich nahm ferner nichts mehr wahr als einige Zuckungen des Körpers, so vom frischen Geblüt und Leben herrührten. Wenig zusammengelaufene Leute sah man außer dem Kreise auf dem Walle und in denen Fenstern, und noch weniger von Extraction waren zugegen, weil viele solches theils nicht geglaubet, theils nicht gewußt, theils es anzusehen Bedenken getragen. Der Körper und Haupt ward mit einem schwarzen Tuch bedecket, bis er von denen besten und vornehmsten Bürgern dieser Stadt aufgehoben, in einen beschlagenen Sarg geleget und auf hiesigem Gottesacker in der sogenannten kurzen Vorstadt neben einem andern Offizier von hiesiger Garnison, so

3) Preuß (Friedrich's Jugend S. 98) nennt den küstriner Scharfrichter Johann Peter Heyl als Vollstrecker der Hinrichtung. Coblentz hieß der damalige berliner Scharfrichter.

nicht lange vorher beerdigt ward, eingesenkt wurde Nachmittags um 2 Uhr.“ — Ein dritter wichtiger Bericht ist der des Obersten von Münchow, der ihn allerdings erst ungefähr 60 Jahre nach dem Ereigniß aufgezeichnet hat. Er war der jüngste Sohn des damaligen küstriner Kammerpräsidenten von Münchow und 1730 ungefähr sechs Jahre alt. Er schreibt (bei Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg, 5. Bd., Anhang): „Ich habe mit meinen Augen das Blut von Katte's Enthauptung in die Höhe spritzen sehen; der Eindruck war in mir zu stark, um je in meinem Gedächtniß zu erlöschen... Es ist in der Anekdotensammlung (Nikolai über Friedrich den Großen) falsch, wenn daselbst gesagt wird, der Kronprinz habe müssen die Enthauptung des Lieutenants von Katte mit ansehen. Er ist nicht aus dem Zimmer des Schlosses gekommen, welches mein Vater zu diesem Arrest abgetreten hatte. Aus diesem Zimmer aber konnte nicht der Richtplatz gesehen werden. Eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Aussicht dahin. Katte ward durch eine militärische Wache zum Richtplatz auf den Wall geführt. Der Zug ging vor dem Schlosse vorüber. Der Prinz, in dessen Zimmer der Commandant General Löpel und mein Vater in diesem Augenblick, ich weiß nicht ob auf Befehl oder aus eigener Fürsorge, gegenwärtig waren, drängte sich zum Fenster, öffnete es, als der Zug ankam, und rufte laut diese Worte: pardonnez moi, mon cher Katte! Dieser antwortete: la mort est douce pour un si aimable Prince! Nun trat der Prinz vom Fenster mit thränenden Augen ab und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Eine Ohnmacht wollte ihn anwandeln, mein Vater hatte sich mit Schlagwasser (Eau de Cologne) versehen, nöthigte ihn zum Einnehmen, und ehe dies vollzogen ward, lag Katte's Haupt schon vom Körper getrennt auf dem Sandhaufen, der von der Ecke des Schlosses oder des Prinzen Arrestzimmer etwa 30 bis 50 Schritt entfernt, aber durch eine alte hohe Mauer dergestalt separiret ward, daß er nicht gesehen werden konnte. Der Commandant verließ den Prinzen; mein Vater ließ sich mit verschließen, und ein Arzt und ein Feldscheer wurden den Tag über im Schlosse von meiner Mutter insgeheim gehalten. Mein Vater verließ den Prinzen erst tief in der Nacht, als derselbe eingeschlafen war. Wäre ein Befehl gewesen, daß der Prinz die Enthauptung ansehen sollte, so hätte es der oft benannte Commandant, der sehr pünktlich alle Befehle vollzog, um so gewisser gethan, da es sehr leicht war, denn aus dem Arrestzimmer ging eine Thür und Treppe nach einem am Schlosse zur Defension desselben angebauten erhabenen Orte, den man den Weiskopf nannte, und welcher ehemals unter dem Markgrafen Hans zu einem Richtplatze für Staatsverbrecher angelegt worden war. Er durfte ja Katten nur daselbst richten oder den Prinzen zum Zusehen dahin führen lassen. Ich selbst, der dies schreibet, habe von diesem sogenannten Weiskopf, den mir meine Aeltern zum Garten und Spielplatze erlaubet hatten, das Blut von Katte in die Höhe springen sehen.“

Die Frage, wo Katte hingerichtet worden ist, und ob Friedrich der Hinrichtung selbst zugesehen hat, ist gründlich erörtert vom Divisionspfarrer Hoffbauer zu Küstrin (Jahresberichte und Mittheilungen des historisch-statistischen Vereins zu Frankfurt a. O., 1867, S. 49 fg.). Die in Betracht kommende Oertlichkeit ist folgende. Wenn



man vom berliner Thore aus die Oder aufwärts den Wallgang entlang geht, so hat man rechts den Wall mit drei Bastionen: König, Brandenburg, Philipp. Zwischen den beiden ersten, doch näher der Bastion Brandenburg, liegt das Schloß, welches dicht an den Wall stößt. Der südöstliche und südwestliche Flügel des Schlosses, welches ein Rechteck mit einem Hofe in der Mitte bildet, stoßen nur mit den innern Hoffronten zusammen, während die Außenfronten nicht so weit verlängert sind, daß sie sich schneiden. Die Lücke, die dadurch in der Außenfront an der Ecke entsteht, wird nur zum kleinen Theil ausgefüllt durch den Schloßthurm, sodaß beide Schloßflügel noch eine kleine Giebelfront haben. In der Giebelfront des südöstlichen Flügels, mit der Aussicht auf die Oder, liegt in der Belletage der Casinosaal des küstriner Offiziercorps. Das Eckfenster desselben gehörte früher dem Arrestzimmer Friedrich's. Vor dem Fenster an der Stelle, wo sich die verlängerten Außenfronten schneiden würden, liegt ein Rundbau mit einem Gartenhäuschen, in Münchow's Bericht der Weiskopf. Man gelangt vom Casinosaal durch eine Galerie nach demselben. Hier kann Katte nicht hingerichtet sein, wie einige angenommen haben, weil Münchow von hier aus nach der Hinrichtungsstätte, die nach seiner Angabe 30 bis 50 Schritt entfernt lag, hinübergesehen hat. Auch ist damit, abgesehen von der Enge des Raumes, die Annahme ausgeschlossen, daß die Hinrichtung unmittelbar unter dem Fenster Friedrich's stattgefunden habe. In einem gleichzeitigen Berichte (des Conrectors Georg Thieme, bei Seyffert, Annalen der Stadt und Festung Küstrin, 1801, S. 97) heißt es: Katte sei hinter der Kanzlei auf dem Walle hingerichtet. Die alte Kanzlei, das Dienstgebäude des neumärkischen Justizcollegiums, lag an der Stelle, wo heute das sogenannte Blockhaus und das Salzmagazin liegen, südlich vom Schlosse dicht bei Bastion Brandenburg, und hier zwischen der Kanzlei und dem Walle, wo

auch der Wallgang breiter war und hinlänglich Platz für die bei der Hinrichtung betheiligte Menschenmenge bot, ist der wahrscheinlichste Ort der Hinrichtung. Ob der König nun befohlen hat, daß Katte buchstäblich „vor den Augen" des Kronprinzen hingerichtet werden sollte, ist fraglich. Nach Münchow's Bericht ist dies nicht wahrscheinlich. Auf eine Anfrage hat das königliche Archiv den Bescheid ertheilt: Es habe erst in neuester Zeit eine Durchsicht der Proceßacten (Acta der Küstrinschen Inquisition de 1730) stattgefunden, es finde sich aber unter sämmtlichen Actenstücken kein Befehl des Königs vor, der dahin lautete. Nach Münchow's Bericht lag der Sandhaufen so, daß er von dem Arrestzimmer aus nicht gesehen werden konnte. Nach Besser erblickte Katte, der wußte, daß sich Friedrich im Schlosse befand, und der vom berliner Thore her zur Richtstätte schritt, „endlich nach langem sehnlichen Umhersehen" den Freund, d. h. am letzten Eckfenster. Friedrich konnte ihm noch ein Stück nachsehen; wollte er ihm aber bis zur Richtstätte selbst mit den Augen folgen, so hätte er sich mit dem ganzen Oberkörper hinauslegen müssen, und daß er dies nicht gethan haben wird, ist wol aus psychologischen Gründen anzunehmen. Heute, wo die alte Mauer, von der Münchow spricht, nicht mehr steht, hat man von dem Eckfenster eine bequeme Aussicht nach Bastion Brandenburg.

Der Vater Katte's erhielt vom Könige die Erlaubniß, den Leichnam des Sohnes in aller Stille nach seinem Gute Wust bei Jerichow zu bringen. Der König schrieb auf das Bittgesuch: gut Compliment. Der Sarg steht im Erbbegräbniß, das Skelett ist gut erhalten.

Außer den schon angeführten Schriften sind noch folgende Werke benutzt worden: Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Baireith sœur de Frédéric le Grand depuis l'année 1706—42 (Braunschweig 1810; deutsch Tübingen 1810, II.); C. L. de Poellnitz, Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg (Berlin 1791, II.); Danneill, Vollständige Protokolle des Coepenicker Kriegsgerichts über Kronprinz Friedrich, Lieutenant von Katte, von Kait u. s. w. (Berlin 1863); Preuß, Friedrich der Große (Berlin 1832, I.); Preuß, Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung (Berlin 1840); Förster, Friedrich Wilhelm I. (Potsdam 1835, III.); Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte, III. (Sämmtliche Werke 27. Bd.) (Leipzig 1874).

Als Curiosa sind noch folgende hervorzuheben: 1) Der Tisch, auf welchem der König das Todesurtheil Katte's unterzeichnet hat, befindet sich im Hohenzollern-Museum zu Berlin (1883). — 2) Die Leiche soll heimlich ausgegraben und in einem Heuwagen versteckt nach Wust, dem Stammgute, gebracht worden sein. — 3) Der Kopf Katte's soll im J. 1806 von einem französischen Militärarzt aus dem Elsaß mitgenommen worden sein. — 4) Der Scharfrichter von Brüssow hat Anfang 1882 an das märkische Provinzial-Museum zu Berlin ein Richtschwert geschickt, mit welchem sein Großvater den Katte hingerichtet haben soll. Die Identität dieses Richtschwertes bleibt fraglich.

II. Das Haus Zolchow.

Aus dem Hause Zolchow stammt **Friedrich Karl**, geboren 1772. Im J. 1786 trat er in das Infanterieregiment 27 ein und machte bei demselben die Feldzüge am Rhein und in Holland gegen Frankreich mit. Nach der Schlacht von Jena zog er mit dem Blücher'schen Corps nach Lübeck, wo er in französische Gefangenschaft gerieth. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er westfälischer Unterthan, blieb aber im Herzen Preuße. Als dann Ende 1808 die antifranzösische Bewegung in Norddeutschland begann, war er ein eifriger Förderer derselben und faßte den Plan, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von den Franzosen befreien zu helfen. Er hatte es darauf abgesehen, die Festung Magdeburg durch Verrath und Ueberrumpelung den Franzosen zu entreißen. Sein Vorhaben wurde aber verrathen. Katte begab sich nun zum Herzog von Braunschweig-Oels und machte dessen Zug durch Sachsen mit. Darauf wurde er von diesem mit einer Sendung an den Erzherzog Karl betraut, an dessen Seite er an den Schlachten von Aspern und Wagram theilnahm. Er kehrte dann zum Herzog zurück, mit dem er nach England entkam. Nach Beendigung des Krieges trat er in österreichische Dienste, erhielt Commandos in Wien, Ungarn, im Banat, in Siebenbürgen, machte eine Reise durch Griechenland, trat aber 1813 zur preußischen Armee über. Bei Laon erwarb er sich das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er diente als Major im elften Husarenregiment bis 1826, schied als Oberstlieutenant mit Pension aus und starb auf seinem Gute Neuen-Klitschen bei Genthin am 12. Jan. 1836. — Sein Bruder, **Friedrich Wilhelm Gottfried von Katte**, geb. 12. Oct. 1789, trat 1802 in die preußische Armee, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit und avancirte hierauf bis 1844 zum Generalmajor. Im J. 1850 führte er die Avantgarde in Hessen und hatte am 8. Nov. die Affaire bei Bronnzell. Nachdem er 1852 als Generallieutenant aus dem activen Dienste getreten, lebte er zu Berlin, wo er am 6. März 1866 starb.

(*Paul Schwartz.*)

KATTEGAT, von kati, d. i. Boot oder Schiff, und gata, d. i. Straße, Weg, heißt der mit der Nordsee durch das 600 geogr. □Meilen (d. i. die Größe des Königreichs der Niederlande) Skager-Rack (von skagi, d. i. Vorgebirge, und rak, d. i. Fetzen, Sandbank) verbundene Meerestheil zwischen Jütland, Seeland und Schweden, südlich von einer Linie, welche Göteborg mit dem Skager-Rack verbindet. In diesem 467 geogr. □Meilen (Größe der Provinz Sachsen) großen Meerestheile liegt in der Mitte die 1 geogr. □Meile große dänische Insel Anholt (zum Stift Aarhuus gehörig), und in der nördlichen Hälfte die 2 geogr. □Meilen große Insel Läsö, zu Aalborg gehörig, beide von Sandbänken umgeben; letztere ist von Jütland durch die Läsö-Rinne getrennt, und südlich von dieser schneiden nach Westen in Jütland der Liimfjord, der Mariager- und der Randersfjord ein.

Die schwedische Seite ist durch die Laholmsbucht und den Skelder-Vik eingeschnitten. Nach Süden hin ist die Küste von Seeland durch die Insel Samsö am mannichfaltigsten gestaltet, indem hier die Aarhuus-Bucht mit dem Kalö-Viig, der Samsö-Belt, die Seierö-Bucht, der Ise-Fjord und der Oere-Sund Einlaß ins Land gewähren.

(*G. A. von Klöden.*)

Katten, deutsches Volk, s. Chatten.

KATTOWITZ ist ein Kreis der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, von 18,689 Hekt. = 3,39 geogr. □Meilen Größe, 1880 mit 97,224 Bewohnern in 2 Städten, 26 Landgemeinden und 26 Gutsbezirken, in 5084 Wohngebäuden, in denen 19,929 Haushaltungen mit 48,199 männl. und 49,025 weibl. Bewohnern. Eisen- und Zinkbergbau und Hüttenarbeit sowie Kohlengruben beschäftigen beide Städte Kattowitz und Myslowitz, 7386 Einwohner, und die Landgemeinden, von denen 15 mehr als 2000 Bewohner zählen, nämlich: Laurahütte, ein Gutsbezirk, 9194 Einwohner in 267 Wohnhäusern, 1933 Haushaltungen, bedeutende Eisenhohöfen, Puddlings- und Walzwerk, nebst Zinkwerk Georgshütte, und große Ziegelei; Bogutschütz, 5744 Einwohner, in 266 Wohnhäusern 1197 Haushaltungen, mit den Zinkhütten Fanny-Franz und Norma, Kohlenzeche Ferdinand, Zinkhütte Kunigunde mit der Kohlenzeche Susanne; Rosdzin, 5195 Einwohner, in 241 Wohnhäusern 1051 Haushaltungen, am Zalenzer Wasser, mit den Kohlenzechen Guter Traugott, Luisensglück, Elfriede, Giesche und Wildensteinssegen; Schoppinitz, 5041 Einwohner, in 141 Wohnhäusern 970 Haushaltungen, am Zalenzer Wasser, unweit der Brinitza, Knotenpunkt der Oberschlesischen und Rechten Oderufer-Bahn, mit dem großen Zinkwerke Wilhelminenhütte und der Kohlenzeche Morgenroth; Antonienhütte, ein Gutsbezirk, 4939 Einwohner, in 166 Wohnhäusern 1036 Haushaltungen, ein 1801 gegründetes großes Eisenwerk, mit den Zinkwerken Hugo- und Liebeshoffnungshütte, Thonwaarenfabrik, Chamotte- und Klinkerziegelei, Zinkweißfabrik, alles Besitzungen des Grafen Henckel von Donnersmarck-Siemianowitz; Thorzow, 4221 Einwohner, in 239 Häusern 910 Haushaltungen, nahe bei Königshütte, mit der Kohlenzeche Gräfin Laura und Eisengruben, dabei der Redenberg mit einem Denkmale des Grafen Reden, des Begründers (im J. 1781) des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues; Siemianowitz, 3750 Einwohner, in 178 Wohnungen 803 Haushaltungen, in einer Herrschaft des Grafen Henckel, mit Schloß, Kesselfabrik, Gasanstalt u. s. w.; Zalenza, 3086 Einwohner, in 203 Wohnhäusern 654 Haushaltungen, mit der Zinkhütte Johanna und der Kohlenzeche Victor; Brzezinka, 2829 Einwohner, in 326 Wohnhäusern 581 Haushaltungen, unweit der Przemsa, mit den Kohlenzechen Leopoldine, Wanda, Neu-Przemsa, Karlssegen und Glückauf; Klein-Dombrowka, 2750 Einwohner, in 156 Wohnhäusern 585 Haushaltungen, unweit der Brinitza und der russischen Grenze, mit den Kohlenzechen Abendstern und Morgenstern, der Zinkhütte Paul und der Blei- und Silberhütte Walter-Kroneck; Neudorf, 2680 Einwohner, in 170 Wohnhäusern 585 Haushaltungen, bei Antonienhütte an einem Bache, dabei die Kohlenzeche Gottessegen; Domb, 2440 Einwohner, in 165 Wohnhäusern 496 Haushaltungen, mit dem Eisenwerke Baildonhütte und der Kohlenzeche Waterloo; Kochlowitz, 2202 Einwohner, in 219 Wohnhäusern 453 Haushaltungen, fast am Ursprunge des Neudorfer Wassers; Hohenlohehütte, 2147 Einwohner, in 219 Wohnhäusern 453 Haushaltungen, in Ignatzdorf mit dem Eisenwerke Hohenlohehütte und dem Zinkwerke Augustahütte; Burowitz. Alle übrigen Ortschaften und überaus zahlreichen Werke haben weniger Einwohner.

Die Kreisstadt Kattowitz, am Zalenzer Wasser gelegen, seit 1865 eine Stadt, liegt 7 Kilom. im Südost von Königshütte und 8 Kilom. im Westnordwest von Myslowitz, in 272 Met. Höhe, und hatte 1880: 12,630 Einwohner (viel Polen und Juden), 6090 männl. und 6540 weibl. Geschlechts, in 415 Wohnhäusern 2542 Haushaltungen, eine schöne evangelische und eine katholische Kirche, seit 1871 ein Gymnasium. Es ist der schönste Ort des Kreises, hat breite Straßen mit geschmackvollen Häusern und Gärten und einen Park des Herrn von Tiele-Winkler. Hier befindet sich ein Hohofen, das Puddlings- und Walzwerk Marthahütte mit 600 Arbeitern, die Eisengießerei Jakobshütte, die Eisengießerei und Maschinenfabrik der Oberschlesischen Eisenbahn, mehrere andere Maschinenfabriken, das Zinkwerk Emmahütte und die Kohlenzechen Beate und Arkona. Es ist somit Mittelpunkt einer der großartigsten und ausgedehntesten Bergwerks- und Hüttenregionen des Continents.

(*G. A. von Klöden.*)

KATTUN (vom arabischen katon, Baumwolle, abstammend) ist, obwol dieser Name öfters auch für andere glatte Baumwollenzeuge angewendet wird, die gewöhnliche Benennung für aus ungefärbten Baumwollengarnen Nr. 16—30 leinwandartig gewebte Zeuge, die, fast durchgängig für den Druck bestimmt, meist etwas steif und glänzend appretirt, nur zum geringen Theil als Hemden- oder Futterzeug in weiß gebleichtem Zustande (für letztern Zweck auch einfarbig gefärbt) in den Handel kommen. Als die eigentlich charakteristische Behandlungsweise für die im engsten Sinn mit dem Namen Kattune bezeichneten Gewebe muß das Bedrucken gelten, obwol noch heute in Ostindien, der Heimat des Kattuns, neben bedruckten auch bemalte Stoffe dieser Art in den Handel gebracht werden. Um den Kattun für den Druck vorzubereiten, werden zunächst die auf der Zeugfläche hervorstehenden Faserenden, entweder durch Sengen (indem der Stoff mittels mechanischer Vorrichtungen über Flammen oder glühende Metallflächen hinweggezogen wird) oder durch Scheren (mittels der scheren- oder messerartig wirkenden Organe der Schermaschine) beseitigt. Vor dem Bleichen, durch welches der dem rohen Baumwollengewebe anhaftende röthliche oder gelbliche Firniß entfernt und die Faser zur Annahme des Farbstoffs geeignet gemacht werden soll, wird das Entschlichten vorgenommen, zu welchem Zwecke der Kattun in lauwarmem Wasser eingeweicht und hierauf die in Gärung übergegangene Schlichte ausgewaschen wird. Als Bleichmittel wird ge-

wöhnlich Chlorkalk angewendet. Zuweilen wird der Kattun noch besonders präparirt, indem er in einem hölzernen, mit Bleiplatten ausgelegten Behälter mittels einer Färbewinde durch Wasser, mit Weinsteinöl gemischt, hindurchgezogen wird. Das Spülen erfolgt in Maschinen, die den Stoff durch reines Wasser hindurchziehen, und ebenso wird das Auswinden durch maschinelle Vorrichtungen bewirkt. Das Trocknen geschieht theils in Trockenhäusern mit oder ohne künstliche Wärme, mit oder ohne Bewegung der trockenen Luft, theils auf Dampftrockenmaschinen mittels durch Dampf geheizter kupferner Cylinder, theils auf der Centrifugaltrockenmaschine, einer rotirenden Trommel mit siebartig durchlöcherter Wandung. Zum Mangen, Kalandern, Cylindriren bedient man sich der Kattunrolle, die aus einer zwischen zwei Papierwalzen liegenden Kupferwalze besteht, durch welche die Fäden des Gewebes plattgedrückt werden. Die Hauptoperation bei der Herstellung der Kattune bildet das Drucken, derjenige Proceß, durch welchen eine oder mehrere Farben, scharf abgegrenzt und systematisch geordnet, theils durch chemische Verbindung, theils mechanisch auf dem Gewebe befestigt werden. Beim Kattundruck kommen alle dem Zeugdrucke zur Verfügung stehenden Methoden in Anwendung, sodaß durch verständnißvolle Combination eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Zeichnung erreicht werden kann. Das Drucken kann entweder mit der Hand oder mit Hülfe von Maschinen geschehen. Das erstere Verfahren wird mittels flacher, mit erhabenem Muster versehener Formen, die in Holz geschnitten oder durch Abguß in leichtflüssigem Metall hergestellt sind, auf einer mit Tuch überzogenen Tischplatte ausgeführt, über welche der auf einer Walze glatt aufgewickelte Kattun gebreitet wird. Der neben dem Drucktische befindliche Farbentrog (Streichkasten) besteht aus dem eigentlichen Troge, der mit einer kleister- oder firnißartigen Masse (aufgelöstem Gummi, Leinsamenschleim u. s. w.) gefüllt ist, und einem rahmenartigen Gestell, das, einerseits mit Wachsleinwand, andererseits mit Tuch bespannt, mit diesen einen doppelten Boden bildenden Ueberzügen auf der schleimigen Masse liegt. Auf diese elastische Unterlage wird die Farbe, resp. Beize mittels einer Bürste oder eines Pinsels möglichst gleichmäßig gestrichen, sodaß die auf die Tuchfläche gepreßte Form sich mit derselben überzieht; durch die Wirkung zweier Hammerschläge wird hierauf die Farbe, resp. Beize von den der Zeichnung entsprechenden Stellen der Form auf das Gewebe übertragen. Der bedruckte Kattun wird über die an der Decke des Drucksaals befestigten Rollstäbe gezogen, von welchen er in mehrfachen, sich nicht berührenden Lagen herabhängt, bis er, hinreichend getrocknet, auf der neben dem Drucktische stehenden Bank zusammengelegt wird. Während zur Erzeugung einfarbiger Muster auf weißem Grunde, Patentkattun, nur eine Form erforderlich ist, wird bei vielfarbigen Mustern erst mit Vorformen der Umriß der Zeichnung in schwarzer oder dunkler Farbe aufgetragen, wonach die verschiedenen Farben mit sogenannten Passerformen eingedruckt werden. Farbiger Grund wird zuletzt gedruckt. Zur Herstellung punktirter Flächen werden die sogenannten Stippelformen angewendet, auf deren Oberfläche Drahtstifte eingeschlagen sind. Für den Maschinendruck wird jetzt nur noch selten die Plattendruckmaschine benutzt, in der meist entweder erhaben gearbeitete Holzplatten oder vertieft gravirte Kupferplatten in einer der Buchdruckerpresse ähnlichen Vorrichtung zur Anwendung kommen. Fast allgemein ist die Walzendruckmaschine in Gebrauch, bei welcher die meist vertiefte Zeichnung durch eine Messing- oder Kupferwalze übertragen wird, die durch die mit Tuch bekleidete Speise- oder Farbwalze beständig auf der einen Seite mit Farbe versehen wird, wobei ein genau abgerichtetes stählernes Lineal (Streicher, Schaber) die überflüssige Farbe entfernt, während auf der andern Seite eine dritte Walze das Gewebe gegen die sich drehende Druckwalze preßt und an derselben vorüberführt. In neuester Zeit sind Maschinen construirt worden, die sechs verschiedene Farben bei einmaligem Durchgange des Stoffs aufdrucken. Die bei der chemischen Operation des Druckens zur Anwendung kommenden Beizen sind je nach der Natur der benutzten Farbstoffe und nach der beabsichtigten Wirkung sehr verschiedener Art. Man unterscheidet Befestigungsbeizen, die dazu dienen, den Farbstoff auf bestimmten Stellen zu fixiren, Aetzbeizen, die denselben an bestimmten Stellen zerstören, und Reservebeizen, welche die betreffenden Stellen überdecken, um zu verhindern, daß sich hier der Farbstoff mit der Faser verbindet. Gewöhnlich wird der Beize, damit dieselbe nicht über die betreffende Stelle hinausfließt und so das Muster ineinanderläuft, ein Verdickungsmittel — Dextrin, Traganth, Senegal-Gummi, Eiweiß, Kleber, Thon, Leim oder Glycerin — zugesetzt. Sehr leicht und schnell, aber meist wenig haltbar, werden farbige Muster durch den Applications- oder Tafeldruck erzeugt, bei welchem der Farbstoff zugleich mit der verdickten Beize aufgedruckt wird. Noch vergänglicher sind die sogenannten falschen Applicationsfarben, da hier der Farbstoff nur mit einem Klebemittel auf der Faser befestigt wird. Schöner und echter werden die mit Tafelfarben gedruckten Kattune, wenn man sie in einem geschlossenen Behälter eine Zeit lang der Einwirkung von Wasserdämpfen aussetzt, indem durch Wärme und Feuchtigkeit einerseits die Wechselwirkung zwischen Beize und Farbe erleichtert, andererseits die Faser für den Farbstoff empfänglicher gemacht wird. Andernfalls wird zur Erzeugung farbiger Muster auf weißem Grunde zuerst die mit dem Verdickungsmittel gemischte Beize aufgedruckt und dann das Gewebe durch eine Lösung des betreffenden Farbstoffs gezogen, wobei sich dieser nur auf den bedruckten Stellen fixirt, oder man bedient sich, um weiße Muster auf farbigem Grunde zu erhalten, des umgekehrten Verfahrens, indem man eine Beize aufdruckt, welche die Fixirung des Farbstoffs hindert, sodaß das durch die Farbbrühe gezogene Gewebe die Farbe mit Ausnahme der bedruckten Stellen annimmt. Eine andere Methode besteht darin, daß das Gewebe mit Hülfe der Klotzmaschine, die durch den Druck zweier Walzen die Beize, resp. Farbflüssigkeit in das Zeug hineinpreßt, gleichmäßig gebeizt und gefärbt und hierauf das Muster mit einer Säure aufgedruckt wird, welche die den Farbstoff befestigende

Beize löst, oder es werden, nachdem das ganze Gewebe mit einer Beize behandelt worden, durch Aufdrucken anderer Beizen verschiedenfarbige Figuren hervorgebracht, die sodann zugleich mit dem Grunde im Farbenbade entwickelt werden. Nach dem Drucken wird der Kattun mit Hülfe einer besondern Maschine, des Stärkekalanders, mit Weizenstärke getränkt, der man Seife, Stearinsäure, Gummi (bei der Appretur der *Möbelkattune* weißes Wachs, zur Erzielung eines bläulichen Schimmers bei weißen Kattunen Ultramarin, Smalte u. s. w.) zusetzt. In dieser Maschine hat das dem Stärketroge entnommene Gewebe zwei Quetschwalzen zu passiren, durch welche das Eindringen der Appreturmasse befördert und der überflüssige Theil derselben ausgedrückt wird. Nach dem Trocknen wird der Kattun auf der Einsprengmaschine durch eine in dem mit Wasser gefüllten Behälter rotirende Bürstenwalze angefeuchtet und, um Glätte und Glanz zu erhalten, kalandert oder gemangt. Hierauf wird der Stoff gemessen und zusammengelegt und schließlich wird das Pressen desselben zwischen sogenannten Preßspänen (einzelnen Bogen Glanzpappe), glatten Bretchen oder kupfernen Platten in Schrauben- oder hydraulischen Pressen vorgenommen. Die Gaufrirung, das Verfahren, in einer dem Kalander ähnlichen Maschine dem zwischen einer Papierwalze und einer mit Dessin gravirten Messingwalze hindurchgehenden Stoff eine Zeichnung aufzuprägen, dient zur Herstellung moirirter, geköperter und kleingemusterter *Futterkattune* (Sarsenet), sowie der mit allerlei Mustern versehenen *Buchbinderkattune*. Durch die Art der Pressung wird in manchen Fällen das Aussehen des gewebten Köpers, resp. gewebter Muster täuschend nachgeahmt, doch verliert sich diese Appretur sehr bald durch das Waschen, theilweise schon durch den Gebrauch. Die Buchbinderkattune, die einen besondern Grad der Steifheit und Glätte sowie starken Glanz erhalten müssen, werden vor dem Gaufriren mit einem Anstriche von hellem Leimwasser versehen, getrocknet und auf der Glättmaschine behandelt, deren Hauptbestandtheil — ein abgerundetes und polirtes Stück Feuerstein, Glas oder Achat, das am untern Ende einer Stange befestigt ist — über dem auf einer Tischplatte durch Feder- oder Gewichtsdruck niedergehaltenen, mit Wachs angeriebenen Stoffe entweder aus freier Hand oder durch eine maschinelle Vorrichtung in hin- und hergehende Bewegung versetzt wird. Die feinern Sorten des Kattuns, welche fünf und mehr Farben auf weißem oder hellfarbigem Grunde enthalten, werden Zitz genannt. Calico heißen (nach Calcutta oder Calicut in Ostindien, von wo diese Gewebe eingeführt wurden) die in der Art des echten Nanking gewebten englischen Kattune; in Frankreich werden die bedruckten Kattune Indienne genannt.

Die Entwickelungsgeschichte des Kattundrucks, dieses hochwichtigen Zweiges der Baumwollenindustrie, reicht bis in das Alterthum zurück. Schon um das J. 140 v. Chr. soll Indien mit bedruckten Baumwollengeweben Handel nach China getrieben haben. Gegen das Ende des 17. Jahrh. fingen die Holländer an, die in Ostindien erzeugten weißen Gewebe zu bedrucken, und bald nachher versuchte man in denjenigen Ländern, in denen die Baumwollenindustrie am weitesten vorgeschritten war, die Kattune selbst zu weben. Zuerst gelangte diese Manufactur in England zur Blüte, wo schon 1690 bei Richmond eine Kattundruckerei angelegt worden sein soll. Von da an gewann der neue Industriezweig nicht nur in England und Schottland, sondern auch in Deutschland, Frankreich und der Schweiz immer mehr Verbreitung und es traten zahlreiche Verbesserungen des Verfahrens auf, als deren wesentlichste die Einführung der Walzen-Druckmaschine zu Anfang dieses Jahrhunderts zu bezeichnen ist. Obwol die Vorliebe unserer Zeit für wollene und gemischte Zeuge den Verbrauch namentlich der feinen, echten Kattune und somit den Kattundruck in dem Maße beschränkt hat, daß es jetzt zahlreiche Zeugdruckereien gibt, in denen viel weniger Kattune als wollene und halbwollene Musseline bedruckt werden, stellt doch, dank dem technischen Fortschritte auf diesem Gebiete, die Fabrikation der Kattune speciell in den genannten Ländern einen Hauptfactor der industriellen Thätigkeit dar. Während noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die indischen Kattune sowol hinsichtlich der Beschaffenheit der Gewebe als in der Schönheit und Haltbarkeit der Farben unerreicht genannt werden mußten, ist in neuester Zeit durch die Vervollkommnung aller mechanischen Hülfsmittel die europäische Production zu einer solchen Entwickelung gelangt, daß die durch Feinheit der Gewebe wie durch Lebhaftigkeit und Festigkeit der Farben ausgezeichneten englischen Kattune selbst in Indien die Erzeugnisse der Handarbeit nahezu verdrängt haben. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind in Frankreich und besonders im Elsaß die Methoden des Kattundrucks mehr und mehr verfeinert worden, sodaß die besten dort erzeugten Sorten durch geschmackvolle Dessins noch heute den Vorrang behaupten (mit Dampffarben bedruckte Kattune werden in vorzüglicher Güte und Schönheit in Mühlhausen i. E. producirt.) Von sehr dichtem Gewebe sind die auch um ihrer gefälligen Muster willen beliebten Schweizerkattune, die größtentheils in Kellern oder unterirdischen Räumen gewebt werden, wo der sich feucht haltende Faden fester geschlagen werden kann. Die deutschen Kattune, in denen alle Vorzüge der ausländischen Fabrikate erstrebt werden, sind besonders der sorgfältigen Wahl der Farben und Muster wegen geschätzt. In den letzten Jahrzehnten hat sich diese Industrie, deren kraftvoller Aufschwung aus der Zeit der Continentalsperre datirt, so bedeutend gehoben, daß gegenwärtig nur noch wenig englische und französische Kattune in Deutschland eingeführt werden. Berlin, Breslau, Augsburg (wo schon im J. 1720 eine Kattundruckerei bestand), Eilenburg, Elberfeld und Barmen, im sächsischen Erzgebirge Chemnitz und die Umgegend von Zittau besitzen viele und große Fabriken dieser Art.

In der Massenproduction sowie in der technischen Vollendung hat von Anfang an England die höchste Stufe erreicht, während die eigentlich künstlerische Entwickelung namentlich dem Elsaß und der Schweiz zu danken ist. *(W. H. Uhland.)*

KATUNJ, auf kalmückisch „die Königin", ein Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, einer der beiden Hauptarme des Ob, entspringt aus dem Katunjschen Gletscher auf dem südlichen Abhange des Berges Bjelucha, strömt anfangs längs der Südseite der Katunjschen Säulen in der Richtung nach Westnordwest, biegt dann westlich um diese Gebirgsgruppe, in der er sich zuerst nach Norden, dann nach Osten und von der Mündung des Flusses Argut an nach Nordnordwest wendet und unmittelbar nach seinem Heraustreten aus den Altaischen Vorbergen sich mit dem Flusse Bia vereinigt, mit dem er zusammen den Fluß Ob bildet. Der Katunj hat eine Länge von 710 Kilom., eine Breite von 28—1050 Fuß und eine mittlere Tiefe von 3—14 Fuß. Die Strömung des Flusses ist in ihrer ganzen Länge äußerst reißend; sein Wasser hat in seinem obern Theile die den aus Gletschern entspringende eigenthümliche schmuzig-weiße Farbe; im weiteren Verlaufe aber wird es klar und nimmt eine dunkelgrüne Färbung an. Der Boden des Flusses ist steinig und an manchen Stellen sandig. Von seinem Ursprunge an strömt der Katunj zuerst durch das von den Katunjschen Säulen gebildete Gebirgsthal des Altai, welches in der Nähe der Gletscher eine Breite von 840—1120 Fuß hat und sich unterhalb der Mündung des Turgen-Su allmählich bis zur Breite von $1\frac{1}{2}$ Kilom. ausdehnt. Bis zur Mündung des Kuragan ist dies Thal waldlos, weiterhin aber treten in ihm kleine Waldungen auf. Unterhalb der Mündung des Flüßchens Oserna nimmt das Thal den Charakter einer Schlucht an und behält denselben bis zur Mündung der Flüsse Birjuksa, Bystruschka und Kosluchа. Von der Mündung der Birjuksa an wendet sich der Katunj nach Nordwesten; sein Flußthal erweitert sich bis circa 8 Kilom. und ist reich an Salzseen und Waldungen. Von der Mündung des Koksun an nimmt der Katunj die Richtung nach Osten und fließt durch ein Längenthal, welches die Katunj'schen Säulen von der Nordseite umgeben. Dieses Thal ist über acht Kilom. breit und hat hohe, stellenweise steile und felsige, stellenweise abgeflachte und mit Wald bewachsene Wände. Das Thal ist reich an Salzseen und Weidetriften; seine absolute Höhe beträgt bei dem Dorfe Uimons 3350 Fuß, infolge dessen das rauhe Klima es für den Ackerbau ungeeignet macht. Die vorherrschende Gebirgsart von dem Ursprunge des Flusses an bis zur Mündung des Argut und weiterhin bis zur Mündung des Sadshar ist der krystallinische Schiefer; stellenweise finden sich auch metamorphischer Urkalkstein und Porphyr vor. Von der Mündung des Argut an strömt der Katunj nach Norden, indem er sich zuerst durch wilde Schluchten eine Bahn bis zur Mündung des Sadshar bricht, von welcher an er in ein breites, von Granitbergen eingeschlossenes Thal tritt, in dem er bis zu seinem Austritte aus dem Altai verbleibt. Nur unterhalb der Mündung des Ursul besteht das linke Ufer des Katunj in beträchtlicher Ausdehnung aus Porphyrgestein. Die Vereinigung des Katunj mit der Bia findet in einer sehr malerischen Gegend in der Nähe des Dorfes Katunskaja an dem Fuße der Altaischen Vorberge statt. Wegen seiner reißenden Strömung und der zahlreichen Stromschnellen ist der Katunj zur Schiffahrt nicht geeignet. Selbst die Ueberfahrt über denselben auf Kähnen ist schwierig und mit Gefahr verbunden.

Vgl. Stuckenberg, Hydr. II, 329; Gebler, Ueber das Katunjthal; Erman, Archiv XVIII, 529.

(*A. von Wald.*)

KATUNJA-GEBIRGE, russisch Katunskie Bjelki oder Stolby (Säulen), die höchste der gemessenen Berggruppen des russischen Altai im biiskischen Kreise des Gouvernements Tomsk. Das Gebirge wird im Süden durch die obere Katunja begrenzt, die von Osten nach Westen fließt, ferner durch die Berela und die Koksa, einen linken Nebenfluß des Argut, im Norden aber von dem Theile des Katunj, der von Westen nach Osten strömt, und von dem untern Argut. Inmitten der Gebirgskette der Katunjschen Säulen, die eine Länge von über 220 Kilom. hat, erhebt sich an dem Orte, wo das Gebirge sich von Südosten nach Ostsüdost wendet, die Bjelucha, der höchste Berg des Altaigebirges, bis zur absoluten Höhe von 11,000 Fuß. Die Bjelucha theilt die Katunjschen Säulen in zwei Theile. Der westliche, der sich von der Bjelucha in der Richtung nach Nordwesten zieht, stellt keinen zusammenhängenden Gebirgsrücken dar und besteht aus von steilen Schluchten durchzogenen und mit Steingerölle bedeckten Erhebungen. In der Nähe der Bjelucha sind diese Erhebungen von ziemlicher Höhe und erscheinen größtentheils in Gestalt von Felszacken und Mauern, die sich den Quellen des Flusses Kuragon zu allmählich verflachen. Im Westen von diesen Quellen erhebt sich der Gebirgsrücken von neuem mit ähnlichen Ausschnitten zwischen den Flüssen Stanowaja und Kasinicha. Von hier bis zu den Quellen der Mysuta und Sajatschicha hat das Gebirge keine Ausschnitte mehr und wird für unübersteigbar gehalten. Von den Quellen des Sajatschicha verflacht sich das Gebirge allmählich bis unter die Schneelinie und endet in der Nähe des Dorfes Koksunka in waldbedeckten Hügeln, die von dem Flusse Katunj umströmt werden. Der östliche Theil des Katunja-Gebirges erstreckt sich von der Bjelucha in der Richtung nach Ostsüdost, verflacht sich stark in der Nähe der Bjelucha, erhebt sich dann wieder und verflacht sich noch einmal bei den Quellen der Jamanuschka, eines Nebenflusses der Koksa. Von hier bis zu den Quellen des Aregom, ebenfalls eines Nebenflusses der Koksa, erhebt sich das Gebirge wieder und gipfelt in einem steilen, felsigen, von beiden Seiten mit ewigem Schnee bedeckten Kamme. Unterhalb der Mündung der Koksa in den Argut wird der Gebirgsrücken von einer steilen, durch das Flußbett des Argut gebildeten Schlucht durchschnitten, geht dann auf das linke Ufer des Flusses über, erhebt sich von neuem bis zur Schneelinie und bildet ebenso steile, zerklüftete und unzugängliche Felszacken und Grate, wie in der Nähe der Bjelucha. Von dem Orte des Zusammenflusses der beiden Arme des Argut, der Alacha und Japatera, sind die Schneegipfel des Katunja-Gebirges nicht mehr sichtbar, woraus man schließen kann, daß dasselbe sich hinter diesem Meridian verflacht

oder etwas gerader nach Osten verläuft, und in diesem Falle würden die nach der Bjelucha höchsten Gebirgsspitzen des Altai, der Alas-tu und Jik-tu sich auf der Achse dieses Gebirges erheben. — Die Fortsetzung des Katunja-Gebirges hinter dem Argut haben einige Erforscher des Altai die Argutischen oder Architskischen Säulen genannt. Das ganze Katunja-Gebirge besteht fast ausschließlich aus krystallinischem Schiefer, der sich in der Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost steil erhebt. Der nördliche Abhang des Gebirges fällt ziemlich abschüssig in die Flußthäler des Katunj und des Argut in der Achse des Gebirges querlaufenden Verzweigungen hinab. Alle Berge, die sich hinter den Grenzen der Waldvegetation erheben, haben größtentheils leicht zugängliche, flache, selten sumpfige Spitzen, die mit einem reichen Teppich von Alpenkräutern bedeckt sind und herrliche Weideplätze darbieten. Einen herrlichen Anblick gewähren die kleinen Seen, die sich daselbst befinden, die malerischen Felsgruppen, aus denen Quellen des klarsten Wassers hervorsprudeln und die dazwischen eingesprengten blendend weißen Schneeflächen. Der nördliche steilere und felsigere Abhang des Gebirges ist mit Steingeröll und einer reichen Waldvegetation bedeckt; besonders waldreich sind die Berge, die längs dem Stromthale des Katunj liegen. Der westliche Abhang des Katunja-Gebirges, der von dem Flusse Katunj umströmt wird, ist steiler und kürzer, sodaß der größte der von demselben herabströmenden Flüsse nur eine Länge von 27 Kilom. hat. Die dieses Gebirge bildenden Berge haben eine flache, abgerundete Form; die Abhänge desselben sind nicht steil, sumpfig, mit Moos und Alpenkräutern überwachsen und reich an Nadelholz. Der südliche Abhang des Gebirges ist bei weitem steiler als der nördliche. Die von demselben abgetrennten Verzweigungen und Vorberge sind bis zum Buchtarminskischen Thale niedriger als die Schneelinie, obwol an einigen Punkten der nördlichen Abhänge des Gebirges der Schnee im Verlaufe des ganzen Sommers nicht schmilzt. Die Berge zwischen den Flüssen Koksa, Berelem und der Weißen Alacha sind höher als die übrigen und mit mehr oder minder beträchtlichen Schneemassen bedeckt. Ein bedeutender Gletscher erstreckt sich von dem südlichen Abhange der Bjelucha bis zu dem Flusse Katunj, dessen Quellen er bildet. Der Gletscher erstreckt sich in der Richtung nach Südwesten von der Schneelinie anfangs in zwei durch eine breite Felsenmauer getrennten Eisschichten. Weiterhin vereinigen sich diese Schichten bei dem Fuße der Felsenmauer und von da ab fällt der Gletscher schon nicht mehr so steil in das Stromthal des Katunj hinab, das er vollständig ausfüllt. Das Eis ist mit grauem Staub und Felsentrümmern bedeckt, welche dem Gletscher die demselben so eigenthümliche schmuzige Farbe geben; unter derselben ist das Eis in den obern Schichten klar und weiß und nur in einigen Spalten hat es eine meergrüne Färbung. Die Länge des Gletschers beträgt $2^1/_2$—3 Kilom., am Fuße der Felsenmauer ist er 2100 Fuß, am Ende derselben 840 Fuß breit. Der obere Theil des Gletschers ist unzugänglich; die Oberfläche desselben ist wellenartig und in der Mitte von vielen Querspalten durchschnitten. Stellenweise finden sich auf demselben große Massen körnigen Schnees und große Steine, die auf Eispiedestalen von circa 7 Fuß Höhe ruhen. Die Moräne senkt sich von der Felsenmauer anfangs in einem engen, nicht hohen Streifen hinab, dann aber erweitert sie sich und nimmt einen großen Theil des Gletschers ein. Sie besteht hauptsächlich aus Trümmern von krystallinischem Schiefer, sowie aus Stücken von Quarz, Granit, seltener aus Porphyr und Hornstein. Der untere Theil des Gletschers, der sich unter einem Winkel von 75° erhebt, hat eine Höhe von 28 und 35 Fuß und enthält ungeheure, bis 7 Fuß breite Spalten. Aus ihm entspringen die beiden Quellen des Flusses Katunj.

(*A. von Wald.*)

KATWYK. Mit diesem Namen werden zwei am Ausflusse des Rheins liegende Gemeinden in der Provinz Südholland bezeichnet, und zwar:

1) Katwyk aan den Ryn, auch Katwyk binnen, eine der ansehnlichsten Gemeinden von Rynland, wird vom Rhein durchschnitten, hatte früher viele bedeutende Tauschlägereien, die aber bis auf einige eingegangen sind. In dem von den früheren Herren von Katwyk bewohnten Hause befindet sich seit 1831 eine katholische Erziehungsanstalt, die jetzt vollständig in den Händen der Jesuiten ist. Katwyk, das eine protestantische und katholische Kirche besitzt, zählte 1880 5486 Einwohner, theils Protestanten, theils Katholiken.

2) Katwyk-aan-Zee, oder Katwyk beuten war früher eins der blühendsten Dörfer am holländischen Strande. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich vom Fischfange. Katwyk besitzt ein Waisenhaus, hauptsächlich für die Kinder der auf dem Meere verunglückten Schiffer bestimmt, und ein Krankenhaus, das im J. 1481 gestiftet und seitdem bedeutend vergrößert worden ist. Katwyk hatte im Verlaufe der niederländischen Geschichte viel zu leiden. In den Jahren 1571 und 1572 wurde es von Spaniern und Wassergeusen zweimal gebrandschatzt und ausgeplündert; im J. 1600 wurden kurz nacheinander 70 und 79 Häuser vom Meere verschlungen. Am 8. Aug. 1653 fiel auf der Höhe von Katwyk an der holländischen Küste ein heftiges Seegefecht zwischen den Engländern unter Monk und den Niederländern unter Tromp vor; dasselbe währte bis nach Sonnenuntergang, blieb aber unentschieden, während der nach einigen Tagen von den Niederländern errungene Sieg auch Tromp das Leben kostete. Ueberhaupt haben die vielen Seekriege der Gemeinde Katwyk großen Schaden gethan. Im Kriege mit Frankreich von 1690—1695 hatte Katwyk besonders viel zu leiden, ebenso im Kriege mit England 1781 und 1782. Seitdem jedoch Katwyk ein von Jahr zu Jahr mehr beliebter Badeplatz, der namentlich viel von Deutschen besucht wird, geworden ist, hat sich der Wohlstand bedeutend gehoben. Katwyk hat eine protestantische Kirche und zählte 1880 5829 Einwohner, zum größeren Theil Protestanten.

(*Th. Wenzelburger.*)

KATZBACH (Schlacht an der). Am 20. Aug. 1813 war das schlesische Heer unter Blücher's Ober-



befehl bis an den Bober vorgedrungen, dessen rechtes Ufer der Feind geräumt hatte. Am 21. wollte Blücher den Fluß überschreiten, um den Feind weiter zu verfolgen, fand denselben aber damit beschäftigt, die Brücken wiederherzustellen. Bald lief durch einen Kundschafter die Meldung ein, daß Napoleon mit seinen Garden und dem Reitercorps Latour-Maubourg in Löwenberg eingetroffen sei und sofort die Offensive ergreifen wolle. Da Napoleon in der Uebermacht war, so wich Blücher, den Bestimmungen des trachenberger Kriegsplans folgend, dem ihm zugedachten Stoße aus und trat unverweilt den Rückzug an, der unter oft heftigen Gefechten bei der Nachhut bis hinter Jauer fortgesetzt wurde. An der Katzbach blieben die Franzosen stehen und verhielten sich am 24. und 25. ruhig; sie lagerten von Goldberg bis gegen Liegnitz hin. Der Grund für die Unterbrechung des Marsches lag darin, daß Napoleon schon am 23. mit den Garden, dem 6. Corps und dem 1. Cavaleriecorps nach Dresden aufgebrochen war, welches von dem böhmischen Hauptheere bedroht wurde. Den Oberbefehl über die Truppen in Schlesien hatte er dem Marschall Macdonald mit dem Auftrage übergeben, das schlesische Heer über Jauer hinaus zu werfen und dann zu verhindern, daß es einem der beiden andern verbündeten Heere Hülfe brächte. Diesem Auftrage gemäß setzte Macdonald am 26. seine Streitkräfte auf Jauer zu in Bewegung, indem er erwartete, vielleicht am 28. mit seinen vereinigten Corps in der Stärke von 80,000 Mann die Schlacht bei Jauer zu liefern. Die Division Puthod vom 5. Corps Lauriston sollte von Steinberg (südwestlich von Goldberg) am 26. auf Schönau, am 27. zusammen mit dem Gros auf der Straße nach Jauer marschiren; die andern Divisionen des 5. Corps Maison und Rochambeau schlugen die Hauptstraße von Goldberg über Seichau nach Jauer ein. Die Divisionen des 11. Corps Gerard und Charpentier und des 2. Cavaleriecorps Sebastiani überschritten die Katzbach bei Kroitzsch und sollten nach dem Uebergange über die Wüthende Neisse bei Nieder-Crayn das Plateau ersteigen und auf demselben nach Jauer marschiren. Das 3. Corps Souham sollte die Katzbach nach der Mündung der Neisse zwischen Kroitzsch und Dohnau überschreiten und dann auf der Hauptstraße Liegnitz-Jauer vorrücken. Die Division Puthod brach erst um $^1/_2$1 Uhr auf und traf abends 7 Uhr in Schönau ein. Die Divisionen Maison und Rochambeau, bei ihnen Macdonald, setzten sich um 9 Uhr in Marsch, etwas später das 11. Corps und das 2. Cavaleriecorps in 2 Colonnen, alle mit der nordöstlichen Hauptrichtung auf Kroitzsch. Der Marsch war sehr schwierig; seit einigen Tagen war Regenwetter, seit dem frühen Morgen des 26. aber heftiger Landregen, der den Boden gründlich aufweichte und die Fernsicht benahm. Macdonald war der Meinung, das schlesische Heer sei noch auf dem Rückzuge begriffen und die feindlichen Truppen, die er auf dem linken Ufer der Katzbach antraf, die Arrièregarde, während es gerade umgekehrt die Avantgarde Blücher's war. Blücher hatte sich nämlich gleichfalls entschlossen, am 26. Aug. zum Angriff überzugehen. Die Truppen auf dem linken Ufer der Katzbach waren in offensiver Absicht von ihm vorgeschickt worden; noch im Laufe des Nachmittags sollte das ganze Heer den Fluß überschreiten. Es war ein Glück für Blücher, daß Macdonald ihm zuvorkam, sonst hätte ihn vielleicht dasselbe Geschick ereilt, welches er seinerseits nun den Franzosen bereiten konnte. Außerdem war Blücher dadurch im Vortheil, daß er auf eine Schlacht vorbereitet war, während Macdonald sie erst in einigen Tagen erwartete. Die Begegnung der beiden Heere fand auf dem rechten Ufer der Katzbach und auf beiden Ufern der Neisse statt. — Das Schlachtfeld befindet sich in einem Dreieck, dessen drei Spitzen die Städte Goldberg (im Südwesten), Liegnitz (im Norden), Jauer (im Südosten) bilden; die Katzbach von Goldberg bis Liegnitz ist die Basis dieses Dreiecks, die Neisse eine von Jauer aus in die Mitte der Basis gefällte Senkrechte. Die Straße von Goldberg nach Jauer führt über Seichau; westlich derselben zieht sich der Mönchswald hin. Hinter Seichau wird sie durchschnitten vom Plinsengrunde, sodann von dem tiefen Einschnitte des Silberflusses, an dem Hennersdorf liegt. Hinter Hennersdorf erheben sich östlich der Straße der Steinberg und Breite Berg, beide an die Neisse stoßend, und der Kirchberg, westlich der Weinberg. Eine andere Straße von Goldberg führt an dem linken Ufer der Katzbach bis Kroitzsch, überschreitet hier die Katzbach vor der Mündung der Neisse und führt auf dem linken Ufer dieses Flusses bis Nieder-Crayn (linkes Ufer), von wo mehrere Wege auf das Plateau am rechten Ufer der Neisse hinaufführen. Von Kroitzsch aus führt ein anderer Weg zunächst nach Wültsch und dann hinter der Mündung der Neisse über die Katzbach nach Dohnau, welches am Fuße des Plateaus liegt. Die Neisse aufwärts von Nieder-Crayn liegen Nieder- und Ober-Weinberg (r. U.), Schlauphof (l. U.) und Schlaupe (l. U.). Das Plateau rechts von der Neisse fällt nach dem Flusse zu steil ab in einer Höhe von 150 bis 200 Fuß. Von Jauer aus führt außer der Hauptstraße nach Liegnitz in nordöstlicher Richtung eine zweite in nördlicher Richtung über Brechtelshof und Bellwitzhof. Bald hinter letzterem Orte senkt sie sich zwischen dem Kreuzberg (l.) und den Kuhbergen (r.) in das Neissethal, führt über Ober- und Nieder-Weinberg nach Nieder-Crayn und von hier wieder auf das Plateau in östlicher Richtung auf Jänowitz. Südöstlich von Jänowitz liegt Klein-Tinz, südlich von diesem Eichholz, ungefähr in gleicher Höhe mit den Kuhbergen. Von Jänowitz gelangt man nördlich nach Dohnau, nordöstlich nach Klein-Schweinitz, dem gegenüber am linken Ufer der Katzbach Schmogwitz liegt. — Den linken Flügel des schlesischen Heeres hatte Langeron auf dem linken Ufer der Neisse in einer festen Stellung; seine Avantgarde hatte Seichau besetzt, das Gros stand hinter dem Plinsengrunde, den linken Flügel an den Mönchswald, den rechten an die Neisse gelehnt. An Langeron schloß sich auf dem rechten Ufer der Neisse York's Corps als Centrum an. Es war um 5 Uhr morgens von Jauer aufgebrochen und hatte um 10 Uhr Stellung genommen in einer Senke zwischen Brechtelshof und Bellwitzhof. Den rechten Flügel nahm Sacken ein zwi-

schen Eichholz und Klein-Tinz. Um 1/2 11 Uhr erschien Blücher beim York'schen Corps und befahl, die Mannschaften sollten um 2 Uhr mit dem Abkochen fertig sein, um den Marsch über die Katzbach anzutreten. Nun aber liefen Meldungen von der Avantgarde und von Langeron über den Anmarsch der feindlichen Colonnen ein. Oberst Katzler hatte am Morgen die Cavalerie der Avantgarde auf das rechte Ufer der Katzbach zurückgezogen und auf dem linken nur einige Vedetten gelassen; die Infanterie der Avantgarde unter Major Hiller hatte Kroitzsch, Wültsch, Nieder-Crayn, Nieder-Weinberg und Schlauphof besetzt, auf der Höhe des Weges von Nieder-Crayn nach Jänowitz war eine sechspfündige Fußbatterie aufgefahren. Um 1/2 11 Uhr griffen die Spitzen der französischen Colonnen die Feldwachen in Kroitzsch und Wültsch an, die sich langsam fechtend zurückzogen. Katzler mit der Cavalerie ging etwas nach 11 Uhr über die Neisse zurück; die Infanterie blieb noch eine Weile und zog sich dann über die Brücke von Nieder-Crayn auf das rechte Ufer der Neisse, namentlich deshalb, weil durch das Zurückgehen von Langeron's Avantgarde ihre linke Flanke entblößt wurde. Die Franzosen folgten auf dem Fuße; ihre Infanterie ging über die Brücke, die Artillerie und Cavalerie durch eine Furt. Nach dem Uebergange theilten sie sich: ein Theil marschirte die Neisse abwärts und erstieg auf verschiedenen Wegen den Thalrand, ein anderer wandte sich nach Weinberg, um bei den Kuhbergen auf das Plateau zu gelangen. — Schon um 1/2 10 Uhr war auch Langeron's Avantgarde in Seichau angegriffen worden; um 11 Uhr befahl er den Rückzug derselben hinter den Plinsengrund. Er nahm nun eine feste, vortheilhafte Stellung ein. Vor seiner Front lag das tief eingeschnittene Silberflüssel, und seine Stellung dehnte sich aus von Schlaupe über den Breiten Berg, den Kirchberg, den Weinberg bis an den Mönchswald. Leider fehlte ihm die nöthige Artillerie, da er in der Annahme, daß der Rückzug noch fortgesetzt werden würde, den größten Theil seiner Geschütze nach Jauer zurückgeschickt hatte. Im Hauptquartier war man zweifelhaft, ob das Vordringen der Franzosen nur eine Recognoscirung oder ein ernstlicher Angriff wäre. Deshalb wurde der für 2 Uhr angesetzte Abmarsch um eine Stunde verschoben, bis man sich über die Absichten des Feindes Gewißheit verschafft hätte. Als Langeron, der überhaupt nicht ans Avanciren dachte, die Aenderung der Disposition durch den Lieutenant von Gerlach mitgetheilt wurde, sagte er diesem: „Votre général est un bon sabreur, mais voilà tout“, berief sich (auch mit Rücksicht auf den trachenberger Kriegsplan) auf geheime Instructionen von seinem Kaiser, die ihm den Unternehmungen Blücher's gegenüber Vorsicht anempfahlen, und fügte hinzu: „Il nous faut de la prudence, et vous m'avouerez, la prudence n'est pas la faute du général Gneisenau.“ Als gleich darauf die Franzosen von Seichau aus gegen den Plinsengrund vordrangen, zog er sofort seine Avantgarde zurück und ließ bereits Abtheilungen nach Jauer zurückmarschiren. — Inzwischen war General Gneisenau mit mehrern Offizieren nach dem Vorwerke Christianshöhe zwischen Bellwitzhof und Eichholz vorgeritten, wo gleichzeitig von der andern Seite Major Hiller mit der Infanterie anlangte. Er hatte sich fechtend, alle 100 Schritt Front machend, zurückgezogen. Nach einiger Zeit kam auch Oberst Katzler mit der Cavalerie und meldete, daß ihm der Feind auf dem Fuße folge. Vom Feinde aber war nichts zu sehen und zu hören. Oberst von Müffling ritt nun allein vor, zunächst nach den Kuhbergen. Als er nichts vom Feinde bemerkte, ritt er bis vor Jänowitz. Hier sah er plötzlich eine Cavalerielinie, welcher auf dem Wege von Nieder-Crayn nach Jänowitz einige Batterien folgten; das Thal von Nieder-Weinberg herauf nach den Kuhbergen rückte eine Infanteriecolonne, deren Spitze beinahe auf dem Plateau angelangt war. Müffling sprengte zu Gneisenau zurück. Blücher wurde herbeigerufen und dann folgender Vorschlag Müffling's als Disposition zum Gefecht angenommen: mit den beiden Corps von York und Sacken ungesäumt dem Feinde entgegenzugehen, mit dem York'schen Corps zwischen Christianshöhe und Bellwitzhof, mit dem Sacken'schen an den Flügel anschließend, die rechte Schulter nach Klein-Tinz vornehmend. Adjutanten wurden an York und Sacken geschickt. Der an York geschickte sollte diesem sagen: er möge so viel Feinde auf das Plateau herauflassen, als er glaube schlagen zu können. York, der über die bisherige Disposition schon gereizt war — Gneisenau hatte er zuvor erklärt: er werde eher seinen Degen zerbrechen als über die Katzbach gehen — erwiderte: „Reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht mehr zählen.“ Sacken sagte dem Adjutanten: „Antworten Sie dem General: Hurrah!“ Ehe aber Blücher's Befehl an ihn gelangte, hatte bereits eine seiner Batterien auf dem Taubenberge bei Eichholz den Kampf eröffnet. Nach einigen Verwirrungen beim Aufmarsch des York'schen Corps stand die 7. Brigade (Horn) auf dem rechten, die 8. (Hünerbein) auf dem linken Flügel des 1. Treffens, die 2. (Prinz Karl von Mecklenburg) im 2. Treffen, die 1. (Steinmetz) in Reserve. York war im Begriff, die Brigade in Linie aufmarschiren zu lassen, als Müffling kam und sofortigen Vormarsch in Colonnen verlangte, da jeder Zeitverlust den Kampf mit den wachsenden Massen des Feindes auf dem Plateau schwerer machen würde. York erklärte, daß an Zeitgewinn nichts gelegen sei, wenn er mit dem Mangel an taktischer Sicherheit erkauft werde; er brauche sich auch nicht von Herrn von Müffling sagen zu lassen, wie er seine Bataillone an den Feind zu bringen habe. Müffling ritt „in Gift und Galle“ weg und brachte einen Befehl Blücher's. „Der verdrießliche Feldherr“, schreibt Müffling, „besann sich, gehorchte aber endlich mit wüthender Geberde.“ Als Major von Krosigk, der mit einem Bataillon in Schlaupe stand, meldete, daß der Feind in zwei starken Colonnen gegen seine Stellung vordränge, gingen zwei Landwehrbataillone zu seiner Unterstützung ab, um die Verbindung mit Langeron zu sichern. Das Commando in Schlaupe übernahm General Hünerbein. Gleichzeitig ging Oberstlieutenant Schmidt mit Artillerie vor und fuhr in gleicher Höhe mit der russischen auf. Inzwischen hatte sich das

1. Treffen zum Angriff formirt. Blücher erschien vor der Front und forderte die Soldaten auf, sich nicht mit Schießen aufzuhalten, sondern mit dem Bajonnet dem Feinde auf den Leib zu gehen. Nachdem nun die Avantgarde aufgenommen war, die sich hinter der 7. Brigade wieder ordnete, begann der Vormarsch. Die 8. Brigade ging zuerst im Geschwindschritt längs des Thalrandes auf die Kuhberge vor. Unvermuthet erhielt sie links vom Kreuzberge her Kartätschenfeuer. Bei den feindlichen Geschützen — es waren 4 — befanden sich 3 Bataillone. Sofort ging das brandenburger Bataillon (Othegraven) im Sturmschritt vor. Zwei französische Bataillone zogen sich zurück, das 3. blieb stehen. Es kam zum Handgemenge. Nach viertelstündigem Gefecht waren 7 Offiziere und 167 Mann gefangen, die andern lagen todt auf dem Boden. Die Landwehrleute, die größtentheils barfuß gingen und keine Mäntel hatten, zogen den gefangenen und gefallenen Feinden als willkommene Beute die Stiefel aus und nahmen ihnen die Mäntel. Andere Landwehrbataillone warfen andere französische Infanterie und eroberten Geschütze. Gleich darauf löste sich die Schlacht in eine Reihe einzelner Cavaleriegefechte auf, denen die Infanterie, in Quarrés formirt, unthätig zusehen mußte. Als die 8. Brigade einige Vortheile errungen hatte, ritt Major Graf Brandenburg zu der hinter den Batterien haltenden Cavalerie und meldete, daß der Feind weiche. Sofort setzte sich Oberst Jürgaß mit dem 1. westpreußischen, 2 Escadrons und der Jägerescadron des litauischen Dragonerregiments, sowie mit der 1. und 2. und der Jägerescadron des National-Cavalerieregiments in Bewegung. Noch aber hatte er nicht die Batterieen passirt, als die Meldung kam, daß feindliche Cavalerie und Artillerie von Nieder-Crayn und Weinberg her auf das Plateau vorrücke. Sofort schwenkten die 3 Escadrons des National-Regiments links ab und gelangten gerade an den Hohlweg, als 2 Escadrons Chasseurs und eine Batterie aus demselben hervorkamen. Die Chasseurs wurden geworfen; die Geschütze und Munitionswagen so verfahren oder zugerichtet, daß sie nicht transportirt werden konnten und der Hohlweg vollständig gesperrt war. Infanteriefeuer aus den Gebüschen nöthigte die Escadrons zum Rückzug. Nun aber erschien frische feindliche Cavalerie, welche sämmtliche Escadrons, die Jürgaß vorgeführt hatte, vor sich hertrieb und hinter die Infanterie jagte; eine halbe reitende Batterie ging an die Franzosen verloren. Es war ein bedenklicher Augenblick. Major Hiller ging mit 3 Bataillonen, unterstützt von 4 Bataillonen der Brigade Prinz Karl, mit dem Bajonnet auf die Cavalerie los, während Oberst Katzler mit den brandenburger Ulanen und einem russischen Husarenregiment einen Angriff in der Front und linken Flanke machte. Vor diesem Doppelstoße wich der Feind zurück. Als nun gleichzeitig Sacken bei Klein-Tinz die französische Cavalerie in Front und linker Flanke faßte, gab Blücher den Befehl zum allgemeinen Angriff. Jürgaß führte die wieder geordnete Cavalerie, dazu das 5. und 10. schlesische, das 1. neumärkische Landwehr-Cavalerie-Regiment, die ganze Brigade-Cavalerie und die brandenburger Ulanen vor, indem er sich mehr rechts auf Jänowitz zog, um sich den Russen anzuschließen. Die feindliche Cavalerie wurde nach lebhaftem Kampfe geworfen und mit der hinter ihr stehenden Infanterie in das Thal der Neisse hinabgestürzt. In diesem Augenblicke erschien die Division Souham von Dohnau her auf dem Plateau. Drei Cavalerie-Regimenter warfen sich auf die preußisch-russische Cavallerie, errangen einen kurzen Erfolg, wurden aber auch endlich über den Haufen geworfen. Die Franzosen waren nicht mehr in Ordnung zu bringen; sie ließen Geschütze, Munitionswagen und Equipagen stehen und eilten der Neisse und Katzbach zu, die inzwischen zu reißenden Flüssen geworden waren. Längs des Ufers von Weinberg bis Dohnau irrten die Flüchtlinge umher und suchten hinüberzukommen. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch das Feuer von 3 Batterien, die am Thalrande aufgefahren waren. „Es war ein gräßlicher Anblick", schreibt ein Augenzeuge, „denn das ganze Flußbett war von Wagen, Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken und untereinander selbst um die Rettung im Kampfe waren, wie gedämmt." Sacken rückte bis an die Katzbach vor und nahm Stellung zwischen Dohnau und Klein-Schweinitz. Vor letzterem Dorfe erschienen von Liegnitz her feindliche Massen, die Divisionen Albert und Riccard vom 3. Corps, die bei Schmogwitz die Katzbach überschritten hatten. Nach einer kurzen Kanonade zogen sie sich um 7½ Uhr wieder über den Fluß zurück und marschirten um 2 Uhr nachts zurück nach Haynau. — Während so auf dem rechten Ufer der Neisse der beste Erfolg errungen wurde, stand es auf dem linken ziemlich bedenklich für die Verbündeten. Langeron hatte in unnöthiger Vorsicht Abtheilungen bereits zurückgesandt und dadurch seine Streitkräfte auf 20,000 Mann reducirt. Mit wachsendem Mismuth bemerkte Blücher und sein Stab von der Thalhöhe aus, wie die Franzosen gegen ihn infolge seiner schlaffen Vertheidigung bedenkliche Fortschritte machten. Vor 2 Uhr hatten sie den Plinsengrund überschritten und formirten sich zum Angriff auf Langeron's Hauptstellung. Um 2 Uhr gingen mehrere Colonnen über das Silberflüssel auf seinen linken Flügel los, konnten jedoch kein Terrain gewinnen. Als nun Langeron merkte, daß es auf dem rechten Ufer der Neisse gut ging, entschloß auch er sich zum Angriff, mußte aber sehen, wie die Franzosen ihm zuvorkamen und zu einem letzten entscheidenden Schlage ausholten. 40 feindliche Geschütze nahmen auf den Höhen zwischen Seichau und Hennersdorf Stellung und brachten die russischen am Weinberge zum Schweigen, welcher sodann durch einen Infanterieangriff genommen wurde. Die Franzosen drangen bis Schlaupe vor. In diesem Augenblicke traf Müffling, von Blücher gesandt, bei Langeron ein, der im Abziehen begriffen war, und die Brigade Steinmetz erhielt den Befehl, auf das linke Ufer der Neisse über Schlauphof zur Unterstützung Langeron's vorzugehen. Es entspann sich nun zwischen Müffling und Langeron folgendes Gespräch. Müffling: Au nom de Dieu, général, vous battez en retraite, pendant que nous avons remporté une

victoire brillante! Délivré de notre ennemi nos réserves sont en pleine marche, pour passer la Neisse et pour prendre en revers tout ce que vous avez devant vous. — Langeron: Colonel, vous êtes mon sauveur (umarmt ihn). — Müffling: Allons attaquons sur le champ, je resterai avec vous, il me faut être témoin de votre gloire, comme je l'ai été de celle du général Sacken. — Langeron: Est-ce que vous êtes sûr que le général en chef ne dispose de mon corps que pour couvrir sa retraite? (Das war die fixe Idee von ihm.) — Müffling: Je suis sûr, que le général en chef passera la Neisse, pour écraser l'ennemi qui vous attaque, ainsi il faut tenir ferme, il faut réparer les erreurs et intimider les présomptueux, les attaquant tambour battant. — Langeron war ziemlich betreten, als er vernahm, daß er durch sein Verhalten die Armee gefährdet hatte, erklärte, daß er mit sich selbst im höchsten Grade unzufrieden wäre, berief sich zu seiner Entschuldigung wieder auf geheime Instructionen, bemühte sich nun aber ernstlich, seine Fehler wieder gut zu machen. Die entsandten Abtheilungen wurden zurückgerufen, und während die Brigade Steinmetz über Schlaupe und Schlauphof vordrang, setzten sich die russischen Generale an die Spitze ihrer Truppen und eroberten den Weinberg und einen Theil von Hennersdorf zurück.

Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende und Macdonald trat den Rückzug an. Die erschöpften Sieger blieben zunächst da stehen und liegen, wo sie beim Einbruch der Dunkelheit sich befanden, sie betrieben die Verfolgung aber in den nächsten Tagen eifrig. Viele Krieger von der Landwehr hatten, wie schon bemerkt, keine Schuhe; Mäntel fehlten allen. Trotzdem war die Stimmung bei ihnen die beste. Am Abend wurde in den Bivuak's nach der Melodie des dessauer Marsches der improvisirte Vers gesungen:

So leben wir, so leben wir an der Neisse,
Da kamen die Franzosen in die — Tinte, juchhe!

Die Schlacht wurde aber nach der Katzbach und zwar Sacken zu Ehren benannt. Blücher schrieb an ihn am 30. Aug.: „Ich beehre mich Ew. Exc. zu benachrichtigen, daß wir diese Schlacht die Schlacht an der Katzbach, und zwar zu Ehren Ew. Exc. nennen werden, weil die unter Dero Befehl stehenden braven russischen Truppen in unausgesetztem Gefecht bis an dieses Wasser vorgedrungen sind." Der Verlust des schlesischen Heeres war verhältnißmäßig gering. York's Corps hatte 874, Sacken's 500, Langeron's 1400 Mann verloren. Den Franzosen brachte der Rückzug größere Verluste als die Schlacht. Ihr Gesammtverlust kann auf mehr als 30,000 Mann angenommen werden. Ueberhaupt war für die Sieger der Erfolg auf dem Schlachtfelde weniger groß als der bei der Verfolgung des weichenden Feindes; waren doch auf dem rechten Ufer der Neisse nur 8 französische Bataillone Infanterie und etwa 4000 Mann Cavalerie ins Gefecht gekommen. Die von Blücher befohlene energische Verfolgung wurde bis zum 1. Sept. fortgesetzt. In einem an diesem Tage erlassenen Tagesbefehle Blücher's heißt es: „103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, Feldschmieden und Proviantkarren, 3 Generale, eine große Anzahl Oberste, Stabs- und andere Offiziere, 18,000 gefangene Soldaten, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen." — Am 29. Aug. traf bei Napoleon in Dresden folgende Depesche Macdonald's ein: Sire, votre armée du Bobre n'existe plus.

Literatur: Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Bremen 1881 und 1882. — Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges im Jahre 1813 für Deutschlands Unabhängigkeit. A. d. Russ. von A. S. St.-Petersburg und Leipzig 1863—69. — Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. — J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Berlin 1871. — Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 14, 15. Berlin 1857—61. — Preußisches Militär-Wochenblatt 1844 (März, April). — von Müffling, Aus meinem Leben. Berlin 1855. — C. von W. (von Müffling), zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813—14. Berlin 1827. — Varnhagen von Ense, Fürst Blücher von Walstatt. Berlin 1826.

(*Paul Schwartz.*)

KATZBACH-GEBIRGE nennt man den sudetischen Höhenzug, welcher sich im NO. des Riesengebirges, diesem etwa parallel, von SO. nach SW., östlich vom Bober an 70 Kilom. weit bald mehr bald weniger kammförmig hinerstreckt. Es ist nur zum Theil bewaldet, meist bebaut, bildet ein niedriges Seitengebirge der Sudeten mit Gipfeln bis zu 690 Met. Höhe und vielen vulkanischen Kegeln, bietet sehr schöne Aussichtspunkte und hübsche Thäler. Es ist eigentlich ein mit Höhen besetztes Plateau, das sich längs der Katzbach und des Bober allmählich nach NO. abdacht und nur in den Thauerschen Höhen, von Bolkenhahn nach Norden, gebirgsartig erscheint. Der südlichste Theil ist der Bühnwald, im Süden von Bolkenhahn (350 Met.), und der 682 Met. hohe Bleiberg, im Norden von Kupferberg. Die höchsten Gipfel trägt zwischen Kupferberg und Schönau das Kaufunger Gebirge an der Katzbach, mit seinen Marmor- und Säulenporphyrbrüchen und seinen Tropfsteinklüften. In demselben hat der Scholzen-Eisenberg bei Altenberg 712 Met., der Kitzel- und der Kammerberg bei Ober-Kaufung 667 und 735 Met., der Butterberg bei Tiefhartmannsdorf 715, der Kapellenberg 628 mit der schönsten Aussicht, die Blüchershöhe bei Berbisdorf 754 Met.; die eine schöne Aussicht bietende Hohe Gulge oder Hukulge zwischen Ludwigsdorf und Mittel-Kaufung 774 Met. Nach NW. hin folgt im NO. von Lähn der 581 Met. hohe Probsthainer Spitzberg und der 407 Met. hohe Gröditzberg, schon nahe der Grenze des Flachlandes. Im Westen von Jauer liegt der Mönchswald mit dem 414 Met. hohen Heßberge. (*G. A. von Klöden.*)

Kätzchen (amentum) in der beschreibenden Botanik, und Kätzchenträger, s. Amentaceae.

Katze, Katzengeschlecht, s. Felis.

KATZE oder Cavalier wird ein erhöhtes Festungswerk genannt, das bald auf dem Bastion, bald auf der Courtine liegt und den Zweck hat, das vorliegende Terrain zu überhöhen oder auch gegen die Einsicht von nahen Höhen zu schützen. In älterer Zeit wurden diese großen Erdmassen häufig verwendet, man hat ihren Gebrauch später aber verlassen, weil sie schon von weitem gesehen und beschossen werden können. Vauban legte sie nur noch in seinen vollen Bastionen, den Wall der Katze gleichlaufend mit dem Walle des Bastions, an. Bei kleinen Bastionen wurden der Raumersparniß halber statt der Erdböschungen Futtermauern angewendet. Cormontaigne sonderte den Wall der Katze durch einen 12 Fuß tiefen und 30 Fuß breiten Graben von dem Wallgange des Bastions ab und machte die Futtermauer ihrer Escarpe so niedrig, daß sie von feindlicher Feldartillerie nicht wohl eingeschlossen werden konnte. Die alten Kriegsbaumeister gaben den Katzen eine viereckige oder halbrunde Form, sodaß die Seiten zugleich als schräge Flanken zur Bestreichung der Bastionsfacen dienten. Man findet sie in dieser Form auf der Mitte der Courtine bei Tartalea, Marchi u. a. und auch Virgin schlug sie in seiner Défense des places mise en équilibre avec l'attaque furieuse d'aujourdhui (Stockholm 1780—81) vor, um vermittels ihrer die Außenwerke von allen Seiten mit Flanken- und Rückenfeuer zu überschütten. — Bei den neueren polygonalen Befestigungen liegt die Katze wie das Bastion an den Ecken oder auf der Mitte langer Fronten; sie bildet einen Theil des Hauptwalles und markirt sich nur durch eine höhere Feuerlinie sowie durch kurze nach innen angehängte Brustwehren, welche zur flankirenden Bestreichung des nahen Vorterrains und als Traversen für den Wallgang dienen. *(von Löbell.)*

KATZE, ein in der englischen Marine früher gebräuchliches Prügel-Instrument mit 9 Riemen, welche an ihrer Spitze in einen Knoten endigten (neunschwänzige Katze). Dieselbe ist seit mehrern Jahren wie überhaupt die körperliche Züchtigung abgeschafft. Geschoßkatze ist am Bord des Schiffs ein Kettenflaschenzug, um die schweren Geschosse aus den Geschoßkammern bis in die Batterie zu heben und sie dann in derselben bis zu den verschiedenen Geschützen zu transportiren. Zu diesem Zwecke sind im Schiffe in der Längsrichtung an den Deckbalken der Batterie eiserne Schienen angebracht, auf denen zwei durch ein eisernes Dreieck verbundene Rollen laufen. In die untere Spitze dieses Dreiecks wird das in dem Flaschenzuge hängende Geschoß, das ein Gewicht von mehrern hundert Kilogramm erreichen kann, gehakt und dann leicht durch einen Mann an seinen Bestimmungsort gerollt. *(R. Werner.)*

KATZENAUGE nennt man eine grünliche, auch braune Varietät des Quarzes, die von zahlreichen, parallel gestellten Amiantfasern durchwachsen ist. Diese Fasern haben einen schönen Seidenglanz. Bei der Bewegung namentlich des in Form einer Kaffeebohne geschliffenen Stückes spielt das Licht nach Art des reflectirten Lichtes im Auge der Katzen. Fundort Ceylon, Ostindien, Hof, Treseburg. Wird zu Ring- und Nadelsteinen verwendet, in der neuesten Zeit wieder sehr beliebt; im Orient als Amulet getragen. Neuerdings verwendet man auch gern den farblosen oder grünlich- bis gelblich-grauen, zu feinfaserigen Aggregaten verwachsenen und daher schön seidenglänzenden Sillimanit als Katzenauge. Es ist dies ein zum Theil mit feinvertheiltem Quarz gemengter Faserkiesel. Die chemische Zusammensetzung des Sillimanit ist kieselsauere Thonerde, $Al_2SiO_5 = Al_2O_3SiO_2$. Sehr schöne Vorkommnisse liefert Nordamerika. *(E. Geinitz.)*

KATZENELNBOGEN ist zunächst der Name einer Burg, um die später ein Städtchen entstand, im ehemaligen Herzogthume Nassau, dem jetzigen Regierungsbezirke Wiesbaden, nach der sich das früher mächtige Geschlecht der Grafen von Katzenelnbogen benannt hatte und die schließlich auch auf ihre Territorien überging. — Die Grafen von Katzenelnbogen sind Abkömmlinge des im Ober-Rheingau bereits früh ansässigen hennebergischen Grafengeschlechts. Der erste, der unter dem Namen erwähnt wird, ist Herr Heinrich von Katzenelnbogen, dessen die Urkunden schon um das J. 1100 gedenken. Sein Sohn Heinrich nahm um das J. 1140 den Grafentitel an, der dem Hause bis zu seinem Niedergange verblieb. Um das J. 1250 nach dem Tode Diether's II. von Katzenelnbogen theilten dessen Söhne, Diether III. der Reiche, und Eberhard I. die Besitzungen des Hauses, oder vielmehr sie mutschirten, d. h. sie behielten das gemeinschaftliche Eigenthum der Hausgüter und Lehen und theilten ursprünglich nur die Nutznießung. Die ältere Linie, die Diether's III., erhielt ihre Einkünfte hauptsächlich in der Nieder-Grafschaft; die jüngere Linie, die Eberhard's I., aus der Ober-Grafschaft. Jene war im Besitze der Schlösser Alt-Katzenelnbogen (in Nassau), Zwingenberg (in der Großherzoglich-hessischen Provinz Starkenburg), Lichtenberg (im Odenwalde) und erbaute noch Rheinfels, Reichenberg, Burg-Schwalbach und Darmstadt; diese hatte das Schloß Auerberg und den größten Theil des Schlosses Dornberg (beide in der Provinz Starkenburg) nebst Zubehör inne. Damit werden auch die Territorien bezeichnet. Nach mehr als hundertjähriger Trennung, innerhalb welcher Zeit die Grafen beider Linien das Leben damaliger Herren mit allen üblichen Kämpfen geführt hatten, wurden die beiderseitigen Gebietstheile im J. 1393 wieder vereinigt durch die Heirath des Grafen Johannes III. von der jüngeren Linie mit Anna, Tochter des ritterlichen Grafen Eberhard V. und einziger Erbin aller Besitzungen der älteren Linie. Diese Vereinigung und noch mehr die Sparsamkeit der Grafen, insbesondere des Sohnes Johann's III., Philipp, hob den alten Glanz des Hauses gewaltig. Fast allen Fürsten und Herren der Gegend schoß er Geld vor und verhältnißmäßig groß waren die Gebiete, die er verschuldeten Besitzern abkaufte. In seiner Familie war er weniger glücklich. Dreimal verheirathet, blieb ihm nur eine einzige Tochter Anna, welche er mit dem Landgrafen Heinrich IV. von Hessen vermählte. Das katzenelnbogener Haus erlosch mit Philipp's im

J. 1479 erfolgtem Tode im Mannsstamme. Die ererbte, nunmehr wieder vereinigte Grafschaft ging nach Anna's Tode nach längeren Erbstreitigkeiten an ihren Sohn, Landgrafen Wilhelm III. von Hessen über, welcher im J. 1495 durch Kaiser Maximilian mit den katzenelnbogischen Landen belehnt wurde. Fünf Jahre nachher (1500) wurden durch Wilhelm's III. Tod — er starb kinderlos — sämmtliche hessischen Lande nach zweiundvierzigjähriger Trennung wieder vereinigt und Wilhelm II. von Niederhessen, der Vater Philipp's des Großmüthigen, übernahm mit den andern Besitzungen auch die katzenelnbogische Erbschaft. Sie bestand aus der Nieder-Grafschaft Katzenelnbogen mit folgenden Gebietstheilen: 1) Amt Rheinfels und Vogtei Pfalzfeld — Hauptort St.-Goar; 2) Amt Reichenberg; 3) Amt Hohenstein und 4) Amt Braubach mit dem Kirchspiele Katzenelnbogen, und aus der Ober-Grafschaft mit den Gebietstheilen: 1) Amt Darmstadt; 2) Amt Lichtenberg; 3) Amt Zwingenberg mit Jägersburg; 4) Amt Seeheim; 5) Amt Dornberg; 6) Amt Rüsselsheim und Kelsterbach; 7) Amt Wallau in der Herrschaft Eppstein; 8) der Gemeinschaft Umstadt. Nur kurze Zeit blieben beide Grafschaften unter hessischer Herrschaft vereinigt. Philipp der Großmüthige theilte bekanntlich sein Land unter seine vier Söhne. Der dritte Sohn, Philipp, erhielt bei dieser Theilung die Nieder-Grafschaft mit Rheinfels und St.-Goar, der vierte und jüngste Sohn, Georg, die Ober-Grafschaft Katzenelnbogen mit Darmstadt. Der erstere starb schon 1583 und es fiel die Nieder-Grafschaft an Wilhelm von Hessen-Kassel, den ältesten der Brüder. In dem berühmten Marburger Successionsstreite zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt (Anfang des 17. Jahrh.) wurde sie von letzterem beansprucht und mit Waffengewalt zu erobern versucht, bis endlich im J. 1648 Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt die Nieder-Grafschaft „auf ewig" an Hessen-Kassel abtrat. Noch in demselben Jahre ging sie unter Vorbehalt der Landeshoheit an den Landgrafen Ernst, den Stifter der Linie Hessen-Rothenburg, einen jüngeren Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, über. In dem Besitze dieser Linie blieb die Nieder-Grafschaft, bis die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege sie nach mannichfachem Besitzwechsel schließlich an das Herzogthum Nassau brachten, mit dem sie im J. 1866 dem Königreiche Preußen einverleibt wurde. Die Ober-Grafschaft hatte solche Wandlungen nicht durchzumachen. Sie verblieb bei den Nachkommen des Sohnes Philipp's des Großmüthigen, des Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt, und gehört jetzt zu dem Großherzogthume Hessen, von dessen Provinz Starkenburg sie einen wesentlichen Theil ausmacht, während der frühere Hauptort Darmstadt eine ansehnliche Stadt und Residenz der Großherzoge von Hessen und bei Rhein geworden ist. Das Einzige, was noch jetzt an den früher so gefeierten Namen Katzenelnbogen erinnert, ist außer dem nassauischen Städtchen mit der alten Stammburg das von dem Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt codificirte Katzenelnbogener Landrecht, das namentlich auf dem Gebiete des Erbrechts und des ehelichen Güterrechts jetzt noch das herrschende Recht in den Landen der früheren Ober-Grafschaft ist, neben welchem das gemeine Recht nur subsidiär gilt. H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte I. (Geschichte der Grafen von Katzenelnbogen). (Dr. *Walther.*)

Katzengold und Katzenglimmer, s. Glimmer.

Katzenkraut, s. Teucrium.

Katzenpfötchen, s. Gnaphalium.

Katzenwedel, s. Equisetum.

KATZHÜTTE, Dorf im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, hart an der sondershauser Grenze, theils im Thale der Katz, theils in dem der Schwarza, von hohen mit Nadelholz bewachsenen Bergen umgeben, mit Poststation nebst Telegraphenamt, 23 Kilom. von Eisfeld, 40 Kilom. von Rudolstadt; (1880) 1365 Einwohner, darunter 1362 Evangelische und 2 Katholiken; Standesamt, Forstamt, Eisengießerei nebst Maschinenfabrik, die 51 Arbeiter beschäftigt (Specialität Mühlenbau), Porzellanfabrik mit 300 Arbeitern (in erster Linie Puppen, die hauptsächlich nach Nordamerika Absatz finden). Katzhütte ist historisch merkwürdig, weil hier 1759 die erste Porzellanfabrik Thüringens durch die Gebrüder Grimm aus Siegmundsburg gegründet wurde und die Porzellanfabrikation jetzt der bedeutendste Industriezweig Thüringens ist. Diese erste Fabrik wurde zwar 1764 nach Wallendorf verlegt, dagegen erhielt der Ort 1864, also hundert Jahre später, eine neue. Katzhütte dient wegen seiner geschützten Lage auch als Sommerfrische. (*A. Schroot.*)

KAUER (Ferdinand), Componist, wurde am 8. Jan. 1751 zu Klein-Thaya in Mähren als der Sohn eines Schullehrers geboren und erhielt, nachdem er dem Unterrichte seines Vaters entwachsen war, seine höhere Schulbildung im Jesuitencollegium zu Znaim, woselbst er während seiner Studienzeit auch den Orgeldienst in der Anstalt versah. Nachdem er den nothwendigen Reifegrad erlangt hatte, begab er sich nach Thyrnau, um Medicin zu studiren, wandte sich aber später ganz der Musik zu und vollendete seine künstlerische Ausbildung in Wien. Dort studirte er zunächst unter Heydenreich Contrapunkt, und erwarb sich seinen Lebensunterhalt als Klavierlehrer, bis ihm im J. 1795 die Stelle eines Musikdirectors und ersten Violinisten der Marinelli'schen Kapelle und gleichzeitig die Leitung der Marinelli'schen Singschule übertragen wurde. Später fungirte er wechselsweise am leopoldstädter, grätzer und josephstädter Theater als Kapellmeister, gab jedoch seine Thätigkeit als Lehrer nicht auf und begann nun auch eine seltene Productivität als Componist zu entfalten.

Es dürfte kaum ein zu seiner Zeit gebräuchliches Instrument gegeben haben, für welches Kauer nicht geschrieben, keine musikalische Form zu nennen sein, in der er sich nicht versucht hätte. Unter der großen Anzahl von Werken aber, die Kauer zum Liebling des wiener Publikums gemacht, hat ihn nur sein Singspiel „Das Donauweibchen" überlebt. Dasselbe war dem neuerschlossenen Gebiete gesunder deutscher Komik eines Gaßmann, Dittersdorf und Wenzel Müller entwachsen, hatte sich

rasch allgemeine Beliebtheit erworben, Kauer's Popularität begründet und ist bis an unsere Zeit heran Repertoirestück kleinerer Bühnen geblieben.

Kauer hat gegen zweihundert Opern und Singspiele geschrieben, unter welchen außer dem „Donauweibchen" nur die „Sternenkönigin" weitere Verbreitung gefunden hat. Sein Oratorium „Die Sündflut", ein Tongemälde, „Nelson's große Seeschlacht", über zwanzig Messen und Requiems, desgleichen viele kleinere Formen kirchlicher Musik, seine Symphonien und zahlreichen Kammermusikwerke, Concerte für die verschiedensten Instrumente, Tänze und Märsche ohne Zahl sind heute so gut wie vergessen. Ebenso sind seine instructiven Werke, eine Gesangschule und Lehrbücher für Streich- und Blas-Instrumente, kaum mehr dem Namen nach bekannt. Was nicht im Druck erschienen war, ist jedenfalls durch die große Ueberschwemmung mit zerstört worden, von der Wien im Frühlinge 1830 heimgesucht wurde und die auch Kauer seiner einzigen Habe — einer ansehnlichen musikalischen Bibliothek — beraubte.

Trotz seiner großen Productivität und rasch erlangten Popularität verlebte Kauer, während sein „Donauweibchen" den Theaterdirectionen Tausende eintrug, die letzten Jahre seines Lebens in äußerster Dürftigkeit als Bratschist am Leopoldstädter Theater und genoß schließlich dort das Gnadenbrot, bis er am 13. April 1831 starb.

(*A. Tottmann.*)

KAUERNIK, preußisches Städtchen in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Löbau, 3 Kilom. südlich von Neumark und 19 Kilom. von Bischofswerder an der Drewenz gelegen; es hat 961 Einwohner, worunter 800 katholische Polen. Hier befand sich das Lager des Ordensheeres vor der Tannenberger Schlacht. (*G. A. von Klöden.*)

KAUF, KAUFVERTRAG. A. Nach Römischem Rechte.

1) Voraussetzungen. Der Kaufvertrag, emtio venditio, war bei den Römern derjenige schon durch bloße Willensübereinstimmung perfect werdende zweiseitige und entgeltliche Contract, vermöge dessen der eine Contrahent, Verkäufer, venditor, sich verpflichtet, dem andern, Käufer, emtor, einen gewissen Vermögensgegenstand zu gewähren, wogegen letzterer dafür einen Geldpreis, pretium, als Gegenleistung verspricht. Wesentlich ist also a) einerseits ein in Geld bestimmter Preis, wenn auch in Verbindung mit einer Nebenleistung anderer Art. Doch kann auch die Festsetzung des Preises von einem noch ungewissen oder unbekannten Umstande abhängig gemacht, insbesondere in das Ermessen eines bestimmten Dritten, wodurch dann der Kauf bedingt wird, ja auch unbestimmt in das billige Ermessen eines unparteiischen Sachverständigen, arbitratus boni viri, gestellt sein; b) andererseits ein Kaufgegenstand, welcher nicht blos eine körperliche Sache sein kann, sondern auch jedes andere überhaupt veräußerliche Vermögensobject, z. B. dingliche Rechte, Forderungen, selbst das bloße Besitzrecht, auch ein Vermögensinbegriff, desgleichen eine Mehrheit gleich- oder verschiedenartiger Sachen, endlich auch im voraus zukünftige, z. B. erst zu verfertigende und selbst noch ganz ungewisse Sachen. Der Gegenstand, welcher Object des Kaufs ist, kann sowol eine fremde als auch eine dem Verkäufer gehörige sein. Doch ist nichtig der Kauf einer gestohlenen Sache, wenn Käufer und Verkäufer darum wissen, nicht bindend für diesen, wenn blos jener darum weiß. Unwirksam ist auch, dafern sich der Käufer bezüglich dieser Eigenschaft der Sache nicht in entschuldbarem Irrthume befand, der Kauf einer res extra commercium, sodann einer Sache, deren Kauf oder Verkauf überhaupt oder wenigstens diesen Personen gesetzlich verboten ist. Geschlossen und der Regel nach sofort beiderseitig bindend ist der Kauf, sobald die Contrahenten über Gegenstand und Preis als gegenseitig zu gewährende Leistungen einig geworden sind, es müßte denn der Vertrag noch von einer Bedingung abhängig gemacht sein. Eine solche liegt darin, daß der Kauf unter Vorbehalt einer Prüfung und Billigung der Waare durch den Käufer abgeschlossen wird, in dessen Belieben dadurch die Vollendung des Vertrags gestellt ist, vorausgesetzt, daß nicht vielmehr die Auflösung des unbedingt geschlossenen Vertrags später zu erklärender Misbilligung des Käufers überlassen sein soll. Unvollendet in gewissem Sinne als gleichsam bedingter ist der Kauf auch dann, wenn der Preis nach Maß, Gewicht oder Zahl des Gegenstandes festgesetzt, sowie auch wenn der Gegenstand selbst in solcher Weise bestimmt, also erst aus einem Ganzen auszuscheiden ist, solange, bis das Zumessen, Zuwägen oder Zuzählen vollzogen ist. Einer besondern Form bedarf es zur Abschließung des Kaufs regelmäßig nicht; ist schriftliche Abfassung verabredet worden, so ist der Regel nach die Vollendung des Vertrags durch Vollendung der betreffenden Urkunde bedingt. Uebrigens kann auch eine Verpflichtung zur Abschließung eines Kaufs bestehen, deren Nichterfüllung eine Klage auf Ersatz des Interesse erzeugen kann. So namentlich vermöge des sogenannten pactum de retrovendendo, wodurch sich der Käufer einer Sache zu deren Rückverkauf an den Verkäufer, oder des pactum de retroemendo, wodurch sich der Verkäufer zum Rückkauf derselben Sache verpflichtet hat. Eine beschränkte Verpflichtung jener Art wird durch das einem andern zustehende Vorkaufsrecht, jus protimiseos, begründet, kraft dessen dieser, wenn der Verpflichtete verkaufen will, verlangen kann, daß derselbe vor andern ihm verkaufe.

2) Wirkungen. Der Kaufvertrag erzeugt gegenseitige Verbindlichkeiten des Käufers und Verkäufers, deren Erfüllung dieser durch die actio venditi, beziehentlich jener durch die actio emti erwirken kann. Die Verbindlichkeit des Verkäufers besteht zunächst darin, daß er die verkaufte Sache dem Käufer überliefere, sodaß letzterem der Besitz und Genuß derselben gesichert bleibe. Der Verkäufer hat mit der Hauptsache auch deren Zubehör, und was seit Abschluß des Kaufs als Zuwachs hinzugekommen, das sogenannte commodum rei, zu erstatten. Bis zur Ueberlieferung der Sache ist er zu aller

Sorgfalt betreffs derselben verpflichtet, und haftet überhaupt wegen des Schadens, den er in Beziehung auf das Geschäft durch dolus oder culpa dem Käufer verursacht. Letzterer dagegen ist verpflichtet, den Kaufpreis zu zahlen, nebst Zinsen von der Zeit an, da ihm die Sache überliefert worden, auch die seit Abschluß des Kaufs vom Verkäufer auf die Sache gemachten nothwendigen und nützlichen Verwendungen zu ersetzen. Diese Verbindlichkeiten hat der Käufer auch dann zu erfüllen, wenn seit dem Kaufe durch Zufall, d. h. ohne Verschulden des Verkäufers, die Sache zu Grunde gegangen oder verschlechtert, oder dieser sonst außer Stand gesetzt ist, dieselbe zu überliefern; mit andern Worten: der Käufer trägt die Gefahr der Sache. Bei bedingtem Kaufe jedoch trägt der Käufer zwar die Gefahr der Verschlechterung, nicht aber auch, solange die Bedingung schwebt, die Gefahr des Untergangs der Sache. Ist nach Maß, Zahl oder Gewicht verkauft worden, so trifft den Käufer selbst die Gefahr der Verschlechterung nicht bis die Zumessung geschehen, es sei denn diese durch seine Schuld verzögert worden. Auch ergibt sich bei dem Kaufe auf Billigung oder Besicht von selbst, daß der Käufer hier nicht die Gefahr der Verschlechterung zu tragen braucht. Uebrigens haftet auch der Käufer dem Verkäufer für dolus und culpa. — Der Verkäufer ist nun aber nicht nur verpflichtet, dem Käufer die Sache zu überliefern, sondern er haftet auch dafür, daß derselbe sie kraft des Kaufes haben und behalten könne (ut emtori rem habere liceat); er muß ihm daher Ersatz leisten, wenn sie ihm durch einen andern rechtlicherweise abgestritten (entwährt, evincirt) wird. Voraussetzung dieser Verbindlichkeit zur Evictionsleistung ist, daß dem Käufer der Gegenstand des Kaufes ganz oder zum Theil im Wege rechtmäßigen gerichtlichen Verfahrens vermöge eines in die Zeit des Kaufes zurückreichenden Rechtsgrundes abgestritten sei. Sie tritt nicht ein, wenn die Sache durch eine Verfügung der Staatsgewalt oder durch Gewaltthat oder durch ungerechten Richterspruch dem Käufer entzogen oder ohne richterliches Urtheil abgegeben oder vor der Entwährung zu Grunde gegangen ist, sowie auch, wenn jener durch seine Schuld den Rechtsstreit verloren, und insbesondere, wenn er ohne Entschuldigungsgrund es unterlassen hat, dem Verkäufer, beziehentlich dessen Erben, von dem erhobenen Rechtsstreite zu gehöriger Zeit Kunde zu geben (litem denunciare), außer er vermöchte darzuthun, daß dies für den Erfolg unerheblich gewesen wäre. Die Verbindlichkeit fällt außerdem weg, wenn der Verkauf zum Zweck des Spiels geschehen ist, um dazu dem Verkäufer Geld zu verschaffen, ferner wenn die Sache als eine der Gefahr der Entwährung unterworfene gekauft, oder endlich wenn die Haftung dafür durch besondere Verabredung (pactum de non praestanda evictione, welches jedoch nie von der Haftung für den dolus entbinden kann) ausgeschlossen ist. Der Inhalt der Leistung, welche wegen erlittener Entwährung schon nach der Natur des Vertrags durch die actio emti gefordert werden kann, bestimmt sich durch das Interesse des Käufers, unter Berücksichtigung einerseits der Werthminderung, andererseits der Accessionen und der Werthserhöhung der Sache, jedoch mit der Beschränkung, daß die letzte, abgesehen von den auf die Sache gemachten Verwendungen, nicht über das Doppelte des Kaufpreises berechnet werden soll. Es kann aber auch für den Fall der Entwährung eine bestimmte Summe versprochen werden, und zwar war es bei den Römern üblich, sich durch die sogenannte stipulatio duplae das Doppelte des Kaufpreises vertragsmäßig auszubedingen. Alsdann kann der Verkäufer vermöge des Versprechens, wenn die ganze Sache entwährt wird, auf Zahlung dieser Summe belangt werden, wenn aber nur ein Theil der Sache entwährt wird, nur auf Zahlung des entsprechenden Theiles der Summe, welcher bei Entwährung eines reellen Theiles der Sache nach dem Verhältniß von dessen Werthe zum Werth des Ganzen zur Zeit des Kaufes zu bemessen ist. — Aus der Natur des Kaufvertrags ergibt sich von selbst, daß der Verkäufer sowol wegen des Mangels ausdrücklich oder stillschweigend versprochener Eigenschaften als wegen des Vorhandenseins absichtlich verschwiegener Fehler der Sache hafte. Durch das Edict der Aedilen aber ist es Rechtssatz geworden, daß der Verkäufer überhaupt die Mängel der Sache dem Käufer anzeigen müsse, wenn sie nicht ohnehin offenbar sind. Im Falle späterer Entdeckung nicht erst später entstandener und nicht unerheblicher Mängel der Sache, sie mögen dem Verkäufer bekannt gewesen sein oder nicht, soll der Käufer die Wahl haben, entweder verhältnißmäßige Minderung des Kaufpreises oder auch Zurücknahme der Sache und Rückerstattung des schon gezahlten Preises mit Zinsen und Interessen zu verlangen; ersteres mittels der sogenannten Minderungsklage (actio quanti minoris, judicium aestimatorium), die mit Ablauf eines Jahres, letzteres durch die sogenannte Wandelklage (actio redhibitoria), die mit Ablauf von sechs Monaten verjährt. Zweck der letzteren Klage ist für beide Theile Wiederherstellung des Zustandes vor dem Verkaufe, jedoch nicht mit der Wirkung einer auflösenden Bedingung; aber auch die erstgedachte Klage kann denselben Erfolg haben, wenn der Fehler und daher die Preisminderung sehr bedeutend ist. Wegen verschiedener Fehler kann mehrmals geklagt werden, solange Redhibition nicht stattgefunden hat; durch den Verlust der Sache gehen die einmal begründeten Ansprüche nicht verloren. — Hat der Kauf etwas anderes als körperliche Sachen zum Gegenstand, so sind die Verbindlichkeiten des Käufers und Verkäufers nach Analogie der vorstehenden Regeln, soweit dieselben nach der besondern Natur des Gegenstandes anwendbar sind, zu bestimmen. So z. B. muß der Verkäufer eines dinglichen Rechts dem Käufer die gesicherte Ausübung dieses Rechts gewähren und wegen Abstreitung desselben evictionsmäßigen Ersatz leisten; auch kann wegen eines Mangels der Sache die Gewährleistung durch die Minderungs- und die Wandelklage gefordert werden, z. B. beim Verkauf des Nießbrauchs oder der Emphyteuse. Der Verkäufer einer Forderung haftet regelmäßig für wirksame Uebertragung derselben, d. h. für deren Dasein und Klagbarkeit, nicht auch für Zahlungsfähigkeit des

Schuldners. Der Verkäufer eines Vermögensinbegriffs, z. B. einer Erbschaft, hat dem Käufer den gesammten Vortheil des Vermögens zu überlassen, also alle dazu gehörenden Sachen und Rechte zu übertragen, gegen Uebernahme der darauf haftenden Verbindlichkeiten; er haftet auch evictionsmäßig, wenn dem Käufer das Vermögen als Ganzes oder ein aliquoter Theil desselben rechtlicherweise entzogen wird, nicht aber auch wegen Entwährung einzelner vermeintlich, und ebenso wenig wegen mangelhafter Beschaffenheit wirklich dazu gehörender Sachen, es sei denn wegen dolus oder vermöge besonderer Zusage. Beim Hoffnungskauf endlich ist der Verkäufer nur verpflichtet, zu thun, was von ihm erwartet werden mußte, damit die Hoffnung sich verwirklichen könne, und nichts zu deren Vereitelung zu unternehmen; dann aber kann er den Preis fordern, wenn auch die Hoffnung sich als eitle erweist.

3) Nebenverträge. Die regelmäßigen Wirkungen des Kaufvertrags können durch besondere Verabredung (pacta adjecta) der Contrahenten beliebig abgeändert werden, z. B. in Betreff der Ueberlieferung der Sache, der Zahlung oder Verzinsung des Kaufpreises, der Gefahr der Sache u. s. w., überall jedoch mit der Beschränkung, daß dadurch nicht die Unredlichkeit eines der Paciscenten im voraus genehmigt wird. Solche Nebenverträge, die vorzüglich beim Kauf vorkommen, sind die in diem addictio, wodurch dem Verkäufer gestattet wird, den Kauf aufzuheben, falls sich innerhalb einer bestimmten Zeit ein vortheilhafterer Käufer finden sollte; die lex commissoria, wodurch der Verkäufer berechtigt wird. den Kauf als nicht geschlossen zu behandeln, falls der Käufer den Kaufpreis nicht rechtzeitig bezahlen würde; das pactum reservati dominii, wodurch sich der Verkäufer bis zur Zahlung des Kaufpreises das Eigenthum der Sache, und das pactum hypothecae, wodurch er sich ein Pfandrecht daran vorbehält; die schon oben gedachten pacta protimiseos, sowie de retrovendendo et de retroemendo und andere mehr.

4) Aufhebung. Der abgeschlossene Kauf kann nicht nur durch beiderseitige Einwilligung, sondern, wie sich schon aus Vorstehendem ergibt, aus verschiedenen Gründen auch wider Willen des einen oder andern Contrahenten rückgängig gemacht werden. Insbesondere kann dies auch, und zwar mittels der actio emti oder venditi, geschehen, wenn der Käufer oder der Verkäufer durch eine Unredlichkeit des andern oder durch Zwang zur Abschließung des Kaufs vermocht worden ist. Dem Verkäufer aber ist auch ohne Voraussetzung einer Unredlichkeit des Käufers das Recht gegeben, schon deswegen, weil der Kaufpreis nicht einmal die Hälfte des wahren Werthes der Sache erreicht, d. i. wegen sogenannter laesio enormis oder ultra dimidium, die Aufhebung des Vertrags zu verlangen, falls nicht der Käufer bereit ist, den Kaufpreis bis zum wahren Werth zu erhöhen; letzteres eine römisch-rechtliche Bestimmung, die freilich im modernen Rechtsleben nur noch von sehr zweifelhaftem, im kaufmännischen Handelsverkehre von gar keinem praktischen Werthe mehr ist.

B. Nach Deutschem Rechte.

Die Lehre vom Kaufe hat sich von den darüber geltenden Bestimmungen des Römischen Rechts heutzutage wenig entfernt. Denn abgesehen von der durch die Reichspolizei-Ordnung von 1577 angeordneten Beschränkung des Kaufs der Früchte auf dem Halme, welcher nur gestattet wird, wenn der Kaufpreis dem zur Zeit des Contracts oder vierzehn Tage nach der Ernte geltenden Marktpreise gleichkommt, verändert das Deutsche Recht nur die Wandlungsklage, gemäß seinem dem ädilitischen Edicte gerade entgegengesetzten Princip. Hiernach trug der Käufer beim Kauf beweglicher Habe die heimlichen Mängel, sobald er den gekauften Gegenstand besehen und in seine Gewere gebracht hatte, der Verkäufer müßte denn den Schaden absichtlich verheimlicht haben („Augen für Geld"). Beim Kauf von Thieren dagegen wird noch jetzt der Käufer in dieser Beziehung auf der einen Seite darin begünstigt, daß er selbst nach abgeschlossenem Kaufe noch wandeln darf, wenn innerhalb einer bestimmten Frist (in der Regel 14 Tage) Mängel hervortreten, auf der andern Seite darin beschränkt, daß diese Befugniß nur wegen bestimmter Hauptmängel (bei Pferden Stetigkeit, Rotz, Staarblindheit, Hartschlägigkeit; bei Rindvieh Drüsenkrankheit, schwere Noth, Darmfäulniß; bei Schafen die Pocken; bei Schweinen die Finnen) gewährt wird. Die Minderungs- oder Würderungsklage wird daneben regelmäßig nicht zugelassen.

C. Im modernen Handelsverkehre.

So wenig nach dem unter B. Gesagten die Grundsätze des Kaufvertrags an sich wesentliche Veränderungen erlitten haben, so bedeutend sind doch für die juristische Beurtheilung die Einwirkungen der besondern Beziehungen des kaufmännischen Verkehrs, dessen hauptsächlichste Form dieses Geschäft bildet. Die Verwendung desselben zur Handelsspeculation erfordert an sich keine Veränderung der darüber geltenden Grundsätze des allgemeinen Rechts, sondern nur eine Ausbildung der durch diesen Zweck getroffenen Seiten des Vertrags. Das kaufmännische Leben hat in dieser Hinsicht vielerlei Combinationen gebildet, von denen einige hier zu erwähnen sind. Hierher gehört 1) der sogenannte Lieferungskauf (im Gegensatze des Tageskaufs), bei welchem die Lieferung der Waare später, als zur Zeit der Perfection des Vertrags, zu einem schon in diesem festgesetzten Preise geschehen soll. 2) Der Kauf nach Probe, bei welchem der Verkäufer sich verbindlich macht, Waaren zu liefern, welche einer dem Käufer vorgelegten Probe gleichkommen sollen. Das Geschäft ist ein unbedingtes und berechtigt im Falle einer nachtheiligen Differenz zwischen Waare und Probe zum Anspruch auf Schadenersatz, selbst dann, wenn der Käufer die nicht vertragsmäßige Leistung anzunehmen verweigert. Die Probe, deren Eigenthum nach der Intention der Parteien bald dem Verkäufer verbleibt, bald dem Käufer bestimmt wird, hat der letztere sorgfältig aufzubewahren, indem er im Falle ihrer Verwahrlosung den Beweis einer behaupteten Differenz zwischen ihr und der Waare zu führen hat; ihre Identität beweist er durch einfache

eidliche Versicherung. 3) Der Kauf auf Besicht oder auf Probe, bei welchem dem Käufer in willkürlicher Entscheidung die Befugniß zum Rücktritt zusteht. Er ist daher bald ein unter einer Suspensiv-, bald ein unter einer Resolutivbedingung geschlossener Kauf; im Zweifel ist eine Suspensivbedingung anzunehmen. Die Bedingtheit des Geschäfts wird durch die definitive Erklärung des Käufers gehoben, welche der Verkäufer zu fordern berechtigt ist. Außerdem enthält das Deutsche Handelsgesetzbuch, welches den Kauf in den Artikeln 337—359 bespricht, noch eine Reihe von Bestimmungen über verschiedene wichtige Punkte des Handelskaufs, insbesondere über den Erfüllungsort (342), über die Rechte und Pflichten des Verkäufers bei Säumniß des Käufers, die Waare zu empfangen (343), über die Tragung der Gefahr bei Versendung der Waare (345), über die Untersuchungspflicht des Käufers bei von auswärts übersandten Waaren als Bedingung der Geltendmachung der Ansprüche wegen ihrer mangelhaften Beschaffenheit (347 und 348), über die Verjährung des Regresses (349), endlich über das Rücktrittsrecht einer Partei für den Fall der Nichterfüllung seitens der andern (354 fg.). — Auch Staatspapiere, deren Curs- oder Tauschwerth nach dem Einflusse äußerer Umstände steigt oder fällt, sind Gegenstand der kaufmännischen Speculation; namentlich wird speculirt, indem nach einem bestimmten Curse gekauft wird, in der Hoffnung, daß nach einem höheren Curse verkauft, realisirt werden könne. Der Gegenstand der Speculation ist daher die Differenz zwischen dem Einkaufs- und Verkaufspreise, welche nicht immer der Differenz des Curses gleichkommt. Die Geschäfte, durch welche die Speculation vermittelt wird, sind der Tageskauf und ganz besonders der Kauf auf Lieferung. Wurde dem Geschäfte eine Erlöschungsclausel („am 1. April ist das Engagement erloschen"), oder ein genau bestimmter Tag der Erfüllung beigefügt, so kann der Käufer, wenn die Lieferung zur bestimmten Zeit nicht erfolgte, statt auf Erfüllung einfach auf die Preisdifferenz (nebst dem Ersatze des erweislich höheren Schadens) klagen. Es kann nun aber verabredet werden, daß überhaupt gar nicht materiell erfüllt, sondern nur die Differenz des Preises gezahlt werden solle, welchen eine Quantität Papiere zur Zeit des Abschlusses und zu einem späteren Termine hat; dieses Geschäft, sogenanntes Differenzgeschäft, ist kein Kauf auf Lieferung, sondern eine nicht verbotene Art der bedingten Verträge oder Sponsionen. Behält sich ein Speculant beim Lieferungskauf ein Wahlrecht zwischen Erfüllung und Nichterfüllung, also das Recht des Rücktritts vor, so verbessert er hierdurch seine Lage. Da aber hiermit eine Ungleichheit in der Stellung der Contrahenten entsteht, so wird diese ausgeglichen durch eine Prämie an denjenigen, welcher das Wahlrecht nicht hat, also ungünstiger gestellt ist. Sie ist im Zweifel eine Assecuranzprämie, welche für das Recht des Rücktritts, nicht für den gewählten Rücktritt gegeben wird. Das Prämiengeschäft kann ein einfaches und ein zusammengesetztes sein, z. B. Zweiprämiengeschäft (A kauft auf Lieferung von B und verkauft auf Lieferung an C mit Vorbehalt des Rücktritts bei beiden Geschäften gegen Prämie, oder A bewilligt umgekehrt dem B und C den Rücktritt gegen Prämie), oder zweischneidiges Prämiengeschäft (es verpflichtet sich jemand gegen Prämie, einem Dritten nach dessen Wahl entweder Papiere zu liefern oder von ihm zu beziehen, oder vom Vertrage zurückzutreten) oder Stellgeschäft (hier fällt die dritte Wahlbefugniß weg), ohne daß sich die rechtliche Beurtheilung verändert. Modificationen des Prämiengeschäfts sind: 1) der Schluß auf fest und offen, ein Lieferungskauf, bei welchem der Käufer einen Theil der Papiere fest kauft, in Betreff eines andern Theils sich gegen eine Prämie, die in der Gestalt einer Preiserhöhung der festgekauften Papiere erscheint, das Recht des Rücktritts vorbehält, ein Geschäft, welches den Namen Nochgeschäft führt, wenn man es als einen Lieferungskauf auffaßt, bei welchem der Käufer das Recht hat, außer den bestimmten Papieren noch eine Anzahl mehr zu kaufen; 2) das Wandelgeschäft, ein Lieferungskauf, bei welchem der Käufer gegen Prämie das Recht hat, die Lieferung früher als an dem bestimmten Tage zu fordern. — Bei Staatspapieren, welche den Charakter von Lotterielosen haben, dient häufig zur Speculation das Heuergeschäft, bei dem jemand einem andern gegen Prämie den Gewinn verspricht, welcher auf ein in seinem oder eines Dritten Eigenthum befindliches Los fallen werde.

Zum Schluß mögen hier noch folgende ergänzende Bemerkungen Platz finden. Während nach Römischem Rechte der Verkäufer dem Käufer blos das factische Haben und Behalten der Sache, das rem habere licere (s. oben), zu prästiren hat, muß er nach neueren Rechten vielfach das rechtliche Haben, also das Eigenthum der verkauften Sache gewähren. Außerdem ist von neueren Gesetzgebungen für manche Kaufverträge, vorzüglich für den Verkauf von Immobilien, die Form der schriftlichen Abfassung, beziehentlich der gerichtlichen oder notariellen Verbriefung als Bedingung der Gültigkeit vorgeschrieben worden.

Literatur: Treitschke, Der Kaufcontract in besonderer Beziehung auf den Waarenhandel (2. Aufl., Gera 1865). — Eck, Die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewährung des Eigenthums (Halle 1874). — Bechmann, Der Kauf nach Gemeinem Rechte (Erlangen 1876). — Thöl, Das Handelsrecht (5. Aufl., Göttingen 1878).

Kauf bricht Miethe, ein deutsches Rechtssprichwort über den römisch-rechtlichen Grundsatz, daß ein abgeschlossener Mieth- oder Pachtcontract aufgehoben wird, wenn der Vermiether oder Verpachter die vermiethete oder verpachtete Sache an einen Dritten veräußert. Der Käufer ist nach Römischem und so auch nach Gemeinem Deutschen Rechte an den bestehenden Mieth- oder Pachtcontract nicht gebunden, sondern kann den Miether oder Pachter austreiben. Der Verkäufer bleibt jedoch insofern aus dem Miethcontract haftbar, als der ausgetriebene Miether oder Pachter ihn mittels der aus dem Miethvertrage entspringenden Klage auf Schadenersatz belangen

kann. Manche neuere Gesetzgebungen haben diesen römischrechtlichen Grundsatz fallen lassen und sich dem älteren Deutschen Rechte wieder genähert, wonach der Käufer einer Immobilie in den zwischen dem Verkäufer und einem Dritten bestehenden Mieth- oder Pachtcontract ohne weiteres eintreten, also den Vertrag mit allen seinen Consequenzen auf sich übernehmen muß. Indem hierdurch dem eigentlich nur persönlichen Rechte des Miethers oder Pachters nach dieser Richtung hin eine Art dinglicher Wirksamkeit beigelegt wird, müßte das entsprechende Deutsche Rechtssprichwort lauten: „Kauf bricht nicht Miethe." (*Albrecht Just.*)

KAUFBEUREN, bairische unmittelbare Stadt im Reg.-Bez. Schwaben und Neuburg, am linken Ufer der Wertach und an der Eisenbahnlinie Augsburg-Lindau, bildet den Stadtbezirk des Amtsgerichts Kaufbeuren. Derselbe umfaßt 0,29 □Meile = 4719 Tagw. mit (1880) 6268 Seelen. Es hat ein katholisches Dekanat (Sitz des Dekans in Lengenfeld), 2 Pfarreien (1 katholische und 1 protestantische [Dekanat Kempten]), 3 Stiftungs-Priesterstellen, ein Kloster der Franciscanerinnen mit Unterrichtsanstalt, 2 Pfarrkirchen, 1 Hospital, 2 Krankenhäuser, die Kreisirrenanstalt für Schwaben, 1 Waisenhaus und viele wohlthätige Stiftungen; ein Bezirksamt (mit Landbezirk Kaufbeuren und dem Amtsgericht Buchloe, zusammen 30,522 Einwohner), Stadtcommissariat, Magistrat II. Klasse, 1 Rentamt, 1 Forstamt, eine Baubehörde, ein Zollamt (Haupt-Zollamts Kempten), 1 Notar, 2 Advocaten; eine (isolirte) Lateinschule, eine Realschule, 2 katholische und 2 protestantische Volksschulen, Post- und Bahnverwaltung und eine Telegraphen-Zwischenstation.

Bemerkenswerth ist die im J. 1400 gothisirte Martinskirche, und namentlich die auf dem nahen Hügel prangende Blasiuskirche mit großartiger Reihe herrlicher Tafelbilder, prachtvollen Gemälden am Hochaltar und einem Flügelaltärchen in der Sakristei von hoher Schönheit. Auf dieser Anhöhe stand ehedem eine Burg. Kaufbeuren, wo seit 1626 die Jesuiten lehrten und seit 1734 eine vollständige katholische Lateinschule bestand, ist von fruchtbarem und freundlichem Hügellande umgeben, und es entfaltet sich dort eine große Fabrikations-, Handels- und Gewerbsthätigkeit.

Die älteste Geschichte der Stadt Kaufbeuren, Buron, Buiron (der Name Kufburem, Kaufpewren tritt erst im Anfang des 14. Jahrhunderts auf), sowie ihrer Besitzer liegt im Dunkel. Erst aus der Zeit von 1126 läßt sich ein Welfenzweig (Wolftrigel illustris vir de Buiron) anführen. Im J. 1191 fiel sie an die Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen. In einer Urkunde vom J. 1240*) nennt Konrad IV. Kaufbeuren „unsere Stadt" (vnser stat ze Buoeron); 1249 wurde das Hospital von Bruder Albrecht Schlecher und von Heinrich Engles auf dem Gries außerhalb der Stadt errichtet und demselben ein Meister mit Barmherzigen Brüdern und Schwestern zur Pflege der Armen und Kranken vorgesetzt, welche 1261 vom Bischof Hartmann von Augsburg die Regel des Heiligen Augustinus erhielten. Neue Schenkungen und Vermächtnisse vermehrten und erhöhten später das Spitalvermögen.

Kaufbeurens Reichsunmittelbarkeit läßt sich erst vom J. 1286 an nachweisen und zwar durch eine Urkunde von König Rudolf I., worin er Kaufbeuren unsere und des Reiches Stadt Buiron nannte. Ihr wurde ein Ammann oder Reichsstadtvogt vorgesetzt, und diese Unmittelbarkeit von den nachfolgenden Kaisern ihr nicht nur bestätigt, sondern sogar erweitert. So erhielt sie von Kaiser Ludwig dem Baier 1339 die Rechte und Freiheiten der Stadt Memmingen. Im J. 1377 wurde sie vom Herzog Friedrich von Teck und 1388 von den bairischen Herzogen Friedrich und Stephan vergebens belagert. Im J. 1398 erhielt Kaufbeuren vom König Wenzel die Exemtion von fremden Gerichten und 1418 durch König Sigismund auch den Blutbann. Der erste städtische Ammann wurde im J. 1424 gewählt. Die folgenden Kaiser dehnten die Reichsfreiheiten der Stadt immer weiter aus, sodaß sie ein ganz selbständiges Regiment erlangte. Im 14. Jahrhundert war sie ein Mitglied des Städtebundes und im 15. und 16. Jahrhundert des großen Schwäbischen Bundes. Von allen Kaisern war ihr jedoch Maximilian I. am meisten zugethan, und zwischen 1494 und 1518 nahm er zehnmal Aufenthalt in seiner lieben und getreuen Stadt Kaufbeuren. Die Stadt brannte 1325 am St.-Margarethentage bis auf 7 Häuser ab.

Zur Zeit der Reformation trat ein Theil der Bürgerschaft Luther's Lehre bei. Auch Kaufbeuren hatte die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges von beiden Seiten zu fühlen, denn bald wurde es von den Kaiserlichen, bald von den Schweden eingenommen und geplündert; am meisten aber hatte dasselbe in den Jahren 1632 bis 1635 und 1646 zu leiden. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts brachte der Stadt der französisch-bairische Einfall neues empfindliches Unglück, da die Franzosen sie lange besetzt hielten. Im J. 1803 hatte dann Kaufbeuren das Schicksal der meisten oberschwäbischen Reichsstädte, indem es mediatisirt und der Krone Baiern zugewiesen wurde. (*Ferdinand Moesch.*)

KAUFFAHRER oder **KAUFFAHRTEI-SCHIFFE** nennt man alle für den Handel und Waaren- oder Passagiertransport bestimmten seegehenden Schiffe. Die Kauffahrer sind Segel-, nie Dampfschiffe und führen je nach ihrer Größe, Bauart und Takelage verschiedene Namen. In früherer Zeit unterschied man alle möglichen Arten: Giagge, Bachen, Huken, Pinken, Galleoten, Schnauen u. s. w., jetzt dagegen hat man diese für das gewöhnliche Auge oft kaum bemerkbaren Unterschiede wesentlich vereinfacht. Schiffe mit 3 Masten sind Vollschiffe: Barken wie dreimastige Schooner, je nachdem sie an allen, an zwei Masten oder nur an Einem derselben (den oder dem vordersten) Raaen führen. Solche mit zwei Masten heißen Briggs oder Schooner, wenn sie an beiden oder nur an Einem Maste Raaen haben. Bei den Küstenfahrern hat man noch Kuffs und Tjalks, sehr breite vorn und hinten

*) Aelteste öffentliche deutsche Urkunde des Königl. bair. Reichsarchivs.

rund gebaute Fahrzeuge mit zwei, resp. einem Mast; Kutter, vorn sehr scharf und mit einem Mast, Jachten, Schlupen, Galeassen und andere mehr.

Der Bau der Kauffahrer und ihre Einrichtung hat sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach verändert. In den frühesten Zeiten waren sie verhältnißmäßig klein, weil sie sich nur in der Nähe der Küsten bewegten, vorn und hinten rund gebaut, hatten einen Mast und ein Raasegel, konnten aber bei Windstillen auch durch Ruder fortbewegt werden. Man nannte sie im Gegensatze zu den langen und schmalen Kriegsschiffen kurze Schiffe. Zur Zeit der Punischen Kriege hatte die antike Schiffsbaukunst ihren Höhepunkt erreicht und die Kauffahrer waren bedeutend größer geworden. Mit der mehrhundertjährigen Ruhe im Mittelmeere während des römischen Kaiserreiches entwickelte sich der Seehandel und mit ihm die Zahl der Kauffahrer dort, in dem damaligen Centrum der Civilisation, bedeutend, bis die Völkerwanderung störend eingriff. Jahrhundertelang lag dann das Seewesen ganz danieder und erst die Kreuzzüge und die Erfindung des Kompasses gaben ihm einen neuen Aufschwung.

Seitdem ist der Bau der Kauffahrer stetig, zuerst nur langsam, in diesem Jahrhundert aber sehr schnell vorwärts geschritten und namentlich hat die Verwendung des Dampfes sehr viel zu seiner Vervollkommnung beigetragen, obwol die Segelschiffe jetzt immer mehr durch Dampfer verdrängt werden. Die modernen Dampfschiffe, welche mit 1000 und mehr Passagieren befrachtet, die Reise zwischen Deutschland und Nordamerika fast mit der Regelmäßigkeit der Post in 9—10 Tagen zurücklegen und dabei auf das schönste und bequemste eingerichtet sind, geben ein glänzendes Beispiel von dem Höhepunkte, auf dem der Schiffbau sich jetzt befindet. Aber auch die Segelschiffe haben sich eben so vervollkommnet, ihre Schnelligkeit gegen früher fast verdoppelt und an Größe um das 6—7fache zugenommen. Während zu Columbus' Zeiten die Kauffahrer durchschnittlich 250—300 Tonnen Raumgehalt hatten, findet man jetzt häufig Segelschiffe von 1800—2000 Tonnen (à 1000 Kg.). *(R. Werner.)*

Ende des vierunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Berichtigung.

Neben den im Artikel Kâserûn (Seite 201 dieses Bandes) genannten mohammedanischen Gelehrten ist noch zu erwähnen: Tâǵ eddin Mohammed ibn Mohammed ibn Ibrahim el-Kâserûni, genannt Haǵǵ Horâs (Flügel) oder Haǵǵ Cogelah (d'Herbelot), Verfasser einer persischen Ethik unter dem Titel bahr-i sââdet (Meer der Glückseligkeit), welches er im J. 901 d. H. (1495/6 Chr.) vollendete (Hâǵǵi Chalfa II, 18 Nr. 1663, vgl. VII, 641). *(A. Müller.)*

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

